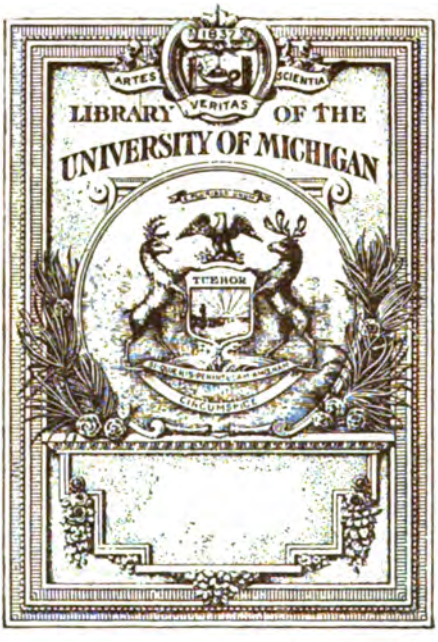
B 409662


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

HX
6
.N5

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Vierzigster Jahrgang
Erster Band

Stuttgart 1922
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Living Age
8-9 1922
Gen.

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Zeitgeschichte

A. Politische Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

Barth, Erwin, Das Wiesbadener Abkommen. A 79
Cassau, Th., Berufsbeamtentum? A 337
Cunow, Heinr., Handwörterbuch für Staatswissenschaften. R 46
— Woodrow Wilson und der Versailler Friedensvertrag. A 73
Schützinger, H., Ein Blick hinter die Feldherrn-Attrappen des Weltkrieges. A 615
Heichen, A., Zum Wiesbadener Abkommen. A 149
— Was will England in Genua? A 457
Kleinmeyer, J., Preußische Verwaltungsprobleme im vierten Jahre der Republik. A 592
Landauer, K., Die Auflösung des modernen Staates. A 1
Laufkötter, Fr., P. Weisengrün, Kulturpolitik, Weltkrieg und Sozialismus. R 142
— Elias Hurwicz, Zur Reform des politischen Denkens. R 166
— Streikrecht. A 505
Lepère, H., Grenzlandpolitik. A 299
Marx, Dr., Beamtentum, Volksstaat und Sozialdemokratie. A 106
Schiff, V., Zwei Männer — zwei Welten. A 187
Schöttler, W., Sulzbach, Grundlagen der politischen Parteibildung. R .. 237
Steiner-Jullien, J., Von Cannes zu Poincaré. A 409
— Das Resultat von Washington. A 509
S.-J., J., Außenpolitische Rundschau. A 353 404 451 484 545 595

2. Amerika

Barth, E., M. Schippel, Amerikas Wirtschafts- und Finanzlage. R .. 502
Horn, R., Die Alabamafrage. A ... 89
Red., Die Bedeutung der Neger i. der nordamerikanischen Industrie. N .. 96
— Streiks in den Verein. Staaten. N 96
Schippel, M., Streit um Schiffahrtsabgaben auf dem Panamakanal. A 197
Steiner-Jullien, J., Washington. A . 193
— Die amerikanische Offensive. A .. 601
Willig, J., Die Washingtoner Abrüstungskonferenz. A 246
— Die Vierer-Allianz. A 369
— Die amerikanische »Krise«. A 438

3. Asien

Freye, P., Siam. Eine politische und wirtschaftliche Studie. A 133

4. Belgien

Red., Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Belgien. N 168

5. Deutschland

Cassau, Th., Verbilligung der Staatsverwaltung. A 583
Franz, Julius, Die Zukunft Oberschlesiens. A 145
Kl., August Stein. Irenäus. R 191
Kraus, E., Einige Gedanken z. staatsrechtlichen Neugliederung d. deutschen Einheitsstaats. A 152
Löffler, H., Oberschlesien. A 124
Lohmann, R., Kommunale Selbstverwaltung oder nicht? A 529
Perner, R., Hamburg u. das Reich. A 241
— Neugliederung des Reiches. A ... 449
Quarck, Max, Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung. A .. 313 343
Radlof, L., Das Problem einer Neugliederung des Reiches. A 426
Severing, Provinzialautonomie? A . 121
Timm, J., Zur politischen Lage in Bayern. A 433 475

6. England

Cunow, H., Der englisch-irische Vertrag. A 289
Lutz, H., Englische Briefe über die Schuld am Kriege. A 55
Red., Die Arbeitslosigkeit in England. N 504
— Lohnabbau in Großbritannien. N 576
Schippel, M., Ch. Mendelsohn, Wandlungen des liberalen England durch die Kriegswirtschaft. R 215

7. Frankreich

Curtius, E. R., Der Syndikalismus d. Geistesarbeiter in Frankreich. R . 576
Red., Die französische Rheinflotte. N 120
— Wiederaufbau der Industrie in den nordfranzösischen Gebieten. N ... 192
Steiner-Jullien, J., E. R. Curtius, M. Barrès u. d. geistigen Grundlagen d. französischen Nationalismus. R 165
— Briand. A 265
— Die Zerreißung der französischen Gewerkschaften. A 366
— Wie Poincaré siegte. A 553

8. Rußland

Hurwicz, E., Zur Soziologie der Kommunist. Partei Sowjetrußlands. A 101
Laufkötter, Fr., Larin und Kritzmann, Wirtschaftslehre und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjetrußland. R 189
Schützinger, H., Sowjetrußland im Rahmen der Weltwirtschaft. A .. 586

B. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

Cunow, H., Heinig, Stinnes und seine 600000 Arbeiter. R 47
— Kahn und Naphtali, Wie liest man den Handelsteil einer Zeitung? R 406
Heichen, Artur, Die Reparation und der neue Niederbruch der Markvaluta. A 30
— Spekulation und Börsenhausse. A 97
— Ein Moratorium f. Deutschland. A 295
— Zwangsanleihe. A 513
Landauer, K., Das Prinzip der Planwirtschaft u. d. neueste Wirtschaftsentwicklung. A 516 539
Lansburgh, Fr., Varga, Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft. R 189
— O. Schembor, Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft. R 623
Mang, J. Der westfälische Staatsbergbau und seine Entwicklung. A 201
Quarck, M., W. Reimes, Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte. R 454
Red., Kapitalinvestierungen im neuen Deutschland. N 48
— Die Petroleumproduktion. N 72
— Deutsches Papiergeld und französische Assignaten. N 360
— Deutschlands Außenhandel. N ... 384
— Der Nutzen d. Zwischenhandels. N 408
Sachs, M., Valuta und Inflation. A 129
— Wissell und Striemer, Ohne Planwirtschaft kein Aufbau. R 498

2. Politische Ökonomie

Fehlinger, H., Cassel, Das Geldproblem der Welt. R 69
Hoboff, Der Malthusianismus. A 177 204
Landauer, K., Das Prinzip der Planwirtschaft. A 516 539
Lansburgh, Fr., Diehl, David Ricardos Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung. R 359

3. Verstaatlichung und Sozialisierung

Ellinger, A., Die Sozialisierungsbewegung i. deutschen Baugewerbe. A 557
Sachs, M., Liefmann, Die Unternehmungsformen. R 336

4. Agrarfrage

Fehlinger, H., Das Landarbeiterprogramm der Internationalen Arbeitsorganisation. A 5
Fest, Dr., Sozialismus und Landwirtschaft. A 379
Lipschitz, A., Kropotkin, Landwirtschaft, Industrie und Handwerk. R 167
Schmidt, Georg, Landwirtschaftliche Gegenwartsfragen. A 568
Schöttler, W., Landwirtschaft und Bevölkerungskapazität. A 618

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

Fehlinger, H., Beyer, Gesundheit und gewerbliche Arbeit. R 142
— Das Wanderungsproblem und die internation. Arbeitsorganisation. A 611
Flatow, Nipperdey, Kontrahierungszwang und diktierter Vertrag. R 284
Schöttler, W., Arbeitsrecht und Arbeiterfrage. A 226 255
— Zur Frage der Arbeitslosenversicherung. A 389 417
Steinmetz, A., Sozialöhne? A 481

2. Wohnungspolitik

Ellinger, A., Fragen der Wohnungswirtschaft. A 172
Sachs, M., Scheidt, Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen. R ... 70
— Brehmer und Herpel, Gebt Obdach den Wohnungslosen. R 119
— Zurück zum Boden. R 551
Thimm, Alfred, Der Ruhrsiedlungsverband und seine Arbeit. A 604

3. Wohlfahrtspflege, Gesundheitswesen

Fehlinger, H., Blaschko, Hygiene der Geschlechtskrankheiten. R 118
Gräf, Ed., Waisenhaus od. Familienpflege? A 305
Lehmann, H., Die Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. A 213
— Prostitution, Sittlichkeit und Geschlechtskrankheiten. A 621
Quarck, Gegen Prostitution und Geschlechtskrankheiten. R 501

4. Rechtsreform

Lehmann, H., Grotjahn u. Radbruch, Die Abtreibung d. Leibesfrucht. R 23
— Der Entwurf eines Verwahrungsgesetzes. A 42
— Der Entwurf eines Wohlfahrtsgesetzes für Thüringen. A 549
Marx, H., Politisch-kritische Bemerkungen zu dem Strafgesetzbuchentwurf von 1919. A 318
— Das Strafensystem im Strafgesetzbuchentwurf. A 534
Ruscheweyh, H., Guckenheimer, Der Begriff der ehrlosen Gesinnung im Strafrecht. R 236
Schöfer, S., Änderungen d. ehelichen Rechtsgrundlagen. A 230 302

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

Cunow, H., Die geschichtliche Bedeutung des Görlitzer Parteitags. A 25

404822

Cunow, H., M. Beer, Allgemeine Geschichte des Sozialismus. R 92
— K. Kautsky, Von der Demokratie zur Staatssklaverei. R 140
— In eigener Sache. A 280
— Nach alter Gewohnheit. N 384
Engels, F., Kritik an Lassalles »Franz von Sickingen« 413
Kampffmeyer, P., Das internat. Arbeiterprogramm von K. Marx. A 467
Laufkötter, Fr., H. Stein, Der Kölner Arbeiterverein (1848/49). R 382
— P. Kampffmeyer, Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung. R 598

2. Theorie des Sozialismus

Biensfeldt, J., Arbeitsrecht und Parteiprogramm. A 562
Hohoff, W., Eine ethische Begründung des Klassenkampfes. A 398
Israel, Walter, Zur wissenschaftlichen Fortbildung d. Sozialismus (Vorländer). A 523
Laufkötter, Fr., Roland-Holst, Partei und Revolution. R 189
— Radek, Soll die V. K. P. D. eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentristische Partei des Wartens sein? R 189
Marck, S., Romantischer Sozialismus. A 223

3. Arbeiterbewegung

Cunow, Einheitsfront-Illusionen. A 361
— Verschüttete Hoffnungen. A 385
— H. Schlüter, Die Chartistenbewegung. R 573
Ellinger, A., Gewerkschaftskampf und Unternehmergewinne. A 442
Fehlinger, H., Die Internationale Arbeitsorganisation. A 83 110
— Die dritte Internationale Arbeitskonferenz. A 268
— A. Baumeister, Die Gewerkschaften und die Internationale Arbeitsorganisation. R 312
— Internat. Labour Conference. R 383
Laufkötter, Fr., Die Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten. A 169
Quarck, M., W. Woldt, Wirtschaftliche Schulungsarbeit u. gewerkschaftliches Führertum. R 499
Red., Die Entwicklung der holländischen Gewerkschaften. N 72
— Die Gewerkschaften der Welt. N. 143
Steiner-Jullien, J., Die Zerreißung d. französischen Gewerkschaften. A 366

4. Rätesystem

Laufkötter, Fr., Die Psychotechnik und die Betriebsräte. A 10 33
— N. Lenin, Zur Frage d. Diktatur. R 189

III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst

Frauenfragen, Jugendbewegung

1. Bildungswesen

Cunow, H., Hänisch, Neue Bahnen der Kulturpolitik. R 429
K., P. Österreich, Produktionsschule. R 358
Kampffmeyer, P., Historische Volksaufklärung. A 329
Karsen, Fr., Die werdende Gesellschaft und die Schule. A 373
Lehmann, H., Schulreformer, Frauenbildung und Wirtschaftsreform. A 138
Lohmann, R., Gefährliche Schulpolitik. A 460
Marquardt, Fr. Karsen, Die Schule der werdenden Gesellschaft. R ...: 498
Red., Der Drang zum Universitätsstudium. N 432
Witte, E., Das Leben einer Arbeiterfamilie als Ausgangspunkt für den Geschichtsunterricht. A 401

2. Philosophie

Laufkötter, Fr., Fr. Muckle, Nietzsche u. d. Zusammenbruch der Kultur. R 311
— E. Galin, Platon u. die griechische Utopie. R 624
Staudinger, F., Bedingungen u. Hindernisse der Erkenntnis. A .. 393 421
Vorländer, K., Apelt, Vorwort und Einleitung zu Platons Dialogen. R 93
— Platon-Index. R 93
— Bülow, Die Entwicklung d. Hegelschen Sozialphilosophie. R 93
— Neue philosophische Literatur. A . 114
— Franz Staudinger †. A 258
— Philosoph. Neuerscheinungen. A.. 523

3. Literatur und Musik

Guttmann, A., Die Stellung des Arbeitergesangs in der Kultur unserer Zeit. A 158 184
— Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart. A 487
Hift, J., v. Bruggen, Das zerstörte Ameisenreich. A 94
Hurwicz, E., Dostojewski. A 210
Kl., Lagerlöf, Zacharias Topelius. R 143
— Thoma, Der Ruepp. R 430
Kliche, J., Andersen-Nexö. A 234
— Kretzer, Fidus Deutschling. R ... 238
— Gustave Flaubert. A 261
— Anton Wildgans. A 490
L., Hermann, Schnee. R 71
— Preczang, Im Strom der Zeit. R 431
— Jong, Untergang. R 528
L., L., Zahn, Jonas Trutkmann. R ... 191
— Engelke, Rhythmus des neuen Europa. R 239
— Goldmann, Numa. R 286
— Jugend heraus! R 287

L., L., Lehmann, Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17. R 407
L., Schönlank, Gesänge der Zeit. R.. 287
Lauffötter, Fr., Strecker, Nietzsche und Strindberg. R 311
Leffen, L., Hans Nikolaus Kraus. A 308
In., Bergfeld, Die Bruderhütte. R .. 239
— Aus meinen vier Pfählen. R 503
n., Elsner, Zu neuen Ufern. R 24
— Jahn, Jugendtag. R 408
— Walter, Die christliche Mördergrube. R 503
p., Viktor, Neuer Frühling. R 288
Sch., M., Märchenbücher. R 263
Schipfmann, Diederich, Von unten auf. R 311

4. Frauenfragen

L., E., Ottilie Baader, Ein steiniger Weg. Erinnerungen. R 502
Lehmann, H., Die Görlitzer Frauentage. A 87
— H. Lange, Lebenserinnerungen. R 190
Schipfmann, M., Schöfer, Soziale Frauenarbeit in der Gemeinde. Ausbau der Kinderfürsorge. R .. 500

5. Jugendbewegung

Ollenhauer, E., Die Arbeiterjugend-Internationale. A 571

IV. Geschichte, Länder- u. Völkerkunde, Naturwissenschaften

1. Geschichte

Berg, W., Die soziale Frage im römischen Altertum. A 37 61
Blos, W., Florian Geyer. A 14
Conrady, A., Die Regierungskrisen der Februarrepublik. A 323 348
Cunow, H., Hohenzollern, Wilhelm II. und sein Haus. R 21
— Bismarck und Wilhelm II. A ... 49
Cunow, H., Bernstein, Wie eine Revolution zugrunde ging. R..... 67
— Bernstein, Die deutsche Revolution. R 67
— Cartelliert, Geschichte der neueren Revolutionen. R..... 527
— Lassalle und Marx. A 577
Fehlinger, H., Riemann, Schwarzrotgold. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815. R 47

2. Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften

bs., Meyer, Ursprung und erste Anfänge des Christentums. R 334
— A. Drews, Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu. R 599
Cunow, H., Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung. A 217 249 273
— Ethnolog. Wirtschaftsforschung. A 445
— Fremde Märchenwelten. A 494
Fehlinger, H., Machatschek, Landeskunde von Russisch-Turkestan. R. 120
— Mensch und Natur. R 163
— Wendel, Aus dem südslawischen Risorgimento. R..... 168
— Shaw, Back to Methuselah. R .. 431
— H. Günther, Wunder in uns. R .. 600
Neumann, E. W., Flöricke, Allerlei Gewürm. R 240
— Schmid, Liebe und Ehe im Tierreich. R 288
— Weule, Die Anfänge der Naturbeherrschung. R 456
Schön, M., Günther, Radiotechnik. R 430
Schöttler, W. Delius, Urgesetze. R .. 216
Vorländer, K., Gehrke, Physik und Erkenntnistheorie. R..... 285
— Dr. V. Geilen, Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur. R..... 574

Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

1. Artikel

Barth, E., Das Wiesbadener Abkommen 79
Berg, W., Die soziale Frage im römischen Altertum 37 61
Blos, W., Florian Geyer 14
Biensfeldt, J., Arbeitsrecht und Parteiprogramm 562
Caffau, Th., Berufsbeamtentum? .. 337
— Verbilligung d. Staatsverwaltung 583
Conrady, A., Die Regierungskrisen der Februarrepublik 323 348
Cunow, H., Die geschichtliche Bedeutung des Görlitzer Parteitags ... 25
— Bismarck und Wilhelm II. 49
— Woodrow Wilson und der Versailler Friedensvertrag 73
Cunow, H., Der Urkommunismus im Lichte d. ethnol. Forschung 217 249 273
— In eigener Sache 280
— Der englisch-irische Vertrag 289
— Einheitsfront-Illusionen 361
— Verschüttete Hoffnungen 385
— Ethnologische Wirtschaftsforschung 445
— Fremde Märchenwelten 494
— Lassalle und Marx 577
Ellinger, A., Fragen der Wohnungswirtschaft 172
— Gewerkschaftskampf und Unternehmergewinne 442
— Die Sozialisierungsbewegung im deutschen Baugewerbe 557
Engels, F., Kritik an Lassalles »Franz von Sickingen« 413

Fehlinger, H., Das Landarbeiterprogramm der Internationalen Arbeitsorganisation 5
— Die Internationale Arbeitsorganisation und ihre Wirksamkeit 83 110
— Mensch und Natur 163
— Die dritte Internationale Arbeitskonferenz 268
— Das Wanderungsproblem und die Internation. Arbeitsorganisation 611
Fest, Sozialismus und Landwirtschaft 379
Franz, J., Die Zukunft Oberschlesiens 145
Freye, P., Siam 133
Gräf, Ed., Waisenhaus- oder Familienpflege? 305
Guttmann, A., Die Stellung des Arbeitergesanges in der Kultur unserer Zeit 158 184
— Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart 487
Heichen, A., Die Reparation und der neue Niederbruch d. Markvaluta 30
— Spekulation und Börsenhausse .. 97
— Zum Wiesbadener Abkommen .. 149
— Ein Moratorium für Deutschland 295
— Was will England in Genua? ... 457
— Zwangsanleihe 513
Hoboff, Der Malthusianismus .. 177 204
— Eine ethische Begründung des Klassenkampfes 398
Horn, R., Die Alabamafrage 89
Hurwicz, E., Zur Soziologie der Kommunist. Partei Sowjetrußlands .. 101
— Dem Gedächtnis Dostojewskis ... 210
Kampffmeyer, P., Historische Volksaufklärung 329
— Das internationale Arbeiterprogramm von Karl Marx 467
Karsen, Fr., Die werdende Gesellschaft und die Schule 373
Kleinmeyer, J., Preußische Verwaltungsprobleme im vierten Jahre der Republik 592
Kliche, J., Andersen-Nexö 234
— Gustave Flaubert 261
— Anton Wildgans 490
Kraus, E., Einige Gedanken z. staatsrechtlichen Neugliederung d. deutschen Einheitsstaats 152
Landauer, L., Die Auflösung des modernen Staates 1
— Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung 516 539
Laufkötter, Fr., Die Psychotechnik und die Betriebsräte 10 33
— Die Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten 169
— Streikrecht 505
Lehmann, Henni, Der Entwurf eines Verwahrungsgesetzes 42
— Die Görlitzer Frauentage 87
— Schulreformer, Frauenbildung u. Wirtschaftsreform 138
Lehmann, Henni, Tagung d. Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 213
— Der Entwurf eines Wohlfahrtsgesetzes für Thüringen 549
— Prostitution, Sittlichkeit und Geschlechtskrankheiten 621
Lepère, H., Grenzlandpolitik 299
Lessen, L., Hans Nikolaus Kraus .. 308
Löffler, H., Oberschlesien 124
Lohmann, Gefährliche Schulpolitik . 460
— Kommunale Selbstverwaltung od. nicht? 529
Lutz, H., Englische Briefe über die Schuld am Kriege 55
Mang, J., Der westfälische Staatsbergbau und seine Entwicklung .. 201
Marck, S., Romant. Sozialismus ... 223
Marx, H., Beamtentum, Volksstaat und Sozialdemokratie 106
— Politisch-kritische Bemerkungen z. Strafgesetzbuchentwurf von 1919 318
— Das Strafensystem im Strafgesetzbuchentwurf 534
Ollenhauer, E., Die Arbeiterjugend-Internationale 571
Perner, R., Hamburg und das Reich 241
— Neugliederung des Reiches 449
Quarck, M., Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung 313 343
Radlof, L., Das Problem einer Neugliederung des Reiches 426
Sachs, M., Valuta und Inflation .. 129
Schiff, Zwei Männer — zwei Welten 187
Schippel, M., Der Streit um d. Schiffahrtsabgaben auf d. Panamakanal 197
Schmidt, Georg, Landwirtschaftliche Gegenwartsfragen 568
Schöfer, S., Notwendige Änderungen d. ehelichen Rechtsgrundlagen 230 302
Schöttler, W., Arbeitsrecht und Arbeiterfrage 226 255
— Zur Frage der Arbeitslosenversicherung 389 417
— Landwirtschaft u. Bevölkerungskapazität 618
Schützinger, H., Sowjetrußland im Rahmen der Weltwirtschaft 586
— Ein Blick hinter die Feldherrn-Attrappen des Weltkriegs 615
Severing, K., Provinzialautonomie? 121
Staudinger, F., Bedingungen u. Hindernisse der Erkenntnis 393 421
S.-J., J., Außenpolitische Rundschau 353 404 451 484 545 595
Steiner-Jullien, J., Washington ... 193
— Briand 265
— Zerreißung der französischen Gewerkschaften 368
— Von Cannes zu Poincaré 409
— Das Resultat von Washington .. 509
— Wie Poincaré siegte 553
— Die amerikanische Offensive 601
Steinmetz, A., Soziallöhne? 481

Timm, Zur polit. Lage in Bayern 433 475
Thimm, A., Der Ruhrsiedlungsverband und seine Arbeit 604
Vorländer, Neue philosoph. Literatur 114
— Franz Staudinger † 258
Willig, J., Die Washingtoner Abrüstungskonferenz 246
— Die Vierer-Allianz 369
— Die amerikanische »Krise« 438
Witte, E., Das Leben einer Arbeiterfamilie als Ausgangspunkt für den Geschichtsunterricht 401

2. Rezensionen

Apelt, O., Vorwort und Einleitung zu Platons Dialogen (Vorländer) ... 93
— Platon-Index (Vorländer) 93
— Diogenes Laërtius, Leben u. Meinungen berühmt. Philosophen (V.) 114
Baader, O., Ein steiniger Weg (H.L.) 502
Baumeister, A., Die Gewerkschaften und die Internationale Arbeitsorganisation (Fehlinger) 312
Beer, M., Allgemeine Geschichte des Sozialismus (Cunow) 92
Bergfeld, E., Die Bruderhütte (In.) .. 293
Bernstein, Ed., Wie eine Revolution zugrunde ging (Cunow) 67
— Die deutsche Revolution (Cunow) 67
Beyer, A., Gesundheit u. gewerbliche Arbeit (Fehlinger) 142
Bismarck, Otto v., Gedanken und Erinnerungen (Cunow) 49
Blaschko, A., Hygiene d. Geschlechtskrankheiten (Fehlinger) 118
Braun, Geschichtsphilosophie (Vorl.) 116
Brehmer, H. u. L. Herpel, Gebt Obdach den Wohnungslosen (Sachs) 119
Bruggen, C. J. A. v., Das zerstörte Ameisenreich (Hist) 94
Bruhn, W., Der Vernunftcharakter der Religion (Vorländer) 117
Bülow, Friedr., Die Entwicklung der Hegelschen Sozialphilosophie (V.) 93
Caillaux, J., Meine Gefangenschaft (Schiff) 187
Carfellieri, A., Geschichte d. neueren Revolutionen (Cunow) 527
Cassel, G., Das Geldproblem der Welt (Fehlinger) 69
Curtius, E. R., Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus (St.-J.) .. 165
— Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich 576
Dacqué, E., Geologie (Fehlinger) .. 164
David, Ed., Sozialismus u. Landwirtschaft (Fest) 379
Delius, R. v., Urgesetze (Schöttler) .. 216
Diederich, Fr., Von unten auf (Schipfmann) 311
Diehl, K., David Ricardos Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung (Laufkötter) 359
Drews, A., Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu (bs.) 599
Elsner, R., Zu neuen Ufern (n.) 24
Engelke, Gerrit, Rhythmus des neuen Europa (L.L.) 239
Eucken, R., Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Vorländer) .. 523
Flöricke, K., Allerlei Gewürm (Neumann) 240
Francé, R.H., Die Gewalten der Erde (Fehlinger) 163
— München; die Lebensbedingungen einer Stadt (Fehlinger) 163
Friedmann, W., Dante (Vorländer) 523
Frizzi, E., Anthropologie (Fehlinger) 163
Frobenius, L., Volksmärchen der Kabylen (Cunow) 495
Galin, E., Platon und die griechische Utopie (Laufkötter) 624
Gehrke, E., Physik und Erkenntnistheorie (Vorländer) 285
Geilen, Dr. V., Mathematik u. Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur (Vorländer) 574
Goldmann, K., Numa (L.L.) 286
Goldscheid, R., Grundfragen d. Menschenschicksals (Vorländer) 117
Grabmann, M., Die Philosophie des Mittelalters (Vorländer) 523
Grotjahn und Radbruch, Die Abtreibung der Leibesfrucht (Lehmann) 23
Gschwind, H., Natorps Sozialpädagogik (Vorländer) 117
Guckenheimer, E., Der Begriff der ehrlosen Gesinnung im Strafrecht (Ruscheweyh) 236
Gudeman, A., Aristoteles' Über die Dichtkunst (Vorländer) 114
Günther, H., Radiotechnik (Schön) .. 430
— Wunder in uns (Fehlinger) 600
Hänisch, K., Neue Bahnen der Kulturpolitik (Cunow) 429
Hauser, Otto, Ins Paradies des Urmenschen (Fehlinger) 163
Heinig, K., Stinnes u. seine 600000 Arbeiter (Cunow) 47
Hermann, G., Schnee (L.) 71
Höfler, A., Bolzanos Paradoxien des Unendlichen (Vorländer) 114
Hurwicz, E., Zur Reform d. politischen Denkens (Laufkötter) 166
Israel, Zur wissenschaftl. Fortbildung des Sozialismus (Vorländer) 523
Joël, K., Geschichte der antiken Philosophie (Vorländer) 523
Jong, A. M. de, Untergang (L.) 528
Kahn, E. u. Fr. Naphtali, Wie liest man d. Handelsteil e. Zeitung? (Cunow) 406
Kampffmeyer, P., Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung (Laufkötter) 598
Karsen, Fr., Die Schule der werdenden Gesellschaft (Marquardt) 498

Kautsky, K., Von der Demokratie zur Staatssklaverei (Cunow) 140
Kawerau, S., Synoptische Geschichtstabellen (Kampffmeyer) 329
Koch-Grünberg, Theodor, Indianermärchen aus Südamerika (Cunow) 494
Koppers, W., Anfänge d. menschlichen Gemeinschaftslebens (Cunow) ... 220
Kropotkin, P., Landwirtschaft, Industrie und Handwerk (Lipschitz) ... 167
Lagerlöf, S., Zacharias Topelius (Kl.) 143
Lange, H., Lebenserinnerungen (Lehmann) 190
Larin u. Kritzmann, Wirtschaftslehre und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjetrußland (Laufkötter) 189
Lasson, G., Hegel: Phänomenologie des Geistes. Die Vernunft in der Geschichte (Vorländer) 115
Lehmann, H., Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17 (L. L.) 407
Lehmann, Die deutschen Klassiker (V.) 116
Lenin, N., Zur Frage der Diktatur (Laufkötter) 189
Liefmann, R., Die Unternehmungsformen (Sachs) 336
Lüders, Else, Buddhistische Märchen aus dem alten Indien (Cunow) .. 494
Machatschek, F., Landeskunde von Russisch-Turkestan (Fehlinger) .. 120
Mendelssohn, Ch., Wandlungen des liberalen England (Schippel) 215
Messer, Aug., Einführung in die Erkenntnistheorie (Vorländer) 116
Meyer, Ed., Ursprung und erste Anfänge des Christentums (bs.) 334
Muckle, F., Nietzsche u. d. Zusammenbruch der Kultur (Laufkötter) 311
Natorp, P., Stunden mit Rabindranath Thakkur (Vorländer) ... 523
Nipperdey, Kontrahierungszwang u. diktierter Vertrag (Flatow) 284
Oftreich, P., Produktionsschule (K.) . 358
Passarge, S., Grundlagen der Landschaftskunde (Fehlinger) 164
Pfeiffer, L., Werkzeuglehre d. Steinzeitmenschen (Fehlinger) 163
Preczang, Ernst, Im Strom d. Zeit (L.) 431
Quarck, M., Gegen Prostitution u. Geschlechtskrankheiten (Lehmann) .. 501
Radek, K., Soll die V. K. P. D. eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentristische Partei des Wartens sein? (Laufkötter) 189
Reimes, W., Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte (Quarck) ... 454
Riemann, Rob., Schwarzrotgold. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815 (Fehlinger) 47
Roland-Holst, H., Partei und Revolution (Laufkötter) 189
Rolfes, E., Aristoteles' Metaphysik (Vorländer) 114
Scheidt, Ad., Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen (Sachs) 70
Schembor, O., Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft (Laufkötter) ... 623
Schippel, M., Amerikas Wirtschafts- und Finanzlage (Barth) 502
Schlüter, H., Die Chartistenbewegung (Cunow) 573
Schmid, B., Liebe und Ehe im Tierreich (Neumann) 288
Schmidt, Max, Grundriß d. ethnolog. Volkswirtschaftslehre (Cunow) .. 445
Schmidt, Raimund, Fichtes Reden in Kernworten (Vorländer) 116
Schöfer, S., Soziale Frauenarbeit in der Gemeinde. Ausbau der Kinderfürsorge (Schipfmann) 500
Scholz, H., Die Religionsphilosophie des Als ob (Vorländer) 523
Schoen, Freiherr v., Erlebtes (Schiff) 188
Schönlank, Br., Gesänge der Zeit (l.) 287
Schulz, H., Aus mein. vier Pfählen (in.) 503
Shaw, B., Back to Methuselah (Fehlinger) 431
Siegel, Karl, Platon u. Sokrates (V.) 115
— und W. Schmied-Kowarzik, Fr. Jodl, Kritik des Idealismus (Vorl.) 117
Stein, A., Irenäus (Kl.) 191
Stein, Hans, Der Kölner Arbeiterverein (1848/49) (Laufkötter) ... 382
Stölzle, R., Darwins Stellung zum Gottesglauben (Vorländer) 523
Strecker, Karl, Nietzsche und Strindberg (Laufkötter) 311
Sulzbach, W., Die Grundlagen der polit. Parteibildung (Schöttler) .. 237
Thoma, L., Der Ruepp (Kl.) 430
Varga, E., Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft (Laufkötter) 189
Verweyen, J. M., Die Philosophie des Mittelalters (Vorländer) 118
— Der religiöse Mensch u. seine Probleme (Vorländer) 523
Viktor, Walter, Neuer Frühling (p.) 288
Walter, R., Die christliche Mördergrube (n.) 503
Walther, J., Geologie von Deutschland (Fehlinger) 164
Weisengrün, P., Kulturpolitik, Weltkrieg u. Sozialismus (Laufkötter) 142
Wendel, H., Aus dem südslawischen Risorgimento (Fehlinger) 168
Wentscher, E., Geschichte des Kausalproblems (Vorländer) 115
Weule, K., Die Anfänge der Naturbeherrschung (Neumann) 456
Wissell, R. u. A. Striemer, Ohne Planwirtschaft kein Aufbau (Sachs) .. 498
Woldt, Rich., Wirtschaftliche Schulungsarbeit u. gewerkschaftliches Führertum (Quarck) 499
Zahn, E., Jonas Truttmann (L. L.) .. 191
— Jugendtag (-n.) 408

Nummer 1 40. Jahrgang ◆ 1. Band 30. September 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Auflösung des modernen Staates. Von Dr. Karl Landauer (München).

Das Landarbeiterprogramm der internationalen Arbeitsorganisation. Von H. Fehlinger.

Die Psychotechnik und die Betriebsräte. Von Franz Lauffötter.

Florian Geyer. Zur Charakteristik seiner historischen Persönlichkeit. Von Wilh. Blos.

Literarische Rundschau: Hohenzollern. ◆ Die Abtreibung der Leibesfrucht. ◆ Richard Elsner, **Zu neuen Ufern.**

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

An unsere Genossen und Leser!

Mit diesem Heft beginnt der 40. Jahrgang der **Neuen Zeit**. Wir wenden uns an alle Genossen und Parteifreunde, die bisher noch nicht Abonnenten unserer Wochenschrift waren, besonders an alle Partei-, Arbeiter- und Gewerkschaftssekretäre, mit der Bitte, nicht nur selbst auf die Neue Zeit zu abonnieren, **sondern sie auch den Parteigenossen dringend zum Abonnement zu empfehlen.**

Mehr noch als früher gilt es heute, die sozialistische Bewegung geistig zu vertiefen und ihr eine feste wissenschaftliche Basis zu verschaffen. Der Krieg und die ihm folgende deutsche Revolution haben eine Reihe der schwierigsten politischen und wirtschaftlichen Probleme aufgeworfen und die Partei vor Aufgaben gestellt, deren Lösung gebieterisch die Zusammenfassung der in ihr vorhandenen geistigen Kräfte und deren weitere Ausbildung fordert. Zudem haben sich seit dem Ende des Weltkrieges viele Personen der Sozialdemokratischen Partei als Mitglieder angeschlossen, die früher anderen Parteien angehörten und teilweise noch in deren Anschauungen befangen sind. Sie in die Gedankenwelt des Sozialismus einzuführen und fester an die Partei zu binden, ist eine dringende Notwendigkeit.

Die **Neue Zeit** als wissenschaftliche Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie erblickt deshalb vor allem ihre Aufgabe darin, für theoretische Aufklärung in den Reihen der Parteigenossen zu wirken und die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in ihren großen gesellschaftlichen Zusammenhängen wie in ihrer geschichtlichen Bedingtheit darzustellen. Sie möchte den Boden ebnen zur geistigen Neuorientierung der Partei, zu ihrer Konsolidierung als einer das gesamte öffentliche Leben in stärkstem Maße beeinflussenden Geistesmacht, und deshalb alles zusammenfassen, was im Sozialismus lebenskräftig zu neuer Gestaltung ringt.

Die **Neue Zeit** ist daher für alle jene ein unentbehrliches Organ, die nach einem tieferen Einblick in die gesellschaftliche Entwicklung verlangen, als die in erster Linie dem täglichen Nachrichtendienst gewidmete Tagespresse zu bieten vermag. Vor allem können jene die Neue Zeit nicht entbehren, die berufen sind, die sozialistische Wissenschaft in die Massen hineinzutragen und im Dienste unserer großen Kulturbewegung rednerisch und schriftstellerisch zu wirken. Die **Neue Zeit** sollte deshalb in dem Bücherregal keines Genossen, der sich in leitender Stellung befindet, in keiner Partei- und Gewerkschaftsbibliothek fehlen. Auch jede Ortsvereinsleitung gewinnt Anregung und Belehrung für die Funktionäre und für die Diskussionen in ihren Versammlungen durch das ständige Lesen der Neuen Zeit.

Probehefte werden auf Verlangen gern geliefert.

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Verlag und Redaktion der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 1 Ausgegeben am 30. September 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Auflösung des modernen Staates

Von Dr. Karl Landauer (München)

Die nächsten Aufgaben und Sorgen des Tages nehmen unser Denken und Schaffen so sehr in Anspruch, daß wir kaum dazu kommen, die großen Linien des gesellschaftlichen Werdens zu beobachten. Nichts ist dankenswerter, als wenn ein Mann, der aktiv in der Politik steht und daher die Möglichkeit der Einfühlung in politisches Handeln und Geschehen besitzt, sich von den Tagesfragen genügend freizumachen weiß, um sich über jene Kräfte klar zu werden, die sich in den Einzelereignissen des politischen Alltags auswirken und ihnen einen bestimmten geschichtlichen Sinn geben.

Schon aus diesem Grunde ist die neueste Schrift von Professor Bonn »Die Auflösung des modernen Staates«[1] zu begrüßen, einerlei, wie man zu ihren Ergebnissen steht. Bonn sieht Kräfte am Werk, die den Staat in Berufsverbände auflösen wollen. Er erblickt sie im Gildensozialismus und im Rätegedanken, der sich unverkennbar mit konservativ-antiparlamentarischen Mächten gegen die »formale Demokratie« verbündet, aber auch in der außerordentlichen Erstarkung der Unternehmerorganisationen und in den Bestrebungen, ihnen öffentliche Befugnisse zu übertragen, wie Wissell oder in anderem Sinne Stinnes das will. Industriegilden, Betriebsräte, Reichswirtschaftsrat, planwirtschaftliche Selbstverwaltungskörper und »Wirtschaftsprovinzen« sind bei aller Verschiedenheit der Struktur und der politischen und sozialen Bedeutung doch in einem wichtigen Punkt wesensgleich: sie sind berufsständische Körper, die versuchen oder ihrer Natur nach versuchen müssen, staatliche Aufgaben an sich zu ziehen. Solange sie diese Aufgaben noch unter der Oberaufsicht einer Zentralgewalt vollziehen, bleibt zwar der Staat als solcher erhalten, wirkt sich die Tendenz aber weiter aus, wird »diesen Körperschaften nicht Selbstverwaltung im übertragenen Wirkungskreis, sondern darüber hinaus Selbstregierung gewährt«, dann hat sich der Staat aufgelöst — dann ist an seine Stelle ein Nebeneinander starker Wirtschaftskörper getreten, die ihre Interessengegensätze austragen können und sich nicht mehr zu einer eigentlichen Rechtsordnung zusammenzufinden vermögen.

Bonn ist alles eher als ein Verfechter der Staatsallmacht. Er hat warme Sympathie für den Gedanken der wirtschaftlichen Selbstverwaltung; aber bei all seiner Zurückhaltung fühlt man doch aus seinen Worten schwere Bedenken gegen die Überspannung dieses Prinzips heraus. »Die Ausschaltung des Gemeinschaftswillens«, schreibt er, »von den Gebieten der höchsten, entscheidenden Lebensäußerungen der Völker, und dazu gehört heute die Wirt-

[1] M. J. Bonn, Die Auflösung des modernen Staates. Berlin 1921, Verlag für Politik und Wirtschaft. (Heft 4 der »Europäischen Bücherei«.)

schaft, müßte ... zur Auflösung des modernen Staates führen.... Diese Auflösung der Staatsgewalt ist nur erträglich, wenn die wirtschaftliche Freiheit tüchtiger Produzenten nicht die gesellschaftliche Freiheit der Volksgenossen bedroht.« Dafür aber gibt es keine Gewähr, woraus sich ohne weiteres ergibt — Bonn selbst zieht allerdings diese Folgerung nicht —, daß die Auflösung des Staates einen Zustand allgemeiner Piraterie, allseitiger Auslieferung des Schwachen an den Starken zur Folge haben würde. Es wäre vielleicht nicht schwer, zu zeigen, daß auch die reine Produktionstätigkeit in einem solchen Zustand nicht die höchste Stufe ihrer Entfaltung erreichen könnte.

Dieser Zustand, den uns Bonn als das Ziel mächtiger, in der Gesellschaft der Gegenwart wirksamer Kräfte zeigt, kann mit klarem Bewußtsein seines Wesens nur von Romantikern gewollt werden, die von der Ideologie der »blonden Bestie« besessen sind, oder von solchen Menschen, die nach ihrer Hoffnung in dem hemmungslosen Kampfe die stärkeren bleiben werden und ihrem Machtstreben alles andere unterordnen. Bonn spricht das nicht aus, und es ist natürlich rein formal sein gutes Recht, sich auf die bloße Feststellung der Ziele zu beschränken, auf die bestimmte von ihm beobachtete Entwicklungstendenzen gerichtet sind, ohne diese Ziele irgendwie zu werten, ja ohne auch nur aufzuzeigen, aus welchen letzten Willenseinstellungen diese Ziele allein bejaht werden können. Aber in einem wichtigeren als dem rein formalen Sinn erscheint eine solche Beschränkung verfehlt. Es gibt nicht viele, die diese Dinge so klar sehen wie Bonn. Und sollten diese wenigen nicht verpflichtet sein, zu warnen, besonders wenn sie gegen den Verdacht, in dem Konflikt man versus state für den letzteren voreingenommen zu sein, so gut gefeit sind und infolgedessen mit ihren Warnungen viel eher Gehör finden werden als zum Beispiel wir Sozialisten, die wir doch, wenn wir nicht Betriebsrätefanatiker oder Wissell-Anhänger sind, stets im Geruch der Sympathie für den berühmten »öden Zentralismus« stehen?

Natürlich ist die Frage, wie die Auflösung des modernen Staates in berufsständische Verbände zu beurteilen ist, scharf von dem Problem zu trennen, ob berufsständische Selbstverwaltung im Rahmen eines modernen Staatsganzen möglich ist und was sie bedeutet; wenn man sich auch darüber klar sein muß, daß erstens ein Staat kein Staat mehr bleibt, wenn man die wirtschaftlichen Dinge seiner Kompetenz entzieht, daß es sich also im Rahmen des Staates stets nur um wirtschaftliche Selbstverwaltung unter Oberaufsicht der Zentrale handeln kann, und daß zweitens jeder wirtschaftliche Selbstverwaltungskörper die natürliche Tendenz hat, gegen die Grenzen der ihm zugestandenen Selbstverwaltungsrechte zu drücken und das Aufsichtsrecht beiseite zu drängen, so daß die wirtschaftliche Selbstverwaltung unter Umständen bei schwacher Zentralgewalt in eine Auflösung des Staates übergeht. Ohne starke Elemente berufsständischer Selbstverwaltung ist weder ein hochkapitalistischer noch ein sozialistischer Staat denkbar; es wird also in absehbarer Zeit stets berufsständische Körper geben, und sie werden immer versuchen, staatliche Funktionen an sich zu ziehen, so daß der Kampf zwischen ihnen und der Zentralgewalt wohl eine der auffallendsten Erscheinungen unserer künftigen sozialen Entwicklung sein wird. Wer geschichtliche Parallelen liebt, mag ihn — auch Bonn spielt wiederholt darauf an — mit dem Kampfe des Territorialfürstentums gegen

die Kaisermacht vergleichen, denn er ist ebensowenig vermeidbar und ebensowenig einer raschen und reinlichen Entscheidung fähig. Da die herrschende Meinung vorwiegend zu einer Unterschätzung der durch den Zentralismus vertretenen Kulturwerte neigt, ist deren Betonung gegenwärtig in besonderem Maße erforderlich.

Bonn beschäftigt sich auch mit den Bestrebungen, die politische Zentralgewalt selbst berufsständisch zu organisieren, indem an die Stelle der auf Grund gleichen Wahlrechts zusammengesetzten Körperschaft oder neben sie eine Vertretung der verschiedenen Berufsstände tritt. Er zeigt ihre wichtigste Quelle auf in dem Machtwillen bestimmter, vor allem aus Unternehmern bestehender Minoritäten, die auf diese Weise einen größeren Einfluß zu erlangen hoffen, als ihrer Zahl nach demokratischen Grundsätzen entspricht. Damit ist nun allerdings das Problem der berufsständischen Staatsverfassung nicht erledigt. Die Losung beberufsständischer Organisation der Staatsgewalt richtet sich in bestimmten Deutungen nicht bloß gegen das gleiche Wahlrecht, das allen Parteien nach Maßgabe ihrer Kopfzahl Macht gewährt, sondern auch gegen die Parteien als solche. Es ist der Gedanke aufgetaucht, daß die Träger der politischen Aktion reine Berufsgemeinschaften sein sollen. Diese Vorstellung steckt besonders in gewissen Varianten des Rätegedankens. In der Blütezeit der Rätebewegung konnte man von deren Anhängern ja häufig hören, daß die Parteien sich überlebt hätten und die Räte berufen seien, sie zu ersetzen. Auch die Bildung von Fraktionen auf parteipolitischer Grundlage innerhalb der Rätekongresse wurde mit dieser Begründung, freilich ohne Erfolg, bekämpft. Immer wieder sprachen Anarchosozialisten und auch manche Unabhängige aus, daß die Bildung sozialdemokratischer, unabhängiger und kommunistischer Fraktionen eine Versündigung am Rätegedanken darstelle, die Gliederung des Räteparlaments habe nur in Arbeiter- und Bauernräte zu erfolgen. Dieser Standpunkt war natürlich zum Teil ein taktisches Mittel zur Zersetzung der sozialdemokratischen Parteiorganisation, aber er war als solches nur brauchbar, weil er sich auf die weitverbreitete Abneigung gegen die Parteipolitik stützen konnte und weil er mit dem allen sozialistischen Parteien gemeinsamen Gedanken des Klassenkampfes verwandt ist. Trotzdem hat das Parteiprinzip sich ohne ernsthafte Schwierigkeiten auch in den Rätekörperschaften durchgesetzt, weil, von anderen Gründen abgesehen, in der gegebenen Situation berufsständische Körper keine Willensgemeinschaften sein konnten.

Hier liegen Probleme vor, die im Zusammenhang mit den von Bonn aufgeworfenen Fragen erörtert werden sollten, wird doch nicht selten die Ansicht vertreten, daß das politische Leben an Aufrichtigkeit und damit an Reinlichkeit außerordentlich gewinnen könne, wenn es nicht mehr nötig sei, die wirtschaftlichen Interessen unter der Hülle politischer Phraseologie zu vertreten, wenn man vielmehr die Politik, die doch schon längst ein Geschäft geworden sei, auch wirklich ein Geschäft nenne und als solches behandle. Wenn nicht alles täuscht, gehört dieser Gedanke zu den von dem professionellen Politiker leicht übersehenen Vorstellungen, die zunächst in vielen Köpfen und einigen Schriften, meist nur halb ausgesprochen, auftauchen, um plötzlich, wenn ihnen der Zeitgeist besonders günstig ist, als eine Realität der Tagespolitik dazustehen und dann, weil niemand zu ihrer Kritik gerüstet

ist, mit gefährlicher Wucht zu wirken. Es ist deshalb gut, sich beizeiten darüber klar zu werden, was für diesen Gedanken spricht und was gegen ihn.

Das Prinzip der Parteiorganisation ist freilich dem Prinzip der berufsständischen Organisation in einem Punkte unbedingt unterlegen: Parteien können ohne gegenseitigen Kampf stets schwer und niemals auf längere Zeit bestehen, berufsständische Organisationen dagegen brauchen sich nur dann zu bekämpfen, wenn wirklich reale Gegensätze dies verlangen. Das ist dadurch bedingt, daß die Parteien einander prinzipiell in ihrer Existenzberechtigung verneinen. Jede Partei tendiert grundsätzlich dahin, das ganze Volk zu umfassen. Berufsstände dagegen sind einander in den weitaus meisten Fällen notwendig, sie verneinen sich nicht bloß nicht, sondern setzen sich gegenseitig voraus. Dieser Umstand bedingt, daß gerade in solchen Zeiten, in denen Burgfrieden oder doch Zurückstellung der Gegensätze erforderlich ist, das Parteiensystem vielfach versagt und die Unzufriedenheit mit dem »kleinlichen Parteihader« weite Kreise ergreift. In solchen Zeiten wird dann am heftigsten die Forderung einer berufsständischen Organisation oder eines berufsständischen Einschlags in die Organisation der staatlichen Willensbildung erhoben. Dabei werden aber doch sehr wesentliche Dinge übersehen:

Die Partei vertritt eine bestimmte Auffassung, für die sie prinzipiell stets die Meinung aller richtig Wollenden in Anspruch nimmt. Sie stellt sich auf den Standpunkt, daß jeder, der die allein berechtigten Ideale vertritt, sich ihr anzuschließen hat und daß daher jeder, der sich ihr nicht anschließt, entweder einen falschen Glauben hat oder im Glauben lässig ist. Steht die Partei auf dem Boden des Klassenkampfes, so wird sie pessimistisch sein hinsichtlich der Möglichkeit, Angehörige bestimmter Schichten zu ihren Idealen zu bekehren; aber auch in bezug auf die Angehörigen dieser Schichten wird sie behaupten, daß sie bei genügend klarer Einsicht und genügend starkem ethischem Willen zu ihr kommen müßten, nur wird sie eben angesichts des allgemeinen Obwaltens von Klassenideologien und Klassenegoismen solche Einsicht und solchen ethischen Willen bei den meisten nicht für wahrscheinlich halten. Mag ein konsequenter Marxist sich auch nicht darüber wundern, daß die Fabrikanten sich im allgemeinen nicht der Sozialdemokratie anschließen, mag er deshalb auch keinen sittlichen Vorwurf gegen sie erheben, die sittlich höherstehende Haltung wird für ihn doch natürlicherweise die eines Paul Singer bleiben. Die notwendige Intoleranz der Partei ist aber nur die Kehrseite des Umstandes, daß sie in Anspruch nimmt, allgemeingültige, allgemeinverbindliche politische Ideen zu vertreten, daß sie eingestellt ist auf Werte, die allen gemeinsam sind oder werden sollen. Deshalb übernimmt die Partei und übernimmt der einzelne, der im Rahmen einer Partei handelt, damit auch die Verantwortung gegenüber der Volksgesamtheit.

Die berufsständische Organisation dagegen nimmt es als selbstverständlich hin, daß die Angehörigen anderer Berufe ihr nicht angehören und ihre Forderungen nicht vertreten, es liegt in ihrem Wesen, daß sie um ihre Unterstützung gar nicht wirbt. Für sie gibt es prinzipiell nur Berufsinteressen, aber keine gemeinverbindlichen Ideen. Auch Staatsinteressen gibt es für sie nicht oder doch nur insoweit, als die Berufsinteressen einen Staat und damit auch die Erfüllung seiner Lebensnotwendigkeiten verlangen. Eine Partei kann höchstens aus Mißverständnis staatsfeindlich sein, denn sie will ja aus ihrem Wesen heraus den Staat beherrschen und kann ihn daher nicht zerstören

wollen; eine Berufsorganisation dagegen kann ihr Organisationsziel unter Umständen gegen den Staat erreichen; sie fühlt sich zu staatlichem Denken nicht verpflichtet, sie empfindet nur Verantwortung gegenüber den Berufsgenossen und erzieht daher auch ihre Mitglieder höchstens auf dem Umweg über das »wohlverstandene Interesse« des Berufs zum Solidaritätsgefühl mit dem Staat. Dieser Umweg aber verdünnt die Intensität des Gefühls außerordentlich, mögen auch die Gedanken, die seine Etappen bilden, noch so richtig sein. Das Postulat, die Parteien durch berufsständische Organisationen zu ersetzen, trägt also eine Tendenz zur Untergrabung des Staatsgefühls und damit zur Staatsauflösung in sich. Der Vergleich mit dem mittelalterlichen Ständewesen liegt nahe und trifft zu: ist die politische Gewalt in Berufsorganisationen aufgeteilt, so wird die Staatsgemeinschaft von diesen im Kern stets nur als ein Vertragsverhältnis aufgefaßt, dem man zwar formell vielleicht ewige Geltung zuerkennt, an das man sich aber praktisch doch nur so lange gebunden fühlt, als die Berufsinteressen dies verlangen.

Das sind nicht die einzigen Momente, die gegen das berufsständische Organisationsprinzip als Ersatz des Parteiwesens sprechen. Wer eine umfassende Darstellung der staatsfeindlichen Tendenzen unserer Zeit schreiben will, der darf an den unter der Maske der Parteifeindschaft wirkenden Kräften nicht vorbeigehen. Bonns Schrift konnte sich bei ihrem knappen Umfang dieses Ziel nicht stecken, sie will offenbar nur für den Problemkreis interessieren, und das wird ihr hoffentlich gelingen, obgleich die volle Bedeutung der Untersuchung infolge der allzugroßen Zurückhaltung des Verfassers nicht ganz leicht zu erkennen ist.

Das Landarbeiterprogramm der internationalen Arbeitsorganisation

Von H. Fehlinger

Die Agrarfragen gehören zu den wichtigsten Problemen, die in Deutschland wie anderwärts der Lösung harren. Die Wege, welche die Sozialdemokratie dabei einschlagen soll, sind im Entwurf des neuen Parteiprogramms im allgemeinen gewiesen. Einen Teil der Forderungen, welche das Programm in bezug auf die Verbesserung der Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter vorschlägt, wird die Ende Oktober dieses Jahres in Genf zusammentretende Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation der Lösung näherzubringen suchen. Es werden internationale Übereinkommen vorgeschlagen, deren Annahme und Durchführung die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Landarbeiter in einem bedeutenden Maße zu verbessern geeignet wäre, so daß mindestens die weitere Landflucht aufhören, vielleicht auch ein teilweiser Rückstrom der Bevölkerung der Industriegebiete nach den Ackerbaubezirken stattfinden würde.

Die Schwierigkeiten, die einer internationalen gesetzlichen Regelung der Landarbeiterfragen entgegenstehen, sind nicht zu unterschätzen. Dennoch muß dieser Weg beschritten werden, da die meisten jener Gründe, die ein gemeinsames Vorgehen der Staaten zum Schutze der gewerblichen Arbeiterschaft erforderlich machen, auch für die Arbeit in der Landwirtschaft gelten. Das

scheint auch die Auffassung der Friedenskonferenz gewesen zu sein, denn die Einleitung zum Statut der Internationalen Arbeitsorganisation, welche die Maßnahmen auseinandersetzt, die notwendigerweise zur Verbesserung der gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse ergriffen werden müssen, macht keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Kategorien von Arbeitern. Der Artikel, der die allgemeinen Grundsätze feststellt, auf die sich die Internationale Arbeitsorganisation gründen soll, anerkennt, daß das körperliche, sittliche und geistige Wohlergehen der Lohnarbeiter vom internationalen Standpunkt aus von höchster Bedeutung ist, ohne jedoch die Regelung der Arbeitsverhältnisse auf gewisse Kategorien von Arbeitern zu beschränken; sie stellt alle diejenigen, welche für Rechnung anderer arbeiten, auf gleiche Stufe.

Schon auf der internationalen Arbeiterschutzkonferenz zu Washington im November 1919 wurde ein Vorschlag über die Regelung der ländlichen Arbeitsverhältnisse behandelt, doch erhielt er nicht die Zweidrittelmehrheit, die erforderlich gewesen wäre, um ihn bereits auf die Tagesordnung der nächsten Hauptversammlung (1920) zu setzen. Die Entscheidung darüber, wann und unter welchen Bedingungen die Hauptversammlung sich mit der internationalen Gesetzgebung über Landarbeiterfragen zu befassen habe, lag deshalb beim Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts, der den Gegenstand auf die Tagesordnung der diesjährigen Hauptversammlung setzte.

Inzwischen wurde ein ausführlicher Fragebogen an die Regierungen der Mitgliedstaaten der Internationalen Arbeitsorganisation gerichtet, um im voraus deren Ansichten über die Maßregeln zu erfahren, die Gegenstand internationaler gesetzlicher Regelung sein könnten. Mit den Fragebogen wurden den Regierungen auch die Gründe mitgeteilt, die zugunsten eines gesetzlichen Schutzes der Landarbeiter sprechen und die veranlassen, daß er auf der kommenden Genfer Versammlung behandelt werden wird.

Die Hauptforderung des internationalen Landarbeiterschutzes betrifft die Arbeitszeit. In der Begründung seiner Vorschläge sagt der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts, daß vor allem dem Streben der Landarbeiter entgegengekommen werden muß, ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage zu heben, und zwar durch gesetzgeberische Maßnahmen, welche die Zustände so verbessern, daß es dieser Arbeiterschicht möglich wird, ein Leben zu führen, das den Bestrebungen und den Bedürfnissen des modernen Menschen in moralischer und gesellschaftlicher Beziehung mehr entspricht. Wie sehr die Landarbeiter der bisherigen Arbeitsbedingungen überdrüssig sind, beweist der Fortschritt, den ihre gewerkschaftliche Organisation in vielen Ländern während der letzten Jahre gemacht hat. Darüber hinaus aber geht die Frage des Schutzes der Landarbeiter alle Schichten der Gesellschaft an, denn sie ist aufs engste mit derjenigen der Produktionsförderung verbunden. Die Landflucht und die Unzulänglichkeit der landwirtschaftlichen Produktion reden eine deutliche Sprache. Das geeignete Mittel zur Verhinderung der Landflucht ist nicht etwa die Verminderung des Schutzes der industriellen Arbeiter, sondern eine Verbesserung des Loses der ländlichen Arbeiterschaft, von der auch eine Steigerung der Produktion zu erwarten ist, denn es hat sich noch stets gezeigt, daß die Arbeit unter ungünstigen Bedingungen quantitativ und qualitativ unbefriedigende Resultate liefert.

In der Begründung der Vorschläge des Internationalen Arbeitsamts wird ausdrücklich betont, daß der Grundsatz, die Bedingungen der Landarbeit jenen

der Industriearbeit möglichst nahezubringen, durchaus nicht bedeutet, daß die gesetzlichen Vorschriften über die letztere mechanisch auf die Landwirtschaft zu übertragen sind, sondern es ist selbstverständlich, daß Rücksicht genommen werden muß auf die natürlichen Einflüsse, welchen diese unterliegt. Um dieser Tatsache Rechnung zu tragen, schlägt der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts der Hauptversammlung vor, die Anpassung und nicht einfach die Anwendung der Beschlüsse von Washington auf die Landarbeit zu besprechen.

Wie die Anpassung des internationalen Übereinkommens betreffend die Arbeitszeit an die Verhältnisse der Landwirtschaft erfolgen soll, ist nicht leicht zu entscheiden. Das Internationale Arbeitsamt legte den Regierungen folgende Fragen vor:

1. Halten Sie die Herabsetzung der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit in der Landwirtschaft auf eine Höchstarbeitszeit, wie dies in der Industrie geschehen ist, für möglich?

2. Ziehen Sie die Festsetzung einer Höchstarbeitszeit in der Landwirtschaft für längere Zeitabschnitte (zum Beispiel Jahr oder Jahreszeit) vor?

a) Wenn ja, für welchen Zeitabschnitt?

b) Welche Höchstarbeitszeit schlagen Sie für den gesamten Zeitabschnitt vor, den Sie als Grundlage der Regelung gewählt haben?

c) Sind Sie, bei Wahl eines längeren Zeitabschnitts als der Woche, der Ansicht, daß die tägliche oder wöchentliche Arbeitszeit gewisse Grenzen nicht überschreiten darf?

d) Würden Sie 10 Stunden im Tag oder 60 Stunden in der Woche zulassen?

Wie ist Ihrer Ansicht nach die tägliche Arbeitszeit zu berechnen?

1. Ist zum Beispiel die Zeit für die Wartung des Viehes und der Pferde als Arbeitszeit zu rechnen?

2. Sind gewisse Nebenarbeiten, wie Heizung und Reinigung, als Arbeitszeit zu rechnen?

3. Ist die Zeit, welche die Arbeiter benötigen, um sich an ihre Arbeitsstätte zu begeben und nach Hause zurückzukehren, ebenfalls als Arbeitszeit zu rechnen?

a) Wenn ja, ist die Entfernung zu bestimmen, über welche hinaus diese Zeit nicht als Arbeitszeit zu rechnen ist?

b) Welches ist nach Ihrer Ansicht diese Entfernung?

Weitere Fragen betreffen eine mögliche Beschränkung des Geltungsbereichs der Vorschriften über die Arbeitszeit auf gewisse Arten landwirtschaftlicher Betriebe, nötige Ausnahmen und Abweichungen von den zu treffenden Vereinbarungen sowie Überwachungsmaßnahmen.

Die große Mannigfaltigkeit der landwirtschaftlichen Arbeit, die im Vergleich mit der gewerblichen Arbeit herrschende Unregelmäßigkeit und die mangelnde Spezialisierung machen es unvermeidlich, daß die zu erwartenden internationalen Vereinbarungen komplizierter sein werden als jene über die Arbeitszeit in gewerblichen Betrieben. Es darf auch nicht erwartet werden, daß den von den gewerkschaftlichen Organisationen der Landarbeiter gestellten Forderungen nun mit einem Male voll entsprochen werden kann, denn es ist nicht aus den Augen zu verlieren, daß in den meisten Staaten die einschlägige Gesetzgebung erst bescheidene Anfänge darstellt und daher auf die zurückgebliebenen Länder Bedacht genommen werden muß. Der Unterschied der landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse ist von Land zu Land, ja selbst oft innerhalb eines und desselben Landes sehr groß. In gewissen Län-

dern oder gewissen Gegenden eines Landes herrscht beinahe ausschließlich der Großgrundbesitz; in anderen wieder beinahe lediglich der Kleingrundbesitz. Deshalb ergibt sich die Frage: Soll sich die neue Regelung auf alle landwirtschaftlichen Betriebe ohne Rücksicht auf die Zahl der durch sie beschäftigten Arbeiter oder im Gegenteil nur auf die erstrecken, welche eine bestimmte Mindestanzahl von Arbeitern beschäftigen?

Es werden endlich auch die Ausnahmen festzustellen sein, welche für gewisse Gruppen von Landarbeitern (zum Beispiel Angestellte) oder für gewisse Vorbereitungs- oder Ergänzungsarbeiten gemacht werden könnten. Hierbei erhebt sich die Frage der Bezahlung der Überstunden nach besonderen Sätzen, dann die weitere Frage: »Sind die Landesbehörden zu ermächtigen, unter gewissen Umständen, die Überarbeit erfordern, solche zuzulassen, den Arbeitern und Arbeitgebern zu gestatten, die Arbeitszeit im gemeinsamen Einverständnis zu verlängern?«

Eine letzte und sehr wichtige Frage ist diejenige der Überwachung der Anwendung der festgesetzten Maßregeln. Die besonderen Verhältnisse, unter denen die Landarbeit ausgeführt wird, gestalten im allgemeinen eine Kontrolle schwierig. Diese Schwierigkeit würde sich besonders fühlbar machen, wenn die Höchstarbeitszeit für einen langen Zeitabschnitt festgesetzt würde.

Eine annehmbare Lösung der Frage der Arbeitsdauer in der Landwirtschaft ist beispielsweise in der deutschen Landarbeitsordnung vom 24. Januar 1919 gefunden worden; sie könnte vorbildlich werden für die Regelung dieser Angelegenheit in gemäßigten Klimagebieten überhaupt. Mit der Landarbeitsordnung wurde in Deutschland eine tägliche Höchstarbeitszeit für die land- und forstwirtschaftlichen Betriebe festgesetzt, die nach der Jahreszeit verschieden ist. Sie beträgt in vier Monaten durchschnittlich 8, in weiteren vier Monaten durchschnittlich 10 und in den übrigen vier Monaten 11 Stunden. Soweit keine zeitliche Abgrenzung durch Landrecht, Tarifvertrag usw. erfolgt, haben als die vier Monate mit durchschnittlich achtstündiger Arbeitszeit jene der am wenigsten belichteten Jahreszeit zu gelten, während für die Erntezeit der elfstündige Arbeitstag gestattet ist. Diese Zeitabschnitte brauchen nicht mit Kalenderabschnitten zusammenzufallen, und es kann ein allmählicher Übergang von einer Arbeitsdauer zur anderen stattfinden. In die Arbeitszeit einzurechnen sind die Wege vom Hofe zur Arbeit und von der Arbeit zum Hofe, nicht dagegen die Arbeitspausen sowie die Fütterungszeiten bei den Arbeitsgespannen. Während des Sommerhalbjahrs sind täglich mindestens zwei Stunden Ruhepausen zu gewähren. Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu versorgen haben, sind so früh von der Arbeit zu entlassen, daß sie eine Stunde vor der Hauptmahlzeit in ihrer Häuslichkeit eintreffen, und an den Tagen vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten sind sie von der Arbeit zu entheben.

Eine Entschließung, welche das Exekutivkomitee der Internationalen Landarbeiterföderation auf seiner zu Berlin vom 17. bis 19. Juni abgehaltenen Tagung faßte, stimmt im wesentlichen mit den Absichten des Internationalen Arbeitsamts überein. Das Exekutivkomitee der Internationalen Landarbeiterföderation erklärt, die Bestrebungen der landwirtschaftlichen Arbeiter aller Länder zu unterstützen, die bezwecken, die gleiche Arbeitszeit wie die Arbeiter anderer Berufe zu erhalten; er anerkennt auch, daß auf Klima und Lichtverhältnisse Rücksicht genommen werden muß,

so daß eine schematische Anwendung des Achtstundentags nicht erlaubt sei, während eine durchschnittliche tägliche Arbeitsdauer von acht Stunden möglich ist.

Das Washingtoner Übereinkommen betreffend den Schutz der Frauen vor und nach der Entbindung findet auf die Landwirtschaft nicht Anwendung. Die erste Hauptversammlung der internationalen Arbeitsorganisation entschied in diesem Sinne. Aus Gründen der Menschlichkeit aber wird über die Frage des Wöchnerinnenschutzes in der Landwirtschaft auf der kommenden Genfer Tagung abermals verhandelt werden, denn ein derartiger Schutz ist hier gerade so notwendig wie in der Industrie, ja in noch höherem Maße, wenn bedacht wird, daß die landwirtschaftlich tätigen Frauen sehr schwere Arbeiten zu verrichten haben.

Überdies wird in Genf zu entscheiden sein, ob und mit welchen Abänderungen das Verbot der Nachtarbeit von Frauen und Kindern auf die Landwirtschaft auszudehnen ist. Nachtarbeit im engeren Sinne ist zwar in der Landwirtschaft selten, aber in manchen Ländern ist es immerhin Brauch, mit den Arbeiten zeitweilig schon in den frühesten Morgenstunden zu beginnen. Ein weiterer Verhandlungsgegenstand wird die Frage des Kinderschutzes in landwirtschaftlichen Betrieben sein. Hierfür sprach sich bereits 1908 der Luzerner Kongreß der Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz aus, die ein Mindestalter von dreizehn Jahren, gewissenhafte Durchführung der Schulpflicht auf dem Lande und die Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Kindern empfahl. Die internationale Festsetzung eines Mindestalters für landwirtschaftliche Arbeit ist dringend erforderlich, und es wird namentlich auch eine Entscheidung darüber herbeizuführen sein, ob besondere Bestimmungen zu treffen sind einerseits für die Zeit, während welcher die Schulen in Tätigkeit sind, andererseits für die Zeit der Ferien.

Für die materielle und moralische Hebung der Landarbeiter sehr wichtig sind die Fragen ihrer Behausung und Verpflegung. Sie befriedigend zu lösen, bedeutet zugleich die Beseitigung der Hauptursachen der Landflucht. Das Internationale Arbeitsamt schlägt eine bezügliche interstaatliche Vereinbarung vor und stellt folgende Reformen zur Erörterung: Die Beschaffung von Kredit zum Bau von Arbeiterwohnungen durch den Staat, die Ortsbehörden, Genossenschaften, Vereinigungen und Einzelpersonen; Entschädigung der landwirtschaftlichen Pächter für Bauaufwand bei Ablauf der Pachtverträge; besondere Maßregeln zugunsten der Saisonarbeiter. Den Regierungen wird ferner eine Reihe gesundheitlicher Maßregeln zur Erwägung empfohlen, so das Verbot des Wohnens in Ställen; die Festlegung eines Mindestluftraums der Schlafräume; Lüftung der Räume; Schutz gegen unvermittelten Temperaturwechsel usw.

In Verbindung mit der Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Landarbeiter ist auch deren Einbeziehung in die Sozialversicherung zu erstreben, weshalb das Internationale Arbeitsamt den Regierungen die Frage zu prüfen vorschlägt, ob dies auf dem Wege der internationalen Übereinkunft erreicht werden solle und ob sich eine solche auf das ganze Gebiet der Sozialversicherung oder nur auf einzelne Zweige derselben erstrecken solle.

Weiterhin ist die Arbeitslosigkeit auf dem Lande und ihre Einschränkung vom Internationalen Arbeitsamt als Verhandlungsgegenstand der Genfer Tagung vorgesehen. Es besteht zwar kein Zweifel, daß die betreffenden Be-

schlüsse der Hauptversammlung zu Washington (1919) für die Landarbeiter ebenso Geltung haben wie für die Industriearbeiter; doch gibt es in dieser Hinsicht in der Landwirtschaft auch besondere Fragen zu lösen.

Endlich wird der Versuch gemacht, die Regierungen in der Frage der Gewährung des vollen Koalitionsrechts an die landwirtschaftlichen Arbeiter grundsätzlich zu einigen, so daß auch in dieser Hinsicht die zwischen Gewerbe und Landwirtschaft bestehenden Unterschiede verschwinden würden.

Die bereits erwähnte Entschließung des Exekutivkomitees der Internationalen Landarbeiterföderation erhebt hinsichtlich der Maßnahmen betreffend die Arbeitslosigkeit, die Ausdehnung der Sozialversicherung, den Schutz der Frauen und Kinder usw. Forderungen, die im ganzen mit dem übereinstimmen, was von seiten des Internationalen Arbeitsamts befürwortet wird. Von der Unternehmerseite Zustimmung mindestens zu einigen der geplanten Reformen zu erhalten, wird zwar schwer sein, dennoch darf von der dritten Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation eine Förderung des Landarbeiterschutzes erwartet werden.

Die Psychotechnik und die Betriebsräte

Von **Franz Lauffötter**

I

Ein Dichter hat einmal gesagt, daß der Menschengeist breite Schwingen habe und rastlos einzudringen suche in das Reich des Unerforschten. Die Wahrheit dieses Satzes zeigt sich darin, daß das Bedürfnis nach einem neuen Wissen sofort eine neue Wissenschaft ins Leben ruft, die dieses Wissensgebiet erforscht und bearbeitet. Zu Beginn der Herrschaft des Kapitalismus war der Arbeiter, die Arbeiterin nur ein Ausbeutungsobjekt, ein seelenloses Teilstück in dem Wirtschaftsautomaten. Er stand auf gleicher Stufe mit den anderen Produktionsmitteln, und seine Verwendung im Arbeitsprozeß hatte lediglich den Zweck, Mehrwert zu erzeugen. Aus diesem Grund kam es für den Kapitalisten darauf an, Produktionsmittel und Arbeitskraft möglichst vorteilhaft anzuwenden, um durch Erzielung einer möglichst hohen Leistungsfähigkeit einen möglichst großen Überschuß herauszuwirtschaften. In dieser Absicht machte er sich die Wissenschaft dienstbar, und so erschien die moderne T e c h n i k, die Wissenschaft von der Arbeit, auf der Bildfläche.

Diese Wissenschaft, die sich mit der Herstellung und Vervollkommnung der Werkzeuge und der Verbesserung der Arbeitsmethoden beschäftigte, nahm in wenigen Jahrzehnten einen riesenhaften Aufschwung. Die neu ins Leben gerufenen Lehranstalten warfen alljährlich Zehntausende von Technikern, Ingenieuren usw. auf den Arbeitsmarkt, die technischen Errungenschaften auf allen Gebieten blendeten das Auge, und nicht mit Unrecht sprach man von dem Jahrhundert der Technik. Die Geisteswissenschaften wurden in den Hintergrund gedrängt und als brotlose Künste bemitleidet, die praktischen Wissenschaften, die Geld einbrachten, beherrschten das Feld. Der Dr.-Ing. stellte sich dem Dr. jur., theol., med. und phil. ebenbürtig zur Seite.

Inzwischen vollzog sich unter der Oberfläche des Wirtschaftslebens langsam aber nachhaltig ein Umschwung im Fühlen und Denken unseres Volkes. Nachdem jahrzehntelang die berauschende Fülle der technischen Erfolge die

Geister und Gemüter umnebelt und den Blick der Menschen getrübt hatte, dämmerte allmählich die Einsicht auf, daß es mit der Technik allein nicht getan ist. Es erwachte ein Hunger nach wahrer Kultur. Die Menschen lernten die tiefe Wahrheit des Bibelwortes verstehen: »Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele?« Und aus diesem Verständnis heraus erwuchs das Ringen um Menschtum und Menschenwürde, um Bildung und Kultur. In den proletarischen Schichten entstand daneben noch ein besonderes Fühlen und Wissen. Zuerst rein instinktiv, dann immer klarer setzte sich die Überzeugung durch, daß auch der Arbeiter eine Seele habe, auf die Rücksicht genommen werden müsse, daß er kein Teilstück einer Maschine oder ein Rädchen in einem Automaten, sondern daß er ein Mensch sei, ein lebensvoller Organismus.

Dieser Wandel der Auffassung über das Wesen des Proletariers erzeugte das Bedürfnis nach einer neuen Wissenschaft, und so entstand die Psychotechnik, die Lehre von der Arbeit und von der Arbeiterseele, eine Verbindung zwischen Technik und Psychologie.

Der Psychotechnik, die heute noch in den Anfängen steckt und erst schüchterne, tastende Versuche macht, steht zweifellos eine große Zukunft bevor. Je mehr sich die Erkenntnis durchringt, daß der Mensch kein Mechanismus, sondern ein Organismus ist, daß die Arbeit niemals eine rein mechanische Tätigkeit, sondern zugleich auch eine Anwendung geistiger und seelischer Kräfte ist, daß also der produktiv tätige Mensch zuerst eine Persönlichkeit und dann erst Arbeiter ist, je mehr dieses Wissen Gemeingut wird, desto eher wird auch ein neues Gewissen erwachen, das den Proletarier davor bewahrt, weiterhin als eine »Nummer im Hauptbuch« betrachtet und behandelt zu werden. Dieses neue wirtschaftliche Gewissen, das dem Raubbau mit Menschenkraft, Menschengesundheit und Menschenglück ein Ende machen soll, wird noch geschärft werden, wenn erst die Erfahrung allgemein geworden ist, daß nur ein körperlich gesunder, geistig frischer und seelisch befriedigter Mensch ein gutes Stück Arbeit zu leisten vermag. Wollen wir also unsere Arbeitsleistungen quantitativ steigern und qualitativ auf die Höhe bringen, so müssen wir das Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit untersuchen und den Einfluß der Arbeit auf den Menschen beobachten, wie dies die Psychotechnik erstrebt.

Glücklicherweise sind schon zahlreiche Männer der Theorie und der Praxis am Werke, um dieses neue und dankbare Gebiet zu beackern. Es sei nur erinnert an die Arbeit von Wundt über »physiologische Psychologie«, von Münsterberg über »Psychologie und Wirtschaftsleben«, von Taylor-Rösler über die »Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung« und an andere Arbeiten, die Teilgebiete behandeln. Es erscheinen auch bereits zwei Zeitschriften: »Praktische Psychologie« von Moede und Piorkowski und »Angewandte Psychologie« von Stern und Lipmann, die alle neuen Forschungen und Fortschritte berücksichtigen. Ein neuerdings im Verlag von W. Gente in Hamburg erschienenes Buch von Ernst Bischoff »Die geistigen Kräfte im Wirtschaftsleben und deren Erforschung« bringt neben sehr interessanten Ausführungen über das Geistige im Wirtschaftlichen auch eine Aufzählung der einschlägigen Schriften.

Besonders für die Betriebsräte, die zugleich Techniker und Psychologen sein müssen, erscheint eine Beschäftigung mit der Psychotechnik als unab-

weisbare Notwendigkeit. Durch die Reichsverfassung und das Betriebsrätegesetz ist ihnen die Aufgabe zugewiesen worden, einerseits die Interessen der Kollegen und Kolleginnen nach allen Richtungen hin zu vertreten und andererseits auch den Betrieb im Sinne hoher Wirtschaftlichkeit zur Erzielung höchstmöglicher Leistungen auszugestalten. Diese Doppelaufgabe birgt große Schwierigkeiten in sich, weil das Arbeiterinteresse häufig mit dem Betriebsinteresse in Konflikt gerät. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit eines Betriebs durch Verlängerung der Arbeitszeit, Erhöhung der Arbeitsintensität, Verbesserung der Arbeitsmethoden, Umgruppierung der Arbeitskräfte usw. berührt zweifellos das Interesse der Arbeiterschaft in höchstem Maß. Sie ist eine unbedingte Notwendigkeit — heute mehr als jemals —, und deshalb hat die Gesamtheit einen Anspruch darauf, daß jeder einzelne Betrieb und jeder Betriebszweig eine hohe Stufe der Wirtschaftlichkeit erreicht.

Andererseits hat aber auch die Arbeiterschaft ein Anrecht darauf, daß bewußtermaßen Rücksicht genommen wird auf ihr körperliches, geistiges und seelisches Wohlbefinden. Der kapitalistische Unternehmer hat lediglich die Steigerung der Arbeitsleistung im Auge, unbekümmert darum, wie der Arbeiter dabei fährt, er ist Techniker und widmet sein Interesse ausschließlich dem Arbeitsprozeß; der Betriebsrat hat ebenfalls die Steigerung der Arbeitsleistung ins Auge zu fassen, aber er soll auch Physiologe und Psychologe sein und den Arbeitsprozeß so ausgestalten, daß die arbeitende Persönlichkeit geschont wird. Das heißt also, er hat darüber zu wachen, daß sich diese Steigerung nicht auf Kosten der Arbeiterschaft vollzieht.

Glücklicherweise ist die Möglichkeit hierzu vorhanden. Die rein mechanistische Auffassung der Arbeit beginnt sich allmählich zu überleben, man erkennt immer deutlicher, daß es andere Mittel gibt als die mechanischen, um höhere Erträge aus einem Betrieb herauszuwirtschaften. *Die hohe Wirtschaftlichkeit beruht auf einem sparsamen, sorgsamen, pflichtgemäßen Arbeiten, das natürlich nur entspringen kann aus einer inneren Anteilnahme an der Arbeit.* Diese innere Anteilnahme zu erzeugen, Arbeitsfreude und Schaffenslust, Verantwortlichkeit und Tatkraft zu wecken und zu pflegen, das ist die wichtigste Aufgabe der Zukunft. Dazu soll die Psychotechnik Hilfe leisten, und darum müssen die Betriebsräte Psychotechniker sein. Sie müssen den Betrieb in all seinen Einzelheiten und Eigenheiten kennen, sie müssen aber auch Verständnis haben für die arbeitende Persönlichkeit. Einen Ausgleich zu schaffen zwischen dem Interesse des Betriebs und dem Interesse der Arbeiterschaft, das muß das Ziel ihres Strebens sein. Die Aufgabe ist schwer, aber nicht unlösbar, wenn sich der feste Wille mit Einsicht und Erfahrung paart.

Die erste Frage, mit der sich die Psychotechnik befassen muß, ist die der *Arbeitsdauer*. Wie lange soll und darf die Arbeit dauern und von welchen Pausen muß sie unterbrochen sein, wenn eine hohe Leistung erzielt und gleichzeitig der Arbeiter geschont werden soll? Bislang war diese Frage im wesentlichen ein politisches Kampfobjekt, der Kampf um die Arbeitszeit spiegelte den nackten Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit wider. Allerdings spielten in diesem Kampfe von Anfang an gesundheitliche, sittliche, geistige und kulturelle Momente eine Rolle — man lese nur die einschlägigen Kapitel in Marxens »Kapital« —, aber diese Momente wurden ver-

dunkelt durch die Machtfrage. Wo eine größere Macht vorhanden war auf seiten der Arbeiter, wo starke Organisationen bestanden, da konnte eine Arbeitszeitverkürzung durchgesetzt werden ohne Rücksichtnahme auf gesteigerte oder verminderte Arbeitsleistung, wo die Arbeiterschaft eines Betriebs machtlos war, blieb die überlange Arbeitszeit bestehen, mochte auch die Arbeitsleistung quantitativ und qualitativ minderwertig sein und die Arbeiterschaft dabei zugrunde gehen. Nicht die wissenschaftliche Einsicht und das soziale Empfinden wirkten mit; die Machtverhältnisse gaben den Ausschlag. Auch heute noch herrscht in den Reihen der Unternehmer und Arbeiter die landläufige Auffassung, daß der Kampf um den Arbeitstag ausschließlich ein Machtkampf sei, der sich hier und da allerdings mit einem sittlichen Mäntelchen verbräme, der aber letzten Endes durch das Machtverhältnis zwischen Kapital und Arbeit entschieden werden müsse.

In diese rohe, mechanistisch-materialistische Auffassung beginnt die Psychotechnik Bresche zu legen. Es dämmert die Erkenntnis auf, daß man die Arbeit nicht nach der Elle messen könne, daß es bei der Leistung einer Arbeit nicht nur auf die Länge der Arbeitszeit ankomme, daß vielmehr auch andere Faktoren hierbei mitsprächen. Spuren dieser Erkenntnis finden wir bereits in der berühmten Rede, die Thomas Macaulay im Jahre 1842 im englischen Parlament zur Begründung der Zehnstundenbill hielt. Er spricht von dem verheerenden Einfluß, den eine überlange Arbeitszeit auf die Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen ausübt, er schildert die Wirkung hinreichender Ruhepausen auf die Arbeitsfähigkeit, und er kommt zu dem Ergebnis, daß eine kurze Arbeitszeit nicht nur für die Arbeiterschaft, sondern auch für das Unternehmertum Vorteile im Gefolge habe. Bewußt und mit Nachdruck fordert er, daß im Arbeitsprozeß Rücksicht genommen werden müsse auf den lebenden Menschen, »diese kunstvollste aller Maschinen«. Auch der deutsche Professor Lujo Brentano hat in seiner, leider in Vergessenheit geratenen Schrift »Über das Verhältnis zwischen Arbeitszeit und Arbeitsleistung« dieses Thema behandelt. In dankenswerter Weise hat er seine wissenschaftliche Autorität für eine vernünftige Arbeitszeitverkürzung in die Wagschale geworfen.

In Deutschland war es besonders Ernst Abbe, der Leiter der Zeiß-Werke in Jena, der in seiner Schrift vom Jahre 1906 »Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Verkürzung des Arbeitstags« seine praktischen Erfahrungen dahin präzisiert hat, daß der Achtstundentag nicht nur als eine gesundheitliche, sittliche und kulturelle Errungenschaft zu bezeichnen sei, sondern daß er auch von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus den Vorzug vor einer längeren Arbeitszeit verdiene. Dieselben günstigen Erfahrungen hat in Belgien der Ingenieur Tromont, der Leiter von Zinkentschwefelungshütten, gemacht, sie sind in einem Buche »Une expérience industrielle de réduction de la journée de travail« niedergelegt, das ebenfalls im Jahre 1906 erschienen ist. Auch noch andere Versuche haben die günstigen Wirkungen des Achtstundentags bestätigt, doch bleibt die Frage offen, wie weit diese praktischen Versuche allgemeine Beweiskraft haben. Die Verhältnisse liegen in den verschiedenen Betrieben verschieden, weshalb man sich vor einer Verallgemeinerung und Schematisierung hüten sollte. Sicherlich ist in der Frage des Achtstundentags das letzte Wort noch nicht gesprochen worden, wünschenswert erscheint es,

daß sie aus dem Bereich des Machtkampfes herausgerückt und auf den Boden der Praxis gestellt wird.

In dieser Richtung arbeitet die Psychotechnik heute. Sie ist bemüht, die Arbeit als einen physiologischen und psychologischen Vorgang experimentell zu erfassen. Erfahrungsgemäß wird das Arbeiten gefördert und die Arbeitsleistung gesteigert durch innere und äußere Umstände; in der gleichen Weise treten auch Hemmungen auf. Ein Mensch, der zu einer Tätigkeit geeignet und berufen ist, der Lust zur Arbeit hat und in der Arbeit geübt ist, der außerdem körperlich und geistig frisch ist und sich in einer günstigen Seelenstimmung befindet, wird mit innerer Befriedigung arbeiten und gute Leistungen erzielen. Währt die Arbeit zu lange, ohne daß sie von Pausen unterbrochen wird, so stellt sich ein Unlustgefühl ein, das die Arbeitsfreude lähmt; sie wird aus einer Lust zu einer drückenden Last, die Ermüdung und Abspannung nimmt zu, und aus körperlichen und seelischen Ursachen sinkt die Arbeitsleistung. Versuche haben gezeigt, daß die Arbeitskurve von Beginn der Arbeit an langsam steigt — man arbeitet sich allmählich hinein —, dann aber beginnt sie zu sinken, bis sie zuletzt, wenn die Arbeitskraft völlig versagt, auf dem Nullpunkt anlangt. Tritt eine Pause in der Arbeit ein, so entwickelt sich neue Kraft und Lust, was ein Steigen der Arbeitskurve zur Folge hat. Das von der Psychotechnik zu lösende Problem besteht also darin, für die einzelnen Arbeitszweige zu ermitteln, wie lange die normale Arbeitsdauer sein darf, wie oft Pausen eintreten und wie lange sie währen müssen, und endlich noch, wie die Arbeitspausen angewendet werden sollen. Die Erfahrung hat schon jetzt gelehrt, daß die Länge der Arbeitszeit sowie die Häufigkeit und die Länge der Pausen abhängig ist von der Art der Arbeit, ob es sich um leichte oder schwere, interessante oder geisttötende Arbeiten handelt, ob sie unter gesunden oder ungesunden, angenehmen oder unangenehmen Bedingungen verrichtet werden. Bezüglich der Verwendung der Arbeitspausen hat sich gezeigt, daß nicht in jedem Falle, abgesehen natürlich von der nächtlichen Ruhe durch Schlaf, eine absolute Ruhe durch Nichtstun angebracht ist. Geistesarbeiter erholen sich durch körperliche, Handarbeiter durch geistige Beschäftigung, Mädchen, die eine sitzende Tätigkeit ausüben, spannen sich durch Tanz und Spiel aus, junge Leute durch Turnen und Sport.

(Schluß folgt)

Florian Geyer

Zur Charakteristik seiner historischen Persönlichkeit

Von Wilhelm Blos

Meine Heimat liegt in Mainfranken, wo vor rund vierhundert Jahren der große Bauernkrieg am heftigsten getobt hat und wo die Traditionen, die in jene Zeit zurückreichen, noch nicht ganz erloschen sind. Man spricht noch vom Pfeiferhänslein, dem Vorläufer jener großen Revolution im Taubergrund, und man weiß im Volke noch von Florian Geyer, jenem ritterlichen Helden, dem die Historiker Bensen und Zimmermann eine Gloriole um sein Haupt gewoben. Bis dahin war der Bauernkrieg ein von den herrschenden Gewalten nach Möglichkeit unterschlagenes Stück Weltgeschichte. Nunmehr aber entstieg die bisher wenig beachtete Gestalt des Ritters von Giebelstatt dem historischen Schutthaufen, den man über sie ge-

wälzt, und sie ergriff weithin, was begeisterungsfähig war, jung und alt mit magischer Gewalt.

Mir persönlich war »der schönste Held des ganzen Kampfes«, wie Zimmermann ihn nennt, eine der historischen Lieblingsgestalten, die meine Jugend belebten, und ich pilgerte auch hinüber nach dem nicht fernen Giebelstatt, wo noch die Trümmer von Florian Geyers väterlicher Burg stehen. Aber nicht nur bei uns, auch in Mittel- und Norddeutschland erweckte Florian Geyers Auferstehung helle Begeisterung. In zahlreichen dramatischen und epischen Dichtungen wurde der lockende Stoff behandelt; aber erst Gerhart Hauptmanns Dichtung trug den Helden auf die Höhe seiner Popularität und half den Deutschen Florian Geyers Persönlichkeit in ihrer politischen und historischen Bedeutung schätzen. Von Sozialisten hat Robert Schweichel den Stoff mit besonderer Vorliebe behandelt, und Jakob Audorf hat den Ritter und seine Mannen in einem hübschen Gedicht verherrlicht.[1]

Angesichts der verschiedenen Legenden, die sich um die Persönlichkeit des Ritters gesponnen hat, wollte ich mein bescheiden Teil zur Charakteristik derselben beitragen. Vor nunmehr 35 Jahren habe ich in diesen Blättern einen Essay über den so berühmt gewordenen Helden des großen Bauernkriegs publiziert.[2] Zu diesem Essay hatte ich einiges, damals wenig bekanntes Material, Volkslieder und Sagen, in denen Florian Geyer erwähnt, herangezogen; auch waren neuere Forschungen benutzt, aus denen hervorgeht, daß er nicht im offenen Männerkampf auf dem Spelthof bei Schwäbisch Hall gefallen, sondern in der Nähe von Würzburg meuchlings ermordet worden ist. Die Beteiligung seines Schwagers an diesem Morde, des bekannten Wilhelm v. Grumbach, durch seinen Knecht, ist nunmehr festgestellt. Daß Grumbach sein Schwager war, wird zwar von Professor Max Lenz bestritten, von dem gründlichen Grumbach-Forscher Ortloff aber bestätigt. Dann aber hatte ich eine Stelle aus der Rotenburgischen Geschichte des Ratsherrn v. Winterbach angeführt, wo es heißt, daß »die ganze Originalkorrespondenz des fränkischen Bauernkorps« nach Rotenburg geflüchtet, dort sogleich konfisziert und in vier Quartbänden aufgestellt worden sei, und zwar bis 1807. Alsdann sei sie nach München transportiert worden. Ich forderte die Gelehrtenschaft auf, nach dieser wichtigen Urkundensammlung zu forschen, bei der sich wohl auch die Korrespondenz Florian Geyers befinden mochte, was bei dessen nahen Beziehungen zur Stadt Rotenburg mit ziemlicher Sicherheit vorauszusetzen war.[3]

Die Aufforderung schien erst ohne Erfolg zu bleiben; nun aber sehe ich, daß neuere Historiker zwei Briefe zitieren, die seinerzeit der Graf Georg

[1] Wohl sind sie unterlegen
Verrat und Übermacht,
Doch in der Faust den Degen
Nach harter, heißer Schlacht.
Die deutschen Thermopylen
Stehn, wo die Braven fielen
Bis auf den letzten Mann.

[2] Florian Geyer, Lebens- und Charakterbild aus dem großen Bauernkrieg, Neue Zeit, Jahrgang 1886. Dem schändlichen Unfug, alte Eigennamen durch eine neue Rechtschreibung zu mißhandeln, ist auch der Name Geyer verfallen; man schreibt heute vielfach Geier, wie Görgei usw. Wir schreiben nach guter alter Sitte Geyer und Görgey, wie sie sich selbst geschrieben.

[3] Wir schreiben mit historischer Berechtigung Rotenburg; das moderne Rothenburg ist eine von der bayerischen Bureaukratie seinerzeit bewirkte fehlerhafte Änderung.

v. Wertheim an Florian Geyer geschrieben hat. Ich kann nicht behaupten, daß sie aus jener Sammlung stammen, da ich inzwischen mich weniger mit geschichtswissenschaftlicher Literatur befaßt habe. Die Briefe des Grafen v. Wertheim, die für die Geschichte des Bauernkriegs nicht unwichtig sind, können zwar auch Kopien sein; hat man aber jene Aktensammlung wieder entdeckt, so war es sehr unhöflich, mir nichts davon mitzuteilen.

1890 hatte ich dann die Freude, von Zimmermanns »Großem deutschem Bauernkrieg« eine Volksausgabe veranstalten zu können.[4] Schon lange hatten nationalliberale Historiker danach getrachtet, dies Werk, das eine neue Auffassung der Reformationszeit geschaffen hat, in ihrem Sinne zu »bearbeiten«; vor diesem Schicksal ist es durch mich bewahrt worden. In dem neuen Verlag gewann das Werk erst eine seiner Bedeutung würdige Verbreitung. In der Vorrede sagte ich, daß ich an dem Werke selbst nichts geändert, sondern nur einige rein theologische Partien gestrichen hätte, die weitere Volkskreise nicht interessierten. Trotzdem wurde behauptet, daß ich das Werk in ein speziell sozialdemokratisches verwandelt, respektive nach der Meinung zünftiger Historiker »verschlechtert« hätte. Sodann wurden die alten Angriffe — und zwar in gehässigster Form — gegen das Buch erneuert. Es sei lückenhaft, und manches sei poetisch ausgestaltet ohne historischen Untergrund. In einigen Fällen mögen diese Behauptungen zutreffen. Doch beeinträchtigt dies nicht im mindesten den Wert des Ganzen, und bis zur Stunde gibt es kein anderes größeres Werk, welches das Zimmermannsche ersetzen könnte. Das kleine Werkchen, in dem Friedrich Engels den Bauernkrieg dargestellt hat, steht, was die Tatsachen betrifft, ganz auf dem historischen Boden, den Zimmermann größtenteils erst geschaffen hat, wie Engels selbst angibt.

Einige Historiker früherer Zeiten hatten Florian Geyers Erscheinung nur als Kuriosum erwähnt, weil in ihm ein Junker zu den Bauern übergetreten war; später hatten ihn Bensen und Zimmermann aus dem historischen Schutt ausgegraben und ihn zu einer Lieblingsgestalt namentlich der demokratischen Jugend gemacht. Sie verliehen ihm erst die gebührende hohe Bedeutung unter seinen Zeitgenossen.

Franz Mehring hat öfters — auch öffentlich — behauptet, mein oben erwähnter Essay in der Neuen Zeit habe das »Gerippe« für das Hauptmannsche Drama »Florian Geyer« geliefert. Ich erlaube mir kein Urteil in dieser Sache. Sollte Mehring recht haben, so wäre nichts weiter dabei. Tatsache ist nur, daß Bebel, der offenbar die Anregung zu der Dichtung gegeben, jedenfalls auf Veranlassung des Dichters, während das Drama im Entstehen begriffen war, an mich geschrieben hat, und zwar wegen Florian Geyers Wahlspruch: »Nulla crux, nulla corona.«[5] Er frug an, ob es historisch beglaubigt sei, daß Florian Geyer diesen Wahlspruch habe auf die Klinge seines Schwertes eingraben lassen. Ich antwortete, daß dies nur auf Tradition beruhe. Diese Tradition ist indessen eine sehr starke.

Wäre dieser Wahlspruch nachweisbar, so würde Florian Geyer als einer der Radikalsten unter den Häuptern dieser großen Revolution erscheinen, zu

[4] Illustrierte Volksausgabe, Stuttgart 1890, J. H. W. Dietz.

[5] Der Wahlspruch: »Kein Kreuz, keine Krone!« ist doppelsinnig. Er kann gegen Thron und Altar gerichtet sein; er kann aber auch besagen, daß das Streben nach einem hohen Ziel nur nach Kreuz und Leiden mit Erfolg gekrönt sein kann.

denen er nach beglaubigten Nachrichten nicht zählte. Daß Bebel diesen Wahlspruch, dem Hauptmann in seinem Drama eine gewisse Bedeutung eingeräumt hat, auch gern historisch nachgewiesen gehabt hätte, wird jedermann begreifen, der Bebel gekannt hat.

Mitte der neunziger Jahre war Hauptmanns Drama erschienen und aufgeführt worden. Trotz starker Gegnerschaft hatte es doch die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeit des volksfreundlichen Ritters gelenkt. Mich bewegte die Hauptmannsche Dichtung insofern schon sehr, als, wie bemerkt, in meiner fränkischen Heimat sehr starke Überlieferungen das Gedächtnis an Florian Geyer wach erhalten. Überlieferung wie historische Wahrheit zeigen uns Herrn Florian als einen willensstarken, opfer- und todesmutigen Mann, der den sicheren Untergang vor Augen doch den Kampf gegen eine Welt von Feinden trotzig aufnimmt.

Durch das Hauptmannsche Drama ward Florian Geyer aber immerhin erst auf ein höheres historisches Piedestal gehoben. Er ward den weitesten Volkskreisen sichtbar, auch denen, die sich um die Geschichtschreibung nichts oder wenig kümmerten. Die plastische Gestalt auf der Bühne prägte sich unendlich tiefer ein als die Schilderung des Historikers, auch wenn diese, wie bei Zimmermann, von poetischem Anhauch erfüllt war.

Nachdem so dem deutschen Volke einer der besten Helden der Demokratie in »Wahrheit und Dichtung«, in Geschichtschreibung und Poesie wiedergegeben und der so lang ihn bedeckende historische Schutt zum größten Teil hinweggeräumt war, setzte plötzlich eine Reaktion gegen den Helden des Bauernkriegs ein. Man suchte seine Bedeutung herabzudrücken und ihn zu einem gewöhnlichen Abenteurer zu stempeln. Man sprach nicht aus, was man gern ausgesprochen hätte, daß er nur aus selbstsüchtigen Motiven sich auf die Seite des Volkes geschlagen, denn man konnte das nicht beweisen. Aber man ließ durchblicken, daß man ihn für schlechtes Menschenmaterial hielt.

Diese Art Reaktion ging vom zünftigen Professorentum aus, bei dem es immer noch weite Kreise gibt, denen alles demokratische Wesen aufs tiefste verhaßt ist. Aber während man Zimmermann den Vorwurf macht, daß er Florian Geyer allzusehr idealisiert habe, ist man dort immer schon bemüht gewesen, Götz von Berlichingen, der die Bauern schnöde verraten hat, als den ehrenfesten Biedermann auch historisch erscheinen zu lassen, zu dem ihn die Goethesche Dichtung gemacht hat. Schon 1850 hat das der Jurist und Professor Zöpfl in einem Vortrag zu Heidelberg getan. Und doch hat schon Kaiser Maximilian I. den Götz in seinem Achtungsdekret als »Heckenreiter« gebrandmarkt!

Sehr bald nach dem Erscheinen des Hauptmannschen Dramas machte sich der Geschichtsprofessor Max Lenz zu Leipzig im Aprilheft 1896 der »Preußischen Jahrbücher« über Florian Geyer her. Er urteilte über ihn, wie etwa ein fränkischer oder schwäbischer Junker von 1525 über ihn geurteilt hätte. Lenz wollte einen unbedeutenden Abenteurer aus dem Ritter machen. Er spricht ihm zunächst den Charakter einer militärischen Intelligenz ab, er bestreitet die Existenz einer besonderen, in sich gegliederten »schwarzen Schar«, die Florian Geyer befehligt haben soll; er bestreitet ferner, daß Florian Geyer die Burg Weibertreu zu Weinsberg eingenommen hat, und er bestreitet auch, daß Florian Geyer bei dem letzten Heldenkampf um das Schloß

von Ingolstadt anwesend und beteiligt gewesen. Gerade dieser Kampf hat aber hauptsächlich den Anlaß zu dem Glorienschein gegeben, mit dem Geschichtschreiber und Dichter das Haupt des Ritters umwoben. Dazu kommen noch eine Reihe kleinlicher und gehässiger Bemerkungen, mit denen wir uns aber nicht mehr beschäftigen wollen. Lenz meint schließlich, Florian Geyer sei nur Unterhändler für die Bauern gewesen. Er betont des Ritters gemäßigte Gesinnung und faßt das Ergebnis seiner Untersuchung in die Sätze zusammen: »Was schließlich Florian Geyer dazu bewogen haben mag, ein Bauernbruder zu werden, ob wirklich die idealen Ziele, die man ihm ohne weiteres zugeschrieben hat, oder irgendwelche ganz persönliche, vielleicht sehr untergeordnete Motive ihn geleitet haben — wer mag das sagen? Die Historie weiß darüber nichts zu berichten. Wohl möglich, daß auch er nur ein ‚Verdorbener vom Adel' gewesen ist, wie jener ‚Thoma Bauer', der den Rebellen in Bayreuth die Fahne vorantrug.«

Die Untersuchung schließt also mit einer eingestanden beweislosen Verdächtigung des Ritters. Dennoch ist die Auffassung des Herrn Professors Lenz bereits in die modernen Konversationslexika übergegangen.

In neuester Zeit hat Professor Hermann Barge in Leipzig sich mit Florian Geyer beschäftigt.[6] Er hat schon früher einige Quellenschriften über den großen Bauernkrieg neu herausgegeben, eine verdienstliche Arbeit. Barge bekundet im Gegensatz zu Lenz eine freisinnige Weltanschauung. Er ist nicht unbeeinflußt von der Lenzschen Darstellung, aber im wesentlichen stimmt er ihm doch nur da zu, wo dessen Einwände gegen Zimmermann begründet erscheinen, und es soll durchaus nicht bestritten werden, daß manche begründet sind. Verschiedenes ist auch erst durch nachfolgende Forschungen richtiggestellt worden, was Zimmermann noch in der alten Auffassung akzeptierte. Barge vermutet in Florian Geyer nicht einen »Verdorbenen vom Adel«, sondern faßt ihn als einen »ehrlich überzeugten, ideal gesinnten Vorkämpfer für eine gerechtere Ordnung der Dinge« auf, wie er auch im Hauptmannschen Drama auftritt. Ob der Ritter gegenüber dem Radikalismus in der großen Bewegung an einem »unlösbaren inneren Zwiespalt« gelitten, wie Barge behauptet, von dem ihn nur der Tod befreien konnte, das ist eine Vermutung, wie auch der von Lenz konstruierte »verdorbene Junker« nur eine — zugegebene — Vermutung ist. Wenn man aber die zur poetischen Ausschmückung führenden Vermutungen bei Zimmermann tadelt, so darf man nicht selbst vermuten. Zugegeben, daß Vermutungen bei strenger und gewissenhafter historischer Darstellung ausgeschlossen sein sollten; aber wie viele Historiker haben dem Drange nach Vermutungen nicht zu widerstehen vermocht!

Daß Florian Geyer Kriegsmann gewesen, geht doch wohl aus der Tatsache hervor, daß er mit zwei anderen Rittern das Korps befehligte, das den Raubritter Götz von Berlichingen 1519 in dem festen Schlosse Möckmühl belagerte und gefangennahm. Lenz spricht hier von einem »Überfall«, während Barge ihn nur als »Unterhändler« zu betrachten scheint.

Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß durch die Untersuchungen von Lenz und Barge die Existenz einer besonderen Schar, die allerdings viel Verherrlichung gefunden, sowie die Teilnahme von Florian Geyer an der

[6] Florian Geyer. Eine biographische Studie. Von Hermann Barge. Leipzig 1920, Teubner.

Weinsberger Affäre einigermaßen zweifelhaft geworden sind. Das würde zunächst an dem historischen Charakterbild des Ritters wenig ändern; es muß aber auch betont werden, daß Zimmermann in diesen Dingen Anhaltspunkte, wenn auch unsichere, gehabt hat.

Daß er bei kriegerischen Handlungen, welche dem von ihm befehligten Freikorps zufielen, nicht dabei war, kam daher, daß man ihn auf Unterhandlungen fortschickte, offenbar wegen seiner Geschicklichkeit, die sich bei den Unterhandlungen in Kitzingen und Rotenburg zeigte, sowie wegen des Ansehens seiner Persönlichkeit. Im Volkslied heißt es:

Florian Geyer zu Heidsfeld [7] lag,
Über achtzehntausend er Hauptmann war,
Waren eitel fränkisch Knaben.

Aber bei dem unglücklichen Sturm, den der Kern dieser Mannschaften auf das Würzburger Schloß unternahm und der, da keine Bresche geschossen, des Führers Zustimmung wohl kaum gefunden hätte, konnte dieser nicht mitwirken, denn man hatte ihn nach Rotenburg geschickt, um diese Stadt völlig in den Bund der Bauern zu bringen und ihre schweren Geschütze nebst Munition zur Belagerung des Würzburger Schlosses zu holen, was ihm gelang. Sein Auftreten in Rotenburg ist Agitation für die Sache der Bauern, in gemäßigtem Sinne, aber aufrichtig und macht durchaus den Eindruck, daß es auf tiefster Überzeugung beruhte.

Aber hat Florian Geyer wirklich nicht an jenem letzten Kampfe bei Ingolstatt teilgenommen? Dort ist das Thermopylä der Franken. »In den Mauern des Schlößchens von Ingolstatt schien sich alles Heldentum des Bauernkriegs wie in einem Brennpunkt zu sammeln.... Herr Florian war selbst darinnen«, sagt Zimmermann. Lenz und Barge behaupten dagegen, daß er nicht dabei gewesen, und das würde allerdings dem heldischen Schimmer, der die Gestalt des Ritters umgibt, nicht unbedeutenden Eintrag tun.

Untersuchen wir die Sache.

Am 23. Mai war der Odenwälder Haufe von Würzburg abgezogen und hatte die Belagerung der Feste dem fränkischen Haufen überlassen. Florian Geyer wurde zu dem am 1. Juni in Schweinfurt stattfindenden Landtag geschickt. In seiner Abwesenheit kam die Nachricht von der Vernichtung des Odenwälder Haufens bei Königshofen; der fränkische aber rückte am 4. Juni eilends nach Süden ab, um den Odenwäldern zu Hilfe zu kommen, die man immer noch unbesiegt, aber bedrängt glaubte. Auf diesem Marsche stieß der fränkische Haufe einige Stunden südlich von Würzburg bei dem Dorfe Ingolstatt auf die ganze Macht des schwäbischen Bundes unter dem blutigen Truchseß von Waldburg, dem »Bauernjörg«, der am 2. Juni den Odenwälder Haufen bei Königshofen vernichtet hatte. Der fränkische Haufe wurde bei Ingolstatt vernichtet, und bei dem dortigen Schlößchen spielte sich am Abend des 4. Juni der berühmte Heldenkampf ab, den man mit dem der Spartaner bei den Thermopylen verglichen hat.

Von Florian Geyer haben wir die sichere Nachricht, daß er am Abend des 2. Juni vom Schweinfurter Landtag nach Rotenburg zurückritt und den Himmel gen Süden vom Brande der Dörfer um Königshofen gerötet sah. Am 3. Juni traf er in Rotenburg ein, wo er auf ein Geleit für Verhandlungen mit dem Markgrafen Kasimir von Ansbach warten sollte. Er wurde

[7] Heidingsfeld bei Würzburg.

vom Rate schlecht aufgenommen. Am 6. oder 7. Juni erhielt er mit seinen Begleitern den Befehl, sich »hinwegzutun«. Am 9. Juni wurde er »auf dem Felde bei Rimpar« von seines Schwagers Grumbach Knecht meuchlings erstochen und beraubt.

Aus diesen Tatsachen schließen Lenz und Barge, daß er bei Ingolstatt nicht zugegen gewesen sein könne. Aber diese Auffassung ist nicht unanfechtbar. Zunächst existiert eine Biographie des Truchsessen von Waldburg, erschienen zu Konstanz 1832, von Walchner und Bodent, die offenbar ganz nach den Notizen und Tagebüchern des Truchsessen gearbeitet ist. Dort wird gesagt, daß »ein gewisser Florian Geyer« das Bauernheer bei Ingolstatt befehligt hat. Und der Truchseß wird wohl informiert gewesen sein, denn er hatte Spione im Bauernheer, wie beglaubigt gemeldet wird.

Der Historiker Bensen sagt von dem Ausmarsch des fränkischen Volksheeres aus Würzburg, daß Florian am Tage der Schlacht von Ingolstatt bei ihm eingetroffen sei. Am 3. Juni war er nach Rotenburg gekommen. Und Bensen sagt: »Auch Florian Geyer muß die ganze Nacht hindurch geritten sein, denn er befand sich schon am Pfingstsonntag (4. Juni) vor Tagesanbruch zu Würzburg.«

Nach Raum und Zeit ist das ganz gut möglich, und es läßt sich denken, daß ein so pflichtgetreuer und entschlossener Mann wie Florian Geyer sofort zu seinem Heerhaufen ritt, als er zu Rotenburg die Niederlage von Königshofen erfuhr. Das kann man auch nicht »umherirren« heißen, wie Lenz tut. Herr Florian kann recht wohl im Verlauf des 3. Juni von Rotenburg weggeritten und am 5. Juni wieder dort eingetroffen sein.

Bensen, der mir keineswegs so unzuverlässig erscheint, wie Barge annimmt, muß für seine Angaben doch irgendeinen Beleg gehabt haben. Soweit erlaube ich mir nun auch zu vermuten. Es finden sich nämlich auch bei einer Anzahl älterer Schriftsteller, wie namentlich bei Lommel, nähere Angaben über die letzten Tage von Florian Geyer, und da ist immer Übereinstimmung vorhanden. Vieles, sehr vieles mag legendär, aber alles kann nicht rein erfunden sein. Bekanntlich haben die Sieger jener Zeit auch Henker mit der Feder, nicht nur mit dem Beil, in Tätigkeit gesetzt. Belege, die den Besiegten günstig waren, sind jedenfalls zahlreich verschwunden. Dazu kam die Verlotterung der Archive in den einzelnen Städten. Dafür kann ich einen klassischen Beleg beibringen. Ein Wirt und Gemeinderat in Rotenburg erzählte mir, ein Münchener Professor habe vor vielen Jahren dort bei einem Metzger eine Wurst gekauft und sie in altes Papier — Pergament — eingewickelt erhalten. Als er das Papier näher besehen, sei es ein Fehdebrief des Götz von Berlichingen — ob an die Stadt Rotenburg oder eine andere? — gewesen. Durch Erkundigung nach dem Ursprung des Papiers erfuhr man, daß aus dem städtischen Archiv oftmals Körbe voll Urkunden an die Geschäfte als Makulatur, respektive Einwickelpapier verkauft worden seien. Das mag anderwärts auch vorgekommen sein. Und so mag vieles historische Material verschwunden sein, auf das man sich früher gestützt.

Bensen sagt in seiner Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken S. 169: »Aus einer Erklärung des Herrn Florian zu Rotenburg ersieht man, daß er sich damals — als Götz von Berlichingen mit den Bauern wegen Übernahme des Oberbefehls verhandelte — schon mit der schwarzen Schar von dem evangelischen Heere getrennt hatte.«

Ist diese Erklärung, die Bensen also gesehen hat — denn seine Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken wurde unter ausgiebiger Benutzung der Rotenburger Urkunden geschaffen — nicht mehr vorhanden, so wäre meine Auffassung durchaus bestätigt.

Wer sich heute noch in die Bedeutung des großen deutschen Freiheitskampfes von 1525 hineinzudenken und seine Beweggründe mitzuempfinden vermag, der hat es nicht nötig, sich die Helden jener Episode durch eine nachträgliche gehässige Kritik verekeln zu lassen, die zum Teil nur auf Vermutungen beruht. Vermutungen von heute haben jedenfalls weniger zu bedeuten als Traditionen von damals. Die letzteren haben eine positive Grundlage, wenn auch Übertreibungen und Irrtümer mit unterlaufen.

Die Heldengestalt von Florian Geyer wird als solche dem fränkischen und dem deutschen Volke erhalten bleiben.

Beiläufig beruht das Bild von Florian Geyer, das einst die »Gartenlaube« gebracht und das auch in meine Ausgabe des Zimmermannschen Werkes übergegangen, auf einem Irrtum. Dasselbe Bild befindet sich auf der alten Burg von Nürnberg und soll dort den Seeräuber Störtebecker vorstellen. Neuerdings erscheint es als das Konterfei des Kunz von der Rosen, womit wohl sein Ursprung erklärt ist.

Literarische Rundschau

Hohenzollern. Wilhelm II. und sein Haus. Der Kampf um den Kronbesitz. Berlin 1921, Verlag für Sozialwissenschaft. 184 Seiten. Preis gebunden 30 Mark.

Gegen die Versuche skrupelloser monarchistischer Politiker und Zeitungsschreiber, trotz ihrer inneren Verspottung des von ihnen als psychopathischer Schwächling betrachteten geflohenen früheren Kaisers für die Person Wilhelms II. aus selbstsüchtigen Gründen Mitleid und Sympathie in der breiten zur Sentimentalität geneigten Volksmasse zu wecken, bietet die vorliegende Schrift unter allen ähnlicher Art zweifellos das beste Gegenmittel. Der Verfasser, der sich auf dem Titelblatt nicht nennt, in einem kurzen Vorwort aber sein Pseudonym lüftet und sich als Kurt Heinig vorstellt, will durchaus keine eigentliche Geschichte des letzten Hohenzollernkaisers noch seines Hof- und Familienlebens liefern; dennoch haben die meisten der von Heinig erzählten Vorgänge, ja selbst einzelne mit launigem Spott erzählte Anekdoten ihren geschichtlichen Wert, denn sie sind aktenmäßig verbürgt und liefern nicht nur amüsante Beiträge zur Charakteristik des abgesetzten Kaisers und seiner höfischen Umgebung, sondern auch höchst wertvolles Material für eine spätere unparteiische Geschichte Wilhelms II. und seines Hofes. Gleich nach der Revolution des 9. November als Finanzverwalter der bisherigen königlichen Hofverwaltung und des Kronbesitzes in das preußische Finanzministerium berufen, hat Heinig Gelegenheit gehabt, einen tiefen Einblick in die Vermögensverhältnisse des Hohenzollernhauses und das höfische Getriebe zu tun, und er hat, wie seine Schilderungen zeigen, diese Gelegenheit wohl auszunutzen verstanden. Er bietet denn auch eine treffliche, übersichtliche Darstellung der Entstehung des Hohenzollernvermögens, besonders der Kronfideikommißrente, der Vermischung des Staatseigentums mit dem Königseigentum, des Hofhaushalts, des Kronkassenetats und der eigenartigen knauserigen Sparsamkeit des ehemaligen Kaisers, verbunden mit einer aus krankhafter Prunksucht entsprungenen Verschwendung. Kurz, die gesamte Vermögenslage der Hohenzollerndynastie wird in allen Einzelheiten dargelegt und darauf die verschiedenen Phasen des Kampfes um die staatliche Einziehung des hohenzollernschen Eigentums geschildert. Doch erstrecken sich die Dar-

legungen Heinigs nicht nur auf die früheren Vermögensverhältnisse und die Geldwirtschaft Wilhelms II., auch dessen Leben in Amerongen, der Ankauf des Hauses Doorn, die Hofhaltung daselbst, das Verhalten der Hofbehörden, die mehrmalige Überführung zahlreicher Wertgegenstände aus früheren königlichen Schlössern nach Amerongen und der Konflikt des kronzrinzlichen Hofmarschallamts mit dem preußischen Finanzministerium werden anschaulich, zum Teil in einer humorvollen Fassung, dargestellt. Eingeflochten in diese Ausführungen findet man manche kleinen Erzählungen aus dem früheren Leben des Kaisers und seinem jetzigen Treiben in Amerongen, die auf seine Charaktereigenschaften ein helles Licht werfen und die komische Selbstgefälligkeit dieses Mannes wie sein Gefallen an albernen protzigen Spielereien trefflich illustrieren.

Dafür zwei kleine Beispiele. Zuerst Heinigs Erzählung von der künstlerischen Umgestaltung des Dorfteichs in Cadinen, dem Privatgut Wilhelms II. Heinig berichtet:

»Der Dorfteich lag, wie das so üblich ist, mitten im Dorfe vor dem Guts- und Herrenhaus. Leider soll er die Gewohnheit vieler seiner dörflichen Kollegen gehabt haben, daß er mitunter roch. Ob angeblich oder wirklich, ist für den Chronisten nicht möglich, festzustellen. Es wurde auf jeden Fall auf allerhöchsten Wunsch ein ‚Säuberungs'projekt künstlerisch durchdacht, ausgearbeitet und vorgelegt, das die Billigung fand, die es verdiente. Der Dorfteich wurde zugeschüttet und in eine niedrig umgitterte Rasenfläche verwandelt. In die Mitte der neugeschaffenen Rasenfläche kam eine auf den Zentimeter genaue Nachbildung des — Marienburger Schloßziehbrunnens. Man denke sich in einem Haffdörfchen diesen Ziehbrunnen, inmitten gepflegten Rasens aus dreißig Zentimeter im Geviert starken Balken zusammengestemmt, mit schweren handgeschmiedeten Beschlägen, für die nächsten tausend Jahre unauflöslich verkrampft und verbunden, auf ihm ein schweres festes Ziegeldach, wuchtig wie der ganze Bau. Dazu kommt dann noch ein wirklicher und tatsächlicher, an einer Seilwinde von mächtigen Dimensionen auf und nieder zu drehender Eimer. Es fehlt nichts, alles ist da: das dicke Hanfseil, die schwere Winde, der feste Holzeimer. Alles genau wie in Marienburg, dem Sitz der Deutschordensritter im vierzehnten Jahrhundert.«

Doch das ist noch nicht das Schönste an dieser kaiserlichen Kunstschöpfung. Leider kann der Brunnen nicht benutzt werden, das Brunnenloch wird nämlich nur durch eine Brüstung vorgetäuscht. In ihm sammelt sich, da es nur einen halben Meter tief in die Erde geführt ist, nach regnerischen Tagen etwas Wasser an. Der Brunnen ist also gar kein Brunnen, er ist nur eine Attrappe.

Vielleicht wird man annehmen, jetzt, nachdem das Unglück ihn so hart getroffen, hätte das Hohenzollernhaupt in Amerongen die Neigung zu derartigen Spielereien verloren und beschäftige sich mit ernsteren Dingen. Aber solche Annahme ist verfehlt. Auch im Exil geht die kindische Spielerei weiter, wie folgender Vorfall beweist.

Nachdem der Kaiser sich in Amerongen eingerichtet hatte, wobei mit allen Mitteln versucht wurde, möglichst den alten wilhelminischen Kunststil zu wahren, hatte er plötzlich den Einfall, unbedingt müsse die Wetterfahne mit elektrischem Richtungsmelder aus dem Garten des Berliner Bellevue-Schlosses nach Amerongen überführt werden, damit er gleich beim Blick aus seinem Fenster die Windrichtung zu erkennen vermöge. Diese Wetterfahne lag ihm nämlich am Herzen, da sie einst auf seinen besonderen Wunsch und nach seinen besonderen Angaben hergestellt worden war und er sich daher gewissermaßen als ihr Konstrukteur betrachtete. Die Entstehungsgeschichte dieser Wetterfahne ist höchst amüsant. Obgleich er in seinem Arbeitszimmer eine Vorrichtung hatte, die ihm elektrisch die Windrichtung anzeigte, genügte das Wilhelms Ansprüchen nicht; er wollte auch, wie in einigen anderen Schlössern, gleich beim Blick aus dem Fenster erkennen können, woher der Wind kommt. Er sah sich also mit der ihm eigenen Gründlichkeit das Parkterrain des Schlosses Bellevue an und bezeichnete dann einen Baum, auf dem die Wetterfahneneinrichtung anzubringen sei. Die Hofbaubehörde kletterte auf den vorgeschriebenen Baum, stellte da oben aber in feierlichem Konzilium und zu ihrem größten

Verdruß fest, daß er keine zur Befestigung der Wetterfahne geeignete Spitze habe. Da man nun Seiner Majestät nicht gut sagen konnte, daß der von ihm bezeichnete Baum so respektlos sei, keine passende Krone zu besitzen, wurde bei der Ausführung der Anlage so vor sich gegangen, daß genau hinter dem unvernünftigen Baum ein Eisengerüst aus dem Boden wuchs, auf dieses setzte sich die Wetterfahne. Sie lugte hinter den Blättern so geschickt hervor, daß es aussah, als ob sie, wie befohlen, auf dem Baume säße.

Und diesen Mann, der auch heute noch, nachdem das deutsche Volk das schwerste Unglück getroffen hat, an solchen Spielereien Gefallen findet, hatte ein ironisches, mitleidloses Geschick an die Spitze eines großen Reiches gestellt! Heinig hat nur allzu recht, wenn er in seiner Schlußbemerkung sagt: »Die Zeitgenossen neigen je nach eigenem Mitfühlen und Erkennen dazu, die Hohenzollernangelegenheit als Satire oder als Tragödie zu sehen. Beides scheint mir nicht richtig. Der Stoff taugt höchstens zur Komödie.« Heinrich Cunow

---

Die Abtreibung der Leibesfrucht. Zwei Gutachten von Alfred Grotjahn, ordentlicher Universitätsprofessor für Hygiene in Berlin, und Gustav Radbruch, ordentlicher Universitätsprofessor der Rechte in Kiel. Berlin 1921, J. H. W. Dietz in Stuttgart und Buchhandlung Vorwärts in Berlin. Preis M. 2.50.

Die beiden Verfasser sprechen in einem Vorwort aus, daß sie vom gleichen Ausgangspunkt ausgehend zu verschiedenen Ergebnissen gelangten, aber darin einig sind, daß das gegenwärtige harte Recht der § 218 ff. des Strafgesetzbuchs einer durchgreifenden Änderung bedarf. Grotjahn gibt zunächst einen geschichtlichen Überblick über die Methoden der Abtreibung, wie sie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern bestanden, bespricht dann die Frage des Geburtenrückgangs und stellt bevölkerungspolitisch die Forderung auf, daß jedes Elternpaar die Pflicht hat, »eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus hochzubringen«. So sehr das bevölkerungspolitisch angezeigt sein mag, ich glaube, diese Forderung wird uns Frauen in der Mehrzahl nicht sympathisch sein; es bringt etwas Mechanisierendes in den besten Teil unseres Fühlens. Dankenswert und für weite Kreise lehrreich ist, daß Grotjahn in dem Abschnitt »Medizinisches« ausführlich die Methoden der Verhütung erläutert. Den Ausführungen in bezug auf die Freigabe der Abtreibung kann ich in manchem folgen. Insbesondere stehe ich auf dem Standpunkt, daß eine Frau, die ein Kind in sich trägt, vom ersten Tage der Schwangerschaft an nicht mehr ein unbedingtes Recht über ihren Körper und diesen in ihr lebenden Teil, der zu selbständigem Leben berufen sein soll, hat. Dies Recht kann meines Erachtens nur in besonderen Fällen zugestanden werden. Unzutreffend in ihrer Allgemeinheit sind aber die Ausführungen von Grotjahn über den Verlobtenverkehr, wenn er meint, dieser häufige voreheliche Verlobtenverkehr sei eine Volksgepflogenheit, die nicht mehr die Ehe zur Folge haben würde, wenn die Folgen des Verkehrs straflos beseitigt werden könnten. In Landkreisen, in denen der Verlobtenverkehr besonders üblich ist, liegt die Sache gerade umgekehrt. Der Verlobtenverkehr stellte nach alter Übung vielfach eine Probe auf die Empfängnisfähigkeit der Frau dar. Der Mann wollte nur die Frau heiraten, die ihm auch wirklich Kinder geben konnte. Zweckmäßig ist dagegen der Vorschlag, die Vornahme der Abtreibung, wenn man Vorsichtsmaßnahmen wünscht, nur in einem öffentlichen Krankenhaus zuzulassen. Grundsätzlich hält Grotjahn an der Strafe für Abtreibung der Leibesfrucht fest, die denn auch der Schwangeren selbst als Rückhalt gegen unberechtigte Zumutungen dienen soll.

Radbruch betont sehr zutreffend, daß ein Festhalten an gesetzlichen Bestimmungen, die in so weitem Umfang übertreten werden, das Ansehen der Rechtspflege überhaupt schädigt. Er wendet sich gegen den Antrag der »Unabhängigen«, die Abtreibung gänzlich straflos zu machen. Dadurch würde die schwangere Frau schutzlos. Dieser Kritik stimme ich zu, nicht seinem unterschiedslosen Festhalten an der Dreimonatgrenze für die Strafbarkeit. Es ist innerlich psychologisch falsch, etwas,

das 90 Tage erlaubt ist, am 91. für strafbar zu erklären. Das ist ein Bequemlichkeitsausweg, um eine Formel zu finden. Und es ist geradezu ein Schlag ins Gesicht der neuzeitlichen Strafrechtsentwicklung und der bevorstehenden Strafrechtsreform, wenn man die Motive, welche die Handlungen bedingen, so völlig beiseite schiebt. Ein äußerer Grund für Vornahme der Schwangerschaftsunterbrechung ist heute allgemein anerkannt. Die Unterbrechung ist straflos, wenn ohne sie Gefahr für Leib und Leben der Mutter vorläge. Genau so wenig auszuschließen ist, daß mit dieser Bedingung Mißbrauch getrieben wird, genau so wenig ist das in irgendeinem anderen Falle der gestatteten Abtreibung zu vermeiden, auch nicht bei der Dreimonatgrenze. Und die gleiche Sicherheit, die dort gegen Mißbrauch geschaffen wird, läßt sich schaffen, wenn man die Abtreibung ohne Rücksicht auf die Zeit aus bestimmten berechtigten Gründen straflos läßt. Der erste ist der der Notzucht, die gerichtlich festzustellen sein muß. Diese Bestimmung würde ein absoluter Schutz der Frau sein, denn kein Schwängerer wird auf Abtreibung drängen auf die Gefahr hin, der Notzucht bezichtigt zu werden. Die Furcht eines weitgehenden Mißbrauchs bei gerichtlicher Feststellung liegt nicht vor, denn die Gerichte sind bekanntlich außerordentlich selten geneigt, ein Vorliegen von Notzucht anzunehmen. Der zweite Fall ist der der sogenannten »sozialen Indikation«, wirtschaftliche starke Notlage bei schon vorhandener größerer Kinderzahl. Alle Einwendungen, die Radbruch und einige Ärzte auf dem Kölner bevölkerungspolitischen Kongreß machten, dahingehend, daß der Arzt die wirtschaftliche Notlage nicht feststellen könne, sind im letzten Grunde nicht stichhaltig. Warum denn muß der Arzt derjenige sein, der die Feststellung trifft? Dafür ließen sich andere Instanzen und bestimmte Normen sehr wohl denken. Wenn durch diesen Umweg die Sache etwas erschwert wird, so ist dies nur wünschenswert.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Sowohl Grotjahn wie Radbruch bringen außerordentlich Beachtenswertes zur weiteren Klärung der Frage. Der Bedeutung ihrer Argumente nach der einen und der anderen Seite wird man sich nicht verschließen können. Aber beide gehen vorbei an dem seelischen Problem, wie es im natürlichen Frauen- und Muttergefühl verwurzelt ist. Für uns ist die Abtötung des werdenden Kindes etwas Unnatürliches, etwas, das dem Heiligsten, dem Wärmsten, dem Stärksten in uns widerspricht. Ist aber dies natürliche Empfinden rettungslos und berechtigterweise durch die Umstände der Empfängnis, wie bei Notzucht, durch die Lebensumstände, wie bei sozialer Indikation, zerstört worden, dann hat auch das Gesetz dem gerechterweise Rechnung zu tragen. Und für das Gebot der inneren Gerechtigkeit muß sich die äußere Form finden lassen. H. Lehmann

---

Richard Elsner, **Zu neuen Ufern.** Weckrufe. Berlin-Pankow, Zwilling-Verlag G. m. b. H. 50 Seiten.

Diese Schrift versucht vom ethischen Standpunkt dem Sozialismus gerecht zu werden. Nicht dem Sozialismus, wie ihn die Sozialdemokratie versteht und wertet, sondern mehr dem Sozialismus, wie ihn das Urchristentum zu verwirklichen gedachte. An der geschichtlichen Praxis und an den Erkenntnissen der Gegenwart gemessen, schraubt der Verfasser seine Anforderungen an den Durchschnittsmenschen entschieden zu hoch. Aber ein guter Wille und eine große Ehrlichkeit sind seiner Schrift nicht abzusprechen. Schon die ganze Einteilung seines Buches, das sich in die Kapitel »Staat und Mensch«, »Sozialismus«, »Bourgeoisie«, »Kapitalismus«, »Menschenrechte«, »Nationalismus und Internationalismus«, »Völkerbund« gliedert, zeigt, daß er in seinen Gedankengängen ein durchaus moderner Mensch zu sein bestrebt ist. Seine Satzprägung versuchte sich aphorismenartig zu geben, seine Sprache ist knapp, gewählt und schön. Oft stößt man auf gedankliche Wiederholungen. Eine abgeklärte Großzügigkeit umspannt und eint sein Programm. Sozialistischen Arbeitern gibt er nichts Neues. Der sittliche Ernst und die tiefe, vorurteilsfreie Menschlichkeit, die aus jeder Zeile des Buches sprechen, sind aber entschieden anzuerkennen. -n

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 2 40. Jahrgang ✦ 1. Band 7. Oktober 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
DEC 13 1921
UNIV. OF MICH.

Inhalt des Heftes

Die geschichtliche Bedeutung des Görlitzer Parteitags. Von Heinrich Cunow.

Die Reparation und der neue Niederbruch der Markvaluta. Von Artur Heichen.

Die Psychotechnik und die Betriebsräte. Von Franz Laufkötter. (Schluß.)

Die soziale Frage im römischen Altertum. Von Dr. W. Berg.

Der Entwurf eines Verwahrungsgesetzes. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. ✦ Kurt Heinig, Stinnes und seine 60000 Arbeiter. ✦ Robert Riemann, Schwarzrotgold.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Kommunistische Schriften:

Taktik und Organisation der revolutionären Offensive. Die Lehren der Märzaktion. Herausgegeben von der Zentrale der Vereinigten K. P. D. Berlin, Frankes Verlag. 146 S.

Karl Radek, Der Weg der Kommunistischen Internationale. Band 18 der Bibliothek der Kommunistischen Internationale. Auslieferungsstelle für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg. 86 S. Geh. M. 1.50.

G. Sinowjew, Die Kämpfe der Kommunistischen Internationale. Band 19 der Bibliothek der Kommunistischen Internationale. Auslieferungsstelle für Deutschland Karl Hoym Nachfolger, Hamburg. 104 S. Geh. M. 1.50.

— Der Aufbau der Volkswirtschaft und die Sowjetmacht. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferungsstelle für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg. 102 S. Geh. 2 M.

Die Kommunistische Internationale. Organ des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg. 560 S.

*** Das Leunawerk. Lehren aus der Märzaktion. Berlin, Frankes Verlag. 30 S.

*** Fragen zur Märzaktion. Heft 7 des zweiten Jahrgangs der Zeitschrift „Der Gegner". Herausgeber J. Gumperz und W. Herzfelde.

Parvus, Aufbau und Wiedergutmachung. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 259 S.

Peiseler, G., Zeitgemäße Betriebswirtschaft. Erster Teil: Grundlagen. Leipzig, B. G. Teubner. 182 S. Geh. 30 M.

Ruffell, B., Grundlagen für eine soziale Umgestaltung. München, Drei-Masken-Verlag. 178 S. Geh. 25 M.

Sacher, H., Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde und Politik. Freiburg i. Br., Herder & Co. 822 S. Geh. M. 15.50.

Schoen, Freiherr v., Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neueren Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 227 S. Geh. 30 M.

Schultz-Henke, H., Das Wollen der neuen Jugend. 2. Band. Kultur. Politik ihre Dienerin. Gotha, Fr. A. Perthes. 97 S. Geh. 12 M.

Ströbel, Heinrich, Die Sozialisierung, ihre Wege und Voraussetzungen. Berlin, „Der Firn"-Verlag. Herausgegeben von Aufbau und Werden. Gesellschaft für praktische Volksaufklärung. 236 S. Geh. 20 M.

Weber, Ad., Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände in Deutschland. 3. und 4. Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. 465 S. Geh. 60 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 2 | Ausgegeben am 7. Oktober 1921 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die geschichtliche Bedeutung des Erfurter Parteitags

Von Heinrich Cunow

Die Görlitzer Stadthalle hat ihre Pforten geschlossen, die Parteitagsdelegierten haben ihre Berufstätigkeit wiederaufgenommen, und unsere Parteiblätter haben in kurzen oder längeren Rückblicken auf die Görlitzer Tagung deren parteipolitische Ergebnisse je nach ihrem besonderen politischen Standpunkt gewürdigt — die meisten mit Befriedigung, die anderen mit »ernsten Bedenken« und »Mißtrauen« oder gar, wie die »Chemnitzer Volksstimme«, mit »Ärgernis« und »Gewissenspein«. Da mag es manchem Genossen, der bereits wieder in der alten rastlosen Tagesarbeit steckt, überflüssig erscheinen, wenn auch hinterher noch die Neue Zeit sich mit dem Görlitzer Parteitag beschäftigt; aber für die Entwicklungsgeschichte unserer Partei hat diese Tagung — mögen das auch heute viele noch nicht erkennen — eine derartige historische Bedeutung, daß sie in der wissenschaftlichen Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie in keinem Falle ignoriert werden darf. Wie einst der Gothaer Einigungskongreß und sechzehn Jahre später der Erfurter Parteitag neue Entwicklungsphasen der sozialistischen Arbeiterbewegung einleiteten, der erste, indem er die Lassalleaner mit den Eisenachern vereinigte, der zweite, indem er die während der Periode des Sozialistengesetzes innerhalb der Partei gereifte marxistische Auffassung des geschichtlichen Entwicklungsverlaufs im Erfurter Programm zur Geltung brachte, so leitet auch der Görlitzer Parteitag einen neuen Geschichtsabschnitt der sozialdemokratischen Bewegung ein. Er zeigt, daß endlich die deutsche Sozialdemokratie gewillt ist, aus den Erfahrungen während des Weltkriegs und der diesem folgenden Revolutionszeit das politische Fazit zu ziehen, die alten überlebten Traditionen und Parteiformeln einer früheren Werdeperiode hinter sich zu lassen, sich realpolitisch neu zu orientieren und — in neue Bewegungsbahnen einzulenken.

Da ich diese »Neuorientierung« und eine ihr entsprechende taktische Umstellung schon im ersten Jahre des Weltkriegs in meiner kleinen Broschüre »Parteizusammenbruch?« gefordert habe, erfüllt mich dieser Wechsel der Anschauungen mit besonderer Genugtuung. Vor dem Weimarer Parteitag schrieb ich unter der Überschrift »Heraus aus dem Turm!«:

> Unsere Partei muß über ihr früheres und jetziges Entwicklungsstadium hinaus, sie muß, um ein bekanntes Zentrumswort zu gebrauchen, aus dem Turm heraus! Die durch den Krieg herbeigeführte Umgestaltung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse wie auch die Wiederaufrichtung unseres eigenen nationalen Wirtschaftslebens und die Stellung, die unsere Partei durch die Revolution in diesem Getriebe erlangt hat, stellen ihr heute ganz andere Lebensbedingungen und Aufgaben als früher. Dieser neuen Lebensform muß sie sich an- und einpassen. Sie muß noch weit mehr um- und zulernen, als das während der vergangenen Kriegs- und Revo-

lutionszeit geschehen ist, mögen die geistig Eingerosteten, die über ihre alten Formeln nicht hinwegkommen, darüber auch noch so sehr spotten.

Die Weimarer Tagung bewies jedoch jedem, der aufmerksam ihren Verhandlungen folgte, daß die Partei in ihrer großen Mehrheit noch nicht dafür reif war, aus den veränderten sozialen Lebensbedingungen die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Wohl zeigte die Psyche der Partei gegen früher bereits manche Veränderungen, aber die große Masse ihrer Anhänger war noch allzusehr in alten Parteitraditionen und Oppositionsanschauungen, vor allem aber in einer zu einseitigen Überschätzung agitatorischer Augenblickserfolge befangen, als daß sie sich so leicht umzustellen vermocht hätte. Auch der Kasseler Parteitag bewies noch nicht, wenn er sich auch mit einer gewissen ernsten Energie den durch die Revolution aufgeworfenen neuen Gegenwartsfragen zuwandte, die nötige Rücksichtslosigkeit gegenüber dem alten Parteikonservativismus. Dagegen zeigte die Görlitzer Tagung, sogar die ihr voraufgegangene Frauenkonferenz, von vornherein eine wesentlich andere Physiognomie. Durchweg herrschte in der Kongreßversammlung die Bereitwilligkeit vor, sich zur Behauptung errungener Machtpositionen dringenden Tagesforderungen anzupassen und diese von neuen Gesichtspunkten aus in Betracht zu ziehen, ferner ein fast allgemeines Verständnis für die Tatsache, daß mit der aus dem Kriege geborenen Revolution für die Sozialdemokratische Partei ein neuer Lebensabschnitt begonnen habe und deshalb das starre Festhalten an überlebten parteipolitischen Dogmen fallen müsse. Zwar ist noch keineswegs die Partei in ihrer Gesamtheit aus der alten Turmbehausung heraus; aber immerhin sind in Görlitz die Torflügel ziemlich weit aufgestoßen worden, und durch die mit manchen vergilbten und ausgeblichenen Prinzipien tapezierten Räume strich ein erfrischender Luftzug.

Diese Selbstbefreiung des Görlitzer Parteitags aus traditioneller Enge ist um so anerkennenswerter, als es nach dem Geplänkel über das zukünftige Parteiprogramm in den letzten Wochen vor dem Parteitagsbeginn fast schien, als werde in Görlitz wieder um Quisquilien gestritten und ein sogenannter Richtungsstreit alten Formats provoziert werden. Kleine Versuche sind ja auch in dieser Richtung in Görlitz unternommen worden, aber sie stießen nirgends auf festen Grund. Die Opposition klappte vielmehr schwächlich zusammen. Einige mit den Parteitagsbeschlüssen unzufriedene Blätter unserer Partei sprechen deshalb von einer vom Parteivorstand befolgten Taktik der Überrumpelungen, einer als Vorsehung waltenden Parteiregie, einer künstlichen Beeinflussung der Delegierten usw. Gewiß, die geschickte Regie der Verhandlungsleiter hat wesentlich zu dem glatten Verlauf der Beratungen und Abstimmungen beigetragen; aber die Behauptung, ein wesentlicher Teil der Delegierten hätte sich durch Überrumpelungskünste des Parteivorstandes bewegen lassen, anders zu stimmen, als seiner politischen Überzeugung entsprach, besagt doch nur, daß dieser Teil aus großen politischen Kindern bestand. Die Oppositionsführer stellen damit ihren Anhängern selbst das schlechteste Befähigungsattest aus.

In Wirklichkeit liegt die Sache eher umgekehrt. Wohl mögen einzelne Delegierte, beeinflußt durch die Darstellung ihrer Ortspresse und die Stimmung ihrer Wahlkreise, nach Görlitz gegangen sein, um dort gegen *jede* Koalition mit der Deutschen Volkspartei oder gegen *jedes* nicht be-

stimmte Schlagworte enthaltende Parteiprogramm zu stimmen, nachdem sie dann aber während der Verhandlungen und im Verkehr mit ihren Parteifreunden gesehen hatten, daß die betreffenden Fragen auch unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet werden können als dem ihres Ortsblatts, sind sie unsicher geworden und schließlich ins nichtoppositionelle Lager abgeschwenkt. Eine derartige schnelle Bekehrung erfolgt aber doch nur dann, wenn die Überzeugung der Betreffenden schwach fundiert war und mehr auf Stimmung als auf politischer Erkenntnis beruhte. Eine einigermaßen gefestigte Überzeugung vermag auch die geschickteste Parteiregie nicht in zwei, drei Sitzungstagen oder gar zwei, drei Sitzungsstunden umzustimmen. Immer muß die Überzeugung bei solchen Überläufern sehr locker gesessen haben; die oppositionellen Parteiblätter, die von der geschickten Mache oder Taktik des Parteivorstandes reden, beweisen also damit nur, daß sie die Erkenntnisfähigkeit und Überzeugungstreue ihrer eigenen Anhängerschaft selbst recht niedrig einschätzen.

Besonders charakteristisch für den Wandel, der sich unter dem Druck der politischen Erfahrungen innerhalb der Partei vollzogen hat, ist die Behandlung des Programmentwurfs in der Kommission wie in der Vollversammlung. Um den Delegierten, die den von der früheren Programmkommission veröffentlichten Entwurf scharf kritisiert hatten, Gelegenheit zu geben, Gegenvorschläge machen und diese ausführlich begründen zu können, wurden auf Vorschlag des Parteivorstandes die schärfsten Kritiker, darunter Ströbel und Marckwald, mit in die Programmkommission gewählt. Schon in der ersten Kommissionssitzung ergab sich jedoch ein viele überraschendes Resultat. Prinzipiellen Widerspruch fand der von der früheren Programmkommission vorgelegte revidierte Entwurf nur bei vier Mitgliedern der neugewählten Kommission, von denen denn auch später bei der Schlußabstimmung zwei sich der Stimme enthielten, zwei gegen den vorgeschlagenen Entwurf stimmten. Sämtliche anderen Kommissionsmitglieder hatten keine eigentlichen grundsätzlichen Bedenken gegen den von der alten Kommission vorgelegten Entwurf, sondern wünschten nur eine andere, präzisere oder agitatorisch wirksamere Fassung einzelner Sätze, eine bessere Gliederung beziehungsweise andere Reihenfolge der Forderungen, vornehmlich aber einen übersichtlicheren logischen Aufbau der theoretischen Einleitung. Ein durchaus begründeter Wunsch, denn der vorgelegte revidierte Entwurf hatte dadurch, daß einzelne Sätze in ihn hineingeschoben, andere ganz oder teilweise gestrichen und überdies verschiedentlich Satzumstellungen vorgenommen wurden, sein logisches Gefüge und seine ursprüngliche Geschlossenheit verloren.

Diese prinzipielle Übereinstimmung der großen Mehrheit der Kommissionsmitglieder begünstigte natürlich die schnelle Ausarbeitung eines neuen Entwurfs, die unter anderen Umständen wohl kaum in wenigen Tagen möglich gewesen wäre. Nach einer längeren allgemeinen Debatte über den Programminhalt wurden einige Mitglieder, besonders die der Opposition, um die Ausarbeitung neuer Entwürfe ersucht und darauf am folgenden Tage nach Vorlegung dieser Entwürfe Stampfers Entwurf als derjenige bestimmt, der den Beratungen der Kommission zugrunde gelegt werden solle unter Mitheranziehung eines von Quarck ausgearbeiteten, besonders die einzelnen Spezialfragen betreffenden Entwurfs und der von der alten Kommission vorgelegten revidierten Vorschläge.

So ist das neue Görlitzer Programm entstanden, das dann in der Vollsitzung am 23. September gegen wenige Stimmen unter hellem Jubel Annahme gefunden hat — mit einer Majorität, die wohl manchen nach den voraufgegangenen Zeitungskritiken überrascht haben dürfte. Denn, ist das Görlitzer Programm auch besser aufgebaut, straffer gegliedert und in rhetorischer Hinsicht schwungvoller gehalten — radikaler als der von der alten Kommission vorgelegte Entwurf ist es nicht, wenigstens nicht im marxistischen Sinne. In dieser Beziehung muß ich, so verfehlt mir sonst auch im ganzen die Kritik Ströbels und Marckwalds erscheint, deren Urteil zustimmen: der Klassenkampfgedanke tritt im Görlitzer Programm nicht, wie verlangt wurde, schärfer hervor als im revidierten Programmentwurf der alten Kommission; er ist vielmehr, wie Ströbel das nennt, noch mehr »abgedämpft« worden. Während es im revidierten Entwurf heißt, daß die Sozialdemokratische Partei »zur Grundlage ihres Wirkens den Klassenkampf der Arbeiterklasse und der sich mit ihr solidarisch fühlenden Gesellschaftsschichten« hat, wird im Görlitzer Programm der Klassenkampf nur als »geschichtliche Notwendigkeit« und »sittliche Forderung« betrachtet. Und ebensowenig kann die Ergänzung des Begriffs »arbeitendes Volk« durch den Satz: »Sie (die Sozialdemokratische Partei) erstrebt die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden, die auf den Ertrag eigener Arbeit angewiesen sind, zu gemeinsamen Erkenntnissen und Zielen, zur Kampfgemeinschaft für Demokratie und Sozialismus« als eine schärfere Herausarbeitung des Klassenkampfgedankens gelten. Bekennt doch die Sozialdemokratie sich damit nicht nur als Vertreterin des angestellten Ingenieurs, Universitätsprofessors und Fabrikdirektors, sondern auch des selbstarbeitenden Handwerkers, Kleinbauern usw.; nur jene, die vom Ertrag fremder Arbeit leben, also in Form von Profit, Zins, Grundrente am Mehrwertertrag beteiligt sind, werden ausgeschlossen.

Ferner fehlt das so viel begehrte Wort »Sozialisierung« im Görlitzer Programm ganz und ist durch die Bezeichnung »Überführung in die Gemeinwirtschaft« ersetzt, während andererseits der Staatsgedanke viel schärfer als in allen früheren Entwürfen zum Ausdruck kommt, denn das Görlitzer Programm fordert nicht nur die Erhaltung und Verteidigung des freien Volksstaats, sondern auch seine Herrschaft über die Wirtschaft.

Ich erwähne diese Änderungen des früheren Programmentwurfs nicht, weil ich ihnen nicht zustimme, ich halte sie für einen Vorzug des Görlitzer Programms im Vergleich zu den früheren Entwürfen und bin der Ansicht, daß, wenn sie jetzt nicht in das neue Programm Aufnahme gefunden hätten, sie später bei einer neuen Programmrevision hineingekommen wären — aber wer meint, das Görlitzer Programm sei radikaler als der Entwurf der in Kassel eingesetzten Programmkommission, täuscht sich selbst.

Aber nicht nur insofern bedeutet der Görlitzer Parteitag einen wesentlichen Fortschritt über Weimar und Kassel hinaus, als das Görlitzer Parteiprogramm, wenn es auch verschiedene Redewendungen des Erfurter Programms übernimmt, mit dessen dogmatischer Entwicklungskonstruktion und Prophetie bricht; sondern auch, weil er durch die mit großer Mehrheit angenommene Koalitionsresolution selbstgeschaffene Hindernisse beseitigt hat, die der aufbauenden Tätigkeit unserer Fraktionen im Reich und in den

Einzelstaaten im Wege standen. Die Neue Zeit hat sofort nach den preußischen Landtagswahlen, als in Preußen die Notwendigkeit einer neuen Regierungsbildung hervortrat, sich dafür ausgesprochen, unter gewissen Bedingungen auch Mitgliedern der deutsch-volksparteilichen Fraktion Ministerposten einzuräumen; da sich die Sozialdemokratie nicht nur nicht aus der Regierung ausschalten lassen dürfe, sondern auch die Stellung Deutschlands gegenüber den Ansprüchen der Entente und die Durchführung der geforderten Abgabenbelastung eine Verbreiterung der Regierungsbasis verlange. Zudem aber gelte es — ein Motiv, das meines Erachtens auch heute noch in unserer Partei zu wenig Beachtung findet — einen noch engeren Zusammenschluß der Deutschen Volkspartei mit den Deutschnationalen zu verhindern, die zwischen beiden Parteien bestehende Spannung zu erweitern und dadurch die Deutschnationalen möglichst zu isolieren.

Ich habe damals (im März dieses Jahres) in unserer Parteipresse und in der preußischen Landtagsfraktion mit der Befürwortung dieser Taktik nur wenig Anklang gefunden. Nur ungefähr der vierte Teil der Fraktion nahm einen gleichen Standpunkt ein, und dieses Häuflein verminderte sich noch, als der Parteivorstand durch Abgesandte die preußische Landtagsfraktion ermahnte, sich nicht auf das Glatteis einer Regierungskoalition locken zu lassen, die auch die Deutsche Volkspartei mitumfasse! Bedauerlich bleibt nur, daß wir uns im Frühjahr, als die politische Lage weit günstiger für die Durchsetzung gewisser Forderungen war, durch unsere Taktik selbst aus der Regierung ausgeschaltet haben und nun infolge der Görlitzer Debatte über die Koalitionsresolution mit halboffenen Karten in neue Verhandlungen eintreten müssen, während die Gegenparteien mit verdeckten Karten spielen können.

Daß solche Loslösung aus alter dogmatischer Enge und Rücksichtnahme auf die Forderungen der Gegenwart den Unabhängigen gegen den Strich geht und deshalb jetzt ihre Führer — Crispien und Breitscheid in der »Freiheit«, Block in der »Leipziger Volkszeitung«, Kautsky in der »Wiener Arbeiterzeitung« — über die Abschwenkung der Rechtssozialisten und ihre »Verbrüderung mit Stinnes« räsonieren, ist selbstverständlich; denn mehr als irgendeine andere sozialistische Partei des In- und Auslandes, selbst die Leninsche Richtung des Bolschewismus nicht ausgenommen, steckt die Führerschaft der U. S. P. in alten sozialistischen Dogmen, Überlieferungen und Entwicklungsauffassungen. Soweit sie sich wirklich im einzelnen herbeiläßt, heutigen politischen Anforderungen Rechnung zu tragen, sind es nicht neugewonnene Einsichten in den großen gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß, die ihre Haltung bestimmen, sondern reine agitatorische Opportunitätsgründe. Es gibt keine andere Partei, auf deren geistigen Habitus die Erfahrungen der Kriegs- und Revolutionszeit so wirkungslos geblieben sind; selbst der Konservativismus der Hergt und Westarp erweist sich als weniger starr. Daher ist es auch durchaus natürlich, wenn die Führer dieser geistig erstarrte Partei jede Überwindung alter Formeln und Parteidogmen, jeden Fortschritt der sogenannten Rechtssozialisten als eine weitere Entfernung vom alten gemeinsamen Parteistandpunkt, als eine weitere Entfremdung und damit als neues Hindernis der Wiedervereinigung beider Gruppen empfinden, zumal die Unabhängigen meist, wie ihre Presseäußerungen zeigen, diese Wiedervereinigung nicht als eine Anpassung ihrer Be-

strebungen an die Politik und Taktik der U. S. P., sondern als eine reuige Rückkehr der S. P. D. zu den alleinseligmachenden Glaubensdogmen der U. S. P. auffassen.

Zunächst wird sicherlich die Folge der Görlitzer Tagung sein, daß die Neigung der U. S. P. zu einer Verbindung mit unserer Partei eine Abschwächung erfährt, schon deshalb, weil die Hauptblätter der Unabhängigen in ihrer Gier nach Agitationsstoff sofort die Gelegenheit ergriffen haben, die in Görlitz gefaßten Beschlüsse als Ausfluß einer fortschreitenden Rückwärtskonzentration der S. P. D. hinzustellen. Aber sollen wir deshalb, weil die Unabhängigen nicht aus ihrer politischen Enge herauskönnen, und um ihnen nach ihrer Ansicht bündnisfähig zu bleiben, ebenfalls in Erstarrung verharren? Wohl wird aller Voraussicht nach die weitere Entwicklung beide Parteien wieder zusammenführen; aber damit ist nicht gesagt, daß heute schon die Bedingungen für die Wiedervereinigung gegeben sind. Es ist nötig, daß die politische Erfahrung der »unabhängigen« Führerschaft noch weit mehr, als das bisher geschehen ist, realpolitische Erkenntnis einpaukt. Eine Vereinigung mit der U. S. P., so wie sie heute beschaffen ist, würde zwar *zunächst* — nicht auf die Dauer — das Gewicht unserer Stimmenzahl im Reichstag und verschiedenen einzelstaatlichen Parlamenten vermehren, aber dafür würden wir bald viele Beamte, Angestellte und Mitglieder der sogenannten freien Berufe, zum Teil sehr wertvolle Elemente, verlieren und *in unseren Reihen hartnäckige Richtungsstreitigkeiten entbrennen sehen*, wie wir sie selbst in den trübsten Zeiten vor dem Kriege nicht erlebt haben.

Es ist durchaus begreiflich, wenn Arbeiter, die in denselben Betrieben nebeneinander arbeiten und gemeinsame Streiks auskämpfen, den Zusammenschluß aller Arbeiter zu einer großen Partei mit einheitlicher Kampffront fordern, oder wenn Angehörige beider Parteien, die in Gemeindekollegien nebeneinander sitzen und recht gut miteinander arbeiten, nun ihre örtlichen Erfahrungen ohne weiteres auf das Gebiet der großen Politik übertragen; aber für Politiker, die nicht in den jeweiligen Tagesfragen aufgehen und vor sich den Weg weiterer Entwicklung mit ihren großen Problemen sehen, können derartige Stimmungen *nicht* entscheidend sein. Für ihre Entscheidung kommen noch manche andere Faktoren und Motive in Betracht. Daher zeugt es auch von einer anerkennenswerten Einsicht des Görlitzer Parteitags in die heutigen Entwicklungsmöglichkeiten und -bedingungen, daß er zwar die Bereitwilligkeit unserer Partei zur Wiedervereinigung mit der U. S. P. ausgesprochen hat; zugleich aber in der betreffenden Resolution betont, solange diese Wiedervereinigung nicht erfolgt sei, werde die Sozialdemokratische Partei »*ihre volle taktische und organisatorische Selbständigkeit* wahren«.

Die Reparation und der neue Niederbruch der Markvaluta

Von Artur Heichen

Noch vor wenigen Wochen hatte sich die deutsche Mark scheinbar auf einem Niveau zwischen 60 bis 66 Mark für den Dollar stabilisiert. Aber die Gleichgewichtslage des deutschen Wechselkurses sollte nicht von langer

Dauer sein. Zum 31. August waren eine Milliarde Goldmark als die durch das Londoner Ultimatum vorgeschriebene Rate abzuführen. Wochen vorher mußte das Reich durch die Devisenbeschaffungsstelle Devisen auf dem freien Markte kaufen, da die Bestände der Reichsbank selbst ziemlich gering waren. Die Auslandsvaluten mußten mit Papiermark bezahlt werden. So entstand eine künstliche Nachfrage nach fremden Devisen und ein Überangebot von papierenen Markwerten, die den deutschen Wechselkurs notwendigerweise nach unten drücken mußten. Die Entwicklung der schwebenden Schuld und der deutsche Reichsbankausweis spiegeln diese Entwicklung wider. Allein in der kurzen Spanne vom 31. Juli bis 31. August ist die schwebende Schuld von 190,6 auf 202,7 Milliarden Mark angewachsen. Der Banknotenumlauf erhöhte sich vom 15. Juli bis 31. August von 75 352 auf 80 072 Milliarden Mark. Dazu trat als weitere Ursache für das Hinabgleiten der Markvaluta der Umstand, daß eine neue Periode der Marksucht eingesetzt hat.

Eine verwickelte Tatsachenreihe ist hier am Werk, die entwirrt werden muß, wenn die Bewegung des Markkurses nach unten erklärlich werden soll. Da ist erstens die Aussicht auf neue höhere Steuern. Da diese Steuern weder restlos aus Gewinnen noch aus einer Senkung des allgemeinen Lebensstandards gezahlt werden können, so tritt eine allgemeine Überwälzung ein, die das Preisniveau nach oben treibt und demgemäß den inneren Markwert verschlechtert. Von der Geschäftswelt werden die neuen Steuern, die nicht einmal ausgeschrieben, geschweige denn veranlagt und gezahlt sind, schon im voraus eskomptiert und in die Preiskalkulation eingestellt. In der gleichen Richtung wirkt der Preisumschwung auf dem Weltmarkt. Auch in Amerika und in den übrigen Ländern steigt das allgemeine Preisniveau wieder langsam aufwärts. Dadurch werden alle Importwaren für den innerdeutschen Gebrauch verteuert. Die Überzeugung, daß es mit dem inneren Wert der Papiermark bergab geht, ist so sehr Allgemeingut aller deutschen Bevölkerungsschichten geworden, daß die Rückwirkungen davon allenthalben zu spüren sind. Alles sucht sich von der Papiermark zu befreien und auf die sichere Insel des Besitzes von Realwerten (Waren und Aktien) zu flüchten. Von dort aus kann man den wogenden Fluten der Inflation mit Ruhe entgegensehen! Die Einflüsse der allgemeinen Jagd nach Sachwerten, die als Rückwirkung das allgemeine Preisniveau wiederum weiter emportreiben müssen, als es volkswirtschaftlich unbedingt notwendig wäre, machen sich auf dem Geldmarkt, auf dem Effektenmarkt, auf den Warenmärkten und in der Industrie geltend. Selbst bis in die breitesten Schichten hinein ist eine wilde Spekulationswut gedrungen, die sich zum Teil aus dem Bestreben erklärt, das kärgliche Einkommen durch Nebeneinnahmen zu vergrößern. Man kauft fremde Valuten oder hält sie, wie es ein Teil des Exporthandels und der Industrie tut, in einem größeren Maße zurück, als es die Zwecke eines geordneten Geschäftsbetriebs erfordern. Oder aber man läßt — und das nähert sich bedenklich der Erscheinung der Kapitalflucht — die Eingänge an Exportdevisen im Ausland stehen, nur um Teilhaber fremder Volkswirtschaften zu werden und sich auf diese Weise gegen Markentwertung, Steuern oder Staatsbankrott zu versichern. So entsteht wiederum ein Überangebot von Papiermark, während fremde Valuten eben auf Grund

solcher spekulativer Erwägungen mehr gefragt werden, als es der internationale Handelsverkehr und die Reparation erfordern.

Die Ausschreitungen der Spekulation haben sich gerade in den letzten Wochen an den deutschen Börsen in einer Weise bemerkbar gemacht, daß der technische Apparat dem Ansturm der Käufer nicht gewachsen war. Die Berliner Börse und einzelne Provinzbörsen mußten mehrere Tage lang geschlossen werden. Am Markt der Aktien hat ein wildes Haussetreiben geherrscht. Unaufhaltsam kletterten die Kurse in die Höhe: Überspekulation sagen die einen, der naturnotwendige Prozeß der Anpassung der Goldmarkwerte an den sinkenden Papiermarkwert, sagen die anderen. Die gleichen Erscheinungen zeigen sich am Warenmarkt. Man kauft nicht nur, um den laufenden Bedarf zu befriedigen, sondern um sich einzudecken, aus Furcht vor kommenden Preiserhöhungen. Um dem Übel zu entgehen, verstärkt man es auf eine solche Weise. Die Industrie hat von dem verstärkten Kaufbegehr des Inlandes natürlich ihren Vorteil. Dazu kommen angesichts der sinkenden deutschen Valuta aus dem Ausland in verstärktem Maße Aufträge herein. Der Beschäftigungsgrad der Industrie erhöht sich, die Auftragsbestände wachsen, die Arbeitslosenziffern sinken. Aber diese Prosperität ist eine Folge der schlechten deutschen Valuta, eine Folge von Notenemission und Reparation. Das ist und bleibt eine Scheinprosperität, errichtet auf dem Sand kranker Staatsfinanzen und einer schlechten Valuta. Schon der schnelle und abrupte Wechsel in den Konjunkturschwankungen, die kurzen Intervalle zwischen Depression und Hochkonjunktur beweisen, daß es sich um die Aufpeitschung einer fieberkranken Volkswirtschaft handelt. Das deutsche Wirtschaftsleben zeigt an allen Ecken und Enden die hektische Röte der Inflation. Bald kann tiefe Agonie den kranken Wirtschaftskörper befallen. So oder so! Die Welt leidet unter Deutschlands Zuckungen mit. Der Wahnsinn der Reparation droht das Unterste nach oben zu kehren.

* * *

Die Entente hatte zum 15. Oktober die Aufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen — also in erster Linie die Beseitigung der Zollschranken und Kontrollmaßnahmen zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet — in Aussicht gestellt. Die Aufhebung ist aber nicht erfolgt.[1] Zwei Bedingungen waren an eine solche Aufhebung seitens der Entente geknüpft worden. Die eine Bedingung, die Bezahlung der Reparationsmilliarde zum 31. August, ist inzwischen erfüllt worden. Die andere Bedingung war die, daß sich Deutschland mit einer Kontrollstelle der Entente einverstanden erklärt, die das System der deutschen Ein- und Ausfuhrbewilligung einer fortdauernden Überwachung unterzieht. Im Prinzip hat sich Deutschland mit dieser Forderung einverstanden erklärt. Von deutscher Seite denkt man dabei an eine statistische Kontrolle, während die Franzosen, wie man sich wohl vorstellen kann, viel weitergehende Pläne hegen, die nichts anderes bedeuten als eine Untergrabung der wirtschaftlichen Souveränität Deutschlands. Dahinter steckt natürlich das Bestreben, das Loch im Westen, sehr zum Schaden

[1] Inzwischen hat der sogenannte Oberste Rat die Aufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen zum 30. September angekündigt, selbst ihm scheint die Erkenntnis aufzudämmern, daß es nicht im bisherigen Geleise weitergeht.

der deutschen Volkswirtschaft, offen zu halten und Erzeugnisse der französischen Luxusindustrie in den deutschen Wirtschaftskörper hineinzupumpen, Erzeugnisse, die für den deutschen Gebrauch vollständig überflüssig sind und Zahlungsmittel erfordern, die die deutsche Volkswirtschaft an erster Stelle zur Abgeltung der Reparationsverpflichtungen braucht.

Die Psychotechnik und die Betriebsräte

Von Franz Laufkötter

(Schluß

II

Wie man aus den Darlegungen des vorigen Artikels sieht, kommt es darauf an, solche innere und äußere Bedingungen zu schaffen, die die Arbeit ihres drückenden, entnervenden, geist- und seelenmordenden Charakters entkleiden. Die Absicht Fouriers, jede Arbeit in ein Spiel zu verwandeln, wird wohl ewig eine Utopie bleiben, weil jede angestrengte Beschäftigung unvermeidlich Unannehmlichkeiten mit sich bringt, aber bei gutem Willen wird es doch möglich sein, durch eine normale, von Pausen unterbrochene Arbeitszeit die Arbeiter und Arbeiterinnen zu schonen und dadurch in ihnen eine Arbeitsfreude zu erzeugen, die die Vorbedingung einer tüchtigen Leistung ist. Hier spricht nicht nur das besondere Arbeitsinteresse mit, sondern auch das allgemeine wirtschaftliche Interesse. Begreiflicherweise ist die Arbeiterschaft im allgemeinen und der Betriebsrat im besonderen berufen, tatkräftige, praktische Mitarbeit zu leisten, wodurch man sich selbst und der Allgemeinheit dient.

Neben der Frage der Arbeitszeit spielt auch die Frage der Arbeitsintensität eine wichtige Rolle. Bei der Einwirkung einer Arbeit auf die arbeitende Person kommt es nicht nur darauf an, *wie lange* man arbeitet, sondern auch darauf, *wie* man arbeitet. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied. Bekanntlich ist die Arbeitsintensität ein neuzeitliches Problem, das erst in der kapitalistischen Wirtschaftsweise eine immer größere Bedeutung gewonnen hat. Im Mittelalter wurde mit einer geradezu überwältigenden Gemütlichkeit, nach der Methode des Krähwinkler Landsturms gearbeitet. Das Mittelalter war eine Zeit, die Zeit hatte, und die mittelalterlichen Menschen wußten noch nichts von jener unheimlichen Arbeitsintensität, die uns Gegenwartsmenschen zermürbt, aufreibt und nervös macht. Erst der aufkommende Kapitalismus schaffte hier eine gründliche Wandlung. An die Stelle des Werkzeugs trat die Maschine, die den Arbeiter in ihren Bann zwang. Während er früher das Werkzeug beherrschte und sich seines Werkzeugs bediente, beherrschte *ihn* nun die Maschine, die *er* bediente. Während er bei der handwerksmäßigen Arbeitsweise der Herr und das Werkzeug seiner Diener war, das er nach Belieben zum Zweck der Erholung aus der Hand legte, war in der industriellen Arbeitsweise die Maschine der Herr und er der Sklave geworden, der, an die Maschine gefesselt, alle Bewegungen mitmachen mußte.

Schon vorher hatte der Kapitalismus in der Manufaktur die kooperative Arbeitsweise eingeführt, die in dem Arbeiter einen Wetteifer hervorrief und eine gegenseitige Antreiberei mit sich brachte. Bezeichnend ist, daß das Kapital die einsetzende Verkürzung der Arbeitszeit durch eine *Intensifikation der Arbeit* wettzumachen suchte, wobei es allerlei Mittel

(Überwachungssystem, Zahlungsmethode usw.) anwandte. Das Nähere möge man in dem vierten Abschnitt des Marxschen »Kapital« über »Die Produktion des relativen Mehrwerts« nachlesen.

Früher war es Brauch, auch das Problem der Arbeitsintensität aus dem Gesichtswinkel des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit heraus zu behandeln. Man stellte folgende einfache Rechnung auf: Durch eine intensivere Arbeitsweise (auf eine längere Arbeitszeit trifft dasselbe zu) bringt es der Kapitalismus fertig, aus seinem Arbeiter ein größeres Quantum Arbeitskraft herauszupressen, als es dem vereinbarten Lohne, der ein Äquivalent für die verausgabte Arbeitskraft sein soll, entspricht. Dadurch verstößt er gegen die Gesetze des Austausches und übervorteilt den Arbeiter, was dieser sich nicht gefallen zu lassen braucht. Der Kampf gegen jede Steigerung der Arbeitsintensität ist also die Pflicht des Proletariats. Heute wird die Frage in den Vordergrund gedrängt, *wie eine Intensifizierung auf die arbeitende Persönlichkeit wirkt*. Da beweist denn schon die Erfahrung des täglichen Lebens, daß eine allzu intensive Arbeitsweise schädliche Wirkungen ausübt auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der Arbeiter. Freilich besteht in weiten Schichten noch eine Vorliebe für die mittelalterliche Betriebsweise, woraus sich die Abneigung gegen jede Steigerung der Arbeitsintensität erklärt, und es muß darauf hingewiesen werden, daß eine größere Anpassungsfähigkeit an die moderne Arbeitsweise wünschenswert wäre.

Andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß vielfach eine Intensität herrscht, die eine Abwehr dringend herausfordert. Der Kampf gegen die Akkordarbeit in Deutschland und das Umsichgreifen des Ca canny-Systems in England deuten darauf hin. In jedem Fall aber steht heute noch nicht fest, welcher Grad von Arbeitsintensität erträglich ist und welcher nicht. Hier muß die Psychotechnik einsetzen, indem sie zu ermitteln sucht, welche psychologischen Faktoren neben den physiologischen mitsprechen. Zweifellos kommt es beim intensiven Arbeiten nicht nur darauf an, die körperliche und geistige Ermüdung durch Einlegen von Pausen zu vermeiden oder hinauszuschieben, es spielt vielmehr auch der aus der seelischen Einstellung des Arbeiters entspringende Wille eine bedeutende Rolle. Augenscheinlich ist dies Gebiet psychotechnisch noch völlig unbeackert, aber es zeigen sich bereits Ansätze zum Bessern. Man kann wohl sagen, daß eine gesteigerte Arbeitsintensität beim Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens nötig ist, damit mit dem noch vielfach zu beobachtenden Schlendrian aufgeräumt wird, aber es muß dabei von dem Grundsatz ausgegangen werden, daß sie sich nicht vollziehen darf auf Kosten der Arbeitssubjekte. Es müssen andere Mittel und Wege gefunden werden, um gesteigerte Arbeitsleistungen zu erzielen. Die Betriebsräte haben die Aufgabe, bei Einführung neuer Arbeitsmethoden — es sei nur an das Taylorsystem erinnert — darüber zu wachen, daß unbeschadet jeder Verbesserung in technischer Beziehung keine Verschlechterung für die Arbeiterschaft in seelischer Beziehung eintritt.

Mit der früheren zynischen Auffassung: Wenn die Maschine die betreffende Arbeit aushalten kann, so genügt das, ob der Arbeiter sie aushalten kann, ist nebensächlich, muß endgültig gebrochen werden. Das liegt auch im wohlverstandenen Interesse unseres Wirtschaftslebens, denn eine Überspannung der Arbeitsintensität bedeutet eine schwere Schädigung unserer Volks-

kraft, einen Raubbau an Menschenkraft und Menschenglück. Es sei noch erwähnt, daß auf diesem Gebiet die Selbstbeobachtung während des Arbeitens wertvolle Hilfe zu leisten vermag.

Eine besonders wichtige Rolle spielt die Psychotechnik bei der Frage der Berufswahl und der Berufsberatung. Erfahrungsgemäß ist die richtige Berufswahl für den einzelnen Menschen und das gesamte menschliche Zusammenleben von der größten Bedeutung. Die Forderung, daß der richtige Mensch an die richtige Stelle gestellt wird, muß im Interesse der Gesamtheit verwirklicht werden, aber auch für den Einzelmenschen erscheint es wünschenswert, daß er jenem Beruf zugeführt wird, für den er berufen und geeignet ist. Die richtige Berufswahl ist nicht nur ein wichtiges Hilfsmittel im Kampf ums Dasein, sie ist auch die wesentlichste Vorbedingung für Arbeitsfreudigkeit, Zufriedenheit und Lebensfreude. Also nicht nur vom wirtschaftlichen, sondern auch vom rein menschlichen Standpunkt aus muß Wert darauf gelegt werden, daß nur der für einen Beruf Geeignete in den Beruf hineinkommt. Nun liegt die Sache in der Praxis so, daß wohl jeder normale Mensch eine innere Berufung verspürt zu irgendeiner Beschäftigung, zu der er sich hingezogen fühlt. Die Frage ist nur, ob er sich für diesen Beruf auch eignet, ob er die dafür erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten mitbringt. Berufung und Eignung decken sich nicht in jedem Falle, und aus diesem Zwiespalt entspringt das Pfuschertum und die mangelhafte Leistung einerseits und die Arbeitsunlust und das Unbefriedigtsein im Beruf andererseits. Es gibt kaum etwas, was wirtschaftlich und seelisch so ungünstig wirkt, als wenn ein Mensch in einem Erwerbszweig tätig sein muß, zu dem er keine Lust hat oder für den er ungeeignet ist. Leider wird es heutzutage in den allermeisten Fällen dem Zufall überlassen, welchen Beruf ein junger Mensch ergreift. Meistens gibt die wirtschaftliche und soziale Stellung der Eltern den Ausschlag, was der junge Mensch werden soll, die Berufseignung kommt kaum in Betracht.

Daraus erklärt sich der geradezu erschreckende Mangel an Berufsfreudigkeit, den wir überall beobachten, und die hohe Ziffer, die uns die Gewerbestatistik über Berufswechsel angibt. Hunderttausende von Menschen haben keine innere, seelische Verbindung mit ihrer Tätigkeit, sie sind Sklaven ihrer Arbeit, die sie nicht befriedigt. Soll hier Wandel geschaffen werden, so ist eine genaue Eignungsauslese notwendig, die den jungen Menschen auf dem kürzesten Wege zu dem passenden Beruf führt. Eine sachgemäße Berufsberatung wird heutzutage bereits als eine Notwendigkeit erkannt. Dieses Suchen nach dem richtigen Beruf muß allerdings bereits im Kreise der Familie beginnen, und auch die Schule vermag wertvolle Fingerzeige zu geben, aber dadurch wird eine berufsmäßige Berufsberatung nach psychotechnischen Gesichtspunkten keineswegs überflüssig. Erfreulicherweise haben wir auf diesem Gebiet bereits dankenswerte Vorarbeiten zu verzeichnen. Es seien erwähnt die Arbeiten von Ruthmann »Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung«, von Piorkowsky »Beiträge zur methodologischen Psychologie der wirtschaftlichen Berufseignung«, von Lipmann »Psychische Geschlechtsunterschiede« und »Psychologische Berufsberatung«, von Dück »Wirtschaftspsychologisches im Baufach« und andere mehr. Auch in der Praxis der Berufsberatung finden wir Ansätze, um die Berufs-

eignung für Straßenbahner, Eisenbahner, Schlosser, Schriftsetzer, Telephonistinnen usw. experimentell zu ermitteln.

Allerdings machen sich auch hier praktische Schwierigkeiten bemerkbar. Zunächst wirft sich die schwerwiegende Frage auf, was mit den Leuten werden soll, die sich zu den von ihnen erwählten Berufen als ungeeignet herausstellen, und zweitens darf man auch wohl fragen, ob es richtig ist, einen Menschen auf dem kürzesten Wege in einen Beruf hineinzubugsieren, oder ob es nicht für ihn besser ist, daß er auf Umwegen zuerst Erfahrungen sammelt und seinen Horizont erweitert und dann erst in dem richtigen Beruf landet. Es ist nämlich eine bekannte Tatsache, daß Menschen erst in reiferen Jahren, nach vielen Irrfahrten und Fehlgriffen ihren wahren Beruf erkannt haben, in dem sie dann Tüchtiges leisteten. Dem zweiten Bedenken gegenüber läßt sich sagen, daß ein Berufswechsel ja immer noch möglich ist, wodurch eine falsche Berufswahl wieder gutgemacht werden kann. Was den ersten Entwurf anbetrifft, so muß betont werden, daß eine absolut freie Berufswahl ausgeschlossen ist, da sie sich mit einem geordneten menschlichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten nicht vereinbaren läßt. Sicherlich widerstrebt es dem modernen Empfinden, daß die jungen Leute, wie dies der autoritäre Sozialismus wollte, einfach von Obrigkeits wegen einem bestimmten Beruf zugewiesen werden, dennoch aber ist ein gewisser Zwang auf diesem Gebiet nicht zu vermeiden. Ebensowenig wie ein Mensch das Recht hat, seine Anlagen und Fähigkeiten ungenutzt brachliegen zu lassen, ebensowenig hat er Anspruch darauf, sie eigenwillig so zu verwenden, wie es ihm paßt. Das Interesse der Gesellschaft an einer pflichtgemäßen Tätigkeit steht höher als die Neigung des einzelnen für einen Beruf, zu dem er sich nach dem Urteil der Sachverständigen nicht eignet.

In einem planmäßigen Wirtschaftsleben, das hohe Leistungen und Erträge erzielen will, kann von keiner schrankenlosen, sondern nur von einer organischen Freiheit die Rede sein, weshalb jeder einzelne die Pflicht hat, sich in diesen Organismus einzugliedern. Die Arbeit wird ja stets eine mehr oder minder drückende Last bleiben, die auf innere Widerstände stößt, deshalb kann niemals die Neigung allein entscheiden, der Wille des einzelnen ist immer an die wirtschaftlichen Notwendigkeiten gebunden. Die Psychotechnik hat die Aufgabe, einen Ausgleich zu schaffen zwischen Neigung und Pflicht, damit möglichst viele Menschen jenem Beruf zugeführt werden, der ihnen nicht nur die Existenz gewährleistet, sondern auch innere Befriedigung gewährt.

Was uns modernen Menschen not tut, ist eine psychotechnische Betriebsführung, die einen Ausgleich schafft zwischen den Anforderungen des Betriebs an die Menschen und den Anforderungen der Menschen an den Betrieb. Der wirtschaftende Mensch soll Arbeit leisten, aber er soll dabei Mensch bleiben — das ist das große Problem der Gegenwart und Zukunft. Dazu ist vonnöten, daß die Betriebsleiter ihr Augenmerk nicht nur auf die technische Höhe des Betriebs richten, sondern auch auf das körperliche, geistige und seelische Wohlbefinden der Arbeiterschaft. Auch die Mitarbeit der im Betrieb Beschäftigten kann hierzu nicht entbehrt werden, sie müssen vielmehr die Entwicklung von der Technik zur Psychotechnik mit innerer Anteilnahme begleiten und durch eigenes Zutun fördern. Es ist ihr Recht und ihre Pflicht, das ihnen zustehende Mitbestimmungsrecht im Arbeitsprozeß auch in dieser

Richtung auszunutzen. Besonders den Betriebsräten winkt hier eine überaus dankbare Aufgabe, die sie aber nur erfüllen können, wenn sie Techniker, Physiologen und Psychologen zugleich sind. Nach dem Worte eines altgriechischen Philosophen ist der Mensch das Maß aller Dinge, der Maßstab für all unser Tun und Lassen. Das trifft auch zu auf den wirtschaftlichen Menschen. Die Ausgestaltung des Arbeitsprozesses soll sich nicht allein richten nach den materiellen, wirtschaftlichen Bedürfnissen, sondern auch nach den seelischen Bedürfnissen aller jener Menschen, die nicht mehr Arbeitsobjekte sein, die vielmehr Arbeitssubjekte werden wollen.

Die soziale Frage im römischen Altertum

Von Dr. W. Berg

I

Wenn man von einer »sozialen Frage« spricht, so denkt man meist an die unmittelbare Gegenwart, in der ganze Bevölkerungsschichten von der Unzufriedenheit mit ihren materiellen Lebensverhältnissen erfaßt und durch das Streben nach Mitteln zur Beseitigung dieser Unzufriedenheit in Bewegung gesetzt worden sind. Man denkt an die unzähligen Vorschläge zur Aufhebung der vorhandenen Nöte, die in der Gegenwart gemacht, und an die vielen Unternehmungen der Staatshilfe, der Selbsthilfe und der Menschenliebe, die in der Gegenwart Wirklichkeit geworden oder doch wenigstens beabsichtigt sind.

Es ist aber eine Tatsache, daß alle die Merkmale, die den Begriff der sozialen Frage ausmachen — also der soziale Gegensatz der Klassen, der sich daraus ergebende Kampf der Parteien und die auf soziale Neuordnung gerichteten Bestrebungen —, sich schon im klassischen Altertum finden, sobald die Völker in das helle Licht der Geschichte eingetreten sind. Immer aber erscheint in der Epoche der antiken Wirtschaft, so verschieden auch Juden, Griechen und Römer geartet waren, die soziale Frage in gleichmäßig wiederkehrenden Formen, besonders in der Form des Kampfes um den Grund und Boden. Bei allen diesen Völkern fand ein Kampf zwischen den Bauern und den Großgrundbesitzern statt, und das Ziel der sozialen Reformbestrebungen war die Erhaltung des freien Bauernstandes. Man trieb also, wie man das heute nennt, Mittelstandspolitik. Denn in der antiken Gesellschaft bestand die Wohlhabenheit fast immer im Landbesitz; noch herrschte in der Landwirtschaft und im städtischen Gewerbe der Kleinbetrieb vor, und die Bauern bildeten die große Mehrheit der freien Bevölkerung. Also nicht die materielle Notlage des Arbeiterstandes, sondern nur die des bäuerlichen Mittelstandes konnte zur Entwicklung einer sozialen Frage führen.

Der wirtschaftsgeschichtliche Vorgang, in dessen Verlauf der Großgrundbesitz den Besitz der freien Bauern immer mehr verschlang, ist nun bei Juden, Griechen und Römern stets derselbe. Fast immer war es hauptsächlich die Kreditnot der kleinen Besitzer, die dem Großgrundbesitzer die Handhabe bot, die Bauern zu »legen«. Die andauernden Kriegsdienste, Mißernten, der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, der Wettbewerb des fremden Getreides, der den Preis herabdrückte, brachten den Bauernstand zu irgendeiner Zeit in schwere Nöte. Es war nur natürlich, daß sich der Bauer an den reichen Nachbarn wandte, um ein Darlehen zu erhalten. Der ver-

mögende Besitzer war meist sehr geneigt, eine solche Bitte zu erfüllen, denn er konnte darauf rechnen, im Falle, daß die Schuld nicht abgetragen wurde, durch Einziehung des verschuldeten Hofes seinen Grundbesitz zu vergrößern. Und es war in der Regel der Fall, daß die Schuld nicht abgetragen werden konnte. Denn erstens war der Zinsfuß sehr hoch, meist 10 bis 20 Prozent; dann aber lag es in der Natur der Sache, daß der Bauer, selbst wenn es ihm gelang, die Zinsen pünktlich zu erstatten, doch das geliehene Kapital in kürzerer Zeit nicht zurückzahlen konnte, weil der nicht kapitalkräftige Besitzer eines kleinen Gutes die Schuldsumme nur dann zu tilgen vermochte, wenn ihm jährlich kleinere Teilabzahlungen gestattet waren, was meist nicht der Fall war. Gewöhnlich besiegelte also der borgende Bauer mit der Unterschrift seines Namens auf dem Schuldschein seinen Untergang. Dazu kam noch die Anwendung offener Gewalt oder der Rechtsbeugung, was beides oft genug bezeugt ist.

In Attika gelang es allerdings durch die Solonische Gesetzgebung, welche mit rückwirkender Kraft die persönliche Haftbarkeit des Schuldners aufhob und alle Schuldforderungen an die Bauern beseitigte (die sogenannte Seisachtheia, das heißt Abschüttlung aller Lasten), die schwere soziale Krisis einigermaßen zu überwinden. In entgegengesetzter Richtung aber verlief der soziale Kampf zwischen Kleinbauern und Latifundienbesitzern im römischen Altertum, wo er infolge der Weltherrschaft und der politischen Verhältnisse einen riesigen Umfang erreichte und zu einer der gewaltigsten Katastrophen führte, welche die Weltgeschichte kennt.

Auf italischem Boden hatte seit dem ersten Zusammenstoß Roms mit der karthagischen See- und Handelsmacht der Bauernstand durch den harten und beständig dauernden Kriegsdienst ungemein stark gelitten. Der Bauer war zwanzig Jahre lang kriegspflichtig und konnte in dieser Zeit zu Feldzügen aufgeboten werden, die aber nicht mehr wie einst nur kurze Sommerfeldzüge, sondern langdauernde und überseeische Kriege waren. Die Kämpfe in Spanien zum Beispiel machten ein tatsächlich stehendes Heer notwendig, das immer neue, große Massen italischer Bauern verbrauchte. Die Menschenverluste waren oft beträchtlich. Die Beute, die der Soldat etwa mit in seine Heimat brachte, hatte nur wenig Nutzen für ihn. In der langen Kriegszeit war seine Wirtschaft vernachlässigt und er selbst der Landarbeit entwöhnt worden. Oft fand er sein Gütchen verfallen oder von einem reichen Nachbarn in Besitz genommen, gegen den einen Prozeß zu führen schwierig, nicht selten sogar unmöglich war. Viele Soldaten blieben daher in den Provinzen, wo es Land genug gab. Die Heimgekehrten aber gingen der großen Mehrzahl nach im Proletariat unter. Zwar wirkten die Koloniegründungen und Landassignationen einige Zeit lang noch einigermaßen ausgleichend, aber seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts gab es kein Land mehr in Italien, das man hätte verteilen können, und vor dem Versuch überseeischer Kolonisation hegte man eine begreifliche Scheu.

Ferner lohnte der Bau des inländischen Getreides nicht mehr. Weil die italische Getreideerzeugung weder ausreichte noch gleichmäßig genug war, mußte die Regierung zur Erzielung billiger Preise und zur Verhütung von Hungersnöten fremdes Getreide aus Sizilien, später aus Sardinien und Spanien, in der Kaiserzeit auch aus Ägypten einführen. Die Folge davon war aber wieder, daß die italische Erzeugung immer mehr sank. Man baute

schließlich auf den größeren Gütern nur noch so viel, als man für die eigene Wirtschaft brauchte. Zahlreiche Bauern gingen zugrunde. Ihre Äcker lagen brach oder wurden in Öl- und Weinpflanzungen, in der Nähe größerer Städte auch in Gemüse- und Obstgärten umgewandelt, vor allem aber in Viehweiden. Denn schon zur Zeit des Cato rentierte sich eine nur mäßig fruchtbare Weidewirtschaft besser als die beste Ackerwirtschaft. Der Kleinbetrieb konnte aber bei der Viehwirtschaft den Wettbewerb mit dem Großbetrieb auf die Dauer noch weniger aushalten. So wurden zahllose Kräfte, die bisher als Pächter oder Landarbeiter ihren Unterhalt verdient hatten, arbeitslos und gingen im hauptstädtischen Proletariat auf. Vor allem aber litt der Bauernstand unter der Kreditnot, wie das überall im Altertum der Fall war.

Die Folge war, daß die Latifundienwirtschaft immer mehr auf Kosten der kleinen Besitzer anschwoll. Schließlich wurde das Unheil vollendet durch den Übergang des Großgrundbesitzes zur Plantagenwirtschaft, das heißt nach Mommsen »die Bestellung der Felder durch eine Herde nicht selten mit dem Eisen gestempelter Sklaven, die mit Fußschellen an den Beinen unter Aufsehern des Tages die Feldarbeiten taten und nachts in dem gemeinschaftlichen, häufig unterirdischen Arbeitszwinger zusammengesperrt wurden«. Als Arbeitskräfte für die großen Güter nämlich, wo man solche in Menge brauchte, waren freie Bauern und Pächter nicht sehr geeignet, weil der Kriegsdienst auf ihnen lastete und sie auch kostspielig waren. Man brauchte billiges, vom Kriegsdienst freies und voll und andauernd ausnutzfähiges Menschenmaterial. Das fand man in den Massen von Kriegsgefangenen, die als Sklaven die Märkte füllten. Da sie aber nicht entfernt der Nachfrage genügten, entwickelte sich ein systematisch betriebener, immer größeren Umfang annehmender Sklavenraub und Sklavenhandel. Das Menschenmaterial, das die Kriege, die man besonders im Westen mit unzivilisierten Völkern führte, in nicht genügender Menge lieferten, das schafften im Osten die Piraten herbei. Die römische Regierung drückte ein Auge, die römischen Latifundienbesitzer alle beiden Augen zu, und die Piraten entwickelten sich bald zu einem gutorganisierten Staate.

Erst im zweiten und ersten Jahrhundert vor Christus nahm die Sklaverei jenen riesenhaften Umfang an, der notwendig das Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung werden mußte. Die massenhafte Einfuhr von Sklaven richtete die freien Landbewohner nun vollends zugrunde. Wenn sie auch arbeiten wollten, es fand sich für sie keine Arbeit. So mußten sie in die Städte, besonders nach Rom ziehen und ihr Leben dort fristen. Sie konnten dort nur selten heiraten und Kinder erzeugen. Auch in den besitzenden Schichten übrigens nahm die Scheu vor der Ehe und der Mangel an Nachwuchs zu, weil man, in Genußsucht und Bequemlichkeit versunken, die Ehe als Last empfand und die Besitzer großer Vermögen nur wenig Neigung bezeigten, durch die Sorge für zahlreiche Kinder gezwungen zu werden, ihr Vermögen zu zersplittern. Wie in Griechenland fing auch in Rom die Kinderzahl an, erschreckend zurückzugehen. Von Italien aus ging die Vernichtung des freien Bauernstandes nach und nach in alle Provinzen und ruinierte natürlich in kurzer Zeit auch sie.

Ein Beispiel dafür ist Sizilien. Noch im zweiten Jahrhundert vor Christus war es die Kornkammer Roms. Aber schon lag der Grundbesitz auch hier in den Händen weniger Magnaten, die teils römische Ritter, teils Einheimische

waren. Überall herrschte der Plantagenbau mit gefesselten Sklavenhorden. Im ersten Jahrhundert ist dort der Getreidebau bereits geschwunden und hat der Weidewirtschaft, besonders für Pferdezucht, Platz gemacht. Von nun an lag es Asien ob, Italien mit Korn zu versorgen.

Um das Jahr 150 vor Christus war der römische Staat nur noch mit schwerer Mühe imstande, die gleichzeitigen Kriege in Afrika, Spanien und Griechenland zu führen, was ihm noch ein halbes Jahrhundert früher leicht gefallen wäre. Die Zerstörung von Karthago und Korinth war ein barbarisches Abschreckungsmittel, das die Regierung anwandte, um endlich ein mal Ruhe zu haben. Es war vorauszusehen, daß schon nach wenigen Jahrzehnten die Zeit gekommen sein mußte, wo Rom nicht mehr in der Lage sein würde, die von den Vätern gewonnene Weltherrschaft zu behaupten. Zwischen den Römern und ihren Bundesgenossen wehte beständig Konfliktsluft; aus der gleichartigen, tatkräftigen und leistungsfähigen Bürgerschaft von ehemals war ein kraftloses Proletariat geworden; die ihm gegenüberstehende Aristokratie war in weichliches Wohlleben versunken, und neben ihr stand eine rücksichtslose und mächtige Großfinanz, die eben darauf ausging, unter dem klingenden Namen der demokratischen Freiheit den Staat vollends für sich auszubeuten.

Ebenso wie durch das »Bauernlegen« war die Zahl der Latifundien seit der Eroberung Unteritaliens auch durch die Art, wie der Ager publicus besetzt wurde, beträchtlich gewachsen. Der Ager publicus ist das Staatsland, das heißt das unbebaute Gelände, das von den eroberten Gebieten an den Staat abgetreten werden mußte. In den Zeiten, die der Eroberung Unteritaliens voraufgingen, in denen also Mittelitalien erobert worden war, hatte man eine gesunde Mittelstandspolitik getrieben. Die römischen Staatsmänner von damals kannten die Stelle sehr wohl, wo die Wurzeln der Kraft des Staates und seiner Erfolge lagen, und waren darum auch unablässig bemüht, den wehrfähigen Bauernstand lebenskräftig zu erhalten und fortwährend zu vermehren. Das geschah erstens dadurch, daß sie nach allen Kriegen auf den weiten, abgetretenen Feldmarken in Anlehnung an ältere, einheimische Siedlungen neue Gemeinden, Kolonien, gründeten, in denen Tausende römischer Bürger und latinischer Bundesgenossen, die sich dazu gemeldet hatten, angesiedelt und mit ausreichenden Bauernhöfen ausgestattet wurden. Diese Kolonien bildeten unabhängige Gemeinden mit eigener Militärhoheit und selbstgewählten Beamten, waren aber durch ein unlösliches Bündnis mit Rom verknüpft, und inmitten einer feindlichen Bevölkerung war ihr Hauptschutz eben dieses Bündnis mit Rom. Das römische Bürgerrecht dieser Kolonisten ruhte. Aber sie erhielten weitgehende Vorrechte im Rechtsverkehr, sie konnten ferner, wenn sie nach Rom kamen, ihr ruhendes Bürgerrecht wieder aufnehmen, sie konnten in der Volksversammlung mitstimmen, ja sie konnten wieder Vollbürger in Rom sein, wenn ein Sohn auf der Hufe zurückblieb. In diesem Rechte hatten die Glieder des latinischen Bundes gestanden, solange es einen solchen gegeben hatte, und deshalb hießen diese Gründungen latinische Kolonien, nicht etwa deshalb, weil diese Ansiedler Latiner gewesen wären.

Eine zweite Art der Ansiedlung war die sogenannte Viritanassignation, das heißt ein großer Teil der eroberten Gemarkung wurde auf den Kopf unter die römischen Bürger als privates Eigentum verteilt. Nur ein Teil

der römischen Bürgerschaft konnte sich in der neuen Gemarkung niederlassen und die Feldwirtschaft selbst betreiben; meist waren es wohl jüngere Söhne der Bauern und zum Teil auch Proletarier aus der Hauptstadt, die auf diese Weise aufs neue wehrfähige Glieder des Staates wurden. Der andere Teil war gezwungen, das Land zu verkaufen oder zu verpachten. So entstanden in ganz Mittelitalien dichte Ansiedlungen von römischen Bauernschaften. Die Zahl der auf diese beiden Arten, durch Koloniegründung und Viritanassignation seßhaft gemachten Bauern wuchs im Laufe der Zeit auf Hunderttausende an.

Auf diese Weise wurde, obwohl durch die beständigen Kriege viele Abgänge stattfanden und überdies zahlreiche Bürger bei der ununterbrochenen Anlage neuer latinischer Kolonien aus dem Staatsverband ausschieden, die römische Bürgerschaft immer lebenskräftig erhalten und nahm an Zahl beständig zu. Besonders trug zu dieser Entwicklung die wohlberechnete Liberalität Roms in Sachen des Bürgerrechts bei. Den fremden Elementen, die in den Staat kamen, stand der Zugang zur Bürgerschaft weit offen. Selbst mit der Freilassung von Knechten eines Bürgers war das volle Bürgerrecht ohne weiteres verbunden, und der Freigelassene und seine Nachkommen konnten mithin zu den höchsten Ehrenämtern im Staate gelangen. Während Rom so seinen Nachwuchs ständig vermehrte und ausdehnte, nahm es unter den verschiedensten Angliederungsformen die Bevölkerung Italiens in sich auf. Hier geschah das durch freiwilligen Anschluß, dort durch gewaltsame Einverleibung nach vorhergegangener Unterwerfung.

Seit der Eroberung Unteritaliens aber verließ man diese bewährte innere Politik, die am besten geeignet war, den Bauernstand kräftig zu erhalten und zu vermehren, und infolgedessen die siegreiche Ausbreitung der römischen Herrschaft herbeigeführt hatte. Diese Änderung des Kurses mußte eine verhängnisvolle Wirkung haben. Es bestand allerdings zu Anfang des zweiten Jahrhunderts ein Ackergesetz, das die Interessen des Bauernstandes schützen sollte. Es wurde von den späteren Annalisten unter dem Namen Leges Liciniae Sextiae fälschlich ins Jahr 367 vor Christus hinaufgesetzt, also in eine Zeit, wo Rom nur erst ein Kleinstaat mit wenigen Quadratmeilen Gebiet war und es eine Staatslandfrage noch nicht gab.[1] In diesem Gesetz wurde gefordert, daß den Schuldnern die bisher gezahlten Zinsen durch Abzug vom Kapital in Anrechnung gebracht und für die Tilgung des Rests eine dreijährige Frist gewährt werden sollte; ferner, daß niemand mehr als 500 Morgen vom Gemeindeland zur Nutznießung besitzen und darauf nur eine beschränkte Anzahl Vieh halten sollte und daß — sehr bezeichnend — die Knechte zum Teil Freie sein müßten. Aber dieses Ackergesetz blieb völlig wirkungslos, denn es gab keine die Ausführung kontrollierende Behörde, einzelne wirklich angestrengte Prozesse halfen nur wenig, und viele Leute umgingen die Bestimmungen, indem sie überschüssiges Land an Söhne oder nahe Verwandte dem Namen nach vergaben. Überdies konnten gerade die armen Leute, für die dieses Gesetz gemacht war, also Bauern und Proletarier, die freiliegende Feldmark gar nicht in Besitz nehmen, wenn sie nicht

[1] Über die Verlegung von agrarischen Kämpfen in die Geschichte der älteren Republik und über die Geschichte des Spurius Cassius, der das Königtum erstrebte, unter der man die zurückverlegte Geschichte des Tiberius Gracchus zu sehen hat, vergl. Niese im »Hermes«, 23, 1880, S. 110 ff.

mit genügendem Betriebskapital versehen waren. Die Zustände blieben also, wie sie waren.

In der Tat war der eroberte Ager publicus am leichtesten in der Weise in Kultur zu nehmen, welche die römischen Kapitalisten anwendeten. Durch Koloniegründungen und Assignationen war stets nur ein Teil des an Rom abgetretenen Grund und Bodens vergeben worden, und weite Strecken, namentlich in entfernten und abgelegenen Gegenden, waren Ager publicus geblieben. Entweder verpachtete man nun solches Staatsland oder gestattete, wo das nicht geschah, jedem Bürger, brachliegendes Land einstweilen gegen eine mäßige Abgabe an den Staat in Besitz zu nehmen, wobei das Eigentumsrecht des Staates vorbehalten blieb. In der Theorie war also für jeden Bürger die Möglichkeit vorhanden, sich im Ager publicus anzusiedeln, in Wirklichkeit aber konnten höchstens die nächsten Nachbarn und vor allem die reichen Leute, die über große Mittel und zahlreiche Arbeitskräfte verfügten, das brachliegende Land im Ager publicus in Besitz nehmen. So konnte nach M. Webers Wort[2] »diese freie Konkurrenz faktisch nicht den kleinbäuerlichen Besitzern, sondern nur den Großkapitalisten zustatten kommen; sie stellt in der Tat den schrankenlosesten Kapitalismus auf agrarischem Boden dar, der in der Geschichte jemals erhört gewesen ist.« Ganz gegen die Absicht des Gesetzgebers wurde eben hier Vernunft zum Unsinn und Wohltat zur Plage.

Wohlmeinende Freunde des Vaterlandes hatten allerdings den Krebsschaden, der sich schon tief in das Zellgewebe des römischen Staatskörpers eingefressen hatte, klar erkannt. Hochbedeutende Männer wie Cato und Scipio Amilianus sahen die Lage der Dinge als völlig hoffnungslos an. Sie wagten nicht, den zur Erhaltung der Republik notwendigen Schritt zu tun, weil sie sich dessen klar bewußt waren, daß jeder Versuch, ernstliche Hilfe zu bringen, die Revolution heraufbeschwören werde, durch welche der Republik ein Ende bereitet werden müsse. So ließen sie in Resignation die Dinge gehen, wie sie gehen mußten. Aber allmählich wurde es auch dem einfachsten Manne deutlich, daß das Staatsschiff dem Untergang zutrieb. Der große sizilische Sklavenkrieg von 134 vor Christus beleuchtete blitzartig die ungeheure Gefahr, die in der Sklavenwirtschaft lag. Im Jahre 135 ferner stellte der Zensus eine Bürgerzahl von nur 317 933 Köpfen fest. Das waren 10 000 weniger als nach dem Zensus von fünf Jahren früher. Dabei muß die Verschiebung innerhalb der Bürgerschaft, der Schwund des Mittelstandes, das Anschwellen des Proletariats noch viel beträchtlicher gewesen sein. Es kam hinzu, daß der Staat mit dem spanischen Kriege, in dem die kleine Bergfeste Numantia den Römern die schimpflichsten Niederlagen bereitete, nicht fertig werden konnte. (Schluß folgt)

Der Entwurf eines Verwahrungsgesetzes.

Von Henni Lehmann.

Der Entwurf eines Verwahrungsgesetzes mit Begründung, den der Deutsche Ausschuß für Gefährdetenfürsorge als Nummer 1 seiner Schriften im Verlag von G. Braun (Karlsruhe) veröffentlicht, schließt sich an Beratungen des Aus-

[2] »Die Agrarverhältnisse im Altertum« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, 2. Supplementband, S. 1 ff. Jena 1897.

schusses aus dem Herbst 1920 an. Ich habe bereits in meinem Bericht über die Verhandlungen des Kölner bevölkerungspolitischen Kongresses hervorgehoben, daß dort die Forderung nach größerer Spezialisierung und nach Ausdehnung der Asylierungsmöglichkeiten ständig wiederkehrte. Zugleich habe ich auf die Gefahr hingewiesen, die durch das Bestreben entsteht, wenig widerstandsfähige Persönlichkeiten aus dem normalen Leben ganz auszuschalten und sie einem dauernden Anstaltsleben zuzuweisen. Der jetzt vorliegende Entwurf des Deutschen Ausschusses für Gefährdetenfürsorge ist deshalb vor allem unter diesem Gesichtswinkel zu prüfen.

Es handelt sich bei dem Entwurf darum, eine Lücke der Gesetzgebung auszufüllen. Bis jetzt kommen bei Asylierungen hauptsächlich die Bestimmungen der Fürsorgeerziehung in Betracht, die sich aufbauen auf den § 1666 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, ferner die armenrechtlichen Bestimmungen über Verwahrung Geisteskranker und die Bestimmungen über die Unterbringung gemeingefährlicher Geisteskranker. Auch können noch einige Bestimmungen über Entmündigte herangezogen werden. Bei Einleitung der Fürsorgeerziehung nach § 1666 muß das Wohl des Minderjährigen dadurch gefährdet sein, daß »der Vater das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht, das Kind vernachlässigt oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig macht«. Danach muß also eine Verfehlung des Vaters vorliegen oder dessen, der an Stelle des Vaters die Sorge für die Person des Kindes hat. Es werden nach dem Wortlaut des Gesetzes die Unterbringungsbedürftigen nicht erfaßt, bei denen die Gefahr nicht in einer Schuld des Vaters wurzelt, sondern in der eigenen Veranlagung des Kindes. Die Praxis geht allerdings darüber hinaus. Von Geisteskranken kommen nur armenrechtlich Versorgte oder Gemeingefährliche in Frage, eventuell Entmündigte.

Der ganze Kreis der Geistesschwachen und Psychopathen, bei denen die Voraussetzungen nicht zutreffen, kann heute noch nicht asyliert werden, und doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß eine ganze Reihe der Psychopathen bei rechtzeitiger Asylierung vor dem Verbrecherturn und der Prostitution hätte bewahrt werden können. Damit würde meist ihrem persönlichen Glück ebenso wie den Interessen der Allgemeinheit gedient sein, denn das Versinken in die Verbrecher- und Prostitutionsschicht führt fast immer zu einer unglücklichen Lebensgestaltung. Freilich wird von vielen zunächst die Asylierung als Unglück oder doch nicht als Wohltat empfunden werden. Es soll manchen Vagabunden geben, der sich glücklicher fühlt im Straßengraben als im sauberen Anstaltsbett. Immerhin ist im eigenen Interesse solcher Gefährdeten eine Ausfüllung der gesetzlichen Lücke, ein Verwahrungsgesetz erwünscht, und diese Verwahrung muß sie nach Möglichkeit erfassen, ehe sie in die Verbrecher- oder Prostitutionssphäre überhaupt hinabgeglitten sind. Ich zweifle daran, daß der Entwurf des Deutschen Ausschusses in seiner jetzigen Fassung dies Ziel erreichen kann. Er baut sich viel zu sehr auf den Grundlagen der bisherigen Bestimmungen auf, anstatt Neues zu schaffen. Der Grund dafür mag in dem Bestreben zu suchen sein, die Bedenken gegen weitere Eingriffe in die persönliche Freiheit zu entkräften. So umgrenzt § 1 des Entwurfs den Kreis der Personen, die zur Bewahrung vor körperlicher und sittlicher Verwahrlosung oder zum Schutz des Lebens oder der Gesundheit in Verwahrung genommen werden müssen, nur insoweit, als sie entweder in Fürsorgeerziehung stehen oder gestanden haben oder wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche entmündigt sind. Es dürfte keine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß es am wichtigsten ist, die ganz jungen Menschen, die Minorennen, zu erfassen, um sie zu bewahren. Für diese besteht nach dem Entwurf die Verwahrungsmöglichkeit nur während oder nach der Fürsorgeerziehung und tritt nur ein auf Grundlage des § 1666 des Bürgerlichen Gesetzbuches oder nach dem neuen Strafgesetzentwurf bei kriminellen Handlungen der Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren. Kriminelle können ferner vom 18. Jahre an nach dem Strafgesetzentwurf von 1919, wenn sie unzurechnungsfähig oder vermindert zurechnungsfähig sind,

einer Heil- oder Pflegeanstalt zur Verwahrung überwiesen werden. Entweder müssen also Verfehlungen des Vaters oder eigene Verfehlungen des Jugendlichen vorliegen. Er muß schon einen Schritt abwärts getan und damit schon schweren inneren Schaden erlitten haben. Die Verwahrung setzt zu spät ein. Für Kinder bis zum vollendeten 14. Jahre bestände überhaupt nur die Möglichkeit auf Grund des § 1666, die man freilich jetzt sehr weit ausdehnt. Wenn man Psychopathen als Unglückliche, als Lebensschwache ansieht, nicht als Verbrecher, so müßte die Asylierung für sie herbeigeführt werden können ohne die Häßlichkeit der Schuldfeststellung hüben und drüben. Die Begründung des Verwahrungsentwurfs nennt als Vorzug seiner Fassung, daß durch ein geordnetes Gerichtsverfahren, das doppelt stattfindet — einmal bei Verhängung der Fürsorgeerziehung (bei Erwachsenen der Entmündigung), dann bei dem Verwahrungsbeschluß —, die persönliche Sicherheit stärker gesichert wäre.

Wir sind letzthin einigermaßen mißtrauisch geworden gegen »geordnete Gerichtsverfahren«, insbesondere der Strafgerichte, die hier doch wesentlich in Frage kämen; und ich bin der Meinung, daß ein Beschluß einer behördlichen Instanz, der Psychiater, Pädagoge, Vertreter des Jugendamts angehören, gleichen oder besseren Erfolg erzielen kann. Solche Instanz kann auf anderen Grundlagen mit der Arbeit einsetzen, als es die Fürsorgeerziehung vermag. Sie mag sich an die vom englischen Gesetz geschaffene Einteilung halten, die vier Gruppen unterscheidet: Idioten, Imbezille, Schwachsinnige, moralisch Minderwertige, oder eine andere Einteilung festsetzen; sie mag selbständig oder Abteilung des Jugendamtes sein. Will man eine doppelte Instanz schaffen, so kann das Vormundschaftsgerichts oder, wie der Entwurf vorschlägt, das Amtsgericht die Entscheidung dieser Instanz, die ich Verwahrungsgericht nennen möchte, bestätigen oder ablehnen.

Ein zweites grundsätzliches Bedenken bezieht sich auf die Stellung, die der Entwurf den Ortsarmenbehörden zuweist. Einerseits sollen sie berechtigt sein, den Antrag auf Einweisung zu stellen bei Entmündigten, andererseits sollen ihnen nicht die Kosten der Verwahrung mit Ausnahme der ersten Ausstattung übertragen werden. Heute sehen unsoziale Gemeinden um der Ersparnis willen möglichst weitgehend von Unterbringung ab, wenn sie die Kosten tragen müssen. Nach den Bestimmungen des Entwurfs wird künftig bei solchen Gemeinden das Gegenteil zu befürchten sein; sie werden sich durch möglichst dringliche Antragstellung mancher von ihnen Versorgten zu entledigen suchen mittels Überweisung zur Verwahrung, deren Kosten dann andere Stellen tragen. Man lasse doch die Armenbehörde ganz heraus aus diesem Gesetz. Auch die Verbindung mit der Armenbehörde als Antragstellerin wird Mißtrauen gegen das Gesetz zeitigen.

Sonst sollen antragberechtigt sein der Träger der Fürsorgeerziehung, der gesetzliche Vertreter, Eltern, Ehegatten, Jugendamt. Auch den Vertreter der Fürsorgeerziehung möchte ich ausschalten und ihn lieber als Gutachter sehen. Sofortige Beschwerden gegen die Einweisung wie deren Ablehnung sind in genügendem Umfang vorgesehen. Eventuell könnte man die Kategorien der Antragsberechtigten erweitern.

Nach § 7 soll die Ausführung der Verwahrung den Ländern oder von diesen zu bestimmenden Verbänden obliegen, welche dann die Anstalten zu errichten und zu unterhalten haben. Gegen diese Kompetenz der Länder habe ich in ihrem zweiten Teil schwerste Bedenken. Selbstverständlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß zur Verwahrung der Einzuweisenden bestehende Anstalten benutzt werden, die Verbände konfessioneller oder anderer Art unterhalten, wenn diese Anstalten einwandfrei sind. Wenn jedoch solchen Verbänden generell die gesamte »Ausführung« der Verwahrung übertragen wird, so würde auch die ganze Art der Verwahrung, alle dafür zu treffenden Einrichtungen und Anordnungen in die Hände solcher Verbände gelegt. Damit wäre der privaten Vereins- und Wohlfahrtspflege eine Macht gegeben, die, so hoch man auch deren Leistungen anschlagen mag, unter Umständen geradezu verhängnisvoll wäre. Es würde das gegen jeden sozialistischen Grundsatz öffentlicher Verpflichtung und öffentlicher Verantwortlichkeit verstoßen und ist un-

bedingt abzulehnen. Unsere parlamentarischen Vertreter müssen hierauf ihr Augenmerk richten. Der Verfasser der Begründung, Dr. Maier, denkt allerdings an Landarmenverbände. Doch um das zu gewährleisten, müßte die Bestimmung des Gesetzes die Übertragbarkeit auf öffentlich-rechtliche Verbände begrenzen. Zur Ausführung der Verwahrung durch die Länder gehört ferner eine bisher fehlende Bestimmung in das Gesetz, nach der die Richtlinien für die Verwahrung durch das Reich zu erlassen sind. Maßgebend hierfür ist die unbedingt gebotene Gleichartigkeit der erforderlichen Maßregeln.

Es scheint, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich bisher wenig dieser Frage der Verwahrung zugewandt hat, und doch wird ein solches Gesetz wie kaum ein anderes tief eingreifen in das private Leben — wie schon einmal gesagt, proletarischer Familien am meisten. Nicht daß unter ihren Kindern die Psychopathen, die Lebensschwachen zahlreicher wären als in anderen Kreisen, doch diese Lebensschwäche wird meist erst zum Verhängnis, wenn die ungünstigen sozialen Einflüsse, Not, ungenügende Erziehungsmöglichkeiten, zu frühes Hinaustreten in das Erwerbsleben, elende Wohnverhältnisse, den Schwachen zu Fall bringen. Es fehlt hier ein immerhin bis zu gewissem Grade möglicher Ausgleich. Dieser Ausgleich würde, besser als durch nach entstandenem Schaden eintretende Verwahrung, geschaffen durch möglichst frühe Beobachtung psychopathischer Anlagen in Schule und Haus und darauf einsetzende besondere Sorgfalt in der Pflege und Aufzucht. Die schweren Formen, Idiotie, Schwachsinn, sind nicht heilbar, das, was als »moral insanity« bezeichnet wird, ein Fehlen moralischer Willenshemmungen, wird aber bis zu einem gewissen Grade bei früher Beobachtung besserungsfähig sein.

Nicht ohne Interesse und Erschütterung wird mancher in der Begründung Schilderungen lesen des Schicksals und Lebenslaufs solcher Willensschwachen, die in der Prostitution, dem Landstreichertum oder als Verbrecher zugrunde gehen. Schuld der Gesellschaft, die Schwache nicht zu bewahren versteht, sondern in den Abgrund stößt. Bewahren wäre besser als verwahren.

Der soeben veröffentlichte Entwurf eines sozialdemokratischen Parteiprogramms bringt unter den Forderungen zur Strafrechtspflege auch eine, die Heilung oder Verwahrung gemeingefährlicher Trinker verlangt. Wie dies auf Grund des Strafgesetzes geschehen soll, ist nicht klar. Zum Eingreifen des Strafrichters müßte eine strafbare Handlung vorliegen, welche die Gemeingefährlichkeit dartut. In diesem Falle böte aber auch der vorliegende hier besprochene Strafrechtsentwurf von 1919 eine Handhabe, da nach § 88 gegen jemand, der als vermindert zurechnungsfähig verurteilt wird, was auf einen gemeingefährlichen Trinker doch wohl zutreffen dürfte, auf Verwahrung in einer Heil- und Pflegeanstalt erkannt werden kann, falls die öffentliche Sicherheit diese Maßregel erfordert. Ebenso kann nach § 92 des Entwurfs gegen einen Trunksüchtigen »wegen einer Straftat, die er in der Trunkenheit begangen hat«, oder wenn er »wegen sinnloser Trunkenheit zur Strafe verurteilt wird«, auf Unterbringung in einer Trinkerheilanstalt erkannt werden, »um ihn an ein gesetzmäßiges und geordnetes Leben zu gewöhnen«. Es scheint mir dem Wortlaut nach nicht, als wenn die vorgeschlagene Programmforderung über diese durch den Strafgesetzentwurf vorgesehenen Möglichkeiten hinausgehen will. Nach dem vorbesprochenen Verwahrungsgesetzentwurf würde nicht eine strafbare Handlung vorzuliegen brauchen, sondern eine Entmündigung nach § 6 Nr. 3 des Bürgerlichen Gesetzbuchs genügen, denn danach kann entmündigt werden: »wer infolge von Trunksucht seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt oder die Sicherheit anderer gefährdet«.

Mir scheint die weitergehende Möglichkeit der Verwahrung eines Trinkers, wie sie sowohl der Strafgesetzentwurf wie der Entwurf des Verwahrungsgesetzes bietet, der Formulierung des Vorschlags im sozialdemokratischen Parteiprogrammentwurf vorzuziehen sein.

Literarische Rundschau

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. L. Elster (Jena), Professor Dr. Ad. Weber (München) und Professor Dr. Fr. Wieser (Wien). Vierte Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer. Erscheint in 100 Lieferungen zum Preise von je 15 Mark.

Alle, die an höheren Lehranstalten in staatswissenschaftlichen Fächern unterrichten oder als Parlamentarier, Redakteure, Agitatoren eines zuverlässigen staatswissenschaftlichen Nachschlagewerks bedürfen, werden die Nachricht mit Freuden begrüßen, daß das bekannte Handwörterbuch der Staatswissenschaften in einer neuen umgearbeiteten und vermehrten Auflage erscheint.

Schon vor dem Kriege wurde von diesem Werke, dessen frühere Auflagen sich in Fachkreisen einen Weltruf erworben haben, eine neue Ausgabe vorbereitet; Ausbruch und Verlauf des Krieges verhinderten aber nicht nur die Fortsetzung der begonnenen Arbeit, sondern stellten auch die Herausgeber und Mitarbeiter teilweise vor ganz neue, aus grundveränderten Lebensverhältnissen der Völker sich ergebende Auffassungen und Aufgaben. Volkswirtschaftliche Fragen, die früher für das Gesellschafts- und Staatsleben eine nebensächliche Bedeutung gehabt und nur bestimmte enge fachwissenschaftliche Kreise beschäftigt hatten, gewannen nun die Beachtung weiter Volkskreise, während andererseits Fragen, die früher in den Spalten der Tagespresse eine beträchtliche Rolle gespielt hatten, nun fast alles Interesse verloren.

Welche neuen Fragen warf nicht schon allein die alsbald in verschiedenen Staaten einsetzende Kriegswirtschaft und die Verschiebung der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge auf! Und noch weit größere Veränderungen führte der Sturz der Mittelmächte und der ihm folgende Friedensschluß auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen und völkerrechtlichen Beziehungen herbei. Solche tiefgreifende Umwälzungen des Volks- und Gesellschaftslebens konnten nicht ignoriert oder mit kurzen Erwähnungen und Hinweisen abgetan werden. Sie heischten, durch die geschichtliche Entwicklung in den Vordergrund der wissenschaftlichen Erörterung geschoben, sorgfältige Berücksichtigung. Zweifellos mußten zum Beispiel Aufsätze über die neuentstandene kriegswirtschaftliche Gesetzgebung, die Kriegsfinanzlage der Staaten, die Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge, über die Wirkung der Friedensverträge, die Veränderungen der Staatsgrenzen in Europa, die Umgestaltung der Staatsverfassungen usw. in die neue Ausgabe des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften Aufnahme finden, wenn dieses seinen Zweck erfüllen und seinen alten Ruf bewahren sollte.

Und neben den durch Krieg und Friedensschluß aufgeworfenen Fragen forderte die mächtig aufstrebende Arbeiterbewegung gebieterisch größere Beachtung. Auch hier genügte eine bloße kurze Ergänzung der alten Artikel nicht; sie mußten umgearbeitet werden. Und neben den alten ergaben sich neue Behandlungsthematen, wie beispielsweise die neue Betriebsräteverfassung, die Ausgestaltung des Tarifrechts, die Neuorganisation der Gewerkschaften usw.

Allen diesen Anforderungen mußte Rechnung getragen werden und, wie der von der Verlagsbuchhandlung, der Firma Gustav Fischer in Jena, herausgegebene Prospekt verheißt, werden sich denn auch die Herausgeber bemühen, soweit irgend möglich, berechtigten Ansprüchen und Wünschen entgegenzukommen. Wie die bisher erschienenen beiden ersten Lieferungen erkennen lassen, trifft das zu. Die Einteilung des Stoffes ist zwar im ganzen dieselbe geblieben; aber die einzelnen Artikel sind, wie sich bei einem Vergleich mit der älteren Ausgabe zeigt, sorgfältig durch- und umgearbeitet und dabei die durch den Krieg herbeigeführte Veränderung der Verhältnisse in Betracht gezogen worden. Auch sind einzelne bisher nicht behandelte Fragen neu eingefügt.

Solche Ausgestaltung und Ergänzung bedeutet natürlich zugleich eine Raumvermehrung; doch soll auch in der neuen Gestalt das Gesamtwerk nicht mehr als acht Bände umfassen. Die Ausgabe erfolgt zunächst in ungefähr 100 Lieferungen zum Preise von je 15 Mark. Ungebunden wird also das neue Handwörterbuch der Staatswissenschaften, das nach dem Plan der Herausgeber bis zum Schlusse des Jahres 1923 fertig sein soll, 1500 Mark kosten. Heinrich Cunow

---

Kurt Heinig, **Stinnes und seine 60 000 Arbeiter.** Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H., Stuttgart und der Buchhandlung Vorwärts G.m.b.H., Berlin. 48 Seiten. Preis geheftet M. 2.50.

Die Heinigsche Schrift ist eine flottgeschriebene, mit Humor gewürzte Agitationsbroschüre, keine vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus geschriebene Abhandlung über die wirtschaftliche Bedeutung der Stinnesschen Unternehmungen, ihre technische Organisation und ihren Einfluß auf das deutsche Wirtschaftsleben. Daher sind einige von kapitalistischer Seite gegen sie erhobene Vorwürfe und Verdammungsurteile völlig unberechtigt. Der Verfasser hat gar nicht den wirtschaftlichen Aufbau der Stinnes-Betriebe mit ihren inneren Zusammenhängen und in ihrer Wirkung auf Deutschlands inneren und äußeren Wirtschaftsmarkt zeigen wollen. Er will vielmehr in einer auch dem einfachen Arbeiter, nicht nur dem Wirtschaftspolitiker verständlichen Weise darlegen, wie das Riesenvermögen des Herrn Hugo Stinnes entstanden ist, welche nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Macht Herr Stinnes durch seine Kapitalanhäufung erlangt hat und wie er diese Macht gebraucht beziehungsweise mißbraucht. Deshalb schildert Heinig in knapper Darstellung die Anfänge der Stinnesschen Gründungen, beleuchtet die Zeitungsaufkäufe dieses Kapitalmagnaten, seinen Einfluß auf die sogenannte öffentliche Meinung, seine politische Tätigkeit und seine weitverzweigten Kapitalinteressen.

Da die Entwicklung des Herrn Stinnes zu Deutschlands größtem Industriekönig durchweg in leichtverständlichem, launigem Erzählerton vorgetragen wird, ist die kleine Schrift wohl geeignet, auch dem Arbeiter, der keine besonderen Wirtschaftskenntnisse besitzt, einen gewissen Einblick in das heutige kapitalistische Getriebe zu gewähren. Sie verdient daher weiteste Verbreitung. H. Cunow

---

Robert Riemann, **Schwarzrotgold. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 215 Seiten. Preis 21 Mark.

Bis zum Ende des Weltkriegs spielte das Bürgertum in Deutschland (im Gegensatz zu Westeuropa) in der Politik keine führende Rolle. Riemann hat recht: »Unter schwarzweißroter Fahne regierten Fürsten, Offiziere, Grundbesitzer, die in ihre Reihen auch Kapitalisten und Beamten bürgerlicher Herkunft aufgenommen hatten. Tonangebend aber waren diese Bürgerlichen niemals. Sie teilten den von alters her herrschenden Schichten nichts von dem Geiste der Achtundvierziger mit, sondern waren ängstlich bemüht, alle schwarzrotgoldenen Überlieferungen zu vergessen. Fügsam und anpassungsfähig, rückten sie zu geduldeten Mitgliedern der Oberschicht auf und eigneten sich ihre Denkungsart an, statt die eigene zu pflegen und zu verbreiten.«

Vielleicht hat diese Tatsache manches dazu beigetragen, daß gerade Deutschland »der klassische Boden der sozialistischen Arbeiterbewegung wurde«, der Riemann ein besonderes, objektives Kapitel widmet. In der Hauptsache aber betrachtet er kritisch die Rolle des Bürgertums in der deutschen Politik und seine Beziehungen zu den jeweiligen wirklichen Machthabern seit dem Sturze des ersten Napoleon.

Die Bismarcksche Politik findet eine durchaus abfällige Beurteilung. Der Verfasser erkennt, daß sie die Einleitung zu Deutschlands verhängnisvollem politischen Irrgang war. Auf die bürgerlich-demokratische Bewegung im Ausland wird verschiedentlich Bedacht genommen. Als wünschenswert betrachtet Riemann das praktische Zusammenarbeiten der »bürgerlichen Republikaner« mit der Mehrheitssozialdemokratie. Recht gut; aber wir müssen zu unserer Enttäuschung sehen, daß das Bürgertum und seine Führer nach recht kurzem und wenig stürmischem Eintreten für ein demokratisches Deutschland wieder starke Neigung zu jenen Kreisen bekunden, die alles Heil von der Rückkehr zu Bismarcks Grundsätzen erwarten.

H. Fehlinger

Notizen

Kapitalinvestierungen im neuen Deutschland. Welche Ausdehnungskraft der von vielen als überlebt und altersschwach betrachtete Kapitalismus selbst in den notleidenden, unter dem harten Druck der Entente stehenden Deutschland noch besitzt, zeigt neben den großen Vertrustungen und Betriebsverschmelzungen die rasch steigende Zahl der neugegründeten Aktiengesellschaften und die massenhaften Kapitalerhöhungen, welche die bestehenden Aktiengesellschaften vornehmen. Selbst wenn man den niedrigen Stand der Papiermark in Betracht zieht, übertrifft die Summe der Neugründungen und Kapitalerweiterungen die besten Aufschwungsjahre vor dem Kriege.

Seit 1909 (der ersten Aufnahme einer offiziellen Kapitalstatistik) haben sich die Kapitalneuinvestierungen in folgender Weise vermehrt:

Jahr	Neugründungen	Kapitalserhöhungen	Zusammen
	In Millionen Mark		
1909	230,8	508,2	739,0
1910	241,3	599,4	840,7
1911	235,8	584,5	820,3
1912	246,3	747,6	993,9
1913	216,8	418,5	635,3
1914	322,2	551,9	874,1
1915	58,0	256,5	314,5
1916	113,2	246,5	359,7
1917	268,4	716,4	984,8
1918	338,5	705,0	1043,5
1919	585,2	1070,1	1655,3
1920	1461,1	6741,3	8202,4
Januar bis Juni 1921	1538,4	7991,7	9530,0

Die meisten Neugründungen und Erhöhungen des Aktienkapitals entfallen, wie jedem Beobachter des heutigen Wirtschaftslebens als selbstverständlich erscheinen wird, auf den Erzbergwerk- und Hüttenbetrieb; dann folgt die Maschinen- und Werkzeugindustrie, die Elektrizitäts- und die chemische Industrie, während die Textilindustrie beträchtlich nachhinkt. Dabei ist zu beobachten, daß in diesen führenden Industrien die Zahl der Neugründungen nur klein ist im Vergleich zur Masse der Kapitalerhöhungen, also mit der Kapitalvermehrung zugleich eine starke Betriebskonzentration und -vergrößerung Hand in Hand geht. So sind zum Beispiel im Erzbergwerk- und Hüttenbetrieb in der ersten Hälfte des laufenden Jahres nur vier Gesellschaften mit einem Kapital von 43,5 Millionen Mark neu gegründet worden, dagegen haben im gleichen Zeitraum 28 bestehende Aktiengesellschaften dieses Industriezweigs ihr Aktienkapital um 683,5 Millionen Mark erhöht.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 3 40. Jahrgang ✦ 1. Band 14. Oktober 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

DEC 13 1921

Inhalt des Heftes

Bismarck und Wilhelm II. Von Heinrich Cunow.

Englische Briefe über die Schuld am Kriege. Von Hermann Lutz.

Die soziale Frage im römischen Altertum. Von Dr. W. Berg. (Schluß.)

Literarische Rundschau: Eduard Bernstein, **Wie eine Revolution zugrunde ging.** ✦ Eduard Bernstein, **Die deutsche Revolution, ihr Ursprung, ihr Verlauf und ihr Werk.** ✦ Gust. Cassel, **Das Geldproblem der Welt.** ✦ Adolf Scheidt, **Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen.** ✦ Georg Hermann, **Schnee.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Zlocisti, Theodor, Moses Heß. Der Vorkämpfer des Sozialismus und Zionismus 1812 bis 1875. Eine Biographie. Zweite, vollkommen neubearbeitete Auflage. Berlin, Weltverlag. 442 S. Geh. 36 M.

— Sozialistische Aufsätze von Moses Heß. Berlin, Weltverlag. 228 S. Geh. 20 M.

*** Bericht über die Tätigkeit des Österreichischen Metallarbeiterverbandes in den Verwaltungsjahren 1914 bis 1920. Wien, Selbstverlag des Verbandes. 258 S.

*** Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Vierte Auflage. Herausgegeben von L. Elster, Ad. Weber, Fr. Wieser. Erste Lieferung: Abbau — Aktiengesellschaften. Jena, Gustav Fischer. 96 S. Preis einer Lieferung geh. 15 M.

*** Jahrbuch des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands. Selbstverlag des Verbandes in Bochum. 536 S.

*** Protokoll der 23. Generalversammlung des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands. Bochum, Selbstverlag des Verbandes. 400 S.

*** Protokoll über die Verhandlungen des Gründungs-Parteitages der U. S. P. D. vom 6. bis 8. April 1917 in Gotha. Herausgegeben von Emil Eichhorn. Berlin, A. Seehof & Co. 120 S.

Kataloge:

Ernst Daunapel, Dresden-Blasewitz, Für Bibliotheken und Museen, Bücher- und Kunstfreunde und Sammler. 50 S.

Karl W. Hiersemann, Leipzig, Kunstgeschichte, Malerei, Skulptur, Kupferstiche. 79 S.

— Geographie und Reisewerke. 90 S.

— Kunstgewerbe. 78 S.

Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau, Antiquariats-Katalog.

Einbanddecken zur Neuen Zeit

39. Jahrgang, 2. Band

in Halbleinen M. 6.50 sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie durch die Expedition der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 3 | Ausgegeben am 14. Oktober 1921 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Bismarck und Wilhelm II.

Von Heinrich Cunow

Der dritte Band der Bismarckschen »Gedanken und Erinnerungen«[1] ist kürzlich trotz des Einspruchs der Erben des früheren Reichskanzlers und des in Amerongen als Flüchtling lebenden letzten Hohenzollernkaisers im Cottaschen Verlag erschienen. Schon seit einer Reihe von Jahren im Besitz des Manuskripts, faßte die Verlagsbuchhandlung gleich nach der Novemberrevolution des Jahres 1918 den Entschluß, den dritten Band alsbald herauszugeben, obgleich die Veröffentlichung nach Bismarcks Verfügung erst nach dem Tode Wilhelms II. erfolgen sollte. Mit diesem Vorhaben stieß der Verlag jedoch auf entschiedenen Widerspruch des Exkaisers und seiner Ratgeber. Wer den dritten Band liest, wird dieses Sträuben begreiflich finden; denn nicht nur erhebt Bismarck gegen den 1890 zur Regierung gelangenden jungen Kaiser die schwersten Anschuldigungen, sondern kennzeichnet ihn auch, besonders in dem der besonderen Charakteristik Wilhelms II. gewidmeten zehnten Kapitel seines Buches, in einer Weise, die geeignet ist, das ohnehin tief genug gesunkene Ansehen des abgesetzten Kaisers selbst in den Kreisen der preußisch-reaktionären Monarchisten auf den Nullpunkt zu reduzieren. Jedenfalls zerstört diese Schrift den Nimbus, mit dem eine dienstbeflissene Hofhistoriographie Wilhelm II. zu umgeben und ihn als talentierten geistigen Erben Friedrichs II. hinzustellen wußte, weit gründlicher als die in den letzten Jahren erschienenen, in historischer Hinsicht meist wertlosen Schmähschriften; denn entfernt man von Bismarcks Charakterbild Wilhelms II. die dekorative Einhüllung in royalistische Ergebenheitsfloskeln, bleibt nichts übrig als ein zwar bis zu gewissem Grade talentierter, aber eitler, selbstgefälliger, dem Prunk ergebener, sich selbst maßlos überschätzender und doch ein innerliches Schwächegefühl nicht los werdender Monarch, der, persönlichen Stimmungen und Verstimmungen folgend, sich in seinem halbmystischen Machtgefühl immer wieder zu übereilten Aussprüchen und Handlungen hinreißen läßt: eine impulsive, popularitätssüchtige Natur mit vielseitigen Anlagen, aber undisziplinierter und ohne eigentliche Selbstkritik.

Freilich darf man nicht alle Schilderungen Bismarcks als objektive Äußerungen eines unbeeinflußten Beobachters oder Historikers betrachten. Sind schon an und für sich Memoiren mit größter Vorsicht zu verwertende geschichtliche Konstruktionsmaterialien, da sie selbst im besten Falle die charakterisierten Personen nicht so darstellen, wie sie wirklich waren, sondern wie sie der Memoirenschreiber gemäß seiner eigenen Charakterbildung mit

[1] Otto Fürst v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Dritter Band. Stuttgart 1919, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 207 Seiten Oktav. Preis gebunden 24 Mark.

seinen Augen sah, so kommt bei Bismarck noch hinzu, daß er sich durch den jungen Kaiser in seinen Anschauungen und Ansprüchen bitter getäuscht fühlte und seine Amtsentlassung als rohe Brüskierung empfand. Unter Wilhelm I. war er gewohnt geworden, stets seinen Willen durchzusetzen. Ohne tiefere Kenntnis des parlamentarischen Getriebes und des diplomatischen Dienstes, hatte dieser Monarch fast völlig das Regieren seinem Kanzler überlassen. Leistete er, von seinen Verwandten beeinflußt, Widerstand, so rief Bismarck, wie er selbst erzählt (S. 62), das Ministerium zusammen, das sich, völlig abhängig vom Kanzler, dann stets geschlossen hinter ihn stellte. Ernsten Konflikten mit seinem Kanzler und dessen Ministerium abgeneigt, gab Wilhelm I. stets in den großen Fragen der äußeren und inneren Politik nach; nur in Fragen seines eigenen Prestiges oder in Familienangelegenheiten zeigte sich der alte Kaiser manchmal recht hartnäckig, und dann wußte Bismarck als guter Menschenkenner sehr wohl einzulenken. Warum sollte er »Sr. Majestät« nicht auch mal das Bewußtsein gönnen, seinen Willen durchgesetzt zu haben — in Dingen, die für die große Politik wenig in Betracht kamen.

Doch Wilhelm II. ließ sich eine derartige respektvolle Beiseiteschiebung nicht gefallen. Ruhm- und popularitätsbegierig, wollte er selbst regieren und in die Geschichtstafeln der Welt seinen Namen als würdiger Nachfolger des von ihm als Vorbild erkorenen großen Friedrich eingraben. Er wollte selbst sehen, sich selbst informieren und selbst entscheiden — nach dem Spruche suprema lex regis voluntas! In eine Stellung als bloßer Ablatus eines selbstregierenden Monarchen vermochte sich aber Bismarck — in Anbetracht seiner Machtposition unter Wilhelm I. nur allzu begreiflich — nicht zu finden. Ernste Konflikte zwischen Kaiser und Kanzler konnten deshalb nicht ausbleiben.

Vielleicht hätte eine dem Charakter des Prinzen Wilhelm angepaßte, seine Selbstgefälligkeit und anmaßende Voreiligkeit dämpfende strenge Erziehung manche seiner später grell hervortretenden Fehler einigermaßen zu korrigieren vermocht; aber die dem Prinzen schon frühzeitig ein zur eitlen Selbstbespiegelung verführendes Monarchenbewußtsein einpaukende Erziehung durch den Philologen Hinzpeter war dazu wenig geeignet, und noch weniger vermochten die junkerlichen Gardeoffizierskreise, unter deren Einfluß der Prinz Wilhelm in Potsdam geriet, einen günstigen Einfluß auf ihn auszuüben. Besser wäre es gewesen, dem Prinzen einen der stetigen Aufsicht höherer Beamter unterstehenden Posten im Verwaltungsdienst zu übertragen und ihm fähige Beamte an die Seite zu stellen, deren Beispiel ihm hätte zeigen können, wie wenig seine Überhebung berechtigt war.

Bismarck kümmerte sich zunächst wenig um den Prinzen Wilhelm. Er rechnete mit dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, als Nachfolger Wilhelms I. Als dann der Prinz Wilhelm in Potsdam allzu sehr in den Bann der höfischen Militärpartei geriet, hätte er ihn freilich gern nach Berlin oder in eine kleinere Provinzstadt als Verwalter eines Zivilpostens gehabt, stieß damit aber auf Widerstand des Hausministeriums und Wilhelms I., dem der Zivilberuf als eine Art Degradation galt. Um dennoch einen gewissen Einfluß auf den Prinzen zu erlangen, der inzwischen ein Alter von 27 Jahren erreicht hatte, setzte Bismarck beim alten Kaiser die Erlaubnis durch, dem Prinzen die Akten und Geschäfte des Auswär-

tigen Amtes zugänglich zu machen. Ein durchaus verfehlter Schritt, denn durch die Gewährung eines nur flüchtigen Blickes hinter die Kulissen der auswärtigen Politik konnte die Neigung des Prinzen zu phantasievollen Kombinationen und zur Überhebung lediglich gefördert werden; aber obwohl Bismarck das recht wohl erkannte, überwog doch bei ihm das Bestreben, den Prinzen in eine gewisse geistige Abhängigkeit von seiner Auslandspolitik zu bringen.

Anders der damalige Kronprinz. Er verlangte, daß sein Sohn zunächst »in die Fragen der höheren Verwaltung« eingeführt wurde, und schrieb am 28. September 1886 aus Portofino (bei Genua) einen Brief an Bismarck, in dem er sich bitter darüber beschwerte, daß ohne sein Einverständnis mit dem Prinzen Wilhelm derartige Bildungsexperimente vorgenommen würden. In dem Briefe, der beweist, wie richtig der Vater seinen Sohn beurteilte, heißt es (S. 2):

Denn angesichts der Wichtigkeit der dem Prinzen zu stellenden Aufgabe halte ich es für geboten, daß er vor allen Dingen die inneren Verhältnisse seines eigenen Landes kennenlerne und dann sich mit denselben vertraut fühle, *ehe er bei seinem ohnehin schon sehr raschen und zur Übereilung neigenden Urteil sich auch nur einigermaßen mit der Politik befaßt.* Sein wirkliches Wissen ist noch lückenhaft, es fehlt ihm zurzeit an der gehörigen Grundlage, weshalb es durchaus erforderlich ist, daß seine Kenntnisse gehoben und vervollständigt werden. Einen solchen Zweck würde die Zuteilung eines Zivilinformators und damit verbunden oder auch später die Beschäftigung auf einem der Verwaltungsministerien erfüllen.

Aber angesichts der mangelnden Reife sowie der Unerfahrenheit meines ältesten Sohnes, verbunden mit seinem Hang zur Überhebung wie zur Überschätzung, muß ich es geradezu für gefährlich bezeichnen, ihn jetzt schon mit auswärtigen Fragen in Berührung zu bringen.

Bismarck wollte jedoch seinen Einfluß auf den Prinzen Wilhelm nicht verlieren. Er erklärte kurzweg, der Kaiser hätte den Prinzen zum Auswärtigen Amt »kommandiert«, und die Autorität des Monarchen ginge nun mal der väterlichen Autorität vor.

Die Beziehungen des Prinzen zu dem Bismarck unterstellten Auswärtigen Amt blieben also bestehen. Zwar erhielt der Prinz später in dem Regierungsrat und Reserveoffizier v. Brandenstein einen Mentor gestellt, der ihn in die Geheimnisse des inneren Verwaltungsdienstes einweihen sollte, diese Einweihung bestand aber in der Hauptsache darin, daß der Prinz seinen Mentor zu seinen Mahlzeiten und zu den kleinen Offiziersfesten hinzuzog. Überdies scheint die Geschäftseinführung nur ein halbes Jahr gedauert zu haben.

Im Januar 1888 wurde Prinz Wilhelm zum Generalmajor und Kommandeur der ersten Gardeinfanteriebrigade in Berlin ernannt. Er trat dort Bismarck näher — und geriet, wie das infolge ihrer verschiedenartigen Lebensanschauungen und Charaktergegensätze beider nicht anders sein konnte, bald mit ihm in Konflikte. Durch den Grafen Waldersee, den Hauptakteur der mit der evangelischen Orthodoxie verbundenen militärischen Kreuzzeitungsclique, fiel Prinz Wilhelm in die Netze der Stöckerianer beziehungsweise der Protektoren der Berliner Stadtmission. Bismarck verhehlte nicht seine Mißbilligung. Der Prinz suchte zunächst den Kanzler zu beschwichtigen, indem er die Vereinigung der evangelisch-orthodox-militaristischen Elemente als »das

wirksamste Mittel zur nachhaltigen Bekämpfung der Sozialdemokratie und des Anarchismus« pries. Bismarck, der sehr wohl die Hintermänner kannte, die hinter der christlichsozialen Bewegung Stöckers standen und bereits harte Kämpfe mit der Kreuzzeitungsgruppe auszufechten gehabt hatte, sah jedoch in dem Treiben der Walderseeclique nur das Bestreben bestimmter hochstehender Kreise, sich einen maßgebenden Einfluß auf den zukünftigen Thronfolger zu sichern und ihn für ihre Machtzwecke einzufangen. Zu dieser Ansicht hielt er sich um so mehr berechtigt, als ihm Prinz Wilhelm schon am 29. November 1887, also zu einer Zeit, wo der Großvater des Prinzen noch lebte (er starb am 9. März 1888) und die Krankheit seines Vaters immerhin noch die Möglichkeit einer Besserung zuließ, einen Brief mit sonderbaren Richtlinien für den Entwurf eines zukünftigen Thronerlasses an die deutschen Bundesfürsten zur Begutachtung eingesandt hatte — ein Brief, der den Prinzen als völlig befangen zeigte in der halbmystischen Gottesgnadentümelei des Walderseezirkels, heißt es doch darin (S. 13):

Das Kaisertum ist noch neu, der Wechsel in demselben der erste, welcher sich ereignet. Bei diesem geht die Macht von einem mächtigen, in der Geschichte des Aufbaues und der Gründung des Reiches hervorragend beteiligten Fürsten an einen jungen, ziemlich unbekannten Herrn. Die Fürsten sind fast alle der Generation meines Vaters angehörig und ist es menschlich gedacht ihnen nicht übelzunehmen, wenn ihnen es zum Teil sauer ankommt, unter den neuen so jungen Herrn zu treten. Daher muß die von Gottes Gnaden herstammende Erbfolge als ein selbständiges fait accompli den Fürsten gegenüber betont werden, und zwar so, daß sie keine Zeit haben, viel darüber zu grübeln. Daher ist mein Gedanke und der Wunsch dahin lautend, daß, nach Durchsicht seitens Ew. Durchlaucht und eventueller Amendierung, an jeder Gesandtschaft diese Proklamation versiegelt deponiert und im Falle meines Regierungsantritts sogleich durch die Gesandten den betreffenden Fürsten übergeben werde.

Bismarck antwortete in einem längeren Brief, in dem er den Prinzen warnte, sich in den Dienst einer bestimmten Partei zu stellen, und bezüglich der Kreuzzeitungsgruppe bemerkte: »Ich habe seit zwanzig Jahren zu viel unter der Giftmischerei der Herren von der Kreuzzeitung und den evangelischen Windthorsten gelitten, um in Kürze von ihnen reden zu können.«

Der Prinz gab nach, kündigte aber in einem Schreiben vom 14. Januar 1888 an, daß er, wenn er demnächst als Kaiser zu befehlen haben werde, jene, die seine Absichten zu verdächtigen wagen würden, nicht schonen würde. Richtig fügt Bismarck dem drohenden Schreiben des Prinzen hinzu (S. 24): »In dem Schlusse seiner Antwort lag schon, noch in prinzlicher Form, das, was später in der kaiserlichen Sendung ausgesprochen wurde: Wer mir widerstrebt, ‚den zerschmettere ich'.«

Vorläufig schien der Konflikt beigelegt, ließ aber auf seiten des Prinzen eine verletzte Empfindlichkeit, auf seiten Bismarcks ein starkes Mißtrauen zurück.

Am 15. Juni 1888 sah endlich der Prinz Wilhelm seinen höchsten Wunsch erfüllt; er wurde Kaiser und erhielt damit die heißersehnte Gelegenheit, seine große Befähigung als selbstregierender Monarch vor aller Welt zu zeigen. Zunächst überschüttete er seinen »lieben Fürsten« mit allerlei Anerkennungs- und Verehrungsbeweisen; doch bald schon stellten sich auf beiden Seiten wieder Verstimmungen ein. Sie entsprangen der Stellungnahme des Kai-

sers zu Rußland und England. Es ist ungerecht, zu behaupten, Wilhelm II. hätte nie einen tieferen Einblick in die politischen Zusammenhänge der europäischen Staaten besessen. Manche seiner brieflichen Äußerungen beweisen das Gegenteil; aber er war zu impulsiv, ließ sich zu sehr von persönlichen Augenblicksstimmungen beherrschen und glaubte, tiefe, im Wirtschaftsleben der Völker begründete politische Spannungen durch persönliche Fühlungnahme mit seinen »Herren Vettern« und durch kleine Liebenswürdigkeiten überbrücken zu können. Vor allem meinte er, Alexander III. durch Freundschaftsbeweise und familiäre Besuche für seine Politik gewinnen zu können. Bismarck sah sich dadurch mehrfach in seiner Auslandspolitik gestört. Die Mittel, die Bismarck zur Belehrung anwandte, waren freilich oft sehr drastischer Natur. So las er zum Beispiel, als 1889 Wilhelm II. die dem Zaren versprochene Reise nach Rußland zu unternehmen gedachte, dem Kaiser aus einem Londoner Bericht des Grafen Hatzfeldt allerlei spöttische Bemerkungen vor, die Alexander III. in Peterhof über seinen lieben preußischen Vetter gemacht hatte. Tief in seiner Eitelkeit verletzt, nahm der Kaiser Bismarck das betreffende Schriftstück aus der Hand und las es. Eine bittere Medizin!

Weit mehr noch trug zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen Kaiser und Kanzler ihre verschiedene Stellung zur Arbeiterfrage und Bismarcks starres Festhalten an der Forderung bei, über Staatsreformen allein dem Kaiser Vortrag halten zu dürfen und von jeder prinzipiellen Anregung, die ein Minister dem Monarchen zu geben gedenke, vorher genau Mitteilung zu erhalten, um eventuell seine Gegenmaßnahmen treffen oder in gemeinschaftlichem Vortrag vor dem Kaiser seine abweichende Meinung zur Geltung bringen zu können. Wilhelm II., der die preußische Landgemeindereform und einen weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung für nötig hielt, hatte sich nämlich von den Ministern Herrfurth, v. Boetticher und v. Berlepsch verschiedentlich Vorträge über einige diese Gebiete betreffende Themata halten lassen und die genannten Minister zur Entwerfung von Vorschlägen ermuntert. Darauf verfügte Bismarck unter Bezugnahme auf eine alte Order vom 8. September 1852, daß künftig kein Minister ohne sein Wissen und seine Zustimmung dem Monarchen Vorschläge oder neue Anregungen unterbreiten solle. Wilhelm II. fühlte sich durch dieses Verbot in seinen königlichen Vorrechten beschränkt und forderte Aufhebung der alten Order. Bismarck widersetzte sich hartnäckig und wußte es tatsächlich durchzusetzen, daß die Order bestehen blieb.

Zu noch schärferen Zusammenstößen zwischen beiden führte die verschiedene Auffassung der Arbeiterfrage. Wilhelm II., der in der sozialdemokratischen Bewegung nicht eine auf einer bestimmten Weltanschauung beruhende Klassenbewegung, sondern eine aus der Unzufriedenheit der Industriearbeiterschaft hervorgegangene »vorübergehende Erscheinung« sah, glaubte, unterstützt vom König von Sachsen und dem Großherzog von Baden, durch eine Reform der Arbeits- und Lohnverhältnisse die Arbeiter zu befriedigen und sich den Ruhm eines Volkskaisers erwerben zu können. Bismarck war hingegen seit der Durchsetzung des Sozialistengesetzes, wie er selbst sagt, immer mehr zu der Überzeugung gekommen: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.« Er hielt jede Beschränkung der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit für eine verwerfliche Schwächung der Industrie. Sein Plan

war, das Sozialistengesetz durch drakonische Unterdrückungsbestimmungen zu verschärfen, die sozialistische Arbeiterschaft zu Aufständen zu reizen und dann die ganze Bewegung in Blut zu ersticken. Wörtlich heißt es in dem vorliegenden dritten Band der »Erinnerungen« bezüglich der damaligen Behandlung des Sozialistengesetzes in der Reichstagskommission (S. 57):

Wie ich seit Jahrzehnten gegen die Neigung von Kommissarien und Ministern, die Regierungsvorlagen im Laufe von Kommissionsverhandlungen und unter Kulisseneinflüssen der Fraktionsführer zu ändern und abzuschwächen, gekämpft hatte, so erklärte ich auch in diesem Falle, daß die verbündeten Regierungen sich die Zukunft erschweren würden, wenn sie schon jetzt die Flagge streichen und ihre eigene Vorlage verstümmeln wollten. Täten sie das, so würde den im neuen Reichstag nötig werdenden verschärften Vorlagen die soeben von Boetticher befürwortete nur wenige Wochen alte Erklärung der Regierungen entgegenstehen, daß sie auch ohne den Ausweisungsparagraphen auskommen könnten. Ich verlangte daher, daß der Beschluß des Plenums abgewartet werde; wenn derselbe ein unzulängliches Gesetz ergebe, so sei es geboten, auch dieses anzunehmen; träte aber jetzt durch Ablehnung ein Vakuum ein, so müsse, wenn nicht aufgelöst werden sollte, der schließlich zu gewärtigende Anlaß zu ernsterem Eingreifen abgewartet werden. Wir würden so wie so dem nächsten Reichstag ein schärferes Gesetz vorlegen müssen. Der Kaiser protestierte gegen das Experiment mit dem Vakuum: er dürfe es im Anfang seiner Regierung keinesfalls zu einer Situation kommen lassen, in der Blut fließen könnte; das würde ihm nie verziehen werden. Ich entgegnete, ob es zu Aufruhr und Blutvergießen käme, hinge nicht von Sr. Majestät und unseren Gesetzesplänen ab, sondern von den Revolutionären, und ohne Blut würde es schwerlich abgehen, wenn wir nicht mehr, als ohne Gefahr zulässig, nachgeben und irgendwo standhalten wollten.

Ferner heißt es S. 77:

In dem Glauben, die Zustimmung des Kaisers zu meinem Programm zu besitzen und bis etwa zum Juni in meinen Ämtern zu bleiben, erklärte ich in der Ministersitzung vom 2. März (1890), Se. Majestät sei entschlossen, die Situation zu akzeptieren und zu fechten. Das Ministerium würde eventuell dazu rekonstruiert werden müssen, ich würde seinerzeit mein Portefeuille zur Verfügung stellen und nach Sr. Majestät letzten Äußerungen dann den Auftrag erhalten, ein homogenes, zum Kampfe gegen die soziale Revolution bereites Ministerium zu bilden.

Bismarck suchte daher auf jede Weise die Reformpläne Wilhelms II. zu hintertreiben. Als ihm das nicht gelang, verlangte er, in der Hoffnung, dadurch Gegenminen zu gewinnen, die Einberufung des Staatsrats und einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz, verstand sich dann aber, als auch deren Beratungen nicht die gewünschten Hinderungsgründe lieferten, doch dazu, die vom Kaiser geforderten beiden bekannten Februarerlasse des Jahres 1890 zu liefern. Bei der Ablieferung beider Schriftstücke riet er freilich nochmals dringend dem Kaiser, sie kurzweg in das brennende Kaminfeuer zu werfen. Der Kaiser nahm ihm, wie Bismarck selbst erzählt, kurzweg mit den Worten: »Nein, nein, geben Sie her!« die Erlasse aus der Hand — und unterzeichnete sie.

Bereits wenige Tage später, am 8. Februar, sagte Bismarck am Schlusse seines Vortrags: »Ich fürchte, daß ich Ew. Majestät im Wege bin.« Wilhelm II. schwieg, bejahte also die Frage. Dennoch ging Bismarck nicht, son-

dern wartete, bis ihm am 20. März Hahnke und Lucanus in zwei blauen Briefen den Abschied brachten.

Wie tief Bismarck sich durch diese Entfernung aus seiner Machtstellung verletzt fühlte und welcher Groll sich in ihm gegen seinen »königlichen Herrn« anhäufte, zeigt das zehnte Kapitel seines Buches, in welchem er Wilhelms II. Selbstherrlichkeit, starke sexuelle Entwicklung, Empfänglichkeit für mystische Einflüsse, Popularitätssucht, Felonie usw. vorwirft. Etwas viel für einen »treuen Diener der Krone«, wie er sich selbst genannt hat. Doch wird das jemand, der die Geschichte des preußischen Junkertums kennt, nicht befremden: die Herren waren stets nur insoweit Monarchisten, als sie vom Monarchismus eine Förderung ihrer Macht und ihres Ansehens im Staat erwarteten.

Englische Briefe über die Schuld am Kriege

Von Hermann Lutz

Von Beginn des großen Krieges an hat es eine Anzahl hervorragender Engländer gegeben, die der landläufigen These von Deutschlands alleiniger Verantwortung in Wort und Schrift entgegentraten. An erster Stelle stand, und steht noch heute, E. D. Morel. Seine Vergangenheit befähigte ihn ganz besonders dazu; denn der siegreiche Kampf, den er viele Jahre lang mit bewundernswerter Ausdauer und größten Opfern gegen den vampirhaften König Leopold II. von Belgien um die Einstellung der Kongogreuel führte, hatte ihm einen Einblick in die Kloaken der Geheimdiplomatie verschafft, wie er nur höchst selten einem Manne außerhalb des Ringes zuteil wird. Und schon die Marokkokrise von 1911 gab ihm Gelegenheit, seine Erfahrungen mit der hohen Politik in dem Buche »Marokko in der Diplomatie« (1912) zu verwerten. Morel kam nach gewissenhafter Untersuchung allen erreichbaren Materials zu der Überzeugung, daß die Herausforderungen in den Jahren 1905 und 1911 von Frankreich-England ausgegangen waren und »daß das britische Volk bezüglich der von Deutschland in der Marokkofrage gespielten Rolle von Anfang bis zum Ende systematisch irregeführt und falsch unterrichtet wurde«. Er veröffentlichte sein Werk in dem sehnlichen Wunsche, einen verständnisvollen Ausgleich zwischen England und Deutschland herbeiführen zu helfen, und in dem Bewußtsein, daß »kein größeres Unglück als ein Krieg die beiden Völker befallen könnte«.

Das Buch war, wie mir Herr Morel schrieb, »ein leidenschaftlicher Protest gegen die Sünden und Irrtümer einer Diplomatie, die wesentlich zur Förderung des Krieges beitrug«. Es wurde im März 1915 von der »National Labour Preß« (London) unter dem abgeänderten Titel »Ten Years of Secret Diplomacy. An Unheeded Warning« (»Zehn Jahre Geheimdiplomatie. Eine unbeachtete Warnung«, $3^1/_2$ Schilling), neu herausgegeben (seitdem sechs Auflagen!), und Ramsay Macdonald stellte sich in einem Vorwort dazu ganz auf seiten Morels. Sehr bemerkenswert ist, daß Jean Jaurès ähnlich über Marokko dachte; im Juli 1914 erklärte er auf einer Versammlung in Vaise: »Als wir sagten, daß mit Waffengewalt in Marokko einzudringen eine Zeit des Ehrgeizes, der Habsucht und der Konflikte einleiten werde, wurden wir als schlechte Franzosen gebrandmarkt.... Dort

aber liegt — ach! — unſeres Volkes Anteil an der Verantwortung« — nämlich für den vierzehn Tage darauf ausgebrochenen Krieg. Nachdem dieſer zur Tatſache geworden, ſah Morel ſeinen Weg klar vorgezeichnet; er trat als Parlamentskandidat der Liberalen zurück, wandte ſich der Arbeiterpartei zu und begann, meiſt im »Labour Leader«, eine Reihe glänzender Aufſätze *über die von allen Großmächten zu teilende Verantwortung für den Krieg* zu veröffentlichen, in der Erkenntnis, daß ſonſt ein Sieg der Entente nur zu einem neue Konflikte bergenden Straffrieden führen mußte. Über Morels bisher unwiderlegt gebliebene Argumente ſiehe hauptſächlich das Buch »Truth and the War« (»Die Wahrheit und der Krieg«, »Nat. Lab. Preß«, 1916, $3^1/_2$ Schilling, in 20 000 Exemplaren verbreitet), die Schrift »Tsardom's Part in the War« (»Der Anteil des Zarismus am Kriege«, »Nat. Lib. Preß«, 1917) und das im Herbſt 1919 vom Verlag der Independent Labour Party (Unabhängige Arbeiterpartei) herausgegebene Büchlein »Pre-War-Diplomacy« (»Vor-Kriegs-Diplomatie«, $^1/_2$ Schilling), das alle bis damals zugänglich geweſenen neueren Enthüllungen berückſichtigt und in dem ſich der Arbeiterführer *Philip Snowden* in einem Vorwort zu der weitgehenden Anſicht »von der erſtlinigen Verantwortung Rußlands und Frankreichs, gefördert durch die ſtrafbare Einfalt Sir Edward Greys« bekennt.

Morels *allgemeine* Auffaſſung darüber geht aus einem Brief an mich vom September 1919 hervor, der in meiner Überſetzung von »Truth and the War« und »Pre-War-Diplomacy« (unter dem Titel »Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege«, Berlin 1920, Hans Robert Engelmann) zum Abdruck gelangte und deſſen einſchlägige Abſchnitte lauten:

Sie fragen mich, ob der Verlauf der Zeit, die Verlängerung des Krieges und die Fülle des in den letzten drei Jahren veröffentlichten Materials bezüglich der tieferliegenden Kriegsurſachen in einem weſentlichen Grade die in dem Buche niedergelegten Schlußfolgerungen, in bejahendem oder verneinendem Sinne, geändert haben.

Meine Antwort auf dieſe Frage lautet: Nein. Während ich die Grundſätze und Lehren der deutſchen Schule politiſcher Soldaten äußerſt verabſcheue, literariſcher Brandſtifter und imperialiſtiſcher »entrepreneurs«, deren Ehrgeiz und deren Gelärm in bemerkenswerter Weiſe dazu beigetragen haben, die Atmoſphäre zu ſchaffen, die den Krieg gebar, und während ich den Einfall in Belgien ohne Einſchränkung verurteile, wie das ſo viele Deutſche ſelbſt getan haben, ſo bleibe ich doch überzeugt, daß eine ähnliche Schule in allen kriegführenden Staaten beſtand, obwohl ſie ſich vielleicht nicht ſo kraß und geräuſchvoll äußerte, und ich bleibe feſt davon überzeugt, daß es der Wahrheit, Gerechtigkeit und dem geſunden Menſchenverſtand widerſpricht, einer Seite die ganze Schuld an der Kataſtrophe zuzuſchieben. Und ich verwerfe, gemeinſam mit einer großen und wachſenden Anzahl meiner Landsleute, die Bedingungen des Vertrags von Verſailles, der ſeine Exzeſſe auf dieſer Grundlage zu rechtfertigen ſucht.

Morel am nächſten in der Schuldfrage ſteht der ehemalige Profeſſor an der Univerſität Cambridge Bertrand Ruſſell, der bald nach Kriegsausbruch die Schrift »War the Offspring of Fear« (»Der Krieg ein Kind der Furcht« und 1915 bei der »Nat. Lib. Preß« die vorzügliche Studie »The Policy of the Entente 1904—1914« (»Die Politik der Entente«) veröffentlichte. Auch für Ruſſell iſt Marokko »das erſte und wichtigſte Kapitel«, das zum Kriege führte. England und Frankreich hatten, aus reinem imperia-

listischem Egoismus, den internationalen Madrider Vertrag von 1880 über Marokko, an dem Deutschland beteiligt war, in grober Weise verletzt. Über die Krise von 1911 schreibt Russell: »Unsere Bereitwilligkeit, einen europäischen Krieg zu provozieren, war größer als die Deutschlands. ... Deutschlands formeller Rechtsanspruch war, wie 1905, gut. Was wie 1905 falsch war, war die Brutalität des Vorgehens und die Gleichgültigkeit gegen das internationale Wohlwollen. Frankreich zeigte mit Hilfe Englands dieselbe Gleichgültigkeit gegen das internationale Wohlwollen, und England zeigte eine beinahe gleiche Brutalität in seinem Vorgehen.... Die Franzosen erwiesen einen Mangel an gutem Willen, sich mit Deutschland zu verständigen ... die britische Regierung kann dafür ihrem Anteil an der Verantwortung für die schließliche Katastrophe nicht entgehen.«

Einen weiteren Kriegsgrund erblickt Russell in der analogen englisch-russischen Entente und der Aufteilung Persiens sowie in dem Bestreben, der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Auffassung findet in dem kürzlich von B. v. Siebert, dem ehemaligen Sekretär an der russischen Botschaft in London, herausgegebenen Werke »Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre« (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) ihre volle Bestätigung, wie überhaupt dies auch von der Sowjetregierung freudig begrüßte Buch für die Beurteilung der Kriegsursachen von höchster Bedeutung ist. Russell kommt zu dem Schlusse: »Die Ansicht, daß Deutschland seit vielen Jahren vorsätzlich und ohne Herausforderung diesen Krieg geplant und sich auf ihn vorbereitet hat, kann angesichts der Tatsachen nicht aufrechterhalten bleiben.«

Es war nun wichtig, von Russell und den nachstehend behandelten Verfassern zu erfahren, ob sie sich auch jetzt noch zu ihrer früheren Ansicht bekennen. Ich richtete daher ziemlich gleichlautende Briefe an sie, indem ich ausführte, daß meines Erachtens eine wirkliche Völkerversöhnung nie zustandekommen könne, solange Deutschland als die alleinige Verbrechernation am Pranger stehe, daß mir die sachliche Aufklärung über die von allen Regierungen zu teilende Verantwortung daher als unbedingt notwendig erscheine, um die internationale Atmosphäre zu entgiften, und daß eines der besten Mittel dazu eine unparteiische Untersuchung Neutraler über die mannigfachen Kriegsursachen sei. Herr Russell schrieb mir darauf am 22. März 1920:[1]

... ich bin vollkommen mit allem einverstanden, was Sie in bezug auf die Verantwortlichkeit (für den Krieg) sagen. Ich glaube nicht, daß ich meine Meinung in irgendeinem wichtigen Punkte geändert habe, seitdem ich die »Politik der Entente« geschrieben.... Meine Ansicht ist, daß das kapitalistische System unausbleiblich zum Kriege führen muß und daß es einigermaßen unfruchtbar ist, nachzuforschen, ob diese oder jene Nation am meisten dazu beigetragen hat, die Katastrophe zu beschleunigen. Wenn sich sechs Menschen auf einem ausgespannten Seil hinbewegten, und einer von ihnen würde niesen, dann würden wahrscheinlich alle sechs herunterstürzen, aber es wäre absurd, die ganze Schuld nur dem einen, der geniest hat, aufzuladen. In gleicher Weise hatten sich die Großmächte vor dem

[1] Die folgenden Briefauszüge sind bisher noch nirgends erschienen; aus verschiedenen Gründen mußte die Veröffentlichung, zu der die Verfasser ihre Genehmigung erteilt haben, anderthalb Jahre unterbleiben.

Kriege in eine gefährliche Lage versetzen lassen, aus der eine friedliche Lösung kaum möglich war. Ich glaube, daß in den letzten zwölf Tagen die drei Reiche Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland mehr getan haben, um die Krise zu überstürzen, als England oder Frankreich; doch ist es nur ein sehr oberflächlicher Gesichtspunkt, der sich allein auf die letzten zwölf Tage richtet. In bezug auf Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland finde ich es unmöglich, während der Krise einen Unterschied zu machen. Mir scheint, daß alle drei dachten, der Augenblick für den Krieg sei gekommen, obwohl in allen drei Ländern natürlich bloß eine Partei diese Ansicht hatte. Die Grundursache des Krieges war ohne Zweifel Handelsrivalität zwischen England und Deutschland. Solche Kriegsursachen können nach meiner Meinung in Zukunft nur abgewendet werden, indem die Weltnaturprodukte durch internationalen Sozialismus internationalisiert werden....

Bemerkenswert ist, daß Morel und Russell in ganz ähnlicher Weise für ihren furchtlosen Kampf um Wahrheit und Recht zu leiden hatten. Morel wurde im Jahre 1917 wegen einer äußerst geringfügigen und ihm völlig unbewußten Verletzung eines Kriegspressegesetzes zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, gerade zu einer Zeit, als sein Einfluß zugunsten eines Verständigungsfriedens wirksam zu werden begann, und Russell hatte zufolge seiner unliebsamen publizistischen Tätigkeit zuerst eine Strafe von 100 Pfund Sterling zu bezahlen, mußte dann 1916 seine Vorlesungen an der Universität Cambridge einstellen und durfte nicht nach Amerika gehen, wo er an der Harvard-Universität Philosophie lehren sollte. Schließlich wurde er im Februar 1918 wegen einer Äußerung über Amerika zu sechs Monaten Gefängnis, von denen er viereinhalb abzubüßen hatte, verurteilt.

G. Lowes Dickinson geht in seinem Buche »The European Anarchy« (»Die europäische Anarchie«, London 1916, Allen & Unwin) weniger ausführlich auf einzelne Episoden ein, gibt jedoch dafür eine zusammenhängende Darstellung der Jahrzehnte vor dem Kriege, die seinem Drang nach Objektivität und allseitiger Gerechtigkeit hohe Ehre macht. Nach ihm sind sämtliche Großmächte für die Hauptursachen verantwortlich: die allen gemeinsame Machtgier und Eifersucht und die Anarchie in den zwischenstaatlichen Beziehungen, welche eine unverfälschte gegenseitige Furcht und gegenseitiges Mißtrauen erzeugten. Ihre Folgen waren auf allen Seiten neue Rüstungen und damit erhöhte Furcht und vermehrtes Mißtrauen. Deutschland konnte auf Grund seines Wachstums der Aufteilung der Welt nicht gleichgültig zusehen: »es mußte sprechen, und es mußte mit lauter Stimme sprechen, wenn es gehört sein wollte. Der Hader zwischen Frankreich und Deutschland um die Kontrolle Marokkos, der Hader zwischen Rußland und Österreich um die Kontrolle des Balkans, der Hader zwischen Deutschland und den anderen Mächten um die Kontrolle der Türkei — das waren die Kriegsursachen.« Dickinson schöpft vor allem aus belgischen und französischen Quellen. Er glaubt an einen Präventivkrieg Deutschlands, weil die russischen und französischen Rüstungen 1917 ihren Höhepunkt erreicht hätten; aber selbst Karl Kautsky ist nach Prüfung der Akten zu der Überzeugung gekommen, daß diese Auffassung nicht haltbar ist. Dickinsons Anschauungen gehen aus seinem Briefe an mich vom 17. März 1920 deutlich hervor:

... Sie fragen, ob ich angesichts der seither erschienenen Veröffentlichungen noch die in dem Buche eingenommene Stellungnahme aufrechterhalte. Das tue ich.

In bezug auf die Krise, die mit dem Mord in Serajewo begann und mit dem deutschen Ultimatum an Frankreich und Rußland endete, ist es jetzt klarer denn je, daß es die österreichische — und wie wir nun wissen, durch den persönlichen Einfluß des Kaisers gestützte — Rücksichtslosigkeit war, die unmittelbar für den Ausbruch des Krieges verantwortlich ist; einen Ausbruch, den, soviel wir sehen können, die britische, französische und russische Politik zu verhindern sich bemühte. Aber ich glaube noch, und sogar mehr denn je, daß es die ganze Moral des Krieges verfehlen heißt, wenn man die Erörterung über die Verantwortung am Krieg auf diese letzte Krise konzentriert und die diplomatische Geschichte der Vorjahre außer acht läßt. Meines Erachtens wird es immer Kriege geben, solange alle Staaten die Erhaltung und Ausdehnung ihres Gebiets und ihrer Macht zum Hauptobjekt ihrer Politik machen. Die Aufgabe dieses Zieles und ihre Ersetzung durch eine überlegte und planmäßige Zusammenarbeit unter der Führung eines alle umfassenden Völkerbundes ist der einzige mir sichtbare Weg zur Rettung Europas und der Menschheit. Ich möchte noch hinzufügen, daß, während ich mit dem allgemeinen Urteilsspruch übereinstimme, der die österreichische und die deutsche Politik mit der Hauptverantwortung für den Kriegsausbruch in der letzten Minute belastet, ich es ungerecht und lächerlich finde, diese Verantwortung dem ganzen deutschen Volk aufzuerlegen. Die Masse der Menschen in allen Ländern ist das passive Opfer und nicht der Mitschuldige der eigenen Regierung, soweit die auswärtigen Angelegenheiten in Betracht kommen. Und ohne die Schuld gewisser Parteien und Einzelpersonen in Deutschland, die den Geist und die Ethik des Krieges und der Eroberung verstärkten, zu leugnen oder abzuschwächen, spreche ich die deutsche Nation von jedem Anteil an dieser Schuld frei, wie es, glaube ich, jeder ehrliche und gutunterrichtete Mann tun muß. Ich bin mit Ihnen einverstanden, daß, um die ganze Frage der Verantwortung für den Krieg in maßgebender Weise zu entscheiden, bei weitem die beste Körperschaft eine unparteiische Kommission wäre, zusammengesetzt aus den Angehörigen der im Krieg neutral gebliebenen Staaten und mit der Machtbefugnis, die Dokumente aller Kriegführenden einzusehen. Und ich bedaure, daß die verbündeten Regierungen das deutsche Ansuchen für solch eine internationale Untersuchung verweigert haben.

Man sieht, daß in bezug auf die Haltung Rußlands Dickinson anderer Meinung ist als Morel und Russell. Der Grund dürfte darin liegen, daß Dickinson irrtümlicherweise die russischen und österreichischen Einberufungen während der Krise von 1912/13 als gleichbedeutend auffaßt mit den Mobilmachungen im Sommer 1914. Wir haben das Zeugnis des russischen Generals Gurko, daß »die russische Mobilmachung für Deutschland die Notwendigkeit bedeutete, den Krieg zu erklären, ohne einen einzigen Tag zu verlieren« (aus der 1919 in Skandinavien veröffentlichten Schrift »Leben und leben lassen«). Auch Earl Loreburn bezeichnet in seinem Buche »How the War came« (»Wie der Krieg kam«, London 1919, Methuen & Co.) die russische allgemeine Mobilmachung »als die direkte Ursache des Kriegsausbruchs«, und erst kürzlich schrieb der Birminghamer Universitätsprofessor Raymond Beazley im Septemberheft von »Foreign Affairs«, daß sich, neben Deutschland, »Rußland und Österreich reichlich, vielleicht hauptsächlich, in die Kriegsschuld teilen müssen«.

Hervorzuheben ist noch, daß Dickinson bei Allen & Unwin 1919 ein sehr nützliches Sammel- und Nachschlagewerk veröffentlicht hat, die »Dokumente und Erklärungen bezüglich der Friedensvorschläge und Kriegsziele, Dezember 1916 bis November 1918«, mit einer das Material bearbeitenden Einleitung, in der Dickinson zu der Ansicht kommt, daß es nicht die Mittelmächte waren, die den Krieg in so unsinniger Weise verlängert haben.

Als viertem Engländer sei Robert Dell das Wort gegeben. Er ist Mitglied der englischen Unabhängigen Arbeiterpartei und der französischen Sozialistenpartei; Frankreich betrachtet er als sein zweites Vaterland, denn er lebte dort von 1906 bis zum Mai 1918, bis er von Clémenceau ausgewiesen wurde, weil er im »Manchester Guardian«, dessen langjähriger Pariser Korrespondent er war, später bestätigte Enthüllungen über die von Österreich im Frühjahr 1917 eingeleiteten Friedensverhandlungen veröffentlicht hatte. Dell schrieb kein Buch über die Kriegsursachen, aber sein Aufsatz über Iswolski, der nach dessen Tode im Sommer 1919 in der Londoner »Nation« unter der Überschrift »Der große Verbrecher« erschien, ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges. Es heißt hier: »Im Jahre 1912 besuchte Poincaré Petersburg, und der Krieg datiert tatsächlich von diesem Besuch. Poincaré war gewählt worden, um eine starke Politik zu befolgen. Aber Iswolski war der wirkliche Drahtzieher.« Er hatte es verstanden, Frankreich an den Wagen des Zarismus zu ketten, und zwar in einem solchen Maße, daß der nur allzu willfährige Poincaré die bewaffnete Hilfe Frankreichs versprach, falls sich Deutschland in einen Konflikt Rußlands mit Österreich einmische, auch wenn Rußland den Tanz eröffnen würde; »mit anderen Worten, er (Poincaré) gab Rußland freie Hand. Das ist die Ansicht, die mir Jaurès noch eine Viertelstunde vor seinem Tode ausdrückte«. Wie sehr Jaurès recht hatte, geht aus M. Pokrowskis Büchlein »Drei Konferenzen« (Berlin 1920, Red. Russische Korrespondenz) und dem schon erwähnten Werke B. v. Sieberts unwiderlegbar hervor.

Über die Schuld am Kriege im allgemeinen schrieb mir Herr Dell am 16. Mai 1920:

Meine Meinung ist, daß keine Nation, daß aber alle Regierungen in schwerem Maße verantwortlich sind. Es ist sehr schwierig, den Grad der Verantwortung abzumessen, doch sehe ich keinen Grund für den Glauben, daß die deutsche Regierung mehr als die anderen verantwortlich war. Die Grundursachen des Krieges waren, wie immer, hauptsächlich wirtschaftlicher Art, und Schutz (Sicherung) war nach meiner Ansicht eine der wichtigsten. Ich habe keinen Zweifel an dem Glauben der deutschen Regierung, daß die Entente Deutschland früher oder später angreifen würde und daß der Krieg von der deutschen Seite »vorbeugend« war, was ihn durchaus nicht rechtfertigt. Und ich bin sicher, daß Rußland beabsichtigte, Österreich bei der ersten günstigen Gelegenheit anzugreifen.

* * *

Als der Krieg ausbrach und Morel mit anderen empört erkannte, daß die Kabinettsmitglieder Asquith, Grey und Lord Haldane hinter dem Rücken ihrer Kollegen, des Parlaments und der Nation »Ehrenverpflichtungen« gegen Frankreich eingegangen waren, obgleich man solche stets abgeleugnet hatte,[2] gründete er mit Norman Angell, Ramsay Macdonald, Artur Ponsonby und Charles Trevelyan, der aus dem Ministerium ausgetreten war, die »Union für demokratische Kontrolle«. Um ihre Monatsschrift »Foreign Affairs« (Auswärtige Angelegenheiten, die englische Ausgabe ist durch H. R. Engelmann, Berlin, zum Jahrespreis von 15 Mark zu beziehen) sammeln sich nun diejenigen Briten, die den Kampf gegen »die geschichtliche

[2] Siehe darüber die Kapitel »Der Verrat an der englischen Nation« in Morels »Truth and the War« und die glänzende Bestätigung seiner Darlegung in Earl Loreburns Buch »How the War came«.

Lüge von Deutschlands alleiniger Verantwortung für den Krieg« (Morel) aufgenommen haben, weil sie erkennen, daß ohne eine Revision des Versailler Urteils ein friedlicher Wiederaufbau Europas nicht möglich ist. Die »Foreign Affairs« bringen fast in jedem Heft wertvolle Beiträge zur Schuldfrage, auch von Franzosen, Amerikanern, Deutschen usw. In Frankreich, Italien, Ungarn und Deutschösterreich haben sich zum Teil schon sehr starke Verbände, meist aus Sozialisten und Pazifisten bestehend, gebildet, die mit der »Union für demokratische Kontrolle« in Arbeitsgemeinschaft getreten sind. Es liegt auf der Hand, daß diese Zusammenarbeit weit mehr Nutzen verspricht als das Vorgehen einzelner. In diesem Sinne ist der Schluß des eingangs zitierten Briefes von E. D. Morel zu verstehen, worin er schreibt:

Die Stunde ist dunkel; nicht nur für Deutschland, sondern für alle Menschen. Um so mehr Grund, daß Männer von Mut und Weitblick sich zusammenschließen und in Übereinstimmung und Uneigennützigkeit arbeiten sollten, um das Unrecht wieder gutzumachen, das begangen wurde und begangen wird, und um durch geduldige und mühselige Anstrengungen eine bessere Zukunft für die Menschheit vorzubereiten.

Übrigens sind es bloß die Schwachen, die verzweifeln. Die moralische Stärke einer Nation liegt in ihrer eigenen Seele; und wie mit einem Menschen, so mit einem Volk — oft führt Unglück zu den Sternen.

Die soziale Frage im römischen Altertum

Von Dr. W. Berg

(Schluß)

II

Die im vorigen Artikel geschilderte Wirtschaftsentwicklung wies deutlich darauf hin, daß es binnen kurzem auf der einen Seite nur noch eine Aristokratie von Großgrundbesitzern und Kapitalisten, auf der anderen besitzlose Proletarier geben werde, die Fluren Italiens nur noch von einer ungeheuren Sklavenmasse aus aller Herren Ländern bestellt werden und Rom nicht mehr die Kraft haben würde, auch nur ein mäßiges Bürgerheer aufzustellen. Wenn überhaupt versucht werden sollte, eine wehrhafte Bürgerschaft wiederherzustellen, so war es die allerhöchste Zeit dazu.

Den hohen Mut, einen solchen Versuch zu wagen und der mächtigen, selbstsüchtigen und engherzigen Nobilität den Fehdehandschuh vor die Füße zu schleudern, besaßen die beiden Gracchenbrüder. Zunächst entschloß sich Tiberius, der ältere der beiden Brüder, dem Glanze, der ihm aus den Reihen seiner Standesgenossen winkte, zu entsagen und die Sache der Enterbten zu seiner eigenen zu machen. Er war der Schwager des Szipio Amilianus und der Sohn eines hochangesehenen und erfolgreichen Staatsmannes, der stets für die römische Bauernschaft gegen die hauptstädtischen Kapitalisten eingetreten war. Tiberius plante, in seines Vaters Fußtapfen zu treten und dessen Werk zu erweitern. Man irrt aber, wenn man in ihm einen wilden Reformer sieht, der nur die stets begehrliche Masse auf Staatskosten auszustatten trachtete. Er war im Gegenteil in seinen Reformen durchaus konservativ. Was er wollte, war die Wiederherstellung der römischen Wehrkraft und als Mittel dazu die Neuherstellung eines lebenskräftigen Bauernstandes. Als Volkstribun des Jahres 133 (vor Christus) beantragte er daher

die Durchführung des sogenannten sextisch-liciniſchen Ackergeſetzes: niemand ſolle mehr als 500 Morgen des Ager publicus in Beſitz nehmen dürfen; außerdem ſolle noch für zwei Söhne der Beſitz von je 250 Morgen zugelaſſen werden; alles übrige Staatsland aber ſolle als unverkäuflicher Beſitz in Anteilen von 30 Morgen durch eine jährlich zu wählende Dreimännerkommiſſion an beſitzloſe Bürger gegen eine geringe Jahresabgabe verteilt werden. Die Kommiſſion habe zunächſt feſtzuſtellen, welcher Teil der Staatsländereien im Laufe der Zeiten zum Ager privatus geworden ſei.

Man konnte den Antrag nach geltendem Recht nicht anfechten, der Staat durfte die Herausgabe des in Beſitz genommenen Staatslandes verlangen, tatſächlich aber ſtellten ſich der Forderung erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, denn die Großkapitaliſten hatten ſeit Jahrhunderten mit den von ihnen kultivierten Teilen des Ager publicus völlig wie mit privatem Eigentum geſchaltet und gewaltet; ſie hatten es vererbt oder im ganzen und in Parzellen verkauft. Die unausbleibliche Folge der Durchführung des gracchiſchen Vorſchlags würde ſomit eine gänzliche Umwälzung der Vermögensverhältniſſe geweſen ſein, denn ein großer Teil der Latifundienbeſitzer mit ihrem ererbten Reichtum würden plötzlich den größten Teil ihrer Güter verloren haben; auf der anderen Seite freilich würden viele Tauſende bisher Beſitzloſer zu einigermaßen wohlhabenden Erbpächtern geworden ſein. Es war daher kein Wunder, daß die herrſchende Nobilität gegenüber dieſer ſchweren Bedrohung ihres ſeit Jahrhunderten vererbten Beſitzes alle Mittel des Widerſtandes anwendete. Aber die bürgerliche Bevölkerung aus ganz Italien war in Maſſen in Rom zuſammengeſtrömt, feſt entſchloſſen, den gracchiſchen Antrag zum Geſetz zu erheben. Die Nobilität mußte erwarten, daß die überwiegende Mehrheit der Stimmen in der Volksverſammlung ſich für den Antrag entſcheiden werde. Und ſo kam es auch. Aber einer der Volkstribunen — es war der kapitaliſtiſch geſinnte Gajus Antonius — legte ſein Veto ein, wozu er allerdings verfaſſungsmäßig berechtigt war. Da das Veto eines Tribunen als unumſtößlich galt, war der Antrag gefallen. Indeſſen konnte es doch nicht zuläſſig, nicht im Geiſte der Verfaſſung liegend erſcheinen, daß ein einzelner Beamter, und nun gar ein ſolcher, dem von Amts wegen oblag, für die Volksrechte einzutreten, ſich dem mit erdrückender Stimmenmehrheit bekundeten Volkswillen widerſetzte und die heilſame Reform vereitelte. Man berief daher eine zweite Verſammlung. Als aber Antonius trotz aller Bitten auch hier bei ſeinem Veto verharrte, ſtellte Tiberius Gracchus den ungeſetzlichen Antrag auf Abſetzung des Antonius. Die Komitien ſprachen die Abſetzung aus. Das Ackergeſetz wurde angenommen und eine Dreimännerkommiſſion eingeſetzt, die ſofort an die Ausführung des Geſetzes ging.

Was Tiberius gewollt hatte, ſchien erreicht zu ſein. Die italiſchen Bauern, des erreichten Erfolges froh, zogen zu ihren nahe bevorſtehenden Erntearbeiten nach Hauſe. Aber Tiberius erkannte, daß er nun den Folgen ſeines revolutionären Vorgehens ins Geſicht zu ſehen habe. Sein Antrag war Geſetz geworden, aber er ſelbſt dem Untergang verfallen, wenn er nicht ſeine Wiederwahl zum Tribunen Jahr für Jahr durchſetzen und ſich in ſeiner Machtſtellung behaupten konnte. Als Beamter durfte er, ſolange ſeine Amtszeit dauerte, nicht vor Gericht und zur Verantwortung gezogen werden. Wollte er aber die fortgeſetzte Wiederwahl erreichen, ſo ſah er ſich erſt

recht auf den Weg der Revolution gedrängt. Die Landbevölkerung konnte die Regierung nicht selbst ausüben und ihn in seiner Stellung erhalten. So sah er sich denn gezwungen, eine Stütze im Proletariat der Hauptstadt zu suchen und die Masse zu organisieren. Dieser Umstand führte sein Verderben herbei. Als er sich gegen das Herkommen im Sommer 133 für das folgende Jahr aufs neue um das Tribunat bewarb, sprengten die Kapitalisten das Gerücht aus, Tiberius strebe nach der Königsherrschaft. Fast der gesamte Senat, geführt von Scipio Nasica, zog in die Wahlversammlung und knüttelte dort unter Berufung auf den alten Freiheitsschwur der Vorfahren beim Sturze des Tarquinius, niemals einen Alleinherrscher über sich zu dulden, den Tiberius Gracchus mit 300 seiner Parteigänger zu Tode.

Allerdings konnte die gracchische Erhebung als ein Versuch angesehen werden, die absolute Herrschaft eines Volksführers an Stelle der verfassungsmäßigen Staatsordnung herbeizuführen. Aber es ging auch in diesem Falle, wie es immer geht: man hatte nur einen Märtyrer geschaffen. Den Reformgedanken vermochte die selbstsüchtige Optimatenpartei keineswegs zu ersticken. Die Gesetze für das Wohl des bäuerlichen Mittelstandes blieben zunächst in Kraft, und die Agrarkommission setzte trotz aller gegnerischen Umtriebe ihre Tätigkeit fort. Sie führte viele sehr verwickelte Prozesse und begann auch, Bauern auf dem eingezogenen Weideland anzusiedeln.

Über eine Schwierigkeit jedoch kam sie nicht hinweg. Es wurde schon oben bemerkt, daß große Teile des Staatslandes von Bürgern latinischer Kolonien und bundesgenössischen Gemeinden besetzt worden waren. Nun erhob sich die Frage, ob man das für die römische Gemeinde geschaffene Ackergesetz auch für diese durchaus autonomen und durch beschworene Verträge geschützten Staatsgebilde gelten lassen dürfe. Wenn es auch vielleicht möglich gewesen wäre, nach dem Buchstaben des Rechts diese Frage zu bejahen, so wäre eine solche Entscheidung in jedem Falle ganz gegen die Billigkeit gewesen, zumal diese Gemeinden ohnehin schon durch die römischen Anforderungen schwer belastet waren. Sie erhoben denn auch energischen Protest, und die Senatspartei unter der Führung des Scipio Amilianus trat für sie ein, weil sie nur zu genau wußte, daß man im Reiche auf die Wehrkraft der Bundesgenossen gar nicht verzichten konnte. Scipio Amilianus erreichte im Jahre 129 vor Christus, daß der Dreimännerkommission die richterliche Befugnis genommen wurde, und war auch bestrebt, gegen die Maßnahmen des Tiberius Gracchus scharf vorzugehen. Das brachte ihm den Dolchstoß des Mörders ein. Aber mit der Ackerverteilung war es zu Ende, und der Kommission, die ihr Dasein noch etwa zehn Jahre fristete, war eine ernstliche Wirksamkeit nicht mehr möglich.

Inzwischen hatte der um neun Jahre jüngere Bruder des Tiberius, Gajus Gracchus, das gesetzliche Alter für das Tribunat erreicht. Er war eine dämonische Natur, von verzehrender Leidenschaft. An Feuer der Tatkraft, an staatsmännischer Begabung, vor allem aber an hinreißender Rednergabe, mit der er die Massen geradezu in einem Zauberbann hielt, war er dem älteren Bruder noch überlegen. Während ferner das Ziel des Tiberius rein wirtschaftlichen Charakter getragen hatte, ging das des Gajus Gracchus über die nur materielle Besserstellung des bäuerlichen Mittelstandes hinaus. Er hatte schon lange in den Reihen der demokratischen Partei mitgekämpft, hatte sich aber, belehrt durch seines Bruders tragisches

Schicksal, für den umgekehrten Weg entschieden und sich zunächst das politische Ziel gesteckt, nach Beseitigung des aristokratischen Regiments eine wirkliche Demokratie zu begründen. Wenn erst an Stelle der Senatsherrschaft die Regierung des alljährlich wiedergewählten Tribunen getreten sei, meinte er, könne die Frage der Bundesgenossen und die agrarische Frage gelöst werden. Daneben sollte eine weitgreifende, überseeische Kolonisation eingerichtet werden, wobei er zunächst an den Wiederaufbau Karthagos und Korinths dachte. Nachdem er für das Jahr 123 zum Volkstribun gewählt war, trat er in diesem wie auch nach erfolgter Wiederwahl im folgenden Jahre nach und nach mit einer Reihe von Reformanträgen hervor.

Die Folge der fortschreitenden Proletarisierung der Kleinbauern war bekanntlich gewesen, daß sie sich in gewaltigen Massen in Rom einfanden, dort alsbald völlig verkamen und sich jedem anboten, der ihnen etwas bieten konnte. Es war klar, daß man in kurzer Zeit daran denken mußte, diese Massen auf Staatskosten zu ernähren. Um das Volk für sich zu gewinnen, brachte Gajus Gracchus zunächst ein Getreidegesetz durch, demzufolge jeder arme Bürger Roms allmonatlich eine gewisse Getreidemenge für einen ganz unbedeutenden Preis aus den öffentlichen Magazinen erhalten sollte. Solche verbilligten Abgaben an Getreide waren allerdings schon früher in Zeiten einer Teuerung vorgekommen, auch hatten Privatleute aus politischem Ehrgeiz Brot, Fleisch und andere Spenden gelegentlich verteilen lassen. Beides aber war bisher als Almosen und Ausnahmefall betrachtet worden. Nun aber waren diese Getreidespenden Grundsatz und damit ein Recht der Unbemittelten geworden.[1] Dann folgte das Gesetz über die Kolonien, wodurch die Zahl der unabhängigen Bauern erhöht werden sollte. Danach sollten weite Strecken Staatsland, so die Gebiete von Kapua und Tarent, armen Bürgern zur Kolonisation zugewiesen werden; auch im Gebiet von Karthago sollte eine Bürgerkolonie Junonia angelegt werden. Der dann folgende Gesetzantrag über das den italischen Bundesgenossen zu gebende Bürgerrecht aber, den er im Jahre 122 stellte, wurde die Veranlassung seines Sturzes. Sein Gerechtigkeitsgefühl hatte ihm diesen Antrag eingegeben, aber gerade seine Stütze, eben das Volk von Rom, wollte von einer Teilung seiner Rechte mit den Bundesgenossen nichts wissen. Diesen Konflikt wußte der Senat klug zu benutzen. Der Volkstribun Markus Livius Drusus mußte seinen Amtsgenossen Gajus Gracchus durch Anträge, die in noch höherem Grade volksfreundlich schienen, keineswegs aber ernst gemeint waren, überbieten, um die Kluft zwischen Gajus und dem Volke von Rom noch zu verbreitern. Überdies war Gajus damals zur Einrichtung von Junonia längere Zeit von Rom abwesend, konnte also den hinterlistigen Umtrieben nicht persönlich entgegentreten. Als er dann nach Rom zurückgekehrt war, mußte er zunächst den Mißerfolg erleben, daß der Antrag über die Verleihung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen zu Falle kam. Er hatte das Vertrauen des Volkes verloren. Als er sich 121 wieder zur Wahl stellte, wurde er nicht wiedergewählt.

[1] Cicero sagt über das gracchische Getreidegesetz kurz und knapp: »Gajus Gracchus beantragte ein Getreidegesetz — erfreulich für das Volk von Rom. Denn der Lebensunterhalt wurde reichlich, ohne Anstrengung geboten. Die Gutgesinnten aber lehnten sich dagegen auf, weil sie meinten, das Volk werde von der Tätigkeit ab- und zum Müßiggang hingeleitet, und die Staatskasse werde geleert.«

Einer der ersten von gegnerischer Seite eingebrachten Anträge des Jahres 121 verlangte unter nichtigen Vorwänden die Aufhebung der Kolonie Junonia. Da es in der Volksversammlung aus diesem Anlaß zu stürmischen Auftritten kam, übertrug der Senat dem Konsul Lucius Opimius diktatorische Gewalt. Als Gajus Gracchus sein Werk durch einen Aufstand zu retten suchte, wurde sein Anhang mit Gewalt gesprengt. Er selbst ließ sich in der Überzeugung von der Unmöglichkeit eines Fluchtversuchs von einem treuen Sklaven den Tod geben.

Er hatte sein Schicksal längst vorausgesehen. Wenn er aber nun einmal sein Ziel ebensowenig wie Tiberius das seinige erreichen konnte, so wollte er wenigstens seine Rache an den verhaßten Gegnern haben. Und diese Rache hat er in der Tat gehabt. Seine Gesetze nannte er »Messer und Dolche«, an denen die Nobilität verbluten sollte, und diese Prophezeiung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Die römische Aristokratie und mit ihr die Republik ist durch die politische Tätigkeit des Gajus Gracchus im Kampfe zwischen Senat und Ritterschaft zugrunde gegangen. Mit dem Tode des Gajus Gracchus war der letzte Kampf der freien Arbeit und Siedlung gegen die unfreie zu Ende. Die unfreie Arbeit hatte den Sieg davongetragen, und die alten Grundlagen der Staatsordnung waren beseitigt. In der nächsten Zeit schon wurde die agrarische Kommission aufgehoben; dann wurde der durch Tiberius verbotene Verkauf der angewiesenen Güter aufs neue erlaubt; zuletzt wurden alle Staatsländereien, die sich in privater Hand befanden, zum freien Eigentum erklärt und die darauf ruhenden Abgaben an den Staat abgeschafft. Die Frage des Ager publicus gab es fortan nicht mehr. Mit der alten Herrlichkeit der römischen Republik ging es nun aber unweigerlich zu Ende. Das Volk war nicht mehr fähig, den Bauernstand zu erhalten und zu kräftigen. In den wenige Jahre später ausbrechenden Kriegen in Afrika gegen Jugurtha und im Norden gegen die Zimbern und Teutonen erlitten die Römerheere eine Niederlage nach der andern.

Die Existenz der römischen Herrschaft stand in Frage. Sie war mit der althergebrachten Heerordnung nicht mehr zu halten; die freie, grundbesitzende Bürgerschaft vermochte das Imperium nicht mehr zu schützen. Darum führte Marius im Jahre 107 ein anderes System ein. Er warb seine Truppen aus dem besitzlosen Proletariat an. Von nun an wurde das Heer zur Versorgungsanstalt der Besitzlosen, und damit war die Grundlage des Cäsarismus geschaffen. Unter den Händen des Marius wurde das neue Heer zwar zu der Waffe, mit der er die Feinde niederwerfen konnte, zugleich aber war es zu einem Werkzeug geworden, das dem Staate seine Beherrscher geben sollte. Die innere Krisis aber hatte sich in furchtbarer Weise verschärft. Denn in der Agrarfrage der kommenden Zeit bestand nicht mehr das gracchische Ziel, Bauern zu schaffen, um Soldaten ausheben zu können, sondern es galt fortan, Land zur Verteilung an die Veteranen zu beschaffen. In den Bürgerkriegen nach Cäsars Ermordung erreichte die Not ihren Gipfel. Italien verödete. Aus 18 blühenden Städten vertrieb man mit schonungsloser Härte die Bevölkerung, um ihre Besitzungen an die Truppen zu verteilen, und doch reichte das so gewonnene Land zur Erfüllung der gegebenen Versprechungen und zur Befriedigung der Ansprüche nicht entfernt hin.

Die Hauptaufgabe blieb die Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse der verarmten großstädtischen Masse, damit die Ruhe aufrechterhalten werden

konnte. Daher konnte die Sozialpolitik dieses Zeitabschnitts nur auf die von Gajus Gracchus eingeführten und mit der Zeit immer umfangreicher gewordenen Getreidespenden gerichtet sein. Schon zur Zeit Cäsars erhielten 320 000 Menschen Korn. Da unter dieser gewaltigen Menge zweifellos viele waren, die solche Spenden zu unrecht bezogen, setzte Cäsar die Zahl der Kornempfänger auf 150 000 herab und versuchte auch durch Koloniegründungen eine Entlastung des Staates herbeizuführen, womit er allerdings wenig Glück hatte. Nach seinem Tode aber beachtete man seine Bestimmung nicht mehr, und die Zahl derer, die auf Staatskosten verpflegt wurden, stieg bald wieder auf 200 000. Unter Augustus wurde es nicht besser. Nach Suetons Angabe hatte er zwar die Schäden, die mit der Einrichtung der staatlichen Getreidespenden verbunden waren, eingesehen; er wußte wohl, daß die Staatskasse dadurch ungeheuer belastet wurde, daß die italische Landwirtschaft auf das schwerste geschädigt wurde und daß die öffentliche Moral immer tiefer sank. Wenn er aber trotz dieser Einsicht keine Abhilfe schuf, so ist das aus der politischen Erwägung zu erklären, daß der Hunger die hauptsächliche Ursache der Revolution ist.

In der späteren Kaiserzeit glitt man auf der schiefen Bahn immer mehr dem Untergang zu. Seit Kaiser Aurelian (270 bis 275 nach Christus) wurde nicht mehr Korn, sondern Brot verteilt, und man verband damit Spenden von Wein, Salz und Öl, zuletzt auch noch an Fleisch, Kleidern und Geld — das alles aus Angst vor Unruhen. Bezeichnend ist die Mitteilung, die der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, der Fortsetzer des Tacitus, in seinen »Resgestae« macht, daß nicht nur bei einem eintretenden Mangel an Lebensmitteln, sondern schon dann, wenn die Weinspende einmal ausblieb, gefährliche Straßenunruhen stattfanden.

Charakteristisch für alle sozialen Kämpfe in Rom wie im antiken Kulturleben überhaupt ist es, daß es sich bei ihnen niemals um die Zertrümmerung der einmal bestehenden Gesellschaftsordnung handelte und, wie wir weiter unten sehen werden, auch niemals handeln konnte. Zu keiner Zeit ist man darauf ausgegangen, das Privateigentum in Stadt und Land und die Sklaverei zu beseitigen. Man sah diese Einrichtungen vielmehr als selbstverständlich an, als »gottgewollt«, wie man heute sagt. Das, was man in den Kämpfen unserer Zeit sozialistische oder kommunistische Parteien nennt, hat das Altertum nie gekannt, weil die Voraussetzung dafür, nämlich die fabrikmäßige Zusammenarbeit vieler einzelner Personen in einer Betriebsstätte, fehlte.

Der Gedanke einer kommunistisch geordneten Gütererzeugung ist in Zeiten entstanden, die bereits eine solche fabrikmäßige Zusammenarbeit vieler, also einen technischen Kollektivismus kannte. Nur auf diesem Boden überhaupt konnte der Gedanke sich gestalten, daß der Gewinnanteil der einzelnen Arbeiter durch das Mittel der Beseitigung des den Kapitalisten zufallenden Gewinns wesentlich gesteigert werden könne. Fabrikgroßbetriebe finden sich aber in der antiken Industrie nicht oder doch nur erst in Ansätzen; überall vielmehr herrschte der Kleinbetrieb. In der italischen Landwirtschaft sahen wir allerdings die Entwicklung zum Großbetrieb sich vollziehen. Trotzdem aber konnte von sozialistischen oder kommunistischen Bewegungen auch hier nicht die Rede sein, weil diese Latifundienwirtschaft fast lediglich Sklaven beschäftigte, die aus allen Gegenden der alten Welt zusammen-

gewürfelt waren und nicht den geringsten Anteil am politischen Leben hatten. Wohl haben sie zuweilen in gefährlichen Aufständen und Kriegen ihre Ketten abzuschütteln versucht, niemals aber unter einem eigenen Programm eine selbständige Partei gebildet.

Im Altertum, wo, wie gesagt, in Handel, Handwerk und Landwirtschaft der *Kleinbetrieb* herrschte, konnte das Streben des freien Mannes nur auf Erwerbung der wirtschaftlichen Selbständigkeit gerichtet sein, mithin auf das gerade Gegenteil dessen, was der Kommunismus will. Daß im Kampfe um dieses Ziel an die Staatsgewalt appelliert wurde, um den in seiner Existenz bedrohten Stand der freien Bürger zu schützen oder um Besitzlose oder besitzlos Gewordene selbständig zu machen, ist nur natürlich. Nur aus diesem sozialpolitischen Prinzip heraus lassen sich die Koloniegründungen der römisch-latinischen Bauernbevölkerung in Mittelitalien und die agrarischen Reformbestrebungen der beiden Gracchen verstehen. Auch das besonders in der nachgracchischen Zeit immer gewaltiger anschwellende Proletariat der Hauptstadt rief nach dem Vorbild der Nobilität und des Mittelstandes selbstverständlich nach der Staatshilfe. Aber das geschah nicht in der Absicht, einen kommunistischen Staat zu errichten, von dem sich die Masse ohnehin keine klare Vorstellung zu bilden vermocht hätte, sondern nur, um ganz naheliegende Wünsche zu befriedigen. Der Staat stellte ja die Existenz des Proletariats durch seine Spenden sicher, wenn auch diese Existenz bei der gewaltigen Masse der zu Verpflegenden im allgemeinen nur dürftig sein konnte, ja er gewährte der Masse auch noch in reichlichem Maße Unterhaltung. Zwar wurde durch die Fütterung aus der Staatskrippe die Begehrlichkeit der Masse nach immer größeren Spenden nicht beseitigt, aber das Proletariat dachte gar nicht an einen kommunistischen Zukunftsstaat, sondern war im Gegenteil mit dem Staatswesen, wie es einmal bestand, ganz zufrieden, weil man darin die Reichen und die Staatskasse gehörig anzapfen konnte.

Allerdings hat es im Altertum einen theoretischen Kommunismus gegeben. Der aber gehörte nur der Gedankenwelt an und war ausschließlich das Erzeugnis einer geistigen Bewegung, welche sich bemühte, die Einrichtungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens kritisch zu untersuchen und durch eine vernünftige systematische Analyse zu einer positiven Anschauung des wahren, erstrebenswerten Staatswesens zu kommen. Dieser theoretische Kommunismus, wie er besonders in Platos aristokratischem Idealstaat und in Zenos idealistischem Anarchismus Gestaltung fand, gehört aber allein der griechischen Welt an. Bei den Römern findet sich davon keine Spur. Die Unzufriedenheit mit den in Staat und Gesellschaft bestehenden Zuständen verdichtete sich in Rom stets zu praktischen Besserungsvorschlägen.

Literarische Rundschau

Eduard Bernstein, **Wie eine Revolution zugrunde ging.** Schilderung und Nutzanwendung. Stuttgart 1921, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 70 Seiten. Preis kartoniert M. 7.50.

— **Die deutsche Revolution, ihr Ursprung, ihr Verlauf und ihr Werk.** 1. Band: Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik.

Berlin-Fichtenau 1921, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H. 198 Seiten. Preis geheftet 15 Mark, gebunden 20 Mark.

Die erstgenannte Schrift Bernsteins ist nicht, wie vielleicht mancher Leser nach einem flüchtigen Blick auf ihr Titelblatt annehmen könnte, eine Schilderung des bisherigen Verlaufs der deutschen Novemberrevolution und der von den revolutionären Parteien begangenen Fehler, sondern der Wiederabdruck einer bereits 1896 geschriebenen Abhandlung über die französische Revolution von 1848/49, ergänzt durch einige kleine Zusätze und eine längere »Nutzanwendung für die Gegenwart«, die übrigens ebenfalls zu einem großen Teil nur einen Auszug eines Bernsteinschen Aufsatzes in dem vor Jahresfrist im Bongschen Verlag erschienenen großen Sammelwerk »Die Befreiung der Menschheit« darstellt. Dennoch verdient die jetzige Veröffentlichung alle Anerkennung; denn die Kritik, die Bernstein an dem Verhalten der radikalen Parteien der Februarrevolution übt, trifft zu einem wesentlichen Teil auch unsere heutige radikal-revolutionäre Bewegung. Handelt es sich auch vielfach in der französischen Revolution jener Zeit um weit weniger scharfe Klassengegensätze und um andere Ziele als heute, so finden wir doch, daß damals manche gleichartigen Probleme, gleiche falsche Auffassungen und unbegründete Illusionen aus der Bewegung auftauchten und zu gefährlichen Rückschlägen führten. Die revolutionären Illusionen von heute haben aber ihre stärkste Stütze in denen der großen Französischen und der Pariser Februarrevolution mit ihrer falschen Revolutionsromantik und Legendenbildung. Wer demnach diese Legendenbildung zerstören hilft, an die Stelle unrichtiger Überlieferungen die nüchterne Erkenntnis der wirklichen Zusammenhänge setzt und die politischen Fehler der Linksparteien nachweist, an denen ihre Bestrebungen scheitern mußten, leistet der heutigen revolutionären Bewegung den größten Dienst.

Bernsteins Kritik ist leider nur allzu berechtigt. Den Hauptfehler findet er in dem naiven Glauben der radikalen Führer wie ihrer Gefolgschaft an das Allmachtsvermögen der Revolutionsgewalt oder, wie er sich ausdrückt, an die »unbegrenzte Schöpferkraft des revolutionären Wollens«, die meist — die Schriften der Lenin, Radek, Sinowjew, Bucharin usw. beweisen das aufs neue — mit einer völligen Verkennung der historisch gegebenen gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen zusammenhängt.

Auf die einzelnen Ausführungen Bernsteins kann hier nicht eingegangen werden. Im ganzen muß ich seinen harten Urteilen zustimmen, womit nicht gesagt sein soll, daß ich jeden einzelnen Satz unterschreiben möchte. Das Treiben der demokratisch-republikanischen Klubs hat Bernstein meines Erachtens sogar noch zu wohlwollend beurteilt. Gewünscht habe ich beim Lesen nur, daß er einzelne die revolutionäre Ideologie und naive Argumentationsweise jener Tage besonders treffend kennzeichnende Auszüge aus Reden und Zeitungen abgedruckt und sie in Parallele zu heutigen Äußerungen radikaler Ideologen gestellt hätte, seine Schrift würde dadurch noch an Wirkung gewonnen haben.

Nicht das gleiche Lob verdient nach meiner Ansicht Bernsteins größere Schrift, sein Buch über die deutsche Revolution. Gewiß hat Bernstein den Stoff übersichtlich geordnet, reiches Material zusammengetragen und die Ereignisse nicht vom kleinlichen Parteistandpunkt, sondern von einem über das Gewoge erhabenen, einen weiteren Überblick gestattenden Standpunkt zu betrachten versucht. In dieser Hinsicht steht sein neues Werk entschieden über den meisten der bisher in unserer Partei erschienenen »Geschichten« der Revolution, die durchweg nur die Vorgänge innerhalb eines bestimmten Gebiets unter einem lokal begrenzten Gesichtswinkel beschreiben oder aber, soweit sie darüber hinausgreifen, der politischen Rechtfertigung des Verhaltens der eigenen Partei oder Parteigruppe dienen. Verglichen mit diesen Schriften, die ganz unberechtigt auf die Bezeichnung Geschichte Anspruch erheben und eigentlich nur als »Revolutionserzählungen« oder als »Revolutionsberichte« gelten können, stellt sich Bernsteins Werk als eine ihren Stoff nach den

Prinzipien moderner Geschichtschreibung behandelnde wirkliche Geschichte dar. Dennoch hat das Werk nach meiner Ansicht verschiedene Fehler. Erstens fehlt eine genügende sozialpsychologische Motivierung der revolutionären Handlungen, das heißt, Bernstein beschränkt sich zu sehr auf eine bloße Tatsachenerzählung; zweitens betrachtet er fast ausschließlich die Vorgänge in Berlin und Umgegend, die Darstellung der Revolution in den Einzelstaaten umfaßt nur 14 Seiten; drittens hat er zu der Umwälzung und den mit ihr verknüpften Parteikämpfen noch nicht die nötige geschichtliche Distanz gewonnen. Er fühlt sich noch zu sehr als Mitbeteiligter und Mitwirkender und betrachtet die einzelnen Vorgänge daher mehrfach mit kaum verhaltener Leidenschaftlichkeit unter einem bestimmten parteigenössischen Gesichtswinkel. Hinzu kommt, daß er in dem anerkennenswerten Bestreben, gerecht zu sein, eine gewisse Scheu zeigt, sich mit heutigen allgemein üblichen Anschauungen und Persönlichkeitswertungen, soweit es sich um hervorragende Arbeiterführer handelt, in Widerspruch zu setzen: eine Scheu, die ihn mehrfach von einer scharfen Charakterisierung solcher Persönlichkeiten abhält. Freilich sind das Fehler, die nicht nur Bernstein als Geschichtschreiber eigentümlich sind; immer wird ein Parteimann und Mitkämpfer unter dem starken Eindruck des Miterlebten stehen, besonders wenn erst ganz kurze Zeit seit den einzelnen Vorgängen verflossen und ihre weiteren Folgen noch nicht deutlich erkennbar sind. Andererseits bietet jedoch das Bernsteinsche Werk mehr als irgendeine andere mir bekannt gewordene Revolutionsgeschichte einen klaren Überblick über die Folgen der Ereignisse und zeigt in seiner Stoffbehandlung, daß hier ein Mann spricht, der viele politische Erfahrungen gesammelt und sich in die revolutionären Bewegungen früherer Zeiten gründlich vertieft hat.

Heinrich Cunow

Gustav Cassel, Das Geldproblem der Welt. München 1921, Drei-Masken-Verlag. 142 Seiten.

Die Schrift Professor Cassels umfaßt ein im vorigen Jahre für den Völkerbund ausgearbeitetes Memorandum (S. 9 bis 93) und eine Reihe kleinerer Aufsätze über das Geldproblem der Gegenwart. Der Verfasser ist den Ursachen der Geldentwertung nachgegangen, und seine Ergebnisse verdienen, weit über den Kreis der Finanzfachleute hinaus bekannt zu werden. Die Vermehrung der Zahlungsmittel bei gleichzeitiger Verminderung der Warenvorräte war der wichtigste Anlaß des Sinkens der Geldwerte und der Steigerung der Preise. Die Abnahme der verfügbaren Gütermenge war jedoch lange nicht so bedeutend wie die Vermehrung der Zahlungsmittel: »Ist die Warenmenge um einige zehn Prozent gesunken, so ist die Menge der Zahlungsmittel gewöhnlich um mindestens ebensoviele hundert Prozent angewachsen. Die Warenknappheit war somit als bestimmender Faktor für die Preissteigerung von weit geringerer Bedeutung, als man ihr gemeinhin beimißt.«

Die Geldinflation betraf nicht alle Volksschichten in gleicher Weise. Cassel sagt: »Die hohen Preise haben die breiten Schichten der Bevölkerung, deren Einkommen nicht in gleichem Verhältnis gestiegen ist, zu strengen Einschränkungen in ihrem Verbrauch gezwungen. Auf diese Weise wurden gewisse Mengen Güter frei und standen dem Staate zur Verfügung, der für das neue künstlich geschaffene Geld diese Waren kaufen konnte.«

Entschieden verworfen wird der Brauch, die Kaufkraft der Verbraucher ohne Rücksicht auf die vorhandenen Gütermengen künstlich hochzuhalten: wirtschaftlich zu niedrige Preise für gewisse Güter halten ihren Verbrauch »auf einem unwirtschaftlich hohen Niveau und verzögern die nötige Anpassung des Verbrauchs an das den vorhandenen Beständen entsprechende Maß. Zugleich lassen solche Preise eine größere Kaufkraft für andere Waren entstehen, als der Konsument bei einem natürlichen Gang der Dinge gehabt haben würde, und sie werden dadurch zu einem Faktor, der dazu beiträgt, das Niveau für die übrigen Preise zu erhöhen. Preissteigernd können neben dem Mißverhältnis zwischen dem Warenvorrat und der

Menge der Zahlungsmittel noch andere Umstände wirken, aber ihre Rolle ist doch nebensächlich; das gilt zum Beispiel, wenn man von hohen Rohmaterialienpreisen usw. spricht. (S. 29.)

Die Inflation wird verstärkt, wenn der Bankkredit sich über das Maß hinaus erstreckt, das durch neue, den Banken zur Verfügung gestellte Ersparnisse bestimmt wird. Die Banken werden zur Überschreitung dieses Maßes namentlich dann leicht veranlaßt, wenn von den Betriebsüberschüssen so viel weggesteuert wird, daß eine angemessene Zufuhr neuen Kapitals nicht möglich ist. Dann wird das Kreditbedürfnis der Unternehmungen gesteigert, und die Banken zögern, die an sie gestellten Ansprüche abzuweisen, so daß der Kredit willkürlich ausgedehnt wird. Durch einen zu niedrigen Zinsfuß wird das Gleichgewicht auf dem Kapitalmarkt gestört. Die nötige Begrenzung der Nachfrage nach Kapital kann nur erreicht werden durch ein entsprechendes Hinaufsetzen des Zinsfußes. Klar aufgezeigt wird in Cassels Schrift das Verhältnis zwischen den Wechselkursen der miteinander Handel treibenden Länder und der Kaufkraft ihrer Valuten. Solange die Kaufkraft in zwei Ländern unverändert bleibt, werden auch die gegenseitigen Wechselkurse sich nicht nennenswert ändern. Große Schwankungen treten erst ein, wenn in einem derselben die Inflation zunimmt und die Kaufkraft dementsprechend sinkt. Die Kaufkraftparitäten von heute unterscheiden sich völlig von denen, die vor dem Kriege galten und die ihre Bedeutung gänzlich verloren haben. An ihre Wiederherstellung ist nicht zu denken; es gilt vielmehr, den inneren Geldwert eines jeden Landes zu stabilisieren und diese Stabilisierung als ein gemeinsames Interesse aller Nationen zu begreifen. Dagegen ist von der Einführung einer Art internationalen Geldsystems keine Förderung des internationalen Handels zu erwarten. Cassel vertritt auch die Auffassung, daß es im Interesse aller Völker liegt, das Gold an neuem Steigen zu verhindern und zu diesem Zweck internationale Vereinbarungen zu treffen.

Das sind nur einige wenige Punkte, die in der hier angezeigten Schrift behandelt werden. Besonders hingewiesen seien die Leser noch auf die Betrachtungen über die staatspolitischen Konsequenzen der Inflation sowie über die Probleme der Deflation und der Stabilisierung der Wechselkurse. H. Fehlinger

---

Adolf Scheidt, Staatssekretär des preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt, **Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen.** Berlin 1921, Verlag Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.

Scheidt schildert die Maßnahmen, die seit der Revolution in Preußen zur Förderung des Wohnungsbaus ergriffen worden sind, insbesondere durch Gewährung von Baukostenzuschüssen. Dabei weist er darauf hin, daß man bei der Gewährung solcher staatlicher Zuschüsse bestrebt war, das Wohnungswesen zu verbessern. Vor allen Dingen dadurch, daß man Baukostenzuschüsse möglichst nur für Flachbauten gab. Zur Anwendung des Flachbaus habe vielfach schon der Zwang zu vermehrtem Gebrauch von Ersatzstoffen geführt. Die Hochführung vielgeschossiger Bauten verlange aus technischen Gründen eine Menge gleichartigen Baumaterials, und die Beschaffung dieser Baustoffe hätte sich oft als undurchführbar erwiesen. Im Jahre 1919 sei von den Kleinhäusern ein sehr erheblicher Teil, von den begonnenen Hochbauten aber seien nur wenige zu Ende geführt worden.

Neue Bauvorschriften seien erlassen worden, durch die der Bau von Klein- und Mittelwohnungen erleichtert werde. Dem gesundheitsschädlichen Mietkasernenbau sei zum Beispiel durch die Vorschriften ein Ende gemacht worden, daß jede Wohnung wenigstens einen durchsonnten Wohnraum haben müsse, sowie durch Bestimmungen, die den Bau von Hintergebäuden verbieten und den Bau von Seiten- und Mittelflügeln einschränken.

Auf dem Lande sind, wie Scheidt berichtet, vielfach die Baukosten stark durch die sogenannte Selbsthilfe verbilligt worden, vornehmlich dadurch, daß bei der Bau-

ausführung der Wohnungsbedürftige sowie seine Angehörigen und Freunde Hilfe leisteten.

Solche Selbsthilfe beim Wohnungsbau, für die jetzt viel Propaganda gemacht wird, ist meines Erachtens etwas Zweischneidiges, besonders dann, wenn die Wohnungsbedürftigen in ihrer freien Zeit, nach Beendigung ihrer Berufsarbeit, mit Hand ans Werk legen. Es werden zwar dadurch Bauarbeiterlöhne gespart, und bei den unzureichenden Mitteln, die heute für den Wohnungsbau zur Verfügung stehen, ist das Bestreben begreiflich, auf diese Weise den Wohnungsbau zu verbilligen; aber volkswirtschaftlich bleibt diese Selbsthilfe so lange bedenklich, als noch viele Tausende Bauarbeiter arbeitslos sind und diesen Arbeitslosenunterstützung gezahlt werden muß. Die Selbsthilfe muß dadurch überflüssig gemacht werden, daß genügend Mittel für den Wohnungsbau zur Verfügung gestellt werden.

Max Sachs

Georg Hermann, **Schnee.** Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 350 Seiten.

Der Verfasser des vielgelesenen Biedermeierromans »Jettchen Gebert« gehört zu den meistgelesenen Autoren Deutschlands. Seine gefällige, leicht nachdenkliche, versöhnlich ausklingende Art hat ihm eine stattliche Gemeinde geworben. Geistreichelnd liebt er breite Abschweifungen auf alle möglichen Gebiete menschlicher Kultur. Er geht niemals in die Tiefe. Jeder Polemik ist er geschworener Feind. Hier und da liebt er es, Erscheinungen des täglichen Lebens mit einem witzelnden Satz abzutun. Er ist bestrebt, ein reiches und tiefes Seelenleben vorzuspiegeln. Nicht alle werden ihm kritiklos-gläubig auf seinen Abwegen folgen. Aber was er gibt, ist niemals Schlüsselroman oder Hintertreppenlektüre. So wuchs die Zahl seiner Verehrer von Buch zu Buch. Denn in Hermanns literarischer Art liegt es, das Publikum, dessen Schwächen und Neigungen er genau kennt, sanft zu streicheln. Das machte ihn rasch zu einem der beliebtesten Hauptvertreter des bürgerlichen Romans. Er, der die Gediegenheit seiner bürgerlichen Herkunft stets in anderer, neuer, effektvoller Beleuchtung hinzustellen versteht, wurde der anerkannte Modedichter der modernen Bourgeoisie. Das erweist er auch in seinem soeben erschienenen Roman »Schnee« — ein Roman, der zeitlich nur einige wenige Tage umfaßt. Kriegstage, Tage, da das große Publikum der ewigen deutschen Siege müde zu werden beginnt. Zukunftszuversicht und Waffenglanz fangen an zu verblassen — in Berlin, in ganz Deutschland. Eine Eisenbahnfahrt nach dem südlichen Bayern — sie nimmt gut die Hälfte des Buches ein — belehrt uns darüber. Im ersten Frühwinter rollt der Zug durch das Land. Soldaten und Schieber, Kriegslieferanten, satte Heimkrieger und schmerzgebleichte Frauen steigen aus und ein. Vor dem Wagenfenster rollen die Stationen vorüber. Irgendeine historische Erinnerung, irgendeine kunstgeschichtliche Reminiszenz leuchtet auf. Aber über dem Ganzen schwingt die Neigung zu einer Frau: eine zartgetönte Stimmungsmalerei, die in tausend Weichheiten schwingt und in feinen Träumereien verzittert. Diese Liebe gibt dem Buche den Zusammenhalt, zaubert Blumen auf den weißen Frühwinterschnee und zerstiebt in jene lieben, stillen Nachdenklichkeiten, die das Herz willig und widerstandslos für den Reiz der Dichtung machen. Georg Hermann versteht es, das muß man ihm lassen, sein Publikum zu nehmen und einzufangen. Ihm steht eine große Wortfertigkeit zu Gebote, eine staunenswerte Virtuosität, aus Lebenskleinigkeiten Beachtenswertes zu formen. Was er schreibt, ist nicht dazu angetan, daß man es auf einen Anhieb »verschlingt«. Ganz langsam und bedächtig will auch sein neues Buch gelesen sein, gleich einem Wein, den der Kenner Tropfen um Tropfen über die Zunge rollen läßt. Wer aber von diesem Roman mehr als einen Zeitausschnitt erlebt von einem Einzelmenschen erwartet, wird enttäuscht das Buch aus der Hand legen. Andere Romandichter — ich erinnere nur an Klara Viebig — sehen und gestalten die Welt und die Dinge kompakter, mehr und enger ineinander verwoben als Georg Hermann.

L.

Notizen

Die Petroleumproduktion hat trotz der zunehmenden Verwendung von Gas und Elektrizität zu Beleuchtungszwecken in den letzten Jahren stetig an Bedeutung gewonnen; denn das Erdöl wird heute nicht, wie einst, vorzugsweise zur Beleuchtung, sondern zugleich als Wärme-, Heiz- und Kraftquelle benutzt (siehe den Artikel »Ölfrage und Weltherrschaft« von Erwin Barth in der Neuen Zeit Nr. 18, 39. Jahrgang, 1. Band), und zudem spielen seine ungefähr 300 Derivate in dem heutigen Produktionsbetrieb eine bedeutende Rolle. Der flüssige Brennstoff Petroleum ersetzt mehr und mehr Kohle und Elektrizität, nachdem es der Technik gelungen ist, Benzin- und Dieselmotoren herzustellen und geeignete Dampfkessel für Ölfeuerung zu erfinden. Welche Bedeutung die Ölfeuerung für die Schiffahrt erlangt hat, ergibt sich schon daraus, daß die englische Kriegsflotte heute zu mehr als fünf Sechsteln Ölheizung verwendet.

Trotzdem in den letzten Jahren die Erdölproduktion enorm gestiegen ist, ist man doch überall, in Amerika wie in Asien und Europa, auf der Suche nach neuen Ölquellen. Noch stehen die Vereinigten Staaten von Amerika mit ungefähr 64 Prozent der gesamten Erdölgewinnung an der Spitze der Petroleum erzeugenden Länder, dann folgt das sich immer mehr zum großen Petroleumexportland entwickelnde Mexiko, während Rußlands Produktion in den letzten Jahren unter der Herrschaft der bolschewistischen Regierung ständig abgenommen hat.

Nach den Schätzungen der United States Geological Survey hat die Welterzeugung an Petroleum in den letzten Jahren betragen in Millionen Barrels (6,7 Barrels gleich 1 Tonne gleich 20 Zentner):

	1920	1919	1918	Prozent der Gesamtmenge
Vereinigte Staaten	443,4	377,7	355,9	64,4
Mexiko	159,8	87,1	63,8	23,2
Rußland	30,0	34,3	40,5	4,4
Niederländisch-Indien	16,0	15,8	13,3	2,3
Britisch-Indien	8,5	8,5	8,0	1,2
Persien	6,6	6,3	7,2	1,0
Rumänien	7,4	6,7	8,7	1,1
Galizien	6,0	6,3	5,6	0,9
Trinidad	1,6	2,8	2,1	0,2
Peru	2,8	2,8	2,5	0,4
Ägypten	1,1	1,7	2,1	0,2
Japan und Formosa	2,2	2,1	2,5	0,3
Argentinien	1,4	1,5	1,3	0,2
Deutschland	0,2	0,9	0,7	0,0
Andere Länder	1,5	0,4	0,5	0,2

Die Entwicklung der holländischen Gewerkschaften. Nach den Angaben des Internationalen Arbeitsamts ist im Laufe des Jahres 1920 eine nicht unwesentliche Verschiebung im holländischen Gewerkschaftswesen eingetreten: während die Zahl der Mitglieder des Sozialistischen Gewerkschaftsbundes und des Anarchistisch-Kommunistischen Arbeitssekretariats nicht unerheblich abgenommen hat, ist die Zahl der in christlichen Gewerkschaftsvereinigungen organisierten Arbeiter gestiegen.

Es hatten Mitglieder:

	1. Januar 1920	1. Januar 1921
Der Gewerkschaftsbund (sozialistisch)	259739	225367
- christliche Gewerkschaftskund	70262	76488
- katholische Gewerkschaftsbund	148981	157998
- neutrale Gewerkschaftsbund	46617	51983
Das Arbeitersekretariat (anarchistisch)	48764	36038

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 4 40. Jahrgang • 1. Band 21. Oktober 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Woodrow Wilson und der Versailler Friedensvertrag. Von Heinrich Cunow.

Das Wiesbadener Abkommen. Von Erwin Barth.

Die internationale Arbeitsorganisation und ihre Wirksamkeit. Von H. Fehlinger.

Die Görlitzer Frauentage. Von Henni Lehmann.

Die Alabamafrage. Von Robert Horn.

Literarische Rundschau: M. Beer, **Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe.** • O. Apelt, **Vorwort und Einleitung zur Gesamtausgabe von Platons Dialogen. Platon-Index als Gesamtregister zu der Übersetzung in der Philosophischen Bibliothek.** • Friedrich Büllow, **Die Entwicklung der Hegelschen Sozialphilosophie.** • C. J. A. van Bruggen, **Das zerstörte Ameisenreich.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Auslandswegweiser. Herausgegeben vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv und dem Ibero-Amerikanischen Institut. Hamburg, Verlag L. Friedrichson & Co.
Band 5: Dr. **K. Sapper**, Mittelamerika. 130 S. Geh. 22 M.
" 6: Dr. **W. Sievers**, Venezuela. 60 S. Geh. 12 M.
" 7: Dr. **H. Blumhagen**, Südafrika (unter Einschluß von Südwestafrika). 148 S. Geh. 22 M.

Baden, Prinz Max von, Die moralische Offensive. Deutschlands Kampf um sein Recht. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 56 S. Geh. 5 M.

Cathrein, Viktor, Die dritte Internationale. Heft 23 der Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Freiburg i. Br., Herder & Co. 29 S.

Freud, Sigm., Jenseits des Lustprinzips. Zweite Auflage. Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 64 S.

— Massenpsychologie und Ich-Analyse. Wien, Internationaler Psychoanalitischer Verlag. 140 S.

Frobenius, Leo, Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. München, C. H. Beck. 125 S. Geh. 17 M.

Gentizon, Paul, La Résurrection Géorgienne. Paris, Ernest Leroux. 318 S.

Günther, Hanns, Wunder in uns. Ein Buch vom menschlichen Körper für jedermann. Unter Mitarbeit von Dr. H. Dekker, Dr. Fr. Kahn, Dr. A. Koelsch, Professor C. L. Schleich herausgegeben. Zürich, Rascher & Co. 381 S.

Hartmann, Ludo und **R. Hennigsen,** Der neue Geschichtsunterricht. Verhandlungen des Ersten Sozialdemokratischen Kulturtages in Dresden. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 48 S. Geh. 5 M.

Hartmann, O., Astronomische Erdkunde. Sechste Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 83 S. Geh. M. 10.80.

Herkner, Dr. **H.,** Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. Siebente, erweiterte und umgearbeitete Auflage. Erster Band: Arbeiterfrage und Sozialreform. 584 S. Zweiter Band: Soziale Theorien und Parteien. 624 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Preis geh. je 45 M.

Hermann, Georg, Schnee. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 305 S. Geh. 20 M.

Herrle, Th., Die deutsche Jugendbewegung in ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Jena, Fr. A. Perthes. 72 S. Geh. 8 M.

Kayser, Rudolf, Verkündigung. Anthologie junger Lyrik. München, Rolandverlag. 333 S. Geh. 20 M.

Keil, Wilhelm, Die Einkommensteuer vom Arbeitslohn (Lohnsteuer). Auf der neuesten gesetzlichen Grundlage dargestellt und erläutert. Stuttgart, Verlag der Schwäbischen Tagwacht. 40 S. Geh. M. 2.50.

Kemény, G., Die fremden Wechselkurse und die Umwälzung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Essen, G. D. Baedeker. 124 S.

Lamp'l, Dr. **W.,** Das Recht der deutschen Revolution. Hamburg, W. Gente. 88 S.

Liefmann, R., Die Unternehmungsformen mit Einschluß der Genossenschaften und der Sozialisierung. Stuttgart, E. H. Moritz. 259 S. Geh. 16 M.

Lohmann, R., Das Schulprogramm der Sozialdemokratie. Berlin und Stuttgart, Buchhandlung Vorwärts und J. H. W. Dietz Nachf. 84 S.

Lütkens, Dr. **Charlotte,** Ausbau und Abbau der Kohlenplanwirtschaft in England. Mit einem Vorwort von Max Schippel. Heft 14 der Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 64 S. Geh. 5 M.

Mendelsohn, Dr. **Charlotte,** Wandlungen des liberalen England durch die Kriegswirtschaft. Ergänzungsheft 18 des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 128 S. Geh. 30 M.

Noppel, Konst., Der Weg zur christlichen Volksgemeinschaft. Freiburg i. Br., Herder & Co. 40 S. Geh. 3 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 4 Ausgegeben am 21. Oktober 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Woodrow Wilson und der Versailler Friedensvertrag

Von Heinrich Cunow

Die kürzlich erfolgte Annahme des am 25. August 1921 unterzeichneten Friedensvertrags mit den Vereinigten Staaten von Amerika durch den Reichstag hat einigen Blättern Gelegenheit geboten, einen Rückblick auf das Verhalten der nordamerikanischen Union während der unserem Zusammenbruch folgenden Pariser Friedensverhandlungen zu werfen und Woodrow Wilsons Rolle in diesen Verhandlungen als die eines Bluffers zu bezeichnen, der das deutsche Volk absichtlich getäuscht hat. Das ist eine Ansicht über die Politik Wilsons, die zwar heute von weiten deutschen Volkskreisen geteilt wird, die aber deshalb durchaus nicht berechtigter ist als der Jubel, mit dem vor drei Jahren Wilson in Deutschland als Retter aus der Gewalt der Entente begrüßt wurde — zum Teil von denselben Kreisen, die in ihm heute nur noch einen phrasengeschwollenen Poseur sehen.

Gewiß, Wilson hat nicht gehalten, was er versprach. Er wurde während der Friedensverhandlungen mehr und mehr zum Düpe der Clémenceau und Lloyd George und hat nicht nur viele deutsche Zeitungsleser, sondern auch einen großen Teil seiner amerikanischen Wähler dermaßen enttäuscht, daß manche von ihnen bei der letzten Wahl, nur um gegen seine Auslandspolitik und seine anmaßende, dünkelhafte Geschäftsführung zu protestieren, zu den Republikanern übergingen und Warren Harding mit einer Stimmenmehrheit zum Präsidenten erwählt wurde, die seit den Tagen George Washingtons kein amerikanischer Präsidentschaftskandidat mehr erreicht hat.

Wenn Woodrow Wilson deutsche Zeitungspolitiker enttäuscht hat, so ist das nicht seine Schuld; denn mag er auch, berauscht von dem Lobe, mit dem ihn die Presse diesseits und jenseits des Ozeans in den Jahren 1917/19 überschüttete, in seinen letzten Regierungsjahren immer großmannsüchtiger und rechthaberischer geworden sein, seine Auffassung von Regierungskunst und seine politische Zielrichtung haben sich nicht geändert, seit er im Jahre 1885 als Dozent am Frauenkollege Bryn Mar (bei Philadelphia) seine Schrift über »Congressional Government« (eine Studie über die amerikanisch-parlamentarische Regierungsweise) und darauf 1889 sein mehr bekannt gewordenes, auch ins Deutsche und Französische übersetztes Buch »The State« (Der Staat. Elemente historischer und praktischer Politik) veröffentlichte. Denselben Mangel an nüchternem Wirklichkeitssinn, dieselbe Kritiklosigkeit und Befangenheit in einer unklaren ethischen Phraseologie, dieselbe Neigung zu naiver Idealisierung von Staatseinrichtungen und geschichtlichen Vorgängen und dieselbe sorglose Ersetzung präziser Begriffe durch rhetorische Redewendungen, die wir in Wilsons späteren Schriften, besonders seiner Lebensbeschreibung George Washingtons und seiner fünfbändigen »History

of the American People« (Geschichte des amerikanischen Volkes) finden, tritt uns schon deutlich in diesen Erstlingen seiner Schriftstellerei entgegen.

Aber wer kannte in Deutschland 1917/18 diese Schriften des ehemaligen Geschichtsprofessors von Bryn Mar und späteren Staatsrechtslehrers der Princeton-Universität von New Jersey? Zwar waren schon vor dem Krieg einige Schriften Woodrow Wilsons auch in deutscher Übersetzung erschienen, zum Beispiel das schon erwähnte Buch über den Staat und die kleine Schrift »The new Freedom« (Die neue Freiheit); aber nur wenige Fachgelehrte hatten sich bemüßigt gefunden, sie zu lesen. Selbst von den deutschen Politikern, die sich für Amerikas Entwicklung und Politik interessierten, dürften vor 1917/18 nur wenige Wilsons Schriften zur Hand genommen haben — eine Ignorierung seiner schriftstellerischen Leistungen, die man ihnen nicht zum Vorwurf machen kann, denn an sich sind diese Schriften recht unbedeutend; sie haben erst dadurch einen gewissen Wert erlangt, daß ihr Verfasser 1912 als Kandidat der Demokratischen Partei zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt wurde. Übrigens war man in Frankreich — nur England kannte ihn besser — über Woodrow Wilson im ganzen 1917/19 fast ebenso schlecht unterrichtet wie in Deutschland, hielt man ihn dort doch für einen Verehrer der großen Französischen Revolution, ihn, der ihr in seinem »George Washington« Verletzung der staatlichen Autorität vorwirft und sie als demagogisches Treiben bezeichnet, ihn, der in einer Abhandlung über »Burke and the French Revolution« Edmund Burkes Kampf gegen das revolutionäre Frankreich als staatsmännische Leistung feiert.

So machte sich denn der deutsche Zeitungsleser ein Bild von Woodrow Wilson nach dem zurecht, was er über ihn in deutschen Zeitungen las, und diese wiederholten meist, was sie in anderen, besonders in großen ausländischen Blättern fanden, nur daß sie das dort Zusammengetragene ihrerseits noch mit eigenen Hoffnungs- und Gefühlsranken journalistisch drapierten. Wilson wurde zum großen, weitblickenden Staatsmann und Welthumanitätsapostel, dessen strengem Gerechtigkeitssinn das deutsche Volk in seiner Not vertrauen dürfe. Daß dieses schöne Phantasiebild später bei den Friedensvertragsverhandlungen wesentlich andere Züge annahm und die auf es gesetzten Erwartungen gründlich enttäuschte, ist nicht Wilsons Schuld, sondern jenes tief im deutschen Volksgemüt wurzelnden Hanges, die Weltvorgänge durch eine hohlgeschliffene Illusionsbrille zu besehen und Wünsche als Realitäten zu betrachten.

Welche traurige, geradezu bemitleidenswerte Rolle Wilson in den Pariser Verhandlungen mit seinen Gegenpartnern Clémenceau, Lloyd George und Orlando gespielt hat, ist seitdem durch verschiedene Teilnehmer an diesen Verhandlungen ausgeplaudert worden, am rücksichtslosesten wohl durch John Maynard Keynes, einen der britischen Finanzvertreter bei der Pariser Konferenz, der sich in seinem Buche über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags nicht nur als weitblickender Finanzmann, sondern auch als feiner Menschenkenner erweist.

Er charakterisiert Wilson folgendermaßen:

Der erste Blick auf den Präsidenten besagte, daß er, was er auch sonst sein mochte, dem Temperament nach nicht in erster Linie Forscher oder Gelehrter war, aber daß er auch wenig von der weltmännischen Bildung besaß, die M. Clémenceau und Mr. Balfour als auserlesen gebildete Herren ihrer Klasse und ihres Zeitalters

auszeichnete. Aber was ernsthafter war als dies, er war nicht allein im äußeren Sinne gegen seine Umgebung unempfindlich; er besaß überhaupt keinen Sinn für die Atmosphäre um ihn. Was für Aussichten konnte ein solcher Mann gegen Mr. Lloyd Georges unfehlbare, fast mediumartige Empfindlichkeit für jedermann in seiner unmittelbaren Umgebung haben? ...

Niemals betrat ein Mensch ein Zimmer, der in höherem Grade zum vollkommenen Opfer der vollendeten Künste des Ministerpräsidenten vorausbestimmt war. Zwar war die Alte Welt ohnehin in ihrer Schlechtigkeit verhärtet, und ihr steinernes Herz hätte die schärfste Klinge des tapfersten fahrenden Ritters stumpf machen müssen, aber dieser blinde und taube Don Quichotte trat in eine Höhle, wo die schnelle blitzende Klinge in der Hand seines Gegners war....

Der Präsident (Wilson) war wie ein Geistlicher einer Dissidentenkirche, vielleicht ein Presbyterianer. Sein Denken und Temperament waren wesentlich theologisch, nicht intellektuell, mit aller Stärke und Schwäche dieser Art zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken. Es ist ein Typus, der heute in England und Schottland nicht mehr in den großartigen Exemplaren vertreten ist wie früher. Dennoch wird diese Beschreibung dem gewöhnlichen Engländer den bestimmtesten Eindruck des Präsidenten vermitteln....

Er hatte keinen Plan, keinen Entwurf, keinen aufbauenden Gedanken irgendwelcher Art, um die Gebote, die er vom Weißen Hause mit Donnerstimme verkündet hatte, mit dem Blute des Lebens zu erfüllen. Er hätte über jedes einzelne dieser Gebote eine Predigt halten oder ein majestätisches Gebet an den Allmächtigen um ihre Erfüllung richten können; ihre konkrete Anwendung auf den augenblicklichen Zustand Europas konnte er nicht gestalten.

Diese Charakteristik Wilsons entspricht genau dem, was seine schriftstellerischen Leistungen über ihn aussagen. Sein Denken ist tatsächlich »wesentlich theologisch«, in gewissem Sinne kann man sagen ethisch-pastoral, nicht philosophisch — falls man nicht etwa unter einer philosophischen Denkungsart die Einhüllung konkreter Probleme in schöne ethische Redensarten versteht. Vor allem aber trifft Keynes Vergleich mit einem presbyterianischen schottischen Geistlichen alten Schlages zu. Als Sohn eines presbyterianischen Geistlichen geboren und erzogen, mit einer strengen Presbyterianerin verheiratet, deren Vater und Großvater ebenfalls presbyterianische Geistliche waren, hat er stets den geistigen Habitus eines ehrsamen Angehörigen dieses Standes behalten, nur daß er später, je höher er auf der politischen Stufenleiter gelangte, sich desto mehr selbst imponierte und sich als großen, seiner Beamtenschaft weit überlegenen Geist fühlte.

Während Keynes Wilson nur mit wenigen Strichen als Teilnehmer an den Pariser Friedensverhandlungen schildert, charakterisiert ihn Robert Lansing, der frühere Staatssekretär des Auswärtigen in Wilsons Kabinett, in seiner Eigenschaft als Auslandspolitiker während der Jahre 1917/18. Robert Lansing äußert sich in seinem Buche über »Die Versailler Friedensverhandlungen«[1] nicht so offen wie Keynes — er möchte sich allem Anschein nach nicht den Vorwurf eines illoyalen Anklägers seines einstigen hohen Vorgesetzten zuziehen —, in Wirklichkeit erscheint aber der große Staatsmann Wilson in Lansings Buch noch eigensinniger, eingebildeter und popularitätssüchtiger als Wilhelm II. in Bismarcks drittem Band der »Gedanken und Erinnerungen«.

[1] Robert Lansing, Die Versailler Friedensverhandlungen. Persönliche Erinnerungen. Berlin 1921, Verlag von Reimar Hobbing. 246 Seiten. Preis kartoniert 28 Mark.

Schon im Dezember 1916, nachdem er die kriegführenden Staaten zur Bekanntgabe ihrer Kriegsziele aufgefordert hatte, trägt sich Wilson mit dem Gedanken, höchstselbst auf die einzuberufende Friedenskonferenz zu gehen, um dort die Rolle des hohen Schiedsrichters Europas zu spielen und sich vor der Nachwelt den Ruhm des großen Friedenbringers zu sichern. Die Erklärung des unbeschränkten U-Bootkriegs durch Deutschland am 1. Februar 1917 machte diesem ehrgeizigen Plan ein Ende. Kaum aber ist im Oktober 1918 die deutsche Militärmacht zusammengebrochen, als Wilson auch schon von neuem davon spricht, selbst als Friedensstifter nach Europa zu gehen und an der Festsetzung der Friedensbedingungen teilzunehmen. Vergebens suchen ihn Lansing und andere hervorragende Politiker seiner Partei von diesem Plan abzubringen; sie halten ihm entgegen, daß solche Fahrt eines Präsidenten nach Europa in amtlicher Eigenschaft den Traditionen der amerikanischen Politik widerspreche, und daß er seine überragende Stellung in Washington weit besser wahren und von dort aus viel eher Friedensbedingungen werde diktieren können als in Paris, wo er sich dem Kollektivwillen der politischen Abgesandten Englands, Frankreichs, Italiens werde beugen müssen. Keine noch so einleuchtenden politischen Vorstellungen vermögen auf ihn Eindruck zu machen, selbst nicht die Andeutung, daß er seinen politischen Ruf gefährde. Seine naive Eitelkeit treibt ihn, nach Paris zu ziehen, um in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte den Namen »Woodrow Wilson« als einen der größten aller Zeiten einzugraben. Und Lloyd George, vornehmlich aber Clémenceau bestärken ihn in diesem Plane. Gute Menschenkenner und über Wilsons Charakterschwäche genau unterrichtet, wissen sie, wenn er erst in Paris ist, wird er sich bearbeiten lassen.

Wilson geht nach Paris. Mit ihm Lansing. *Mit welchen Plänen und Vorbereitungen für die Friedenskonferenz?* Wie Keynes erklärt und Lansing bestätigt, *ohne jeden Verhandlungsplan, ohne jeden Programmentwurf, ja ohne jede bestimmte Vorstellung darüber, welche Bestimmungen notwendig in den Friedensvertrag aufzunehmen seien.* Sorglos wie ein Kind fährt Mr. Wilson weg in der naiven Überzeugung, daß, wenn er erst in Paris sein werde, die Staatsmänner der Entente sich willig seiner Autorität beugen werden. Der Abschluß eines schnellen Präliminarfriedens und die Festsetzung von Friedensbedingungen interessieren ihn überhaupt recht wenig; als Hauptaufgabe der Konferenz betrachtet er die Aufstellung eines Völkerbundsplans, die nach seiner Ansicht vor allen anderen Fragen gelöst werden muß; denn gar zu gerne möchte er sich in seiner Popularitätssucht bald als Begründer einer zukünftigen Friedensgemeinschaft der Völker gefeiert sehen. Alles, was Wilson als Grundlage für die Beratungen mitnimmt, besteht denn auch in einem selbstentworfenen Völkerbundsstatut, das Lansing im Anhang seines Buches mitteilt, und von dem er mit Recht sagt: »Er (der Entwurf) verrät eine Unerfahrenheit in der Kunst des Entwerfens und eine Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, die entweder auf unzulängliches Verständnis für den Wert der Exaktheit oder auf große Eile bei den vorbereitenden Arbeiten zurückzuführen sind.«

Das Erste und Wichtigste, worauf Wilson nach dem Zusammentritt der Konferenz drängt, ist denn auch die Beratung seines Statutenentwurfs. Alles andere erscheint ihm als Nebensache. Die Folge ist, daß die Diskussion der

Friedensforderungen und damit der Friedensschluß sich immer weiter hinauszieht. Mit wachsender Ungeduld sehen Lansing und einige seiner Gesinnungsgenossen in der amerikanischen Delegation die Hinausschiebung der eigentlichen Friedensverhandlungen. Sie sind der Ansicht, daß schnellstens der europäische Friede wiederhergestellt werden muß; falls dies aber infolge der mannigfachen Meinungsdifferenzen unter den beteiligten Mächten nicht möglich sein sollte, zunächst ein Präliminarfrieden abzuschließen sei. Offen entgegentreten läßt sich der eigensinnigen Selbstherrlichkeit Wilsons jedoch kaum. So verfällt Lansing auf die Idee, eine die Hauptforderungen des Wilsonschen Völkerbundsplans zusammenfassende Resolution auszuarbeiten und vorzuschlagen, diese der Konferenz als Unterlage für die zukünftige Völkerbundsverhandlung zu unterbreiten. Dadurch hätte sich die Konferenz, wenn auch nicht auf ein bestimmtes Statut, doch auf die Hauptpunkte des Wilsonschen Völkerbundsprojekts festgelegt, und für die Festsetzung der Friedensbedingungen wäre die nötige Zeit gewonnen gewesen.

Wilson lehnt zunächst in der Besprechung, die am 20. Januar 1919 zwischen ihm und den amerikanischen Delegierten stattfindet, diesen Vorschlag ab, stimmt dann aber, als Lansing sich nicht abhalten läßt, in der nächsten Sitzung des Rates der Zehn seinen Vorschlag in nichtoffizieller Form zu wiederholen und dieser beim Rat eine günstige Aufnahme findet, halb widerwillig zu. Lansing reicht darauf Wilson seinen Resolutionsentwurf ein, erhält aber, wie er erzählt, weder eine Empfangsbestätigung noch eine Antwort. Wilson ignoriert das Schriftstück und beruft kurzerhand den Völkerbundsausschuß zu einer neuen Sitzung ein, um ihm eine veränderte Fassung seines Völkerbundsplans vorzulegen. In seiner bornierten Popularitätssucht kennt er nur noch den einen Gedanken, möglichst schnell seinen Völkerbund zustande zu bringen und sich der Welt als dessen erleuchteter Inaugurator vorstellen zu können.

Auch ein anderer Versuch Lansings, möglichst schnell einen Präliminarfriedensvertrag zustande zu bringen, scheiterte. Lansing hatte von den juristischen Ratgebern der amerikanischen Kommission, Dr. James Brow Scott und David Hunter Miller, die Skizze eines Friedensvertrags ausarbeiten lassen, der die in den Verhandlungen zu berührenden Punkte vom amerikanischen Standpunkt aus feststellte und demnach als Unterlage für die Beratungen dienen konnte. Wilson wies auch diesen Entwurf als Eingriff in seine Machtvollkommenheit und in seine Befugnis, selbständig die Arbeiten der Kommission zu leiten, rundweg zurück.

Am 14. Februar 1919 fuhr Wilson nach Amerika zurück, da der 65. amerikanische Kongreß am 4. März auseinanderging und der Präsident nach den Verfassungsbestimmungen am Schlusse einer Kongreßsession in Washington anwesend sein muß, doch kehrte er schon am 13. März nach Paris zurück. Lansing hatte seine Ansicht, daß so bald wie irgend möglich ein Präliminarfriedensvertrag zustande gebracht werden müsse, nicht aufgegeben, stieß damit aber erneut beim Präsidenten auf Widerspruch. Wilson beharrte darauf, vor allem müsse zunächst sein Völkerbundsprojekt erwogen werden. Diese Eigensinnigkeit wußte Clémenceau, der schnell die eitlen Beweggründe des Präsidenten durchschaute, geschickt für seine Zwecke auszunutzen. Er stellte dem Wilsonschen Völkerbundsprojekt den Plan einer amerikanisch-fran-

zösisch-englischen Tripelallianz gegenüber, erhob gegen Wilsons Projekt die verschiedenartigsten Einwände, forderte die Aufnahme unmöglicher Bestimmungen sowie die Errichtung einer Rheinischen Republik und ließ sich dann die Zustimmung zu Wilsons einzelnen Völkerbundsvorschlägen gegen Zusicherungen auf anderen Gebieten abkaufen. Wilson wurde geradezu zum Genasführten der Clémenceau und Lloyd George. Er ließ einen seiner vierzehn Punkte nach dem anderen fallen oder von Clémenceau korrigieren, denn in der Befürchtung, sein Plan einer Völkerbundsorganisation könnte sonst scheitern, unterwarf er sich schließlich selbst dem unverschämtesten französischen Ansinnen. Sogar zu dem Clémenceauschen Plan, den Völkerbund durch eine Tripelallianz zu »ergänzen«, ließ er sich bereitfinden. Am 18. Juni 1919, demselben Tage, an dem der Vertrag von Versailles unterzeichnet wurde, fand in der Präsidentenwohnung auch die Unterzeichnung eines Schutzvertrags mit Frankreich statt. Clémenceau und Pichon unterzeichneten für Frankreich, Wilson und Lansing für die Vereinigten Staaten, während gleichzeitig Lloyd George und Balfour einen gleichlautenden Vertrag für England unterschrieben.

Ein Eingehen auf die Einzelheiten der Behandlung der Wilsonschen Völkerbundspläne in der Friedenskonferenz würde hier zu weit führen. Eine tragikomische Szene reiht sich an die andere. Wilson spielt immer wieder den Düpierten, ohne daß er in seiner geistigen Unbeholfenheit und seiner eitlen Selbstgefälligkeit merkt, wie seine Gegenpartner trotz aller respektvollen Ehrenbezeigungen ihn als Fangball betrachten.

Lansing charakterisiert Wilson noch allzu milde, wenn er S. 159 seines Werkes von ihm sagt:

> Seinem Geiste fehlte die Elastizität und Empfänglichkeit, die stets mit gesundem Urteil und richtigem Denken zusammenzugehen pflegt. Man konnte ihn brechen, aber nicht biegen. Diese Starrheit des Geistes ist in hohem Maße verantwortlich für den beklagenswerten und, wie mir schien, unnötigen Konflikt zwischen Präsident und Senat wegen des Vertrags von Versailles. Sie erklärt auch andere Ereignisse in seiner Laufbahn, die seinen Einfluß wesentlich geschwächt und das Vertrauen auf seine Klugheit gemindert haben. Sie erklärt auch nach meiner Ansicht, daß es dem Präsidenten nicht möglich war, in Paris ein Programm vorzubereiten oder anzunehmen oder sich zum Entwurf eines Vertrags als einer Verhandlungsbasis herbeizulassen. Dieses Versagen hat nach meiner Überzeugung nicht nur die Unterzeichnung eines kurzen Vorvertrags verhindert, sondern auch Wilson um die Führerschaft in den Verhandlungen gebracht, da die Staatsmänner der anderen Großmächte den Vertrag entwarfen und die Mehrzahl der Paragraphen, die hineingesetzt wurden, veranlaßten.

Freilich, auch Robert Lansing ist keineswegs eine sympathische Erscheinung des politischen Lebens der nordamerikanischen Union. Sicherlich hat er, wie seine Haltung während der Pariser Friedensverhandlungen und verschiedene Dokumente bezeugen, die politische Lage Europas in den Jahren 1918/19 weit richtiger beurteilt als Wilson, wenn er auch von seinem amerikanischen Standpunkt die wirtschaftlichen Zusammenhänge der europäischen Staaten nicht begriff; aber trotz seiner besseren Einsicht hat er sich, um seinen hohen, einflußreichen Posten nicht zu verlieren, immer wieder der eigensinnigen Beharrlichkeit Wilsons gefügt, bis ihn dieser, der Gegenrede müde, am 11. Februar 1920 in einer höchst verletzenden Weise zwang, seinen Abschied zu nehmen.

Das Wiesbadener Abkommen

Von **Erwin Barth**

In Wiesbaden sind am 6. und 7. Oktober durch die Wiederaufbauminister Deutschlands und Frankreichs, Dr. Rathenau und Loucheur, verschiedene Abkommen über Wiedergutmachungen und Rückerstattungen abgeschlossen worden. Das am 6. Oktober unterschriebene, das Hauptabkommen, ist das entscheidende. Die am folgenden Tage abgeschlossenen vier Nebenabkommen greifen weniger tief in das Wirtschaftsleben ein.

Das Hauptabkommen wird in den Blättern lebhaft besprochen, wobei die Kritik nicht immer ganz ehrlich und sachlich geblieben ist. Das Agitationsbedürfnis verschiedener rechtsgerichteter Blätter mußte durchaus befriedigt werden. In der Hauptsache handelt es sich darum, den französischen Wiederaufbau durch besondere deutsche Unterstützung zu forcieren. Frankreich hat ein großes Bedürfnis nach Bargeld; hohe Militärausgaben, Entschädigungen, Kriegspensionen, Schuldendienst fressen enorme Summen. Von den deutschen Goldleistungen an Frankreich auf Grund des Londoner Ultimatums bleibt für den Aufbau der zerstörten Gebiete kaum etwas übrig. Die Geschädigten verwenden auch das ihnen gezahlte Geld nur zum Teil zum Wiederaufbau; vielfach legen sie es anderweitig an. Das Trümmer- und Ruinenfeld bleibt als immer neuen Haß erzeugendes Demonstrationsobjekt liegen. Die Wunden schließen sich viel zu langsam. Wir haben tausendfaches Interesse daran, daß schnell aufgebaut wird und daß die deutsche Wirtschaft mit ihren disponiblen Produktionskräften daran teilnimmt. Sonst würde wohl der Wiederaufbau von der schwachen französischen Produktion nur allmählich und nach der psychologischen Verfassung der Franzosen in stärkerem Maße mit Hilfe nichtdeutscher Waren und Gegenstände erfolgen. Kurz gesagt: das Wiesbadener Abkommen ist eigentlich nichts anderes als ein Ersatz für den von uns angebotenen, aber an dem Widerstand der französischen Unternehmer und auch der Organisationen der Geschädigten gescheiterten Plan des direkten Aufbaus Nordfrankreichs durch deutsche Unternehmer und Arbeiter.

* * *

Das Hauptabkommen von Wiesbaden setzt fest, daß die Lieferungen, die Deutschland in Aufbaumaterialien zu machen hat, neben den Lieferungen des Reiches auf Grund des Friedensvertrags laufen und diese nicht berühren sollen. Es sind dies die Lieferungen aus Anlage III (Schiffe), Anlage V (Kohlen und Kohlenprodukte) und Anlage VI (Farbstoffe und chemisch-pharmazeutische Produkte), zum Teil VIII des Friedensvertrags. Sämtliche Lieferungen sollen auf beiden Seiten mit Hilfe privatrechtlicher Organisationen durchgeführt werden.

Das Reich selbst kann aus Gründen, die im Friedensvertrag liegen, nicht als Eigentümer und Lieferant der Waren auftreten. Die deutsche Liefererorganisation leistet nach dem Abkommen in den Jahren 1921 bis 1926, unter Umständen bis 1936 einen Warenkredit in Wiederaufbaumaterialien, der zusammen mit den Leistungen Deutschlands auf Grund der vorhin erwähnten Anlagen des Friedensvertrags bis zum 1. Mai 1926 7 Milliarden Goldmark nicht überschreiten darf. Die Kredite, die die Liefererorganisation gewährt,

werden vom Deutschen Reich in Papiermark gedeckt. Die Zahlungen, die die französischen Geschädigten und der Aufbauhilfe Bedürftigen (Sinistrés) für die ihnen gelieferten Waren zu leisten haben, werden vom französischen Staat übernommen, allmonatlich verrechnet und auf dem Wiedergutmachungskonto zum vereinbarten Teil gutgeschrieben.

Es handelt sich also nur um Wiederaufbaumaterialien, da Frankreich nicht zum Zwischenhändler des deutschen Exports gemacht werden soll. Aber auch das Wiederaufbaumaterial braucht von Deutschland nur insoweit geliefert zu werden, als dies mit der Produktionsmöglichkeit Deutschlands, den Bedingungen seiner Rohstoffversorgung und den inneren Bedürfnissen seines sozialen und wirtschaftlichen Lebens vereinbar ist.

Die Lieferungen sollen durch unmittelbare freie Vereinbarung der deutschen und französischen privatrechtlichen Organisation erfolgen. In diese Vereinbarung ist auch die Preisgestaltung einbegriffen. Wenn jedoch eine solche Vereinbarung nicht zustande kommt, so werden die von der französischen Organisation angeforderten Waren nach Banal- und Spezialmaterial unterschieden. Als Banalmaterial gelten Waren, die man als Rohstoffe, Halbfabrikate und Massenartikel bezeichnen kann; als Spezialmaterial solche Gegenstände, bei denen es dem Besteller auf den besonderen Charakter des Einzelstücks ankommt, wie industrielle Einrichtungen, Maschinen usw. Hinsichtlich des Banalmaterials entscheidet bei Nichtzustandekommen einer Vereinbarung eine Kommission, die sich aus einem Deutschen, einem Franzosen und einer dritten gemeinsam bestimmten oder vom Schweizer Bundespräsidenten ernannten Person zusammensetzt, endgültig über Lieferungsmöglichkeit und Preis, Transport-, Lieferungs- und Abnahmebedingungen. Die Preisfestsetzung durch die Kommission, die vierteljährlich ein Preisverzeichnis aufstellen soll, muß ungefähr dem normalen französischen Inlandspreis des betreffenden Erzeugnisses abzüglich der französischen Zollgefälle und der Transportkosten des betreffenden Bestellvierteljahrs entsprechen. Für Spezialartikel gilt in jedem Falle die freie Preisvereinbarung. Wenn jedoch eine Verständigung nicht zustande kommt, so kann die französische Regierung auf die Restitutionslisten zurückgreifen und die Lieferung auf Grund des Friedensvertrags verlangen. Der Preis wird in diesen Fällen durch die Reparationskommission diktiert.

Das Kreditsystem des Wiesbadener Abkommens unterscheidet drei Zeitabschnitte. Der erste Zeitabschnitt läuft von Beginn des Liefertermins, der auf den 1. Oktober vorgesehen war, aber infolge der Verzögerungen erst unmittelbar nach Ratifikation des Abkommens eintreten konnte, bis zum 1. Mai 1926. In diesem Abschnitt sollen Lieferungen in der angegebenen Weise bis zum Höchstbetrag von 7 Milliarden Goldmark erfolgen. Im zweiten Abschnitt vom 1. Mai 1926 bis zum 1. Mai 1936 sollen die aufgelaufenen Kredite nach und nach abgetragen werden. Es können aber auch noch neue Kredite durch Lieferung entstehen. Schließlich soll im dritten Zeitabschnitt, der vom 1. Mai 1936 bis zum 1. Dezember 1937 laufen soll, der etwa noch vorhandene Rest der Kredite abgetragen werden.

Die Lieferungen im ersten Zeitabschnitt werden Deutschland nicht im vollen Werte, sondern nur mit 35 Prozent des Wertes gutgeschrieben. Die nebenherlaufenden Lieferungen des Reiches aus den Anlagen III, V und VI, zum Teil VIII des Friedensvertrags, die in den 7-Milliarden-Betrag miteinzu-

rechnen sind, werden jedoch voll gutgeschrieben. Wenn im Verlauf eines Jahres die Lieferungen weniger als eine Milliarde Goldmark betragen, so sollen in diesem Jahre 45 Prozent des Wertes der Lieferungen gutgeschrieben werden. Sind die Lieferungen in einem Jahre besonders hoch, so kann die Gutschrift vermindert und infolgedessen der Kreditbetrag erhöht werden. Mehr als 1 Milliarde Goldmark dürfen für Lieferungen in einem Jahre einschließlich der Lieferungen aus Anlage III, V und VI, zum Teil VIII des Friedensvertrags nicht gutgeschrieben werden. Der Betrag des in den einzelnen Jahren nicht gutgeschriebenen Wertes der Lieferungen wird von Frankreich jährlich mit 5 Prozent verzinst. Die kreditierten Restbeträge werden am 1. Mai 1926 zusammengerechnet und in zehn gleichen Jahresraten bis zum 1. Mai 1936 nebst Zinsen gutgeschrieben. Die Lieferungen ab 1. Mai 1926 werden grundsätzlich mit ihrem vollen Wert auf dem Reparationskonto gutgeschrieben; jedoch darf auch in dieser Zeit die jährliche Gutschrift 1 Milliarde Goldmark nicht überschreiten. Wird dann am 1. Mai 1936 festgestellt, daß Deutschland noch ein Guthaben hat, so ist der ganze Rest einschließlich 5 Prozent Zinsen und Zinseszinsen in vier unmittelbar folgenden Halbjahresraten abzutragen. Alle Gutschriftbestimmungen gelten mit der Maßgabe, daß keine Jahresgutschrift höher sein darf als der Anteil Frankreichs (52 Prozent) an den auf Grund des Londoner Zahlungsplans zur Verteilung unter die Alliierten gelangenden deutschen Annuitäten.

* * *

Wir wollen an einem Exempel die Wirkung dieses Abkommens anschaulich machen:

Wenn Deutschland in den viereinhalb Jahren für 7 Milliarden Goldmark Waren auf Grund des Wiesbadener Abkommens liefert, so entfallen bei ganz regelmäßiger Lieferung auf jedes Jahr rund 1,55 Milliarden Goldmark. Die Lieferungen nach Anlage III, V und VI, zum Teil VIII des Friedensvertrags, die nebenher weiterlaufen und zu vollen 100 Prozent angerechnet werden, sollen schätzungsweise etwa 400 Millionen Goldmark jährlich betragen. Es würden also für etwa 1,15 Milliarden Goldmark neue Lieferungen jährlich entstehen. Daran werden Deutschland auf Reparationskonto 35 Prozent gleich 402,5 Millionen Goldmark gutgeschrieben. Der Rest von 747,5 Millionen Goldmark stellt den jährlich von Deutschland an Frankreich gewährten Kredit dar, der mit 5 Prozent zu verzinsen ist.

Das Gesamtbild sieht also bei regelmäßiger voller Leistung so aus:

7000000000	Goldmark	Gesamtlieferung,
davon 1800000000	-	(Lieferung aus III, V u. VI) Gutschrift zu 100 Prozent,
ferner 1820000000	-	gleich 35 Prozent Gutschrift von der Neulieferung,
bleibt 3380000000	-	Goldkredit an Frankreich binnen 4½ Jahren.

Natürlich sind das nur ungefähre Angaben, deren Richtigkeit vom Umfang der tatsächlichen Lieferungen und von der Richtigkeit der Schätzungsziffer von 1,8 Milliarden Goldmark abhängt.

Wenn, wie anzunehmen ist, die Lieferungen erheblich geringeren Umfang erreichen, so ändern sich natürlich die Zahlen, weil bei einer Lieferung, die den Wert von 1 Milliarde im Jahre nicht erreicht, 45 Prozent sofort auf Reparationskonto gutgeschrieben werden. Also zum Beispiel:

950000000	Goldmark	jährliche Gesamtlieferung,
davon 400000000	-	(Lieferung aus III, V u. VI) Gutschrift zu 100 Prozent,
ferner 247500000	-	gleich 45 Prozent Gutschrift von der Neulieferung,
bleibt 302500000	-	jährlicher Goldkredit an Frankreich.

In diesem Falle würde mithin der erst später auf Wiedergutmachungskonto zu verrechnende Kredit erheblich geringer sein.

Wie wirkt nun das Wiesbadener Abkommen zusammen mit den Verpflichtungen aus dem Londoner Ultimatum? Deutschland hat nach diesem Ultimatum gegenwärtig jährlich eine Annuität von 3,25 Milliarden Goldmark zu leisten. Unter der Annahme, daß diese Leistung gleich hoch bleiben wird und daß wir das Wiesbadener Abkommen voll erfüllen können, würden wir bis zum 1. Mai 1926 (die nächsten viereinhalb Jahre) zu leisten haben:

14625000000	Goldmark	auf Grund des Ultimatums,
5200000000	-	nach dem neuen Abkommen.
Summe 19825000000	Goldmark.	

* * *

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß mit dem neuen Abkommen uns zunächst große Mehrlasten finanzieller Natur erwachsen, die sich allerdings in den Jahren 1926 bis 1936 allmählich durch Minderleistungen ausgleichen. Wenn darum als Argument zugunsten des Abkommens gesagt wird, daß wir damit Erleichterungen in der Devisenbeschaffung und in der Bewertung der Mark auf dem internationalen Markt erreichen werden, so ist das recht schwach und löcherig. Der Gegenwert für die Sachlieferungen in Höhe von mindestens 5,2 Milliarden Goldmark muß den Lieferanten in deutscher Papierwährung bezahlt werden. Das bedingt eine stärkere Inflation. Ein erheblicher Teil dieser Leistungen würde für den Weltmarkt und damit zur Devisenbeschaffung frei werden. Wir haben also bis 1926 aus dem Wiesbadener Abkommen keine valutarische Besserung, sondern eine Verschlechterung zu erwarten. Das ist ein ernster Einwand gegen das Abkommen.

Dem stehen natürlich Vorteile gegenüber. In Wiesbaden sind vier Nebenabkommen zwischen Rathenau und Loucheur abgeschlossen worden, die die ewig schwebende Gefahr der zahllosen Forderungen aus den französischen Listen über die Rückerstattungen aus Deutschland beenden. An Stelle all dieser Forderungen hat Deutschland nunmehr endgültig 120 000 Tonnen Industriematerial (einschließlich der Lieferungen seit 1. Mai 1920), 10 700 Eisenbahnwagen, 75 000 Pferde, 25 000 Rinder, 25 000 Schafe, 40 000 Bienenvölker und 158 Millionen Goldmark als Ablösung zu leisten. Ferner wird durch diese Lieferungen eine größere Stabilität in der deutschen Produktion, eine bessere Beschäftigung eintreten. Wir gewinnen auch mit diesen Lieferungen künftige Absatzaussichten in den französischen Gebieten, die wir jetzt beliefern sollen (spätere Ersatzlieferungen). Wir haben ferner damit einen neuen starken Beweis für die Welt geliefert, daß wir die Kriegswunden schnellstens heilen wollen.

Es ist natürlich sehr schwer, die Vorteile und Nachteile gegeneinander objektiv abzuwägen. Erst die künftig erscheinenden Tatsachen können ein abschließendes Urteil ermöglichen. Mir scheint aber, als wenn wir, dem Gedanken der Kontinentalpolitik folgend, Frankreich gegenüber zu einer großmütigen Geste ausgeholt haben, die einem wohlhabenden Staate besser angestanden hätte.

Die Internationale Arbeitsorganisation und ihre Wirksamkeit

Von H. Fehlinger

I

Die dritte Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation des Völkerbundes wird in diesem Herbst in Genf zusammentreten. Das rechtfertigt es, hier deren Aufbau und bisherige Wirksamkeit kurz darzustellen, um so mehr, als nicht nur in Deutschland, sondern fast überall die Möglichkeiten unterschätzt werden, die sich aus dem Bestand dieser Organisation für den Fortschritt von Arbeiterschutz und Arbeiterrecht, namentlich in den rückständigeren Ländern, ergeben. Die zu erstrebende Vereinheitlichung der Arbeitsgesetzgebung wird aber auch der Arbeiterschaft jener Länder zugute kommen, die auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung schon verhältnismäßig weit voraus sind, denn sie und nur sie kann verhüten, daß infolge des Wettbewerbs der sozial rückständigen Länder der weitere Fortschritt gehemmt, ein Niedergang der Industrie und eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen verhütet wird. Soll aber das Ziel der Ausdehnung der Sozialgesetzgebung auf alle Länder und ihrer Vereinheitlichung erreicht werden, so darf die gewerkschaftlich und politisch organisierte Arbeiterschaft der Internationalen Arbeitsorganisation nicht mehr oder minder gleichgültig gegenüberstehen, sondern sie muß an ihrer Tätigkeit den regsten Anteil nehmen.

Es ist erklärlich, wenn in Deutschland eine gewisse Abneigung gegen die Arbeitsorganisation besteht, deren Statut einen Bestandteil des Friedensvertrags bildet; dennoch dürfen wir uns dadurch von der Mitarbeit an den Aufgaben der Internationalen Arbeitsorganisation nicht abhalten lassen, der Deutschland seit deren erster Hauptversammlung zu Washington (Herbst 1919) angehört. Abgesehen von dem praktischen Nutzen, welcher sich für die Arbeiterschaft aus der Durchführung des Programms dieser Organisation ergeben kann und ergeben wird, ist sie, wie andere dem Völkerbund angegliederte internationale Zweckorganisationen, ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Pflege weltbürgerlicher Gedanken, welche die nationale Eigenkultur unseres Volkes und aller übrigen Völker in keiner Weise beeinträchtigt. Diese Zweckorganisationen können viel dazu beitragen, daß der Haß abgebaut wird, den der verhängnisvolle Weltkrieg hinterließ, und gegenseitiges Verstehen nach und nach an seine Stelle tritt.

Auf die Entstehungsgeschichte der Internationalen Arbeitsorganisation soll hier nicht eingegangen werden. Nur das sei gesagt, daß die Gründung der Organisation die Frucht einer Forderung ist, die von der Arbeiterschaft aller wirtschaftlich bedeutenden Länder wiederholt gestellt worden ist. Auf internationalen Kongressen und Konferenzen wurde immer wieder die dringende Notwendigkeit hervorgehoben, den Arbeiterschutz international zu gestalten. Selbst während des Krieges haben die Gewerkschaftskonferenzen zu Leeds im Jahre 1916 und zu Bern im Jahre 1917 diesen Gedanken zum Ausdruck gebracht. Die Berner Konferenz von 1919 verlangte unter Hinweis auf die Beschlüsse von Leeds und von Bern, daß das von ihr aufgestellte Arbeiterschutzprogramm beim Friedensschluß zu internationalem Recht erhoben werde und daß eine internationale Organisation zur Förderung des

Arbeiterschutzes ins Leben gerufen werde. Die Friedenskonferenz entsprach dieser Forderung. Wenn das von ihr aufgestellte Statut der Internationalen Arbeitsorganisation in wichtigen Punkten von den Vorschlägen der Gewerkschaftskongresse abwich, so ist das in der Hauptsache die Folge davon, daß die Staatssouveränität unter den bestehenden Verhältnissen voll aufrechterhalten werden sollte und auch auf die Zustände in außereuropäischen Ländern Bedacht zu nehmen war.

Die Internationale Arbeitsorganisation setzt sich zusammen aus den Mitgliedstaaten des Völkerbundes. Deutschland gehört zwar dem Völkerbund nicht an, doch wurde es, wie schon bemerkt, bereits im Jahre 1919 in die Arbeitsorganisation aufgenommen, da man nicht gut jenen Staat außenstehen lassen konnte, der die umfangreichste und am weitesten vorgeschrittene Arbeiterschutzgesetzgebung besitzt und auf diesem Gebiet anderen Staaten vielfach als Vorbild gedient hat. Außerhalb der Internationalen Arbeitsorganisation stehen zwei wichtige Staaten, nämlich die Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland. Das Fernbleiben Amerikas von der Arbeitsorganisation ist in denselben eigenartigen politischen Verhältnissen begründet, wie sein Fernbleiben vom Völkerbund selbst. Insgesamt beträgt die Zahl der Mitgliedstaaten zurzeit 50. Jeder von ihnen hat innerhalb der Organisation die gleichen Rechte und Verbindlichkeiten, und die Stimme eines jeden wiegt gleichviel. Zu bemerken ist, daß die sich selbst verwaltenden Dominien des britischen Reiches (Indien, Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika) in der Internationalen Arbeitsorganisation als selbständige Staaten gelten, was in der völligen Unabhängigkeit ihrer inneren Gesetzgebung begründet ist.

Ein materielles Arbeitsrecht enthält der auf die Arbeitsorganisation bezügliche Teil der Friedensverträge nicht. Er legt nur die Grundsätze für ein solches Recht dar und sieht die Einrichtungen zu seiner Verwirklichung vor.

In die Hauptversammlung, die mindestens jährlich einmal stattzufinden hat, entsendet jeder Mitgliedstaat vier Vertreter, und zwar zwei Regierungsvertreter und je einen Arbeiter- und Unternehmervertreter. Die letzteren werden von den Regierungen der einzelnen Staaten in Übereinstimmung mit den bedeutendsten wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter und Unternehmer bestimmt. Überdies können technische Ratgeber ernannt werden, deren Fachkenntnisse bei Erledigung der zur Verhandlung stehenden Fragen von Nutzen zu sein versprechen. Beschlüsse mit Gesetzeskraft kann die Hauptversammlung nicht fassen, da dies unvereinbar mit dem Grundsatz der Staatssouveränität wäre. Die Beschlüsse der Versammlung haben vielmehr die Form von 1. Entwürfen für internationale Übereinkommen, die durch Ratifikation innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts bindende Kraft erlangen, oder 2. von Vorschlägen für die Landesgesetzgebung, die zwar nicht in Einzelheiten, aber doch dem Grundsatz nach übereinstimmen soll. Die gesetzgebenden Körperschaften der Mitgliedstaaten sind nicht verpflichtet, die von der Hauptversammlung beschlossenen Entwürfe internationaler Übereinkommen anzunehmen. Was die Regierungen tun müssen, ist, diese Entwürfe im Verlauf von längstens 18 Monaten nach Schluß der Konferenz den für die Entscheidung zuständigen Stellen vorzulegen, die praktisch wohl in fast allen Fällen die Parlamente sein werden. Wenn eine Regierung das zu tun unterläßt, so läuft sie Gefahr, daß wirtschaftliche Druckmittel gegen

sie angewendet werden (Artikel 409 bis 420 des Friedensvertrags). Wurden Vertragsentwürfe einmal ratifiziert oder Vorschläge zum Gegenstand der Gesetzgebung gemacht, so ist der betreffende Staat zu ihrer Einhaltung verpflichtet. Wird diese Verpflichtung nicht eingehalten, so kann in der betreffenden Sache das Internationale Arbeitsamt und der Internationale Gerichtshof des Völkerbundes mit den ihm zur Verfügung stehenden Machtmitteln einschreiten, um den Verpflichtungen Geltung zu verschaffen.

Eine weitere Einrichtung der Internationalen Arbeitsorganisation ist das Internationale Arbeitsamt mit dem Sitz in Genf, das unter Leitung eines aus 24 Personen zusammengesetzten Verwaltungsrats steht. Von den Mitgliedern dieses Rats sind zwölf Vertreter von Regierungen der Mitgliedstaaten, sechs werden von den Arbeitervertretern und ebenfalls sechs von den Unternehmervertretern zur Hauptversammlung gewählt. Von den Regierungsvertretern wieder werden acht von den wirtschaftlich wichtigsten Staaten in den Verwaltungsausschuß entsandt; die Staaten, die als solche ausersehen wurden, sind folgende: Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien, Belgien, Japan, Dänemark und die Schweiz. Die übrigen vier werden von den Staaten ernannt, auf welche sich die auf der Hauptversammlung anwesenden Regierungsvertreter der verbleibenden Staaten einigen. Die Amtsdauer des Verwaltungsrats währt vier Jahre. Seine Sitzungen finden vierteljährlich statt.

Die Aufgabe des Internationalen Arbeitsamts ist die Sammlung und Verbreitung von Kenntnissen über alle Fragen, die sich auf die internationale Ordnung wirtschaftlicher Angelegenheiten beziehen, dann die Veranstaltung von Erhebungen, die von der Hauptversammlung angeordnet werden mögen. Es hat überdies die Ausführung der ratifizierten Verträge zu überwachen und kann durch besondere Ausschüsse Untersuchungen von Beschwerden über Verletzungen solcher Verträge durchführen. Mit Hilfe des Völkerbundes kann es gegen vertragsbrüchige Mitgliedstaaten vorgehen.

Der Tätigkeitsbereich des Amts reicht mithin ziemlich weit. Es hat sowohl mit den Regierungen der Mitgliedstaaten wie auch mit den Arbeiter- und Unternehmerorganisationen in diesen Staaten in steter Fühlung zu sein und mitzuwirken an der Lösung der vielen Fragen auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Lebens, nicht zuletzt auch jener, die infolge des Weltkriegs auftauchten. Sollen die Lösungen befriedigend ausfallen, soll der als notwendig anerkannte soziale Umbau auf festen Grundlagen ausgeführt werden, so gilt es vor allem, Sicherheit darüber zu gewinnen, wie diese Grundlagen geartet sein müssen. Hier die Vorarbeiten zu leisten, ist Sache des Internationalen Arbeitsamts.

Dem Statut der Internationalen Arbeitsorganisation gemäß können die Berufsverbände der Arbeiter und Unternehmer und durch sie wieder deren Mitgliedschaften Einfluß auf das internationale Arbeitsrecht ausüben. Die Tagesordnungen der Hauptversammlungen werden vom Verwaltungsrat festgesetzt, doch können Vorschläge für die Tagesordnung sowohl von den Regierungen der Mitgliedstaaten wie auch von den Berufsverbänden gemacht werden. Ferner können die Berufsverbände sich bei der Durchführung internationaler Übereinkommen auf dem Gebiet des Arbeitsrechts zur Geltung bringen. Jede an das Internationale Arbeitsamt gerichtete Beschwerde eines Berufsverbandes der Arbeiter oder Unternehmer, die sich

darauf gründet, daß irgendein Staat die von ihm angenommenen Übereinkommen nicht oder nicht richtig ausführt, kann vom Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts der Regierung des Staates übermittelt werden, über den Klage geführt wird. Geht von dieser in angemessener Frist keine Erklärung ein, oder hält der Verwaltungsrat die eingehende Erklärung für nicht befriedigend, so hat dieser das Recht, die erhobene Beschwerde und gegebenenfalls die betreffende Entgegnung zu veröffentlichen. Außer der Veröffentlichungsbefugnis steht dem Verwaltungsrat auch die Möglichkeit offen, die Sache von Amts wegen weiterzuverfolgen. Er kann nämlich die Bildung eines Untersuchungsausschusses veranlassen, dem es obliegt, dem Streitgegenstand nachzugehen und über die erzielten Ergebnisse zu berichten. Das gleiche Verfahren kann eingeschlagen werden, wenn ein Mitglied der Hauptversammlung eine Beschwerde gegen einen Mitgliedstaat erhebt. Der Bericht eines zur Prüfung von Streitfragen eingesetzten Untersuchungsausschusses hat nötigenfalls die wirtschaftlichen Zwangsmaßregeln anzugeben, die der Ausschuß für erforderlich hält, um dem internationalen Arbeitsrecht in einem Staate, der dagegen verstößt, Geltung zu verschaffen. Die Entscheidung über ihre Anwendung liegt in letzter Linie beim Internationalen Gerichtshof des Völkerbundes.

Die Leitung des Amtes untersteht einem Direktor und einem stellvertretenden Direktor, die vom Verwaltungsrat ernannt werden und an dessen Sitzungen teilnehmen. Der Direktor amtiert auch als Sekretär der Hauptversammlung. Die Verwaltungsarbeiten werden vom Kabinett des Direktors ausgeführt, dem eine Reihe von Dienstzweigen angegliedert sind. Ferner besteht eine diplomatische Abteilung für den Verkehr des Amtes mit den Regierungen und eine wissenschaftliche Abteilung mit den folgenden Unterabteilungen: 1. Nachrichtendienst und Übersetzung, 2. Arbeitsgesetzgebung, 3. Veröffentlichungen. Endlich sind noch acht wissenschaftlich-technische Sektionen vorhanden, deren Arbeitsgebiete folgendermaßen abgegrenzt sind: 1. Auswanderung und Arbeitslosigkeit, 2. Gewerbehygiene, 3. Russische Angelegenheiten, 4. Soziale Versicherung, 5. Ackerbau, 6. Genossenschaftswesen, 7. Seefahrtswesen, 8. Produktion.

Korrespondenten des Internationalen Arbeitsamts befinden sich in Frankreich, Großbritannien, Italien, Deutschland (Alexander Schlicke, Berlin-Grunewald, Humboldtstraße 13) und in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die regelmäßigen Veröffentlichungen des Amtes sind eine Monatsrevue, die wissenschaftliche Darstellungen in gemeinverständlicher Schreibweise enthält. Sie wurde bisher in englischer und französischer Sprache ausgegeben, wird künftig aber auch in deutscher Sprache erscheinen. Dazu kommt eine Wochenschrift, welche die Texte amtlicher Dokumente, die Berichte über die Sitzungen des Verwaltungsausschusses und andere die Arbeiten des Amtes betreffende Mitteilungen enthält, endlich eine Zeitschrift mit Nachrichten aus allen Ländern, die das Tätigkeitsgebiet des Amtes betreffen. Diese Zeitschrift erscheint gewöhnlich zweimal wöchentlich, während der Tagung der Hauptversammlung aber täglich. In unregelmäßigen Zeitabständen werden mehrere Reihen von Studien und Berichten ausgegeben, ferner erscheinen Bibliographien sowie die Verhandlungsberichte der Hauptversammlungen. Auch die erste Ausgabe eines Jahrbuchs des Internationalen Arbeitsamts

liegt bereits vor, das unter anderem ein umfangreiches Adreſſenverzeichnis der wirtſchaftlichen Organiſationen der Arbeiter und der Unternehmer und der Genoſſenſchaften in allen Ländern enthält; es iſt in engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache abgefaßt. (Schluß folgt)

Die Görlitzer Frauentage

Einige Betrachtungen von **Henni Lehmann**

Man kann die Görlitzer Tagung des Hauptausſchuſſes für Arbeiterwohlfahrt, wenn ihr auch Männer beiwohnten, mit der ihr folgenden Tagung der ſozialdemokratiſchen Frauen unter der Bezeichnung »Görlitzer Frauentage« zuſammenfaſſen; denn die Aufgaben des Hauptausſchuſſes ſind im weſentlichen Frauenhänden anvertraut, wie andererſeits die kommunale Frauenarbeit, die den Verhandlungsgegenſtand des Frauentags bildete, zum größeren Teil Wohlfahrtsarbeit iſt. So iſt der innere Zuſammenhang gegeben, der auch äußerlich in der Einheit der Leitung durch Marie Juchacz hervortrat.

Den Beginn bildete das Referat von Helene Simon über Aufgaben und Ziele der modernen Wohlfahrtspflege — fein, klug und gründlich, wie jede Arbeit von Helene Simon. Dennoch erſcheint mir fraglich, ob es zweckentſprechend iſt, bei einer erſten Tagung, der viele neu in die Arbeit eintretende, im weſentlichen nur durch die Praxis geſchulte Kräfte beiwohnen, derartige ins einzelne und Breite gehende theoretiſche Erörterungen voranzuſtellen. Hätte man ſich auf gründliche Behandlung einiger weniger Punkte beſchränkt, ſo wäre eine größere Vertiefung und nachhaltigere Auswirkung erzielt worden. Die zugrunde gelegten Leitſätze umfaſſen mehr als vier Seiten und ſtellen faſt einen Leitfaden dar. Sie alle zu diskutieren, wie es nötig geweſen wäre, da es in dieſen Fragen zu viele Für und Wider gibt, war unmöglich. Ob zum Beiſpiel die »Höchſtſteigerung der geſellſchaftlichen Gütererzeugung«, alſo eine rein wirtſchaftliche Aufgabe, der Wohlfahrtspflege als Vorausſetzung unbedingt bedarf, iſt doch wohl eine ſtrittige Frage. Ich kann mir das nur inſofern vorſtellen, als eine entſprechende Wohlfahrtspflege möglichſt viele Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft dadurch, daß ſie ihnen günſtige Lebens- und Arbeitsbedingungen ſchafft, zu der ihnen ſubjektiv möglichen höchſten Leiſtung befähigt. Auch der Satz: »Der Leiſtungslohn iſt eine Forderung der Produktion und der Gerechtigkeit; den Ausgleich zum Leiſtungslohn je nach Alter, Familienſtand und behinderter Leiſtungsfähigkeit muß die Wohlfahrtspflege ſchaffen« iſt in ſeiner Unbedingtheit recht bedenklich. Der erſte Satz iſt mir einmal in einer politiſchen Verſammlung von einem volksparteilichen Redner entgegengehalten worden als Grund dafür, daß wir eigentlich gegen den nivellierenden Tarif auftreten müßten. Und ob es ferner richtig iſt, den Ausgleich nach Alter uſw. ganz vom Arbeitsverhältnis zu löſen und der Wohlfahrtspflege zu überweiſen, muß gleichfalls bezweifelt werden. Das ganze Problem der Arbeiterentlohnung iſt ein außerordentlich ſchwieriges, deſſen Löſung noch ausſteht. Dadurch, daß dieſe und andere Leitſätze des Referats unbeſtritten hinausgehen, erlangen ſie den Wert allgemeingültiger Wahrheiten, und das iſt recht bedenklich.

Aus dem Referat Caſparis möchte ich folgende Geſichtspunkte als grundlegend hervorheben: Der Ausſchuß für Arbeiterwohlfahrt iſt keine private Wohlfahrtsorganiſation, ſondern ein Beſtandteil der S. P. D. Die Wohlfahrtspflege im ſozialiſtiſchen Sinne umfaßt alle Maßregeln der Vorbeugung, der Verhütung und der Heilung für die Allgemeinheit mit Rechtsanſpruch. Dadurch unterſcheidet ſie ſich in der Grundanſchauung von der bürgerlichen Wohlfahrtspflege, die auf Unbemittelte zugeſchnitten iſt und keinen Rechtsanſpruch gewähren will. Die Sozialpolitik iſt kein Gegenſatz, ſondern ein Glied der Wohlfahrtspflege. Bedeutſam ſcheint mir

ferner die von ihm aufgestellte Forderung, daß die Wohlfahrtspflege Lehrfach an den Universitäten sein soll. Außer in Frankfurt am Main ist dies bisher, soweit ich es übersehe, nicht der Fall. Man wird dann allerdings für Auswahl geeigneter Lehrkräfte Sorge tragen müssen, die mit der Fähigkeit des wissenschaftlichen Forschers die praktische Lebenskenntnis verbinden. Weiter scheint mir der Vorschlag wichtig, innerhalb der Wohlfahrtspflege das Rechtsfriedenswesen zu organisieren mit der Aufgabe der Prozeßverhütung und ebenso der Hinweis darauf, daß unsere Wohlfahrtsgesetzgebung sich zu sehr in Einzelgesetzen zersplittert und die Zusammenfassung in einem großen grundlegenden Gesetz erwünscht ist. Auch der Anregung, die Einkünfte der Gewerbesteuer in den Kommunen wesentlich für Wohlfahrtszwecke zu verwenden, könnte nachgegangen werden.

In dem Referat von Marie Juchacz über die Organisation der Wohlfahrtspflege durch den Ausschuß war besonders interessant der Überblick über die viel zu wenig gekannte praktische Wohlfahrtsarbeit, die bisher schon durch die Arbeiterschaft geleistet worden ist — insbesondere auf dem Gebiet des gewerblichen Kinderschutzes. Eine straffe Zusammenfassung dieser Arbeit war jedoch unmöglich, weil man die nötigen Kräfte nicht hatte. Diesem Mangel hilft die Organisation des Ausschusses ab. Allerdings will die erste Tagung keine festen Formeln geben, nur den Anstoß, nach unseren Grundsätzen zu handeln. Als allgemeine Richtlinie gilt, daß der Ausschuß einheitlich innerhalb der Partei und nicht nur als besondere Frauenorganisation dastehen soll. Vielleicht war es sehr richtig und klug, vorläufig nicht mehr zu geben. Dennoch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mancher Frau ein positiverer Wegweiser für die örtliche Organisationsarbeit erwünscht gewesen wäre, wie denn überhaupt wohl manche Teilnehmerin an den beiden Frauentagen die Empfindung mit hinwegnahm, man hätte vielleicht hier und da mehr von dem geben können, was von ihr da, wo sie steht, in eigener Arbeit zu verwerten ist.

Von drei Referaten des Frauentags — Wutzki, Frau Dr. Schöfer (Lübeck), Hedwig Wachenheim — bildete das zweite von Frau Dr. Schöfer unbestritten einen geistigen Höhepunkt. Sie entwickelte sehr fein, daß wir bisher im Wirtschaftsprozeß allzusehr gewohnt waren, Güterökonomie zu treiben, und darüber die Menschenökonomie vernachlässigt haben. Das entspricht dem individualistischen Wirtschaftsprinzip. Dem Einzelunternehmer ist die Erhaltung des Sachguts, das ihm Kosten verursacht, das Wesentliche. Die Erhaltung der persönlichen Arbeitskraft aber liegt außer im Interesse des Arbeitenden auch im Interesse der staatlichen Gemeinschaften, deren kostbarster Besitz ihre menschlichen Produktionskräfte sind.

Das Referat von Hedwig Wachenheim über Vereine war gut durchdacht, und man konnte den Grundzügen über Möglichkeit der Zusammenarbeit mit anders gerichteten Vereinen und Organisationen im allgemeinen zustimmen, auch der Gliederung nach den Zielen in allgemeine Frauenvereine, Wohlfahrtsvereine, Volksbildungsvereine. Insbesondere schien mir die Charakterisierung der Hausfrauenvereine richtig, die sich immer mehr zu Zweckverbänden der Arbeitgeberinnen entwickeln. Eine zusammenfassende Interessengemeinschaft der proletarischen Hausfrauen mag demgegenüber wohl zu empfehlen sein.

Alle diese Ausführungen entsprechen jedoch ausschließlich den Verhältnissen größerer Städte oder Landesteile, für Kleinstädte oder das platte Land kommen sie nicht in Betracht. Dort gibt es zumeist nur einen Verein, vielleicht den vaterländischen Frauenverein und allenfalls noch einen Jungfrauenverein. Diese leisten meist Arbeit auf allen Gebieten. Eine differenzierte Unterscheidung über das Zusammenarbeiten ist da ganz unmöglich. Ich hätte sehr gewünscht, daß man bei allen in das praktisch Verwertbare übergreifenden Fragen ganz besonders die kleine Stadt und das Land berücksichtigt hätte. In größeren Städten haben wir meist eine Reihe geschulter Genossinnen, die sich so oder so zu helfen wissen; auf dem Lande aber und in der Kleinstadt gilt es ganz besonders, das kann ich auf Grund meiner praktischen Erfahrung sagen, die Frauen erst heranzuziehen und zu schulen für

Wohlfahrts- und kommunale Arbeit. Sie sind dort allgemein noch viel fester eingespannt in den Rahmen des persönlichen Lebens und des Einzelhaushalts. Aus dieser Enge sind sie erst durch den Gemeinschaftsgedanken zu lösen. Das zu fördern, darin sehe ich eine bedeutsame Aufgabe künftiger Wohlfahrts- und Frauentagungen.

Die Diskussionen waren im allgemeinen sachlich und gut, aber sie gingen doch, das war unvermeidlich, stellenweise etwas kraus durcheinander und mündeten vereinzelt auch in das Uferlose der persönlichen Erfahrung. Ich möchte, um dies zu vermeiden und doch das allgemeine Lehrreiche solcher Erfahrungen festzuhalten, einen anderen Modus empfehlen, der auch sonst üblich ist. Es wird ein Vormittag oder Nachmittag angesetzt für Berichte der vertretenen Organisationen des Ausschusses in Verbindung mit dem Bericht über die örtliche kommunale Arbeit, und jedem wird eine bestimmte kurze Redezeit zugemessen. Dann kann sich die Diskussion nach den Referaten auf die Referate selbst beschränken. Dadurch wird sie einheitlicher und geschlossener.

Dies sind Wünsche und Vorschläge, nicht etwa Vorwürfe gegen das in Görlitz Geleistete, das durchweg sehr anerkennenswert ist und einen entschiedenen Fortschritt im Vergleich zu früheren Frauentagen zeigt. Uneingeschränkter Dank gebührt Frau Juchacz wie ihrer Vertreterin Frau Rynech für die gute und sachliche Leitung.

Die Alabamafrage

Ein Gedenkblatt
zur Halbjahrhundertfeier des ersten internationalen Schiedsgerichts in Genf

Von Robert Horn

»Ladies and Gentlemen!« erhob der Engländer seine Stimme, während ein Kellner ein großes Tablett mit gefüllten Champagnergläsern auf den Tisch stellte. »Ladies and Gentlemen!« wiederholte er, »dies bedeutet nach dem, was ich aus dem eingegangenen Telegramm erfuhr, daß das ersteinternationale Schiedsgericht in Genf seine Arbeit beendet hat; das bedeutet, daß man einem Kriege zwischen zwei Völkern oder, was noch schlimmer, einem Kriege gegen die Zukunft zuvorgekommen ist; daß hunderttausend Amerikaner und ebenso viele Engländer diesem Tage zu danken haben, daß sie noch am Leben sind. Die Alabamafrage ist gelöst worden, zum Besten nicht Amerikas, sondern des Rechts, nicht zum Schaden Englands, sondern zum zukünftigen Wohl. Glauben Sie noch, Herr Spanier, daß Kriege unvermeidlich sind? Lächeln Sie noch, Herr Franzose, so lächeln Sie mit dem Herzen und nicht mit den Lippen. Und Sie, mein Herr deutscher Pessimist, glauben Sie jetzt, daß die Franktireurfrage ohne Franktireurs und ohne Erschießen gelöst werden kann, aber auch nur auf diese Weise? Und Sie, meine Herren Russen, ich kenne Sie nicht persönlich, aber Ihre moderne Waldpflege mit den Köpfen, glauben Sie, daß die so ganz richtig ist? Glauben Sie nicht, daß es besser ist, an die Wurzel zu gehen? Das ist bestimmt sicherer und ruhiger! Als Engländer müßte ich mich heute geschlagen fühlen, aber ich fühle mich stolz, meines Landes wegen, das tut ein Engländer stets, wie Sie wissen, aber heute habe ich das Recht, es zu sein, denn England ist die erste europäische Macht, die an das Urteil ehrlicher Männer *appelliert hat*, statt an Eisen und Blut! Und ich wünsche Ihnen und allen viele *solche Niederlagen*, wie wir sie heute erlitten haben, denn das wird uns siegen lehren!« ...

In Vevey in der Schweiz, an den Ufern des Genfer Sees und an einem schönen warmen Herbstabend des Jahres 1872 läßt der schwedische Dichter August Strindberg diese Szene seiner »Friedensnovelle« spielen.[1]

[1] Deutsch neuerdings in der Übertragung von Emil Schering bei Georg Müller in München und Berlin 1918.

Die »Alabamafrage«? Woher der Name und was versteckt sich hinter ihm? In kurzen Zügen sei dies beantwortet.

Ein Offizier der nordamerikanischen Südstaaten hatte während des Sonderbundkrieges, der hauptsächlich wegen der Abschaffung der Negersklaverei zwischen dem Norden und dem Süden der nordamerikanischen Union seit dem Anfang des Jahres 1861 tobte, in Liverpool, der bekannten englischen Hafenstadt, ein Arsenal errichtet. Auf der Werft Birkenhead bei Liverpool wurde das Kaperdampfschiff »Alabama« erbaut, das am 28. Juli 1862 unter dem Kapitän Semmes in See ging. Nach diesem Schiffe trägt die später zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika entstandene Verwicklung ihren Namen. Der jahrelang sich hinziehende Streit nahm gelegentlich so ernste Formen an, daß ein Krieg zwischen den beiden Staaten befürchtet wurde. Noch weitere Kaperschiffe für die Südstaaten gingen von englischen Häfen aus. Nach Beendigung des Krieges, und zwar seit dem Jahre 1865, machten die Nordamerikaner Entschädigungsansprüche an England geltend. Der später durch einen fanatischen Anhänger der Südstaaten ermordete amerikanische Präsident Lincoln stellte gleich nach Beendigung des Bundeskriegs eine Forderung an England, wonach Ersatz für den Schaden verlangt wurde, den in englischen Häfen für die Südstaatler gebaute Kaperschiffe den Unionisten zugefügt hätten. Dieses Verlangen wurde durch eine zweite nordamerikanische Depesche im Mai 1865 wiederholt. Lord Palmerston, der damalige Leiter der auswärtigen Politik in England, begann daraufhin in Unterhandlungen mit der amerikanischen Union einzutreten.

Der Senat der Vereinigten Staaten verwarf jedoch Anfang Mai 1869 die englischen Vorschläge bezüglich der Ausgleichung der Streitpunkte. England hätte die Südstaaten begünstigt, sie als kriegführende Macht anerkannt und ihnen die Ausrüstung von Kaperschiffen wie der »Alabama« in englischen Häfen gestattet. Der Senator Sumner, Präsident des Ausschusses im Senat für auswärtige Angelegenheiten, erklärte, der Verlust, den das amerikanische Volk durch die Anerkennung der Südstaaten von seiten Englands erlitten, stelle sich allein für den Handel auf 111 Millionen Dollar. Ohne die englische Unterstützung der Rebellion durch Zufuhren usw. wäre dieselbe viel früher niedergeworfen worden. Die Unterdrückung des Aufstandes der Südstaaten habe 4000 Millionen Dollar gekostet; 2500 Millionen hiervon sei die Nation noch heute schuldig. Von jedem Gerichtshof wäre England in die Hälfte der Kosten verurteilt worden. Der Senator Chandler verlangte Kanada als Entschädigung für die Vereinigten Staaten. Die englische Presse zeigte sich durch diese Sprache keineswegs eingeschüchtert. Der »Spectator« erklärte, ein Krieg gegen nordamerikanische Anmaßung würde von dem englischen Volke mit der größten Hartnäckigkeit geführt werden. Man sah in England der Ankunft des neuen nordamerikanischen Gesandten Lothrop Morley, die Ende Mai erfolgte, mit großer Spannung entgegen. Der Gesandte erklärte auf eine Adresse der Liverpooler Handelskammer, der Präsident Grant und das amerikanische Volk wünschten freundschaftliche Beziehungen zu England, er, Morley, werde sein möglichstes dazu beitragen. Von der Regierung in Washington war Morley beauftragt, die Verhandlungen über die Alabamafrage aufzuschieben, bis eine Beruhigung der Gemüter eingetreten wäre, und dann, wenn möglich, eine für beide Teile ehrenhafte Lösung herbeizuführen.

Bei der Eröffnung des nordamerikanischen Kongresses am 6. Dezember 1869 durch den Präsidenten Grant billigte dieser, daß der Senat den von der vorigen Regierung mit England geschlossenen Vertrag verworfen habe, da sich in demselben kein Wort befunden, wodurch das amerikanische Volk mit der unfreundlichen Haltung Großbritanniens während des Bürgerkriegs hätte versöhnt werden können. Jedoch hoffte er, daß die Zeit bald kommen werde, wo die beiden Regierungen zur Erledigung dieser Frage zusammentreten und über völkerrechtliche Grundsätze sich einigen könnten, die eine fernere Störung des guten Einvernehmens verhinderten.

Es wurde nun zwischen England und Nordamerika am 1. Mai 1871 zu Washington ein Vertrag abgeschlossen, in dem sich England im allgemeinen zu einer Entschädigung verstand; das Nähere aber durch ein Schiedsgericht bestimmt werden sollte, bestehend aus Abgeordneten der Vereinigten Staaten, Englands, Italiens, der Schweiz und Brasiliens, das in Genf zusammenzutreten hätte. Noch ehe aber dieses Gericht in Tätigkeit war, gab es zwischen der nordamerikanischen und englischen Regierung neue Streitigkeiten über die englischen Zusagen in dem Washingtoner Vertrag. England erklärte sich nämlich nur zur Entschädigung an Privatpersonen bereit, die nachweisbar durch die Kaperschiffe Verluste erlitten hätten; die nordamerikanische Regierung verlangte aber auch Entschädigung für die aus der Verfolgung der Kreuzer entstandenen Kosten, für die höheren Versicherungsprämien, ja selbst für die aus der Verlängerung des Krieges hervorgegangenen Verluste. England verweigerte eine solche auch auf indirekten Schaden ausgedehnte Entschädigung. Das Washingtoner Kabinett erklärte darauf am 8. Februar 1872, es ziehe keine seiner Forderungen zurück, unterwerfe sich aber vollständig der Entscheidung des Genfer Schiedsgerichts.

Noch in demselben Monat, und zwar am 17. Februar 1872, legte das englische Ministerium dem Parlament seine Verteidigungsschrift in der Alabamaangelegenheit vor. Darin wurde gesagt, England habe die Neutralität streng aufrechterhalten. Die Schiffe »Alabama«, »Florida«, »Georgia« und »Shenandoah« seien nicht auf englischem Gebiet ausgerüstet worden. England bedaure das Auslaufen dieser Schiffe, bestreite jedoch die Berechtigung der amerikanischen Geldansprüche. England werde den Ausspruch des Schiedsgerichts anerkennen, soweit derselbe gerecht sei. Die englische Regierung erklärte nämlich fortwährend, sie werde zwar den direkten Schaden ersetzen, den die genannten Kaperschiffe durch Wegnahme nordamerikanischer Handelsschiffe verursacht hätten, nicht aber den indirekten (Störung des Handels, Notwendigkeit der Verfolgung der Kaperschiffe), wofür die Nordamerikaner gleichfalls Entschädigung verlangten. Auf eine Entscheidung bezüglich letzteren Punktes durch ein Schiedsgericht wollte sich England gar nicht einlassen. Darauf erklärte die nordamerikanische Regierung am 26. Mai 1872, daß sie auf Ersatz für indirekte Beschädigung verzichte unter der Bedingung, daß England und Nordamerika auch künftig nicht für indirekte Schäden verantwortlich gemacht werden könnten. Das Genfer Schiedsgericht gab am 28. Juni 1872 die Erklärung ab, daß für indirekte Beschädigung keine Entschädigung nach völkerrechtlichen Grundsätzen beansprucht werden könne. England und Nordamerika erkannten diese Entscheidung an.

Über die Tätigkeit des in Genf tagenden Schiedsgerichts ließ sich damals ein Artikel aus London in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« wie folgt vernehmen:

»Die Arbeiten des Genfer Schiedsgerichts können als beendet betrachtet werden, nur noch die Förmlichkeiten sind zu erledigen. Nach 22 Sitzungen, die in einem Zeitraum von 56 Tagen stattfanden, ist das große Chaos der Alabamafrage endlich abgetan worden. Man erinnert sich, daß die Anklage der Amerikaner dahin lautete, England habe die drei im Washingtoner Vertrag niedergelegten allgemeinen Grundsätze verletzt und sich auch einer Verletzung seiner Neutralitätspflicht in bezug auf 30 verschiedene Schiffe schuldig gemacht. Das Urteil des Schiedsgerichts ist nur in drei Fällen, nämlich in bezug auf die Schiffe ‚Alabama', ‚Florida' und ‚Shenandoah', zuungunsten Englands ausgefallen und den Vereinigten Staaten eine Entschädigungssumme von 3½ Millionen Pfund Sterling (15½ Millionen Dollar in Gold) zuerkannt worden. Das Erkenntnis des Schiedsgerichts ist vom 14. September 1872 datiert und wurde in der letzten Sitzung am 15. September publiziert. Die Sitzungen hatten im Genfer Stadthaus stattgefunden.«

Das in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« angekündigte Urteil des Genfer Schiedsgerichts in der Alabamafrage, von den Schiedsrichtern in Genf am 14. September 1872 unterzeichnet, sagte, es habe seiner Entscheidung den am 8. Mai 1871

zu Washington zwischen den Vereinigten Staaten und England abgeschlossenen Vertrag zugrunde gelegt. Beide Staaten seien übereingekommen, alle unter dem Namen der Alabamaforderungen bekannten Forderungen einem aus fünf Richtern bestehenden Schiedsgericht zu unterbreiten. Diese Richter seien zu ernennen: 1. von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten (der dazu den Charles Francis bestimmte), 2. von der Königin von England (Lordoberrichter Cockburn), 3. von dem König von Italien (Minister Graf Sclopis), 4. von dem Kaiser von Brasilien (Antonio d'Aranje, brasilianischer Gesandter in Frankreich), 5. von dem Präsidenten des Schweizerbundes (Jakob Stämpfli). Diese Richter seien zuerst am 15. Dezember 1871 im Saale des Genfer Stadthauses zusammengetreten, hätten ihre Sitzungen am 16. Dezember 1871 vertagt, dann aber am 15. Januar 1872 wieder eröffnet. Das Gericht erkannte die englische Regierung für schuldig, die am 13. Mai 1861 verkündete Neutralität in bezug auf drei für die Südstaaten operierende Schiffe, die »Alabama«, die »Florida« (auch »Oredo« genannt) und die »Shenandoah«, verletzt zu haben, und verurteilte die englische Regierung zu einem Schadenersatz von 15½ Millionen Dollar in Gold oder 3½ Millionen Pfund Sterling. Bezüglich aller übrigen in Frage stehenden Schiffe »Tuscaloosa« (Tender der »Alabama«), »Clarence«, »Tacony« (Tender der »Florida«) und elf anderen Schiffen wurde England freigesprochen. Der Vertreter Englands, Cockburn, erklärte England nur in Sachen des Schiffes »Alabama« für schuldig, wurde aber von den übrigen Richtern überstimmt.

Soweit der Verlauf der berühmten Alabamaangelegenheit, auf die auch die Erläuterungen zum Erfurter Programm bei dem Punkte »Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege« hinweisen. »Es gibt Mittel und Wege, um einen Zwist zwischen verschiedenen Staaten friedlich zu schlichten, und es ist klar, daß ein gut geordneter Staat sich des letzteren Verfahrens bedient, solange ihm eine Möglichkeit dazu gegeben ist« — heißt es darin wörtlich.

Was wäre Europa, was der Welt nicht alles erspart geblieben, wenn man im Sommer 1914 auch den Streitfall zwischen Serbien und Österreich-Ungarn in dieser Weise behandelt hätte.

Literarische Rundschau

M. Beer, **Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe.** 2. Teil: Mittelalter. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 110 Seiten. Preis kartoniert 6 Mark.

Dem vor zwei Jahren erschienenen (in der Neuen Zeit, 38. Jahrgang, 2. Band besprochenen) ersten Band seiner »Allgemeinen Geschichte des Sozialismus« hat M. Beer — durch Krankheit längere Zeit am Arbeiten verhindert — jetzt das zweite Bändchen folgen lassen, das in der Hauptsache die kurzgefaßte Geschichte der sozialen und sozialistischen Ideen vom vierten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts enthält. Hat schon der erste Band in der sozialistischen Presse allgemeine, zum Teil sogar begeisterte Anerkennung gefunden, so darf dieser zweite Band in noch höherem Grade einer günstigen Aufnahme sicher sein, denn er zeugt nicht nur von einem gründlichen Studium der mittelalterlichen und neueren Literatur über das Werden der Papstkirche und die sich gegen diese erhebenden ketzerischen halb- und ganzkommunistischen Richtungen, sondern auch von einer tiefen Erfassung des religiösen Geisteslebens jener Zeit. Zudem hat Beer, wenn auch mehrfach der überreiche Stoff in sehr knappe Fassungen hineingezwungen ist, vortrefflich verstanden, seine Darstellung so gemeinverständlich zu halten, daß auch der Leser, der nur wenig von der Kirchen- und Sektengeschichte des Mittelalters weiß, sich leicht in Beers Ausführungen hineinzufinden vermag.

Freilich ist der Geist des mittelalterlichen Sozialismus ein wesentlich anderer als jener der Antike, und Beer hat nicht so unrecht, wenn er zu Beginn der vorliegen-

den Schrift meint, es sei für den modernen Menschen Mittel- und Westeuropas leichter, sich in das Empfinden und Denken der Spätantike, als in die religiöse Gedankenwelt des Mittelalters einzufühlen. Die sozialistischen und kommunistischen Spekulationen und Vorschläge des Altertums verfolgen fast ausschließlich staatliche Zwecke. Sie wollen die inneren Klassenkämpfe im Staate beseitigen und diesem eine auf innerer Geschlossenheit beruhende Machtstellung nach außen verschaffen. Die mittelalterlichen kommunistischen Bestrebungen entspringen hingegen einer sittlich-religiösen Erhebung gegen die weltliche und kirchliche Papstgewalt und deren Begünstigung kapitalistisch-privatwirtschaftlicher Herrschaftsformen; sie fordern daher zumeist die Rückkehr zum wirklichen oder idealisierten Urchristentum mit seiner Glaubensbrüderschaft — eine Richtung des religiösen Lebens, die durch den Übertritt solcher germanischer und keltischer Stämme zum Katholizismus, in denen sich noch das alte geschlechtsgenossenschaftliche Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftsrecht erhalten hatte, wesentlich gefördert wurde. Deshalb kommen auch in den kommunistischen Spekulationen des Mittelalters immer wieder religiös-ethische Motive zum Durchbruch, hinter denen freilich letzten Endes vielfach materielle Beweggründe stecken. Die geforderte halb- oder ganzkommunistische Lebensführung soll nur ein Mittel sein, die Brüderlichkeit der ersten Christengemeinden wiederherzustellen, die Selbstsucht und das Hängen an irdischen Schätzen zu bezwingen und den Menschen zu einem Gott wohlgefälligen Leben zurückzuführen.

Beer hat diesen Unterschied zwischen der antiken und mittelalterlichen sozialen Gedankenwelt scharf erfaßt. In knappen Zügen schildert er den Geist des Urchristentums, die Ethik der Kirchenväter, den Hang zur Mystik, die christlichen Naturrechtsauffassungen, die Entstehung der klösterlich-kommunistischen Niederlassungen, die zunehmende Opposition gegen den Hereinbruch des Frühkapitalismus und geht dann näher auf die sozialen Anschauungen der mittelalterlichen Scholastik und die in der sektiererisch-ketzerischen Bewegung hervortretenden sozialistischen und kommunistischen Strömungen ein. Im ganzen eine meines Erachtens die Hauptmomente der religiös-sozialen Bewegung des Mittelalters richtig beurteilende Darstellung. Gewünscht habe ich nur beim Lesen der Schrift, daß Beer den wirtschaftlichen Hintergrund der religiösen Bestrebungen etwas schärfer hätte hervortreten lassen, und daß er darauf näher hingewiesen hätte, wie aus der Opposition gegen die Herrschgewalt der Papstkirche auf Grund der christlichen Naturrechtsvorstellungen eine primitive Staatsvertrags- und Volkssouveränitätslehre herauswächst.

Heinrich Cunow

Otto Apelt, **Vorwort und Einleitung zur Gesamtausgabe von Platons Dialogen.** 181. Band der Philosophischen Bibliothek. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. XLVIII Seiten. Preis geheftet M. 7.50.

— — **Platon-Index als Gesamtregister zu der Übersetzung in der Philosophischen Bibliothek.** 182. Band der Philosophischen Bibliothek. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. IV und 174 Seiten. Preis geheftet 37.50 M., gebunden M. 47.50.

Friedrich Bülow, **Die Entwicklung der Hegelschen Sozialphilosophie.** Leipzig 1920, Verlag von Felix Meiner. 158 Seiten. Preis geheftet 5 M. und 150 Prozent Teuerungszuschlag.

Ein großes Werk ist mit den beiden ersten hier angezeigten Schriften ohne Aufsehen zum Abschluß gebracht: eine neue, moderne Übersetzung des größten antiken Philosophen, die in sieben Bänden seine sämtlichen Dialoge nebst den »Briefen« umfaßt: nach der, zuerst in meiner Kant-Ausgabe durchgeführten, Weise der Philosophischen Bibliothek mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und erklärenden Registern versehen. Da nur 4 von 28 Dialogen nicht von Apelt übersetzt worden sind, kann man die Ausgabe wohl als die seinige bezeichnen. In dem neuen Gesamtvorwort gibt er zunächst seinen Übertragungsgrundsatz, der mit Recht der Sinn- vor der Wortreue den Vorzug gibt, Ausdruck und behandelt sodann in der

Einleitung in klarer, allgemeinverständlicher Sprache die Bedeutung, die der Platonismus durch den Wechsel der Zeiten hindurch bis zur Gegenwart besessen hat und noch beanspruchen darf. Eine unmittelbare Wirkung auf die Volksmassen wird allerdings, darin geben wir Apelt recht, Platos Philosophie wohl nie zuteil werden, sondern nur eine mittelbare, ausgehend von denen, die an seinem Idealismus ihr eigenes Denken und Wollen entflammt und erleuchtet haben. Insbesondere der sozialistische Geist seines in seinen Einzelheiten in unsere Zeit nicht mehr hineinpassenden Idealstaats ist es, der heute noch unserem in allen Fugen krachenden Gemeinwesen als Spiegel vorgehalten werden muß. Dem wird der Herausgeber auf den betreffenden Seiten (XXXIX bis XLV) doch zu wenig gerecht.

Noch weit bedeutsamer, freilich auch weit mühsamer herzustellen ist beziehungsweise war das Gesamtregister, das Apelt seiner Ausgabe beigegeben hat. Er irrt sich allerdings, wenn er meint, daß es in Deutschland etwas Ähnliches bisher nicht gegeben habe. Ganz zu schweigen von Asts veraltetem Lexicon Platonicum (1835 ff.), das übrigens 1908 neu herausgegeben wurde, und anderen gelehrten Wörterbüchern zu Plato, hat Paul Natorp seiner, wie wir hören, demnächst in zweiter Auflage erscheinenden rühmlichst bekannten »Platos Ideenlehre« (Leipzig 1903) ein vorzügliches Namen- und Sachregister beigegeben, von dem manche Artikel — Abhandlungen ersetzen. Aber Natorps Register ist doch mehr für den wissenschaftlichen Forscher bestimmt, während dasjenige von Apelt zwar auch Kenner des Griechischen mit im Auge hat, indes doch in erster Linie Laienleser berücksichtigt und sich darum auch durchaus nicht bloß auf Philosophisches beschränkt, sondern auch Kulturgeschichtliches aller Art in seinen Bereich zieht. (Wir greifen aus einer beliebigen Seite die Artikel heraus: Konsonanten, Kopfschmerzen, korinthisches Mädchen, Körperhaltung, Körperkraft, -pflege, -verletzung usw.) So ist denn ein schönes und wertvolles Werk mit diesem Registerband gut und nützlich abgeschlossen. Das einzige, was wir daran bedauern, sind nur die für den Durchschnittsdeutschen kaum mehr erschwinglichen Preise, die solche Bücher heute kosten.

Für uns Sozialisten besitzt Hegel vor allem deswegen so großes Interesse, weil unsere großen Theoretiker des neunzehnten Jahrhunderts von ihm ihren philosophischen Ausgangspunkt genommen haben. Darum kann das Thema von F. Bülows Schrift von vornherein auf unsere Teilnahme rechnen. Das Buch selbst enttäuscht zwar insofern, als es dies Thema, nämlich die Entwicklung von Hegels Sozialphilosophie, nur bis zum Jahre 1807, das heißt bis zu seinem ersten großen Werke, der »Phänomenologie des Geistes«, einschließlich schildert. Aber diese Entwicklungsgeschichte des jungen Hegel in bezug auf seine sozialphilosophischen, uns gerade am meisten interessierenden Gedanken ist so belehrend, sachlich, klar und frei von aller Phrasenhaftigkeit geschrieben, daß wir uns freuen würden, wenn sein Verfasser in nicht zu ferner Zeit auch die schwierigere Aufgabe der Darstellung der späteren Sozialphilosophie Hegels in seinem vollendeten System in Angriff nähme. Wir behalten uns vor, bei größerer Muße in diesen Blättern auf die einzelnen Stufen von Hegels sozialphilosophischem Werden näher zurückzukommen. Heute begnügen wir uns, auf die allgemeinverständliche und nicht zu umfangreiche Schrift empfehlend hinzuweisen und aus ihr zunächst nur die folgenden allgemein charakterisierenden Sätze herauszugreifen: »Hegels Sozialphilosophie ist kein Werk aus einem Gusse, das mit einem Schlage vollendet dastand. Im Gegenteil, gerade hier zeigt sich das Hegelsche Denken sehr vielschichtig; die verschiedensten Motive durchkreuzen es, Unausgeglichenheiten stehen oft hart nebeneinander ..., und erst langsam reift der Hegel des vollendeten Systems heran.« (S. 5.) Karl Vorländer

---

C. J. A. van Bruggen, **Das zerstörte Ameisenreich.** Eine Phantasie. (Europäische Bücher.) Zürich, Max Raschers Verlag, A.-G.

Der Holländer van Bruggen hat schon in seinem im Vorjahr erschienenen und an dieser Stelle ausführlich besprochenen Werke »Das Reich Gottes in Sibirien« einen seltenen Phantasiereichtum bewiesen, der sich jedoch nicht in einer bloßen Lust am

»Fabulieren« erschöpft, sondern auf breiter ethischer Grundlage ruht. Im »Reich Gottes« ist es vornehmlich die pazifistische Idee, die zur Gestaltung drängt, im »Ameisenreich« ist es der Gedanke des Sozialismus und in gewissem Sinne des Kommunismus (wenn dieser auch nicht namentlich so bezeichnet ist), dessen Entwicklung im Hirn eines von äußeren Dingen unabhängig gewordenen Menschen dargestellt wird. Die Voraussetzung für diese Entwicklungsmöglichkeit ist eigenartig genug. Ein Komet berührt mit seinem vergifteten Schweif die Erde und tötet alle animalischen Lebewesen, alle Menschen, Tiere des Landes, der Luft und des Wassers. Nur das pflanzliche Leben bleibt verschont, weil ihm das ausströmende Gift nichts anhat. Der Tod findet alle unvorbereitet und läßt sie in den Stellungen zu Leichnamen erstarren, in denen das Naturereignis sie betroffen hat. Nur ein Mann wird verschont, ein Bergmann, der dank seiner kräftigen Lungen für den Dienst im tiefsten Kohlenschacht ausersehen war, wohin niemals die Luft der Oberwelt einströmte, und den daher auch die vergifteten Luftströme des todbringenden Kometen nicht erreichten. Die tiefe Stille in den Nachbarschachten macht ihn plötzlich auf das Ungewöhnliche aufhorchen, kein Laut antwortet seinem verzweifelten Rufen, und so macht er sich in seiner Seelenangst auf den Weg zum Licht. Der Anblick, der ihn hier erwartet, ist fürchterlich. Nicht nur im Bergwerk, auch in den Straßen der Stadt sind die Menschen zusammengesunken oder stehen aufrecht an Mauern oder Pfeiler gelehnt. Zu Hause findet er die tote Frau und den kleineren Knaben, in der Schule den größeren Jungen neben seinen gleich ihm vornübergefallenen Kameraden. Das erste Gefühl, das den einsamen Überlebenden packt, ist natürlich Furcht. Aber nachdem er sich an den grauenhaften Anblick gewöhnt hat, beginnt ein anderes Gefühl übermächtig zu werden: das Bewußtsein, Alleinherrscher über alle Schätze der Welt zu sein. Er eilt in das Bureau seines Chefs, des reichen Bergwerkbesitzers, und nachdem er sich überzeugt hat, daß der Tod auch vor dessen weltlicher Macht nicht halt gemacht, sondern ihn gleich allen übrigen, den Kameraden aus dem Kohlenschacht, dem Schullehrer, seinem kleinen Jungen, vernichtet hat, bricht er die Geldschränke auf und stopft sich die Taschen mit Banknoten voll, berauscht von dem Glück des Besitzes, bis er zur Erkenntnis kommt, daß das Geld ein unnützer Gegenstand ist, wenn es niemand gibt, der Waren verkauft. Langsam beginnt in dem Manne, der sich nie um etwas anderes als seinen Dienst im Schacht gekümmert hat, die Erkenntnis von Besitz und Macht zu reifen, und nachträgliche Erbitterung gegen die Nutznießer seiner Arbeitskraft steigt dumpf grollend in ihm auf. Sein Blut schreit nach Rache, und da kein Lebender da ist, an dem er sie nehmen könnte, so will er sich wenigstens an den von den Mächtigen übriggelassenen Dingen schadlos halten. Er bezieht das Schloß seines ehemaligen Herrn, ohne sich die volle Freiheit des Handelns erringen zu können. So tief haben Erziehung und Überlieferung seinen Sinn gebeugt und versklavt. Erst allmählich beginnt er sich wirklich als Herr der vorhandenen Schätze zu fühlen. Da die Dinge aber tot sind und erst durch die menschliche Kraft zu nutzbringender Verwertung gebracht werden können, bricht sich eine zweite neue Erkenntnis Bahn: daß der Mensch arbeiten muß, um die Dinge zu besitzen.

Ein weiteres Kapitel des Lebens beginnt: der K a m p f um das Leben, das errungen sein will. Dieser Kampf stählt die Nerven, spannt die vorhandenen Kräfte an. Der arbeitgewohnte Mann versinkt nicht in der breiten Behaglichkeit des Besitzes, die Sehnsucht nach schaffendem Erleben treibt ihn vorwärts, durch tote Städte und ausgestorbene Länder, bis das Floß, auf dem er über Flüsse und Ströme treibt, ihn im Meere landen läßt. Hier findet sich zu dem einsamen letzten Manne die letzte Frau der untergegangenen Welt, die unter ähnlichen eigenartigen Umständen wie er dem allgemeinen Sterben entronnen ist: als Amerikanerin auf der Fahrt nach Europa begriffen, lag sie gerade in der Narkose einer Blinddarmoperation, als das Unglück über die Welt hereinbrach und alles Leben vernichtete. Die in der Narkose eingeatmeten Gase verhinderten die tödliche Einwirkung des vergifteten Kometen auf den Organismus des Mädchens, und so blieb sie aufgespart, mit dem

letzten Manne des zusammengebrochenen Europa ein neues Geschlecht und eine neue Gesellschaftsordnung zu gründen. Eine Ordnung, die auf den sittlichen Grundsätzen der Nächstenliebe, der Gemeinsamkeit und dem heiligen Gebot der Arbeit beruht und alle Nachkommen der beiden Geretteten zu einfachen, aber glücklichen Menschen macht, »bis einer von ihnen«, schließt der Dichter, »mit einem Axthieb seinen Bruder tötete, dessen Weib nahm und sich als Feind aller in seinem Besitz befestigte«....

So klingt das glaubensfrohe Buch zuletzt doch in einen Zweifel an der Aufrichtung einer neuen, besseren Ordnung aus, deren Weiterbestand in ihren Grundfesten erschüttert ist, sobald der Besitz in ihr seinen Einzug hält. J. H.

Notizen

Die Bedeutung der Neger in der nordamerikanischen Industrie. Für die Landwirtschaft der Südstaaten des nordamerikanischen Freistaats war der schwarze Arbeiter von jeher der ausschlaggebende Faktor, aber auch in der Industrie hat er, besonders infolge der durch den Krieg eingetretenen Umwälzung der Arbeitsverhältnisse, eine immer größere Bedeutung erlangt. Die schlechten Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Süden und die günstigeren Angebote der Kriegsindustrie des Nordens haben zahlreiche Neger der Industrie zugeführt. Das amerikanische Arbeitsministerium nimmt an, daß in den Kriegsjahren zwischen 400 000 und 500 000 Neger vom Süden in die Nordstaaten abgewandert sind. Man hat angesichts dieser Entwicklung im Arbeitsministerium eine ständige Abteilung für Negerfragen, die während des Krieges nur provisorisch bestand, errichtet. Ein kürzlich von dieser Abteilung veröffentlichter Bericht enthält Angaben über 292 Betriebe in 26 Staaten, die im Jahre 1918 insgesamt 129 708 weiße und 62 340 farbige Arbeiter beschäftigten. Während des Krieges waren in den acht bedeutendsten Schiffsbauzentren über 24 000 Neger beschäftigt, darunter etwa ein Fünftel gelernte Arbeiter. Im September 1919 war diese Zahl auf 14 075 gefallen, doch war der Prozentsatz der gelernten Arbeiter unter ihnen auf 27,5 Prozent gestiegen.

Streiks in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die um die Mitte des vorigen Jahres einsetzende Arbeitslosigkeit in einer Reihe großer amerikanischer Industriezweige hat die während des Krieges beträchtlich gestiegene Streiklust erheblich eingedämmt. Nach einem Bericht des Arbeitsstatistischen Amtes der Vereinigten Staaten war die Zahl der Streiks im Jahre 1920 geringer als in den vorhergehenden vier Jahren. Besonders ging ihre Zahl im letzten Jahresviertel 1920 zurück. Die Zahl der Streiks betrug 1916 3789, 1917 4452, 1918 3353, 1919 3569, 1920 3167. Im letzten Jahre wurden die meisten Streiks in den Industriezentren New York, Chicago, Philadelphia und Boston gemeldet. Große Streiks waren selten; ebenso war die Zahl derjenigen, bei denen Gewalttätigkeiten vorkamen, gering.

Für das Jahr 1920 liegen über 1674 Streikberichte vor. In 633 Fällen siegten die Arbeitgeber, in 360 Fällen die Arbeiter, in 429 Fällen wurde ein Kompromiß erzielt, während in 256 Fällen Einzelheiten über den Ausgang nicht bekannt sind. In den Kriegsjahren 1917 und 1918 war dagegen die Zahl der zugunsten der Arbeiter oder mit einem Kompromiß abgeschlossenen Streiks viel größer.

Bemerkenswert war besonders im letzten Jahre die Zahl der wilden Streiks. Sie betrug 251 gegen 125 in 1919, 58 in 1918 und 72 im Jahre 1917. An wilden Streiks, das heißt solchen, die von der zuständigen Gewerkschaft nicht genehmigt worden waren, nahmen 1920 nicht weniger als 1 053 000 Personen teil gegen 851 000 im Vorjahr.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 5 40. Jahrgang ⋄ 1. Band 28. Oktober 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Spekulation und Börsenhausse. Von A. Heichen.

Die Soziologie der Kommunistischen Partei Sowjetrußlands. Von Dr. Elias Hurwicz.

Beamtentum, Volksstaat und Sozialdemokratie. Eine Entgegnung von Staatsanwalt Dr. Marx (Mannheim).

Die Internationale Arbeitsorganisation und ihre Wirksamkeit. Von H. Fehlinger. (Schluß.)

Neue philosophische Literatur. Von Karl Vorländer.

Literarische Rundschau: A. Blaschko, **Hygiene der Geschlechtskrankheiten.** ⋄ Rechtsanwalt Hermann Brehmer (Lübeck) und Dr. Ludwig Herpel (Kiel), **Gebt Obdach den Wohnungslosen.** ⋄ F. Machatschek, **Landeskunde von Russisch-Turkestan.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Bauer, Fr., Sozialdemokratie und Selbstbestimmungsrecht der Völker. Ein Beitrag zur Frage der deutsch-dänischen Verständigung. Flensburg, Emil Schmidt Söhne. 24 S.

Beer, M., Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Zweiter Teil: Mittelalter. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 110 S.

Bischoff, D., Die Religion der Freimaurer. Ein Weg zum deutschen Aufbau. Gotha, Fr. A. Perthes. 104 S. Geh. 12 M.

Braun, O., Geschichtsphilosophie. Eine Einführung. Leipzig, Felix Meiner. 124 S. Geh. 12 M., geb. 20 M.

Breunig, L. und W. Necker, Betriebsrätehandbuch für Eisenbahner. Betriebsräteverordnung, Schlichtungsverordnung und Wahlordnung der Reichseisenbahnverwaltung, nebst ausführlichen Erläuterungen. Betriebsrätegesetz und andere arbeitsrechtliche Gesetze und Verordnungen. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Eisenbahnerverbandes. Berlin, Verlag des Verbandes. 384 S.

Bruhns, Julius, Es klingt im Sturm ein altes Lied! Aus der Jugendzeit der Sozialdemokratie. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 109 S. Geb. 14 M.

Christen, Th., Unsere großen Ernährungstorheiten. Eine gemeinfaßliche Darlegung der neuzeitlichen Ergebnisse der Ernährungsforschung. Dresden, Emil Pahl. 62 S. Geh. 5 M.

Couperus, L., Der Unglückliche. Roman. München, Georg Müller. 290 S. Geh. 28 M., geb. 36 M.

David, Eduard, Um die Fahne der deutschen Republik. Ihre Bedeutung in Geschichte und Gegenwart. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 32 S. Geh. 2 M.

Fürst, Th., Die Frage der Berufsberatung und Berufseignung vom hygienischen Standpunkt. Vortrag, gehalten im Bayerischen Fortbildungsschulverein. München, R. Oldenbourg. 18 S. Geh. 3 M.

Günther, Hanns, Radiotechnik. Das Reich der elektrischen Wellen. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung. 78 S.

Heilmann, Ernst, Hundert Milliarden neue Steuern. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 33 S. Geh. M. 2.50.

— Adam Stegerwalds Todsünde. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 59 S. Geh. 3 M.

Heine, Heinrich, Sämtliche Werke in zwölf Teilen. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Paul Beyer, Karl Quenzel und K. H. Wegener. Gebunden in fünf starke Leinenbände. Leipzig, Hesse & Becker. 110 M.

Hohoff, Wilh., Die wissenschaftliche und kulturhistorische Bedeutung der Karl Marxschen Lehren. Gesammelte Aufsätze, herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Leonard. Braunschweig, H. Rieke & Co. 32 S.

Jung, Franz, Joe Frank illustriert die Welt. Literarische Aktionsbibliothek. Berlin-Wilmersdorf, Verlag der Aktion. 42 S.

Junius III, Erzbergers Ermordung und die revolutionären Arbeiter. Leipzig, Frankes Verlag. 16 S.

Kahn, E. und **Fritz Naphtali**, Wie liest man den Handelsteil einer Tageszeitung? Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 92 S. Geh. 15 M.

Kautsky, Karl, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Leo Jogiches. Ihre Bedeutung für die deutsche Sozialdemokratie. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 20 S. Geh. 2 M.

Koske, Paul, Wie beurteilt man eine Bilanz? Heft 10 der Betriebsräteschriften. Berlin, Verlag Gewerkschaftliche Betriebsrätezentrale. 60 S.

Köster, Adolf, Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen? Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. 30 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 5 Ausgegeben am 28. Oktober 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Spekulation und Börsenhausse

Von Artur Heichen

Schon seit Wochen befinden sich die Kurse für Effekten und fremde Devisen in ununterbrochenem Anstieg. Diese Aufwärtsbewegung wird am besten durch die von der »Frankfurter Zeitung« für 25 typische Aktien- und Rentenwerte berechnete Börsenindexziffer kenntlich gemacht. Die Ziffer betrug am:

8.1.1921	5.8.	19.8.	26.8.	2.9.	9.9.	14.9.	23.9.	30.9.	7.10.	13.10.
194	200	214	222	233	242	239	255	283	292	296

Die Steigerung würde noch schärfer hervortreten, wenn in dem Gesamtindex nicht eine Anzahl heimischer Rentenwerte wie Kriegsanleihe usw. vertreten wären, die bekanntlich an der allgemeinen Haussebewegung nicht teilnehmen, weil sie keine Sachwerte beziehungsweise Teilhaberschaften an fremden Volkswirtschaften (wie Devisen und sogenannte Valutapapiere) verkörpern. Auch ist die Haussebewegung an den deutschen Börsen gerade in den allerletzten Tagen am allerschärfsten gewesen. Stieg doch der Dollarkurs in der Zeit vom 13. bis 18. Oktober von 141,5 auf 181. Das waren die schwarzen Tage des allmählichen Bekanntwerdens der oberschlesischen Entscheidung.

Die Triebkräfte der Aufwärtsbewegung sind verschieden. Die eine große Grundkraft aber ist der Prozeß der andauernden Markentwertung. Seit etwa zwei Monaten ist in der allgemeinen Preisbewegung ein Umschwung eingetreten. Alle Indexziffern des Groß- und Kleinhandels weisen — vor allem in der letzten Zeit — einen beträchtlichen Aufstieg des allgemeinen Preisniveaus auf. In demselben Verhältnis schreitet natürlich die Entwertung der Papiermark vorwärts. Weit über diese Verringerung des inneren Wertes der Papiermark hinaus ist aber in der letzten Zeit die Verminderung ihres Außenwerts (kenntlich in der valutarischen Bewertung) gediehen. Die Gründe dafür liegen in der ungünstigen Gestaltung der deutschen Zahlungsbilanz, vor allem seit der Zeit der effektiven Bezahlung der Reparationsannuitäten. Noch immer ist die deutsche Warenhandelsbilanz passiv. Nach dem letzten Ausweis vom Juni betrug der auf diesen Monat entfallende Einfuhrüberschuß etwa 1 Milliarde Papiermark. Dazu treten die Erfordernisse der Wiedergutmachung. Bisher konnte das Defizit, so gut es ging, durch Markzahlungsmittel, durch kurzfristige Schuldverschreibungen, durch Effektenausfuhr, durch Abstoßung des Kapitalbesitzes im Ausland und endlich durch eine wenig merkliche Überfremdung (namentlich des Hausbesitzes in den Großstädten) sowie durch Hereinziehung fremder Leihkapitalien beglichen werden. Einige dieser Aushilfsquellen werden auch weiter fließen. Aber das eine große Mittel — die Ausfuhr von Papier-

mark — versagt gegenwärtig und wird auch weiterhin versagen. Das Ausland besitzt an Marknoten und Markguthaben etwa 60 bis 80 Milliarden. Nunmehr aber ist die Aufnahmefähigkeit des Auslandes für Markzahlungsmittel, wie es scheint, erschöpft. Das Ausland ist nicht mehr aufnahmefähig, weil die Meinung des In- und Auslandes gegen die Mark steht. Diese Meinung befestigen zu helfen, dazu haben gewisse Berliner Börsenblätter sowie der »demokratische« Wirtschaftspolitiker Gothein mit redlichem Bemühen beigetragen. Diese Propagandisten gegen die Mark verdienten es, dieserhalb mit besonderen Ehrungen volkswirtschaftlicher Verdienste halber bedacht zu werden.

Die bekannte »Flucht vor der Mark« tritt auf verschiedenerlei Weise in die Erscheinung. Aber allüberall ist die gleiche Triebfeder die Jagd nach Sachwerten. Auf den Warenmärkten zeigt sich das in verstärktem Kaufbegehr und im Anziehen der Preise, in der Industrie in verstärktem Beschäftigungsgrad und sinkender Arbeitslosigkeit. So zieht im Gefolge der Marktflucht eine überhitzte industrielle Konjunktur einher, die durch eine von einem sinkenden Wechselkurs begünstigte rege Ausfuhrtätigkeit noch gestützt wird. An den Börsen macht sich die Jagd nach Sachwerten in einer besonderen Weise geltend. Dort erstreckt sich die allgemeine Hausse nur auf Aktienwerte und fremde Valuten (Devisen und Noten), nicht aber auf heimische Rentenwerte. Die Aktien repräsentieren Teilhaberschaften an Sachwerten, die Devisen aber solche an fremden Volkswirtschaften. Beide — Aktien und Devisen — bleiben von der Entwertung der Papiermark unberührt, im Gegenteil, ihr Wert steigt — in Papiermark ausgedrückt — im umgekehrten Verhältnis, wie der Wert der Papiermark sinkt — von spekulativen Schwankungen nach oben oder unten natürlich abgesehen! So ist der Erwerb von Aktien und Devisen ein bequemes Mittel, Inflationsgewinne zu erzielen. Das erklärt die ungeheure Verbreitung der Aktien- und Devisenspekulation gerade in der letzten Zeit. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, nur die sogenannten »Kapitalisten« seien die Träger dieser Spekulation. Nein, breiteste Volkskreise, vor allem natürlich die Bankangestelltenschaft, sind daran beteiligt. Sind doch die Spekulationsmöglichkeiten in weitgehendem Maße »demokratisiert«. Wessen Geld zum Erwerb von Aktien nicht ausreicht, der kann in fremden Noten spekulieren. Und wer keine hochwertigen Valuten erstehen kann, der kann sein Heil in »östlichen« Devisen (polnische und rumänische Noten und Noten der Nachfolgestaaten) versuchen.

Soll gegen die Börsenspekulation eingeschritten werden? Welche Maßnahmen sind dagegen zu ergreifen, und welche Wirkungen kann man von solchen Maßnahmen erwarten? Die Aktienspekulation ist nicht so schlimm, als es auf den ersten Blick erscheint. Gewiß ist es bedauerlich, daß ein großer Kreis von Personen arbeitsloses Einkommen aus Spekulations- und Inflationsgewinnen erzielt. Gewinne, die dank des Versagens der bürgerlichen Parteien im Reichstag einer schärferen steuerlichen Erfassung entgehen. Für das Volksganze und die gesamte Volkswirtschaft ist es beispielsweise ziemlich belanglos, daß sich auf dem Gebiet der sogenannten »unnotierten« Werte besondere Mißstände herausgebildet haben. Das sind Interna des Börsenwesens, die die beteiligten Kreise unter sich ausmachen mögen. Im Gegenteil, es ist trotz mancher bedauerlicher Neben-

erscheinungen unter den heutigen Verhältnissen volkswirtschaftlich durchaus wünschenswert, daß die Effektenkurse so hoch als möglich getrieben werden. Das ist die beste Abwehr gegen die Gefahr eines »Effektenausverkaufs«. Der schlechte Stand der deutschen Mark müßte das valutastarke Ausland im anderen Falle ganz besonders zu Aktienkäufen anregen. Das würde aber nichts anderes bedeuten, als daß ein Teil der heimischen Produktionsmittel in die Verfügungsgewalt des währungsstärkeren Auslands überginge. Die Warenausfuhr kann hinsichtlich der Preisstellung nach dem Ausland durch die dafür zuständigen Außenhandelsstellen kontrolliert werden; es ist aber unmöglich, eine Effektenausfuhrkontrolle wirklich effektiv zu gestalten. Vollkommen ausgeschlossen aber ist es, etwa besondere Ausfuhrpreise für Effekten zu normieren. Bleibt nur der Schutz hoher Kurse, die den Anreiz zu Auslandskäufen unter dem wahren Wert erheblich vermindern. Es gilt dann freilich zu verhindern, daß nicht die hohen Aktienkurse als Argument für *höhere* Dividenden und Gewinnausschüttungen benutzt werden. Vor allem gilt es, sich nicht durch sogenannte Rentabilitäts- und Dividendenstatistiken bluffen zu lassen, auch wenn dieselben in wissenschaftlichem Gewand einherschreiten. Solchen Berechnungen, wie sie Geheimrat Deutsch von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft veranstaltet hat (Berechnungen, die in großem Maßstab zu verbreiten die Berliner Handelskammer sich nicht gescheut hat), ist entgegenzuhalten, daß die Inflation und die durch sie erzeugten neuen Zustände im Aktienwesen derlei Statistiken wertlos machen. Nicht in Form allein von *Dividenden* erfolgen die Ausschüttungen und Zuwendungen an die Aktionäre, sondern auch

1. in Gestalt von Gratisaktien,
2. in Gestalt wertvoller Bezugsrechte bei Ausgabe von jungen Aktien unter dem Börsenkurs,
3. in Form einer rückdatierten Dividendenberechtigung für junge Aktien,
4. endlich erfolgt in Zeiten der Geldentwertung der Erwerb von Aktien nicht so sehr der zu erwartenden Gewinnausschüttungen, sondern des *Sachwert*charakters der Aktien halber, der die Erzielung besonderer Inflationsgewinne ermöglicht.

An diesen Tatsachen gehen die Berechnungen der Deutschschen Art achtlos vorüber. Deshalb sind sie wertlos.

Die Haussebewegung an den Börsen (soweit sie sich auf Aktien erstreckt) wäre also der Übel schlimmstes nicht. Ganz anders aber ist die *Devisenhausse*, das Hochtreiben der Preise für fremde Zahlungsmittel, zu beurteilen. An diesem Kursaufstieg wirken natürliche und spekulative Momente zusammen. Gerade in der letzten Zeit hat die Valutaspekulation des In- und Auslands eine große Rolle gespielt. Freilich ist es schwer zu sagen, wo unter den heutigen Zeitverhältnissen die »Sorge eines ordentlichen Kaufmanns« aufhört und die Spekulation beginnt. Der Einfluß der berufsmäßigen Spekulation auf die Kursgestaltung fremder Zahlungsmittel ist sicher nicht so groß, wie Außenstehende meinen. Viel ausschlaggebender für die Kursgestaltung wirkt sicherlich das *Zurückhalten von Exportdevisen* von seiten der Ausfuhrindustrien, wie man es in Zeiten steigender Devisenkurse immer beobachten kann. Dieses Zurückhalten von Exportdevisen ist sicherlich Spekulation. Es kann *daneben* aber auch ebenso der Ausdruck für die »Sorge eines ordentlichen Kaufmanns« sein, der für sein Unternehmen den

Devisenbedarf für notwendige Importzwecke der Zukunft rechtzeitig sicherzustellen hat.

Die Reichsbank hat leider den Einfluß und die Herrschaft über den Devisenmarkt vollkommen verloren. Zwar fließen ihr ununterbrochen aus allen Teilen des Reiches die abgelieferten Exportdevisen zu. Aber sie braucht dieselben für Reparationszahlungen, zur Begleichung der Besatzungskosten und der Zahlungen im Clearingverkehr, ferner zur Sicherstellung des Importbedarfs der Reichsgetreidestelle. Mit dem ihr verbleibenden Rest kann sie bei starken Kursschwankungen in wirklich durchgreifender Weise nicht intervenieren, kaum daß sie durch Abgabe von Devisen die stärksten Kurssprünge abmildern kann. Die Vorgänge der letzten Tage haben ja bewiesen, wie machtlos die Reichsbank — aus begreiflichen Umständen allerdings — den Vorgängen am Devisenmarkt gegenübersteht. Heute ist es eher umgekehrt: der Markt, der aufs stärkste unter spekulativen Einflüssen steht, beherrscht die Reichsbank. Er schreibt ihr die Kurse vor, zu denen sie die Devisen für Reparations- und Importzwecke ankaufen muß. Treibt die Spekulation die Devisenkurse aber über das durch den Stand der Zahlungsbilanz vorgezeichnete Maß hinaus, dann muß sie gleichzeitig auch für die sozusagen »zusätzliche« Verteuerung des gesamten Importbedarfs verantwortlich gemacht werden.

Daraus ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, gegen die Spekulation mit aller Energie einzuschreiten. Leider ist diese Forderung leichter zu erheben, als entsprechende Maßnahmen durchzuführen. Zunächst ist man gegen die ausländische Marktspekulation vollkommen machtlos. Doch sind im Zusammenhang mit der Außenhandelsregelung gerade gegenwärtig Reformen im Zuge, die dem erstrebten Ziele näher führen können. Es gilt dafür Sorge zu tragen, daß die Exportdevisen regelmäßig und kontinuierlich fließen und daß nicht bei steigenden Devisenkursen wie bisher fast das gesamte Material gehamstert wird. Man hat jetzt einen gewissen Ablieferungszwang (zwar keinen gesetzlichen) für Exportdevisen statuiert. Die Außenhandelsstellen wachen nicht nur darüber, daß zwecks Bekämpfung der Exportgüterverschleuderung nach Möglichkeit in Auslandswährung fakturiert wird, sie haben auch Sorge dafür zu tragen, daß eine bestimmte Quote der anfallenden Exportdevisen (der Satz schwankt je nach dem Bedarf des betreffenden Unternehmens an ausländischen Rohstoffen zwischen 30 und 80 Prozent) regelmäßig zur Ablieferung gelangt. Die Auslandsstelle der Reichsbank kontrolliert die erteilten Ausfuhrbewilligungen einerseits und die Devisenablieferung andererseits. Diese Maßnahmen sind zweifellos geeignet, den Aktionsradius der Spekulation einzuengen. Nehmen doch nunmehr die Exportdevisen ihren Weg ohne Zwischenglieder unmittelbar vom Exporteur zur Reichsbank oder einer anderen Bank. Aber ausreichend sind diese Maßnahmen nicht. Vielmehr sollte man so schnell als möglich eine Bedarfsnachweisung beim Ankauf von Devisen obligatorisch machen. Nur für die legitimen Zwecke des Imports darf ein solcher Nachweis erteilt werden. Wie will man es sonst verhindern, daß der Exporteur zwar die ihm vorgeschriebene Quote von Devisen zur Ablieferung an das vorgeschriebene Bankinstitut bringt, sich aber bei nächster Gelegenheit die Devisen am freien Markt zurückkauft. Mit einer solchen Bedarfsnachweisung wäre es zunächst möglich, der gesamten Klein-

spekulation das Lebenslicht auszublasen. Das Hamstern der Devisen durch die Industrie wäre bei weitem nicht mehr in dem Umfang möglich, wenn gewisse amtliche Stellen (Reichsbank und Außenhandelsstellen) eine gewisse Kontrolle über Devisenein- und -ausgänge besäßen. Das bedeutet zwar noch keine direkte öffentliche Bewirtschaftung der Valuten im Sinne der alten Devisenzentrale, untergräbt aber doch die vielgerühmte Freiheit des Devisenverkehrs, die ebenso wie die alte Devisenzentrale Schiffbruch gelitten hat. Für die Erteilung solcher Bedarfsnachweisungen für Industrie und Handel würden am besten die Außenhandelsstellen zuständig gemacht, die in den erteilten Ausfuhrbewilligungen usw. genug Kontrollmaterial besitzen. Für die übrigen Devisenverbrauchsbedürfnisse, für deren Kontrolle keine Außenhandelsstelle zuständig gemacht werden könnte, müßten besondere Kontrollstellen am besten wohl in Anlehnung an die Reichsbank und ihre Filialinstitute eingerichtet werden.

Eine unmittelbare Bekämpfung der reinen börsenmäßigen Devisenspekulation dagegen wird kaum von irgendwelchem Erfolg gekrönt sein. Eine schleunige Erhöhung der Steuern auf Devisen- und Notenumsätze tut sicherlich not — eine wesentliche Einschränkung der Spekulation darf man aber von solchen steuerlichen Maßnahmen nicht erwarten! Wirksam können nur Maßnahmen der obenerwähnten Art werden, die der Spekulation an ihren Quellen zu Leibe rücken und diese, so gut es geht, verstopfen, um auf diese Weise auch der reinen börsenmäßigen Spekulation das Wasser abzugraben.

Zur Soziologie der Kommunistischen Partei Sowjetrußlands

Von Dr. Elias Hurwicz

Neuerdings ging durch die Presse die zunächst von der »Morning Post« gebrachte Nachricht, daß nach den letzten Feststellungen die Mitgliederzahl der russischen Kommunistischen Partei, die früher 600 000 betrug, sich auf 200 000 vermindert hat: die kleine regierende Minderheit ist also noch erheblich weiter zurückgegangen! Mir ist allerdings diese Zahl bisher in der bolschewistischen Presse selbst nicht begegnet. Offenbar wartet man hier zunächst die Resultate der großen Parteireinigung ab, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden. Doch wird jene Nachricht durch eine Veröffentlichung in der russischen Presse über die Resultate der in 31 Gouvernements vorgenommenen Registrierung indirekt bestätigt. Diese Registrierung hat 158 480 Parteimitglieder in 31 Gouvernements ergeben. Davon entfallen auf das Petrograder und Moskauer Gouvernement allein 95 626 Mitglieder.

Alle diese Erscheinungen sind Symptome von bedeutsamen inneren Vorgängen in der Partei, von denen die bolschewistische Presse der letzten Zeit voll ist, so daß ich in meinen weiteren Darlegungen imstande sein werde, mich ausschließlich auf offizielles russisches Material zu stützen. Diese Vorgänge betreffen sowohl die qualitative als die quantitative Entwicklung der Kommunistischen Partei — beide sind eng miteinander verbunden —, und sie beanspruchen unsere Aufmerksamkeit, weil sie die regierende Partei Rußlands betreffen und weil sich in ihnen der Charakter des ganzen Regimes widerspiegelt.

Die Zeit, solange die bolschewistische Partei in der Opposition war, war wohl die Zeit des Höhepunkts ihres moralischen Niveaus. Jede politische Opposition erfordert ja eine gewisse moralische Standhaftigkeit gegenüber den verschiedenen Vorteilen, die die Zugehörigkeit zur Regierungspartei mit sich bringt. Und in der Tat: als die bolschewistische Partei zur Herrschaft gelangte, da begann sogleich in ihren Reihen ein Prozeß innerer Umwandlung. Doch lassen wir darüber die bolschewistische Presse selbst reden:

Während der vier Jahre der proletarischen Revolution, schreibt die Petrograder »Prawda« vom 28. Juli dieses Jahres, durchschritt die Partei eine Reihe von Etappen, die auch ihrer Zusammensetzung ein Gepräge aufdrückten. In der ersten Revolutionsperiode gab die ungeheure Popularität der Losungen des Kampfes um den Frieden und um unverzügliche Landübergabe an die Bauern der Partei die Möglichkeit, nicht nur die Arbeiterklasse, sondern auch die Bauernschaft auf ihre Seite zu ziehen. In der zweiten Epoche, der des Bürgerkriegs, erfreute sich die Rote Armee gleichfalls der Unterstützung der Arbeiter und Bauern. Aber gleichzeitig vollzieht sich eine ungeheure Evolution in den Reihen der früheren Bauernschaft, Angestelltenschaft, Intelligenz und Halbintelligenz. Es entstehen Lebensbedingungen, unter denen es möglich ist, sich eine Karriere zu schaffen und sich in den Besitz eines Teiles der Macht zu setzen nur durch den Eintritt in den Sowjetdienst. Dieser Umstand schob in die Reihen der Kommunistischen Partei *viele bürgerliche und halbbürgerliche Elemente* hinein, die trotz aller Hindernisse in die Parteireihen in großer Zahl eindrangen. Als Resultat ergab sich innerhalb der 600 000 Mitglieder der Kommunistischen Partei ein gewisser Prozentsatz sozial fremder Elemente. Am schlimmsten aber ist es, daß diese zahlenmäßig vielleicht nicht sehr starken Elemente doch die beweglichsten und geschicktesten sind und in der Partei eine starke Zerlegungskraft darstellen. Dieser Umstand erlaubt nicht, sich mit der üblichen Umregistrierung zu begnügen, sondern zwingt, eine Generalreinigung vorzunehmen, die in der Partei nicht einen einzigen zweifelhaften Kommunisten zurücklassen darf. Die russische Kommunistische Partei ist eine Arbeiterpartei, und ihre Grundlage müssen die Proletarier bleiben. Aber man darf nicht vergessen, daß selbst unter den Arbeitern, die bereits einige Jahre in Fabriken und Werkstätten arbeiten, es schon viele gibt, die, wie man mit Recht sagt, sich eine »Kommissarpsyche« erworben haben. Unter diesen ehemaligen Arbeitern und jetzigen schlechten Beamten gibt es solche, die alle guten Eigenschaften des Proletariers verloren und alle schlechten Eigenschaften des Bureaukraten erworben haben. Man muß ferner bei der bevorstehenden Reinigung auch alle bourgeoisen bäuerlichen Elemente abfegen, die in die Partei aus gewinnsüchtigen Motiven eingetreten sind und Fäulnis mit sich gebracht haben. Besonders streng muß man aber gegenüber den Sprößlingen aus der bürgerlichen Intelligenz und Halbintelligenz sein. In dieser Schicht ist der Prozentsatz derjenigen, von denen unsere Partei unbedingt befreit werden muß, sehr hoch. Gegenüber irgendwie zweifelhaften Elementen aus dieser Schicht muß man erbarmungslos sein.

Diese Schilderung macht mit ziemlicher Vollständigkeit wohl fast alle sozialen Schichten namhaft, die in die Kommunistische Partei als Zerlegungsbazillen eingedrungen sind. Solche Fremdkörper sind schlechterdings überall vorhanden: »in den Armeestäben, in den Spezialtruppen, in den Parteizellen«. Eine sehr interessante Entwicklungserscheinung außerhalb dieser Fremdkörper bilden aber jene echten Kommunisten, die ihre Karriere mit einem Kampf um die Ideale des Kommunismus begannen, *in der Folgezeit aber sich der Bourgeoisie näherten*. Sie bleiben zwar immer noch in der Avantgarde des Proletariats, »treten aber gleichzeitig mit bürgerlichen, sogar aristokratischen Elementen in allzu engen persönlichen

Verkehr oder selbst in verwandtschaftliche Beziehungen«. Immerhin, angesichts der Verdienste dieser Kommunisten um die Partei soll mit ihnen schonungsvoll umgegangen und an sie nur »mit kritischer Würdigung« herangetreten werden (Salutzki in der »Prawda«).

Unter diesen Umständen nimmt es kein Wunder, daß auch das Niveau der politischen Vorbildung der Parteimitglieder erheblich gesunken ist:

Wenn die alten Parteimitglieder — klagt darüber die »Prawda« (in Nr. 119) — mehr oder weniger gründliche theoretische Vorbereitung im Gefängnis oder in der Verbannung genossen haben, so hatten die neuen Parteimitglieder in der Mehrzahl der Fälle keine Möglichkeit, eine irgendwie ernsthafte marxistische Vorbildung zu erhalten. Unter den jungen Parteimitgliedern begegnet man selten solchen Genossen, die das »Kapital« von Marx oder irgendeine andere ernste theoretische Schrift des Marxismus gelesen hätten. Noch seltener kann man Genossen begegnen, die mit der Geschichte unserer Partei oder mit der Geschichte der revolutionären Bewegungen überhaupt vertraut wären. Viele wissen von den Parteien der Kadetten, der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre nur vom Hörensagen, und wennschon sie das Wesen ihrer Lehren richtig als »konterrevolutionär« bezeichnen, so können sie doch nichts über die eigene Partei erzählen.

Unter vielen der Parteimitglieder herrscht eine sehr vereinfachte Auffassung vom Sozialismus: die bolschewistische Presse kennzeichnet diese als »Konsumentensozialismus« oder »Teilungssozialismus«. Gar manche dieser harmlosen Geister glauben aufrichtig, daß die Lösung der Krise des Sozialismus in der besseren Verteilung der Rationen besteht.

Auch darüber wird in der bolschewistischen Presse Klage geführt, daß das moralische Niveau der Partei gesunken ist. Die Moskauer »Prawda« vom 15. September dieses Jahres teilt mit, daß die Revolutionstribunale bis zum 1. Mai 1921 nicht weniger als 25 000 Kommunisten abgeurteilt haben. Die Kommunisten bilden 11 Prozent der Gesamtheit der Abgeurteilten. (Das Verhältnis der Partei zur Gesamtbevölkerung beträgt kaum 1 Prozent. E. H.) Dabei sind die Kommunisten natürlich nicht wegen Vergehen gegen den Schutz der Republik verurteilt. Die Vergehen der Kommunisten, die in Amtsmißbrauch, Bestechung und sonstigen Amtsvergehen bestehen, bildeten 22 Prozent aller Amtsvergehen. Fügt man dazu noch die Gesetzesüberschreitung und Willkür, so erhöht sich diese Zahl auf 28 Prozent.

Die Petrograder »Prawda« vom 5. Juni dieses Jahres (Nr. 147) klagt auch über die Verbreitung der Trunksucht. Der Verfasser behandelt diesen Gegenstand unter dem Titel »Über eine unerörterte Parteiangelegenheit« und teilt mit, daß er und einige Gesinnungsgenossen die Bildung einer Antialkoholgesellschaft beschlossen hätten, um dieses Übel zu bekämpfen, daß aber ein großes Hindernis darin bestehe, daß die Mitglieder einer solchen Gesellschaft möglicherweise von der Partei infolge der Bildung von »Sonderplattformen« und wegen »Desorganisation« verfolgt werden könnten. Dieser Artikel hat offenbar Aufsehen erregt, denn in einer der nächsten Nummern erklärt die Redaktion, daß der genannte Artikel nur als Diskussionsmaterial gedruckt wurde und die Sache in etwas übertriebener Weise schildert.

Eine soziologische Betrachtung der russischen Kommunistischen Partei darf auch nicht an ihren inneren Spaltungen achtlos vorbeigehen. Der Führer der »Arbeiteropposition« Schljapnikow erklärte auf dem zehnten

Parteikongreß: »Der alte Zusammenhang unserer Partei, die Übereinstimmung der Gedanken und Gefühle ist nicht mehr vorhanden.« Ebenso sagte der Kommissar für die Landwirtschaft, Ossinski: »Innerhalb der Partei ist der Zusammenhang so gestört, daß sich bei uns sehr viele Gruppierungen gebildet haben und manche kleine Gruppen der Zentrale nicht mehr gehorchen.« Die größte Spaltung ist natürlich die bekannte »Arbeiteropposition«, die vor allem den Sowjetbureaukratismus bekämpft. Aber neben dieser Gruppe, die von hochstehenden Führern (wie Schljapnikow, die Kollontai und andere) geleitet wird und in der Partei verblieben ist, hat sich im Juni dieses Jahres eine Gruppe der »Kommunistischen Opposition« gebildet, die sich »Sozialistische Partei der Arbeiter und Bauern« nennt und sich als »Hüterin der Oktobererrungenschaften« bezeichnet. Ihre Parole ist: »Die Macht den Räten, nicht aber der Partei.« An der Spitze dieser Opposition steht derselbe berüchtigte Matrose Panjuschkin, der im Anfang der bolschewistischen Herrschaft die Erschießung der sieben Studenten in Petrograd (die bekannte Angelegenheit der Gebrüder Gengles) leitete. Das hinderte ihn freilich in den letzten Jahren nicht, sich als Redner einer großen Beliebtheit in dem Moskauer Stadtrayon der Kommunistischen Partei zu erfreuen. Panjuschkin begnügt sich aber nicht mit den erwähnten Losungen; er bekämpft auch die »Vergewaltigung der Partei durch die Juden« und überhaupt durch die Intellektuellen. Allerdings scheint es nicht, daß die »Kommunistische Opposition« es zu irgendwelchen erheblichen Erfolgen gebracht hat (»Sozialistischer Bote«, 1921, Nr. 11).

Die oben geschilderten Veränderungen in der Entwicklung der Kommunistischen Partei finden ihren Ausdruck auch in deren sozialer Zusammensetzung. Auf hundert Parteimitglieder entfallen:

	1920	1921
Arbeiter	51	37
Handwerker	8	5
Bauern	5	7
Angestellte	12	16
Intellektuelle	24	33

Es erhellt aus dieser Tabelle, die den Stand der Dinge vor dem 1. August 1921 auf Grund eines offiziellen Berichtes der Parteizentrale beleuchtet (»Prawda«, Nr. 167), daß die werktätigen Elemente im Jahre 1920 59 Prozent der Partei, die übrigen 41 Prozent, 1921 aber die ersteren nur 42 Prozent, die übrigen 58 Prozent ausmachten. Die Bauern bilden nur 7 Prozent der Kommunistischen Partei. In manchem Gouvernement ist ihr Anteil noch niedriger, so beträgt er beispielsweise im Gouvernement Iwanowo-Wosnesensk nur 4 Prozent.

Die weiteren Daten, die über die soziale Zusammensetzung der Kommunistischen Partei vorliegen, sind: Auf 100 Parteimitglieder kommen 89 Männer und 11 Frauen. Im Alter unter 20 Jahren befinden sich 6 Prozent, im Alter von 20 bis 30 Jahren 47 Prozent, über 30 Jahren 47 Prozent. Nach ihrer Vorbildung baut sich die Partei folgendermaßen auf: Parteimitglieder mit mittlerer und höherer Schulbildung: Männer 12 Prozent, Frauen 30 Prozent; mit unterer Schulbildung: Männer 75 Prozent, Frauen 50 Prozent; Autodidakten: Männer 10 Prozent, Frauen 14 Prozent; Analphabeten: Männer 2 Prozent, Frauen 4 Prozent. Auch diese letzteren Angaben

weisen die große Bedeutung des »intelligenten« Elements gegenüber dem sogenannten werktätigen auf.

Alle diese oben geschilderten Umstände, die die innere Integrität der Partei bedrohen, haben die Parteiführer zu einem ganz eigenartigen Mittel, nämlich zu periodischen Umregistrierungen, verbunden mit periodischer Parteireinigung, geführt. Zu diesem Zweck werden zahlreiche »Revisoren« aufs Land geschickt, die vor allem mittels Fragebogen arbeiten. Wir sind im Besitz einer Reihe von Zahlen, die diese Reinigungsprozesse charakteristisch beleuchten. So haben im Gebiet von Semiretschje von 22 000 einregistrierten Kommunisten die Fragebogen nur 8000 beantwortet, so daß also 60 bis 70 Prozent in dieser Gegend aus der Partei ausgeschieden sind. In der »Prawda« vom 13. August dieses Jahres finden wir in der Abteilung »Das Parteileben« interessante Zahlen über die Entfernung solcher Elemente aus der Partei, die »mit dem Kommunismus nichts zu tun haben und die sich der Partei ausschließlich aus Gewinnsucht anschmarotzt haben«. Diese Zahlen umfassen die Zeit vom 1. Juli bis zum 31. Dezember 1920 und 42 Stadt- und Landkreise von 20 Gouvernements. Die Resultate dieser von den lokalen Parteiorganisationen vorgenommenen Reinigung stellen sich wie folgt dar:

	Städte			Landkreise			Insgesamt
	Mitglieder	Mitgliedschaftskandidaten	Zusammen	Mitglieder	Mitgliedschaftskandidaten	Zusammen	
Am 1. Juli 1920 waren einregistriert	7415	1009	8424	8051	1656	9707	18131
Von dieser Zahl wurden dann ausgeschlossen . .	756	144	900	820	101	921	1821
Prozent der Ausgeschlossenen	10,1	14,5	10,7	10,2	6,1	9,5	10,0

Nach anderen Meldungen war der Prozentsatz der aus der Partei Ausgeschlossenen noch erheblich höher: er betrug in 24 Gouvernements 41 260 Personen, 20 Prozent der Gesamtheit der Parteimitglieder (»Prawda«, Nr. 167).

Die Partei gibt sich bei diesen Reinigungen alle erdenkliche Mühe. Außer den Revisoren und den lokalen Parteiorganisationen »flieht« zum Beispiel die Moskauer Gouvernementskommission die sogenannten »unparteiischen« Genossen an, die untauglichen Mitglieder der Kommunistischen Partei bei ihr zu denunzieren. Und neuerdings lautet der Titel eines der Aufsätze, die diesem Thema gewidmet sind: »Volksgerichte, helft die Partei reinigen!« Gegenwärtig wird eine neue Generalreinigung vorbereitet, für die sogar ein besonderes allrussisches Ausschlußkomitee bei der Moskauer Parteizentrale eingerichtet ist. Sie soll vor allem sich gegen die Sowjetangestellten richten, die das ausgesprochen bürgerliche, gewinnsüchtige Element der Partei darstellen.

Diese heroischen Mittel müssen der Kommunistischen Partei als Verdienst angerechnet werden — wenigstens als guter Wille. Der Erfolg ist aber recht zweifelhaft. Die Anhänger der Reinigung sagen zwar in der »Prawda«, daß

sie »den Geist der Partei hebt, neues Leben in ihre proletarischen Reihen bringt und die Partei innerlich enger zusammenschweißt«; doch die Tatsache, mit der sich beispielsweise Prinzew, der Verfasser der oben angeführten ausführlichen Ausschlußtabelle, tröstet, nämlich daß statt der 1821 Ausgeschlossenen in die Parteiorganisationen der beobachteten Kreise neue 4994 Mitglieder eingetreten sind — diese Tatsache erweckt wohl begründete Zweifel daran, ob die vielen neuen Mitglieder nur aus kommunistischer Gesinnung in die Partei eintreten und nicht vielmehr wieder das Material für künftige Reinigungen abgeben werden.

Beamtentum, Volksstaat und Sozialdemokratie

Eine Entgegnung

Von Staatsanwalt Dr. Marx (Mannheim)

Eine Klasse als wirtschaftlich-soziale Gruppe kann in der Regel nur von dem in ihrem Wesen richtig erkannt werden, der ihr angehört oder ihr angehört hat. Ebenso wird ein Stand als politisch-soziale Gruppe vom Außenstehenden immer schief beurteilt werden, weil ihm die geistige Atmosphäre, die jede solche Gruppe umschließt, mehr oder minder fremd bleibt. Den »Geist« einer solchen Schicht kann nur der vollständig begreifen, der in und mit ihr lebt, der also ihre Angehörigen und deren Äußerungen nach jeder Richtung hin zu beobachten Gelegenheit hat.

Das sogenannte höhere Beamtentum, insbesondere die juristische Beamtenschaft kann man als eine solch politisch-soziale Schicht ansprechen. Unsere Partei zählt bisher in ihr wenig Anhänger, und soweit solche vorhanden sind, schweigen sie sich eigentümlicherweise über ihre Standesgenossen aus. Daher kommt es, daß in der sozialdemokratischen Publizistik die höhere Beamtenschaft vielfach eine unrichtige und ungerechte Beurteilung erfährt. Hierher gehört auch der Aufsatz von Friedrich Frank über Staatsbeamtentum, Volksstaat und Sozialdemokratie in Nr. 25 der Neuen Zeit vom 16. September 1921.

Es ist zunächst einmal kein Grund einzusehen, weshalb wir nicht bestrebt sein sollten, auch das höhere Beamtentum für den Gedanken der Republik und des Sozialismus zu gewinnen. Ich bin sogar der Ansicht, wir müssen darauf aus sein, es zu gewinnen! Jeder mit der Praxis Vertraute weiß, daß die Republik die höheren Beamten nicht entbehren kann. So wie die Dinge liegen, bedarf die Republik ihrer Mitarbeit. Vergessen wir auch nicht: ein gut Teil dessen, was wir deutsche Kultur nennen und was wir als deutsche Kultur schätzen und lieben, liegt in dieser Berufsschicht verkörpert. Es sind darunter auch viel zu bedeutende und gescheite Leute, als daß, wie Frank meint, es sich erübrigt, über die Stellung der höheren Beamten zu Volksstaat und Sozialdemokratie weitere Worte zu verlieren. In einer derartigen Auffassung bekundet sich eine unter Umständen gefährliche Unterschätzung der Bedeutung und des Einflusses des höheren Beamtentums.

Gewiß, das höhere Beamtentum — der durch die Reserveoffizierkader gegangene Nachwuchs vielleicht noch mehr als der aus der wilhelminischen Zeit überkommene Teil — ist überwiegend reaktionär, steht, ob Verwaltungsbeamter, Staatsanwalt oder Richter, den neuen Verhältnissen großenteils

ablehnend, vielfach feindlich gegenüber. Nach Frank trifft dies in gleicher Weise auch für die mittleren Beamten zu. Trotzdem glaubt er, daß es sich, anders wie bei den höheren Beamten, verlohne, den Gründen für diese Stellungnahme nachzuspüren und auf Mittel zur Änderung bedacht zu sein. Gerechtigkeit und Klugheit verlangen aber, den Verhältnissen der höheren Beamten eine mindestens ebenso eingehende Beachtung zu widmen wie denen der mittleren Beamten. Ebenso wie der Arbeiter den Anspruch erhebt, daß der höhere Beamte ihm und seiner Lage Verständnis entgegenbringe, kann der höhere Beamte vom Arbeiter Einsicht und Verständnis für seine Verhältnisse fordern. Die wird aber durch Ausführungen wie die Franks so wenig gefördert, wie wenn umgekehrt in der Presse der Rechten geschrieben wird, die Arbeiterbewegung sei eine reine Lohnbewegung.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dem Genossen Frank nicht volle Objektivität die Feder geführt hat, sondern daß bei seinem Urteil über das höhere Beamtentum vorgefaßte Meinung mitbestimmend war. Die aber ist ein schlechtes Hilfsmittel, um zum Verständnis einer sozialen Erscheinung zu gelangen. Und nur wirkliches Verständnis besitzt politischen Wert. Frank muß zugeben, daß selbst bei den mittleren Beamten von vornherein eine durch Herkunft und Familientradition verständliche der Sozialdemokratie feindliche Gesinnung zu konstatieren sei. Trotzdem zweifelt er nicht, daß das Gros der mittleren Beamten sich gesinnungsmäßig dem demokratischen Staat zuwenden werde. Warum sollen nun gerade beim höheren Beamten die Dinge so aussichtslos liegen? In Preußen entstammen die höheren Beamten wohl mehr als anderswo vermögenden Kreisen und den traditionellen Beamtenfamilien, nicht wenige sind Söhne mittlerer Beamter. In Süddeutschland ist ihre Herkunft nicht so eindeutig bestimmbar. Nicht wenige der in höchsten Stellen befindlichen Beamten kommen aus kleinen Verhältnissen. Und im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Söhne aus Kleinhandwerker-, Bauern-, Landlehrer- und Unterbeamtenfamilien nicht viel seltener sind als die Leute aus vermögenden Kreisen. Woher sie nun aber auch gekommen sein mögen, sie sind alle hineingewachsen in eine eigenartig strenge Berufsethik, wie wir sie wohl am ausgeprägtesten und anerkanntesten beim deutschen Richtertum finden. Ich habe mich darüber eingehender in der »Mannheimer Volksstimme« vom 11. September 1921 ausgesprochen.

Das besondere Verantwortungsgefühl, das den höheren Beamten stets beseelte, kam zum Teil daher, daß er sich als ein Stück des Staates, als ein Exponent der Staatsgewalt gefühlt hat. Allerdings haben viele sich darin gefallen, die ihnen übertragenen Machtbefugnisse nicht rein funktionell aufzufassen, sich nicht nur als Vorarbeiter im Staatswerkgetriebe zu betrachten, sondern sich als eine überlegene, wertvollere Menschenschicht anzusehen, der gegenüber der breiten Masse besondere Vorrechte zustehen. Jedenfalls waren die höheren Beamten, weil sie gewissermaßen den alten Staat darstellten, sehr eng mit seinem Bestand verknüpft. Die bis zu einem gewissen Grade auch im konstitutionell-monarchischen Deutschland vorhandene Absolutheit der Spitze lieh einen Abglanz davon dem höheren Beamtentum, was dann häufig als autokratischer Bureaukratismus unliebsam in Erscheinung trat.

Der Zusammenbruch, wesentlich übrigens verschuldet durch Beamtenpolitik im üblen Sinne des Wortes, hat in deutschen Landen die Autorität allgemein und vor allem natürlich auch die Autorität des Staates stark geschwächt. Im

Zusammenhang damit wurde auch der Einfluß des höheren Beamtentums als des Exponenten der Staatsautorität gemindert. Es ist auch richtig, daß infolge Demokratisierung des Beamtenaufbaus entsprechend der Demokratisierung des Wirtschaftsbetriebs die Befehlsgewalt der höheren Beamten eingeschränkt wurde. Es bedeutet aber doch eine völlig falsche Einschätzung des höheren Beamtentums oder zeugt von Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, wenn jemand deren Abneigung gegen Republik und die sie vertretenden Parteien, insbesondere die Sozialdemokratie, auf die Einbuße an Herrschafts- und Autoritätsrechten beziehungsweise auf Verletzung egoistischer Standesinteressen zurückführt. So leicht darf man sich das Urteil nicht machen. Die Beschränkung seiner Autoritätsrechte hat das höhere Beamtentum am wenigsten in Gegnerschaft zu den heutigen Zuständen gesetzt. Die meisten seiner Angehörigen wissen ganz genau, daß auch bei Wiederkehr der Monarchie doch die halbabsolutistischen Zustände nie mit zurückkämen. Sie sind sich dessen bewußt, daß auch die Monarchie sie nicht wieder in ihre alte Stellung einsetzen könnte. Mit der Staatsform der Republik würden sie sich schon abfinden, wenn es ihnen infolge ihrer Tradition auch etwas schwerer fällt als anderen Staatsbürgern.

Viel wesentlicher schon für die politische Stellungnahme der höheren Beamten ist die Tatsache, daß die neuen Verhältnisse von Kräften heraufgeführt wurden, denen sie im wesentlichen fremd gegenüberstanden, die sie der herrschenden Gesamtauffassung entsprechend als Gegner und Staatsfeinde zu betrachten gewohnt waren. Der deutsche Beamte ist im allgemeinen schwerfällig und kann sich nicht leicht umstellen. Es sind häufig nicht die anständigsten und ehrlichsten Leute, die das allgemeine Widerstreben, mit dem Gegner zu paktieren, so schnell überwunden haben. Aber man darf wohl sagen, daß die drei Jahre, die seit der Staatsumwälzung verflossen sind — eine gewiß kurze Frist in der Entwicklung eines Staatswesens —, im Verständnis und in der Anpassung unserer Beamten an die neuen Verhältnisse weite Fortschritte gebracht haben. Man hätte sich noch weiter damit abgefunden, wenn nicht ein weiteres Moment die Gegnerschaft bestimmen würde, das ich nach allem, was ich zu beobachten und zu hören Gelegenheit hatte, für das wesentlichste halte: das wirtschaftlich-soziale Moment. Und dieses vor allem schafft auch den Gegensatz zu unserer Partei.

Die Mehrzahl der höheren Beamten lebte früher in bescheidenem Wohlstand. Die Ansprüche an Luxus waren nicht sehr erheblich, so daß Gehalt und die in der Regel vorhandene kleine Rente ihnen gestattete, eine Reihe von Kulturbedürfnissen zu befriedigen, sich eine Bücherei, eine kleine Bildersammlung zuzulegen oder sich den öfteren Besuch von Theater, Konzerten und dergleichen zu gestatten. Während nun die neuen Verhältnisse mittleren und unteren Beamten, soweit sie nicht besser gestellt wurden, wenigstens eine der früheren Lage ungefähr gleiche Lebenshaltung gewährleisten, sind die höheren Beamten offensichtlich in ihrer Lebenshaltung heruntergedrückt. Die Gehälter zum Beispiel der oberen und mittleren Beamten differieren nicht sehr erheblich voneinander, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß der obere Beamte seine Laufbahn erst beginnt, wenn der untere und mittlere Beamte bereits einige Stufen in seiner Besoldungsgruppe zurückgelegt hat. Dieser Zustand bedeutet für den höheren Beamten den Verzicht auf die Kulturbedürfnisse, die Aufgabe gerade der ideellen Werte, auf die in dieser

Berufsschicht mit Recht größter Wert gelegt wurde. Mit anderen Worten: der höhere Beamte fühlt sich deklassiert. Hier liegt der Kern der Abneigung des höheren Beamten gegen die neuen Verhältnisse und die sie vertretenden Parteien. Denn gegen Deklassierung haben sich die Menschen allezeit mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft gewehrt.

Ich stehe nicht an, zu sagen, daß die Behandlung, die man nach 1918, vielleicht nicht ohne Mitschuld unserer Partei, den höheren Beamten in wirtschaftlicher Hinsicht hat zuteil werden lassen, ein schwerer politischer Fehler war. In Unterschätzung ihrer politischen Bedeutung hat man wohl geglaubt, sich nicht weiter um sie kümmern zu brauchen und sie ruhig in ihrer Gegnerschaft zur Republik und den sie stützenden Parteien belassen zu können. Wie verfehlt diese Auffassung war, werden wohl gerade unsere als Leiter in die Ministerien gesandten Parteigenossen empfunden haben. Charakteristisch dafür ist die Äußerung Hänischs, daß zwischen ihm und seiner Wirksamkeit das höhere Beamtentum gestanden habe. Das heißt aber doch mit anderen Worten, daß ohne ehrliche Mitarbeit des höheren Beamtentums der republikanisch-demokratische Gedanke ständig gefährdet wird.

Welche Nutzanwendung ist aus diesen Einsichten zu ziehen? Manchem mag es naheliegen, einen weitgehenden Ersatz durch zuverlässige Beamte zu verlangen. Daß das unmöglich ist, bedarf keiner allzu großen Überlegung. Also wird man dort ansetzen müssen, wo unserer Ansicht nach die Quelle des Übels liegt: bei der wirtschaftlichen Lage des höheren Beamten. Man sollte, wie man auch gegenüber den anderen Beamtenschichten es zu tun bestrebt war, auch ihm die Möglichkeit geben, die frühere Lebenshaltung annähernd weiterzuführen. Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein!

Wir wissen heute, daß wir uns auf unabsehbare Zeit mit kapitalistischen Wirtschaftsformen abfinden müssen. Die leitenden Persönlichkeiten in Kaufmannschaft und Industrie sind besser bezahlt als der minderverantwortliche Angestellte. Es würde daher keine Besonderheit, sondern lediglich eine Anpassung an die allgemein bestehenden Verhältnisse bedeuten, wenn die höheren Beamten in der Vergütung besonders herausgehoben würden. Der jetzt bestehende Zustand hat Folgen, die gerade vom sozialdemokratischen Standpunkt aus höchst unerwünscht sind. Zunächst sehen wir, daß die besten Kräfte dem Staatsdienst den Rücken kehren. Des weiteren aber wird die höhere Beamtenlaufbahn immer mehr zu einer Domäne der Begüterten, die neben dem Gehalt noch andere Bezüge haben, mit denen sie den Lebensunterhalt bestreiten können. Die Plutokratie würde bald das höhere Beamtentum völlig beherrschen. Es wird vielleicht nicht wenige geben, die gegenüber dem Gedanken, das höhere Beamtentum besserzustellen, einwenden, man dürfe die Reaktion nicht noch finanziell unterstützen. Ich halte diesen Einwurf für nicht stichhaltig. Die finanzielle Hebung wird gewiß nicht jeden höheren Beamten zum Sozialdemokraten machen. Das ist ja schließlich auch nicht das Ziel. Aber die Mehrzahl wird doch einem Staate, der ihren Interessen entgegenkommt, auch ihre Sympathien zuwenden. Wenn wir sie für den Volksstaat gewonnen haben, ist zunächst das Wesentlichste erreicht.

Es war mir darum zu tun, mit den vorstehenden Ausführungen in die Verhältnisse und die Denkweise des höheren Beamtentums, die vielen fremd und unbekannt sein dürften, einzuführen und zu zeigen, daß es sich schon lohnt, sich eingehender mit seiner Stellung zu Volksstaat und Sozialdemo-

kratie zu befassen. Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß die Ansicht derer, die wie Frank meinen, es bedürfe darüber keiner weiteren Erörterungen, unrichtig und unklug ist. Wenn diese Einsicht in den Kreisen unserer Partei durchdringt, werden manche ungerechte Angriffe verschwinden, es wird aber auch, und das scheint mir das wichtigste, die psychologische Grundlage für die Beeinflussung des Beamtentums im Sinne der Ziele unserer Partei gegeben sein.

Die Internationale Arbeitsorganisation und ihre Wirksamkeit

Von H. Fehlinger

(Schluß)

II

Die erste Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation wurde unter nichts weniger als günstigen Umständen im Oktober und November 1919 in der amerikanischen Bundeshauptstadt Washington abgehalten. Der Völkerbund war noch nicht errichtet; die Psyche der Völker stand noch stark unter dem Einfluß des Krieges, in Amerika waren über die Fragen der Unterzeichnung des Friedensvertrags und den Beitritt zum Völkerbund und der Arbeitsorganisation tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht, die in der Eigenart der dortigen politischen Verhältnisse begründet sind. Dennoch kann jene Hauptversammlung als erfolgreicher Anfang betrachtet werden, da sie die Vereinheitlichung wichtiger Zweige des Arbeiterschutzes und die Ausdehnung der betreffenden Schutzbestimmungen auf Länder einleitete, die sonst wahrscheinlich noch lange der Lösung solcher Aufgaben keine Beachtung geschenkt hätten. Es wurden sechs Entwürfe internationaler Verträge und sechs Vorschläge für die staatliche Gesetzgebung angenommen. Von den Entwürfen internationaler Verträge betrifft einer die Festsetzung der Arbeitszeit in gewerblichen Betrieben auf 8 Stunden täglich und 48 Stunden wöchentlich, ein weiterer die Arbeitslosigkeit, andere die Beschäftigung von Frauen vor und nach der Niederkunft, die Nachtarbeit der Frauen, das Mindestalter für die Zulassung von Kindern zur gewerblichen Arbeit und die gewerbliche Nachtarbeit der Jugendlichen. Die sechs Vorschläge beziehen sich auf die öffentliche Arbeitsvermittlung; die Behandlung ausländischer Arbeiter; die Verhütung des Milzbrandes; den Schutz der Frauen und Jugendlichen vor Bleivergiftung; den öffentlichen Gesundheitsdienst; das Berner Abkommen über die Verwendung von weißem (gelbem) Phosphor in der Zündholzindustrie.

Betrachten wir nun, was von seiten der Staaten bisher geschehen ist, um die Beschlüsse der Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation zu Washington auszuführen, wobei eine eben vom Internationalen Arbeitsamt veröffentlichte Übersicht als Grundlage genommen wird. Nicht berücksichtigt sind dabei solche auf die in Rede stehenden Gegenstände bezüglichen Gesetze und Verordnungen, die vor den Washingtoner Beschlüssen erlassen wurden, ebensowenig die Entschließungen betreffend die Annahme der Verträge und Vorschläge, wie beispielsweise jene der gesetzgebenden Versammlung Indiens vom 19. Februar 1921 und des Deutschen Reichswirtschaftsrats vom April dieses Jahres, noch die Fälle, in welchen Regierungen bloß ihre Zustimmung erklärten.

Gesetze zur Ratifikation der Washingtoner Entwürfe oder zur Inkraftsetzung derselben wurden bisher in folgenden Staaten erlassen:

Belgien: Gesetz über den Achtstundentag und die Achtundvierzigstundenwoche vom 8. Juni 1921 (Arbeitszeit, Mindestalter, Nachtarbeit der Frauen und Jugendlichen).

Böhmisch-slowakische Republik: Gesetz betreffend die Ratifikation gewisser Vertragsentwürfe der Washingtoner Konferenz vom 24. Februar 1921 (Arbeitszeit, Mindestalter, Nachtarbeit der Frauen).

Britisch-Kolumbien (kanadische Provinz): Gesetze über alle Gegenstände der Washingtoner Vertragsentwürfe.

Dänemark: Gesetz vom 6. Mai 1921 betreffend die Nachtarbeit der Jugendlichen.

Dänemark: Gesetz vom 6. Mai 1921 betreffend die Nachtarbeit der Jugendlichen.

Griechenland: Gesetz vom 15./28. Juli 1921 zur Ratifikation aller sechs Vertragsentwürfe.

Großbritannien: Gesetz über die Beschäftigung von Frauen, Jugendlichen und Kindern von 1920 (betrifft die Vertragsentwürfe über das Mindestalter sowie die Nachtarbeit von Frauen und Jugendlichen).

Japan: Gesetz über Arbeitsnachweise (betrifft den Vertragsentwurf über Arbeitslosigkeit).

Rumänien: Gesetz betreffend die Ratifikation aller sechs Vertragsentwürfe.

Es fällt auf, daß in dieser Liste die meisten der wichtigen europäischen Industriestaaten fehlen und daß auch sonst der Fortschritt der Ratifikation der Washingtoner Entwürfe ein verhältnismäßig langsamer war. Schuld hieran trägt neben dem Zustand der allgemeinen Verworrenheit und Unsicherheit, der dem Kriege folgte, die in den meisten Staaten bald nach Kriegsende einsetzende Verschlechterung der Wirtschaftslage, die den Gegnern der Sozialreform ein willkommener Anlaß war, um die Annahme der Vertragsentwürfe hinauszuschieben. Von seiten des Arbeitsamts wurden und werden noch jetzt Anstrengungen gemacht, um den Regierungen der wirtschaftlich wichtigen Staaten die Bedeutung der Ratifikation klarzumachen. Der Direktor und der stellvertretende Direktor des Amts unternahmen Reisen nach diesen Staaten, um in der Angelegenheit mit den Regierungen persönlich zu verhandeln. In Deutschland bestehen bereits aus der Zeit vor der Washingtoner Versammlung Gesetze, welche in der Hauptsache den dort beschlossenen Entwürfen entsprechen; überdies bereitet die Regierung die Ratifikation der Verträge vor. In Großbritannien, wo der Achtstundentag oder eine kürzere Arbeitszeit in der Industrie nahezu allgemein durch kollektive Arbeitsverträge durchgeführt ist, ergaben sich im Hinblick auf die Ratifikation des entsprechenden internationalen Vertrags unerwartet große Schwierigkeiten; es scheint, daß vorerst seine Gegner die Oberhand behalten werden. Auch die Ratifikation des Vertrags über Beschäftigung von Frauen vor und nach der Niederkunft lehnt die gegenwärtige Regierung ab. In Frankreich sind ebenfalls die meisten Gegenstände der Washingtoner Vertragsentwürfe bereits gesetzlich geregelt, doch gelang es noch nicht, die Hindernisse zu beseitigen, die der Ratifikation dieser Verträge entgegenstehen. Den Lesern, welche die französische Politik verfolgen, sind diese ja bekannt. In Italien wurde von seiten der Regierung ein Gesetzentwurf zur Ratifikation aller sechs Arbeiterschutzvereinbarungen von

Washington eingebracht. In Indien wurde dem Nationalparlament ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Übereinkommen betreffend die Arbeitszeit und das Mindestalter für Beschäftigung von Kindern in der Industrie einschließt, ebenso die Vorschläge über den Schutz von Frauen und Kindern gegen Bleivergiftung und die Verhütung von Anthrax. Das Nationalparlament hat auch eine Entschließung über die Schaffung eines öffentlichen Gesundheitsdienstes angenommen. Die indische Regierung hat ferner den Staatssekretär ersucht, die Übereinkommen über die Nachtarbeit von Frauen und Jugendlichen zu ratifizieren. Im Jahre 1919 hat die indische Regierung die Annahme des Berner Übereinkommens von 1906 über das Verbot der Verwendung von weißem Phosphor in der Zündholzfabrikation formell notifiziert. Auch schlägt die Regierung vor, die Vorschläge betreffend die Behandlung ausländischer Arbeiter anzunehmen. Das bedeutet einen durchaus beachtenswerten Erfolg der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung in einem großen Reiche Asiens mit vielen Millionen von Lohnarbeitern. Von den anderen Staaten Asiens ist noch Japan zu erwähnen, wo im Mai dieses Jahres der Entwurf eines Arbeiterschutzgesetzes im Parlament eingebracht wurde. In Spanien bereitet das Institut für soziale Reform eine Gesetzgebung auf Grund der Washingtoner Beschlüsse vor. In den kleineren Staaten mit entwickelter Industrie wurden mindestens Vorarbeiten zur Durchführung des von der ersten Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation beschlossenen Programms der sozialen Gesetzgebung gemacht.

Die Vorschläge, welche diese Versammlung hinsichtlich solcher Zweige der Sozialgesetzgebung machte, die vorläufig nicht Gegenstand des internationalen Vertragsschlusses sein sollen, wurden bis jetzt bereits in mehreren Staaten zur Grundlage von Gesetzen gemacht, und zwar in Dänemark, Großbritannien, Japan, den Niederlanden und Rumänien; nur der letztgenannte Staat hat alle sechs Vorschläge angenommen, in allen übrigen Fällen handelt es sich bloß um die Durchführung einzelner Bestimmungen. Auch in Österreich, Belgien, Griechenland, Indien, Italien und den Niederlanden wurden einzelne Vorschläge zur Grundlage von Verordnungen gemacht. In einigen weiteren Staaten liegen Gesetzentwürfe vor, durch die einzelne dieser Vorschläge realisiert werden sollen.

Die zweite Hauptversammlung der Internationalen Arbeitsorganisation, die im Juni und Juli 1920 in Genua stattfand, befaßte sich ausschließlich mit den Arbeitsbedingungen in der Seeschiffahrt. Über die Hauptfrage, nämlich den Achtstundentag in der Schiffahrt, konnte wegen der verwickelten Verhältnisse eine Einigung nicht erzielt werden. Die Kommission, welche diese schwierige Frage beriet, einigte sich zwar nach langen Verhandlungen auf einen Übereinkommensentwurf, aber in der Plenarversammlung erhielt dieser eine Stimme weniger als die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Doch wurden einige andere Entwürfe zu internationalen Übereinkommen beschlossen. Sie betreffen: 1. das Mindestalter für die Zulassung der Kinder zur Seemannsarbeit, 2. die Gewährung einer Entschädigung für Arbeitslosigkeit infolge von Schiffbruch und 3. die Stellenvermittlung für Seeleute. Eine Seemannskommission, die sich aus Vertretern der Reeder und Seeleute zusammensetzt, wurde ernannt, um den Entwurf eines internationalen Seemannsrechts vorzubereiten und andere die Seeleute betreffende Fragen

zu beraten. Das Übereinkommen von Genua betreffend das Mindestalter für die Zulassung zur Seemannsarbeit wurde bisher nur von Großbritannien ratifiziert, jenes über die Entschädigung bei Schiffbruch nur von Australien. Gesetzentwürfe zur Durchführung der Genueser Übereinkommen wurden in Belgien, Dänemark, Frankreich, Polen und Schweden vorgelegt.

Außer den Übereinkommen wurden in Genua noch vier Vorschläge für die Landesgesetzgebung beschlossen, die sich auf die Arbeitszeit in der Seefischerei und der Binnenschiffahrt, die Arbeitslosenversicherung der Seeleute und den Erlaß von Seefahrergesetzen der einzelnen Staaten beziehen. In Dänemark, Polen und Südafrika sind bis jetzt Gesetzentwürfe über einen oder den anderen dieser Gegenstände vorgelegt worden.

Die Vorbereitung und Durchführung von internationalen Übereinkommen betreffend das Arbeitsrecht ist nur ein Teil der Tätigkeit der Internationalen Arbeitsorganisation. Außerdem unternimmt das Internationale Arbeitsamt Untersuchungen über die verschiedensten sozialen und wirtschaftlichen Fragen, um Klarheit über die bestehenden Verhältnisse zu schaffen, zu zeigen, was ist, und um damit sowohl den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten wie auch den Hauptversammlungen der Arbeitsorganisation Grundlagen für weitere Arbeiten zu schaffen. Dadurch ist bereits recht wertvolles Material zusammengetragen worden.

Was bisher von der Internationalen Arbeitsorganisation geleistet wurde, ist freilich nur der ganz bescheidene Anfang eines großen Werkes, das im Interesse der arbeitenden Menschheit mit Entschiedenheit weitergeführt werden muß. Auch in der allernächsten Zeit werden die Fortschritte, die bei richtiger Beurteilung der Weltlage erwartet werden dürfen, nicht überraschend groß sein. Die Erfolge werden aber größer werden, je mehr die Bestrebungen dieser Organisation durch die öffentliche Meinung aller Länder gestützt und gefördert werden, denn dann können die Parlamente sich weniger leicht über das hinwegsetzen, was die Vertreter der Staatsregierungen, der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen in gemeinsamer Beratung für gut fanden. Gerade jetzt hat die Arbeiterschaft überall Ursache, sich für die internationale Gestaltung des Arbeitsrechts einzusetzen, da unter dem Drucke der wirtschaftlichen Depression machtvolle Interessengruppen am Werke sind, um die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern, die soziale Gesetzgebung abzubauen und die Vorkriegszustände wiederherzustellen. Hat diese Reaktion aber in einem Staat Erfolg, so werden sich die Folgen davon anderwärts ebenfalls alsbald geltend machen. Allerdings ist zu bedenken, daß internationale Übereinkommen nicht so leicht durch Konjunkturstimmungen gefährdet werden können, als die sozialpolitischen Errungenschaften, die in einzelnen Ländern erzielt werden. Wenn von seiten der wirtschaftlichen und politischen Organisationen die internationale Sozialgesetzgebung dadurch gefördert wird, daß sie die öffentliche Meinung und die Parlamente für diese Gedanken gewinnen, dann wird auch der Fortschritt dieser Gesetzgebung ein erheblich rascherer sein, als er bisher war. Die organisierte Arbeiterschaft hat — wie im vorstehenden gezeigt wurde — die Möglichkeit, auf die Tätigkeit der Internationalen Arbeitsorganisation einzuwirken, und es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Möglichkeit in absehbarer Zukunft gesteigert wird; je mehr sie sich aber zurückhält, um so stärker werden sich *andere* Interessen zur Geltung bringen.

Neue philosophische Literatur

Von Karl Vorländer

Wiederum haben wir eine große Anzahl philosophischer Neuerscheinungen anzuzeigen. Namentlich der hier schon oft genannte Verlag Felix Meiner (Leipzig) erscheint wahrhaft unerschöpflich in dieser Hinsicht. Zunächst in Neuauflagen und neuen Ausgaben seiner rühmlichst bekannten Philosophischen Bibliothek. Zu den ersteren gehört die zweite, verbesserte Auflage des aristotelischen Hauptwerkes: Aristoteles' Metaphysik, übersetzt und erläutert von Dr. theol. Eugen Rolfes (zwei Bände, XXIV und 437 Seiten, Preis geheftet je 16 Mark, gebunden je 23 Mark). Die Übersetzung ist getreu und doch lesbar, die am Schluß jedes Bandes gegebenen, ziemlich zahlreichen Anmerkungen zeugen von großer Gelehrsamkeit des auf neuscholastischem Standpunkt stehenden Verfassers. Das Studium eines Denkers wie Aristoteles wird immer sein Interesse behalten; daß aber gerade der Aufschwung dieses Studiums, und zwar in der Auffassung des heiligen Thomas von Aquino, dasjenige sei, was uns »im gegenwärtigen Moment bitter not tut« (S. XXIII), darüber dürften die meisten unserer Leser mit Herrn Dr. Rolfes wohl doch verschiedener Meinung sein. Führt die »Metaphysik des Aristoteles uns zu der »hinter der Natur« liegenden Welt des Übersinnlichen, wobei sie uns Heutigen besonders wertvoll durch ihre häufige Berücksichtigung sonst weniger bekannter philosophischer Vorgänger ist, so geleitet uns seine Schrift Über die Dichtkunst, neu übersetzt und mit Einleitung und einem erklärenden Namen- und Sachverzeichnis versehen von Alfred Gudeman (XXIV und 91 Seiten, Preis geheftet 10 Mark, gebunden 15 Mark, Geschenkband 20 Mark) auf ein praktischeres Gebiet. Gudeman, ein genauer Kenner der Schrift, hat für seine völlige Neuübertragung, die an Stelle der alten Überwegschen von 1868 tritt, eine syrisch-arabische Übersetzung benutzt. Eine äußerst gediegene Einleitung in die bekanntlich unvollendete Schrift, die der Herausgeber für »die Überbleibsel eines Kollegienheftes« (S. IV) hält und doch auch vom modernen Standpunkt für ein »Meisterwerk« auf seinem Gebiet und ein »köstliches Vermächtnis eines der größten Geistesheroen der Menschheit« erklärt, ist der guten Übersetzung vorangeschickt, der ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis folgt.

Ebenfalls noch in das Gebiet der alten Philosophie fällt: Diogenes Laërtius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen, übersetzt und erläutert von Otto Apelt (Band 53 und 54 der Philosophischen Bibliothek, XXVIII und 341, IV und 327 Seiten, Preis für jeden Band geheftet 45 Mark, gebunden 60 Mark, in Halbpergament 75 Mark!). Das aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert stammende Werk des sonst unbekannten Diogenes aus Laërte in Kleinasien ist zwar eine bloße Zusammenstellung und dabei aus Quellen von sehr verschiedenartigem Werte geschöpft, indes das einzige aus dem Altertum selbst stammende Quellenwerk über die alten Philosophen, zugleich wegen seiner vielen Anekdoten sehr unterhaltsam zu lesen und infolge seines überaus reichen Materials auch für den Gelehrten von Wichtigkeit, seine Übertragung ins Deutsche daher recht verdienstvoll. Am ausführlichsten sind Leben und Lehre Epikurs (in Buch X) behandelt, dem der Laërtier philosophisch am nächsten gestanden zu haben scheint. Die Übersetzung — die erste vollständige seit 1809 — sowie die Einleitung und die sonstigen Beigaben, herrührend von dem als Plato-Herausgeber der Philosophischen Bibliothek bekannten O. Apelt, sind alles Lobes wert.

In die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts gehört Bernhard Bolzano, Paradoxien des Unendlichen, neu herausgegeben durch Alois Höfler (Band 99 der Philosophischen Bibliothek, XI und 157 Seiten, Preis geheftet 18 Mark, gebunden 25 Mark). Der Deutschböhme Bolzano in Prag (1781 bis 1848) war ursprünglich katholischer Theologe, verlor jedoch wegen seines Rationalismus 1820 sein Lehramt. Seine Bedeutung beruht weniger auf seinen allgemein-philosophischen als auf seinen logischen und mathematischen Theorien, die

heute, zum Beispiel bei Husserl, wieder mehr beachtet werden. In das letztgenannte Gebiet fällt denn auch obige, 1847 verfaßte, 1850 aus seinem Nachlaß herausgegebene kleine Schrift. Der Bonner Mathematiker Hans Hahn begleitet sie mit Anmerkungen (S. 133 bis 153), die freilich mehr für den Fachmann berechnet sind und sich nicht sowohl auf Philosophisches als auf das Verhältnis der Bolzanoschen Theorien zur heutigen »Mengenlehre« beziehen.

Auch Altmeister Hegel wird offenbar in neuerer Zeit wieder stark gelesen, wie die Tatsache beweist, daß die Philosophische Bibliothek zwei Neuauflagen von ihm bringt, beide herausgegeben von seinem strikten Anhänger, dem Pastor Georg Lasson in Berlin. Einmal die seines ersten großen und grundlegenden Werkes, der Phänomenologie des Geistes (CXX und 541 Seiten, Preis geheftet 36 Mark, gebunden 46 Mark, in Geschenkband 60 Mark), der der Herausgeber eine ausführliche Einleitung über den geistigen Werdegang Hegels bis zum Erscheinen der Phänomenologie (1807) sowie über deren Thema und Methode, Inhalt und Anlage vorausgeschickt hat. Die neue (zweite) Auflage bringt gegenüber der ersten von 1907 eine durchgreifende Herstellung des Urtextes, die im Vergleich mit der herkömmlichen Gestalt derselben in den »Gesammelten Werken« sehr notwendig war, außerdem ein Sach- und das sehr kurze Personenregister. Eine zweite Auflage hat ferner bereits erlebt die erst 1917 von Lasson neu herausgegebene Einleitung in die Philosophie der Weltgeschichte unter dem Titel: Die Vernunft in der Geschichte (X und 276 Seiten, Preis geheftet M. 17.50, gebunden M. 24.50). Da die Neuausgabe von 1917 bereits in der Neuen Zeit eine ausführliche Besprechung gefunden hat, so sei hier nur noch ein in der jetzigen Neuauflage hinzugekommener, einem glücklichen Fund zu verdankender Nachtrag erwähnt: nämlich ein leider nur kurzes Bruchstück (S. 248 bis 250) aus der Vorlesung Hegels über »Die verschiedenen Formen der Geschichtsbetrachtung« nach dem eigenen Entwurf des Philosophen.

Von den außerhalb der Philosophischen Bibliothek erschienenen Novitäten des Meinerschen Verlags sind die meisten philosophiegeschichtlicher Art. So zunächst die Arbeit des Czernowitzer Professors Karl Siegel, Platon und Sokrates (V und 106 Seiten, Preis 10 Mark), die eine »Darstellung des platonischen Lebenswerkes auf neuer Grundlage« geben will. Der Grundgedanke ist der: Platons Metaphysik stellt den Versuch dar, des Sokrates Persönlichkeit, Wirken, Leben und Sterben philosophisch zu erklären und zu rechtfertigen (S. 5). Das sucht der Verfasser dann an denjenigen Platonischen Dialogen zu beweisen, in denen die Persönlichkeit des Sokrates die Hauptrolle spielt. Auf diese These sachlich einzugehen, ist Sache der Fachliteratur. Siegel vertritt sie jedenfalls mit Geschick. Am Schluß gesteht er übrigens den philosophischen Systematikern das Recht zu, aus dem nach seiner Ansicht in erster Linie metaphysisch gerichteten Plato, ebenso wie bei Kant, das erkenntnistheoretische Moment herauszulösen.

Eine bedeutsame und dabei verhältnismäßig allgemeinverständliche größere Arbeit ist ferner das Buch von Else Wentscher (Frau des Bonner Philosophieprofessors M. Wentscher), Geschichte des Kausalproblems in der neueren Philosophie (VIII und 389 Seiten, Preis geheftet 60 Mark, gebunden 75 Mark), hervorgegangen aus einer von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift, aber zum Druck gelangt erst mit Hilfe — des Reichsfrauenausschusses der Deutschen Volkspartei! Die Verfasserin führt zunächst in die Lage des, man darf wohl sagen wichtigsten Problems der theoretischen Philosophie zu Beginn der Neuzeit ein und führt dann seine historische Entwicklung in knapper und übersichtlicher Weise von Descartes über Hobbes, Spinoza, Leibniz und die englischen Empiristen bis zu Kant, und wieder von dem nachkantischen Idealismus (Fichte, Schelling, Hegel) über Schopenhauer, Herbart, den Positivismus, Fechner und Lotze bis zu Spencer und Helmholtz, Liebmann und Sigwart durch, um mit ihrem verehrten Lehrer, dem jüngst in Berlin gestorbenen Logiker Benno Erdmann, zu schließen.

Halb philosophisch, halb pädagogisch gerichtet ist das Buch des Breslauer Philosophen und Pädagogen Rudolf Lehmann, Die deutschen Klassiker: Herder, Schiller, Goethe als Band 9 und 10 der Sammlung »Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme« (VIII und 342 Seiten, Preis geheftet 30 Mark, gebunden 40 Mark). Er will den Geist unserer klassischen Epoche, soweit er sich der Jugend- und Volksbildung zuwandte, wieder in uns lebendig machen, zu dem »Weimar« führen, das weder vor noch hinter uns, sondern »über uns« liegt (S. V): dem Ideal der Humanität, wie es Herder, dem Gedanken der ästhetischen Erziehung, wie ihn Schiller, dem Problem der individuellen Bildung, wie es Goethe entwickelt hat. Die soziale Erziehung wird, wie es in der Lage der Sache begründet ist, gegen Schluß nur eben gestreift, im Anschluß an die sogenannte »pädagogische Provinz« in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«. Lehmanns Darstellung ist klar und allgemeinverständlich; von gelehrtem Beiwerk ist abgesehen, auch die Literatur nur vereinzelt benutzt (zum Beispiel auch mein Buch über Kant, Schiller, Goethe nicht genannt).

Fichtes Reden in Kernworten führt uns ein besonders vortrefflich ausgestattetes, freilich auch dem Preis danach bemessenes (in Halbleinen Geschenkband 25 Mark, in Halbleder auf echt Bütten 100 Mark) Büchlein von nur 102 Seiten vor, von dem bekannten Jenaer Philosophen Rudolf Eucken mit einem kurzen Nachwort (S. 99 bis 102) versehen. Raimund Schmidt hat in diesen »Kernworten« die entscheidenden Leitgedanken aus den »Reden an die deutsche Nation«, die in dem Urtext von oft viel schwächeren Partien umgeben sind, geschickt herauszuschälen verstanden. Es wäre zu überlegen, ob nicht einer unserer Parteiverlage diese Idee zu einer Sammlung von »Kernworten« aus den großen klassischen Philosophen Kant, Fichte und Hegel überhaupt, von denen »abzustammen« sich ja noch Friedrich Engels rühmte, erweitern sollte.

In die unmittelbare Gegenwart endlich leitet uns der zweite Band der Philosophie in Selbstdarstellungen, deren vortrefflichen Grundgedanken wir schon in unserem Aufsatz über »Philosophie und Philosophiegeschichte« (Neue Zeit, 39. Jahrgang, 1. Band, S. 619) rühmen konnten, und der diesmal die Selbstdarstellungen von Erich Adikes (Tübingen), Clemens Baeumker (München), Jonas Cohn (Freiburg), Hans Cornelius (Frankfurt), Karl Groos (Tübingen), Alois Höfler (Wien), Ernst Troeltsch (Berlin) und Hans Vaihinger (Halle) enthält (Preis des vornehm ausgestatteten Bandes 60 Mark, in Halbpergament 80 Mark, 203 Seiten). Jede Darstellung ist, wie wir diesmal noch hinzufügen wollen, mit einem vortrefflichen Porträt des betreffenden Denkers geschmückt, das dessen äußere Eigenart in der Regel ebenso deutlich schildert wie der Text der »Selbstdarstellung« die innere.

Damit sind wir eigentlich schon in die systematische Philosophie hineingekommen. Ihr ganz gewidmet ist die Einführung in die Erkenntnistheorie von August Messer, Professor der Philosophie und Pädagogik in Gießen (IV und 212 Seiten, Preis geheftet 18 Mark, gebunden 25 Mark), die bereits 1909 als Band 118 der Philosophischen Bibliothek erschienen war und jetzt in umgearbeiteter, zweiter Auflage in eine neue Sammlung des Meinerschen Verlags: Wissen und Forschen, Schriften zur Einführung in die Philosophie, als deren 11. Band, übergegangen ist. Messer ist ein ehrlicher und solider Denker, der bereits manche, zum Teil hier schon besprochene Schriften auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie veröffentlicht hat und auch im vorliegenden Buche die Aufgaben und den Inhalt der Erkenntnistheorie nebst den verschiedenen dahin gehörigen Richtungen der Gegenwart nach allen Seiten hin beleuchtet. Es ist allerdings mehr ein Buch für den Studierenden oder Studierten als für den Laien. Leichter geschrieben ist Band 12 derselben Sammlung, betitelt: Geschichtsphilosophie, eine Einführung von Otto Braun, Professor an der Universität Basel (VIII und 127 Seiten, Preis geheftet 12 Mark, gebunden 20 Mark). Braun, bis vor kurzem außerordentlicher Professor in Münster, besitzt die Gabe gewandter, auch für den Laien verständlicher Darstellung in hohem Grade. Das zeigt sich denn auch in diesem kleinen

Buche, sowohl in dem historischen wie dem systematischen Teil, in die es in zwei ungefähr gleiche Hälften zerfällt. Allerdings leidet bei seiner summarischen Überschau etwas die Solidität des einzelnen. So wird zum Beispiel der Kantianer nicht mit der ziemlich oberflächlichen Darstellung Kants (S. 35 bis 37), der auch eine falsche Datierung des »Ewigen Friedens« unterläuft, der Anhänger oder Kenner von Marx nicht damit einverstanden sein, daß Marx von »Fichteschem Tatidealismus« ausgegangen, daß der Darwinismus auf Marxens Theorie, insbesondere auf seinen »optimistischen Entwicklungsglauben« gewirkt haben soll, wonach der Sozialismus aus dem Kapitalismus »erblühe«, »ohne daß danach bewußt gestrebt wird«; und daß endlich im Marxismus sich eine »wissenschaftlich längst als unhaltbar überwundene Lehre im Schlepptau einer Partei« — der Braun, soviel wir wissen, seit kurzem selbst angehört — durch die Jahrzehnte ziehe« (S. 66 bis 68). Indessen als allererste »Einführung« mit dem Vorbehalt späterer Kritik benutzt, mag das anregend und frisch geschriebene Büchlein genügen. Außer den Literaturausgaben wäre auch ein Personenregister gerade für dies Buch empfehlenswert.

Rein systematisch und sehr tiefgründig ist das letzte in Meiners Verlag erschienene Buch, das wir hier anzuzeigen haben: Der Vernunftcharakter der Religion von Wilhelm Bruhn, Privatdozent der Religionswissenschaften in Kiel (VI und 283 Seiten, Preis geheftet 30 Mark, gebunden 40 Mark). Freilich der in der Neuen Zeit üblichen realistischen Betrachtungsweise ganz abgewandt, rein idealistisch und zugleich gelehrt-wissenschaftlich gehalten. Wir können deshalb, wie schon von den bisher besprochenen Werken, so von diesem erst recht nur die Tendenz kurz kennzeichnen und müssen das übrige dem Interesse unserer Leser überlassen. Daß in einer Zeit wie der heutigen, wo weite Kreise, allerdings, wie wir meinen, vorzugsweise des durch den Krieg auch seelisch erschöpften Bürgertums, dem Irrationalen aller Art sich zuwenden, wieder einmal der Vernunftcharakter auch der Religion betont wird, ist an sich ebenso erfreulich wie das Kant entnommene Motto der Schrift: »Eine Religion, die der Vernunft unbedenklich den Krieg ankündigt, wird es auf die Dauer gegen sie nicht aushalten«, und der Versuch, Kant mit Schleiermacher zu vereinigen, wenn er sich, wie bei Natorp, »innerhalb der Grenzen der Humanität« hält, vielleicht sogar vom religionsphilosophischen Standpunkt erstrebenswert. Indes, ob dies durch eine so starke Mitaufnahme eben des Irrationalen, ja durch eine »rational-irrationale« Methode, wie der Verfasser will (besonders S. 32 ff.), geschehen kann, ist uns doch sehr zweifelhaft.

Vom umgekehrten Standpunkt einer »Wirklichkeitsphilosophie«, einer »realistischen« Theorie aus ist die Kritik des Idealismus geschrieben, die Karl Siegel und W. Schmied-Kowarzik aus dem Nachlaß des bekannten Wiener Positivisten und Ethikers Friedrich Jodl herausgegeben haben (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 198 Seiten Großoktav, Preis nicht angegeben). In fünf Abhandlungen bekämpft Jodl die Grundlehren des theoretischen Idealismus, den Apriorismus, Phänomenalismus, »objektiven« Idealismus und die Theologie. Können wir ihm auch methodisch vielfach nicht zustimmen, so sind wir doch darin durchaus mit ihm einverstanden, daß realistisches Denken und praktischer (ethischer) Idealismus keine Gegensätze, sondern sehr wohl vereinbar miteinander sind. — Aus Deutsch-Österreich stammt auch das Buch des unseren Lesern bereits von einer früheren Besprechung her bekannten Wiener Pazifisten und Soziologen Rudolf Goldscheid, Grundfragen des Menschenschicksals (Leipzig und Wien, E. P. Tal, 227 Seiten). Es sind gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1906 bis 1919, die teils Vorstudien zu seinen Hauptschriften, insbesondere seiner bekannten »Menschenökonomie« und »Finanzsoziologie« darstellen, teils Zusammenfassungen seiner Hauptgedanken bieten, teils praktische Einzelfolgerungen aus ihnen ziehen. — Aus der Schweiz wurde uns ein Buch von Hermann Gschwind (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, XI und 152 Seiten) zugesandt, welches Die philosophischen Grundlagen von Natorps Sozialpädagogik als eines heute besonders zeitgemäßen Werkes in klarer, übersichtlicher und sympatischer Weise be-

handelt und in die Gedankenwelt des Marburger Philosophen überhaupt einzuführen geeignet ist. Leider geht der Verfasser gerade auf die sozialistische Seite dieser Gedankenwelt, auf die er durch meine Arbeiten aufmerksam geworden zu sein bekennt, nicht näher ein.

Zum Schluß möchten wir noch auf eine Neuerscheinung hinweisen, die uns besonders verdienstlich zu sein scheint. Nicht wegen irgendwelcher Beziehung zum Sozialismus. Denn es ist eine Darstellung der Philosophie des Mittelalters (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., X und 308 Seiten, Preis geheftet 35 Mark, gebunden 40 Mark), und der Verfasser J. M. Verweyen aus Bonn hat kaum Interesse für die wirtschaftlich-sozialen Untergründe geistiger Bewegungen (wie das übrigens so ziemlich alle in gegenwärtigem Artikel besprochene Philosophen charakterisiert!). Selbst in dem interessanten Schlußkapitel »Vom Mittelalter zur neuen Zeit« zieht er keine Verbindungslinien nach dieser Seite; ebensowenig in dem ziemlich kurzen Abschnitt »Staat und Kirche« (S. 263 bis 280); die von dem katholischen Marxverehrer W. Hohoff (Paderborn) gezogene Parallele zwischen der thomistischen und marxistischen Wertlehre bleibt unerwähnt, und die gesamten Wirtschaftslehren des Mittelalters werden auf einer Seite (262 f.) abgemacht. Allein das Buch hat den großen Vorzug, die unseres Wissens erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung der mittelalterlichen Philosophie aus der Feder eines völlig unbefangenen, auf dem Standpunkt moderner Wissenschaft stehenden und doch mit seinem Stoffe von Grund aus vertrauten Forschers zu sein. Denn Johann Maria Verweyen ist aus den Kreisen der katholischen Philosphie hervorgegangen und hat sich dennoch, schon in jungen Jahren, zum »akatholischen«, eben deswegen in seinen früheren Kreisen — milde ausgedrückt — wenig beliebten, vielleicht ebendarum auch bisher noch nicht zum »Ordinarius« beförderten freien Denker entwickelt. Seine allerdings nicht für den Laien, sondern für den Wissenschafter berechnete, öfters mit dem lateinischen Urtext der mittelalterlichen Denker arbeitende Darstellung verbindet also gründliche Vertrautheit mit dem Stoffe mit unbefangenem, rein wissenschaftlichem Urteil. Nach einer Einleitung über die philosophiegeschichtlichen Voraussetzungen des mittelalterlichen Philosophierens, das heißt in erster Linie Plato und Aristoteles, erfolgt zunächst eine zeitliche Gliederung in die Epochen erstens der Kirchenväter (Patristik) und zweitens der den Hauptteil ausmachenden Scholastik. Innerhalb der letzten, nach einer geschichtlichen Überschau, eine solche nach den von ihr behandelten dreifachen Problemen: des Erkennens (Glauben und Wissen, natürliches Erkennen, Nominalismus und Realismus), der Metaphysik (Substanz und Formen, Gottesbeweise, Gott und Welt) und der Ethik (Willensfreiheit, Sittengesetz, Staat und Kirche). Den Schluß bildet eine lebendige, überschauende Schilderung »Vom Mittelalter zur neuen Zeit«, genauer eigentlich der letzteren selbst: von den Philosophen der Renaissance und des Humanismus über Descartes, Spinoza und Leibniz nebst der deutschen Aufklärung bis zu Kant und schließlich Schopenhauer; sodann des Empirismus von Baco und Hobbes über Locke und Hume wiederum zu Kant hinleitend. »Die drei Fragen: Wie wurde Kant? Was wurde Kant? Was wurde aus Kant? umschließen in ihrem Wesen alle Wandlungen vom Mittelalter zur neuen Zeit« (S. 305); man könnte hinzusetzen: bis zur Gegenwart.

Literarische Rundschau

A. Blaschko, **Hygiene der Geschlechtskrankheiten.** (Weyls Handbuch der Hygiene, 8. Band, 2. Abteilung.) Leipzig 1920, J. A. Barth. VI und 273 Seiten.

Das Buch Professor Blaschkos gibt einen Überblick über das gesamte Gebiet der Hygiene der Geschlechtskrankheiten. In erster Linie werden die Erscheinungsformen, der Verlauf, die zeitlichen Stadien und die Verbreitungsweise von Sy-

philis und Gonorrhöe gekennzeichnet; darauf folgt ein kurzer Abschnitt über die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für das Wohl der Rasse, und in den nächsten Kapiteln werden die Ursachen der Geschlechtskrankheiten, die bisher angewendeten Mittel zu ihrer Eindämmung sowie die erforderlichen Maßnahmen zur wirksamen Bekämpfung dieser Krankheiten ausführlich behandelt. Schließlich folgen Betrachtungen über Geschlechtskrankheiten und Ehe und der Wortlaut verschiedener Gesetze, Verordnungen und Merkblätter. Es ist eine solche Fülle von Tatsachenmaterial angehäuft, und der Verfasser gibt so viele auf reicher Erfahrung beruhende Anregungen, daß es im Rahmen einer kurzen Anzeige gar nicht möglich ist, das Buch richtig zu würdigen.

Deutlich kommt zum Ausdruck, daß die bis nun begangenen Wege zu keinem irgendwie nennenswerten Erfolg führten, wohl deshalb, weil das Augenmerk auf die Eindämmung der Schäden der Prostitution beschränkt blieb (wobei wieder viel zu sehr auf die sittliche und zu wenig auf die gesundheitliche und soziale Seite des Problems geachtet wurde), während auf andere Maßregeln zur Bekämpfung der venerischen Krankheiten so wenig Gewicht gelegt wurde, daß es scheinen konnte, als seien alle Vorkehrungen gegen diese Krankheiten mit dem Kampfe gegen die Prostitution erschöpft. Der Verfasser zeigt dagegen, von welch großer Bedeutung soziale, erzieherische und hygienisch-medizinische Faktoren sind. Bisher bestand die verhängnisvolle Neigung, »die allgemeine Sittlichkeit dadurch zu schützen, daß man alles unmöglich zu machen suchte, was auch nur im entferntesten imstande sein könnte, den außerehelichen Geschlechtsverkehr seiner Gefahren zu entkleiden«. Sie hat schließlich dahin geführt, daß der Selbstschutz gegen Ansteckung für die weitesten Volkskreise ausgeschlossen wurde und die Verbreitung der venerischen Krankheiten einen ungeheuren Umfang annahm. Die Durchführung wirksamer Maßnahmen gegen die sexuellen Seuchen hat vor allem zur Voraussetzung, daß ein tiefgreifender Wandel in der Auffassung sexueller Dinge Platz greift, daß die große Öffentlichkeit die Wirklichkeiten erkennt, obzwar es gerade auf dem Gebiet schwer ist, den verhängnisvollen Einfluß von überlieferten Meinungen und in ihnen wurzelnden Stimmungen zu überwinden, die sich bis zum Fanatismus steigern können.

H. Fehlinger

Rechtsanwalt Hermann Brehmer (Lübeck) und Dr. Ludwig Herpel (Kiel), **Gebt Obdach den Wohnungslosen.** Zwei Vorschläge zur Gewinnung der Mittel zum Wohnungsbau. Mit einer Nachschrift: 75 Prozent Aufschlag zum Mietpreis sind rechtsungültig! Lübeck 1921, Selbstverlag des Mieterschutzvereins. Preis M. 1.50.

In der kleinen Schrift wird der auch von dem bekannten Bodenreformer Damaschke befürwortete Vorschlag verfochten, daß die Mittel zum Wohnungsbau durch Ausgabe von papierenen Geldscheinen beschafft werden sollen, und zwar soll eine reichseigene Reichsbau- und Siedlungsbank gegründet werden, die ermächtigt ist, Bau- und Siedlungsgeldscheine als gesetzliche Zahlungsmittel auszugeben. Die Bank soll dann den Siedlungslustigen Darlehen geben, für die 1/4 Prozent Verwaltungskosten zu zahlen und die mit 1 1/4 Prozent zu tilgen sind. In der Schrift wird die Auffassung vertreten, daß diese Siedlungsgeldscheine als voll gedeckt anzusehen seien.

Das Mittel, das hier zur Lösung des so schwierigen Baukostenzuschußproblems angepriesen wird, scheint verblüffend einfach; nur befinden sich die Verfasser in einem gewaltigen Irrtum, wenn sie sich einbilden, daß ihre Siedlungsscheine voll gedeckt wären. Einmal ist Grund und Boden überhaupt keine Deckung für Geldscheine, die nur durch Werte gedeckt werden können, die sich leicht nach dem Ausland übertragen lassen, wie Gold oder Devisen, außerdem aber geht der Wert der für Baukostenzuschüsse aufgewandten Mittel verloren, weil diese keine Zinsen bringen. Daher auch der Name: verlorener Mehraufwand. Würde man dem Rat-

schlag von Brehmer und Herpel folgen, so würde das bedeuten, daß wir die Menge unseres Papiergeldes um einige Milliarden vermehrten, und daraus würden sich bald all die Nachteile ergeben, die sich bei einem Anschwellen der Inflation einstellen. Max Sachs

---

J. Machatschek, Landeskunde von Russisch-Turkestan. Stuttgart 1921, Engelhorn. XIII und 348 Seiten, 21 Tafeln.

Gemäß dem kürzlich zwischen der russischen Sowjetrepublik und dem Emirat Afghanistan abgeschlossenen Vertrag werden jene Teile Russisch-Turkestans, die im vorigen Jahrhundert zu Afghanistan gehörten, sofern es der Wille ihrer Bevölkerung ist, wieder an diesen Staat abgetreten, während den früheren Vasallenstaaten Buchara und Chiwa Unabhängigkeit und Freiheit zugestanden wird. Die übrigen Gebiete von Westturkestan bleiben Teile der Sowjetrepublik. Über die Landesnatur, die Bevölkerung, die politischen Gestaltungen und die wirtschaftlichen Verhältnisse Russisch-Turkestans in seinen früheren Grenzen unterrichtet ausführlich die eben erschienene Landeskunde Professor Machatschecks, die sowohl in ihrem allgemeinen wie im speziellen Teil (der die einzelnen Landschaften behandelt) reichliches Material über die natürlichen Wirtschaftsgrundlagen, die Entwicklung und den Stand der Volkswirtschaft in diesem Teil Asiens enthält, das allen willkommen sein wird, die sich mit dem Studium der Wirtschaft exotischer Völker befassen. Was über die Einwirkung der russischen Kolonisation auf die einheimische Wirtschaft gesagt wird, ist ebenso beachtenswert wie die Mitteilungen über die Siedlungsverhältnisse und die sozialen Zustände. Von dem ganzen weiten Gebiet sind gegenwärtig nur 11 Prozent Kulturland, auf das mehr als zwei Drittel der Bevölkerung entfallen, etwa ein Fünftel ist Halbkulturland und der Rest anökumenes Land. Durch Ausdehnung der künstlichen Bewässerung könnte noch viel kulturfähiger Boden gewonnen werden. Die Landwirtschaft dient vorwiegend der Deckung der Bedürfnisse der heimischen Bevölkerung, für die Weltwirtschaft kommt nur die Baumwollkultur in Betracht. Die ehedem verhältnismäßig hochentwickelten Hausgewerbe sind infolge der Einfuhr billiger russischer Massenwaren niedergegangen. Trotzdem haben noch einige Zweige gewerblicher Tätigkeit volkswirtschaftliche Bedeutung behalten, zum Beispiel die Erzeugung wollener Filze, Teppiche und Decken, die Erzeugung seidener und halbseidener Tücher und Konfektionsartikel sowie die Herstellung von Kupfergefäßen und Silberschmuckgegenständen. Der Freund der Naturkunde findet in den Abschnitten betreffend die Geographie, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt Turkestans viel Wissenswertes. H. Fehlinger

---

Notizen

Die französische Rheinflotte zählt, wie der Hamburger »Wirtschaftsdienst« (herausgegeben vom Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv) berichtet, jetzt, nachdem die Überweisung der deutschen Rheinschiffe durchgeführt ist, 19 Schlepper mit einer Gesamtmaschinenstärke von 15 610 Pferdestärken und 159 Leichter mit 190 810 Tonnen Tragfähigkeit. Dieser Schiffsbestand verteilt sich auf folgende Gesellschaften:

Société de Rémorquage sur le Rhin .	19 Schlepper	mit	15 610	Pferdekräfte
	7 Leichter	-	4232	
Comptoir du Combustibles	15	-	20 240	-
Société du Port de Givat	27	-	32 829	-
Société Française de Navigation . .	32	-	36 100	-
Société Alsacienne de Navigation . .	25	-	31 756	-
Société Générale de Navigation . . .	27	-	34 998	-
Société Strasbourgeoise de Navigation	27	-	30 655	-

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

GENERAL LIBRARY JAN 11 1922
JAN 11 1922

Nummer 6 40. Jahrgang ⋄ 1. Band 4. November 1921

UNIV. OF MICH.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Provinzialautonomie. Von Karl Severing.

Oberschlesien. Von Heinrich Löffler (Berlin).

Valuta und Inflation. Von Max Sachs.

Siam. Eine politische und wirtschaftliche Studie. Von P. Freye.

Schulreformer, Frauenbildung und Wirtschaftsreform. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Karl Kautsky, **Von der Demokratie zur Staatssklaverei.** ⋄ Paul Weisengrün, **Kulturpolitik, Weltkrieg und Sozialismus.** ⋄ Dr. med. Alfred Beyer, **Gesundheit und gewerbliche Arbeit.** ⋄ Selma Lagerlöf, **Zacharias Topelius.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Lansing, Robert, Die Versailler Friedensbedingungen. Persönliche Erinnerungen. Berlin, Reimar Hobbing. 246 S.

Lothar, E., Macht über alle Menschen. Roman. München, Georg Müller. 320 S.

Muckle, Fr., Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur. München, Duncker & Humblot. 353 S. Geh. 45 M.

Oesterwitz, H., Welche Vornamen wollen wir unserem Kinde geben? Eine Sammlung von mehr als 1200 männlichen und weiblichen Vornamen mit Angabe ihrer Abstammung und ihrer Bedeutung. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 39 S.

Quarck, Max, Gegen Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Berlin, H. R. Engelmann. 76 S.

Radtke, A., Ergänzungen zum dritten Buch der Reichsversicherungsordnung (Unfallversicherung). Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 137 S. Geh. 12 M.

Rausch, Bernh., Republikanische Verantwortung. Der Zwang zur Koalitionspolitik. Kottbus, Märkische Volksstimme. 16 S.

Reibnitz, K., Freiherr v., Mein Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst im September 1918. Einige Dokumente und kurze Bemerkungen. Neustrelitz, Buchdruckerei der Landeszeitung. 75 S.

Rosenzweig, Franz, Hegel und der Staat. Erster Band: Lebensstationen. Zweiter Band: Weltepochen. München, R. Oldenbourg. 252 u. 260 S. Geh. 20, bezw. 24 M., geb. 24, bezw. 28 M.

Schiff, Viktor, Die notwendige Verständigung der Arbeiterklasse. Möglichkeiten und Voraussetzungen. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 40 S.

Schönlank, Bruno, Gesänge der Zeit. Gedichte. 12 S. Geh. M. 1.50.

Strecker, Karl, Nietzsche und Strindberg. Mit ihrem Briefwechsel. München, Georg Müller. 154 S. Geh. 16 M., geb. 22 M.

Walter, Robert, Die christliche Mördergrube. Eine wahrhafte Geschichte. Hamburg, Konrad Hanf. 40 S. Geh. 6 M.

Weck, Rudolf, Die Erwerbslosenfürsorge nach dem neuesten Stande. Wortlaut der Reichsverordnung über Erwerbslosenfürsorge und gemeinverständliche Darstellung der Erwerbslosen und Kurzarbeitern zustehenden Ansprüche unter Berücksichtigung ministerieller Erlasse und Bescheide sowie der letzten Beschlüsse des Reichstags. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 90 S. Geh. 8 M.

Woldt, Rich., Wirtschaftliche Schulungsarbeit und gewerkschaftliches Führertum. Leipzig, Quelle & Meyer. 99 S. Geh. 8 M.

Zizek, Franz, Grundriß der Statistik. München, Duncker & Humblot. 470 S. Geb. 105 M.

*** An die Mitglieder der K. A. P. D. Offener Brief des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg 8.

*** Berichte zum zweiten Kongreß der Kommunistischen Internationale. Nr. 21 der Bibliothek der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg 8.

*** Der Betriebsrat. Lehrbehelfe zur Wirtschaftsschulung. Zweite Gewerkschaftsschule Teplitz. Im Auftrag der Zentralgewerkschaftskommission herausgegeben von Jos. L. Stern.

*** Der Neue-Welt-Kalender 1922. Hamburg, Auer & Co. 64 S. Geh. 3 M.

Wir suchen zu kaufen den **19. Jahrgang** der **Neuen Zeit**, komplett in Heften, oder Heft **26** und **52** einzeln. Gefl. Angebote an die **Expedition der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.**

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 6 | Ausgegeben am 4. November 1921 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Provinzialautonomie?

Von Karl Severing

Nach den neuesten Erklärungen der Vertreter der preußischen Regierung sollen die Gesetzentwürfe, die die künftige Verfassung der Landgemeinden, Städte, Kreise und Provinzen betreffen, dem Landtag in kürzester Frist vorgelegt werden. Man darf annehmen, daß es das Bestreben aller Parteien sein wird, nach dem langen Schwebezustand, der heute noch besteht, recht bald Stetigkeit in die Verfassung der kommunalen und provinziellen Körperschaften zu bringen. Dann wird es aber unerläßlich sein, die Frage der Autonomie der Provinzen vorher zur Klärung und Entscheidung zu bringen. Denn für die neue Provinzialordnung wird es nicht ohne Belang bleiben, ob eine Erweiterung der Selbständigkeitsrechte der Provinzen und insbesondere eine Änderung der Stellung und der Kompetenzen der Beamten an der Spitze der Provinzen in absehbarer Zeit zu erwarten ist, oder ob es einstweilen bei dem Stande von heute verbleibt.

Das eine ist sicher: die Frage, ob den Provinzen größere Selbständigkeitsrechte eingeräumt werden sollen, läßt sich heute viel ruhiger und nüchterner erörtern wie noch vor einem Jahre. Die um das Schicksal ihrer Heimat besorgten Oberschlesier hätten im vergangenen Jahre von einer schroffen Ablehnung des Autonomiegedankens eine Schädigung der preußischen und deutschen Interessen befürchten müssen. Ob heute, nachdem durch die Genfer Beschlüsse des Völkerbundrates wirtschaftlich wichtige Gebietsteile des oberschlesischen Industriebezirks den Polen zugesprochen sind, die bei Deutschland verbleibenden Kreise der Provinz noch ein Interesse an der Durchführung der einzelstaatlichen Autonomie haben, wird bald festgestellt werden können. Es sprechen gewichtige Gründe für die Annahme, daß bei den entsprechenden Abstimmungen die Bevölkerung Oberschlesiens auf die einzelstaatliche Autonomie verzichten wird. Die wirtschaftliche und finanzielle Schwächung, die der Verlust der abgetrennten Kreise für die Provinz im Gefolge haben muß, führt naturnotwendig zum engeren Zusammenschluß mit dem übrigen Schlesien, keineswegs aber zu einer staatlichen Neubildung, die, wie selbst die entschiedensten Befürworter der Dezentralisation zugeben werden, in diesem Falle ein sehr bedenkliches Experiment wäre.

Abgesehen von diesen praktischen Erwägungen, könnte im Augenblick die Solidarität zwischen Oberschlesien und dem übrigen Preußen und Deutschland nicht deutlicher hervorgehoben werden, als durch das Verbleiben der Provinz im preußischen Staatsverband. Das würde freilich zur Voraussetzung haben, daß Preußen den festen Willen erkennen läßt, seinen Provinzen das Maß von Selbständigkeit einzuräumen, das den Provinzen ein ihren besonderen Bedürfnissen entsprechendes Eigenleben gestattet.

Steht demnach die oberschlesische Angelegenheit auch immer noch in engster Verbindung mit der Frage der Autonomie, so kann jetzt, nachdem die demagogischen Winkelzüge der polnischen Agitatoren durch die Abstimmung vom 20. März und erst recht durch die Genfer Entscheidung hinfällig geworden sind, der Gegenstand doch viel freier und ungehinderter erörtert werden. Da ist zunächst festzustellen, daß der Ruf »Los von Preußen!« im Laufe des letzten Jahres doch eine erhebliche Dämpfung erfahren hat. Es wäre reichlich optimistisch, anzunehmen, daß die Separationsbestrebungen im Rheinland vollständig erloschen seien. Davon kann keine Rede sein. Die Möglichkeit des Artikels 18 der Reichsverfassung steht noch immer im Hintergrund, wenn auch die Entscheidung darüber durch ein Abkommen der politischen Parteien einstweilen vertagt ist. Sicherlich aber haben die »Sanktionen« am Niederrhein und die Art ihrer Durchführung die Separationsbestrebungen mächtig eingedämmt und das Zusammengehörigkeitsgefühl der rheinischen Bevölkerung mit dem übrigen Preußen und Deutschland aufs neue belebt. Die Wahlniederlagen der Welfen in Hannover und der Landespartei in Schleswig-Holstein zeigen ebenfalls, daß auch in diesen beiden Provinzen die Separationsbestrebungen mindestens keine Fortschritte gemacht haben und daß bei einer verständigen Politik Fortschritte auch in der Zukunft verhindert werden können. Die Abstimmungsergebnisse über den Anschluß an Preußen, die aus dem kleinen Freistaat Waldeck vorliegen, sind im Gegenteil Anzeichen dafür, daß Preußen noch Gebietsteile und Volksschichten anzieht. Es besteht kein Zweifel darüber, daß über kurz oder lang auch die Lippeschen Freistaaten (Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold) dem Waldeckschen Beispiel folgen und ihren Übertritt zu Preußen vollziehen.

Eine Zwangslage, in der sich Preußen angetrieben fühlen müßte, in der Autonomiefrage entscheidende Schritte zu tun, ist demnach nicht vorhanden. Gerade deshalb aber sollte von den zuständigen Stellen der ernsthafte Versuch unternommen werden, sich mit dem Problem auseinanderzusetzen. Die Anhänger des Einheitsstaats sind nicht etwa ausgestorben. Als erledigt kann höchstens die Anschauung gelten, daß der Weg zum Einheitsstaat nur über ein zerschlagenes Preußen führt. Die früheren Anhänger dieser Idee haben sich inzwischen zu der Einsicht durchgerungen, daß dem Reichsgedanken am besten gedient ist, wenn Preußen ungeteilt und ungeschwächt bleibt und wenn es bei der Verwirklichung des Einheitsstaats ganz und ungeteilt seine staatlichen Hoheitsrechte aufgibt. Die heutigen preußischen Provinzen würden nach der Ansicht dieser Kreise die künftigen entsprechenden Verwaltungsbezirke des Reiches sein. Aus zwei Gründen sei darum eine Erweiterung der Selbständigkeitsrechte zu empfehlen: einmal werde sie noch mehr wie das *Versprechen* auf Autonomie den Separationsbestrebungen in den einzelnen Randprovinzen entgegentreten, und zweitens leiste man jetzt schon wertvolle Arbeit für den Gedanken der Schaffung lebendiger Glieder im Einheitsstaat, wenn man den spezifischen Bedürfnissen der einzelnen Provinzen durch vermehrte Rechte auf dem Gebiet der Verwaltung und der Gesetzgebung Rechnung trage.

Das ist die politische Situation. Sie müßte meines Erachtens dazu führen, daß die Regierung mit einer Vorlage an den Landtag tritt, um den ernsten Willen zu zeigen, das Testament der verfassunggebenden Preußischen Lan-

desversammlung zur Ausführung zu bringen. Ob dabei etwas herauskommen wird, ist freilich eine andere Frage. Ein Autonomiegesetzentwurf ist vor mehr als anderthalb Jahren in der Kommission der Landesversammlung verscharrt worden, und ein Vorentwurf, den der Staatskommissar Staatsminister Drews Anfang Dezember zur kommissarischen Beratung und einige Wochen später den Oberpräsidenten zur Begutachtung vorlegte, hat bisher nur sehr wenig Zustimmung erfahren. Die Vertretersörperschaften der Provinzen haben den Entwurf fast durchweg abgelehnt, da sie mit den neuen ihnen zugeschobenen Kompetenzen bei der Finanzlage der Provinzen nichts anzufangen wußten.

Nach dem Drewsschen Entwurf sollten der Regelung durch Provinzialgesetz (Erweiterung der Legislative) unterliegen Ausführungsvorschriften zu Staatsgesetzen und zu Reichsgesetzen, soweit der Erlaß solcher Vorschriften den Provinzen landesrechtlich übertragen wird, ferner Angelegenheiten, deren besondere Regelung für die einzelnen Provinzen zweckmäßig ist. Als solche Angelegenheiten waren in dem Entwurf unter anderem angeführt das Wegerecht, das Feld- und Forstpolizeirecht, das Feuerwehrwesen, Jugendfürsorge und Heimatpflege. Als neue Selbstverwaltungsangelegenheiten sollten den Provinzialverbänden sodann die von den Ministern, den Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten geführte Verwaltung auf den genannten Gebieten übertragen werden. Und endlich sollten den Provinzialbehörden (an deren Spitze der Landeshauptmann steht) Auftragsangelegenheiten übertragen werden, die bisher vom Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten verwaltet wurden. Dazu zählten unter anderem das Kleinbahnwesen, die Wasserregelung, die Baupolizei, der Arbeitsnachweis und die Berufsberatung. Obligatorisch sollte bei jedem Provinzialschulkollegium und bei jeder Regierungsabteilung für Kirchen- und Schulwesen ein Beirat gebildet werden, während diese Einrichtung für andere einzelne Verwaltungszweige beim Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten zu schaffen einem Provinzialgesetz vorbehalten bleiben sollte.

Alle diese Bestimmungen nehmen sich auf dem Papier sehr wichtig aus, springen aber den Vertretern der Separatisten noch nicht vernehmlich genug in die Augen. So ist mehrfach von den Bestimmungen des Drewsschen Entwurfes gesagt worden, daß er ja alles beim alten lasse und nur scheinbar eine Erweiterung der Rechte der Provinzen vorschreibe. Das ist gewiß nicht richtig, die Verwirklichung der Drewsschen Vorschläge würde schon eine beträchtliche Umstellung in den Provinzen nach sich ziehen. Richtig ist aber, daß unter dem Begriff Autonomie Vorstellungen verdeckt liegen, die, in das Licht der öffentlichen Erörterung gezogen, sehr bald die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung ergeben würden. Jeder der Autonomiepropagandisten denkt sich eben etwas anderes dabei. Und richtig ist auch, daß Gesetzgebung und Verwaltung nicht vereinfacht, sondern verzettelt, nicht verbilligt, sondern verteuert würden, ferner daß der politische und materielle Nutzen der ganzen Umstellung in einem zu winzigen Verhältnis zu den richtigen Aufwendungen steht, die die Neuerung erfordert. Das ist die Auffassung aller sachverständigen Kreise. Nach dem Entwurf soll der Staat den Provinzen für die Erweiterung der Selbstverwaltungs- und Auftragsangelegenheiten die Kostenbeiträge überweisen, die er auf Grund der Neuerung im Staatshaushalt erspart, zuzüglich 50 Prozent. Ist das an sich schon ein Mehr

an Verwaltungskosten, so sind die Provinzialvertreter davon überzeugt, daß diese Mittel bei weitem nicht reichen, um die neuen Zuständigkeiten wirksam zu machen. Die Provinzen aber sind nicht in der Lage, gegenwärtig neue erhebliche Lasten auf sich zu nehmen.

Sprechen so zwar alle Erwägungen und Perspektiven dafür, daß ein Autonomiegesetzentwurf vorerst Sisyphusarbeit sein wird, soweit man das Ziel in der Verabschiedung eines Gesetzes erblickt, so würde ich es doch für einen Fehler halten, wenn nicht durch die parlamentarische Behandlung des Problems einer größeren Öffentlichkeit die Schwierigkeiten seiner Lösung vor Augen geführt würden. Das Schlagwort von der Autonomie ist viel zu sehr von Versprechungen aller Art angefacht worden, als daß man mit Stillschweigen über die Frage hinweggehen könnte. Die Erörterung in Parlament und Presse dürfte allerdings nicht nur — negativ — die Schwierigkeiten aufzeigen, die der Verwirklichung der Provinzialautonomie entgegenstehen, sondern auch — positiv — zum Ausdruck bringen, daß es keiner neuen Paragraphen bedarf, um aus den Provinzen persönliche, Eigengebilde zu schaffen, die den Bedürfnissen der Bewohner gerecht werden. Je mehr die heutigen Provinzialvertretungen es verstehen, das in der Praxis zu beweisen, und je empfänglicher und bereitwilliger die Zentralinstanzen sich den berechtigten Wünschen der Provinzen gegenüber verhalten, um so mehr wird der Glaube an das Allheilmittel Autonomie verblassen und der Entwicklung der Weg geebnet sein, die sich ohne Gesetze neue notwendige Bahnen sucht.

Oberschlesien

Von **Heinrich Löffler** (Berlin)

Die Entscheidung des Völkerbundsrats über Oberschlesien ist eine Ungerechtigkeit, die dadurch nicht gemildert wird, daß die Entente früher noch ärgere Pläne hegte und diesen deutschen Gebietsteil, der seit 1163 mit Polen keine Gemeinschaft mehr hat, ohne Befragung seiner Bewohner dem Polenstaat einzuverleiben gedachte. Dem Protest der oberschlesischen Bevölkerung, die durch die deutsche Reichsbevölkerung unterstützt wurde, und dem energischen Einspruch der deutschen Friedensdelegation gelang es, das damals drohende Unheil abzuwenden. Es wurde den Oberschlesiern das Selbstbestimmungsrecht zugestanden — was den Voraussetzungen entsprach, unter denen Deutschland Friedensverhandlungen nachgesucht und den Waffenstillstand abgeschlossen hatte. Die Polen, die zu den Verhandlungen über den Friedensvertrag hinzugezogen wurden, suchten mit gefälschten Statistiken dem sogenannten interalliierten hohen Rat zu beweisen, daß in Oberschlesien eine unzweifelhaft polnische Bevölkerungsmehrheit vorhanden sei. Sie behaupteten, daß sie bei einer Volksabstimmung eine große Mehrheit erlangen würden — da sie als sicher annahmen, daß eine solche Abstimmung von der Entente gar nicht gefordert werden würde. Als dann Lloyd George umschwenkte und auf der Durchführung einer Volksabstimmung bestand, konnten die Polen nicht mehr zurückweichen, obwohl sie wußten, daß sie zuvor ihre Chancen übertrieben hatten.

Was bewog Lloyd George zur Schwenkung? Nicht etwa Gründe der Gerechtigkeit. Das beweisen die Verhandlungen, die am 2. Juni 1919 zwischen

Clemenceau, Lloyd George und Wilson geführt wurden. Das Protokoll darüber ist am 15. Juli 1921 im »Figaro« erschienen. Lloyd George hat damals ausgeführt, nach Ansicht seiner Sachverständigen würde die Abstimmung für Polen günstig ausfallen; ein solches Plebiszit aber würde den Deutschen künftige Einwendungen unmöglich machen. Wenn Deutschland sich dann der Ausführung eines für Polen günstig ausgefallenen Plebiszits widersetzen sollte, dann würde die britische Armee mit Begeisterung auf Berlin marschieren. Das sei, was er wolle. Er müsse das englische Volk auf seiner Seite haben, falls es neue Schwierigkeiten geben sollte. Die Motive, die den englischen Ministerpräsidenten veranlaßten, für eine Volksabstimmung in Oberschlesien einzutreten, sind demnach klar: er glaubte an eine polnische Mehrheit in Oberschlesien, weil er und seine Sachverständigen nur von polnischer Seite unterrichtet worden waren. Deutsche Vertreter hörte man bei den Vorverhandlungen über den Friedensvertrag nicht.

Es klingt wie eine bittere Ironie, daß Lloyd George in der angezogenen Beratung vom 2. Juni 1919 einen harten Kampf gegen Wilson, den Propagandisten des sogenannten »Selbstbestimmungsrechts der Völker«, hat führen müssen, um dieses Recht für die Oberschlesier zu retten. Schließlich gab jedoch Wilson nach — und der auf Oberschlesien bezügliche Teil des Friedensvertrags wurde geändert. Nach Artikel 88 wurden nun die Oberschlesier berufen, »auf dem Wege der Abstimmung zu bekunden, ob sie mit Deutschland oder Polen vereinigt zu werden wünschen«. Zur Abstimmung stand nur die Frage der Vereinigung Oberschlesiens mit Deutschland oder Polen, nicht die Frage einer Zerreißung des Abstimmungsgebiets.

Wie ist nun die Abstimmung ausgefallen? Nach der amtlichen Feststellung der interalliierten Kommission in Oberschlesien haben für Deutschland 709 348 und für Polen 479 747 Personen gestimmt. 845 Gemeinden (55 Prozent) hatten eine deutsche, 691 Gemeinden (45 Prozent) eine polnische Mehrheit. Als rein deutsche Gemeinden, in denen nicht eine einzige polnische Stimme abgegeben wurde, erwiesen sich 89, während es rein polnische Gemeinden überhaupt nicht gab. Wie immer man das Stimmenergebnis auch betrachtete, die deutsche Mehrheit war so unbestreitbar und so groß, daß die deutsche Forderung auf Belassung ganz Oberschlesiens bei Deutschland ohne Rechtsverletzung nicht angezweifelt werden konnte.

Man beruft sich bei der jetzt getroffenen Entscheidung auf § 5 der Anlage zu Artikel 88 des Friedensvertrags. Auch Zeitungen der Unabhängigen Sozialdemokratie in Deutschland haben sich auf diese Bestimmung berufen und ausgeführt, daß vom Rechtsstandpunkt aus wenig gegen die Entscheidung des Völkerbundsrats einzuwenden sein dürfte. Diese Auffassung ist nicht nur bedauerlich, sondern auch durchaus falsch. Durch die Hervorkehrung des Rechtsstandpunkts wird kaum eine Wendung zum Besseren erzielt werden, aber dennoch muß man auf den Rechtsbruch hinweisen, der an den Bestimmungen des Versailler Vertrags von den Interalliierten begangen wurde. Der § 5 der Anlage zu Artikel 88 des Vertrags von Versailles lautet:

Bei Abschluß der Abstimmung wird die Stimmenzahl in jeder Gemeinde den alliierten und assoziierten Hauptmächten von dem Ausschuß mit einem erschöpfenden Bericht über den Wahlgang mitgeteilt. Beizufügen ist ein Vorschlag über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willens-

kundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie.

Der erste Satz enthält eine wahltechnische Anweisung für die Interalliierte Kommission in Oberschlesien. Die alliierten Hauptmächte waren die oberste Wahlbehörde. Ihnen war also das Ergebnis aus jeder Gemeinde oder jedem Wahlort »mit einem erschöpfenden Bericht über den Wahlgang« mitzuteilen. Es ist dies eine rein technische Maßnahme, die sich bei jeder Wahl vollzieht, weil anders ein Gesamtergebnis von der obersten Wahlbehörde gar nicht festgestellt werden kann. Der zweite Satz bestimmt, daß dem Bericht über das Wahlergebnis und den Wahlgang beizufügen ist ein Vorschlag über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie«. Es ist nicht die Rede von einer Grenzlinie im Abstimmungsgebiet, wie man sie jetzt zu ziehen beabsichtigt, sondern in Oberschlesien. Diese Fassung beweist, daß man das Abstimmungsgebiet ursprünglich als eine Einheit ansah. Oberschlesien geht in der Richtung nach Deutschland über das Abstimmungsgebiet hinaus. Darum sollte die Grenzlinie nach Deutschland hin in Oberschlesien, aber nicht im Abstimmungsgebiet gezogen werden. Die interalliierten Mächte glaubten bei der Abfassung dieser Bestimmung, daß die Abstimmung eine polnische Mehrheit im Abstimmungsgebiet ergeben werde, und um dann eventuell etwaige notwendig erscheinende Grenzberichtigungen über die Abstimmungszone hinaus vornehmen und unter Berufung auf den Vertrag durchsetzen zu können, forderten die Ententemächte von der Interalliierten Kommission in Oppeln, daß dem Bericht über das Wahlergebnis und den Wahlgang »ein Vorschlag über die in Oberschlesien als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie« beizufügen sei.

Gewiß liegt das Abstimmungsgebiet und die jetzt vorgeschlagene Grenzlinie auch in Oberschlesien, aber wenn man ursprünglich an eine Teilung im Abstimmungsgebiet gedacht hätte, würde man sie auch im Vertrag vorgesehen haben. Das geschah nicht, weil man von einer polnischen Mehrheit im Abstimmungsgebiet bei den Interalliierten fest überzeugt war. Allgemeingut in Deutschland ist wohl auch die Auffassung, daß, wenn 49,99 Prozent der Stimmen für Deutschland und 50,01 Prozent für Polen abgegeben worden wären, die interalliierten Mächte gefordert haben würden, daß das ganze Abstimmungsgebiet dem polnischen Staat einzuverleiben sei. Für solchen Fall waren die Bestimmungen des Versailler Vertrags geschaffen. Hätte sich Deutschland der Durchführung dieses für Polen günstigen Plebiszits widersetzt, dann würde, um mit Lloyd George zu reden, die englische Armee mit Begeisterung auf Berlin marschiert sein.

Das Recht liegt auf seiten Deutschlands, aber es wird verletzt und nicht beachtet, weil auf der anderen Seite die Macht liegt. Nebenbei wird Deutschland noch verhöhnt. Eine Stelle des Schreibens an den deutschen Botschafter in Paris, das von Briand im Auftrag der »Botschafterkonferenz am 20. Oktober dieses Jahres namens und in ausdrücklicher Vollmacht der Regierungen des Britischen Reiches, Frankreichs, Italiens und Japans« gezeichnet wurde, klingt tatsächlich wie bitterer Hohn. Es heißt da:

Die genannten Mächte haben gemäß dem Friedensvertrag eine Lösung gesucht, die dem Wunsche der Bevölkerung, wie er in der gemeindeweisen Abstimmung zum Ausdruck gekommen ist, entspricht und die geographische und wirtschaftliche Lage der Ortschaften berücksichtigt.

Die vorgeschlagene Lösung soll dem Wunsche der Bevölkerung, wie er in der gemeindeweisen Abstimmung zum Ausdruck gekommen ist, entsprechen? Ist das richtig? In dem an Polen fallenden Kattowitz wurden für Deutschland 22 803 und für Polen 3889 Stimmen abgegeben, in Königshütte 31 864 für Deutschland und 10 764 für Polen, in Laurahütte 5725 für Deutschland und 2919 für Polen, in Tarnowitz 7356 für Deutschland und 1367 für Polen usw. Dennoch sollen diese Orte zu Polen kommen. Entspricht das dem Willen der Bevölkerung? Sicherlich nicht. Die Bevölkerung Oberschlesiens hat bei der Abstimmung an eine Entscheidung für das ganze Gebiet gedacht und nicht an eine Teilung dieses Gebiets, ganz gleich, ob sie für Deutschland oder für Polen votierte. Was jetzt geschehen soll, entspricht nicht dem Wunsche der Bevölkerung, sondern richtet sich gegen ihn. Es ist eine Mißachtung des Willens der Bevölkerung, ein brutaler Machtspruch.

* * *

Die wirtschaftlichen Verluste, die Deutschland bei der Verwirklichung dieses Planes zugefügt werden, sind so ungeheuerlich, daß sie das deutsche Wirtschaftsleben völlig erschüttern. Im ganzen sind diese Verluste noch nicht völlig sichtbar, aber was bekannt ist und sich gewissenhaft feststellen läßt, genügt, um diese Behauptung zu rechtfertigen. In den Tiefen, in denen die jetzige Kohlengewinnung vor sich geht, bis 1200 Meter, liegen im Abstimmungsgebiet nach geologischen Feststellungen noch 112½ Milliarden Tonnen Steinkohle ungehoben. Davon allein in den Kreisen Pleß und Rybnik, die Polen zugewiesen werden, 91,37 Milliarden Tonnen, also 80,86 Prozent der gesamten Kohlenschätze. Im Zentralrevier, das bereits dem Abbau voll erschlossen ist, sind noch 21,13 Milliarden ungehoben, und von diesen fallen wiederum ungefähr drei Viertel an Polen, so daß Deutschland vom gesamten Steinkohlenvorkommen nur etwas über 6 Milliarden Tonnen verbleiben. Von den vorhandenen 67 Steinkohlengruben sollen 53 an Polen abgetreten werden, so daß nur noch 14 bei Deutschland bleiben würden, falls letztere Zahl durch Grenzregulierungen nicht noch verringert wird, was nicht ausgeschlossen erscheint. Die Steinkohlengewinnung betrug 1920 in Oberschlesien 31,7 Millionen Tonnen. Nach der vorgeschlagenen Teilung würde Polen künftighin einen Anteil von 24,6 Millionen Tonnen dieser Jahresförderung erhalten und nur noch 7,1 Millionen Tonnen bei Deutschland verbleiben. Die Jahresförderung des letzten vollen Vorkriegsjahres 1913 überstieg 43 Millionen Tonnen. Davon entfallen nach der beabsichtigten Teilung an Polen 31,8 Millionen Tonnen, während Deutschland 11,4 Millionen Tonnen erhält. Nach der Förderung im April 1921 würde Polen einen Anteil von 2 260 000 Tonnen erhalten, Deutschland 663 000 Tonnen.

Die Verteilung der Blei- und Zinkerzförderung gestaltet sich folgendermaßen: 16 Gruben sind vorhanden; davon sollen 11 an Polen fallen, während 5 bei Deutschland bleiben. Es wurden 1913 in Oberschlesien 521 000 Tonnen Zinkerz gewonnen, 78,3 Prozent der gesamten Zinkerzgewinnung in Deutschland und 17 Prozent der Weltzinkerzgewinnung. Bleierze wur-

den 52 600 Tonnen in 1913 dortselbst gefördert. Das waren 47,7 Prozent der deutschen Bleierzgewinnung. Deutschland verliert nach der vorgesehenen Teilung 70 Prozent dieser ganzen Blei- und Zinkerzförderung.

Von den Hochofenwerken gehen 5 der modernsten verloren, während 3 ältere bei Deutschland bleiben. Ferner sollen von den 25 vorhandenen Eisen- und Stahlgießereien 15 an Polen fallen und 10 an Deutschland.

Das sind die hauptsächlichsten wirtschaftlichen Verluste, deren Wirkung noch unabsehbar ist. Daneben entsteht eine Reihe anderer Verluste schwerster Art, die jedoch zunächst wegen des Mangels genauer statistischer Zahlen sich noch nicht genau nachweisen lassen.

* * *

Die interalliierten Hauptmächte sind sich darüber klar, daß Polen allein mit dem ihm zugesprochenen hochentwickelten Wirtschaftsgebiet nichts anzufangen weiß und dieses daher bald zum Erliegen kommen muß, wenn Polen die wirtschaftliche Verwaltung allein übertragen würde. Weil nun der Friedensvertrag keine Handhabe bietet zur gemeinsamen Wirtschaftsführung, deshalb werden die deutsche und polnische Regierung aufgefordert, in möglichst kurzer Frist gemäß Artikel 92, letzter Absatz des Friedensvertrags unter Zugrundelegung besonders angeführter Bestimmungen ein Wirtschaftsabkommen zu treffen. Um aber auch hier das Mittel des Druckes anzuwenden, wird in der Note der Botschafterkonferenz (gez. Briand) ausgeführt:

Die deutsche Regierung muß sich auch voll dessen bewußt werden, daß die alliierten Mächte ihre Entscheidung als ein einheitliches Ganzes betrachten und daß sie fest entschlossen sind, seinen verschiedenen Teilen Geltung zu verschaffen. In dem Falle, daß die beteiligten Regierungen oder eine von ihnen sich aus irgendeinem Grunde weigern sollte, die Entscheidung insgesamt oder zu einem Teil anzunehmen, oder durch ihre Haltung zu erkennen geben würde, daß sie der loyalen Durchführung der Entscheidung Hindernisse in den Weg zu legen bestrebt ist, behalten sich die alliierten Mächte, in der Erwägung, daß es im Interesse des allgemeinen Friedens notwendig ist, die vorgesehene Regelung so schnell wie möglich durchzuführen, solche Maßnahmen vor, die sie für geeignet halten, um die völlige Durchführung ihrer Entscheidung sicherzustellen.

Das ist die Warnungstafel, wodurch die getroffene Entscheidung als Diktat angekündigt wird.

Auf die Einzelheiten der Vorschläge zu dem geforderten Wirtschaftsabkommen einzugehen, würde zu weit führen. Die Entente erkennt in ihnen die Einheit des oberschlesischen Wirtschaftsgebiets an, das man trotzdem durch eine politische Grenzziehung durchschneidet. Durch besondere Abkommen zwischen Deutschland und Polen soll versucht werden, die wirtschaftliche Einheit dieses Gebiets, zunächst auf die Dauer von fünfzehn Jahren, zu sichern. Ist die vorgeschlagene Regelung auch unsinnig und stellt sie auch einen Widerspruch in sich dar — man bedenke, politisch soll das Gebiet gespalten und wirtschaftlich zusammengehalten werden —, so wird sich doch wohl Deutschland am Verhandlungstisch einfinden müssen. Die Verhandlung soll »durch einen deutschen und einen polnischen Bevollmächtigten unter dem Vorsitz einer vom Völkerbundsrat bestimmten Persönlichkeit« geführt werden. Hiergegen erheben die Vertreter der oberschlesischen Bevölkerung gewichtige Bedenken. Sie haben nach den gemachten Erfahrungen wenig Vertrauen zum Völkerbundsrat. Sie versuchen, zu erreichen, daß der Vor-

sitzende durch Verständigung der verhandelnden Parteien bestimmt wird. Ob freilich dieses Ziel erreicht wird, ist zweifelhaft, weil »die alliierten Mächte ihre Entscheidung als ein einheitliches Ganzes betrachten und fest entschlossen sind, seinen verschiedenen Teilen Geltung zu verschaffen«.

Valuta und Inflation

Von Max Sachs

Immer schmerzhafter wird dem deutschen Volke die Zerrüttung seiner Währung und die Abwärtsbewegung der Mark fühlbar. Es besteht eine Meinung darüber, daß wir halbwegs befriedigende wirtschaftliche Verhältnisse nur erreichen können, wenn es gelingt, geordnete Währungsverhältnisse zu schaffen und den Wert unserer Mark zu stabilisieren.

Bei den Erörterungen über das Valutaproblem begegnet man häufig der Auffassung, daß die Hauptursache des Valutaelends die Finanznot des Reiches sei, die die Regierung zwingt, immer wieder die Notenpresse zur Deckung der Staatsausgaben in Anspruch zu nehmen. Daran ist gewiß richtig, daß die unzureichenden Einnahmen des Reiches eine Mitschuld an dem schlechten Stand unseres Geldes haben, aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß man allein durch eine Vermehrung der Reichseinnahmen, mag dabei auch noch so viel herauskommen, der die Volkswirtschaft so schwer schädigenden Valutanot ein Ende bereiten könnte.

Der schlechte Stand der Mark ist nicht als eine einfache Folge der Inflation, der Aufblähung des Geldumlaufs durch fortgesetzte übermäßige Papiergeldausgabe, anzusehen, sondern zwischen Valuta, Inflation, Teuerung und staatlichem Finanzelend bestehen die mannigfaltigsten Wechselwirkungen: Wird durch eine übermäßige Papiergeldausgabe im Inland zusätzliche Kaufkraft geschaffen, der keine Vermehrung des Warenvorrats entspricht, so müssen die Preise in die Höhe gehen. Steigen aber die Preise aus Ursachen, die auf der Warenseite liegen, etwa infolge von Lohnerhöhungen oder der Verschlechterung der Produktionsbedingungen, so muß unter sonst gleichbleibenden Umständen der Papiergeldumlauf größer werden, weil bei gestiegenen Preisen die Volkswirtschaft zur Vermittlung der Güterzirkulation mehr Umlaufmittel braucht. Außerdem wachsen in diesem Falle die Ausgaben des Staates infolge der zunehmenden Teuerung. Für Gehälter, Löhne und den staatlichen Sachbedarf müssen größere Summen aufgewendet werden, und wenn sich der Staat zur Deckung seiner Ausgaben der Notenpresse bedienen muß, so muß er sie um so schneller in Bewegung setzen, je höher seine Ausgaben sind. Wird das inländische Preisniveau höher, so wirkt das auf die Valuta zurück. Wenn man für 100 Mark Waren nur ein Drittel dessen erhält, was man früher für die gleiche Summe bekam, so wird man im Ausland, vorausgesetzt, daß sich dort die Preise nicht geändert haben, für die deutsche Mark in fremdem Gelde, Dollar oder Franken usw., nur ein Drittel dessen zu zahlen bereit sein, was man früher dafür gab.[1] Deshalb kann man allerdings mit Recht sagen, daß durch die Zunahme der Inflation eine Verschlechterung der Valuta herbeigeführt werden kann.

[1] Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß keine Goldwährung mehr vorhanden ist. Solange in einem Lande noch Goldwährung herrscht. Solange es noch möglich ist,

Andererseits aber kann ein Sinken der Valuta zur Ursache zunehmender Teuerung und wachsender Inflation werden. Bei ungünstigem Stande der Valuta werden zunächst alle aus dem Ausland bezogenen Waren sowie diejenigen Güter, deren Preise vom Weltmarkt abhängig sind, bei freier Wirtschaft unter anderem auch das Brotgetreide, verteuert. Die Folge ist eine Zunahme der Kosten der Lebenshaltung und ein Steigen der Löhne und Gehälter, das wieder weitere Preiserhöhungen zur Folge hat. Dadurch aber werden auch die Staatsausgaben vermehrt und der Staat gezwungen, die Notenpresse in erhöhtem Maße in Anspruch zu nehmen, zumal bei einem schnellen Steigen des Preisniveaus der Staat mit der Vermehrung seiner Einnahmen nicht nachkommen kann, macht sich doch die Erhöhung der Ausgaben, die mit zunehmender Teuerung verbunden ist, sofort bemerkbar, während die erhöhten Einnahmen, die dem Staat etwa infolge einer allgemeinen Einkommensteigerung zufließen, erst nach Jahr und Tag in den Staatssäckel eingehen. Der Stand der Valuta spiegelt keineswegs nur den inländischen Geldwert wider. Seit Ende des Krieges haben wir beobachten können, daß die Entwertung der Mark im Ausland der Markentwertung im Inland fast stets *vorauseilte*. Daher ja auch die Erscheinung des sogenannten Ausverkaufs, der Ausländer kann, weil die deutsche Mark, gemessen an den Warenpreisen im Inland, viel mehr wert ist als im Verhältnis zu dem noch vollwertigen ausländischen Geld, mit seinem Dollar oder Franken in Deutschland erstaunlich billig einkaufen.

Der Hauptfaktor, der für den Stand der Valuta maßgebend ist, das ist die *Zahlungsbilanz* eines Landes, das Verhältnis des Wertes der fälligen Zahlungen, die an das Ausland zu leisten sind, und der Zahlungsverpflichtungen des Auslandes. Übersteigen, wie das bei Deutschland seit dem Kriege stets der Fall war, die Verpflichtungen eines Landes dauernd seine Zahlungsansprüche, so muß im Ausland das Angebot von inländischen Zahlungsmitteln größer sein als die Nachfrage, während im Inland das Angebot von ausländischen Zahlungsmitteln hinter der Nachfrage zurückbleibt. Bei einer solchen »passiven« Zahlungsbilanz vermehren sich dauernd die Schulden des Inlandes im Ausland. Die Papiere (Banknoten, Wechsel usw.), die draußen umherschwimmen, sind aber weiter nichts als Schuldscheine, und wenn sich dauernd die Schulden eines Landes vermehren, so ist es nur natürlich, daß seine Schuldscheine immer geringer bewertet werden. Durch die Spekulation kann für kürzere oder längere Zeit die Bewertung der Valuta eines Papiergeldlandes beeinflußt werden. Trotz steigender Verschuldung kann die Valuta eines Landes eine Zeitlang hochgehalten werden, wenn man im Ausland auf seine wirtschaftliche Wiedererholung rechnet und

---

die als allgemeines Tauschmittel umlaufenden Papierscheine, ganz gleich, ob sie von einer Notenbank oder vom Staate direkt ausgegeben sind, zu einem gesetzlich festgelegten Wertverhältnis in Gold umzutauschen, können die inländischen Preise höchstens um den Betrag etwa vorhandener Schutzzölle über den Weltpreis steigen. Weil jederzeit eine Goldzahlung nach dem Ausland möglich ist, ist, von unbedeutenden Schwankungen abgesehen, ein festes Verhältnis zwischen dem Wert von inländischem und ausländischem Geld gegeben. 100 Franken waren vor dem Kriege stets gleich 81 Mark, weil in 100 Franken ebensoviel Gold enthalten war wie in 81 Mark. Steigen die inländischen Preise über die Weltmarkthöhe, so muß sie die ausländische Konkurrenz wieder herabdrücken.

glaubt, später einmal an seinem Geld etwas verdienen zu können. Andererseits kann die durch den Stand der Zahlungsbilanz begründete Entwertung des Geldes eines Landes durch die Spekulation noch übersteigert werden, wenn das Inland Devisen hamstert, während zugleich im Ausland eine Panikstimmung Platz greift. Auf die Dauer aber dürfte die Spekulation kaum in der Lage sein, der Bewegung der Valuta eines Landes eine andere Richtung zu geben als die, die in dem Stande seiner Zahlungsbilanz begründet ist.

Theoretisch ist es denkbar, daß infolge einer starken Papiergeldvermehrung die Geldentwertung im Inland schneller fortschreitet als im Ausland, ein Zustand aber, der nicht lange anhalten kann, es sei denn, daß der Handelsverkehr mit dem Ausland aufs äußerste beschränkt ist. Steht das Preisniveau in einem Lande über Weltmarkthöhe, so muß das, immer vorausgesetzt, daß die Grenzen nicht gesperrt sind, zu einer verstärkten Einfuhr ausländischer Waren führen. Dadurch wird aber wieder die Handelsbilanz (das Verhältnis des Wertes von Ein- und Ausfuhr) und damit die Zahlungsbilanz des Landes verschlechtert und die Valuta heruntergedrückt.

Solange die Zahlungsbilanz eines Landes stark passiv ist, ist eine Ordnung der Währung durch inländische Finanzmaßnahmen nicht erreichbar. Deswegen würde uns heute in Deutschland auch eine sogenannte Devalvation eine gesetzliche Anerkennung der Geldentwertung durch Festlegung eines neuen ungünstigeren Wertverhältnisses zwischen Geld und Gold nichts nützen. Früher war es in Deutschland rechtlich und tatsächlich möglich, 1395 Mark Banknoten oder Reichskassenscheine gegen ein Pfund Gold umzuwechseln. Setzte man heute den Wert des deutschen Geldes auf den zehnten Teil seines früheren Wertes fest und verpflichtete man die Reichsbank, für 13 950 Mark ein Pfund Gold auszuhändigen, so liefe man bei dem heutigen Stande der Zahlungsbilanz Gefahr, daß alles Gold, was sich noch im Besitz der Reichsbank befindet, sehr bald nach dem Ausland abflöße. Auch innere Maßnahmen zur Verringerung der Inflation, wie die Einziehung eines Teiles des umlaufenden Papiergeldes durch hohe Steuern, Notenumtausch usw., können unser Valutaelend nicht beseitigen, solange die Zahlungsbilanz ungünstig bleibt. Zwar würde voraussichtlich durch eine Hebung des Markwerts im Inland auch ihr Auslandswert gesteigert werden, aber es kommt nicht so sehr auf die absolute Höhe der Mark an, sondern darauf, die Schwankungen der Valuta und das Auseinandergehen des Wertes der Mark im In- und Ausland zu verhüten. Ein erneutes Sinken der Valuta wäre aber nicht zu verhindern, solange die Zahlungsbilanz passiv bleibt.

Durch Aufnahme einer großen ausländischen Anleihe könnte vielleicht der Valutastand gehoben werden, weil dadurch die Zahlungsbilanz sich zunächst besserte. Aber die Zukunft würde dadurch belastet, weil ja die ausländische Anleihe verzinst und die Zinsen auf der Passivseite der Zahlungsbilanz erscheinen müßten. Freilich würde durch die Aufnahme einer großen ausländischen Anleihe für Deutschland eine Frist gewonnen, in der es vielleicht wirtschaftlich erstarken könnte.

Was von einer ausländischen Anleihe gilt, ist auch von der Erfassung der sogenannten Goldwerte und ihrer Benutzung zur Reparation zu sagen. Zunächst könnte uns die Goldwerterfassung die Erfüllung unserer Wiedergutmachungsverpflichtungen erleichtern, aber später würden wir dann

dem Ausland außer den Summen für die Wiedergutmachung noch die Zinsen und Dividenden für die dem Ausland übermittelten Kapitalwerte zu bezahlen haben. Damit soll gegen die Goldwerterfassung nichts gesagt sein, müssen wir doch heute vor allem versuchen, über die nächsten Jahre hinwegzukommen. Auch durch eine noch so ergiebige Steigerung der Staatseinnahmen ist also eine Gesundung unserer Währungsverhältnisse nicht zu erreichen. Ja, wahrscheinlich gelänge es nicht einmal, die Notenpresse stillzulegen, wenn nicht eine Stabilisierung der Valuta erzielt wird, da eine sinkende Valuta, die die Staatsausgaben steigert, das Loch im Reichssäckel immer wieder aufrisse. Die Voraussetzung für eine Ordnung unserer Finanz- und Währungsverhältnisse ist daher die Besserung unserer Zahlungsbilanz. Wir müssen versuchen, zu einem Zustand zu kommen, wo sich unsere Zahlungsverpflichtungen und Forderungen wenigstens annähernd ausgleichen.

Damit steht aber Deutschland vor einer Aufgabe, die heute kaum lösbar zu sein scheint. Schon in der Vorkriegszeit überwog der Wert der deutschen Einfuhr den Wert der Ausfuhr. Dieser Einfuhrüberschuß war allerdings nicht bedenklich, weil uns zu seinem Ausgleich die Erträge des deutschen im Ausland angelegten Kapitals und die Erträge der deutschen Schiffahrt zur Verfügung standen. Jetzt aber sind die Einnahmen aus dem Auslandskapital und aus der Schiffahrt bis auf einen geringen Rest verschwunden. Unsere Handelsbilanz war im vorigen Jahre stark passiv, und das dürfte auch im laufenden Jahre wieder so sein. Der Einfuhrüberschuß im Jahre 1920 wird auf etwa 30 Milliarden Papiermark gleich 2 bis 3 Milliarden Goldmark geschätzt. Dazu kommen dann noch 3 bis 4 Milliarden Mark Aufwendungen für die Wiedergutmachung, die auf die Dauer nur durch einen gewaltigen Ausfuhrüberschuß erfüllt werden kann. Zur Erreichung eines solchen Ausfuhrüberschusses genügt aber nicht die Steigerung der Gütererzeugung im Inland, sondern es muß auch der notwendige Absatz im Ausland gefunden werden — was uns wieder dadurch erschwert wird, daß in steigendem Maße das Ausland sich durch Antidumpingmaßnahmen die unangenehm billige deutsche Einfuhr vom Halse zu halten sucht.

Unter diesen Umständen brauchen wir in Deutschland eine Wirtschaftspolitik, die darauf gerichtet ist, unseren Einfuhrbedarf möglichst niedrig zu halten, eine Notwendigkeit, die leider in weiten Kreisen der Politiker aller Parteien nur ungenügend erkannt wird. Vieles, was wir in der Zeit seit dem Kriege erlebt haben, ist geradezu ein Hohn auf eine vernünftige Valutapolitik gewesen, so die vorzeitige Aufhebung der Zwangswirtschaft für Fleisch, die alle Schranken, die der Verfütterung von Nahrungsmitteln entgegenstanden, beseitigte, die Aufhebung so ziemlich aller Beschränkungen für das Braugewerbe, die Freigabe der Einfuhr von Kaffee, Tabak usw. Mit welcher Lässigkeit und Energielosigkeit ist zudem der Kampf gegen die Einfuhr fremder Luxuswaren geführt worden! Jetzt kommt es vornehmlich darauf an, daß wir unsere landwirtschaftliche Produktion steigern, damit wir möglichst wenig landwirtschaftliche Erzeugnisse einzuführen brauchen, ein Ziel, das durch reichliche Düngung und gute Bearbeitung des deutschen Bodens in hohem Maße erreicht werden kann. Von großer Wichtigkeit wäre es auch, wenn es gelänge, dem Wiesbadener Abkommen weitere Ver-

träge über die Erfüllung unserer Reparationsverpflichtungen durch Sachleistungen folgen zu lassen. Ob es aber überhaupt möglich sein wird, in absehbarer Zeit, wenn nicht unsere Reparationsverpflichtungen stark gemildert werden, unsere Zahlungsbilanz so zu verbessern, wie das zur Gesundung unserer Währungsverhältnisse notwendig ist, bleibt freilich zweifelhaft. Notwendig aber ist es, daß man allenthalben in Deutschland die Wichtigkeit dieser Aufgabe erkennt, damit die Fehler, die in den letzten Jahren gemacht wurden, nicht immer von neuem wiederholt und wenn möglich wieder gutgemacht werden.

Siam

Eine politische und wirtschaftliche Studie

Von P. Freye

In seinem 1647 bei Ludovicus Elzevir in Amsterdam erschienenen und von seinem Freunde Dr. Varenius herausgegebenen Buche »De Regno Siam« schildert der Holländer Jobst van Schouten Siam als das reichste Land Asiens. Van Schouten war in diesem das Zentrum Hinterindiens bildenden Königreich während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts jahrelang als Leiter der in der Hauptstadt Ajuthia begründeten Faktorei, einer Zweigniederlassung der Niederländisch-Indischen Compagnie, tätig. Sein Buch ist für das Studium der geschichtlichen, kulturellen und handelswirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes von besonderer Bedeutung.

Nachdem die Portugiesen unter Vasco da Gama den Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung und den Indischen Ozean bis nach Indien und damit bis zu den Ländern Südasiens und Ostasiens entdeckt hatten, fiel ihnen alsbald durch rücksichtslose Niederkämpfung aller dortigen Seegegner, darunter besonders der arabischen und persischen Kauffahrer, der Löwenanteil des asiatischen Seehandels zu. Die Waren, die früher von Indien, von Hinterindien, ja von China und Japan her bis in den Persischen Golf und in das Rote Meer gebracht waren und von dort durch Karawanen über Land die Häfen des östlichen Mittelmeeres erreichten, wo sie von den Schiffen der Republiken Venedig und Genua abgeholt wurden, gelangten nun meist in die Hände portugiesischer Kaufleute und Korsaren, die sie auf dem Seeweg um Afrika nach Portugal verschifften. Seit jenen Zeiten sank auch die Macht Venedigs und Genuas. Die Ära, in welcher das Mittelmeerbecken eine Haupthandelszentrale der Welt gebildet hatte, war vorüber.

Im Jahre 1518 kam die erste portugiesische Gesandtschaft an den Hof des Königs von Siam, der in Ajuthia, einer Hauptstadt von über 400 000 Einwohnern, residierte. Damals wurde der erste Handelsvertrag zwischen diesem Herrscher und einem europäischen Staat abgeschlossen. Er gab den Portugiesen quasi ein Monopol über den siamesischen Außenhandel.

Erst um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts trafen dort auch Holländer auf, die auf Java mit der Hauptstadt Batavia sich eine starke Niederlassung und außerordentlich günstige Stellung geschaffen hatten. Nach heftigen Kämpfen mit den Spaniern und Portugiesen gelang es ihnen, im Jahre 1605 die Erlaubnis vom siamesischen König einzuholen, zwei Faktoreien in seinem Lande anzulegen, und zwar eine in Patani auf der Malaiischen Halbinsel und eine in der Hauptstadt Ajuthia. In diese Zeit versetzt

uns das eingangs genannte Buch Schoutens. Er schildert das Königreich als ein mächtiges, reiches und stark bevölkertes Land, dessen Machtgebiet sich von Birma und China durch den Rumpf Hinterindiens bis an die äußerste Südspitze der Malaiischen Halbinsel, also bis dort, wo jetzt Singapore liegt, erstreckte. Die im Osten belegenen Königreiche Anam und Kambodscha bezahlten dem siamesischen König Tribut, und sogar Rajahs der malaiischen Inselwelt sandten damals dem siamesischen Herrscher jährliche Freundschaftsgeschenke. Siam selbst betrieb sehr wenig Außenhandel mit eigenen Schiffen. Fremde Seefahrer, Chinesen, Japaner, Malaien, Inder, ja sogar Perser und Araber sowie die hinzugekommenen Portugiesen, Spanier und Holländer waren es, die Siams Produkte dem Welthandel zuführten, und alle diese Nationen waren durch eigene, besonders konzessionierte Niederlassungen in der Hauptstadt Ajuthia vertreten.

Seit der Wende des sechzehnten Jahrhunderts liefen die Holländer den Portugiesen den Rang ab, und sehr bald nahm ihr Handel einen mächtigen Aufschwung. Holland wurde damals zur See- und Handelsmacht ersten Ranges. Den Holländern folgten die Engländer. Die von der Königin Elisabeth sanktionierte British-East-India-Company breitete bald ihren Einfluß und ihre Besitzungen mehr und mehr in Vorderindien aus. Auch sie begann bald einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Siam. 1659 kam in diesem Lande der Grieche Konstantin Faulkon an, dem es gelang, sich so in die Gunst des damaligen Königs einzuschmeicheln, daß er trotz des Protestes der siamesischen Großen in wenigen Jahren den Rang eines Premierministers einnahm. Als solcher suchte er dann Verbindung mit dem Hofe Ludwigs XIV., der zur Hebung seines Glanzes nichts mehr liebte als das Erscheinen exotischer Gesandtschaften an seinem Hofe in Paris.

Ludwig schickte auf Verlangen Faulkons eine starke Flotte und eine Landtruppe von mehreren Tausend französischen Soldaten nach Siam, die er vorgeblich dem König dieses Landes zur Verfügung stellte. Tatsächlich wollte der kluge Grieche diese Truppen benutzen, um das Land Frankreich in die Hände zu spielen und dann selbst Generalgouverneur, wenn nicht gar noch mehr zu werden. Das Abenteuer nahm einen tragischen Ausgang. Der alte König Narai starb, wie man sagt, von der Hand seines eigenen Sohnes. Dieser und dessen Pflegevater bemächtigten sich des Thrones, Faulkon wurde hingerichtet, und die Franzosen wurden aus dem Lande verjagt.

1767 fiel nach langjährigem Kriege mit den Birmanen die Hauptstadt Ajuthia und wurde vom Feinde ebenso wie ein großer Teil des Landes völlig verwüstet. Eine herrliche Tempelstadt von über 400 000 Einwohnern zerfiel in Trümmer. Einem Halbchinesen, Phya Tak, der vor dem Kriege als Gouverneur eine siamesische Provinz verwaltet hatte, gelang es, Streitkräfte zusammenzuziehen und nach mutigen Kämpfen die birmanische Okkupationsarmee aus dem Lande zu werfen. Er stellte dann die alten Landesgrenzen wieder her. Am Ende seiner Regierungszeit verfiel er in Wahnsinn. Sein oberster Feldherr, Chaophya Chakri, ließ ihn hinrichten und übernahm nun selbst den Thron. Das ist der Gründer der heute noch regierenden Chakridynastie.

Unter König Mongkut, dem vierten Herrscher der Chakridynastie, begann Siam eine stark europafreundliche Politik. Mongkut war ein hochgebildeter Mann, der eine ausgedehnte Korrespondenz mit führenden Män-

nern des Abendlandes unterhielt. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden unter ihm die ersten Verträge mit England, Amerika, Frankreich, dann mit den Hansastädten (später mit dem Norddeutschen Bund) abgeschlossen. Der Außenhandel Siams begann sich wieder mächtig zu heben. Unter seinem Sohne, dem König Chulalongkorn, wurden diese Beziehungen noch enger gestaltet und das gesamte Regierungswesen nach europäischem Muster reformiert. Siam erholte sich sichtlich mehr und mehr.

In den fünfziger Jahren hatte Frankreich begonnen, sich in Hinterindien und zwar in Saigon an der Mündung des Mekhongflusses festzusetzen. Von dort aus eroberte es schrittweise die Reiche Anam und Tongking und zwang Siam schon unter Mongkut zur Abtretung Kambodschas. Während der Regierung Chulalongkorns machte sich diese Eroberungslust der Franzosen immer stärker geltend, und auch die Engländer, die sich im Süden der Malaiischen Halbinsel und im Königreich Birma festgesetzt hatten, suchten ihren Einfluß auszudehnen. Schon 1892 verletzten die Franzosen durch Einmarsch einer Expedition die siamesische Ostgrenze. Es kam zu einem militärischen Konflikt, bei dem das damals völlig ungerüstete Siam unterlag und nach Einnahme der neuen Hauptstadt Bangkok durch einige französische Kriegsschiffe gezwungen wurde, einen sehr harten Vertrag zu unterzeichnen, nach welchem sämtliche Gebiete östlich des Mekhong sowie Teile der fruchtbaren siamesischen Südostprovinz einschließlich der berühmten Trümmerstadt von Angkor, des Sitzes der alten Khmer-Könige im früheren Reiche Kambodscha, an Französisch-Indochina fielen.

Durch Verträge zwischen Siam einerseits und Frankreich und England andererseits wurden dann die Grenzen des Landes neu festgelegt. Dabei erklärte Frankreich den östlichen Teil des Landes bis an die Wasserscheide des Menam für seine Interessensphäre, während England die Nordwestprovinz mit der Hauptstadt Chiengmai sowie die Hauptmasse der siamesischen Gebiete in der Malaiischen Halbinsel als seine Interessensphären in Anspruch nahm. Danach hatte Siam eine wirkliche Unabhängigkeit nur noch im Talbecken des Menam. Da aber solche willkürliche Einteilung exotischer Königreiche in Interessensphären niemals von Erfolg begleitet sein kann, so konnten auch in diesem Falle die Engländer und Franzosen ihre Autorität nie ganz durchsetzen.

Als Siam sich im Jahre 1909 bereit erklärte, drei kleine Sultanate, Kelantan, Tringanu und Kedah in der Malaiischen Halbinsel abzutreten, gab England seine exterritorialen Rechte in Siam auf und stellte seine Untertanen unter siamesische Gerichtsbarkeit, jedoch mit dem Vorbehalt, daß englische Ratgeber im Justizwesen angestellt wurden und bei gerichtlichen Sitzungen über britische Untertanen das Vetorecht gegenüber den Urteilssprüchen behielten. Auch Frankreich folgte diesem Beispiel und gab seine exterritorialen Rechte mit Bezug auf seine indochinesischen Untertanen auf. Heute haben sich auch Dänemark und Amerika diesem Beispiel angeschlossen.

Unter Chulalongkorns Regierung schritt Siam schnell auf dem Wege der Reformen vorwärts. Das geschah zunächst durch Umbildung des gesamten Regierungssystems. Als dann später nach dem französischen Angriff im Jahre 1893 die Notwendigkeit einer Heeresreform sich fühlbar machte, begann der König sich besonders für Deutschland zu interessieren. Deutschen Ingenieuren wurde der Bau der Staatsbahn anvertraut. Man begann zu-

nächst mit einer Linie von der neuen Hauptstadt Bangkok nach der alten Hauptstadt Ajuthia. Die Linie wurde später bis Korat im östlichen Zentralsiam verlängert. Darauf wurde dann die Hauptstadt mit dem 70 Kilometer nach Osten zu gelegenen Handelsplatz Petriu verbunden und schließlich auch, auf dem Westufer des Menamflusses anfangend, eine Bahn von Bangkok bis zu dem südwestlich liegenden Radburi und Pechaburi gebaut, die heute Anschluß an das Bahnnetz der britischen Federated-Malay-States besitzt.

Auch das siamesische Post- und Telegraphenwesen wurde in den neunziger Jahren auf Chulalongkorns Anregung durch deutsche Beamte organisiert. Das gleiche geschah später mit dem Sanitätswesen des Heeres und der Marine. Um sich eine einigermaßen schlagfertige Armee zu verschaffen, wurde die Dienstpflicht nach preußischem Muster eingeführt. Eine große Anzahl siamesischer Kadetten wurden im Laufe der Jahre in Deutschland zu Offizieren ausgebildet, um später als Instrukteure in ihrer Heimat zu wirken. Ebenso wurde das Militärschulwesen von diesen Offizieren organisiert. Das alles erregte natürlich ein starkes Mißfallen bei dem französischen Nachbar, der nur durch die Haltung Englands und später auch Amerikas, Japans und Deutschlands davon abgehalten wurde, seine Eroberungspläne mit Bezug auf Siam durchzuführen. Handel und Wandel des Landes hoben sich besonders seit der Wende des neunzehnten Jahrhunderts sichtlich. Durch eine Kommission europäischer und japanischer Justizratgeber wurden das siamesische Gerichtswesen und die siamesischen Gesetzesbücher von Grund auf neugestaltet. Die siamesische Gerichtsbarkeit ist den Verhältnissen entsprechend gut eingerichtet. Der Stab von Richtern und Beamten wird an der juristischen Fakultät der Universität in Bangkok ausgebildet oder auch teilweise zu eingehenderen Studien nach Europa und Amerika geschickt.

Auch für das Schulwesen ist unter der Regierung Chulalongkorns viel geschehen. Überall im Lande wurden Volksschulen und in den größeren Städten gehobene Mittelschulen sowie in der Hauptstadt Realschulen und Fachschulen für Beamte eingerichtet. Diese Schulreform unterstand hauptsächlich der Leitung englischer Lehrer, und man kann sagen, daß diese in mancher Beziehung bedeutend mehr hätten leisten können. Heute ist eine rasche Entwicklung auf diesem Gebiet nicht mehr aufzuhalten, und neuerdings hat man die höheren Ministerialfachschulen zu einer Landesuniversität vereinigt.

Der deutsche Handel hat sich während der letzten Jahrzehnte in Siam zu einer bemerkenswerten Blüte entwickelt. Die deutschen Kaufleute befaßten sich nicht nur, wie ihre Kollegen, die Engländer, in ihren Bureaustunden mit Handels- und Wirtschaftsfragen, sondern sie studierten Land und Leute, hauptsächlich aber die Landessprache, sehr eingehend, so daß sie völlig ohne jedwede Vermittlung durch den üblichen Compradore (wie das bei den Engländern geschieht) ihre Geschäfte mit den Landeseinwohnern machen konnten und dadurch sowie durch die vortreffliche Qualität ihrer Waren sich bald eine hervorragende Stellung im Handel sicherten. Nicht zuletzt ist das ein Hauptgrund gewesen, weshalb die Engländer mit aller Macht dahin arbeiteten, Siam gegen Deutschland in den Krieg zu treiben, wenngleich es kaum verständlich ist, daß ein Volk, welches der Hauptmasse nach uns sympathisch gegenübersteht, schließlich gegen Deutschland in den Krieg gehen konnte. Wenn unsere Diplomaten die Entschuldigung anführen,

daß der junge König in England eine akademische und militärische Erziehung genoß, so ist das nur ein schwacher Behelf, um die vielen vorgefallenen Fehler unseres auswärtigen Dienstes zu verdecken. Wenn man bedenkt, daß der deutsche Geschäftsträger noch wenige Tage vor der Internierung, sogar noch am Tage vor diesem Ereignis mit Emphase erklärte, daß nicht einmal an einen Abbruch der Beziehungen zu denken sei, so zeugt das sicherlich nicht von einer einigermaßen genügenden Geschicklichkeit in der Behandlung diplomatischer Dinge.

Besonders ist es notwendig, daß wir die kulturelle Entwicklung Siams anerkennen und bei Erneuerung der durch den Krieg abgelaufenen Verträge uns sowohl wie ihm gleiche Rechte bezüglich der beiderseitigen Staatsangehörigen gewähren. Dazu gehört auch, daß wir, wie solches von anderen Völkern ja schon geschah, die siamesische Jurisdiktion über unsere Staatsangehörigen anerkennen. Nur so werden wir Gelegenheit erhalten, wirtschaftliche Konzessionen jenes Landes, zum Beispiel in der Waldwirtschaft, im Bergbau und im Ackerbau, zu erlangen. Bislang bildete das starre Festhalten Deutschlands an seinen exterritorialen Rechten ein starkes Hindernis auf dem Wege zu diesem Ziele. Deutsche konnten sich früher nur in der Achtundvierzigstundenzone nahe der Hauptstadt Bangkok Land ankaufen. Konzessionen wirtschaftlicher Art waren für sie nicht zu erlangen.

Augenblicklich ist natürlich der alliierte Einfluß, besonders der englische, in Siam sehr stark, da ja das Land selbst zu den sogenannten »assoziierten Mächten« gehört. Eben diesen Einflüssen und der offenbaren Schwäche unserer Diplomatie haben wir es zu verdanken, daß man Hab und Gut der Deutschen einschließlich der dort ankernden Schiffe mit Beschlag belegte und liquidierte, unsere Landsleute am 22. Juli 1917 internierte und sie am 12. Februar 1918 sämtlich den Engländern auslieferte.

Heute steht Siam wie überhaupt der ganze ferne Osten im Zeichen des Wortes: »Ostasien für die Ostasiaten.« In diesem Sinne macht sich auch ein starker Zug zum Anschluß an Japan bemerkbar, dem ja auch zweifellos in der nächsten Zukunft die Führung der Dinge in Ostasien zufallen wird. Mit Recht kann man gegenwärtig von einer Monroedoktrin Japans im fernen Osten sprechen. Und diesem Kurse wird sich auch das aufstrebende, von europäischen Gewalten umgebene Siam anschließen.

Siam ist an Bodenschätzen und hervorragenden landwirtschaftlichen Eigenschaften zweifellos eines der reichsten Länder Ostasiens. Sein Gebiet ist etwa so groß wie Deutschland (vor dem Kriege) und die Schweiz. Allein zwei Drittel dieser Fläche sind von Wald bedeckt. Das Land ist aber durch die schon erwähnten Kriege früher derartig stark entvölkert worden, daß nicht einmal das übrige Drittel völlig für landwirtschaftliche Zwecke ausgenutzt wird. Heute hat Siam nur $9^1/_2$ Millionen Einwohner. Als Reisexportland steht es mit einer Ausfuhr von jährlich 1 Million Tonnen an zweiter Stelle auf dem Weltmarkt. Außer Reis kommen für den Export hauptsächlich noch Teak- (etwa 100 000 Tonnen jährlich), Harthölzer, Edelhölzer, Hörner und Felle, Pfeffer, Gewürze und Baumwolle, deren Kultur gerade neuerdings starke Fortschritte macht, in Betracht.

Nach den neuesten Forschungen stellt es sich immer mehr heraus, daß Siam auch gewaltige Schätze an Erzen, darunter Eisen, Kupfer, Blei, Wolfram, Zinn, besitzt. Kohle ist ebenfalls in beträchtlichen Mengen fest-

gestellt. Petroleum wurde in Nordsiam mit Erfolg angebohrt und in Zentralsiam bis Korat festgestellt. Zinn wird vornehmlich in den Gebieten der Malaiischen Halbinsel gefunden.

Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden etwa 6 Millionen Siamesen und die ihnen verwandten im Norden des Landes wohnenden Laoten. Dazu kommen mehr als eine Million Chinesen. Den Rest bilden der Zahl nach Malaien (in der Halbinsel), Kambodschaner, Anamiten, Bergstämme (Karien Ngio, Kamuk und andere), Inder, Japaner und etwa 2500 Europäer (Kaufleute, Ingenieure, Beamte und einige Handwerker).

Den Handel beherrschen in erster Linie die Chinesen und neben ihnen die Inder und die europäischen Großfirmen sowie die neuerdings immer stärker hervortretenden Japaner. Der Export Siams hat heute einen Wert von über 150 Millionen Tikal (oder etwa 3 Milliarden 200 Millionen Papiermark) und der Import etwa 90 Millionen Tikal (oder etwa 2 Milliarden 250 Millionen Papiermark). Nach englischer Behauptung betrug vor dem Kriege der Anteil Deutschlands am Import einschließlich des Umschlaghandels in Hongkong und Singapore nicht weniger als 53 Prozent. Diese Zahl mag übertrieben sein, jedoch hatten die deutschen Kaufleute, wie schon bemerkt, eine sehr starke Stellung im siamesischen Handel.

Der ganzen Lage nach können wir in Zukunft keine militaristisch-annexionistische Großmachtspolitik im Ausland betreiben; unsere Stärke liegt in unserer wissenschaftlichen, technischen und kaufmännischen Überlegenheit, und es ist die Pflicht der Reichsregierung, alles daran zu setzen, um durch friedliche Verträge mit den übrigen Ländern der Welt den deutschen Handel möglichst wieder zu beleben. Zu den wichtigsten Verträgen, die es in der nächsten Zeit abzuschließen gilt, gehört ein Freundschafts- und Handelsvertrag mit dem Königreich Siam, damit das ehemals gute Verhältnis zu diesem Lande, allerdings unter ganz anderen Gesichtspunkten wie früher, endlich wiederhergestellt wird.

Schulreformer, Frauenbildung und Wirtschaftsreform

Von Henni Lehmann

Die entschiedenen Schulreformer hielten am 30. September und 1. Oktober in Berlin-Lankwitz eine Tagung mit dem Thema »Frauenbildung und Wirtschaftsreform« ab. Die in Heft 10 der »Neuen Erziehung« abgedruckten Leitsätze der auf der Tagung gehaltenen Referate bringen die Absicht zum Ausdruck, die »Gegenwartslage der Frau« in ihren »richtunggebenden Elementen« festzustellen und den Versuch zu machen, sich gegenseitig bedingende Reformen der Erziehung und der Wirtschaft vorzuschlagen. Am Schlusse der Tagung sprach Frau Ilse Müller-Östreich aus, daß dies Problem nicht gelöst und auch unlösbar sei. Letzteres mag dahingestellt bleiben. Schon in der Problemstellung kann ein Verdienst liegen. Das scheint mir in der Frage der gegenseitigen Bedingtheit von Frauenerziehung und Wirtschaftsreform der Fall. Daß eine Lösung nicht erzielt wurde, man wohl auch einer solchen nicht wesentlich näher gekommen ist, lag zum Teil an der Fülle und Verschiedenartigkeit der gehaltenen Referate — zwölf in zwei Tagen! —, die eine Einheitlichkeit der Betrachtungsweise erschwerten. Dennoch lassen sich gewisse Leitgedanken herausschälen. Ich will versuchen, sie nachstehend zu skizzieren.

Zunächst tritt für die beruflich tätige Frau eine physische Überlastung dadurch ein, daß zu den Anforderungen des Berufs die hauswirtschaftliche Arbeit, die Arbeit und

Verantwortung der Ehefrau und Mutter hinzukommt. Das bedingt nicht selten einen seelischen Konflikt, wenn der aus Neigung gewählte Beruf den anderen Pflichten geopfert werden muß oder diese um des Berufs willen zurückstehen müssen. Mir scheint, daß der erstere Fall, der besonders betont wurde, wesentlich auf die Frau der bürgerlichen Kreise, der zweite für die Arbeiterin zutrifft. Man hat indes diesen Unterschied auf der Tagung kaum gemacht. Macht man ihn nicht, dann liegt ein altes und vielerörtertes Problem der bürgerlichen Frauenbewegung vor.

Logisch ist, daß man versucht, der physischen Überlastung und dem seelischen Konflikt durch Vereinfachung der häuslichen Arbeit zu begegnen. An möglichste Zweckmäßigkeit jeder häuslichen Verrichtung die Frauen zu gewöhnen, kann in der Tat ein Stück Erziehungsarbeit sein. Es ist dies das Taylorsystem im Haushalt, wie es das von mir in der Neuen Zeit besprochene Buch von Irene Witte auseinandersetzt. Weiter wurde dann die Form des Einzelhaushalts als kostspielig und unwirtschaftlich bezeichnet. Sie bedingt ein Mehr an Material — Feuerung, Licht usw. —, das sowohl gegen das Interesse des Einzelhaushalts wie gegen das allgemeine volkswirtschaftliche Interesse verstößt. Von da aus kommt man ganz folgerichtig zur Form der Gemeinsamkeit von Haushaltsverrichtungen, wie es in dem von Adolph geplanten Einküchenhaus[1] in Vorschlag gebracht worden ist. Leider läßt sich nicht jeder folgerichtige und vielleicht auch wirtschaftlich begründete Gedanke ohne weiteres in die Wirklichkeit übersetzen: »Hart im Raume stoßen sich die Dinge.« Wenn es sich nur darum handelt, Schwierigkeiten auszuschalten, die aus der persönlichen Eigenart des einzelnen für die Wirtschaftsgemeinschaft entstehen, so kann man in der Stärkung des Gemeinschaftsgedankens, die überall erwünscht und bei den Frauen noch dringender notwendig ist als bei den Männern, in der Tat eine erzieherische Aufgabe sehen. Aber wie soll man bei heutigen Bau- und Wohnverhältnissen in absehbarer Zeit eine irgendwie nennenswerte Zahl von Einküchenhäusern beschaffen? Das ist nur möglich bei Anlage von Siedlungen, wie eine solche auch für Lankwitz geplant ist, und es ist sicher zu empfehlen, daß man an verschiedenen Orten auf genossenschaftlicher Grundlage einen Versuch damit macht. Das Resultat bleibt dann abzuwarten. Der erste Versuch eines Einküchenhauses in Berlin-Friedenau ist seinerzeit gescheitert. Allerdings wurde das Unternehmen, soweit mir bekannt, *nicht* auf genossenschaftlicher Grundlage betrieben.

Immerhin sollte man versuchen, dem Genossenschaftsgedanken im Rahmen der heute vorhandenen Möglichkeiten nachzugehen. Gewisse Dinge, Gemüsevorrichtung, Waschen, Plätten, Flicken ließen sich vielleicht vielfach in genossenschaftlichen Gemeinschaftseinrichtungen wirtschaftlicher ausführen, so daß die ersparte einzelne Frauenkraft auch als ein Plus gebucht werden kann. Natürlich ist auch dieses System bei Anlage von Siedlungen leichter einzuführen als bei den üblichen großstädtischen Wohnverhältnissen.

Auch die Ausführungen von Helene Simon über »Beruf und Persönlichkeit« waren von Bedeutung. Sie unterscheidet a) Eignungsberuf, b) Leistungsberuf, c) Erwerbsberuf. Der erste entspricht der Persönlichkeit, der zweite wird durch die notwendigen Anforderungen der Gemeinschaft bedingt, der dritte ist der in der kapitalistischen Gesellschaft häufigste. Kombination von Eignungs- und Leistungsberuf ist wünschenswert. Gleiche Möglichkeit der Entwicklung und Berücksichtigung der weiblichen Sonderart muß zur kulturversöhnenden Auswirkung auch in der Wirtschaft führen.

Der zweite Tag galt der Frauenbildung, und mir will scheinen, als habe man sich, wenn auch des öfteren das Wort »Wirtschaft« fiel, hier mehr mit gesellschaftlichen und seelischen Problemen beschäftigt. Dies trat insbesondere in der Diskussion hervor. Die Frage der Befriedigung der natürlichen Triebe der Frau und ihres Sehnens nach Mutterschaft bei der schon zahlenmäßigen Unmöglichkeit der

[1] Robert Adolph, Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe. Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Heirat für Millionen von Frauen (für Europa wurde ein Frauenüberschuß von 12 Millionen angegeben) trat stark hervor. Die eine Referentin, Margarete Hoffmann-Gwinner, vertrat, übrigens in durchaus ethisch feiner und hochstehender Weise, den Standpunkt, der Konflikt sei dadurch zu lösen, daß die Ehefrau es als Pflicht empfinde, ihren Mann mit einer anderen Frau zu teilen. Ich glaube, daß diese Auffassung gefährlich ist. Sie verirrt sich weitab von der Wirklichkeit und öffnet der Zügellosigkeit Tür und Tor. Auch über das Recht auf uneheliche Mutterschaft wurde gestritten. Meines Erachtens ist der Versuch ganz verfehlt, für solch persönlichste Gewissensfragen generelle Regeln aufstellen zu wollen. Jeder muß wissen, welche Verantwortung er für sich und vor allem seiner Nachkommenschaft gegenüber auf sich nehmen kann. Das Problem des Grafen v. Gleichen begründet nicht die Polygamie.

Interessant waren die Ausführungen von Olga Essig über Berufswahl und Berufsbildung. Wenn sie als Ziel statt einseitig spezialistischer Berufserziehung die Synthese von Berufs- und allseitiger Menschenbildung setzen will, so ist das erfreulich und notwendig. Ihr Urteil über die bestehenden Berufsschulen der Hauswirtschafts- und Gewerbelehrerin war wohl etwas reichlich scharf und einseitig. Und der von ihr aufgestellten Forderung hat sie demgegenüber doch nicht genügend die praktisch zu gehenden Wege gewiesen.

Luise Langaard-Caseland sprach über rhythmische Erziehung. Sicher ist die bewußte Beherrschung des Körpers ein erstrebenswertes, auch den Willen formendes Ziel. Wenn aber das hinübergeführt wird ins Mystisch-Transzendentale, wenn auch alles Seelische abhängig gemacht wird vom Können im »Dreidimensionalen«, so scheint mir da doch eine Hinneigung zu gefühlsmäßigen klingenden Wesenlosigkeiten vorzuliegen, wie sie heute den einen zum Okkultismus, den anderen zum Buddhismus und Ostastertum, den dritten in »Schulen der Weisheit« treiben, die Unlernbares lehren wollen.

Rein erfreulich war das Referat von Siegfried Kawerau über Arbeits- und Produktionsschule. Wenn wir nur erst die Menschen hätten, die so erziehen können, wie er es als Ideal hinstellt. Auf der Tagung kehrte immer das Wort wieder als Erziehungsideal:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Ich möchte, es variierend, sagen: »Höchstes Glück der Schüler ist die Persönlichkeit des Lehrers.« — wenn er der Rechte ist. Ohne das bleibt jede Reform Form.

Literarische Rundschau

Karl Kautsky, Von der Demokratie zur Staatssklaverei. Eine Auseinandersetzung mit Trotzki. Berlin, Verlagsgenossenschaft »Freiheit« G. m. b. H. 128 Seiten Kleinoktav. Preis broschiert 12 Mark.

Lange Zeit hat Kautsky in den bolschewistischen und menschewistischen Kreisen Rußlands als der hervorragendste Interpret der wahren Marxschen Lehre gegolten. Seitdem aber im Jahre 1917 die Bolschewiki zur Herrschaft gelangten und die Rätediktatur etablierten, ist er in einen immer schärferen Gegensatz zur bolschewistischen Diktaturtheoretik geraten. Nicht nur die kleineren Schriftgelehrten des reinen Bolschewismus, auch die Lenin und Trotzki griffen zur Feder und bezichtigten ihn des Renegatentums und des servilen Parteiverrats, und da Kautsky es nicht über sich zu bringen vermochte, diese Verdächtigungen zu ignorieren, sondern mit polemischen Gegenschriften antwortete, so ist nach und nach eine ganze Serie von Pamphleten entstanden, die sich mit dem »Fall Lenin-Kautsky-Trotzki« beschäftigen. Die oben angezeigte Schrift ist ein neues Stück in dieser Serie: sie ist eine Antwort auf Trotzkis Schrift »Terrorismus und Kommunismus, Anti-

Kautsky«, die ihrerseits wieder eine Polemik ihres Verfassers gegen Kautskys »Terrorismus und Kommunismus« bildet.

Auf die einzelnen Ausführungen Kautskys gegen Trotzki, der ihn als Renegaten, Metaphysiker und Utopisten hinstellt, einzugehen, lohnt sich nicht der Mühe. Die schärfsten persönlichen Angriffe beider Kampflustigen aufeinander — einst waren sie gute Freunde — hat für das größere Publikum wenig Interesse, und in theoretischer Hinsicht bietet die Schrift Kautskys nichts Neues. Zumeist stellen sich bei näherem Zusehen ihre theoretischen Ausführungen als bloße Variationen einiger schon von Kautsky in älteren Streitschriften gebrauchten Argumente heraus. Die eigentliche Bedeutung der Schrift liegt auf anderem Gebiet — nämlich darin, daß sie zeigt, wie sehr auch Kautsky, der sich früher mit allen Kräften gegen das Um- und Zulernen sträubte, in den letzten beiden Jahren umgelernt hat, und zwar in beschleunigtem Tempo. Besonders beurteilt Kautsky das deutsche Wirtschaftsleben und seine Tendenzen heute ganz anders als noch vor wenigen Jahren. Während zum Beispiel Kautsky noch 1915 glaubte, daß dem Weltkrieg ein allgemeiner Zusammenbruch oder Bankrott des kapitalistischen Produktionssystems und diesem dann ein »sozialistisches Regime« folgen werde, heißt es jetzt in der vorliegenden Schrift:

»Er (der Sozialismus) wird nicht hervorgehen aus dem Zusammenbruch des Kapitalismus. Das ist eine ganz falsche Vorstellung, die gewonnen ist aus der Analogie mit der bürgerlichen Revolution. Diese war ein Resultat des Verkommens und Versagens der feudalen Produktion. Aber ein solches Versagen führte nicht notwendig zur Revolution, sondern häufig zum Untergang des Staates. Nur wo innerhalb des Feudalismus schon kapitalistische und damit demokratische Kräfte auftauchten, kam es zu seiner Überwindung durch eine aufwärts führende Revolution.

Der Kapitalismus ist eben eine Produktionsweise ganz eigener Art. Er führt nicht, wie Feudalismus und Sklaverei, zum Verkümmern der Produktivkräfte, sondern zu ihrer kräftigsten Entfaltung. Er muß also in ganz anderer Weise ein Ende nehmen als die alten Gesellschaften der Sklaverei und Fronarbeit.«

Deshalb ist es auch nach Kautskys heutiger Auffassung ganz verkehrt, jetzt nach dem Kriege die Wiedererstarkung des kapitalistischen Produktionsprozesses durch allerlei schön ausgeheckte Sozialisierungsexperimente und dergleichen zu stören. Wörtlich meint er (S. 102 ff.):

»Weil wir aber von der Kraft des Proletariats und nicht vom Zusammenbruch des Kapitalismus den Sozialismus zu erwarten haben, ist es ganz töricht, wenn heute viele Revolutionäre glauben, wir hätten nichts Wichtigeres zu tun, als die nach dem Kriege beginnende Wiederbelebung des Produktionsprozesses zu stören und die Krisis zu verschärfen, denn um den Sozialismus sei es geschehen, wenn der Kapitalismus sich wieder befestige....

Die Kraft der Lohnarbeiterschaft wird es sein, die den Sozialismus bringt. Damit ist aber auch gesagt, daß sie entscheiden wird, welche Gestalt er annimmt. Er wird ein Resultat sein der Bedürfnisse und Fähigkeiten des Proletariats sowie der technischen und ökonomischen Mittel, die es vorfindet, und nicht die Verwirklichung irgendeines utopistisch ausgeheckten Planes einer ‚Vollsozialisierung' oder eines sonstigen Ideals.«

Und während früher Kautsky verkündete, vom Osten werde die Weltrevolution ihren Ausgang nehmen; der englische Arbeiter sei zur Revolution gar nicht befähigt und stehe als politischer Faktor »tiefer als die Arbeiter des ökonomisch rückständigsten, politisch unfreiesten europäischen Staates: Rußland«, meint er heute (S. 110):

»Von allen europäischen Nationen sind darin die Engländer am reifsten für den Sozialismus, trotz ihrer geringen sozialistischen Schulung. Nirgends ist der Respekt vor der Persönlichkeit und die Selbständigkeit und Energie des Proletariats und die Kraft seiner Organisationen höher entwickelt als dort. In Rußland

land dagegen ist wohl mehr als in einem anderen europäischen Großstaat die Bevölkerung daran gewöhnt, alle Behebung ihrer Leiden von oben zu erwarten, von der Staatsgewalt. England und nicht Rußland ist am besten dazu befähigt, Formen gesellschaftlicher Produktion zu entwickeln, die eine wirkliche Befreiung der Arbeiterklasse darstellen. Der Gildensozialismus ist nicht kritiklos hinzunehmen. Aber wieviel mehr befreienden Sozialismus enthält er, als alle Versuche russischer Staatsproduktion mit bureaukratischer Leitung!«

Das ist ein Wandel der Anschauungen, der von einer anerkennenswerten fast jugendlichen Fähigkeit des Umlernens und Umstellens zeugt. Zwar in bezug auf einige andere Fragen, wie beispielsweise in seiner Beurteilung des sogenannten Staatssozialismus, scheint Kautsky auch heute noch auf seinem alten Standpunkt zu beharren; doch noch ist es nicht Abend, auch in dieser Beziehung wird er vielleicht noch umlernen. Heinrich Cunow

---

Paul Weisengrün, **Kulturpolitik, Weltkrieg und Sozialismus.** Wien und Leipzig 1920, Verlag von Wilhelm Braumüller. Preis 8 Mark.

Der Wiener Soziologe Paul Weisengrün, der langjährige Kämpfer gegen den Marxismus, wie er sich selbst mit Stolz nennt, reitet wieder einmal eine Attacke gegen den marxistischen Sozialismus. Er hat bereits im Jahre 1899 in einer Schrift »Das Ende des Marxismus« prophezeit, und im Jahre 1914 hat er »Die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus« gepredigt. Nunmehr knüpft er an diese Schriften an und sucht den Nachweis zu erbringen, daß die soziale Frage nicht wirtschaftlicher, sondern überwirtschaftlicher Natur ist und daß die sozialen Erscheinungen kulturell bedingt sind. Er behauptet, daß im Gegensatz zu Marx nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse das Bewußtsein der Menschen bestimmen, sondern daß umgekehrt das Bewußtsein der Menschen das Ursprüngliche sei und die sozialen Bewegungen erzeuge. Gewiß hat er recht, wenn er sagt, daß die soziale Frage nicht ausschließlich ein wirtschaftliches Problem ist — das behauptet auch kein Marxist —, aber er verkennt die große Bedeutung des Wirtschaftslebens für die Lösung der sozialen Frage und die Kultivierung der Menschheit. Zweifellos spielen die sozialgeistigen Faktoren eine bedeutende Rolle in der Durchführung großer sozialer Umwälzungen, aber diese Faktoren haben ihren Nährboden im wirtschaftlichen und sozialen Leben. Es besteht eine beständige Wechselwirkung zwischen psychologischen und ökonomischen Triebkräften, und die ausschließliche Einstellung des Sozialismus auf das rein Materielle ist sicherlich falsch. Eine Kulturpolitik, wie sie im Wesen des Sozialismus begründet liegt, darf sich nicht mit der technischen Vervollkommnung des Wirtschaftslebens begnügen, sie muß auch neue geistige und sittliche Werte schaffen. Es war ein Fehler, wenn dies früher viel zu wenig betont wurde und wenn von Vulgärmarxisten die soziale Frage lediglich als eine Magenfrage betrachtet wurde. Heute ist der Sozialismus darüber hinausgewachsen, und der Wirtschaftssozialismus wird als die Vorbedingung des Kultursozialismus erkannt, weshalb die heutige sozialistische Bewegung sich nicht mehr in der Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen erschöpft. So erscheint denn der Kampf Weisengrüns als ein Windmühlenkampf. Dennoch bietet sein neuestes Buch viel Anregendes und Lesenswertes, weshalb es denen empfohlen werden kann, die sich mit ihm auseinandersetzen wollen. Franz Laufkötter

---

Dr. med. Alfred Beyer, **Gesundheit und gewerbliche Arbeit.** (Veröffentlichungen aus dem Gebiet der preußischen Medizinalverwaltung.) XIII und 174 Seiten. Berlin 1921, Richard Schoetz.

Eine Produktionssteigerung, sagt Beyer, wird nicht nur durch Vermehrung der technischen Einrichtungen und Maschinen erreicht, sondern in erster Linie durch volle Wertung der von der Natur gegebenen besonderen Veranlagung der Einzel-

personen. »Erst wenn wir lernen, den Menschen als Individuum zu werten, werden wir imstande sein, einen wahrhaft großen Aufschwung zu nehmen.« (S. 33.) Damit aber mit der menschlichen Produktivkraft zweckmäßig gewirtschaftet wird, muß die Gewerbehygiene ausgestaltet werden, und zwar in dem Sinne, daß die Krankheitsverhütung ihre Hauptaufgabe bildet. Anfänge und Ausbau des gewerblichen Gesundheitsschutzes werden dargelegt und die Probleme der technischen und ärztlichen Organisationen dieser Schutzmaßnahmen erörtert. Die Vorschläge, die Beyer macht, verdienen ernste Beachtung, besonders die Ausführungen, die sich auf die Feststellung von Schädigungen infolge gewisser Arbeitsvorrichtungen beziehen (S. 88 ff.). Von großem Nutzen kann zweifellos die Einführung eines möglichst spezialisierten gewerbeärztlichen Überwachungsdienstes werden, da nur der Spezialist imstande ist, Berufsgefahren rechtzeitig zu erkennen und ihnen wirksam zu begegnen.

In dem Abschnitt »Konstitution und Arbeitszeit in differentieller Wirkung« wird unter anderem gegen die schematische Anwendung der Grundsätze des Achtstundentags Stellung genommen. Wenn die Menschen zu Leistungen herangezogen werden, für die sie körperlich und psychisch geeignet sind, so wird die Arbeit mit mehr Lust verrichtet werden, als es gewöhnlich der Fall ist, die Stimmung der Arbeitenden wird sich heben, und sie werden auch eine längere als die achtstündige Arbeitsdauer nicht als drückende Last empfinden. »Der Einfluß der Stimmung auf die Produktivität ist fraglos größer als selbst deutlich erkennbare oder nachweisbare Veränderungen sonstiger Organe unseres Körpers.«

Die Schlußabschnitte betreffen die angewandte Psychologie und ihre Bedeutung für die gewerbliche Gesundheitspflege sowie die Aufklärung der Arbeiter in gewerbehygienischen Dingen. Der Verfasser unterläßt nicht, auf die Gefahren hinzuweisen, die im Gefolge des Bestrebens entstehen können, durch experimentelle Prüfung der geistigen und körperlichen Eignung der Arbeiter vor ihrer Einstellung das Ziel zu erreichen, daß im Wirtschaftsleben jeder einen Posten einnimmt, für den er besonders geeignet ist. Es könnte so manchem Menschen das Bewußtsein zum Verhängnis werden, sich bei Auslesеprüfungen als nicht leistungs- und konkurrenzfähig erwiesen zu haben (S. 163). Jedenfalls ist es gut, wenn die Probleme, die das vorliegende Buch behandelt, in möglichst weiten Kreisen bekannt und diskutiert werden.

H. Fehlinger

Selma Lagerlöf, **Zacharias Topelius.** Aus dem Schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau. München, Verlag A. Langen.

Was uns die schwedische Erzählerin diesmal vorsetzt, das ist kein Phantasieprodukt, sondern eine Lebensgeschichte. Und zwar die des schwedisch-finnischen Dichters Topelius, dessen hundertsten Geburtstag man vor drei Jahren feierte. Selma Lagerlöf hatte von der Stockholmer Akademie den Auftrag erhalten, in einer kurzen Zusammenfassung das Leben und Wirken dieses Mannes zu schildern. Sie tat dies jedoch nicht in einer rein biographischen Darstellung, vielmehr schrieb sie ein Lebensbuch, in dem Wahrheit und Dichtung sich vermengen. Warmherzig breitet sie die Schicksale eines edlen, aufrechten Charakters und einer tiefen Persönlichkeit vor uns aus, dazu in einer Form, die für jeden anziehend wirkt. Lesern, die sich für die Vergangenheit Finnlands und für dessen Freiheitskämpfe, in die Topelius verwickelt war, interessieren, werden an dem Buche Gefallen finden. Kl.

Notizen

Die Gewerkschaften der Welt. Seit dem Ende des Weltkriegs haben sich in fast allen Ländern die gewerkschaftlichen Verbände an Zahl und Umfang gewaltig entwickelt. Die Augustnummer der »Internationalen Arbeitsrundschau«, der Monatsschrift des Internationalen Arbeitsamts, enthält einige bemerkenswerte Zahlen, die

diese Entwicklung deutlich veranschaulichen. Die Statistik des Blattes beruht auf Nachweisungen, welche die Gewerkschaften den Regierungen ihrer Länder machten, oder die in gewerkschaftlichen Blättern veröffentlicht wurden, so daß sie im ganzen als verläßlich gelten können, doch mußte in einigen Fällen zu Schätzungen der Mitgliederzahl gegriffen werden. Alle derartigen Schätzungen sind in der folgenden Tabelle, die die gesamte Mitgliederzahl der Gewerkschaften in 30 Ländern für die Jahre 1913, 1919 und 1920 angibt, bezeichnet:

	1913	1919	1920
Argentinien	— [1]	476000	750000
Australien	498000	628000	984000
Belgien	200000	715000[2]	920000
Bulgarien	30000	36000	36000[2]
Dänemark	152000	360000	400000
Deutschland	4513000	11900000	13000000
Finnland	28000	41000	59000
Frankreich	1027000	2500000	2500000[2]
Griechenland	— [1]	170000	170000[2]
Indien	—	500000[2]	500000
Italien	972000	1800000	3100000
Japan	—	247000	247000[2]
Kanada	176000	378000	374000
Niederlande	189000	457000	683000[3]
Neuseeland	72000	83000	83000[2]
Norwegen	64000	144000	142000
Österreich	260000	803000	830000
Polen	— [1]	350000[2]	947000[2]
Portugal	— [1]	100000	100000[2]
Rumänien (altes Gebiet)	10000	75000	90000
Rußland	—	3639000	5220000
Serbien	9000	20000	20000[2]
Südafrika	5000	60000	60000[2]
Spanien	— [1]	876000	876000
Schweden	136000	338000	400000[2]
Schweiz	95000[2]	200000[2]	292000
Tschechoslowakei	— [1]	1301000	2000000[2]
Ungarn	115000[2]	212000	343000[2]
Vereinigtes Königreich (Großbritannien-Irland)	4173000	8024000	8024000[2]
Vereinigte Staaten von Amerika	2722000	5607000	5179000

[1] Angaben nicht vorhanden. [2] Schätzungen. [3] Zahlen für 1919.

Es ist bemerkenswert, daß im Jahre 1919 von den insgesamt 42 040 000 Mitgliedern 34 061 000 oder 80 Prozent auf europäische Länder entfallen. Von den 7 979 000 außereuropäischen Mitgliedern kamen 5 985 000 auf Nordamerika. Man kann ferner eine stark ausgeprägte Häufung der Gewerkschaftsmitglieder in gewissen Ländern beobachten; sechs Länder, nämlich Deutschland, Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Rußland, Frankreich und Italien, zählten im Jahre 1919 insgesamt nicht weniger als 33½ Millionen gewerkschaftlich organisierte Arbeiter und Arbeiterinnen, während es in den anderen 24 Ländern nur 8¾ Millionen gewerkschaftlich Organisierte gab. Die vier großen Industrieländer Deutschland, Großbritannien, Vereinigte Staaten und Frankreich weisen zusammen 28 Millionen Mitglieder auf. Das sind 66 Prozent der im Jahre 1919 gezählten Gewerkschaftsmitglieder aller Länder der Welt.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

JAN 11 1922
UNIV. OF MICH.

Nummer 40. Jahrgang ◆ 1. Band 11. November 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Zukunft Oberschlesiens. Von Julius Franz (Kattowitz).

Zum Wiesbadener Abkommen. Von Dr. Artur Heichen.

Einige Gedanken zur staatlichen Neugliederung des deutschen Einheitsstaates. Von Dr. Emil Kraus, Mitglied des badischen Landtags.

Die Stellung des Arbeitergesanges in der Kultur unserer Zeit. Von Dr. Alfred Guttmann.

Mensch und Natur. Buchbesprechungen von H. Fehlinger.

Literarische Rundschau: Ernst Robert Curtius, Maurice Barrès ◆ Dr. Elias Hurwicz, **Zur Reform des politischen Denkens** ◆ Peter Kropotkin, **Landwirtschaft, Industrie und Handwerk** ◆ Hermann Wendel, **Aus dem südslawischen Risorgimento.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Das Problem der auswärtigen Politik

Eine Betrachtung der jetzigen Gefahren
und der besten Methoden,
ihnen zu begegnen

von

Gilbert Murray

Nach der Ausgabe für Amerika aus dem Englischen übersetzt
von Luise Kautsky

Mit einem Geleitwort von Karl Kautsky

Preis kartoniert 12 Mark

◆ ◆ ◆

Anläßlich des Abrüstungskongresses in Amerika wird es den Deutschen willkommen sein, ein offenes Wort des englischen Politikers Murray über das Problem der auswärtigen Politik zu hören, das sich nicht nur auf die Kritik der englischen Regierung beschränkt, sondern auch nach Möglichkeiten sucht, die vom Kriege geschlagenen Wunden zu heilen. Er sieht in dem Völkerbund ein gewaltiges Mittel, das beim richtigen Ausbau zum Segen und zur Verständigung der Völker untereinander sehr viel beitragen kann. Die Art der heutigen Zusammensetzung des Völkerbundes verurteilt er. Aber so wie der zurzeit übel beleumundete Völkerbund in seiner Zusammensetzung heute ist, braucht er nicht zu bleiben, die Völker selbst müssen ihm das innere Leben geben, und mit Recht sagt Kautsky in seinem Geleitwort, daß dazu nichts geeigneter sei, als eine allumfassende Internationale zu schaffen, um damit auf den Völkerbund einwirken zu können. „Mehr als je", sagt Kautsky, „braucht das Proletariat heute eine geschlossene Internationale, eine einheitliche auswärtige Politik, einen ausreichenden Völkerbund. Das Buch des Herrn Murray gibt uns vortreffliche Fingerzeige und Anregungen für unsere internationale Politik. Und darum wünsche ich ihm viele denkende Leser."

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 7 Ausgegeben am 11. November 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Zukunft Oberschlesiens[1]

Von Julius Franz (Kattowitz)

Manche Kreise des deutschen Volkes haben offensichtlich noch immer nicht die Bedeutung des Streites um Oberschlesien erkannt. Das mag daher kommen, daß dieser Streit keine historisch-geschichtliche Grundlage hat, denn die Wanderungen der slawischen und germanischen Rassen in grauer Vorzeit über dieses Gebiet und die Kämpfe um die kargen Fisch-, Jagd- und Ackergründe stehen ebensowenig im geschichtlichen Zusammenhang mit dem heutigen Wirtschaftsleben Oberschlesiens wie die Tatsache, daß das Land vor neunhundert Jahren durch kriegerische Gewalt vorübergehend unter die Herrschaft polnischer Fürsten geriet. Oberschlesien war niemals polnische Interessensphäre. Selbst der große Polenfreund Napoleon I., der Polen den größten Teil des von Preußen annektierten Gebiets zurückgab, hat nie daran gedacht, Oberschlesien zum polnischen Staate zu schlagen. Auch die Ententemächte würden wohl kaum daran gedacht haben, wenn nicht der unglückselige Krieg eine Haßwelle gegen Deutschland hervorgebracht hätte.

Die Polen stützen ihren Anspruch nur darauf, daß die oberschlesische Bevölkerung zu einem erheblichen Teil slawischer Abstammung ist und einen Dialekt der polnischen Sprache spricht: eine Tatsache, die lediglich darauf zurückzuführen ist, daß die sich sehr schnell entwickelnde oberschlesische Bergbauindustrie im letzten Jahrhundert ihre Arbeitskräfte zum großen Teil aus dem ungelernten Arbeitermaterial der kulturell viel tiefer stehenden polnischen Landesteile bezogen hat. Diese frühere starke Zuwanderung der ungelernten Arbeiter aus polnischen Gebieten in die Bergbauindustrie erklärt auch die Tatsache, daß gerade im Bergbau das polnische Element überwiegt.

Der polnische Anspruch auf Oberschlesien steht also auf sehr schwachen Füßen. Es ist daher verständlich, wenn weite Kreise nicht daran glauben wollten, daß Oberschlesien vom Deutschen Reiche getrennt werden könnte. Heute, nachdem dieser Streit durch die für Kenner des Landes und seiner Verhältnisse unfaßbare Entscheidung des Völkerbundsrats für Deutschland und noch mehr für Oberschlesien eine so verhängnisvolle Wendung genommen hat, ist die Bestürzung um so größer. Sie hat eine schwere innere Krise in Deutschland ausgelöst und äußert sich in Oberschlesien geradezu in Verzweiflungsakten. Durch diese unglückselige Entscheidung wird der Streit um Oberschlesien verewigt. Die nationalistischen Fanatiker hüben und drüben

[1] Wir haben bereits in letzter Nummer einen Artikel über die durch die Entscheidung des Völkerbundsrats bewirkte wirtschaftliche Schädigung Deutschlands und Oberschlesiens gebracht, glauben aber den Lesern der Neuen Zeit auch den obigen Artikel des Genossen Franz nicht vorenthalten zu sollen, da er die Lage in Oberschlesien teilweise von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet und weiteres Beurteilungsmaterial herbeibringt. Redaktion der Neuen Zeit.

werden schon dafür sorgen, daß auf beiden Seiten die gegenwärtige Haßatmosphäre bestehen bleibt, die immer wieder zu Exzessen führen muß.

Die Unmöglichkeit einer Teilbarkeit Oberschlesiens ist von allen wirtschaftlichen Sachverständigen betont worden. Auch dem Nichtfachmann, der mit den oberschlesischen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, leuchtet das ohne weiteres ein. Man betrachte sich nur einmal das Kartenmaterial, das der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein dem Völkerbundsrat in Genf unterbreitet hat. Bezüglich der Wasserversorgung sieht man zum Beispiel sofort, wie ein ausgedehntes und weitverzweigtes Netz von Rohrleitungen ein Gebiet durchzieht, das nicht auseinandergerissen werden kann. Durch den Grubenbau ist dem Revier das Wasser entzogen worden, während andererseits, infolge der Dichtigkeit der Bevölkerung und der großen Industrieanlagen viel Wasser verbraucht wird. Da also innerhalb des Reviers ergiebige Wasserquellen nicht vorhanden sind, so muß das Wasser durch meilenweite Rohrleitungen von außerhalb des Reviers herangeleitet werden. Zurzeit sind fünf große Wasserwerke, die untereinander in Verbindung stehen und sich gegenseitig ergänzen, vorhanden. Diese Wasserwerke konnten schon bisher den Wasserbedarf nicht voll decken, so daß in der trockenen Jahreszeit ständige Wassernot herrschte. Die einzige Möglichkeit, die Wasserkalamität zu beheben, besteht in der Erschließung eines Quellengebiets im östlichen Teile des Kreises Tarnowitz. Durch die stattgefundene Teilung fällt aber dieses Quellengebiet an Polen. Auch die übrigen voneinander abhängigen Quellen werden durch die Entscheidung des Völkerbundsrats getrennt. Die Wasserversorgungsfrage zeigt uns schon, daß es durchaus nicht so leicht ist, Polen »auszudörren«, wie das verschiedene Politiker vorgeschlagen haben. Zum mindesten besteht, ganz abgesehen von anderen Faktoren, die große Gefahr, daß dann auch der deutschbleibende Teil des Industriegebiets oder wenigstens Teile davon »ausgedörrt« werden.

Einen weiteren Beweis dafür, wie absurd die Teilungslinie des Völkerbundsrats ist, liefert die Karte der oberschlesischen Schmalspurbahnen. Man sieht darauf ein dichtes Netz von Bahnlinien, von dessen Hauptsträngen eine Unmenge von Einzelstrecken nach allen Richtungen auslaufen. Diese Schmalspurbahnen sind eigens auf die Bedürfnisse der industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe eingerichtet. Sie strecken ihre Finger überall in die Betriebe hinein, führen diesen die auf der Hauptbahn eintreffenden Roh- und Hilfsmaterialien vor die Tore und übermitteln andererseits wieder die Betriebserzeugnisse der Hauptbahn zum Ferntransport. Die gezogene Grenze durchschneidet dieses wichtige Verkehrsnetz. Eine Lähmung der Produktion ist zunächst unausbleiblich.

Ebenso engmaschig breitet sich über das ganze Industriegebiet das Netz der elektrischen Kraft- und Lichtleitungen aus. Die oberschlesischen Elektrizitätswerke besitzen zwei Kraftstationen in Chorzow, Kreis Kattowitz, und in Zaborze, Kreis Hindenburg. Ihre Hochspannungsleitungen gehen über das ganze Revier. Zahlreiche industrielle Anlagen beziehen von ihnen den ganzen Kraftbedarf, viele Gemeinden die gesamte Straßen- und Wohnungsbeleuchtung. Daneben bestehen noch zahlreiche Leitungen elektrischer Zentralen einzelner Werke, die zum größten Teil weite Strecken überqueren. Dieses weitverzweigte Netz von kraft- und lebenspendender Energie wird ebenfalls durch die neugezogene Grenze getrennt.

Schon diese Tatsachen zeigen, daß es allen mit den oberschlesischen Verhältnissen einigermaßen vertrauten Fachleuten unfaßbar ist, wie ein angeblich aus gelehrten Männern bestehender Rat, der außerdem sich noch von Sachverständigen beraten ließ, zu einer solchen Lösung der oberschlesischen Frage kommen konnte.

Ein noch schwierigeres Problem zeigt sich dem Beschauer, wenn er die Karte über den Felderbesitz der oberschlesischen Steinkohlengrubenverwaltungen studiert. Die Felder sind nämlich unregelmäßig über das ganze Revier in den verschiedensten Ausdehnungen verteilt. Vielfach sind Grundstrecken bereits bis in die Feldermarkscheiden vorgetrieben. Die Grubenbaue sind also fast in allen Teilen des Reviers unterirdisch miteinander verbunden. Durch die gezogene Grenze kann wohl über Tage das Gebiet nach nationalen Ansprüchen getrennt werden; es ist aber unmöglich, zu verhindern, daß der Bergbau der einzelnen Werke gleichzeitig in Polen und Deutschland betrieben wird. Nur nebenbei sei erwähnt, daß sich für den unterirdischen Schmugglerverkehr bei Festsetzung politischer Zollgrenzen ungeahnte Möglichkeiten ergeben.

Nicht minder große Schwierigkeiten werden sich aus den Arbeiterverhältnissen einstellen. Die in dem geteilten Zentralrevier beschäftigten Arbeiter haben ihre Wohnung nur teilweise in der Nähe der Werke. Tausende wohnen weit entfernt. Ein Teil davon fährt tagtäglich mit der Bahn zur Arbeitsstelle; der andere Teil, der noch weiter entfernt wohnt, kehrt nur am Sonntag zur Familie zurück. Daß sich bei einer derartigen täglichen Massenwanderung der Grenzverkehr glatt abwickeln wird, ohne Störung der wirtschaftlichen Verhältnisse, erscheint zweifelhaft. Am engsten sind aber die mannigfachen Beziehungen der über das ganze Revier verstreuten Werke untereinander. Störungen können hier zu Katastrophen führen. Von Anfang an hat sich das ganze Revier im Zusammenhang entwickelt, so daß sich die Werke gegenseitig auf ihre Bedürfnisse eingestellt haben. Durch eine Isolierung trifft man ihren Lebensnerv.

Besonders kompliziert gestalten sich die Verhältnisse bei der Eisen-, Metall- und Zinkindustrie. Auch hier, ebenso wie bei den Kohlenbergwerken, ist der Besitz der einzelnen Aktiengesellschaften über das ganze Revier zerstreut. Die Eisenhütten im östlichen Teil des Reviers sind zum Beispiel auf die im Zentralrevier und im Rybniker Bezirk hergestellten Kokskohlen angewiesen, da sich die Kohlen der im östlichen Revier gelegenen Gruben nicht zur Verkokung eignen. Die in den verschiedenen Kreisen gelegenen Werke der gleichen Gesellschaft sind also in bezug auf die Arbeitsvorgänge voneinander abhängig. Die einzelnen Werke stellen meist verschiedene Produkte her (Halbfabrikate), und zwar arbeitet ein Werk dem anderen in die Hand. Eine Zerreißung dieser Beziehungen muß unbedingt schwere Schädigungen im Gefolge haben.

Noch einige Angaben über die Entwicklung der drei Hauptindustrien in Oberschlesien. Es betrug im Steinkohlenbergbau die Anzahl

Jahr	der Werke	der Arbeiter	die Produktion
1820	28	974	146782 Tonnen
1840	91	3674	538556 "
1860	89	12759	2478276 "
1880	105	32290	10016520 "
1900	59	70202	24829284 "
1913	63	123349	43801056 "

Die Eisenindustrie nahm folgende Entwicklung:

Jahr	Produktion in Tonnen	
1750	2750	insgesamt
1768	8250	Roheisen
1871	231846	-
1885	755801	insgesamt
1890	1020253	-
1913	1604546	-

Die Zinkindustrie produzierte:

Jahr	Rohzinkproduktion in Tonnen
1816	1000
1850	25000
1860	40000
1890	88420
1913	169439

Wie tief die Verankerung des gesamten Wirtschaftslebens Oberschlesiens in Deutschland ist, geht aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1918 bestanden in Oberschlesien 74 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 499 023 654 Mark, von denen sich nur 239 500 Mark in polnischen Händen befanden. Ferner von 212 oberschlesischen Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die 1918 mit einem Gesamtkapital von 35 643 000 Mark arbeiteten, waren nur 13 als polnisch mit einem Kapital von etwa 2 Millionen Mark anzusehen. Auch die Schätzung des deutschen und polnischen Anteils am ländlichen Grundbesitz ergibt, daß 659 964 Hektar auf deutsche und nur 387 378 Hektar auf polnische Besitzer entfallen.

Nach amtlichen Ermittlungen aus dem Jahre 1918 ist denn auch an dem Gesamtstaatseinkommensteuersoll des Regierungsbezirks Oppeln im Betrag von 23 470 041 Mark die deutsche Bevölkerung mit 21 611 748 Mark, die polnische nur mit 1 800 691 Mark beteiligt. Und an der Grund- und Gebäudesteuer des Jahres 1918 war die deutsche Seite mit 3 416 747,17 Mark, die polnische mit 910 335 Mark beteiligt.

Diesen außerordentlich komplizierten Wirtschaftsverhältnissen hat der Völkerbundsrat dadurch Rechnung tragen zu müssen geglaubt, daß er ein wirtschaftliches Zusammenwirken Deutschlands und Polens in Oberschlesien empfahl. Aus dieser Empfehlung hat der Botschafterrat für Deutschland ein Diktat gemacht, durch das die Schwierigkeiten, die der Völkerbundsrat durch seine Grenzfestsetzung geschaffen, nicht beseitigt, sondern nur noch vermehrt werden. Zu tief ist durch die polnische Agitationsmethode der gegenseitige Haß eingewurzelt, zu sehr steht Polen unter dem imperialistischen Einfluß Frankreichs, als daß unter den heutigen Verhältnissen ein Zusammenarbeiten möglich wäre. Die Führer werden zwar Abmachungen treffen, aber die verhetzten polnischen Massen werden sie nicht halten. Schon in den letzten Tagen wurden den deutschgesinnten Arbeitern in dem abzutretenden Gebiet auf verschiedenen Gruben die Kontrollmarken gesperrt und sie darauf von der Arbeit ausgeschlossen. Die dadurch frei werdenden Arbeitsstellen sollen nach Bekundungen polnischer Betriebsrätemitglieder mit kongreßpolnischen Arbeitern besetzt werden. Die polnischen Organisationsvertreter, die diesem Treiben entgegenwirken wollten, hatten nicht genügend Einfluß. Sie laufen selbst Gefahr, mißhandelt zu werden. Alle bisherigen Erfahrungen lassen darauf schließen, daß es mit dem Schutze der deutschen Bevölkerung in dem an Polen fallenden Gebiet kläglich bestellt sein wird.

Trotzdem, unser Weg ist uns durch den Zwang der Verhältnisse vorgezeichnet. Wir müssen dennoch versuchen, aus dem Trümmerfeld, das der Spruch des Völkerbundsrats geschaffen, zu retten, was zu retten möglich ist. Wir müssen es im Interesse Deutschlands und im Interesse des armen geprüften oberschlesischen Volkes.

Zum Wiesbadener Abkommen

Grundsätzliches zur Frage der Devisen- und Sachleistungen

Von Dr. Artur Heichen

Den Lesern dieser Zeitschrift sind die Einzelheiten des Wiesbadener Abkommens durch die Ausführungen des Genossen Erwin Barth in Nr. 4 der Neuen Zeit bekannt. Das Abkommen beruht auf dem Grundgedanken, möglichst viel Devisenzahlungen in Sachleistungen umzuwandeln. Wie die Dinge heute nun einmal liegen, ist es für das Deutsche Reich mit seiner passiven Handelsbilanz, mit seiner Auslandsverschuldung usw. weit einfacher, Sachleistungen aufzubringen als Devisen. Es erhebt sich also zunächst die Frage, wieweit es mit Hilfe des Wiesbadener Abkommens gelungen ist, Devisenleistungen in Sachleistungen umzuwandeln. Die einzige den Alliierten aus dem Friedensvertrag zustehende Sachleistung waren die Kohlen- und Farbstofflieferungen im ungefähren Jahreswert von etwa einer halben Milliarde. Dr. Müller, Staatssekretär im Wiederaufbauministerium, schätzt in der »Deutschen Tageszeitung« diese Pflichtlieferungen aus dem Friedensvertrag (Anlage III: Schiffe, Anlage V: Kohlen und Kohlenprodukte, Anlage VI: Farbstoffe usw.) für die gesamten $4^1/_2$ Jahre vom 1. Oktober 1921 bis 1. Mai 1926 auf insgesamt 1 bis $1^1/_2$ Milliarden Goldmark. Diese Schätzung ist vielleicht etwas knapp, aber man muß damit rechnen, daß die Alliierten je nach der Gestaltung des Weltkohlen- und Weltschiffahrtsmarktes von dem ihnen zustehenden Bezugsrecht auf Kohlen und Schiffe nicht mehr in dem bisherigen Umfang Gebrauch machen werden. Dann kommt jene Ziffer von 1 bis $1^1/_2$ Milliarden der Wirklichkeit ziemlich nahe. Die Höchstgrenze der französischen Sachleistungsansprüche sind bekanntlich 7 Milliarden Goldmark. Es bleiben also noch 5,6 bis 6 Milliarden abzudecken. Nur von diesem Rest kreditieren wir Frankreich 65 Prozent, also zirka 3,9 bis 3,6 Milliarden Goldmark. Betragen die Leistungen an Frankreich weniger als 1 Goldmilliarde jährlich, so haben wir bekanntlich nur 55 Prozent zu kreditieren. Rechnet man mit dem Eintreten dieses Falles, so wären von dem obigen Betrag noch einmal 200 bis 300 Millionen Goldmark abzusetzen.

Man kann also sagen, daß wir Frankreich aus dem Abkommen einen Kredit von rund 3,5 Milliarden Goldmark zu gewähren haben. Die Gesamtleistungen aus dem Friedensvertrag hat die Garantiekommission für das laufende Jahr auf 3,25 Milliarden Goldmark festgesetzt. Nach Dr. Müller rechnet man zurzeit aber nur noch mit einem Betrag von 3,1 Milliarden. Die Annuitäten bis 1926 dürften etwa die gleiche Höhe erreichen. Wahrscheinlich werden sie noch eine Kleinigkeit höher sein. Es würde sich also als Gesamtschuld für die $4^1/_2$ Jahre ein Betrag von 13,95 Milliarden Goldmark ergeben. Dazu muß der auf ca. 3,5 Mil-

liarden berechnete Kredit an Frankreich geschlagen werden. Die deutsche Gesamtverpflichtung aus dem Friedensvertrag und dem Wiesbadener Abkommen stellt sich bis zum 1. Mai 1926 somit auf schätzungsweise 17,45 Milliarden. Berechnet man den Betrag der anrechnungsfähigen (nicht auch der zu kreditierenden) Sachleistungen (von 3,5 Milliarden) auf diese Summe, so ergibt sich, daß eine Umwandlung von Devisen- in Sachleistungen in Höhe von 20 Prozent gelungen ist. Für diesen Vorteil aber muß Deutschland als Reparationsschuldner seinem Hauptgläubiger, Frankreich, einen Warenkredit von $3^1/_2$ Milliarden Goldmark gewähren. Daß ein Schuldner seinem Gläubiger einen Kredit gewährt, ist gewiß paradox und stellt die Umkehrung des sonst im Geschäftsleben Gebräuchlichen dar — aber dieses Paradoxon ist Tatsache! Ohne solchen Kredit war das ganze Abkommen nicht zu haben! Der Sachleistungskredit von $3^1/_2$ Goldmilliarden ist für die deutsche Handelsbilanz von einer Bedeutung, die leicht unterschätzt wird. In einem Zeitraum von $4^1/_2$ Jahren entfällt auf das Jahr eine Kreditleistung von knapp 0,8 Goldmilliarden. Setzt man den Goldwert der gesamten deutschen Ausfuhr mit 5 Milliarden Goldmark an, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß der Frankreich zu gewährende Sachleistungskredit etwa 16 Prozent des gesamten gegenwärtigen Ausfuhrwerts ausmacht.

* * *

Was ist überhaupt durch die Umwandlung von Devisen- in Sachleistungen gewonnen? Darüber herrscht vielfach eine Unklarheit, die einer sachlichen Diskussion dieses Problems wenig dienlich ist. Zweifellos wird — das ist der Hauptvorteil — der aus der passiven Handelsbilanz und den Reparationszahlungen stammende Überdruck auf die Markdevise etwas gemildert und der deutsche Wechselkurs günstig beeinflußt. Aber auch die Sachleistungen müssen ebenso wie der Ankauf von Devisen für Rechnung des Reiches finanziert werden. Unter den heute obwaltenden Verhältnissen kann das nur mit Hilfe der Notenpresse geschehen. Im einzelnen unterscheidet sich die Technik der Finanzierung nur wenig. Zur Bestreitung seiner Barleistungen tritt das Reich und seine Beauftragten an in- oder ausländischen Börsenplätzen als Käufer von Devisen auf, die es mit Papiermark bezahlt; sind dagegen Sachleistungen zu entrichten, dann muß das Reich die deutschen Lieferanten bezahlen. Auch das geschieht aber mit Papiermark. So oder so! Finanzierungsinstrument bleibt die Notenpresse. Bestehen bleibt auch die Inflation, sowohl bei Sach- als auch bei Devisenleistungen.

Aber es bleibt ein bemerkenswerter Unterschied in bezug darauf, wie die Inflation sich durchsetzt und welcher Art ihre wirtschaftlichen und sozialen Rückwirkungen sind. In dieser Hinsicht liegt der Vorteil bei den Sachleistungen. Die Barzahlung mit Hilfe von Devisen erzeugt — durch einen sinkenden Wechselkurs — die Inflation von außen. Das Preisniveau wird nicht — wie es durch eine ständige Vermehrung der Zahlungsmittel geschieht — langsam und gleichmäßig nach oben getrieben, sondern jäh und abrupt steigen zunächst die Preise aller vom Weltmarkt ganz oder überwiegend abhängigen Artikel. Zwischen den einzelnen Waren und Warengruppen (beispielsweise Textilien und Nahrungsmittel) entstehen auf diese Weise Preisspannungen, die unvergleichlich größer sind als jene, die entstehen würden, wenn die Inflation lediglich von innen käme und nur

eine Rückwirkung des vermehrten Zahlungsmittelumlaufs wäre. Diese unnatürlich großen Preisspannungen erzeugen jene Differential- und Konjunkturgewinne, deren Zeugen wir gegenwärtig wieder sind, und die den Nährboden für die sozialen Umschichtungen, für das Schiebertum und den »neuen Reichtum«, bilden und auch in den soliden Geschäftsverkehr erhöhte Unsicherheit tragen.

Unter allen Umständen wird der Prozeß der Geldentwertung durch das Wiesbadener Abkommen einen neuen Anstoß erhalten. Rechnet man im Einklang mit dem inländischen Wert der Mark 1 Goldmark gleich 20 Papiermark, dann ergibt sich aus dem Wiesbadener Abkommen mit seinen 7 Goldmilliarden eine Papiermarkverpflichtung von 140 Milliarden Papiermark. Um diesen Betrag muß sich die schwebende Schuld des Reiches, die heute zirka 200 Milliarden beträgt, vermehren. Davon geht die Hälfte (3,5 Goldmilliarden gleich 70 Papiermilliarden) zu Lasten des Sachleistungskredits! Fürwahr, ein teures Geschäft!

* * *

Vielleicht hegt man die Hoffnung, daß es gelingt, die Verpflichtungen aus dem Wiesbadener Abkommen nicht durch eine Vermehrung der schwebenden Schuld, sondern durch eine Fundierung mittels einer langfristigen Anleihe zu finanzieren. Wie sind nun die Aussichten für die Auflegung einer Staatsanleihe in den nächsten $4^1/_2$ Jahren? Jede Papiermarkstaatsanleihe ist von vornherein zum Mißerfolg verdammt, solange die Entwertung der Papiermark Fortschritte macht. Dazu ist heute der Drang zu Realwerten und zu Aktien zu groß. Höchstens eine Zwangsanleihe könnte diesen Drang hemmen, oder aber eine Anleihe, die nicht auf Papiermark, sondern auf Goldmark oder eine stabile Geldeinheit lautet. Vielleicht könnte eine solche gegen die Inflation gewissermaßen immune Anleihe den erforderlichen Anreiz schaffen. Ganz abgesehen davon, daß eine derartige Anleihe ein Novum im Staatskreditwesen darstellen würde, wäre aber auch der damit beschrittene Weg für ein geordnetes Staatsschuldenwesen nicht ohne Gefahren. Eine Goldmarkanleihe bedeutet für den Staat eine riskante Valutaverpflichtung, die vor den saubersten Etatansätzen nicht haltmachen würde. Anders lägen die Dinge natürlich, wenn es gelänge, der Inflation Herr zu werden. Nur ein unerschütterlicher Optimismus kann sich jedoch in solchen Illusionen wiegen. Solange nicht eine grundlegende Revision des Friedensvertrags eingeleitet und zur Durchführung gebracht wird, ist ein solches Ziel nicht zu erreichen.

Die Fundierung der Gesamtverpflichtung von 7 Goldmilliarden setzt voraus, daß das deutsche Volk aus einem Gesamteinkommen von zirka 25 Milliarden Goldmark allein für die Durchführung des Wiesbadener Abkommens zirka 1,5 Milliarden jährlich neben den ungeheuren und doch bis heute noch gegenüber den staatlichen Bedürfnissen unzureichenden Steuerlasten aufzubringen in der Lage ist. Nur wer den Sinn für Zahlen schon ganz verloren hat, kann glauben, daß die Sparkraft des deutschen Volkes eine solche Strapazierung in den nächsten Jahren verträgt.

Der Versuch einer Fundierung der Verpflichtungen aus dem Wiesbadener Abkommen wird sich daher als ein Schlag ins Wasser erweisen. Das Wiesbadener Abkommen bedeutet nicht etwa den Beginn einer Re-

vision des Diktats von Versailles; vielmehr hat das Abkommen eine solche Voraussetzung, um überhaupt wirksam werden zu können, weil an eine Fundierung der Verpflichtungen aus dem Abkommen erst dann zu denken ist, wenn die jetzige Inflation beseitigt wird. Alles hängt davon ab, wie schnell die Revisionsidee marschiert. Marschiert sie schnell, dann ist Rathenau gerechtfertigt. Ist das Tempo ein langsames, dann wäre der Abschluß dieses Abkommens besser unterblieben.

Einige Gedanken zur staatsrechtlichen Neugliederung des deutschen Einheitsstaates

Von Dr. **Emil Kraus** (Mitglied des Badischen Landtags)

I

Es war eigentlich selbstverständlich, daß die Revolution im November 1918, die den Zusammenbruch der deutschen Monarchien besiegelte, die Forderung des deutschen Einheitsstaats mit allem Nachdruck in den Vordergrund stellte. Wohl war durch Bismarcks Politik 1870/71 das einige deutsche Kaiserreich geschaffen worden; aber es hatte keineswegs das Ideal der Freiheitskämpfer der 1848er Revolution verwirklicht, trotz des allgemeinen und gleichen Wahlrechts zum Reichstag. Die staatsrechtliche Konstruktion des Bismarckischen Reiches war auf einen Bund einzelstaatlicher Dynastien und Regierungen gegründet, und zwar so, daß Preußen nicht nur tatsächlich, sondern auch staatsrechtlich durch die Konstruktion des Bundesrats die Hegemonie in Deutschland innehatte. Das kommt am besten in den Kompetenzen der Reichspolitik zum Ausdruck. Nur auf dem Gebiet des Heeres und der Marine, der Außen- und Kolonialpolitik war das Reich beziehungsweise Preußen führend, auf allen anderen Gebieten bestand in den Einzelstaaten, vom stark konservativen Preußen bis zu den liberalen freien Reichsstädten, die verschiedenartigste Gesetzgebung und Verwaltung, und manches Reservatrecht war von Bismarck den Dynastien nur deshalb belassen worden, um sie der preußischen Hegemonie um so geneigter zu machen. Unter diesen Umständen konnte sich weder ein einheitliches Nationalbewußtsein noch eine einheitliche nationale Staats- und Wirtschaftspolitik entwickeln.

Freiheit vom Fürstenjoch und Einheit alles dessen, was deutsch ist: das war der Schlachtruf der Revolution. Mit dem Wegfall der einzelstaatlichen Fürsten, ihrer dynastischen Interessen und Hausintrigen waren anscheinend die schwersten Hemmungen der Entwicklung zum Einheitsstaat beseitigt; aber kaum begann der Gedanke des Einheitsstaats seine ersten Blüten zu treiben, da tauchten auch schon neue schwere Hemmungen auf. Die reaktionären Parteien, die jetzt, nachdem die Führung der preußischen Konservativen im Reiche beseitigt war, von einer fortschreitenden Zentralisation nichts mehr für sich zu erhoffen hatten, zogen sich auf die Konservierung der Einzelstaaten zurück und suchten diese zu Bollwerken gegen die von Berlin her drohende rote Gefahr zu machen, und mit diesen Reaktionären verbanden sich alle jene finsteren Mächte, die mit Hilfe der Kleinstaaterei ihre rückschrittlichen kulturpolitischen Tendenzen durchzusetzen hofften. Dazu kam, daß auch von manchen revolutionären Führern selbst der Partikularismus und Kantönligeist zu eigennützigen Zwecken ausgenutzt wurde. Sie waren

eben lieber Präsidenten in einem kleinen Zwergstaat als untergeordnete Glieder in einem großen Ganzen, in dem sie nicht die große Rolle spielen konnten wie in ihrem kleinen Ländchen. Man plaudert ja nicht aus der Schule, wenn man behauptet, daß auch heute noch dringende Neuorientierungen und Neugliederungen usw. an diesem engen Kantönligeist scheitern. Vor allem aber tat dem Wachstum und Ausbau des Einheitsstaats der radikale Terror der spartakistischen Linken in Berlin und in einigen anderen Industriezentren Norddeutschlands schweren Eintrag.

Wer in Süddeutschland als Politiker in den vordersten Reihen der Revolutionskämpfer gestanden und in der Hoffnung und Sehnsucht auf einen großen deutschen Einheitsstaat gearbeitet hat, der hat es gespürt, wie stark die Neigung zum kleinstaatlichen Partikularismus wuchs, als die Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin zum Terror der Straße wurde. »Los von Berlin!« so hieß die Parole, die ausgegeben wurde, als jene Dezember- und Januarputsche von 1918 und 1919 die Reichsregierung immer ohnmächtiger machten. »Baden den Badenern!« das war die Form, in die man die Rückkehr zur Kleinstaaterei kleidete. Und als dann die einzelnen Länder daran gingen, ihre Nationalversammlungen zu wählen und sich Verfassungen zu geben, ehe die Reichsnationalversammlung ihre Beratungen begonnen und die Reichsverfassung geschaffen hatte, da war es bereits um den Einheitsstaat geschehen.

Wenn man die Reichsverfassung in ihrer endgültigen Gestalt mit dem ersten Entwurf ihres Schöpfers, des Dr. Hugo Preuß, vergleicht, so kann man am besten den Gang dieser Rückwärtsentwicklung verfolgen. In jenem ersten Entwurf, der im Januar 1919 veröffentlicht wurde, war alles eingestellt auf die möglichste Stärkung des Einheitsstaats, ohne die verschiedenen Einschränkungen und Klauseln, die schließlich in der endgültigen Verfassung, insbesondere in der Institution des Reichsrats, verankert worden sind. Und doch — wenn man die Weimarer Reichsverfassung mit derjenigen Bismarcks vergleicht, so bedeutet sie zweifellos einen ungeheuren Fortschritt des Einheitsstaatsgedankens. Nicht mehr die einzelnen Regierungen, auch nicht die demokratischen Freistaaten schließen einen Vertrag miteinander, sondern das deutsche Volk gibt sich als Einheit eine Verfassung. Der Einheitswille des deutschen Volkes wird im Reichstag zum obersten Gesetzgeber, und zugleich werden den Landesverfassungen ihre wesentlichen staatsrechtlichen Grundlagen vorgeschrieben. Die ausschließlichen Rechte der Reichsgesetzgebung sind stark ausgedehnt worden, in den konkurrierenden und normierenden Gesetzgebungsrechten ist dem Reich die Möglichkeit geschaffen, allmählich die gesamte politische Gesetzgebungsarbeit auf allen Gebieten an sich zu ziehen. Wenn man ferner die neue Finanzreform, die durch die Reichseinkommensteuer, die Reichsabgabenordnung und das Landessteuergesetz dem Reich einen wesentlichen Teil der Steuerhoheit der Länder übertragen hat, und den Übergang der Eisenbahnen und Wasserstraßen an das Reich in Betracht zieht, so darf man sich freuen, daß der Reichsgedanke schon so bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Man könnte deshalb auch als Anhänger des Einheitsstaats der Auffassung sein, daß der jetzige Zustand durchaus genüge und nun alles andere der weiteren Entwicklung überlassen bleiben könne, schon um zu verhüten, daß durch eine zu gewaltsame Überspannung des Reichsgedankens die Gegen-

bewegung in den Einzelstaaten zu stark würde. Auch hört man da und dort die Auffassung, daß jetzt diese Probleme einer Neugliederung nicht in Angriff genommen werden sollten, bis die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse stabiler geworden sind. Und doch glaube ich, daß es wichtige Gründe gibt, die eine staatsrechtliche Neugliederung des deutschen Einheitsstaats fordern.

II

1. Die Verfassungen, Parlamente und Regierungen der einzelnen deutschen »Länder« — die Länder sind an Stelle der alten Bundesstaaten getreten — täuschen uns eine politische Autonomie und Souveränität vor, die in Wirklichkeit nur Schein ist. Natürlich ist der Begriff der Souveränität nur ein relativer, historischer Begriff, aber die politische Souveränität kann unter ein Minimum sinken, unter welchem der Begriff selbst und damit die ganze Institution der Länder keinen Sinn mehr hat. Und das scheint mir heute in Deutschland der Fall zu sein. Das Primäre ist doch das Reich, das deutsche Volk und die deutsche Verfassung. Sie schreibt den Ländern ihre Verfassungsgrundlage vor, das demokratische Wahlrecht und die parlamentarische Regierungsform. Außerdem bestimmt das Reich, was es als ausschließliche oder konkurrierende oder normierende Gesetzgebung für sich beansprucht und was es jeweils in einem bestimmten Rahmen den Ländern überlassen will. Die einzelnen Länder haben in monatelangen Beratungen und Kämpfen sich eigene Verfassungen gegeben. Als dann die Reichsverfassung in Kraft trat, mußten sie derselben angeglichen werden; da Reichsrecht Landesrecht bricht und oft gerade in den Punkten, in denen sich die Landesverfassungen dem Reiche gegenüber eine gewisse Souveränität zu sichern versucht hatten. Dazu kommt, daß die einzelnen Länder unter sich ihre Verfassungen *immer mehr einander anzugleichen suchten*. Der badische Verfassungsausschuß hat bei der Revision der badischen Verfassung, die durch das Inkrafttreten der Reichsverfassung notwendig geworden war, gleichzeitig die Verfassungen der anderen deutschen Länder, soweit sie schon Gesetz waren, durchgesehen, die badische Verfassung mit ihnen verglichen und eine möglichst weitgehende Angleichung, oft sogar des einzelnen Wortlauts versucht. Derselbe Prozeß vollzieht sich in allen deutschen Ländern, also 22mal in 22 deutschen Parlamenten. *Ist er daher nicht eigentlich überflüssig?* Könnte nicht ungeheuer an Geld, Zeit und Kraft gespart werden, wäre es nicht ökonomischer, auch vom politischen Standpunkt aus, wenn nur das Reich, Reichsregierung und Reichstag, politische Souveränität für sich beanspruchten und die Länder mehr oder weniger zu provinzialen Selbstverwaltungskörpern würden? Aber, wird man sagen, das ist ja ein Verzicht auf alle politische Selbständigkeit! Hier liegt eben der große Widerspruch. Heute haben wir zwar Länder mit Regierungen, Parlamenten und Verfassungen; aber sie sind auf Schritt und Tritt an das Reich, seine Verfassung, seine Gesetze, Verordnungen usw. gebunden. Es wäre ein Leichtes, das für die einzelnen Verwaltungszweige im einzelnen nachzuweisen. Bei jedem Gesetz, das der Badische Landtag machen will, bei jeder Interpellation und Petition stößt er an irgendeine reichsrechtliche Schranke, sei es ein bereits erlassenes Gesetz, sei es ein bloßer Gesetzentwurf, der dem Reichstag oder dem Reichsrat vorliegt, sei es auch nur die Erklärung irgendeines Reichsministers. Immer wieder tritt diese Tatsache in Erscheinung in der

Beamten- und Arbeiterpolitik, in Kulturfragen, in Wohnungs- und Siedlungsfragen, vor allem aber in allen Finanzfragen, da das Reich durch die obenerwähnte Finanzreform die Selbständigkeit der Länder im wesentlichen aufgehoben hat. Schon heute sind somit die Länder tatsächlich praktisch kaum mehr als provinziale Verwaltungskörper. Sie würden daher auch nichts verlieren, wenn dieser Zustand auch staatsrechtlich festgelegt würde.

2. Vor allem würde durch die Neugliederung die Reichspolitik an Klarheit, Stetigkeit und Konsequenz gewinnen. Wenn man schon von dem Standpunkt ausgeht, daß es notwendig ist, eine einheitliche deutsche Staats- und Wirtschaftspolitik zu schaffen, so muß man den heutigen Zustand des Durcheinander- und Gegeneinanderregierens als einfach unhaltbar empfinden. Immer wieder ist das Reich gezwungen, langwierige Verhandlungen mit den Landesregierungen zu führen. Großzügige Projekte scheitern oft am Widerstand der Landesparlamente, die stark auf das große Ganze nur auf die lokalen Vor- oder Nachteile eingestellt sind. Auf der anderen Seite kommt bei den ewigen Besprechungen und Konferenzen, welche die Regierungsstellen der Einzelländer mit der Reichsregierung führen, praktisch oft wenig heraus, weil schließlich doch die Notwendigkeiten des Reiches sich gegenüber den einzelstaatlichen Bedenken und Einwänden durchsetzen. Kann es auch als anormale Ausnahme betrachtet werden, wenn das Reich jüngst in wichtigen außen- und innenpolitischen Fragen mit Bayern die schwersten Kämpfe auszufechten hatte, so sind doch ähnliche Dinge auf kultur- und wirtschaftspolitischen Gebieten jederzeit mit irgendeinem anderen Lande möglich und zum Teil auch schon dagewesen. Außerdem stößt das Reich bei der Durchführung seiner Gesetzgebung immer wieder auf die Schranke des Mangels eigener Reichsbehörden. Es kann wohl Gesetze erlassen, die Durchführung aber obliegt den Landesbehörden, die manchmal von ihren Landesregierungen ganz entgegengesetzte Weisungen erhalten.

3. Mit einer staatsrechtlichen Neugliederung im Sinne des Einheitsstaats wäre mit einem Schlage das Problem der Kleinstaaterei wie auch das des preußischen Übergewichts gelöst. Wir haben bereits im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes auf die Gründe hingewiesen, die nach der Revolution aufs neue den kleinstaatlichen Partikularismus gefestigt haben. Aber so verständlich das alles historisch und psychologisch auch sein mag, so ist es doch die glatte politische und ökonomische Unvernunft. Was kosten uns heute alle diese unnötigen Vervielfachungen von Regierungsstellen, Behörden und Landtagen mit ihren enormen Ausgaben für Gehälter, Diäten, Drucksachen usw.? Könnten nicht Provinzialverwaltungen alles ebensogut machen? Der badische Oberverwaltungsgerichtspräsident Dr. Glockner sagt in seiner Schrift »Zur Reform der inneren Verwaltung« (Nr. 25/26 des Jahrgangs 1920 und Nr. 1/2 des Jahrgangs 1920 der »Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege«) auf S. 5: »Eine Vergleichung der seitherigen Entwicklung in den größeren und mittleren deutschen Ländern scheint mir aber auch — wenn gleichzeitig die in diesen Ländern hervorgetretenen Reformbestrebungen mitberücksichtigt werden, eine recht weitgehende Angleichung zu ermöglichen.«

Sobald der eigentlich politische Staatscharakter der Länder fällt und sie wirklich nur noch Provinzialverwaltungen sind, wird einem engeren Zusammenschluß sowie einem innigen Zusammenarbeiten auf allen Wirtschafts-

gebieten nichts mehr im Wege stehen. Gleichzeitig würde damit Preußen das Aufgehen im deutschen Einheitsstaat sehr erleichtert werden, da dann seine Provinzen genau so wie die Länder eben Verwaltungsprovinzen des Deutschen Reiches wären. Solange aber Preußen Staat mit politischer Souveränität bleibt, und das wird es bleiben, solange die anderen Länder diesen Charakter tragen, wird es dauernd im Reiche das Übergewicht haben. Erst jüngst wieder hat Reichsminister a. D. K o c h in der »Deutschen Juristenzeitung« auf die ungeheuren Schwierigkeiten, Unebenheiten und Reibungen in dem Verhältnis von Reich und Preußen hingewiesen, indem er auf Grund der Erfahrungen, die er als Reichsminister des Innern sammeln konnte, schreibt: »Besonders belastend für die Erledigung der Arbeiten ist das Verhältnis zur preußischen Regierung. Es ist eine Fiktion, wenn man Preußen lediglich so behandeln wollte wie irgendein anderes Land. Wenn auch die geschriebene Hegemonie aus der Verfassung entfernt ist und mit Rücksicht auf die süddeutschen Staaten entfernt werden mußte, so ist das Übergewicht Preußens doch so groß, daß das Reich Preußen eine Ausnahmebehandlung zuteil werden lassen muß.«

4. Im Rahmen des politischen Einheitsstaats wäre dann auch eine vernünftige wirtschaftspolitische Neugliederung durchzuführen. So relativ einfach die Bildung des Reichswirtschaftsrats war, der aus den Spitzenvertretungen von Landwirtschaft, Industrie und Handel, Handwerk und Gewerkschaften zusammengesetzt wurde, so schwierig ist die Bildung der Bezirkswirtschaftsräte — einmal, weil es überhaupt schwierig ist, eine regionale Wirtschaftsgliederung durchzuführen, und dann vor allem, weil hier wieder das Verhältnis zu den Ländern eine Hauptrolle spielt. Vor allem wird es sehr schwierig, wenn nicht fast unmöglich sein, wirtschaftlich zusammengehörige Regionen wirtschaftspolitisch zusammenzufassen, solange der Staatscharakter der heutigen Länder in den heutigen Grenzen besteht. Auf eine Anfrage des »Süddeutschen Industrie- und Gewerbeblatts« habe ich hinsichtlich des organisatorischen Aufbaus der Bezirkswirtschaftsräte unter anderem geantwortet: »Die radikalste und idealste Lösung scheint mir die folgende zu sein: Aufhebung aller einzelstaatlichen Grenzen der deutschen Länder und Gliederung Deutschlands in zehn bis fünfzehn Selbstverwaltungsprovinzen, nach wirtschaftsgeographischen, verkehrstechnischen usw. Gesichtspunkten. Das wäre das, was die neue Zeit von uns verlangt!« Dagegen hielt ich in derselben Antwort eine wirtschaftspolitische Durchschneidung einzelstaatlicher Grenzen nicht für möglich, schon wegen der Reibungen, Unübersichtlichkeiten und Hemmungen für die staatliche Verwaltung und die Durchführung der Reichsgesetze. So schwer unter Beibehaltung des heutigen Staatscharakters der Länder die Frage der Aufgaben und Zuständigkeiten der Bezirkswirtschaftsräte zu lösen sein wird, so einfach wird sich dieses Problem gestalten, wenn man nicht mehr mit diesen kleinstaatlichen Souveränitäten zu rechnen hat, sondern lediglich mit verwaltungsrechtlich möglichst gleichmäßig gestalteten provinzialen Verwaltungskörpern, deren Gliederung schon von vornherein natürlich unter wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten zu stehen hat.

III

Mit den vorstehenden vier Leitsätzen sollen lediglich die wichtigsten Gründe angedeutet sein, die nach meiner Auffassung eine staatsrechtliche

Neugliederung des deutschen Einheitsstaats fordern. Voraussetzung zur Diskussion über sie ist natürlich, daß man überhaupt auf dem Boden des Einheitsstaats steht, daß man die aus der mittelalterlichen Feudalzeit in unsere Gegenwart hineinragende Kleinstaaterei endlich zu überwinden sucht und einer großzügigen national-einheitlichen Staats- und Wirtschaftspolitik die Wege zu ebnen gewillt ist. Der deutsche Einheitsstaat soll also dadurch verwirklicht werden, daß die staatlichen Souveränitätsgrenzen der einzelnen deutschen Länder fallen und die gesamte politische Gesetzgebung und Verwaltung in die Hand des Reiches übergeht. Damit würde die bisherige Dreiteilung der Reichszuständigkeit in ausschließliche, konkurrierende und lediglich normierende Gesetzgebung in Wegfall kommen. Das Reich würde auf allen Gebieten der Politik und Verwaltung, der Wirtschaft und Kultur das entscheidende Gesetzgebungsrecht haben.

Es ist selbstverständlich, daß auch dann gewisse Gebiete ausschließlich Domänen des Reiches sein müßten. Es würden das alle diejenigen sein, in denen das Reich als einheitliche Staatspersönlichkeit nach außen hin mit den anderen Staaten in Verbindung zu treten hat (Außenpolitik, Kolonial- und Zollpolitik). Auf allen anderen Gebieten würde die Reichsgesetzgebung Grundsatzgesetzgebung sein, deren nähere Ausgestaltung und Anwendung entsprechend den regionalen und lokalen Verschiedenheiten den Provinzialkörperschaften überlassen werden müßte, nach Richtlinien allerdings, die auch hier vom Reiche zu geben sind, etwa in der Form, wie jetzt das Landessteuergesetz die Richtlinien für Verteilung der Reichseinkommensteuer aufstellt. Politische Zentralisation in Reichsregierung und Reichstag hat nichts mit politischem und verwaltungsrechtlichem Bureaukratismus zu tun.

Die zweite und ebenso notwendige Aufgabe würde sein, für weitestgehende demokratische Dezentralisation innerhalb dieses einheitsstaatlichen Rahmens der Reichssouveränität zu sorgen. Die Provinzen sollen nicht nur Verwaltungskörper des Reiches, lediglich Ausführungsorgane ohne eigenen Willen und eigene Betätigung sein, sondern sie sollen weitgehend als Selbstverwaltungskörperschaften ausgebaut werden. Das erfordert zunächst Demokratie in ihrem eigenen verwaltungsrechtlichen Aufbau. Der an der Spitze stehende Provinzialpräsident müßte allerdings Reichsbeamter sein, so wie etwa heute der Bezirksamtmann Beamter des Ministeriums des Innern ist. Ihm zur Seite aber würde ein Provinzialrat stehen, hervorgegangen teils aus allgemeinen direkten Volkswahlen, teils aus Delegationen der Gemeinden beziehungsweise der Gemeindeverbände und der provinzialen wirtschaftlichen Berufsvertretungen (Landwirtschaft, Industrie und Handel, Gewerkschaften und Verbraucher). Die Hauptfrage wäre das Verhältnis dieser provinzialen Selbstverwaltungskörperschaften zur Reichsgesetzgebung, also zum Reichstag. Hier stehe ich nach eingehenden Erwägungen auf dem Boden eines konsequent durchgeführten Zweikammersystems, ein Gedanke, dem durch den durchweg demokratischen Aufbau aller Organe jedes reaktionäre Moment genommen ist und der durchaus mit dem sozialistischen Wertungs- und Leistungsprinzip vereinbar ist. Der Reichsrat in seiner heutigen Form, die nur ein schlechtes Surrogat für den alten Bundesrat ist — zumal wenn man auf föderalistischem Standpunkt steht —, würde also wegfallen, und an seine Stelle würde eine

zweite, dem Reichstag gleichwertige Kammer treten, die aber nicht aus allgemeinen direkten Wahlen hervorginge, sondern die die demokratisch aufgebauten politischen und wirtschaftlichen Selbstverwaltungskörperschaften zu repräsentieren hätte.

Bezüglich des rechtlichen Aufbaus dieser zweiten Kammer könnten sehr viele Anregungen und Gedanken dem französischen und amerikanischen Staats- und Verwaltungsrecht entnommen werden, was hier nur kurz angedeutet werden soll. Die Hälfte dieser Kammer könnte aus Delegierten der Provinzialräte bestehen, die andere Hälfte aus den fachlichen Spitzenverbänden von Landwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk und Konsum. Die Hauptsache ist, daß durch diese zweite Kammer eine direkte Mitwirkung und Beeinflussung der gesamten Reichsgesetzgebung durch die provinzialen Verwaltungsinstanzen des Reiches, durch die Kommunen sowie durch die regionalen Wirtschaftsvertretungen ermöglicht wird. Eine solche Regelung erscheint mir viel klarer und eindeutiger zu sein als der heutige Zustand. Sie hat aber zur Voraussetzung die Beseitigung der politischen Autonomie der Einzelstaaten.

Selbstverständlich handelt es sich in diesem Aufsatz nicht um Ausführungen und Lösungen, sondern nur um Anregungen. Es ist dringend zu wünschen, daß alle, die Kenner der Materie sind und Interesse an diesen Fragen haben, diese Gedanken nach allen Seiten hin durcharbeiten, damit endlich dieses der Klärung bedürftige Problem einen Schritt weiter kommt, und zwar in der Richtung zum Einheitsstaat.

Die Stellung des Arbeitergesangs in der Kultur unserer Zeit

Von Dr. Alfred Guttmann

I

Der Arbeitergesang als Kulturfaktor hat in unserer Zeit eine zumindest doppelte Bedeutung: einmal in seiner Wirksamkeit als Teil unserer Volksmusik und damit als allgemein-kulturelles Element unseres seelischen Lebens, dann aber auch als Mittel im politischen Kampfe, als Träger und Vermittler des politischen Liedes.

Die besondere Entwicklung unseres Arbeitergesanges hängt natürlich aufs engste mit der Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland zusammen. Auch sie wurde durch das Sozialistengesetz in äußerer Beziehung gehemmt und gefördert in innerer. Stark litt sie unter der Wirkung der Zensur, die überall störend eingriff und die künstlerische Entfaltung hinderte, aber doch nicht so handgreifliche Gelegenheit gab, daß man sie hätte auf einmal abschütteln können. An den Pranger stellen konnte man sie oft genug: in den Zeitungen und Zeitschriften, in öffentlichen Protestversammlungen und in den Parlamenten. Aber das Unkraut wucherte überall weiter; und diese dauernden polizeilichen Schikanen durch staatliche und kommunale Behörden waren ein Hemmschuh für die Sache der Arbeitermusik. Denn sie zwangen die führenden Leute zu stetem, ermüdendem und zeitraubendem Kampfe und — kosteten viel Geld. Andererseits wurde so eine geistige Waffe geschmiedet, die für die Arbeiterbewegung selbst von größter Bedeutung wurde.

Es entstand der sogenannte »Tendenzchor«. Männerchöre wurden geschaffen, die Gedichte von Henckell, tendenziöse Verse von Seidel, Kreowski,

Diedrich, Wurm und anderen in der Parteikulturarbeit tätigen Männern zum Klingen brachten. So sangen die Männerchöre bei allen von ihnen selbst, von der Partei und den Gewerkschaften veranstalteten Festlichkeiten, Kongressen usw. diese eigene Musik. Und sie wirkten, vor allem durch den Inhalt der Gedichte, in ihrem Sinne: sie erhoben die Seelen ihrer Mitkämpfer und arbeiteten so mit den Waffen des Gesanges für die Befreiung der Arbeiterklasse. Freilich — diese Musik war, legt man einen künstlerischen Maßstab an, alles andere als »revolutionär«. Es lag in der Entwicklung, daß uns damals keine Künstler von wirklicher Bedeutung zur Verfügung standen. Der Staat bot Fortkommen für die Musiker nur, soweit sie seinen Wünschen dienten, nicht aber der Arbeiterbewegung halfen. Männer wie Beethoven, die Stolz vor Königsthronen zeigten, waren unter den lebenden Musikern von Bedeutung überhaupt nicht zu finden. Meines Wissens haben nur Bülow mit seinem »Bet und arbeit« und Fried mit seinem »Erntelied« »soziale Chöre« geschrieben. (Soziale Dichtungen für Einzelstimmen waren schon eher zu finden, zum Beispiel die beiden Straußschen Lieder »Der Arbeitsmann« zu Dehmels Dichtung und »Das Lied des Steinklopfers« von Henckell.) So fand diese Musik damals noch keine ihrer Tendenz würdige Kunstform. Aber sie förderte die Begeisterung für die gute Sache. Das zeigte sich auch im dauernden Wachstum des Arbeitersängerbundes. Einige Zahlen mögen dies veranschaulichen. Die Mitgliederzahl betrug 1894 19 322, 1896 23 466, 1898 28 810, 1901 39 717, 1904 62 274, 1907 93 000. In diesen Zahlen sind auch die passiven, also nicht mitsingenden Sangesbrüder einbegriffen. Singende finden wir 1910 80 623, 1913 schon 107 000 — dann kommt der große Rückgang durch den Krieg, die Einziehungen von Sängern und Dirigenten, Abgang durch Tod, Verwundung, dauernde Krankheiten, Verkrüppelung usw., ferner die geringe seelische Einstellung auf diese Betätigung nach dem Zusammenbruch, dann die Störungen der Arbeit durch Revolution, Unruhen, Parteispaltung und andere soziale wie ökonomische Gründe. Aber schon 1920 haben wir wieder die stattliche Zahl von 156 000 Mitgliedern, und heute sind wir nur ganz wenig von einer Mitgliederzahl von 200 000 singenden Genossen entfernt. (Die Zahl der passiven Mitglieder ist selbstverständlich ebenfalls weiter gewachsen.)

Wenn also das Bild der Statistik gute Hoffnungen gibt, so ist die Betrachtung der inneren Zustände in der Bewegung weniger erfreulich. Denn eine andere Sorge droht nun: war es früher die Gefahr von seiten der Regierung, also eine »Gefahr von rechts«, so kämpft jetzt der Arbeitersängerbund einen Kampf gegen die linke Seite. Abspaltungsbestrebungen von kommunistischer Seite setzten auf der letzten Delegiertentagung im Sommer 1919 in Kassel ein; die Bremer Richtung versuchte, den Arbeitergesang einseitig festzulegen. Damals blieb die kleine Gruppe ganz in der Minderheit. Einstimmig wurde dann die (von dem sonst recht radikalen Gau Rheinland eingebrachte) Resolution angenommen, die die Arbeitersängerbewegung als eine der g e s a m t e n Arbeiterschaft gewidmete Aufgabe hinstellte und also lautete:

Die vierte Generalversammlung des Deutschen Arbeitersängerbundes mit der Tagung in Kassel im Juni 1920 legt das Bekenntnis ab, mit der gesamten arbeitenden Klasse (Hand- und Kopfarbeiter) in ihrem Befreiungskampf zu fühlen und

zu denken. Der Deutsche Arbeitersängerbund fühlt sich eins mit dem Proletariat im Kampfe um die Erringung der politischen Macht und will durch seine Tätigkeit neben den hohen künstlerischen Idealen dieses Ziel erreichen. Hierzu ist aber notwendig, alle sangesfähigen Arbeiter und Angestellten in seinen Reihen zu vereinigen. Nicht soll der Bund für eine Partei allein bestimmt sein, sondern alle Sozialisten sind uns herzlich willkommen, sie sollen mit dazu beitragen, baldigst eine Einigung und Erstarkung des Proletariats herbeizuführen, weil eine solche im Interesse der arbeitenden Klasse unbedingt vonnöten ist. Der Deutsche Arbeitersängerbund ist eine Organisation zur Weckung und Verbreitung künstlerischer Kultur in der Arbeiterschaft und weist alle Zersplitterungsversuche mit Entschiedenheit zurück.

Trotzdem ist später eine Absplitterung an manchen Stellen erfolgt, vor allem in Bremen selbst, dann aber auch an einigen anderen Stellen im Reich. Und — »gesündigt wird innerhalb der Mauern und außerhalb«, sagt ein altes lateinisches Sprichwort — auch von seiten der S.-P.-D.-Mitglieder wurde an einigen Stellen in übertriebener Weise auf die scharfen Angriffe von linksstehenden Sangesbrüdern reagiert. Es bildeten sich S.-P.-D.-Chöre, die ebenso aus dem Arbeitersängerbund ausschieden wie die klassenbewußten »proletarischen« (lies: kommunistischen) Gruppen. Ein guter Teil der Kraft und Zeit in den Sitzungen ging an mancher Stelle (vor allem in Berlin) auf ein dauerndes Gerede drauf: an Stelle schaffender Arbeit wurde leeres Stroh gedroschen, statt künstlerisch-organisatorischer Tätigkeit wurden in Wortkämpfen unfruchtbare politische Debatten geführt und die nichtkommunistisch orientierten Sangesbrüder in sehr unbrüderlicher Weise beschimpft. So kehrten viele, angewidert durch diesen Ton, dem Bund den Rücken, ohne zu bedenken, daß sie dadurch die gemeinsame Sache des Arbeitergesanges schädigen und den Maulhelden das Feld überlassen. Es ist aber zu hoffen, daß — bei allmählichem Abebben der politischen Unruhe — auch auf einem Gebiet, wo Unterschiede in der Auffassung von Parteifragen eigentlich ganz nebensächlich sind, man wieder Schulter an Schulter gemeinsam unseren Kulturidealen dienen wird. Als Sänger fragt man nicht danach, ob der andere, mit dem man auf dem Gebiet der Kunst kollektive Leistungen für das Volk vollbringen will, bei der oder bei jener Arbeiterpartei eingeschrieben ist. Das alte Scherzwort des Künstlers: »Speel' du man gut!« gilt hier auch. Singe du nur gut, Bruder Arbeiter, so bist du mein Sangesbruder!

Aber zum guten Singen gehört viel, was unserer Bewegung noch fehlt, soll sie in der musikalisch-künstlerischen Kultur unseres Volkes eine wirkliche Rolle spielen.

Die Pflege der Musik durch das Volk im letzten Jahrhundert bedeutet kein Lorbeerblatt in der Geschichte der Kunst und der Volksbildung. Wenn man sich erinnert, welche Rolle die Volksmusik, der Gesang in früheren Zeiten in Deutschland gespielt hat, so wird man fast hoffnungslos. Wie soll das nachgeholt werden, was generationenlang versäumt worden ist, wie soll die Kenntnis der Musik, der Notenschrift, der Kunde des Schatzes an Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern wieder Volksbesitz werden? Kann man sich überhaupt noch vorstellen, daß Kinder des Volkes einst solche Werke wie die Matthäuspassion Bachs singen konnten, daß Kurrendeknaben die allerschwersten mehrstimmigen Chöre der großen Meister auf den Straßen gesungen haben, daß gleichgesinnte Männer und Frauen des

Volkes sich gesellig zusammenfanden und vielstimmige schöne Chöre »nach Noten« gesungen haben?

Hier hat die Volksschule (noch viel mehr als die ebenfalls ihrer Verantwortung nicht bewußte höhere Schule) schwere Schuld auf sich geladen. Man hat den Kindern viel leeres Wissen eingetrichtert, aber die Musik galt als überflüssiger »Schmuck«, nicht mehr wie früher als »Eckstein« der Bildung. Der Musiklehrer war nicht mehr wissenschaftlicher Lehrer, sondern zusammen mit dem Turn- und dem Zeichenlehrer nur »Vertreter der technischen Fertigkeiten«. So ist die gesamte musikalische Volksbildung zurückgegangen. (Auch die technisch-industrielle Entwicklung hat mit dazu beigetragen, das Stampfen der Maschine hat die Handarbeit und den gemeinsamen Arbeitsgesang niedergebrüllt.) Ehe nicht eine einsichtige Regierung die Fundamente neu gelegt haben wird, ist an eine wirkliche Hebung unserer musikalischen Volkskultur nicht zu denken. Und in diesem Sinne ist unsere Arbeit organisatorischer Art für diese und die nach uns kommenden Generationen nur Stückwerk. Trotzdem muß sie geleistet werden. Nur wollen wir uns bewußt sein, daß wir eben flicken, nicht von Grund aus bauen können, bevor die neue Schule sich ausgewirkt haben wird. Aber diese Ausbesserungsarbeiten müssen geleistet werden, soll nicht der in langer Kollektivarbeit aufgebaute Untergrund nebst dem schon begonnenen Überbau zerfallen.

Steht es also schlimm mit der allgemeinen Volksbildung auf musikalischem Gebiet, so liegt es vielleicht besser auf unserem Gebiet. Wir fragen: Haben wir heute eine spezifische Arbeitermusik, eine Arbeitergesangskultur? Und dann folgern wir: Wo liegen die Aufgaben im Arbeitergesang? Was ist das Ziel? Welche Wege führen dahin?

Da ich hier notgedrungen kurz sein muß, verweise ich auf ein einschlägiges Buch (»Musikerziehung und Musikpflege«,[1] Leipzig 1920, Quelle & Meyer) von Kestenberg — zurzeit Musikreferent im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung —, mit dem ich früher in jahrelanger gemeinsamer Arbeit (als deren äußerlich sichtbare Resultate die die Musik betreffenden Abschnitte der beiden Publikationen des Berliner Bezirksbildungsausschusses, des »Leitfadens« von 1913 und 1914 erschienen sind) diese Fragen durchdacht, besprochen und in die Praxis umzusetzen versucht habe. Ich stehe völlig auf dem Boden der dort ausführlich dargelegten Auffassung über die Grundlagen und Entwicklungsmöglichkeiten.

Ich deutete schon an, daß unsere »Kampflieder« alles andere sind als wirkliche Kunst. Da man keinen großen Musiker zur Verfügung hatte, begnügte man sich mit schaffenden Kräften dritten und vierten Ranges. Unter den vielen Blinden wurde dann der Einäugige König. Und unsere Sänger sahen erst später und allmählich ein, daß Tendenzchöre anders sein müssen als die, mit denen sie jahrelang zu ihren Volksgenossen gesprochen hatten. Man geht an immer mehr Stellen — dank einer schon vor längerer Zeit eingeleiteten Kunsterziehung der Sangesbrüder — dazu über, den Tendenzchören den Platz anzuweisen, an dem allein sie ihre Daseinsberechtigung haben: im poli-

[1] Das Kestenbergsche Buch ist im Heft 21 (S. 503) des letzten Bandes der Neuen Zeit ausführlich besprochen worden.

tischen Wirken. Aber aus den künstlerischen Programmen von eigentlichen Konzerten schalten die vorgeschrittenen Gaue diese Chöre aus oder versuchen, sie durch wertvollere Tendenzchöre (wie sie uns hoffentlich bald in größerer Zahl zur Verfügung stehen werden, nachdem der Bund ein Preisausschreiben veranstaltet hat) zu ersetzen. Indem man solche künstlerisch wertlose Stücke aus den Programmen herausnimmt, schafft man zunächst ja nur Negatives. Es kommt darauf an, diese leeren Stellen im Programm gut zu füllen. Oder besser gesagt: es ist nötig, die Programme ganz umzugestalten. Es muß leider ausgesprochen werden: was unsere Arbeitergesangvereine ihren Hörern an Musik vorsetzen, steht meist noch unterhalb des Niveaus der kleinbürgerlich-philisterhaften Unterhaltungsmusik! Hier macht sich die übelste »Liedertafelei« breit, da wimmelt es von Chören mit den läppischsten Texten, mit der elendesten Musik; sentimentale, verlogene Schmachtfetzen werden im bunten Wechsel mit »neckischen« Albernheiten und hochtrabenden Redensarten serviert. Kommt aber mal in diese Umgebung ein schönes altes Volkslied, dann ist es in vielen Fällen für Männerchor »bearbeitet«. Wir lachen doch über die unter einer früheren »Kultur«-periode geübte Verunstaltung von Liebesliedern, wir verspotten den Rektor Ballhorn, der wirkliche Dichter »verbesserte« (»verballhornte«), wir sind sehr hoch erhaben über den »Onkel«, der in einem tiefen Grunde gewohnet hat — in dem (bei Eichendorff) doch das Liebchen wohnte. Aber wir hören von unseren Chören in volkstümlichen Konzerten »Verarbeitungen«, die eigentlich genau so schlimm sind. Nur merkt das hier der Unkundige nicht so leicht wie bei Dichtungen. Und um so schlimmer sind die Hörer daran, die nun glauben, das Genie Mozart oder der Wundermeister Heinrich Isaak (um 1600) habe das geschrieben, was sie nun in den Chorverarbeitungen kennenlernen. Wahllos übernehmen auch unsere Arbeiterchöre vieles, was die bürgerlichen Gesangvereine mit ihren Wettkämpfen um Pokale, Ehrenketten, Diplome, mit ihrer Vereinsmeierei, ihrem Mangel an künstlerischer Gesinnung und Verantwortlichkeit jahrzehntelang getrieben haben. Es hat in der Bewegung leider an Männern gefehlt, die zur rechten Zeit an eine bessere Tradition als an diese anzuknüpfen gewußt hätten. Heute ist es sehr schwer, unseren alten Vereinen, in denen die hochverdienten Veteranen des Arbeitergesanges unbequemen Neuerungen das alte Schlagwort ihrer »langbewährten Erfahrung« entgegensetzen, klarzumachen, daß es zwar — »immer so gegangen ist«, daß es aber nun nicht mehr so weitergehen darf, sollen wir für den Arbeitergesang etwas erreichen. Freilich gibt es schon viele Chöre, vor allem die gemischten Chöre, die als eigentliche »Volkschöre« (denn es ist kein Volkschor, der aus seiner Arbeit die Frauen ausschaltet und im Konzert dem Volke nur Unterhaltungsmusik vorsingt) der Arbeiterschaft wirkliche Kunst darbieten. Ein paar Dutzend solcher Vereine, die in großen künstlerischen Konzerten mit den Meisterwerken unserer Musiker und mit stilistisch guten Bearbeitungen von Volksliedern ihren Hörern Kunstgenuß, Erhebung und glückliche Stunden verschaffen, sind bald aufgezählt. Ihre Kulturarbeit wird aber wieder wettgemacht durch die Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst, die Hunderte und aber Hunderte von Chören täglich begehen.

(Schluß folgt)

Mensch und Natur

Buchbesprechungen von **H. Fehlinger**

Die moderne Naturwissenschaft hat nicht allein die technischen Fortschritte ermöglicht, die Grundlagen der Wirtschaft umgestaltet, die Naturschätze wie die Arbeitskraft zweckmäßiger auszunutzen gelehrt, sie wirkte auch umgestaltend auf unser Denken, auf unsere Weltauffassung ein. Weil die wissenschaftliche Erkenntnis Voraussetzung des menschlichen Aufstiegs ist, sollte auch die Wissenschaft nicht mehr wie ehedem Sondergut einer bevorzugten Gruppe sein, das Volk soll an ihr teilhaben. Jenen, welchen die Gelegenheit versagt blieb, auf höheren Schulen mit der Wissenschaft vertraut zu werden, sind heute immerhin volkstümliche Bücher zugänglich, die ihnen gestatten, Versäumtes nachzuholen. Einige neue Bücher, welche die Erd- und Menschenkunde zum Gegenstand haben, sollen hier kurz erwähnt werden:

Otto Hauser, der bekannte Schweizer Urgeschichtsforscher, erzählt in dem bei Hoffmann & Campe (Hamburg 1920) erschienenen Buche »Ins Paradies des Urmenschen« (mit 18 Bildertafeln) von seiner Entdeckung der Reste vorgeschichtlicher Niederlassungen des Menschen in Südfrankreich, die reiche Aufschlüsse über die Geschichte des menschlichen Werdens gaben und viel dazu beitrugen, daß es heute bereits möglich ist, sich ein Bild der körperlichen und geistigen Entwicklung des Menschen seit der Urzeit zu machen. In den Schlußkapiteln spricht er von den Hemmungen, die ihm als »Außenseiter« von den Vertretern der Wissenschaft in Deutschland und in Frankreich bereitet wurden, und von der Beschlagnahme seiner Besitzungen und Sammlungen seitens der französischen Behörden, die nach dem Kriege aufrechterhalten wurde, obwohl Hauser Bürger eines neutralen Staates ist.

Eine »Werkzeuglehre des Steinzeitmenschen« hat L. Pfeiffer bei Gustav Fischer in Jena veröffentlicht (48 Mark). Sie beruht auf Sammlungen der technologischen Abteilung des Städtischen Museums in Weimar und führt in die Technik der Steinzeit ein. Daneben wird auf die Technik jener Gegenwartsvölker Bedacht genommen, die noch jetzt vorwiegend oder ausschließlich Feuerstein, Knochen, Holz oder Ton verwenden. Im 1. und im 21. Abschnitt vertritt Pfeiffer die Theorie, daß die Oberschichten der Bevölkerung wesentlich zum Fortschritt der Technik beitrugen, indem sie für ihren Gebrauch bessere Werkzeuge anfertigen ließen, während die Unterschichten sich mit schlechten zu begnügen hatten. Daher komme es, meint er, daß zwei Entwicklungsreihen der Technik nebeneinander hergehen. Das ist eine Auffassung, die mir aus verschiedenen Gründen, auf deren Erörterung hier nicht eingegangen werden kann, durchaus unhaltbar erscheint. Auch sonst läßt das Buch an Übersichtlichkeit und Klarheit zu wünschen übrig. Davon abgesehen, enthält es jedoch manche nützliche Einzelheiten über die vorgeschichtlichen Arbeitsweisen und die Entwicklung der Werkzeugformen. Besondere Abschnitte behandeln die steinzeitlichen Geräte der Bodenkultur und die Keramik.

Eines der jüngsten Bändchen der Sammlung Göschen ist Ernst Frizzis »Anthropologie«. Es handelt von den Abstammungs- und Vererbungsproblemen, Rassenbildung und Rasseneinteilung, den anthropologischen Methoden, den körperlichen Eigenarten, den Geschlechtsunterschieden, der Kriminal- und der Sozialanthropologie. Das Bändchen ist unstreitig eine gute kurze Einführung in die Wissenschaft vom Menschen als Naturwesen.

Der frühere Direktor des Biologischen Instituts in München, R. H. Francé, bietet in seinem Buche »Die Gewalten der Erde« nicht bloß eine leicht verständliche sondern auch eine den Leser fesselnde Geschichte der Erde und ihres Lebens. Die durch vieljährige Forschung festgestellten Tatsachen der Geologie sind hier in eine Form gebracht, die es dem Leser ermöglicht, sich mit den gestaltenden Kräften des Vulkanismus, des Wassers und des Eises, der bewegten Luft und der Sonne sowie mit der Entstehung und Entwicklung der Lebewesen in der Hauptsache vertraut zu machen, ohne daß es irgendwelcher eigentlichen Fachkenntnisse bedarf.

Ein zweites Buch von R. H. Francé, das den Titel »München; die Lebensgesetze einer Stadt« (München 1920, H. Bruckmann) trägt, versucht, die Beziehungen zwischen den Naturbedingungen und der Entfaltung der Kultur an dem Werden und Wachsen einer Siedlung darzulegen — nämlich nachzuweisen, wie und warum München sich zu der Stadt entwickelte, die es ist. Francé führt ein in die geologischen Gesetze, die Boden, Pflanzen und Tiere dieses Erdstrichs beherrschen, und öffnet uns die Augen für tausend Beobachtungen, die den Typus der Stadt, ihrer Landschaft und ihrer Bewohner kennzeichnen. Das Buch dient nicht nur dazu, das Verständnis zu vertiefen für die Eigenart bestimmter Lebenserscheinungen, sondern darüber hinaus in aller scheinbaren Willkür der Natur die großen Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, die Oberfläche, Klima, Lebewesen, besonders aber den Menschen, seine Sprache und Kultur zu dem Bilde formten, das wir erleben.

Freunde der heimatlichen Erdkunde finden einen trefflichen Führer in Johannes Walthers »Geologie von Deutschland« (3. Auflage, Leipzig 1921, Quelle & Meyer, 40 Mark). Sie macht den Leser vertraut mit den das Landschaftsbild gestaltenden Kräften und der geologischen Geschichte Deutschlands im allgemeinen sowie der einzelnen deutschen Landschaften. Wir erfahren, welche Wandlungen der Boden der Heimat und die ihn bevölkernde Lebewelt im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat und wie die Formen und Eigenarten der Jetztzeit zustande kamen. Da die Geologie auch die Erforschung des Bodens, die Nutzbarmachung seiner Schätze vorbereitet, wird auf deren Entstehung, ihre wirtschaftliche Bedeutung und Ausbeutung besonders Bedacht genommen. Die Schreibweise ist anregend, und die bildlichen Darstellungen tragen viel zum Verständnis der erdgeschichtlichen Vorgänge bei.

Als Einführung in die Erdgeschichte zu empfehlen ist ferner Edgar Dacqués »Geologie«, die zwei Bändchen der Sammlung Göschen umfaßt (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger). Das erste betrifft den Erdkörper als Ganzes, die festen Gesteine, das Wasser und die umformenden Einflüsse; im zweiten werden die einzelnen geologischen Zeitalter dargestellt mit den für jede Epoche charakteristischen Pflanzen- und Tiergruppen.

Anleitung zu systematischer Beobachtung und Beschreibung der Erdoberfläche zu geben, bezweckt das großangelegte Werk »Grundlagen der Landschaftskunde« von Siegfried Passarge, von dem bisher drei Bände bei Friederichsen & Co. in Hamburg erschienen sind. Der erste Teil bringt eine beschreibende Landschaftskunde, die sich zur Aufgabe macht, die Landschaft wie ein Bild zu betrachten. Im zweiten und dritten Teil werden die Erscheinungen der Landschaft erklärt, und zwar sowohl die Gestaltung der Landoberfläche wie das Klima, das Meer, die Pflanzen- und Tierwelt. Ein vierter Band wird den Menschen in der Landschaft behandeln. Einen großen Umfang hat Band III mit der Darstellung der festen Erdrinde erhalten, und zwar sind die Kapitel über die Ausgestaltung der Erdoberfläche besonders ausführlich, weil man gerade hinsichtlich der die Erdoberfläche verändernden Kräfte überall Beobachtungen anstellen kann, ohne geologischer Fachmann zu sein, während Aufnahmen des geologischen Baues der Erdrinde unbedingt erhebliche geologische und gesteinskundliche Kenntnisse voraussetzen. Zahlreiche Zeichnungen und Wiedergaben von photographischen Landschaftsaufnahmen sind allen Bänden des Werkes beigegeben.

Endlich sei noch auf die Sammlung »Deutsche Wanderungen« hingewiesen (Braunschweig, Georg Westermann), die dem Wanderer das Verständnis der Natur und des Volkstums heimatlicher Landschaften erschließen und ihn ihre Eigenarten erfassen lassen. Die bisher erschienenen Bändchen haben zum Gegenstand: die Lüneburger Heide, das Kyffhäusergebirge und Unstruttal, die nordfriesische Inselwelt, das Riesengebirge, das Isergebirge und sein schlesisches Vorland, Westpreußen, die Nordseemarschen, Havel und Elbe, die Insel Rügen. Die Autoren sind durchweg gute Kenner der Landschaften, durch die sie den Leser geleiten.

Literarische Rundschau

Ernst Robert Curtius, **Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus.** Bonn 1921, Friedrich Cohen. 255 Seiten. Preis geheftet 30 Mark, gebunden 38 Mark.

Wäre der Untertitel nicht, könnte man das Buch als die gewissenhafte Arbeit eines fleißigen Gelehrten ansprechen, der das Werk und die Persönlichkeit eines Schriftstellers analysiert. Zwar bleibt auch hier manches dunkel, soweit die Entwicklung der Persönlichkeit vom schöngeistigen Anarchisten zum politisierenden Nationalisten in Frage kommt. Wir erfahren so gut wie nichts über die Einflüsse und Ursachen, die diese Wandlung bewirkt haben. Curtius sagt selbst ziemlich verblümt, daß ihn das nicht interessiert: »Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die politische Tätigkeit von Barrès während der Boulangerkrise zu untersuchen.... Was uns interessiert, ist der Sinn, den jene politische Tätigkeit für Barrès hatte; die Bedeutung, die sie für seine geistige Entwicklung gewann; der Reflex, den sie in seinem Werke gefunden hat.« (S. 103.)

Damit kennzeichnet Curtius seine Methode. Er geht nicht den Ursachen nach, sondern er analysiert die Reflexe, aus denen er dann einen »Sinn« konstruiert. Manchmal wird der Verfasser, widerwillig und unwillkürlich, von dieser engen und dünnen Oberfläche zu tieferen Spatenstichen getrieben, besonders im Vorwort und im Schlußkapitel. Aber das ist rein zufällig. Wer sich über das literarische Werk von Maurice Barrès informieren will, wird bei Curtius alles finden, was er sucht; wer aber Barrès als typischen Vertreter einer geistigen und politischen Richtung des modernen Frankreich ansieht (was Barrès übrigens gar nicht ist; er wird nur in Deutschland dafür ausgegeben), wer an der Entwicklung einer hervorragenden Persönlichkeit die Entwicklung einer geistigen und politischen Richtung studieren will, der wird nach der Lektüre des Buches von Curtius »so klug als wie zuvor« sein.

Damit könnte man die Kritik des Buches abschließen, wenn eben jener Untertitel nicht wäre und wenn man nicht das Empfinden hätte, daß der Verfasser das nötige Zeug besitzt, den Dingen auf den Grund zu gehen, und davon nur durch ein pseudowissenschaftliches Vorurteil — dem der sogenannten Objektivität — abgehalten worden ist. Aber besitzt der Verfasser wirklich das nötige Zeug, um das große Problem der deutsch-französischen Beziehungen, das dem französischen Nationalismus zugrunde liegt, aufzurollen? Dazu gehört vor allen Dingen das Begreifen des französischen Geistes. Das scheint dem Verfasser jedoch abzugehen. Wenn er zum Beispiel sagt (S. 205), daß das »Allumfassen«, die »universalistische Richtung« nicht französisch, sondern deutsch ist, so haut er daneben. Eine ähnliche Verkennung der französischen Psyche verrät der Verfasser auch bei der kurzen und oberflächlichen Würdigung des Boulangismus.

Hier berühren wir den wundesten Punkt der deutsch-französischen Beziehungen. Curtius wirft Barrès vor, daß für diesen »alles deutsche Geistesleben der letzten vierzig Jahre eine Terra incognita ist«. Diesen Vorwurf kann man, soweit er das psychologische Begreifen und Erfassen der geistigen Entwicklung Frankreichs betrifft, zurückgeben. Und auf das psychologische Erfassen, das freilich eine geistige Zuneigung voraussetzt, kommt es an. »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.«

Curtius kommt auf dieses tragische Manko in seinem Vorwort zu sprechen, und zwar indem er nebenher die große Schuld Deutschlands erwähnt, Elsaß-Lothringen weder verstanden zu haben, noch den Versuch gemacht zu haben, es zu verstehen, diesen »zweitausendjährigen Geschichtsboden, wo Römertum und Keltentum, deutscher und französischer Geist sich bekämpft und befruchtet haben.... Indes, die geistigen Probleme des ganzen Elsaß waren Dinge, an denen das innere Deutschland nicht teilnahm — eine Teilnahmlosigkeit, die es mitverschuldet hat, daß das

Ziel verfehlt ward, das Elsaß mit den Mitteln des Geistes für Deutschland zu gewinnen.«

Was hier Curtius vom Elsaß sagt, trifft in weiterem Maße von Frankreich zu. Wie Barrès an den Quellen des deutschen Geistes getrunken hat, trotz 1871 sich als Schüler von Goethe und Hegel, als begeisterter Verehrer von Wagner fühlte, so ging es der ganzen geistigen Generation Frankreichs, die von 1875 bis 1890 die junge Generation war. Erstaunlich ist es, daß Curtius sich nicht einen Augenblick die Frage zu stellen scheint, warum denn dieser Umschwung kam?

Wer in dem Buche etwa den Nachweis zu finden glaubt, daß Barrès, als extremer Vertreter des französischen Nationalismus, den Revanchekrieg gegen Deutschland gepredigt hat, der wird sich enttäuscht finden. Obwohl Curtius von Barrès immer als Revanchepolitiker spricht, ist er ehrlich genug, zu sagen, daß Barrès selbst den Krieg nicht gewünscht hat (S. 140). Man darf freilich die Illusion nicht haben, daß mit solchen Feststellungen die Legende von der französischen Revanchepolitik, die auf den Krieg mit Deutschland hingearbeitet hat, aus der Welt geschafft würde.

Nur einmal kommt Curtius der Triebfeder des französischen Nationalismus nahe. Er leitet sie aus dem Gefühl »von einem Niedergang der Volkskraft«, »einer allzu bewußten Sorge um die Sammlung versickernder Kräfte« her. Und im Anschluß daran sagt er: »Das deutsche Gespenst, die Erinnerung an die Germaneneinfälle steht hinter der bramarbasierenden Phrase. Die Angriffslust ist gepaart mit einer merkwürdig nervösen Angst vor feindlichen Gewalten, gegen die ein umfassendes Schutzsystem ersonnen wird.« (S. 217.)

Heute, wo der Geist eines Barrès in Frankreich regiert, sehen wir dieselben Erscheinungen. Alle »Sanktionen« sind, wenn man sie genau betrachtet, wie der Vertrag von Versailles selbst, ein vermeintliches »umfassendes Schutzsystem«, inspiriert von einer »merkwürdig nervösen Angst vor feindlichen Gewalten«. Curtius gibt uns weder eine Analyse dieser nervösen Angst, noch versucht er eine geschichtliche Untersuchung über deren Ursachen. Hier klafft eine tiefe Lücke in dem Buche.

J. Steiner-Jullien

Dr. Elias Hurwicz, **Zur Reform des politischen Denkens.** München 1921, Drei-Masken-Verlag.

Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß zwischen dem politischen Denken der Deutschen und Russen einerseits und der Engländer andererseits ein wesentlicher Unterschied besteht, und aus dieser Beobachtung heraus unterzieht er die politische Gefühls-, Denk- und Handlungsweise, also die politische Mentalität dieser Völker einer grundsätzlichen Kritik. Er weist auf die praktischen Schäden der deutschen Mentalität hin und zeigt Wege auf, um sie zu überwinden, wobei er keineswegs verkennt, daß diese Wege wohl in absehbarer Zeit nicht eingeschlagen werden. Das politische Leben und Treiben der Gegenwart läßt uns deutlich einen Gegensatz erkennen zwischen der politischen Doktrin und der politischen Kunst, zwischen dem politischen System und der politischen Persönlichkeit. Wie Hurwicz ausführt, sind Parteipartikularismus und Doktrinarismus eiserne Bestandteile des politischen Lebens in Deutschland. Die deutschen Politiker sind Ideologen, die wirtschaftliche Motive mit Weltanschauungsfragen verquicken; sie sind meistens Eigenbrötler, die an alle Dinge vom Standpunkt einer Theorie aus herantreten. Darum gibt es in Deutschland überhaupt keine politische Majorität, sondern nur Minoritäten, weshalb eine starke Regierungsbildung völlig unmöglich ist. Auch das politische Leben Rußlands krankt an diesem Doktrinarismus, das eine Dogma wird durch das entgegengesetzte abgelöst; es fehlt der Tatsachen- und Wirklichkeitssinn, die Theorien und Systeme bestimmen das Denken und Handeln der Politiker, die keine Künstler, sondern Handwerker, keine Persönlichkeiten, sondern Sklaven einer Idee sind. Demgegenüber besitzen das englische Volk und seine Führer den scharfen

Blick für die praktischen Notwendigkeiten, sie handeln nicht nach Theorien, sondern nach Zweckmäßigkeiten, sie sind stolz darauf, ein unlogisches Volk zu sein. Sie kümmern sich nicht darum, ob etwas theoretisch richtig ist, für sie kommt es lediglich darauf an, ob es sich in der Praxis verwirklichen läßt, darum schreiten sie allmählich vor und untersuchen durch Probieren, nicht durch Studieren, jeden Fußbreit sozialen Neulands. Der politische Mensch steht in England über dem Dogma, er ist nicht die Verkörperung eines Systems, er ist eine frei schaffende politische Individualität.

Diese Wesensunterschiede des politischen Denkens sucht der Verfasser an der Behandlung des Sozialisierungsproblems praktisch zu erläutern, worauf er Vorschläge macht zu einer Reform. Diese Vorschläge bewegen sich in der Richtung zu einer Änderung unseres politischen Parteiwesens, unserer politischen Presse und unserer politischen Volksbildung. Sie enthalten manchen schönen Gedanken, manche gute Anregung, weshalb das Studium des interessanten Buches allen Politikern aufs wärmste empfohlen werden kann. Gerade heute, in einer Zeit der größten parteipolitischen Zerklüftung, vermag das Buch viel Nutzen zu stiften. F. Laufkötter

---

Peter Kropotkin, **Landwirtschaft, Industrie und Handwerk.** Berlin O 34, Verlag »Der Syndikalist«, Fritz Kater.

Ein merkwürdiges und doch lesenswertes Buch, weil es von einem Manne stammt, der die Vorgänge in der heutigen Welt mit großem Eifer studiert hat und sie in ein neues System zu zwingen versucht. Können wir auch den Schlußfolgerungen, die Kropotkin aus seinen Forschungen zieht, als überzeugte Anhänger von Karl Marx nicht zustimmen, so müssen wir doch seinem unermüdlichen Geiste Anerkennung zollen, der es vermocht hat, die umfangreiche Materie so tief zu durchdringen und zu ordnen, daß sich daraus ein Ganzes ergibt. Worauf der Verfasser hinaus will, das sagt er selbst mit folgenden Worten: »Die politische Volkswirtschaftslehre hat bisher hauptsächlich auf die Teilung (der Arbeit. D. R.) Gewicht gelegt. Wir verkünden dagegen die Ergänzung, und wir behaupten, daß das Ideal einer Gesellschaft — das heißt der Zustand, auf den die Gesellschaft schon hinstrebt — eine Gesellschaft mit ergänzender, vereinigter Arbeit ist. Eine Gesellschaft, in der jedes Wesen gleichzeitig geistige und körperliche Arbeit leistet; wo jeder körperlich befähigte Mensch ein Arbeiter ist und wo jeder Arbeiter gleichzeitig auf dem Felde und in der industriellen Werkstatt schafft; wo jede Gemeinschaft, die groß genug ist, um über eine gewisse Mannigfaltigkeit natürlicher Hilfsquellen verfügen zu können — es kann eine Nation oder lieber nur noch ein Bezirk sein —, das meiste seiner eigenen landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse selbst herstellt und verbraucht.«

Kropotkin, dessen Werk vor dem Weltkrieg entstanden ist, glaubte in den wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen, wie sie in England, Frankreich und Deutschland herrschten, bereits den Beginn seines Idealzustandes zu sehen. Es ist erstaunlich, wie dieser scharfe Beobachter damals die tatsächlichen Vorgänge verkannt und übersehen hat, daß der Zustand, dessen baldigen Eintritt er voraussagte, niemals ein Idealzustand sein kann, weil er alle Menschen zu Arbeitssklaven herabwürdigen und niemanden die Zeit zu wirklicher Muße und Erholung lassen würde. Kropotkin ahnte nicht, daß der Kapitalismus nach dem Kriege ganz neue Blüten treiben würde. Er war wie so viele unserer Zeitgenossen in dem Irrtum befangen, daß die Entwicklung des Kapitalismus bereits ihren Höhepunkt überschritten habe. Heute ist mehr denn je die höchste Ausnutzung der Arbeitskraft des einzelnen durch ausgedehnte Arbeitsteilung und Verwendung technisch höchstentwickelter Maschinen erforderlich. Genosse Lensch hat unlängst in Übereinstimmung mit den Tatsachen nachgewiesen, daß wir zur Überwindung des Kapitalismus gerade diejenigen Arbeitsmethoden werden anwenden müssen, die den Arbeitern als Ausfluß kapita-

listischer Ausbeutungssucht bisher die verhaßtesten waren. Wenn aber auch die Grundidee des Kropotkinschen Werkes an einer falschen Auffassung und an Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse krankt, so ist doch seine Zusammenstellung von Wert, weil sie erstens die Internationalität des Großkapitals in geradezu plastischer Weise nachweist, weil sie zweitens einen vortrefflichen Überblick über die imperialistischen Expansionsbestrebungen bei allen Großmächten, wie sie vor dem Kriege bestanden, bietet, und weil sie endlich einen neuen Beweis dafür liefert, wie sehr die wachsende industrielle Konkurrenz Deutschlands auf dem Weltmarkt für England ein Grund gewesen ist, diesen Krieg an der Seite Frankreichs gegen uns zu führen. So wird auch derjenige Leser, der auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung zu einer Ablehnung der Anschauungen und Prophezeiungen Kropotkins gelangt, doch manche Anregung aus diesem Buche schöpfen.

A. Lipschitz

Hermann Wendel, **Aus dem südslawischen Risorgimento.** Gotha 1921, F. A. Perthes. 199 Seiten. Preis 14 Mark.

Der größte Teil der Südslawen verharrte infolge der Ungunst der Verhältnisse bis vor wenigen Menschenaltern im Dämmerdasein der geschichtslosen Nationen, aber selbst nachdem sie zu nationalem Leben erwacht sind, hat man in Mittel- und Westeuropa im allgemeinen noch nicht gelernt, sie richtig einzuschätzen. Einer der wenigen guten Kenner dieser Volksstämme, Hermann Wendel, hat sie uns Deutschen in einer Reihe von Büchern näher zu bringen versucht. Dem gleichen Zweck dient auch die vorliegende Schrift, die Beiträge zur Geistesgeschichte der Serben, Kroaten, Slowenen und Bulgaren bringt. Im Rahmen von Lebensbildern einzelner Führer der geistigen Bewegung der Südslawen beleuchtet Wendel den literarischen, sozialen und politischen Entwicklungsgang der genannten Völker, ihre Kulturgeschichte während der letzten hundertundfünfzig Jahre, nicht zuletzt das Aufkommen des modernen Nationalismus mit allen seinen guten und üblen Seiten. Was da gesagt wird, ist nicht gleichgültig für uns, denn man muß Wendel recht geben, daß die Kenntnis der nationalen Bewegung eines fremden Volkes uns hilft, den eigenen Nationalismus, soweit er engherzig beschränkt und deshalb gefährlich ist, zu überwinden und den Weg zu gemeinsamen Menschheitszielen zu finden.

H. Fehlinger

Notizen

Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Belgien. Nach einem Bericht des belgischen Wirtschaftsministeriums sind von der im Kriege verwüsteten Fläche von 80 000 Hektar ungefähr 60 000 Hektar wieder angebaut, die restlichen 20 000 Hektar werden im Frühjahr 1922 wieder benutzt werden können. Die in Flandern teilweise zerstörten 28 Gemeinden hatten 1914 ein Weideland von 43 501 Hektar. Von diesen waren 1919 bereits wieder 30 387 Hektar im Betrieb, und im Jahre 1920 wurden weitere 11 429 Hektar der Benutzung zugeführt. Die 75 gänzlich zerstörten Gemeinden besaßen 1914 83 215 Hektar Weideland, von denen 1919 15 919 Hektar und 1920 40 014 Hektar wieder bewirtschaftet werden konnten. Die Bahnlinien und Straßenzüge sind, mit Ausnahme von zwei Brücken, vollständig wiederhergestellt. Dasselbe gilt von den Schiffahrtsstraßen mit Ausnahme eines Teiles von Ypern. Die Mole von Zeebrügge ist ebenfalls wiederhergestellt, und auch der Hafen von Brügge hat den normalen Betrieb wieder aufgenommen. Der Aufbau der zerstörten Gebiete schreitet also in Belgien viel schneller vorwärts als in Nordfrankreich.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

JAN 1 1922

Nummer 8 40. Jahrgang ◆ 1. Band 18. November 1921

UNIV. OF

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten. Von Franz Laufkötter.

Fragen der Wohnungswirtschaft. Von A. Ellinger.

Der Malthusianismus. Von Wilhelm Hohoff.

Die Stellung des Arbeitergesanges in der Kultur unserer Zeit. Von Dr. Alfred Guttmann. (Schluß.)

Zwei Männer — zwei Welten. Von Viktor Schiff.

Literarische Rundschau: N. Lenin, **Zur Frage der Diktatur.** Henriette Roland-Holst, **Partei und Revolution.** K. Radek, **Soll die Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentrische Partei des Wartens sein?** E. Varga, **Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft.** L. Larin und L. Kritzmann, **Wirtschaftslehre und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjet-Rußland 1917 bis 1920.** ◆ **Lebenserinnerungen.** ◆ A. Stein, **Irenaeus.** ◆ Ernst Zahn, **Jonas Truttmann.**

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

*** Die Arbeiter-Jugend-Internationale. Werdegang und Ziele. Verlag Arbeiter-Jugend-Internationale (Aug. Albrecht), Berlin. 31 S. Kart. 8 M.

*** Die Londoner Kommunistische Zeitschrift und andere Urkunden aus den Jahren 1847/48. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Grünberg. Heft 5 der Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Neue Folge. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 93.

*** Französische Preßstimmen über die Rheinlandpolitik. Heft 6. Bearbeitet von Th. Stein, Heidelberg. Herausgegeben von der Pfalzzentrale Heidelberg. 55 S.

*** Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Vierte Auflage. Herausgegeben von L. Elster, Ad. Weber und Fr. Wieser. Dritte Lieferung: Haftpflicht — Handelspolitik. Jena, Verlag Gustav Fischer. Preis je Lieferung 15 M.

*** Jahrbuch 1920 des Deutschen Transportarbeiterverbandes. Berlin, Verlagsanstalt Courier. 193 u. 65 S. Geh. 15 M.

*** Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften. Erster Jahrgang, Heft 1. Zeitschrift des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln. Herausgegeben von den Direktoren des Instituts Chr. Eckert, H. Lindemann, M. Scheler, L. v. Wiese. Reihe A: Soziologische Hefte. München, Duncker & Humblot. 98 S. Geh. 12 M.

*** Ledig oder verheiratet. Einspruch gegen die Abstufung der Beamtenbesoldung nach dem Familienstand und zugleich gegen die Ledigensteuer, sowie ein Vorschlag zur Linderung der heutigen Heiratsnot. Potsdam, Gropiussche Hofbuchhandlung. 65 S.

*** Note des deutschen Ausschusses für Oberschlesien an die Interalliierte Regierungs- und Plebiszitkommission in Oppeln vom 27. Juli 1921. Breslau, Graß, Barth & Co.

*** Reglung des Handels und Verkehrs in Rußland. Gesetze und Verträge der Sowjetregierung. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel, bearbeitet von W. Hahn und A. v. Lilienfeld-Toal. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer. 158 S. Geh. 40 M.

*** Richtlinien zu einem Gesetz über die gemeinwirtschaftliche Reglung des Wohnungswesens. Aufgestellt vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und Allgemeinen freien Angestelltenbund. Berlin, Verlag des Gewerkschaftsbundes. 88 S.

*** Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Preußen. 17. Band. Herausgegeben vom Preußischen Statistischen Landesamt. Berlin, Selbstverlag. 456 S. Geh. 12 M.

*** Vorwärts-Almanach. Kalender für das arbeitende Volk. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 80 S. Geh. 4 M.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

In neuen Auflagen sind erschienen:

Die Urgesellschaft

von Lewis H. Morgan

Vierte Auflage ◆ Preis gebunden in Halbleinwand 45 Mark

Die Deutsche Revolution

Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849

Von Wilhelm Blos

Preis gebunden 55 Mark

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 8 Ausgegeben am 18. November 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten

Von Franz Lauffötter

Seit das Wort von Karl Marx: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« als Mahnruf in die Welt hinausschallte, wurde immer wieder die Forderung erhoben, die gesamte Arbeitnehmerschaft müsse zu einer Einheitsfront zusammengeschweißt werden. Zunächst innerhalb der einzelnen Länder und dann über die Grenzen hinaus müsse ein mächtiger Heerbann geschaffen werden zum Kampfe gegen die kapitalistische Ausbeutung. Es galt daher, alle Kräfte zusammenzufassen und auf ein gemeinsames Ziel zu richten.

Doch zeigte sich im Laufe der Zeit, daß dieser Gedanke, so großartig und einleuchtend er auch war, bei seiner Verwirklichung auf ungeahnte Hindernisse und Hemmungen stieß. Wohl gelang es, durch eine zähe, unermüdliche Arbeit immer größere Schichten der eigentlichen Proletarier in die Kampffront einzureihen, aber die sogenannten gehobenen Proletarier hielten sich Jahrzehnte hindurch fern. Besonders die Angestellten, deren Zahl von Jahr zu Jahr mehr anschwoll, dünkten sich etwas Besseres zu sein, sie nannten sich mit Stolz »Kopfarbeiter« und zogen in unbegründeter Überhebung einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und den einfachen Proletariern, die sich als Handarbeiter bezeichneten. Zum Glück für die proletarische Bewegung und den Sozialismus beginnt diese Scheidung zu schwinden, der Gedanke einer Interessen- und Arbeitsgemeinschaft setzt sich allmählich durch, und die Einheitsfront der Arbeiter und Angestellten ist kein bloßer Wunsch mehr. Noch sind wir allerdings nicht über den Berg hinweg, aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, bahnt sich langsam ein Zusammenarbeiten der Kopf- und Handarbeiter an. Wenn auch noch manche Intellektuelle in kaum verständlicher Verblendung sich in der Rolle von Schildhaltern des Kapitalismus gefallen und in kaum begreiflicher Verständnislosigkeit sich gegen die sozialistischen Bestrebungen ablehnend verhalten, so drängt doch die Entwicklung offensichtlich zu einer Einheitsfront.

Theoretisch betrachtet, besteht eine unverkennbare Interessengemeinschaft aller Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern. Die Besitzer der Produktionsmittel können ohne die Arbeitskraft der Nichtbesitzer von Produktionsmitteln nichts anfangen und müssen sich deswegen diese Arbeitskraft in irgendeiner Weise aneignen, was heutzutage auf dem Wege des Arbeitsvertrags geschieht. Als Käufer der Ware Arbeitskraft — kapitalistisch gesprochen — wollen sie billig kaufen, weshalb sie für niedrige Löhne oder Gehälter, für lange Arbeitszeiten und intensive Arbeitsweisen sind. Die Verkäufer der Ware Arbeitskraft wollen diese hingegen möglichst teuer verkaufen, weshalb sie hohe Löhne oder Gehälter, kurze Arbeitszeit und einen mäßigen Intensitätsgrad der Arbeit erstreben. Nun müssen wir aber die eigenartige Beobachtung machen, daß die Käufer der Arbeitskraft ihr ge-

meinsames Interesse gemeinschaftlich vertreten, mögen sie auch sonst durch den Konkurrenzkampf zerklüftet sein, daß aber die Verkäufer der Arbeitskraft noch nicht zu der Einsicht gekommen sind, daß zur Vertretung ihrer Interessen eine Geschlossenheit notwendig ist. Der geschlossenen Kampffront der Kapitalisten steht oft große Zersplitterung der Proletarier gegenüber. Wir wollen hier nicht von der politischen Zerklüftung des Proletariats sprechen, wir wollen lediglich darauf hinweisen, daß auf rein wirtschaftlichem Gebiet das Proletariat den Eindruck eines bunt zusammengewürfelten, undisziplinierten Heerhaufens macht. So bedauerlich dies ist, so ist es doch erklärlich.

Daß die Arbeiter und Angestellten bisher noch nicht zu einer einheitlichen Kampffront gelangt sind, erklärt sich zunächst aus der Struktur unseres Wirtschaftslebens. Die Entwicklung zum Großbetrieb hat eine ungemein große Differenzierung der Arbeiter innerhalb der Betriebe mit sich gebracht. In einem jeden größeren Betrieb hat sich eine Über- und Unterordnung notwendig gemacht. Es hat sich eine Hierarchie herausgebildet, die geradezu militärisch anmutet. Diese Über- und Unterordnung der in einem Mittel- oder Großbetrieb Beschäftigten liegt im Wesen der Betriebe begründet. Es muß Leute geben, die Anordnungen treffen, es muß auch Leute geben, die diese Anordnungen ausführen. Autorität und Disziplin sind die Vorbedingungen der Rentabilität dieser Betriebe. Diese Gliederung des wirtschaftlichen Organismus schafft Gegensätze, die notwendigerweise zu Reibungen führen. Man braucht nur in irgendeinen Betrieb hineinzublicken, um sofort zu beobachten, daß nicht nur ein wirtschaftlicher Gegensatz vorhanden ist, der durch die Staffelung der Löhne oder Gehälter hervorgerufen wird, sondern daß auch ein seelischer Gegensatz besteht, der seine Ursache in der Über- und Unterordnung an sich hat. Diese Gegensätze werden noch verschärft durch die Zwitterstellung der Vorgesetzten, die gewissermaßen die Puffer bilden zwischen Kapitalisten und Arbeitern. Sie sind die Vertreter des Unternehmers, dessen Interessen sie nach allen Richtungen hin wahren sollen, und diese Stellung veranlaßt sie oft, daß sie sich als Antreiber betätigen. Wie dies auf die Arbeiter wirkt, ist bekannt. Es besteht daher meist ein gespanntes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, das zu einer fortwährend sprudelnden Quelle von Mißhelligkeiten wird und das Gefühl für proletarische Interessengemeinschaft ertötet.

Daher ist es eine unabweisbare Aufgabe, diese seelische Differenzierung zu mildern und möglichst zu beseitigen, damit eine antikapitalistische Einheitsfront angebahnt wird. Allerdings werden die pekuniären Unterschiede bleiben, denn ein Einheitslohn ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, aber es muß gelingen, wenn der feste Wille vorhanden ist, eine seelische Annäherung der feindlichen Elemente herbeizuführen. Dazu ist es nötig, daß die Vorgesetzten mit der einseitigen Vertretung der Unternehmerinteressen brechen. Sie dürfen nicht ihre Aufgabe allein darin erblicken, ohne Rücksichtnahme auf das Wohl ihrer Untergebenen hohe Erträge herauszuwirtschaften. Sicherlich dürfen sie nicht pflichtvergessen durch Laxheit und Nachlässigkeit den Betrieb schädigen, aber was sie niemals vergessen dürfen, ist das, daß sie auch die Verpflichtung haben, die Interessen ihrer Untergebenen zu wahren. Auch der letzte Arbeiter muß die Überzeugung gewinnen, daß sein Vorgesetzter ein sozial empfindender Mensch ist, und diese Überzeugung wird zweifellos eine seelische Annäherung im Gefolge haben.

Hinzukommen muß noch, daß ein jeder Vorgesetzter in seinen Untergebenen keine minderwertigen Menschen erblicken darf, sondern daß er sie als Mitarbeiter betrachten und behandeln muß, die Anspruch haben auf Achtung und Anerkennung ihrer Menschenwürde. Er muß die Kunst verstehen, Autorität und Kollegialität miteinander zu verbinden, Vorgesetzter und Kamerad in einer Person zu sein. Je mehr Menschen diese Kunst verstehen, desto mehr werden sie dazu beitragen, dem Ideal näher zu kommen, die Betriebe zu Arbeitsgemeinschaften umzugestalten, in denen die Menschen sich innerlich verwandt fühlen und sich solidarisch unterstützen. Zweifellos vermögen auch die Betriebsräte, falls sie ihre Aufgabe erfaßt haben, in dieser Beziehung segensreich zu wirken, indem sie ihren Einfluß dahin ausüben, daß auch die Arbeiter an ihrem Teil dazu beitragen, eine seelische und damit auch eine gewerkschaftlich-sozialistische Einheitsfront ins Leben zu rufen, um Reibungen möglichst zu vermeiden. Auch von dieser Seite aus hapert es noch sehr, weil noch allzuviele Vorurteile und Mißverständnisse obwalten, aber einem vernünftigen Betriebsrat muß es gelingen, seine Kollegen und Kolleginnen dahin zu erziehen, daß sie ihren Vorgesetzten das ohnehin schon schwere Amt nicht noch mehr erschweren. In dieser Beziehung sei darauf hingewiesen, daß wir Gewerkschaften gehabt haben, die ihre Mitglieder, die in eine leitende Stellung eingerückt waren, der Mitgliedschaft für unwürdig erklärten und sie einfach ausschlossen — ein Unfug, der heutzutage wohl als überwunden bezeichnet werden darf.

Eine zweite Ursache, die die Bildung einer Einheitsfront zwischen Arbeitern und Angestellten erschwert, ist zu suchen in der eigenartigen Struktur unseres gesellschaftlichen Lebens. Wie innerhalb der Betriebe eine wirtschaftliche Gliederung, so besteht außerhalb der Betriebe eine soziale Gliederung, die seelische Dämme aufwirft zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten. Bekanntlich waren im Mittelalter die verschiedenen Stände scharf voneinander geschieden, was ein scharf ausgeprägtes Standesbewußtsein zur Folge hatte. Auch heute noch besteht ein sozialer Gegensatz zwischen Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Beamten, Künstlern usw., der noch nicht überbrückt ist. Als in der kapitalistischen Produktionsweise das moderne Proletariat auf der Bildfläche erschien, gelang es nicht, diese neue Gruppe in den gesellschaftlichen Organismus einzugliedern. Die Arbeiter wurden von den anderen Bevölkerungsschichten gleichermaßen als minderwertige Menschen angesehen und behandelt, was natürlich den ohnehin vorhandenen Riß nur noch erweiterte. Die Folge davon war, daß das Proletariat ein proletarisches Selbstbewußtsein in sich entwickelte, das bei jeder Gelegenheit mit dem Standesbewußtsein der anderen Volksschichten kollidierte. Die wirtschaftliche Scheidung wird durch eine soziale Scheidung ergänzt, wodurch Gegensätze hervorgerufen werden, die auf unser Volksleben eine unheilvolle Wirkung ausüben. Unser Volk, das nach außen hin den Eindruck einer Einheit macht, ist im Innern völlig zerklüftet und zerrissen, eine Tatsache, die alle jene unangenehmen Erscheinungen erklärt, die uns in der Entwicklungsgeschichte der letzten hundert Jahre begegnen.

Weil die übergroße Mehrzahl der Angestellten aus den sogenannten besseren Ständen stammt und von ihrer sozialen Umwelt aufs stärkste beeinflußt wird, ist es erklärlich, daß so zahlreiche Angestellte, trotzdem sie die wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit dem Proletariat instinktiv emp-

finden, noch immer nicht den Mut besitzen, aus dem engen Pferch ihres Standesdünkels herauszutreten und den Schritt zu tun zur proletarischen Gemeinschaft. Sie scheuen das Bekenntnis zur Sozialdemokratie und den Weg zum Proletariat, weil sie glauben, daß sie dadurch ihrer gesellschaftlichen Stellung etwas vergeben. Sie halten sich für mehr als die »gewöhnlichen« Arbeiter; sie lehnen es ab, mit den Arbeitern in einen Topf geworfen zu werden. Selbst die aus dem Proletariat stammenden Angestellten werden vielfach von dem Dunst der Standesvorurteile umnebelt und vergessen ihre Herkunft, weil sie nicht Charakterstärke genug besitzen, sich dem Einfluß ihrer Umwelt zu entziehen. Sie sind stolz darauf, in die »bessere Gesellschaft« aufgenommen worden zu sein. Dieser Standesdünkel ist so stark, daß er selbst das wirtschaftliche Interesse in den Hintergrund drängt. Es gibt unter den Stehkragenproletariern, wie sie genannt werden, nicht wenige, die sich wirtschaftlich viel schlechter stehen als die eigentlichen Proletarier, aber ihre Standesideologie hält sie vor einem Zusammengehen mit dem Proletariat zurück. Diese Leute, die einen proletarischen Geldbeutel, aber eine kapitalistische Gesinnung haben, sind der Hemmschuh des proletarischen Aufstiegs.

Hier, an diesem Punkte muß der Hebel angesetzt werden, wenn es besser werden soll. Solange das Proletariat nicht imstande sein wird, die Geistesarbeiter zu sich herüberzuziehen und in das kämpfende Heer einzureihen, so lange wird es einen aussichtslosen Kampf führen. Darum müssen die Angestellten aufgeklärt werden über die wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Zusammenhänge innerhalb der heutigen Gesellschaft. Sie müssen bekannt gemacht werden mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, damit sie lernen, wie sich die Unterschichten allmählich emporgearbeitet haben zur Gleichberechtigung mit den anderen Bevölkerungsschichten. Es gilt ferner ihr Mitgefühl zu wecken mit der Lage der Millionen, »die im Schatten leben«. Die Angestellten müssen lernen, über die abstoßenden Züge des proletarischen Kampfes hinwegzusehen und sein wahres Wesen und seinen wahren Sinn zu verstehen. Andererseits müssen aber auch die Arbeiter manche Ecken und Kanten abschleifen, um ein Zusammengehen zu ermöglichen. Vor allen Dingen kommt es darauf an, in die Gemüter der Angestellten das Gefühl für soziale Gleichwertung hineinzupflanzen, die mit persönlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer und technischer Wertung nichts zu tun hat. Solche Seelen- und Arbeitsgemeinschaft zwischen Kopf- und Handarbeiter auf der Grundlage gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Achtung hat schon der Dichter Freiligrath vorausgeschaut, als er in seinem Gedicht »Requiescat« jeder Arbeit Ehre und Preis zuerteilte und die Mahnung aussprach: »Doch auch dessen, der mit Schädel und mit Hirn hungernd pflügt, sei nicht vergessen.«

Fragen der Wohnungswirtschaft

Von A. Ellinger

Der Mangel an Wohnungen. Vor dem Kriege wurden alljährlich zur Unterbringung unseres Bevölkerungszuwachses etwa 200 000 neue Wohnungen gebaut. Dazu kamen etwa 30 000 bis 40 000 Wohnungen, die als Ersatz für abgängige alte Wohnungen dienten. Während des Krieges hat eine irgendwie ins Gewicht fallende Neubautätigkeit nicht stattgefunden,

und seit Beendigung des Krieges wurden insgesamt nicht viel mehr Wohnungen gebaut, als vor dem Krieg in einem Jahre. Dadurch ist auf dem Gebiet des heutigen Deutschen Reiches ein Ausfall von über einer Million Neuwohnungen entstanden. Dieser Ausfall konnte nicht ausgeglichen werden durch die Zahl der Gefallenen, weil diese zum größten Teil Familien hatten, so daß durch den Tod eines Mannes meistens nur ein Bett, nicht aber eine Wohnung freigemacht wurde. Auf der anderen Seite fiel für den Wohnungsmarkt die große Zahl der Flüchtlinge ins Gewicht, die aus den abgetretenen Gebieten und aus dem Ausland nach Deutschland strömten, und deren Zahl man auf etwa 800 000 schätzt. Alles in allem rechnet man heute nach Fertigstellung einer größeren Anzahl Not- und Behelfswohnungen noch mit einem tatsächlichen Bedarf von 800000 bis 1 Million Neuwohnungen und mit einem Bedarfszuwachs von 150 000 Wohnungen in jedem Jahr, so daß, wenn im nächsten Jahrfünft die Wohnungsnot beseitigt werden sollte, insgesamt etwa $1^1/_2$ Millionen Wohnungen zu bauen wären.

Unmöglichkeit des privatkapitalistischen Wohnungsbaus. Vor dem Kriege wurde der Wohnungsbau im wesentlichen auf privatwirtschaftlicher Grundlage betrieben. Der Wohnungsbau war ein Geschäft, das man betrieb, wenn es Gewinn einbrachte, und das man unterließ, wenn nichts oder nicht genug daran zu verdienen war. Zu verdienen war am Wohnungsbau nur, wenn die Mieten für Neuwohnungen so hoch angesetzt werden konnten, daß sich aus ihnen das Neubaukapital ordnungsmäßig verzinsen ließ und daß für den Hausbesitzer außerdem noch ein ausreichender Verdienst abfiel. War das infolge der gestiegenen Baukosten nicht mehr der Fall, so stellte das Privatkapital den Wohnungsbau ein, bis durch die natürliche Bevölkerungsvermehrung eine Wohnungsnot entstand und die gesteigerte Nachfrage nach Wohnungen die Mieten so weit in die Höhe trieb, daß das Bauen wieder rentabel wurde. Das »freie Spiel der Kräfte« regelte also vor dem Kriege sowohl die Höhe der Wohnungsmieten wie den Umfang des Wohnungsbaus.

Gegenwärtig ist der Wohnungsbau auf privatwirtschaftlicher Grundlage nicht möglich, weil die deutsche Mieterschutzgesetzgebung die Mieten gewaltsam niedrig hält und damit ein rentables Bauen verhindert. Die Baukosten betragen heute etwa das Vierzehn- bis Sechzehnfache der Vorkriegszeit. Sollte sich heute das Neubaukapital angemessen verzinsen, so müßten auch die Mieten für Neuwohnungen entsprechend den gestiegenen Baukosten steigen, das heißt gegenüber der Vorkriegszeit um etwa 1400 bis 1600 Prozent. Für eine Wohnung, die vor dem Kriege 500 Mark Miete kostete, wären dann etwa 7000 bis 8000 Mark Jahresmiete zu zahlen. Solche Mieten wären für Neuwohnungen natürlich nur dann möglich, wenn die Mieten für alte Wohnungen von gleicher Güte zuvor auf annähernd die gleiche Höhe stiegen. Vor einer solchen Mietsteigerung werden die deutschen Mieter durch die Mieterschutzgesetzgebung und durch die Gewährung von Baukostenzuschüssen geschützt. Gleichzeitig wird damit aber auch der Bau von Wohnungen durch das Privatkapital verhindert. Wenn auf privatwirtschaftlicher Grundlage Wohnungen gebaut werden sollten, dann müßte die deutsche Mieterschutzgesetzgebung mit allem, was drum und dran hängt, fallen.

Die Realisierung der Goldwerte im Haus- und Grundbesitz. Von den Haus- und Grundbesitzern und von den an der Steigerung der Grundrenten interessierten Kreisen wird die Aufhebung der Mieterschutzgesetzgebung und die Wiederherstellung des freien Spiels der Kräfte auf dem Bau- und Wohnungsmarkt mit steigendem Nachdruck verlangt. Das ist durchaus begreiflich; denn für die Besitzer der alten Häuser bedeutet unter dem freien Spiel der Kräfte jede Verteuerung des Bauens eine Steigerung der Mieten und jede Steigerung der Mieten einen unverdienten Wertzuwachs und eine Erhöhung ihrer Grundrente. Der höhere Mietenertrag wurde früher stets durch Aufnahme neuer Hypotheken kapitalisiert oder bei Grundstücksverkäufen in Form gesteigerter Grundstückspreise eingestrichen. Heute ist den Hausbesitzern die Realisierung des aus der Verteuerung des Bauens entstehenden Mehrwerts für ihre alten Häuser nicht möglich. Ja, die Hausbesitzer können infolge der Mieterschutzgesetze nicht einmal die früher in ihren Besitz hineingesteckten Goldwerte realisieren. Die Mieten, die sie heute in Papiermark bekommen, sind im ganzen nur wenig höher als diejenigen, die sie früher in Goldmark bekamen. Das Reich hat die im Hausbesitz steckenden Goldwerte zugunsten der Mieter gebunden und den Hausbesitzern die Verfügungsgewalt darüber genommen. Indem es die Miete gesetzlich auf etwa ein Zehntel der Summe bemißt, die die Mieter unter dem freien Spiel der Kräfte heute zu zahlen hätten, macht es den Hausbesitzern die Veräußerung wie die Verrentung ihres Besitzes zu Goldwerten unmöglich. Nach kapitalistischem Begriff bedeutet das, daß das Reich die Hausbesitzer zwingt, den Mietern etwa neun Zehntel der Wohnungsmieten zu schenken.

Mieter und Wohnungsnot. Die Mieter haben bis jetzt die engen Zusammenhänge zwischen der Wohnungsnot und den heutigen niedrigen Mieten noch nicht allgemein erkannt. Sie halten es zum Teil für ganz selbstverständlich, daß — im Gegensatz zu manchen anderen Bedarfsgegenständen, deren Preise um weit über 1000 Prozent in die Höhe gingen — die Wohnungsmieten nicht wesentlich über die im Jahre 1914 eingenommene Höhe steigen dürfen. Schon bei geringen Mietsteigerungen, die zur Ausführung der nötigen Reparaturen und zu einer geordneten Wohnungsverwaltung erforderlich sind, drohen sie mit dem Mieterstreik. Sie gehen dabei von der Auffassung aus, daß eine Erhöhung ihrer Mieten zu einer Bereicherung der Hausbesitzer führte, da ja ihre Wohnungen schon vor dem Kriege für billiges Geld erbaut worden seien. Die Mieten für ihre Wohnungen, sagen sie, seien von Anfang an so hoch festgesetzt worden, daß sich das in den Häusern steckende Kapital angemessen verzinsen und daß sich auch die Wohnungsverwaltung davon bestreiten lasse.

Ich will hier nicht im einzelnen untersuchen, inwieweit diese Auffassung richtig ist, sondern nur darauf hinweisen, daß die gemeinnützigen Baugenossenschaften aller Art — die ihre Mitglieder niemals ausgebeutet, sondern die Mieten stets so niedrig wie möglich angesetzt haben — übereinstimmend erklären, daß bei den heutigen Mieten eine geordnete Wohnungsverwaltung und Instandhaltung nicht mehr möglich sei. Tatsache ist jedenfalls, daß die Verwaltung und Instandhaltung der Häuser heute viel teurer ist als früher. Die Kosten für Haus- und Wohnungsreparaturen sind, wie die Kosten für Neubauten, um etwa das Vierzehn- bis Sechzehnfache der

Vorkriegszeit gestiegen. Tatsache ist aber auch, daß die Hausbesitzer für Hypotheken heute im allgemeinen keine höheren Zinsen in Papiermark zahlen, als sie früher in Goldmark zahlten, daß sie also für die Verzinsung des in den Häusern steckenden fremden Kapitals keine wesentlich höheren Aufwendungen als früher zu machen haben. Würden die Mieten durch die Aufhebung der Mieterschutzgesetze und die Wiederherstellung des freien Spiels der Kräfte so hoch getrieben, daß wieder eine geordnete Neubautätigkeit auf privatwirtschaftlicher Grundlage möglich würde, so bedeutete dies, daß zwar die Haus- und Grundbesitzer ihre in ihrem Besitz steckenden Goldwerte realisieren und infolge der ungeheuren Nachfrage nach Wohnungen darüber hinaus noch gewaltige Gewinne einheimsen könnten, daß aber die Besitzer von Hypotheken ihre Zinsen nach wie vor in Papiermark bekämen und somit — wie alle Besitzer von Wertpapieren, Sparkassenguthaben und Bankeinlagen — durch die fortschreitende Entwertung des Geldes immer mehr enteignet würden. Eine derartige Behandlung der Hausbesitzer wäre weder volkswirtschaftlich erträglich noch gerecht.

Aber damit ist nicht gesagt, daß der heutige Zustand gerecht oder auch nur auf die Dauer volkswirtschaftlich erträglich ist. Wir haben gesehen, daß unter diesem Zustand diejenigen, die heute Wohnungen haben, vor der Auswirkung des freien Spiels der Kräfte, das heißt vor einer Verfünfzehnfachung bis Verzwanzigfachung ihrer Miete geschützt sind. Unter dem Schutz der Mieterschutzgesetze sitzen sie in ihren Wohnungen fest, und niemand kann sie, solange sie ihre mit den heutigen Wohnungswerten — das heißt den heutigen Neubaukosten — gar nicht mehr in Einklang stehenden Mieten zahlen, daraus entfernen. Auf der anderen Seite wird durch diesen ihren Schutz für die Wohnungslosen die Beschaffung von Wohnungen auf privatwirtschaftlicher Grundlage tatsächlich verhindert. Was liegt hier näher, als daß sich diejenigen, die heute Wohnungen haben, mit denen, die keine Wohnungen haben, solidarisch erklären, das heißt daß alle, die Wohnungen haben, und alle, die Wohnungen brauchen, die heutigen hohen Baukosten gemeinsam tragen, indem sie alle diejenige Miete zahlen, die zwar die Bereicherung privater Hausbesitzer ausschließt, die aber doch den Bau der erforderlichen Neuwohnungen auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage ermöglicht.

Das ist der Sinn des Wohnungsabgabegesetzes, das der Reichstag im Frühjahr dieses Jahres beschlossen hat. Als die Regierung im Herbst vorigen Jahres dieses Gesetz einbrachte, erhob sich dagegen in den Kreisen der Mieter — obwohl die Regierung nur eine ganz geringe und absolut unzulängliche Erhöhung der Mieten zur Finanzierung der Neubautätigkeit vorschlug — ein so stürmischer Protest, daß das Zustandekommen des Gesetzes im Reichstag gefährdet war. Und doch muß es für jeden Einsichtigen ganz klar sein, daß die Beseitigung der Wohnungsnot nur auf zwei Wegen möglich ist: entweder dadurch, daß man durch die Aufhebung der Mieterschutzgesetzgebung das freie Spiel der Kräfte auf dem Bau- und Wohnungsmarkt wiederherstellt und damit das Privatkapital wieder zum Wohnungsbau anreizt — das bedeutete, wie wir gesehen haben, eine Steigerung der Mieten um 1400 bis 1600 Prozent und die Realisierung der vollen Goldwerte für die Hausbesitzer —, oder dadurch, daß wir den Wohnungsbau und die ganze Wohnungswirtschaft auf gemeinwirtschaftliche Grundlage stellen, das heißt,

daß wir das ganze Volk zu einer großen Wohngemeinschaft machen und den erforderlichen Neubaubedarf aus der Wohnungswirtschaft heraus gemeinsam finanzieren. Im letzteren Falle kämen wir mit einer verhältnismäßig geringen Steigerung der Mieten aus. Der größte Teil der im Hausbesitz steckenden Goldwerte bliebe, den Hausbesitzern unerreichbar, zugunsten der Mieter und der Allgemeinheit in diesem Besitz gebunden.

Gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund und der Allgemeine freie Angestelltenbund haben kürzlich den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches Richtlinien zu einem Gesetz über die gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens unterbreitet, an denen auch die Mitglieder der beiden sozialistischen Reichstagsfraktionen mitgearbeitet haben und die im allgemeinen den vorstehend skizzierten Gedanken entsprechen.[1] Der Vorschlag fordert die Überführung aller Mietwohnungen mit den dazu gehörigen Gewerberäumen sowie dem dazu gehörigen Boden in den Besitz öffentlichrechtlicher Körperschaften gegen Zahlung einer festen oder mit Tilgungssätzen ausgestatteten Rente. Die Selbstverwaltungskörperschaften sollen alle Aufgaben der heutigen Hausbesitzer übernehmen und die Pflicht haben, jedem Wohnungsbedürftigen innerhalb einer angemessenen Frist eine Wohnung zu beschaffen. Zu diesem Zweck sollen sie das Recht haben, von allen Nutzungsberechtigten von Haus- und Grundbesitz bestimmte Abgaben zu erheben. Das Ziel des Vorschlags ist, für die gesamte Wohnungswirtschaft einen gemeinwirtschaftlichen Träger zu schaffen, die Mittel für die erforderlichen Neuwohnungen aus der Wohnungswirtschaft selbst zu gewinnen, die heutigen hohen Neubaukosten auf die Nutzungsberechtigten alter und neuer Wohnungen gleichmäßig zu verteilen und mit allen Kräften die Wiederkehr des freien Spiels der Kräfte auf dem Bau- und Wohnungsmarkt mit seinen gewaltigen Mietsteigerungen zu verhindern. Die Gemeinwirtschaft soll ein Schutz gegen die Realisierung der im Haus- und Grundbesitz steckenden Goldwerte durch die Hausbesitzer und Grundrentner sein; sie soll diese Goldwerte, soweit sie realisiert werden müssen, dem gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbau zuführen und sie damit der Allgemeinheit sichern. Sie soll ferner den Wucher mit Grund und Boden unmöglich machen und die Grundlage für eine Wohnungskultur auch für die breiten Volksmassen geben.

Die Vorschläge der Gewerkschaften lagen in den letzten Wochen bereits einem Unterausschuß des Wohnungsausschusses des Reichstags vor, der sich mit der Beschaffung der Mittel für die Neubautätigkeit, der Regelung der Baustoffwirtschaft und der Neuorganisation des gesamten Wohnungs- und Siedlungswesens zu beschäftigen hatte. Der Ausschuß, über dessen Arbeiten im Rahmen dieses Artikels im einzelnen nicht gesprochen werden kann, hat leider die Vorschläge der Gewerkschaften abgelehnt und einem Vorschlag des Stadtrats Friedrich Hofmann (Leipzig) zugestimmt, der von einer Überführung der vorhandenen Mietwohnungen in das Eigentum öffentlichrechtlicher Körperschaften absehen und lediglich den Gemeinden das Recht

[1] Richtlinien zu einem Gesetz über die gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens. Aufgestellt vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und Allgemeinen freien Angestelltenbund. Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

geben will, die Wohnungsverwaltung an Mietergenossenschaften zu übertragen. Es ist klar, daß einer solchen Regelung schwere Mängel anhaften, weil dabei ein einheitlicher Neuaufbau unserer Wohnungswirtschaft nicht möglich ist. Unsere Genossen im Reichstag werden deshalb alles daransetzen müssen, um zu einer weitergehenden und wirklich befriedigenden Regelung der Wohnungswirtschaft zu kommen.

Der Malthusianismus.[1]

Von **Wilhelm Hohoff.**

I

In der im Jahre 1798 zu London erschienenen Schrift »An Essay on the Principle of Population«[2] glaubte Thomas Robert Malthus (geboren 1766 auf Schloß Rookery als Sohn eines Landedelmanns, eines Freundes von David Hume), zur Zeit der Herausgabe seines berühmten oder berüchtigten Erstlingswerkes anglikanischer Pfarrer in Albury (Surrey), die Ursachen, die bisher den Fortschritt der Menschheit zur Glückseligkeit verhindert hatten, aufgedeckt zu haben in der »beständigen Tendenz alles organischen Lebens, sich über das vorhandene Maß der Nahrung zu vermehren, deren es zu seiner Erhaltung bedarf«. Das Menschengeschlecht hat daher ebenfalls die Tendenz, sich in »geometrischer Progression zu vermehren, das heißt wie die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, während die Subsistenzmittel sich nur in arithmetischer Progression vermehren, in dem Verhältnis von 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9.

---

[1] Wir sind nicht mit allen Ausführungen des Pfarrers Wilhelm Hohoff, des bekannten geistlichen Marxisten, einverstanden, glauben aber seiner Abhandlung über den Malthusianismus die Aufnahme in die Neue Zeit nicht versagen zu sollen, da sie einen sehr interessanten Beitrag zu einer Frage bietet, die heute nicht nur in unserer Parteipresse, sondern auch in kinderreichen Arbeiterfamilien viel erörtert wird. Die Redaktion der Neuen Zeit.

[2] Versuch über das Prinzip der Bevölkerung, deutsch von Hegewisch 1807, von Stöpel 1879, von Valentin Dorn, herausgegeben von Professor H. Waentig, Jena 1905. — Nach Karl Marx (»Kapital«, I, Ausgabe von Kautsky, 1914, S. 552, 553, Note 76) wäre die Malthussche Schrift »abgesehen vom rein deklamatorischen Teil« nichts als ein »schamloses und schülerhaft oberflächliches Plagiat aus Sir James Steuart, Townsend, Franklin, Wallace usw., welches nicht einen einzigen selbstgedachten Satz enthält«. Man darf schon glauben, daß er hierin recht hat. Dagegen irrt Marx, wenn er an der zuletzt zitierten Stelle sagt: »Obgleich Malthus Pfaffe der englischen Hochkirche war, hatte er das Mönchsgelübde des Zölibats abgelegt. Dies ist nämlich eine der Bedingungen der fellowship der protestantischen Universität zu Cambridge. Dieser Umstand unterscheidet Malthus vorteilhaft von den anderen protestantischen Pfaffen, die das katholische Gebot des Priesterzölibats von sich selbst abgeschüttelt haben ..., während sie gleichzeitig den Arbeitern das ‚Populationsprinzip' predigen.« — Malthus konnte zwar als Tutor in einem College nicht heiraten, aber er hatte kein »Gelübde« abzulegen; er war seit 1805 verheiratet und hatte Kinder. Daher sagt Lord Byron spottend in seinem »Don Juan« (XII, 20): »Und Malthus tut, was er in seinen Büchern schlecht macht.« Daß er einmal bei Sismondi in Genf mit elf Töchtern erschienen sein soll, wie Cherbuliez im »Journal des économistes« (1850, XXV, 135) erzählt, ist allerdings erfunden. Er hatte drei Söhne und eine Tochter.

Diese Tendenz, sich stark zu vermehren, und die dadurch entstehende Übervölkerung ist die Ursache aller Not, alles Elends und aller Unsittlichkeit; sie erzeugt die Kriege, Teuerungen, Hungersnot, Krankheiten, Laster, Verbrechen. Daher müssen besonders die Minderbemittelten das Heiraten unterlassen oder in der Ehe enthaltsam leben und möglichst wenig Kinder zeugen. Die Fruchtbarkeit der Ehen ist die wahre und dauernde Ursache der Armut, die Armut der Grund aller Übel in der Welt. Almosen, Wohltaten und Armenunterstützung jeglicher Art sind eigentlich Unsinn, da sie nur dazu dienen, die überzählige Bevölkerung aufrechtzuerhalten und zur Vermehrung anzureizen. Wer keine Existenzmittel besitzt, hat auch kein Recht zu leben. »Für den Armen ist an dem großen Gastmahl der Natur kein Gedeck aufgelegt, und die Natur befiehlt ihm, sich zu packen, denn er hat vor seiner Geburt die Gesellschaft nicht erst gefragt, ob sie ihn haben wolle.«[2]

Die Arbeiter müssen von der Kanzel und in der Schule belehrt werden, daß sie das unkluge Heiraten unterlassen oder beschränken. »Das Volk muß sich selbst als die Hauptquelle seines Elends betrachten.« Denn die Heirat ist »ein Luxusbedürfnis, auf das die Armen keinen Anspruch haben«.

Der Engländer Marcus, der seines Vorgängers Malthus Buch über die Prinzipien der Bevölkerung in seinem Werke »Über die Möglichkeit einer Abwehr der Übervölkerung nebst Angabe einer schmerzlosen Vertilgungstheorie«[4] noch überflügelt hat, lobte in demselben die Zeiten der Sklaverei und des Kindesmordes, weil damals die Volkswirtschaft durch eine Übervölkerung nie hätte in Verlegenheit geraten können. Marcus will demnach eine Assoziation gründen, welche arme Familienväter dazu anhält, je das dritte Kind zu erdrosseln, die Mütter aber zu belehren, daß diese ihre Kinder mit Freuden der Nationalökonomie, dem allgemeinen Wohle zum Opfer bringen sollen! Später wandelt diesen Ökonomen jedoch ein Schwindel der Barmherzigkeit an, und er will die Kinder durch Einatmung von Gas gleich bei ihrem ersten Schlummer schmerzlos vertilgen lassen.

Der deutsche Arzt Dr. Karl August Weinhold empfahl in einer Reihe von Schriften, die ganze männliche Bevölkerung bis zu einem gewissen Zeitpunkt zu infibulieren. »Ich schlage demnach«, so sagt er, »als eine allgemeine und dringend notwendige Maßregel eine Art unauflöslicher Infibulation mit Verlötung und metallischer Versiegelung vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, ganz geeignet, den Zeugungsakt bis zum Eintritt in die Ehe zu verhindern.... Diese Art von Infibulation werde vom vierzehnten Lebensjahr an und so fort bis zum Eintritt in die Ehe bei solchen Individuen angewendet, welche erweisbar nicht so viel Vermögen besitzen, um Kinder ernähren und erziehen zu können. Sie verbleiben bei denen zeitlebens, welche niemals in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können« usw.[5]

---

[3] Diesen letzteren besonders anstößigen Satz hat Malthus allerdings in den späteren Auflagen seiner Schrift gestrichen. Er findet sich in der zweiten Auflage des Originals auf S. 531: »At nature's mighty feast there is no vacant cover for him, she bids him to gone« usw.

[4] Marcus, On the possibility of limiting populousness, to which is added the Theory of painless Extinction. London 1846. 4. Auflage.

[5] Weinhold, Von der Übervölkerung in Mitteleuropa und deren Folgen auf die Staaten und ihre Zivilisation, Halle 1827, S. 32 f.

Herr Christian v. Ehrenfels, Professor der Philosophie an der Prager Universität, forderte gesetzliche Einführung der Polygamie statt der bisherigen Monogamie, ferner »eine offenkundige, soziale Legitimierung der Hetären mit ethisch (!) und ästhetisch befriedigender Ausbildung des häteristischistischen Sexualgenusses«. Schwächliche oder mißgestaltete Kinder, Kinder, die nach der sechsten Geburt oder nach dem 45. Jahre der Mutter beziehungsweise dem 50. Jahre des Vaters geboren würden, müßten von einem Ärztekollegium *auf sanfte Weise aus dem Leben geschieden werden*. (Sexualethik. Wiesbaden 1907; Die konstitutionelle Verderblichkeit der Monogamie und die Unentbehrlichkeit einer Sexualreform. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1907, 4. Jahrgang, 5. und 6. Heft.)

Zu ganz so monströsen Vorschlägen kommen andere deutsche Ärzte — und fast die Mehrzahl aller »aufgeklärten« Autoren aus allen Fakultäten — nun allerdings nicht, sie empfehlen als »sicherstes und am meisten sittliches« Mittel den präventiven Verkehr. Dieser genüge vollkommen, die Armut zu beseitigen.

Während manche Mediziner den präventiven Verkehr für das allein Natürliche und wahrhaft Sittliche erklären gegenüber der traditionellen ehelichen Fruchtbarkeit, sehen andere darin bloß ein notwendiges Übel oder das kleinere Übel. So schreibt Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann: »Vor allem soll immer wieder festgestellt werden, daß geschlechtlicher Verkehr mit künstlicher Verhinderung seiner natürlichen Folgen *unsittlich ist und stets bleiben wird*, und daß es ein trauriges Zeichen des allgemeinen Niederganges ist, wenn Kindersegen als ein Unglück betrachtet werden muß und wenn sowohl wirtschaftliche wie gesundheitliche Verhältnisse eine Beschränkung der Kinderzeugung dringend fordern.... Die sogenannten Schutzmittel im Geschlechtsverkehr sind also nur ein unangenehmer Notbehelf, ein Zugeständnis unserer traurigen *sozialen* Zustände, ein Rettungsmittel vor Krankheit und sozialer Not — im übrigen eine *beklagenswerte und häßliche Notwendigkeit!*«*

Fast sämtliche liberale Ökonomisten haben die Lehre des Malthus adoptiert; so Ricardo, Mac Culloch, Chalmers, Miß Harriet Martineau usw. in England, Dunoyer, Garnier, Say, Chevalier, Legoyt usw. in Frankreich, Scialoja, Rossi in Italien, Estrada in Spanien, Rau, Mohl, Roscher, Schäffle, Conrad, Dietzel, Adolf Wagner, Schönberg, Brentano, Philippovich usw. in Deutschland, Cooper in Amerika.

Lord Brougham feierte Malthus 1834 im englischen Oberhaus mit einem begeisterten Dithyrambus, »weil er der politischen Ökonomie eine der größten Bereicherungen hinzufügte, welche sie gewonnen hat, seit sie den Namen einer Wissenschaft verdiente«. Vor allen aber bemühte sich John Stuart Mill, der Malthusschen Lehre weitesten Eingang zu verschaffen. Mill ist der Ansicht, es müsse sich unter den Arbeitern ein allgemeines Pflichtgefühl, eine öffentliche Meinung bilden, daß jemand, der seine Familie rücksichtslos vermehre, eine unmoralische Handlung begehe, »so daß jeder Arbeiter den anderen, der mehr Kinder hätte, als die Umstände der Gesellschaft durch-

* Fischer-Dückelmann, Die Frau als Hausärztin, Stuttgart 1903, 90. bis 100. Tausend, S. 243. Im Jahre 1913 war von diesem Werk über eine Million verkauft; außerdem ist es in 12 Sprachen übersetzt.

schnittlich gestatten, so ansehe, als ob dieser andere ihm ein Unrecht antue und den Platz einnehme, worauf er ein Anrecht habe«. »Man darf nur sehr geringe Fortschritte der Moral erwarten, solange die Hervorbringung zahlreicher Familien nicht mit demselben Gefühl betrachtet wird wie die Trunkenheit oder irgendein anderer physischer Exzeß. Solange die Aristokratie und die Geistlichkeit (es ist von der anglikanischen die Rede) das Beispiel des Mangels an Enthaltsamkeit geben (durch kinderreiche Ehen), was kann man von den Armen erwarten?«

Bei dieser Gelegenheit kann Mill es nicht unterlassen, die Praxis der Kirche bezüglich der Ehe als ökonomisch verwerflich zu bezeichnen und dem katholischen Klerus eine Lektion zu erteilen. »Religion, Moral und Staatsweisheit« — so klagt der vielgepriesene englische Volkswirt — »haben bisher miteinander in der Ermunterung zum Heiraten gewetteifert. Die Religion hat noch jetzt nicht die Ermunterung dazu aufgegeben. Die römisch-katholische Geistlichkeit — von anderer Geistlichkeit braucht gar nicht geredet zu werden, weil keine andere bedeutenden Einfluß auf die niederen Volksklassen ausübt — hält es überall für ihre Pflicht, das Heiraten zu fördern, um der Unsittlichkeit vorzubeugen.« [7]

Dagegen lobt und billigt er das entgegengesetzte Verfahren mancher europäischen Regierungen, die bis vor kurzem die Erlaubnis zum Heiraten an den Nachweis eines Vermögens von bestimmter Höhe knüpften: »Die Gesetze, welche in vielen Ländern des Kontinents die Ehe verbieten, wofern nicht die Beteiligten die genügenden Mittel zum Unterhalt einer Familie nachweisen, sind keine Überschreitung der dem Staate zukommenden Gewalt, es liegt keine Verletzung der Freiheit in ihnen.« [8]

Daß die Malthussche Theorie im höchsten Grade und in jedem Betracht verderblich wirken mußte, liegt auf flacher Hand. Sehr gut und schlagend sind in dieser Hinsicht die Bemerkungen, welche schon Cobbett und Proudhon gemacht haben. Der erstere sagt von Malthus: »Dieser Mann ist nicht nur Protestant, sondern Pastor unserer Kirche. Nun will er einen großen Teil der arbeitenden Klassen vom Heiraten abgehalten wissen, und Herr Scarlett brachte wirklich eine Bill ins Parlament, welche zum Teil jenen Zweck hat; die Hauptabsicht beider ist, eine Verminderung der Armentaxe zu bewirken. Malthus nennt das, was er anempfiehlt, nicht Zölibat, sondern bloß eine »moralische Beschränkung«. Und was ist Zölibat anders als eine moralische Beschränkung? Da schmähen also die Leute die katholische Kirche, weil sie auf Keuschheitsgelübden von seiten derer besteht, die Priester oder Nonnen

[7] J. S. Mill, Principles of political economy, II, 13, § 1 und 2.

[8] Mill, Über die Freiheit (Gesammelte Werke, deutsche Übersetzung, Leipzig bei Fues), Band I, S. 115. Vergl. auch Braun, Zwangszölibat für Mittellose (in Fauchers Vierteljahresschrift, 1867, IV, 8) und Roscher, Nationalökonomie, I, § 258. Die Darstellung der Bevölkerungslehre bei Roscher ist, ebenso wie die meisten anderen Partien seines sehr verbreiteten Handbuchs, ein Muster einer unklaren und unentschiedenen Halbheit, die sich weder für noch gegen auszusprechen wagt und die augenscheinlich selbst nicht weiß, wie sie daran ist, was als recht und was als falsch und schlecht zu bezeichnen sei. Das, was im Vordersatz behauptet wird, wird im Nachsatz wieder umgestoßen, und Text und Anmerkungen stehen oft in unversöhnbarem Widerspruch miteinander. Bald sind ihm die Behauptungen des Malthus »bedenklich«, bald ein festes Eigentum der Wissenschaft!

werden wollen, und zugleich schlagen sie vor, die arbeitenden Klassen zu zwingen, im ehelosen Stande zu leben oder offenbar Gefahr zu laufen (samt ihren Kindern), Hungers zu sterben! Ist das bloße Unverschämtheit oder ist es bare Verrücktheit? Eines oder das andere ist es, und zwar in höherem Grade, als je vorher aus dem Munde eines Sterblichen vernommen ward. Sie tun, als glaubten sie, das Keuschheitsgelübde der Geistlichen sei unsinnig, weil die Natur beständig daran arbeitet, es zu überwältigen. Wenn das nun der Fall bei Männern von Erziehung ist, bei Männern, deren Religion ihnen Enthaltsamkeit, Fasten, beständiges Gebet und eine endlose Menge von Kasteiungen auferlegt; wenn das der Fall bei Männern ist, die durch ein feierliches Gelübde gebunden sind, dessen Bruch, wenn er bekannt wird, sie unauslöschlicher Schmach aussetzt; wenn das bei solchen Männern der Fall und es daher schlecht und grausam ist, wohlgemerkt, sie nicht zu zwingen, solche Gelübde abzulegen, sondern ihnen zu erlauben, es freiwillig zu tun: was muß es sein, junge Männer und Weiber der arbeitenden Klasse zu zwingen, im ehelosen Stande zu leben oder sich geradezu dem Hungertod preiszugeben? Die Antwort ist leicht: es ist die größte Inkonsequenz oder vorbedachte Nichtswürdigkeit.« [*]

Der Sozialist Proudhon äußert: »Die Hinausschiebung der Ehe bis zum vierzigsten Jahre, das stellte sich Malthus in der Einfalt seines Herzens als das Nützlichste, Philosophischste und Moralischste wider die Bevölkerung und ihr Überhandnehmen vor. Die Unterdrückung der Liebe, die Hungersnot des Herzens, wurde von ihm der Hungersnot des Magens entgegengestellt. Das nannte er in seiner keuschen Sprache moralischen Zwang, im Gegensatz zu allen menschenmörderischen oder schmutzigen Formen physischen Zwanges, die er verwarf. Durch einen unvermeidlichen Übergang, den jeder andere als Malthus vorhergesehen hatte, wurde der moralische Zwang unter der Feder und nach den Intentionen der entschiedensten Malthusianer gar bald ein rein physischer Zwang, für die Lust sehr wenig beschwerlich und für die Schamhaftigkeit im höchsten Grade ein Ärgernis. In diesem Sinne hat das Publikum, das in Sachen der Liebe nicht subtil ist, die Malthussche Theorie verstanden, obgleich der ehrenwerte Schriftsteller fortwährend gegen diese Auslegung protestiert hat. Moralischer Zwang, physischer Zwang, das ist also alles, was uns über die Ursachen des Pauperismus und über die Mittel zu seiner Abhilfe im neunzehnten Jahrhundert sowohl der Wissenschaft der Ökonomen als die Moral der Eklektiker und die Philosophie jener tüchtigen Universitätsmänner, bei denen der bloße Name Loyola das Gewissen zum Murren und die Tugend zum Erröten bringt, zu sagen vermocht haben! Nachdem diese Heuchler den Zölibat der Priester und die christliche Jungfräulichkeit verdammt und die Beleidigung der Natur und der Moral angeklagt hatten, besaßen sie weder den Mut, zum Heiraten aufzumuntern, noch den, die Enthaltsamkeit zu empfehlen, und predigen den Liebenden, den

[*] Cobbet, Geschichte der protestantischen Reform in England, deutsch von Pfeilschifter, 4. Auflage, Mainz 1862, S. 133, 134 (§ 27). Von dem katholischen Zölibat sagt er: »Mögen wir das Zölibatgesetz der katholischen Kirche aus dem religiösen, moralischen, bürgerlichen oder politischen Gesichtspunkt betrachten, so finden wir, daß es auf Weisheit gegründet und ein großer Segen für das Volk im allgemeinen war und seine Abschaffung tief zu beklagen ist.« (§ 128.)

Gatten den ... moralischen Zwang. Und dann deklamieren sie gegen die Jesuiten! Verbergt euch, Sanchez, Lemos, Escobar, Busenbaum, die ihr das Laster nur kanntet, um es zu unterdrücken und zu bestrafen: die Staatsökonomie verdunkelt euch alle!« [10]

Es gereicht dem Sozialismus überhaupt zur Ehre, daß alle seine namhaftesten Wortführer sich mit großer Entschiedenheit gegen den Malthusianismus erklärt haben, und zwar nicht bloß, weil er arbeiterfeindlich, sondern auch, weil er unmoralisch und naturwidrig sei. »Der Sozialismus kann sich rühmen, daß er in der Bevölkerungsfrage der Rächer der öffentlichen Ehrbarkeit war, er wird es bis ans Ende sein.« [11] Selbst die »freie Liebe«, die manche Sozialisten verkünden, ist harmlos und keusch zu nennen im Vergleich zu der ekelhaften, widernatürlichen Unzucht, für die die Neo-Malthusianer mit größtem Eifer Propaganda machen. In England tun das sogar ganz offen und ohne Scheu »gebildete« Damen. Besonders rührig zeigte sich Mrs. Annie Besant, die auch schriftstellerisch aufgetreten ist.[12] Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts haben zahlreiche Ökonomisten, Fabrikanten und »Philanthropen« in größeren und kleineren Werken, ja selbst in Flugblättern, die in Hunderttausenden von Exemplaren unter den englischen Arbeitern gratis verteilt wurden, das Volk »belehrt« und »aufgeklärt«, ihm den »präventiven geschlechtlichen Verkehr« empfohlen und die nötige »technische Anweisung« dazu gegeben. Im Jahre 1878 hat sich sogar unter dem Vorsitz des Dr. C. R. Drysdale zu diesem unsauberen Zweck ein eigener Verein, die »Malthusian League« gebildet. »Die Mitglieder der Liga« — berichtet darüber Dr. Stille — »sind natürlich meist Engländer; doch gehören zwei Franzosen, Herr Yves Guyot und Herr Salandier zu Paris sowie der im Haag wohnende holländische Abgeordnete van Houten zum Vorstand....

Seit dem 1. Februar 1879 gibt die Malthusian League eine Monatsschrift »The Malthusian« heraus, die den Zweck hat, für die Ziele der Gesellschaft Propaganda zu machen; außerdem sind eine Anzahl malthusianischer Flugblätter erschienen, die massenhaft verbreitet werden. In der Julinummer des »Malthusian« berichtet ein Herr Gaskill, daß er in Gemeinschaft mit einem Freunde begonnen habe, solche Flugblätter unter der ärmeren Bevölkerung Bradfords zu verbreiten. Diese beiden Herren gehen systematisch von Straße zu Straße, verteilen jene Blätter und belehren zugleich die Armen über die zu wählenden Mittel, die sie in den Stand setzen, die unerwünschte, zu bedeutende Vermehrung der Familien zu hindern. Herr Gaskill erzählt, sie würden sehr gut aufgenommen und träfen an einigen Orten schon eine ihrer Ankunft vorangegangene Kenntnis des Gegenstandes; in etwa drei oder vier Monaten hoffte er ganz Bradford zu absolvieren.

---

[10] Proudhon, Contradictions économiques, II, Kapitel 13, § 3 (deutsch von Jordan, II, S. 408 bis 412).

[11] Proudhon, Die Gerechtigkeit in der Revolution. Deutsch von Pfau, Hamburg 1858, I, S. 350. Vergl. auch seine Schrift »Les Malthusiens«. H. Soetbeer, Die Stellung der Sozialisten zur Malthusschen Bevölkerungslehre, Berlin 1886, eine von der philosophischen Fakultät zu Göttingen gekrönte Preisschrift, ist weder vollständig noch unbefangen und objektiv.

[12] Annie Besant, Das Gesetz der Bevölkerung. Aus dem Englischen. Berlin 1881.

Wir dürfen es der britischen Energie zutrauen, daß bald in allen größeren Städten des Inselreichs in gleicher Weise vorgegangen wird. Schon jetzt werden in London, Manchester, Edinburgh und anderen großen Plätzen häufig über die Bevölkerungsfrage, den Malthusianismus, die Ursachen der Armut, staatliche Mittel gegen diese und einschlägige Kapitel Vorlesungen gehalten. In Bälde dürfen wir größere Wirkungen der kräftig in die Hand genommenen Agitation erwarten; schon beschäftigten sich einige der größten Journale (zum Beispiel »Times«, »Echo«) mit der Bevölkerungsfrage!« [13]

Die Agitation griff bald auf alle zivilisierten Länder über. Die 1900 in Paris gegründete internationale Gesamtorganisation, Fédération universelle de la régénération humaine, und der französische Verein Ligue de la régénération humaine konnten sich in der Vorkriegszeit schnell entfalten. Die Begeisterung dieser Reformatoren ging so weit, daß sie eine französische Bevölkerung von 15 Millionen für völlig ausreichend hielten; sie würde durch Qualität ersetzen, was ihr an Zahl abgeht.

Professor Wilhelm Roscher, nach Schäffles Urteil der »erste und gefeiertste Ökonomist, den Deutschland besitzt«, sagt, obgleich er selber ein halber Malthusianer ist, in seinem Lehrbuch der Nationalökonomie: »Ein sehr trauriges Zeichen der Zeit würde es sein, wenn die Schrift ‚Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft oder physische, geschlechtliche und natürliche Religion, eine Darstellung der wahren Ursache und der Heilung der drei Grundübel der Gesellschaft, der Armut, Prostitution und Ehelosigkeit, von einem Doktor der Medizin' (Berlin 1871) wirklich nach der neunten Auflage des angeblich englischen Originals übersetzt wäre. Alles durch und durch atheistisch, materialistisch und unsittlich, mit dem Grundgedanken, die Frauen zu belehren, wie sie die Empfängnis verhindern können!« [14]

Allerdings ist diese Schrift wirklich nach der neunten Auflage des englischen Originals übersetzt. Das englische Original führt den Titel »Elements of Social Science« und ist in London bei Truelove zuerst 1854, später in mehr als dreißig sehr starken Auflagen erschienen,[15] auch die deutsche Übersetzung hat viele neue Auflagen erlebt. Zahlreiche liberale Blätter in Deutschland haben dieses Werk besprochen und empfohlen. Die deutsche »Wissenschaft« hat es entweder ignoriert oder den Inhalt »kühl bis ans Herz hinan« diskutiert und auch nicht den leisesten Ton sittlicher Entrüstung von sich gegeben. Der einzige derartige Laut, der an die Öffentlichkeit gedrungen, ist das oben mitgeteilte Urteil Roschers und eine ähnliche Äußerung Adolf Wagners.[16] (Schluß folgt)

---

[13] Der Neo-Malthusianismus, das Heilmittel des Pauperismus, von Dr. med. C. Stille, Vizepräsident der Malthusian League zu London, Berlin 1880, S. 79, 80. Otto, Künstliche Unfruchtbarkeit, 1892, 5. Auflage.

[14] Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie (§ 251, Note 12).

[15] Der anonyme Verfasser war der Bruder des bekannteren Neumalthusianers Dr. Drysdale, der im Jahre 1877 die Malthusian League gründete mit dem Programm der gesetzlichen Beseitigung der einschlägigen Strafvorschriften und der Verbreitung des neuen Evangeliums.

[16] Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie, 1892, 3. Auflage, I, 2, S. 462.

Die Stellung des Arbeitergesangs in der Kultur unserer Zeit

Von Dr. Alfred Guttmann

(Schluß)

II

An den im ersten Artikel geschilderten Mängeln tragen gewisse veraltete Erscheinungen die Hauptschuld. Man bekam früher — und zwar aus denselben Gründen, wie man keine guten Komponisten gewinnen konnte — wenig gute Dirigenten; die gemeinsame Arbeit zwischen dem Vorstand und dem (meist bürgerlich eingestellten) Dirigenten war eigentlich nur das Einstudieren und Vorführen der Chöre. In bezug auf die Programmzusammenstellung und die gesamte Weiterentwicklung des Vereins wurde der Dirigent meist übergangen. Dort, wo die organisatorisch führenden Männer im Vorstand selber künstlerischen Fragen nahestanden, ging das vielleicht an; denn unterderhand suchte man Fühlung mit dem Dirigenten und stellte so Programme zusammen, die höheren Ansprüchen genügten. Wo aber im Vorstand künstlerische Kenntnisse mangelten — und das war natürlich meistens der Fall —, da war man auf das mehr oder weniger sichere Urteil des Dirigenten angewiesen, ihm auf gut Glück ausgeliefert; oder man bestimmte über ihn weg und spielte so eine Art Lotterie, ob es gut gehen konnte oder eine Blamage wurde. Das ist an vielen Stellen allmählich anders geworden: die Zahl der guten und erfahrenen Dirigenten und damit die Qualität der Programme hat sich gehoben. Auch die Form der Programmbücher und -hefte hat sich wesentlich verbessert. Aber noch mehr im argen liegt die Gesangskunst. Dort, wo die schönen Stimmen blühen und die Singelust mit dem Talent verbunden ist — am Rhein —, dort hört man Chöre von oft bezauberndem Klangreiz. Aber was man in anderen Teilen von Deutschland zu hören bekommt, wo provinzielle Sprachmanieren herrschen — ich will keine Städtenamen nennen! —, das ist oftmals nicht erbauend. Seit einiger Zeit sind Bestrebungen an vielen Orten im Gange, unsere Mitglieder auch als Sänger fortzubilden, ihnen die Fähigkeiten zu verschaffen, ihre Stimme und Sprache im Chorgesang besser, zweckmäßiger und schöner zu verwenden.[2] Ein weiteres schweres Hemmnis für die künstlerische Arbeit ist die mangelnde Notenkenntnis unserer Sänger — auch eine Folge von Schulsünden der Vergangenheit! Unendlich viel Zeit wird dadurch verloren, daß der Dirigent den Sängern nun alles so lange vorsingen muß, bis sie es nach dem Gehör können. Ein Nach-Noten-Singen würde diese stumpfsinnige Einpaukarbeit um das Vielfache verkürzen, und die gewonnene Zeit käme der künstlerischen Ausgestaltung der Musik zugute. Hier liegt natürlich auch einer der Gründe, warum die großen, guten bürgerlichen Chöre, deren Mitglieder ja zum großen Teil Noten kennen, es so viel leichter haben, wirkliche Leistungen im Singen, in künstlerischem Gestalten der Musik zu vollbringen. Auch hierin wird nun im Arbeitersängerbund gearbeitet. Über das Wie der Methoden verbreite ich mich hier natürlich nicht, das gehört in die Fachzeitschriften unserer Bewegung, wo von den Fachleuten darüber viel geschrieben worden ist.

[2] Derartige Stimm- und Sprachbildungskurse haben wir in einem unserer ältesten und künstlerisch höchststehenden Chöre, dem Berliner Volks-Chor, schon vor zwölf Jahren mit gutem Erfolg eingeführt; desgleichen Notenkurse.

Eine dritte Reform zielt auf die Weiterbildung unserer Sangesbrüder im Rahmen der musikalischen Volksbildung. Das kann einmal geschehen, indem man unsere Leute auf solche Volkshochschulkurse,[3] in denen sachgemäß gearbeitet wird, hinweist. Daneben wird man eigene Kurse einrichten müssen, die für die speziellen Bedürfnisse unserer Arbeitersänger gedacht sind. Das heißt: man wird das Verständnis für Musikhören fördern, man wird Übersichten über die Entwicklung der Musik unter besonderer Berücksichtigung der Gesangsmusik geben (und die Instrumentalmusik mehr in den Hintergrund schieben als sonst!), man wird Konzerte vorbildlicher Art einrichten, um unseren Sängern auch Werke von scheinbar fernerliegendem Inhalt, Form und Struktur, wie Orgelmusik, Oratorien, Kammermusik, Orchesterwerke vorzuführen, an denen sie ihre Kenntnisse erweitern, ihren Geschmack bilden und gute und schlechte Musik nach tieferen Gründen unterscheiden lernen als denen des rein-sinnlichen Wohlklangs. Solche Kurse mit anschließenden Konzerten hat der Gau Berlin zum Beispiel gleich nach dem Kriege eingeführt. Wer von unseren Sängern vorher Bachs und Beethovens Wunderwerke nicht gekannt hatte — und das war wohl die Mehrzahl —, erlebte so zum erstenmal innerliche Erschütterungen, die ihm die Beschäftigung mit seiner bisherigen Liedertafelei nie vermittelt hatte. (Und es fiel ihm, wie das der Leiter eines mitteldeutschen Gaues mir gegenüber einmal ausdrückte, »wie Schuppen von den Ohren«.)

Solche Erfahrungen führen zwangsläufig dazu, daß alte Vorurteile fallen — wie über die sogenannte Kirchenmusik —, daß man gute und schlechte Bearbeitungen unterscheiden lernt, daß man nach anderer Kost hungrig ist als armseligen vierstimmigen Schmarren für Männerchöre. Das starke Anwachsen von gemischten Chören ist eines der besten Zeichen für diese wachsende Erkenntnis. Die Veranstaltung von Konzerten in Kirchen ein weiteres Freiwerden von — nun, sagen wir ruhig — von konservativen Neigungen, die in den meisten Menschen stecken, vor allem in solchen, die durch ihre mangelhafte Schulbildung weniger eigenes Urteil haben, aus gegebenen Tatsachen sich schwerer eine durchdachte Folgerung allgemeiner Art herausziehen können als die, denen das Glück einer systematischen Bildungsmöglichkeit in den Schoß gefallen ist. Während der wirklich freidenkende Mensch sich mit der gleichen Liebe in das künstlerische Erlebnis vertiefen kann, das der »Tannhäuser« oder der »Parsifal« auslösen, so haftet der noch Unfreie am Stofflichen.

Er kann es nicht vertragen, daß Gott in Chören gepriesen wird — aber es tut ihm nichts, wenn ein paar hundert Männerstimmen dem Kindlein vorsingen: »Schlaf nun selig, schlaf süß, schau im Traum 's Paradies.« Er

[3] Es muß leider festgestellt werden, daß an den meisten Städten, in denen Volkshochschulen bestehen, ein — oft berechtigtes — Mißtrauen der singenden Arbeiterschaft besteht. Die Lehrer an den meisten sogenannten »Volkshochschulen« (die oft nichts anderes sind als die früheren »Bildungsakademien«, in denen man hier ein Häppchen Kunst, da einen Bissen Wissen vorgesetzt bekam) sind oft ganz ungeeignet für solche Zwecke. Sie sprechen eben für sogenannte »Gebildete«, die »besseren Kreise« — oder, wenn sie populär werden wollen, glauben sie wie zu Kindern sprechen zu müssen. Es rächt sich, daß man früher so wenig Fühlung mit unserer Arbeiterbildungsbewegung gehabt hat. In Berlin liegt es glücklicherweise anders.

kann sich nicht in das Volksempfinden langer Jahrhunderte hineinversetzen, das erfüllt war vom Glauben an Gott, an ein besseres Leben nach dem Tode und einer tiefen Sittlichkeit. Er hört nur das Wort »Gott« und verwechselt die kirchliche Lehre mit der künstlerisch-ethischen Einstellung auf etwas Hohes, etwas Irrationales, das »Unbekannte in uns selber«. Hier Einsicht zu verbreiten, dazu dient die Kunstpropaganda, die im Bund seit einiger Zeit durch Vorträge und Ansprachen gefördert wird. (Ich verweise auf meine Veröffentlichungen in der Bundeszeitung und den Monatszeitschriften der Gaue Berlin und Hannover.)

Eine durch den Krieg unterbrochene, aber auch vordem nur wenig gepflegte Seite der Bewegung ist die Beziehung zur internationalen Arbeiter- und Volksmusik. Wir müssen viel mehr und dann gute Bearbeitungen fremder Volkslieder in unseren Chören singen. Meist begnügt man sich mit der (künstlerisch nicht guten) Internationale, vernachlässigt aber die (viel bessere) Marseillaise, singt dann einige wenige, meist ganz uncharakteristische fremde Volkslieder, die gar nichts über die nationale Note jener Musik besagen und uns auch im Verständnis des Seelenlebens anderer Völker nicht weiter bringen. Aber die Schätze der slawischen, böhmischen, nordischen und romanischen Volksmusik sind unseren Arbeitersängern vollkommen unbekannt. Die Konzertreisen, die früher unsere Chöre in das Ausland machten, sind jetzt — aus Valutagründen — leider unmöglich, aber wir müssen versuchen, ausländische Arbeiterchöre zu Kunstreisen nach Deutschland zu veranlassen, um die abgebrochenen menschlich-künstlerischen Bande wieder anzuknüpfen.

Wenn man diese Fülle von Arbeitsmöglichkeiten, die zugleich Notwendigkeiten sind, überblickt, so erkennt man, daß auch für uns, die wir für künftige Zeiten schaffen wollen, genug zu tun ist. Aber das ist klar: wenn der Arbeitergesang nicht wesentlich weiterschreitet, kann er am Ausbau und Aufbau unserer Volkskultur nicht in dem Maße mitschaffen, wie er nach seiner zahlenmäßigen Größe, nach seiner Tradition, nach seinen Ansprüchen es will.

Verschwiegen darf nicht werden, daß auch die Partei sich zu wenig um dies Stiefkind kümmert. Das empfindet man oft bitter im Bund. Auch in den Kreisen unserer parlamentarisch tätigen Genossen muß der Sinn für die kulturelle Bedeutung des Arbeitergesanges geweckt werden. Es genügt nicht, wenn zufällig ein für unsere Aufgaben interessierter Mann im Ministerium sitzt — das kann morgen anders sein. Es muß innerhalb der Partei das Bewußtsein wach sein, welche wichtige Rolle im Seelenleben des Arbeiters die Kunst der Musik bedeutet. Der Gesang ist ihm die einzig mögliche Äußerungsform, sich künstlerisch zu betätigen, selber in Kollektivarbeit das künstlerische Werk zu schaffen. Keine andere Kunst kann ihm so die Religion ersetzen. Die Musik gibt ihm die Lösung von den Sorgen des Alltags, sie läßt ihn mitschwingen in der Harmonie der Sphären, sie entrückt ihn den Mühen arbeitsschweren Tagewerks, läßt ihn die Trauer kummervoller Nächte vergessen und breitet um ihn die Gefilde seligen Vergessens des Alltags. Wer im Gesang dieses Glück gefunden, der ist gefeit gegen die Traurigkeit, die uns das Leben immer wieder zuträgt. Helft alle mit, daß dies Glück vielen unserer Brüder werde!

Zwei Männer — zwei Welten

Von Viktor Schiff

Jedes Land, jedes Volk hat seine Justizskandale gehabt. Deutschland hat deshalb kein Recht, auf die Flecken pharisäisch herabzublicken, mit denen sich seine Gegner besudelt haben. Heute noch steigt einem die Schamröte ins Gesicht, wenn man die Niederträchtigkeiten erlebt, die die preußische Klassenjustiz fast täglich begeht, nachdem es ihr in den ersten Revolutionsmonaten durch eine geschickte Verstellung gelungen ist, die Weimarer Nationalversammlung zu täuschen und jene verfassungsmäßigen Klauseln zu erhalten, durch die ihr Fortbestehen mit dem alten Personal und dem alten Geist gesichert ist. Über Justizskandale im Ausland dürfen nur diejenigen bei uns sich entrüsten, die rücksichtslos auch die eigenen Justizskandale an den Pranger zu stellen wagen.

Dies vorausgeschickt, dürfen wir deutsche Sozialdemokraten den Prozeß gegen Caillaux als das bezeichnen, was er ist: eine der schändlichsten Gemeinheiten, die während des Krieges begangen worden sind. Nur die allerwenigsten Deutschen sind in der Lage gewesen, die Geschichte dieses Prozesses von Anfang an und in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Auch hat diese Affäre eine durch allerlei außenpolitische, innerpolitische und nicht zuletzt persönliche Momente außerordentlich kompliziert gemachte Vorgeschichte, die bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, bis zu der ersten Ministertätigkeit Caillaux' im Kabinett Combes (1902) zurückreicht. Aber auch der Prozeß selbst ist derart verwickelt, derart phantastisch, daß sogar die meisten französischen Politiker sich niemals recht darin ausfanden. Die spannendsten, unwahrscheinlichsten Detektivromane und -filme verblassen neben diesem Stück zeitgenössischer Geschichte. Und niemand wäre jemals imstande gewesen, das Buch des Caillaux-Prozesses zu schreiben außer Caillaux selbst.

Dieses Buch »Mes prisons« — »Meine Gefangenschaft« (deutsch von Viktor Heinrich Pfannkuche, Basel-Leipzig 1921, Rhein-Verlag, Preis geheftet 18 Mark, gebunden 25 Mark) ist geradezu ein Meisterwerk. Nicht allein die fabelhafte Sicherheit, mit der Caillaux den Stoff beherrscht — an sich erklärlich und doch keineswegs selbstverständlich bei der unglaublichen Menge von Anklagematerial, gegen die er sich zu wehren hatte —, auch nicht allein die Virtuosität, mit der er stilistisch und dialektisch auf dem wunderbaren Instrument der französischen Sprache spielt, drücken diesem Buche den Stempel der Genialität auf, sondern vor allem die Art, wie er es verstanden hat, aus diesem Wirrnis von Anklagepunkten, Hintertreppengeschichten, großen und kleinen politischen Problemen eine leichtverständliche, sonnenklare, spannende, ergreifende, überzeugende Darstellung herauszuarbeiten. Wohl noch nie ist die eigene Sache so überlegen und sicher geführt worden wie in diesem Falle.

Der Caillaux-Skandal lastet auf Frankreich. Er konnte nur entstehen in der allgemeinen Kriegspsychose, in die das französische Volk durch eine besonders schamlose Presse systematisch hineingehetzt worden war. Die Fortschritte, die die Bewegung zugunsten der Revision des Caillaux-Prozesses in Frankreich macht und weiter machen wird, können gewissermaßen als Barometer der moralischen und politischen Gesundung Frankreichs dienen. Schon beginnen die mächtigen Kräfte der Demokratie, die einst Frankreichs Stolz waren und die durch die Kammerwahlen von 1919 an die Wand gedrückt wurden, sich wieder zu regen. Die radikalsozialistische Partei, die damals zu feige war, um geschlossen für ihren Führer einzutreten, und diese ehrenvolle Aufgabe der sozialistischen Partei überlassen hatte, beginnt sich wieder zu sammeln. Auf ihrem Kongreß in Lyon in den letzten Oktobertagen haben die Radikalen beschlossen, einen großen Feldzug zugunsten der Revision der Urteile des Staatsgerichtshofs gegen Caillaux und dessen Freund und Teilhaber im Unglück Malvy zu führen. Zeichen der Zeit! Wir haben das Vertrauen, daß Frankreichs Demokraten, die einst die Bewegung zugunsten des Hauptmanns Drey-

fus von sich heraus zu entfachen und bis zum Siege durchzuführen vermochten, sich auch diesmal ihrer Aufgabe gewachsen zeigen werden: die politische Ehre des Landes zu retten, die durch die Clémenceau und Genossen in der Caillaux-Affäre aufs äußerste kompromittiert worden ist.

* * *

Es mag Erstaunen erwecken, daß unmittelbar nach dem Werke des Politikers Caillaux hier ein zweites Buch erörtert wird, das mit dem ersten anscheinend nicht das geringste zu tun hat — nämlich die Schrift, die der frühere Kaiserliche Staatssekretär im Auswärtigen Amt und Kaiserlicher Botschafter in Petersburg und Paris Freiherr v. Schön unter dem Titel »Erlebtes« (Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt, Preis geheftet 30 Mark) kürzlich hat erscheinen lassen. Es sind keineswegs das Kapitel, das der deutsche Diplomat über seine Pariser Zeit geschrieben, und die Stellen, die er darin der Agadirkrise von 1911 und dem damaligen französischen Ministerpräsidenten Caillaux gewidmet hat, die uns zu solcher gleichzeitigen Besprechung bewegen. Nein, diese etwas paradoxe Gegenüberstellung erfolgt unter einem anderen Gesichtspunkt. Das Erinnerungsbuch von Schön ist gewiß nicht uninteressant. Auch ist es eine durchaus angenehme Lektüre, die unter den unzähligen Memoirenwerken, die in den letzten Jahren bei uns erschienen sind, einen guten Durchschnittsrang einnimmt, und es würde sich vielleicht lohnen, manches Kapitel dem Inhalt nach zu erörtern, einzelne Mitteilungen und Behauptungen näher zu würdigen. Worauf es uns aber hier ankommt, ist folgendes: Caillaux und Schön sind zwei Typen von Staatsmännern, wie sie das französische beziehungsweise das deutsche Regime der Vorkriegszeit hervorgebracht hat. Eigentlich ist Caillaux bei allen seinen hervorragenden Fähigkeiten immerhin doch nur einer unter vielen oder zumindest unter mehreren: die Briand, Millerand, Viviani, Poincaré mögen speziell auf dem finanzpolitischen Gebiet an Caillaux nicht heranreichen, auf den einen oder den anderen Gebieten ihm überlegen sein, jedenfalls bilden sie allesamt mit ihm eine ziemlich zahlreiche Elite von französischen Staatsmännern.

Auch Herr v. Schön, der auf eine glänzende Diplomatenkarriere zurückblicken kann, gehörte zu der staatsmännischen Elite des wilhelminischen Deutschlands. Die wichtigsten Botschafterposten, die das Reich einst zu besetzen hatte, ja sogar zwischendurch die Berliner Zentralleitung der deutschen auswärtigen Politik wurden ihm anvertraut. Er hat diese Funktionen jedenfalls nicht schlechter, vielleicht sogar etwas besser ausgefüllt, als manch anderes Mitglied dieser »Elite« es hätte tun können. Das Erlebnisbuch, das er jetzt veröffentlicht, ist nach Form und Inhalt, wie gesagt, guter Durchschnitt. Daß es nicht mehr ist, liegt nicht an ihm: eine Politik, die in erster Linie auf höfisch-dynastischen Fundamenten beruhte und stets auf sie Rücksicht nehmen mußte — dieses Grundmerkmal kommt gerade in dem Buche Schöns deutlich zum Vorschein —, kann nichts Besseres als solche Durchschnittspersönlichkeiten hervorbringen. Einen Bismarck gibt es nur einmal unter einem solchen Regime, und es beruht auf einer völligen Verkennung der Tatsachen und Ursachen, wenn man sich darüber wundert und beklagt, daß wir in der entscheidenden Zeit des Weltkriegs keinen Bismarck als Führer besaßen.

Und nun welch ein Unterschied zwischen Caillaux und Schön! Welch ein Riese an Geist, Ideen, Energie, Zielbewußtsein ist der Franzose neben dem adligen bureaukratischen Deutschen mit kosmopolitischem Schliff! Jedes Kapitel, jede Seite des Buches von Caillaux löst einen geradezu überwältigenden Eindruck aus. Vom Memoirenbuch Schöns läßt sich bestenfalls sagen, daß es in seiner Gesamtheit den Leser anregt. Caillaux und Schön sind eben zwei typische Züchtungsprodukte zweier grundverschiedener Züchtungsmethoden. Der Franzose ist das Ergebnis einer vierzigjährigen parlamentarischen Demokratie, der Deutsche einer vierzigjährigen halbabsolutistischen Monarchie. Hätten wir während des Krieges auch nur einen Cail-

lanx besessen, dann hätte Deutschland vielleicht gesiegt. Aber wir konnten keinen Caillaux besitzen, weil das wilhelminische Deutschland nur Männer von der Art des Freiherrn v. Schön — bestenfalls! — hervorbringen konnte. Es war eben der Unterschied einer »Klasse« — im sportlichen Sinne —, und in der Politik ebenso wie im Sport siegt auf die Dauer stets die überlegene »Klasse«.

Literarische Rundschau

N. Lenin, **Zur Frage der Diktatur.** Wien 1921, Verlag der Arbeiter-Buchhandlung. Preis M. 2.50.

Henriette Roland-Holst, **Partei und Revolution.** Im gleichen Verlag. Preis M. 3.50.

Karl Radek, **Soll die Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentristische Partei des Wartens sein?** Hamburg 1921, Verlag Karl Hoym Nachf. Louis Cahnbley. Preis M. 1.50.

E. Varga, **Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft.** Verlag der Kommunistischen Internationale. Preis M. 1.50.

L. Larin und L. Kritzmann, **Wirtschaftslehre und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjet-Rußland 1917 bis 1920.** Im gleichen Verlag. Preis M. 3.50.

Alles, was recht ist, die Anhänger der Moskauer Internationale sind unermüdlich in der Propagierung ihrer Gedanken und Ziele. Sie überschwemmen den Büchermarkt mit Propagandaschriften, und trotz der hohen Papierpreise und Druckkosten veröffentlichen sie eine Reihe Bücher, deren Herstellungskosten die Preise weit übersteigen. Man kann ihnen dafür nur dankbar sein, da auch den minderbemittelten Genossen dadurch Gelegenheit geboten ist, sich mit der Gedankenwelt des Kommunismus vertraut zu machen.

In der ersten Schrift behandelt Lenin das Wesen und die Methode der proletarischen Diktatur. Er polemisiert gegen die sozialistischen Reformisten und Opportunisten und die russischen Kadetten, »die als Lippenbekenntnis die proletarische Revolution anerkennen, in der Tat aber das Wesentlichste und die Hauptsache im Begriff Revolution negieren«. Er behauptet, daß man ohne Vorbereitung der Diktatur kein Tatrevolutionär sein könne, und er sucht diese Behauptung zu beweisen. Ich kann nicht behaupten, daß diese Beweisführung überzeugend wirkt. Die Broschüre läßt eine tiefschürfende Behandlung des Diktaturproblems vermissen, immerhin mag sie der lesen, der die Auffassung der Bolschewisten kennenlernen will. Die holländische Kommunistin Henriette Roland-Holst singt einen begeisterten Hymnus auf den Bolschewismus, in dem sie ein bislang unerreichtes Ideal erblickt. Sie versteigt sich sogar zu der Behauptung, »daß die kommunistischen Parteien aus der natürlichen Auswahl einer Minorität der Besten entstehen«. Eine solch revolutionäre Ideologie hat natürlich mit der Wirklichkeit nichts zu tun, sie kann nur sozial-pathologisch gewertet werden. Tragikomisch wirkt es, daß diese begeisterte Lobsängerin des bolschewistischen Kommunismus von dem »maßgebenden« Interpreten des Kommunismus Karl Radek zugleich mit ihren Genossen Anton Pannekoek und Hermann Gorter in die Wolfsschlucht geworfen wird. In der vorerwähnten Broschüre heißt es nämlich: »Kommunist ist, wer die Resolutionen des zweiten Kongresses der Kommunistischen Internationale anerkennt. Demnach scheiden als Kommunisten Anton Pannekoek, Hermann Gorter und Henriette Roland-Holst von vornherein aus. Diese Genossen waren zwar uns allen bekannt als sehr gute Marxisten. Sie sind aber so ‚verbiestert', daß sie ihren Marxismus auf die jetzige Epoche nicht nur sehr schlecht anwenden, sondern uns derselben Sünde anklagen. Nun, man könnte den Verlust der ‚Holländischen Schule' (so nennt sich eine Sammlung sehr dünnflüssiger Produkte dieser Drei-

einigkeit) wirklich verschmerzen, wie hoch man auch die genannten Genossen schätzt. Aber das, was die genannten Genossen als Geist verzapfen, widerspiegelt nicht nur ihre vollkommene Isoliertheit von irgendeiner proletarischen Massenbewegung, was erklärlich ist angesichts der Lage in der holländischen Arbeiterbewegung und der Tatsache, daß sie sich praktisch mit der Astronomie, Philologie und anderen Künsten beschäftigen, nicht aber mit dem harten Kampfe des Proletariats.«

Derselbe Ton absprechender Überheblichkeit, den Radek gegen die Holländer anschlägt, drückt seiner ganzen Broschüre den Stempel auf. Von dem erhabenen Postament eines Bolschewistenhäuptlings aus schlachtet er alle jene Männer und Frauen ab, die sich noch eine eigene Meinung bewahrt haben und nicht nach seiner Pfeife tanzen wollen. Wer den Beschlüssen der Exekutive sich nicht willenlos unterwirft, der wird rücksichtslos abgeschlachtet: Hilferding, Dittmann, Crispien, Laufenberg, Wolfheim, Klara Zetkin, Adolf Hofmann usw. sind teils Verräter, teils Dummköpfe, und Karl Radek thront auf dem Sessel der Weisheit und der Zielbewußtheit. Am schlimmsten nimmt er Paul Levi mit, der versucht hat, gegen den Stachel zu lecken. Hier erhebt sich seine Sprache zu einem hohen Schwung: »Und wir sagen (man beachte den Pluralis majestatis! Der Ref.): Nicht der politische Leichnam Levis, den das deutsche Proletariat mit einer verächtlichen Fußbewegung in den Graben rollt, hat eine große politische Bedeutung. Eine politische Bedeutung hat der Zug der Leidtragenden, die zu seiner Grabstätte klagend sich bewegen.« Ähnliche Stellen von einer gleichen Bildhaftigkeit finden sich noch viele in der Broschüre, die ihre Inhaltlosigkeit durch bombastische Redewendungen zu verdecken sucht. Zweifellos ist Radek ein gewandter Stilist, aber er ist Fanatiker, der seine Blicke wie hypnotisiert auf sein Ziel, die proletarische Weltrevolution, richtet, die er sich natürlich ganz einseitig und schematisch vorstellt.

Gegen den Ton Radeks sticht die Broschüre Vargas und das Buch Larins und Kritzmanns wohltuend ab. Es sind darin rein sachliche Ausführungen wirtschaftlicher Natur enthalten, die des Lesens und Durcharbeitens wert sind. Allerdings tut der Leser gut, mit der nötigen Kritik an die Bücher heranzugehen.

Franz Laufkötter

Lebenserinnerungen. Von Helene Lange. Berlin 1920, Verlag F. A. Herbig G. m. b. H. 278 Seiten. Preis geheftet 19 Mark, gebunden 25 Mark.

Helene Lange ist eine Persönlichkeit, die der Entwicklung der bürgerlichen Frauenbewegung in den letzten fünfzig Jahren eine Richtung gegeben und in mancher Hinsicht eine Prägung aufgedrückt hat. Sie ist bedeutsam für die Veränderung der Stellung der deutschen Frau im privaten und öffentlichen Leben gewesen. So soll man auch in sozialistischen Kreisen dem Bericht über ihre Lebensarbeit Interesse entgegenbringen, um so mehr, da sich in diesem Bericht charakteristisch die Leistungen, aber auch die bedauerlichen Einseitigkeiten der bürgerlichen Frauenbewegung widerspiegeln. Diese Einseitigkeit hängt bei Helene Lange zusammen mit der Berufseinstellung. Sie ist Lehrerin, und wenn sie auch den Beruf der Jugendbildnerin, der Frau, durchaus großzügig auffaßt als menschenbildend weit über den Rahmen erlernbaren Wissens hinaus, als Bildung der mütterlichen Persönlichkeit, die ihre Eigenart und ihren Einfluß einzusetzen hat für die Formung des öffentlichen Lebens — so steht ihr doch die Schule in ihren verschiedenen Formen, die soziale Frauenschule inbegriffen, allzusehr im Mittelpunkt des ganzen Frauenproblems. Das tatsächliche Leben jenseits des Schulmäßigen, das Leben der produktiven Arbeit und der Arbeiterin liegt für sie so fern, daß dessen starke Probleme kaum hineinspielen in den Kreis ihrer Betrachtungen. Findet man sich von vornherein mit dieser Begrenzung ab, so wird man das Buch unbedingt schätzen müssen als Äußerung einer starken und lauteren Persönlichkeit und als wertvollen geschichtlichen Beitrag zur Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens, der höheren Bildungsmöglichkeiten, des Frauenstudiums, der Stellung der Lehrerin im Mädchen-

schulwesen. Man wird begreifen, welche Kämpfe diese Generation Helene Langes, der mehr als Siebzigjährigen, geführt hat, Kämpfe, die von der heutigen Generation, der manche Errungenschaften als selbstverständlich mühelos zufallen, meist allzusehr unterschätzt werden. Und man wird Helene Lange dankbar sein für die Art, wie sie ihre Persönlichkeit und ihre glänzenden Fähigkeiten in diesen Kämpfen eingesetzt hat. Sie kann auf viel Erreichtes mit Befriedigung zurückblicken. Wer indessen objektiv mit freiem Blick, wenn auch noch so sympathisch, den gerade durch diese Art des Bildungsstrebens vielfach geschaffenen und in der bürgerlichen Frauenbewegung führenden Frauentyp betrachtet, der wird eine gewisse folgerichtige Verengung durch einen doch etwas blutlosen Intellektualismus, der mehr und mehr das Übergewicht gewann, beklagen müssen. Menschlich sind die ersten Kapitel des Buches, die Kindheit und junges Werden schildern, bei weitem die erfreulichsten. Helene Lange selbst spricht aus, daß sie das menschliche persönliche Erleben zurückgestellt habe von der Zeit an, wo sie ihren Kampf für die Sache zu schildern unternahm. Ich bedaure diese Selbstbescheidung. Man wüßte gern auch mehr von dem Menschen Helene Lange, und gerade die Wärme, mit der die Geschichte der Kindheit berichtet wird, läßt wünschen, daß eine Ergänzung der vorliegenden Lebenserinnerungen nach der persönlich-biographischen Seite folgen möge.

Henni Lehmann

August Stein, **Irenaeus.** Aufsätze. Frankfurt am Main, Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei. 196 Seiten.

Das Buch eines Journalisten. Eine Sammlung von politischen und sozialen Aufsätzen, die der langjährige Berliner Korrespondent der »Frankfurter Zeitung« seinerzeit für dies Blatt schrieb. Der erste ist vom 5. April 1891 datiert und behandelt Windthorst, der letzte stammt aus dem Jahre 1907 und erzählt von einem Besuch englischer Journalisten in Berlin. Dazwischen liegen Artikel über Bismarck, Boetticher, Althoff, Bülow, Traeger, über Wilhelm II., den alten Reichstag, das Berliner Gesellschaftsleben und anderes mehr. Insgesamt sind es zwanzig Aufsätze, die nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode Steins hier zusammengestellt und gut eingebunden der Gegenwart dargeboten werden. In leichter feuilletonistischer Form plaudern sie über Dinge und Menschen, um die sich anscheinend damals die Weltachse drehte und die doch häufig so ganz anders, so viel harmloser waren, als es dem Fernstehenden schien. Vieles war Theaterdonner! Für beschauliche Stunden ein willkommenes Buch. Irenaeus war das Pseudonym, unter dem August Stein seine Berliner Briefe schrieb.

Kl.

Ernst Zahn, **Jonas Trutlmann.** Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 431 Seiten. Preis gebunden 27 Mark.

Ernst Zahn gehört zu den fruchtbarsten erzählenden Autoren der deutschen Gegenwart. Sein Schaffen ist wenig gleichmäßig. Neben künstlerisch Hochstehendem hat er vieles herausgebracht, das kaum als literarische Durchschnittsware anzusprechen ist. Seine Stärke liegt in der knapp umschlossenen Novelle. Hier versteht er es, Wirkungen höchster seelischer Spannung auszulösen. Seine Erstlingsbücher sind reich an derartigen Schöpfungen. Zahn aber liebt sichtlich die epische Breite des Romans. Nicht gerade zu seinem Vorteil. Denn hier verzettelt er sein reiches Können in oft allzu behaglich ausgesponnenen Einzelheiten. Leicht kommt es dann beim Lesen, daß man ein Ermüden nicht los wird, mögen auch Menschen und landschaftliche Staffage noch so fein und noch so liebevoll ausgesponnen sein. Das trifft auch zu einem guten Teil für seinen neuen Roman zu, einen Bauernstoff, der in gebirgiger Abgelegenheit — wie die meisten Werke des Dichters — spielt. Ein körperlich Verstümmelter arbeitet sich mit eiserner Willenskraft zum Herrn seiner Umwelt auf. Nicht nur Gut und Geld versteht er zu machen, sondern auch die Liebe einer feinen Frau zu gewinnen, die mit ihm den Gang durchs Leben wagt. Aber der leiblich Gekennzeichnete, der in allem Geschehen um ihn

herum Neid und Verrat wittert, vermag sich die Neigung zu seinem jungen, schönen Weibe nur für kurze Zeit zu wahren. Schon nach Monaten geht die Ehe in die Brüche. Die Entfremdung, die sich zwischen den beiden Ehegatten auftut, wird zur unüberbrückbaren Kluft. Selbst das Kind, das geboren wird, vermag kein Mittler und Versöhner zu werden. Die junge Frau stirbt. Und nun wächst langsam und ganz allmählich eine Neigung zwischen Vater und Sohn auf, die schließlich so stark und so sonnig wird, daß sie einen Hauch von Sühne und Vergeben über alles — auch über das Grab der früh Verstorbenen — ausstrahlt. Und so wird dieses ernste Buch zugleich auch zu einem tiefen Buch — einem Buch, das Liebe und Teilnahme wecken will für alle diejenigen, die körperlich gezeichnet den Dornenpfad ihres Lebens pilgern müssen. Das ist die ethische Seite des Romans. Psychologisch ist prächtig herausgearbeitet, wie die Willenskraft des Geistes alle körperlichen Hemmnisse zu zwingen und zu besiegen vermag. Die einzelnen Figuren sind — wie immer bei Zahn — überaus scharf und lebensecht gezeichnet. Die Handlung selbst wird gegen den Schluß der Erzählung hin etwas matt. Man hätte mehr Wucht, tiefere Tragik erwarten können. Aber das, was der Dichter eigentlich in seiner neuesten Schöpfung geben wollte, ist ihm doch wohl gelungen: ein versöhnendes Ausklingen, eine im Leser über den Schluß des Buches hinaus fortschwingende Nachdenklichkeit darüber, daß nur im »Leben und Leben-lassen« eine gewisse Gewähr für innerliches Befriedigtsein gegeben sein kann. So wird Ernst Zahns neuer Roman zu einem Buche von beachtenswerter sittlicher Größe. Wer eine gute Unterhaltungsgeschichte, wie wir sie zurzeit nicht gerade im Überfluß besitzen, lesen will, der sei auf dieses ethisch und künstlerisch hochstehende Werk verwiesen. L. L.

Notizen

Wiederaufbau der Industrie in den verwüsteten nordfranzösischen Gebieten. Der Wiederaufbau der während des Krieges zerstörten Städte und Dörfer Nordfrankreichs schreitet nur langsam vorwärts, da von seiten der jetzigen französischen Regierung die Wiederherstellung der vernichteten Wohnungen und Betriebe nur mit halber Energie gefördert wird. Darüber, was bisher auf industriellem Gebiet an Wiederaufbauarbeit ganz oder teilweise zerstörter Unternehmungen geleistet worden ist, macht das »Industrielle Wiederaufbauamt« (Office de reconstruction industrielle) folgende Mitteilungen:

Die 4800 durch den Krieg geschädigten industriellen Unternehmungen mit mindestens 20 Arbeitern, die vom Wiederaufbauamt festgestellt und in seiner Statistik berücksichtigt worden sind, beschäftigten 1914 vor Kriegsbeginn rund 835 000 Arbeiter. Davon hatten Ende August 1921 3800 Betriebe gleich 79,5 Prozent die Arbeit in mehr oder minder großem Umfang wieder aufgenommen — im Vergleich zu den Betriebsziffern der Jahre 1919 und 1920 nur eine mäßige Zunahme; denn danach waren von diesen 4800 Unternehmungen schon am 1. Juli 1919 46,3 Prozent, am 1. Juli 1920 63,7 Prozent, am 1. Januar 1921 76,9 Prozent und am 1. Juli 1921 79,2 Prozent in Betrieb. Am stärksten ist die Arbeitswiederaufnahme im Departement Meurthe et Moselle mit 88,2 Prozent, dann im Norddepartement mit 84,2 und in den Ardennen mit 82,6 Prozent.

Ungünstiger noch stellt sich das Ergebnis, wenn man die Zahl der beschäftigten Arbeiter mit in Betracht zieht; denn während vor dem Kriege, wie schon erwähnt, 835 000 Arbeiter tätig waren, werden jetzt nur 380 000, also nur 47,6 Prozent, beschäftigt gegen 9,7 Prozent am 1. Juli 1919, 42,1 Prozent am 1. Juli 1920 und 47,1 Prozent am 1. Juli 1921. Verhältnismäßig am besten hat sich die Metallverarbeitungsindustrie der zerstörten Gebiete erholt. Sie beschäftigt fast 60 Prozent der Arbeiter wieder, die vor dem Kriege in ihren Betrieben tätig waren.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

GENERAL LIBRARY
JAN 11 1922
UNIV. OF MICH.

Nummer 9 40. Jahrgang ✦ 1. Band 25. November 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Washington. Von J. Steiner-Jullien.

Der Streit um die Schiffahrtsabgaben auf dem Panamakanal. Von Max Schippel.

Der westfälische Staatsbergbau und seine Entwicklung. Von Joh. Mang, Steiger in Buer.

Der Malthusianismus. Von Wilhelm Hohoff. (Schluß.)

Dem Gedächtnis Dostojewskis. Von Dr. Elias Hurwicz.

Die Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Dr. Charl. Mendelsohn, **Wandlungen des liberalen England durch die Kriegswirtschaft.** ✦ Rudolf v. Delius, **Urgesetze des Lebens.**

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte

Sechs volkstümliche Vorträge von W. Reimes

Mit einem Geleitwort von Prof. Heinrich Cunow

Band 63 der Internat. Bibliothek • Preis geb. 24 Mark

Professor Cunow schreibt in seinem Geleitwort:

Das vorliegende Buch bedarf weder einer Rechtfertigung noch einer Empfehlung; denn es fehlt in der sozialistischen Literatur an einer Schrift, die in gleicher gemeinverständlicher Weise den Arbeiter, der sich über die Entstehung und das Werden des heutigen kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes unterrichten möchte, in das weite Gebiet der Wirtschaftsgeschichte einführt....

Leider ist die Kenntnis der wirtschaftlichen Zustände früherer Zeiten noch in fast allen Bevölkerungsschichten Deutschlands eine recht oberflächliche, und doch ist sie eine notwendige Vorbedingung der richtigen Erkenntnis unserer heutigen Wirtschaftsrichtung. Diese Kenntnis zu mehren und das Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen zu wecken, ist das Reimessche Buch meines Erachtens wie kein anderes der sozialistischen Parteiliteratur geeignet. Ich wünsche ihm deswegen bei seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt den besten Erfolg.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

In neuen Auflagen sind erschienen:

Die Urgesellschaft

Von Lewis H. Morgan

Vierte Auflage • Preis gebunden in Halbleinwand 45 Mark

Die Deutsche Revolution

Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849

Von Wilhelm Blos

Preis gebunden 55 Mark

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 9 Ausgegeben am 25. November 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Washington[1]

Von J. Steiner-Jullien

Drei Jahre nach Abschluß des Waffenstillstandes ist in der nordamerikanischen Bundeshauptstadt eine »Abrüstungskonferenz« zusammengetreten, die von der amerikanischen Regierung einberufen wurde. Diese Tatsache an sich mutet sonderbar genug an, um so mehr, als zu dieser Abrüstungskonferenz, die über den Kopf des sogenannten Völkerbundes hinweg einberufen worden ist, nur einige Regierungen eingeladen worden sind: England, Japan, Frankreich, China und Italien, denen dann — angeblich weil sie besonders in Ostasien interessiert seien und deshalb ihre Teilnahme an der Konferenz wünschenswert sei — noch die Niederlande, Belgien und Portugal hinzugefügt wurden. Diese merkwürdige Abrüstung, die sich nur auf einige Mächte beschränken soll und militaristische Staaten, wie Polen, ganz beiseite läßt, die ferner einen hauptsächlichen militärischen Faktor im gegenwärtigen Europa, die »kleine Entente« (Jugoslawien, Tschechoslowakei und Rumänien) völlig ignoriert, wird erst verständlich, wenn man die Dinge vom Standpunkt der Vereinigten Staaten betrachtet.

Amerika hat zwei große Sorgen: die Wirtschaftskrise und Japan. Aber auch der japanische Imperialismus verursacht in den Vereinigten Staaten in erster Linie wirtschaftliche Beunruhigungen. Denn Japan benutzt seine Vormachtstellung im äußersten Osten Asiens hauptsächlich zu dem Zweck, sich in China eine wirtschaftliche Monopolstellung zu sichern. Es hat den Krieg, währenddessen die Aufmerksamkeit der Regierungen auf den europäischen Kriegsschauplatz konzentriert war, benutzt, um sich in China wirtschaftliche Vorteile zu sichern, die die Konkurrenzfähigkeit der anderen Länder wesentlich herabmindern. Andererseits haben die Verträge von Versailles, Saint-Germain, Sèvres und Trianon die wirtschaftlichen Zusammenhänge Europas zerschnitten und den Wiederaufbau der Wirtschaft auf einer anderen Basis für lange Zeit unmöglich gemacht. Deshalb leidet Amerika, dessen Außenhandel über den Stillen und über den Atlantischen Ozean geht, beträchtlich unter der Weltwirtschaftskrise. Vom Stillen Ozean immer mehr zurückgedrängt, schließen sich ihm auch die europäischen Märkte. Rußland ist von der Weltwirtschaft vorläufig ausgeschieden, und das übrige Europa,

[1] Der obige Artikel traf leider zu spät ein, um noch in der vorigen Nummer Aufnahme finden zu können. Da er jedoch, wenn auch inzwischen die Beratungen der Abrüstungskonferenz in Washington begonnen haben, durch diese keineswegs überholt ist, sondern treffend die Interessenmotive schildert, von denen die Vertreter der großen Ententemächte bei ihren Verhandlungen geleitet werden, glauben wir, daß er auch noch für die vorliegende Nummer zur rechten Zeit kommt.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

von England und Frankreich abgesehen, ist durch die Verarmung und das Nahrungselend als Folge des Krieges und der Friedensverträge in seiner Kaufkraft ganz wesentlich eingeschränkt. Da die Weltwirtschaft durch kommunizierende Röhren geht, ist in weiterer Folge auch die Kaufkraft Englands und Frankreichs herabgemindert worden. Die Vereinigten Staaten, die man als die einzigen Kriegsgewinner bezeichnet hat, sind deshalb nicht weit davon entfernt, sich als die eigentlichen Kriegsverlierer zu bezeichnen.

Nach Versailles hat sich Amerika auf sich selbst zurückgezogen, grollend und schmollend, in der Meinung, es brauche Europa nicht. Der Vertrag von Versailles hatte ihm Pflichten auferlegen wollen, die es nicht anerkennen wollte. Und deshalb — nicht etwa, weil der Idealismus der vierzehn Punkte in einen brutalen Imperialismus umgeschlagen ist — ist der einst populäre Wilson in Ungnade gefallen. Aber die Weltwirtschaftskrise hat die Amerikaner schnell belehrt, daß auch ihr ungeheurer Goldschatz sie nicht vor der Krise sichert, daß sie Europa und Asien brauchen, um Geschäfte zu machen. Und Geschäfte machen ist in der amerikanischen Innen- und Außenpolitik, die nicht mit dem Plunder historischer Traditionen beschwert ist, der Punkt, um den sich alles dreht. Weil die Geschäfte schlecht gehen und keine sichere Aussicht auf Besserung vorhanden ist, daher die »Abrüstungskonferenz«.

* * *

Warum aber gerade eine Abrüstungskonferenz und warum nicht viel einfacher eine internationale Wirtschaftskonferenz, ähnlich der Brüsseler Finanzkonferenz? Auch das wird erklärlich, wenn man sich die Dinge mit amerikanischen Augen ansieht. Die Alliierten sind den Amerikanern über 9 Milliarden Dollar vom Krieg her schuldig, für die sie nicht einmal Zinsen zahlen. Diese 40 Milliarden Goldmark sind selbst für die Amerikaner ein fetter Bissen — der ihnen zu entgehen droht. Während die Alliierten nicht zahlen, und zwar mit der Begründung, daß man ihnen selbst Geld schuldig ist, das sie nicht bekommen können, unterhalten sie große Armeen oder Flotten, wenn nicht beides. Mit unserem Geld, sagen die Amerikaner. Was geht es uns an, wenn Frankreich an Rußland, Polen, Belgien, Jugoslawien usw. Geld geliehen hat, wenn England an Italien, Frankreich, Belgien, Griechenland, Rußland usw. Geld geliehen hat? Wir sind viel zu vorsichtig, um so faulen Kunden Milliarden vorzuschießen. Rüstet ab, dann könnt ihr zahlen, zum mindesten werdet ihr dann wieder kaufkräftiger. Und das ist für uns Amerikaner die Hauptsache.

Japan gegenüber redet Amerika eine andere Sprache. Die Zuteilung der ehemals deutschen Inseln im Stillen Ozean ist eigentlich nur der Vorwand, um den ganzen Fragenkomplex, den das rücksichtslose Vordrängen Japans in China und die Verdrängung der anderen Länder hervorgerufen haben, aufs Tapet zu bringen. Japan hat vor den anderen Ländern einen großen Vorsprung voraus. Es ist im fernen Osten daheim. Eine große Armee nach China zu transportieren, ist für Japan sehr leicht. Es erscheint sehr zweifelhaft, ob es daran durch eine feindliche Flotte, möge sie noch so gewaltig sein, gehindert werden kann.

Das ist aber vorläufig das einzige Mittel, das Amerika zur Verfügung hat, um die wirtschaftsimperialistische Monopolpolitik Japans in China zu bekämpfen. Und dies ist ein sehr kostspieliges Mittel, dessen Wirksamkeit

sehr fragwürdig erscheint. Deshalb versuchen die praktischen Amerikaner es »im guten«. Sie verlangen also zuerst Abrüstung zu Lande und zu Wasser ihrer Schuldner in Europa und ihres Konkurrenten in Asien. Und dies erklärt die Wahl der Gäste. China ist dabei vor allem die Rolle des Protegierten zugedacht, der von Amerika beschützt werden soll, um eventuell auch gegen Japan zu zeugen. Und daß ein von Amerika unterstütztes und ausgerüstetes China auch für Japan kein zu verachtender Gegner wäre, leuchtet ohne weiteres ein.

Und deshalb hat Amerika als Programm der Konferenz zunächst die Einschränkung der Rüstungen zur See, dann die zu Lande vorgeschlagen, in zweiter Linie die chinesischen Fragen: Integrität des Territoriums, der Verwaltung, die offene Tür, Konzessionen, Monopole usw. Und erst zuletzt kommt die Frage der Mandate über die ehemals deutschen Inseln. Das Programm der Konferenz ist durchaus logisch durchdacht — wenn man amerikanisch denkt.

* * *

Es handelt sich also im wesentlichen um eine amerikanische Konferenz. Nun ist nicht anzunehmen, daß Briand, Lloyd George und die anderen eingeladenen Delegierten sich mit einer passiven Rolle begnügen werden. Wenn das Blatt von Lloyd George auch den Geheimvertrag, den die französische Regierung mit der türkischen Regierung zur linken Hand, der die legitime Regierung der Türkei offenbar neidlos den Platz räumt, wenn »Daily Chronicle« diesen Geheimvertrag bespricht und schließlich ausruft: die Entente hat aufgehört, zu existieren! — so kann man ohne große Prophetengabe voraussehen, daß sich Briand und Lloyd George in Washington wiederfinden werden. Denn wenn sie von den Amerikanern etwas herausschlagen wollen — und wenn sie das nicht wollten, würden sie sich nicht nach Washington bemüht haben —, dann müssen sie zusammenhalten.

Was sie als Gegenpreis einer eventuellen Abrüstung und einer eventuellen Unterstützung Amerikas gegenüber Japan verlangen werden, läßt sich leicht erraten. Aller schönen Phraseologie entkleidet von den Lasten, die sie auf sich nehmen, um »für die Freiheit der Welt« den deutschen Militarismus zu zerschmettern, wird die Forderung der Alliierten auf Erlaß der Schulden für unbezahlte Kriegslieferungen sein. Hier aber dürften sich die Amerikaner wohl harthörig stellen. Oder sie werden wahrscheinlich erwidern: Wir befreien euch von den Lasten der Rüstungen durch eine gegenseitige Verständigung. Ihr seid also durchaus in der Lage, keinen Bankrott zu machen. Überhaupt sehen wir gar nicht ein, welchen Vorteil wir davon haben, euch 50 Milliarden Goldfranken zu schenken.

Die Antwort darauf haben Lloyd George und Winston Churchill schon im voraus gegeben, als sie öffentlich erklärten, daß England, der Hauptschuldner Amerikas, bereit ist, »alle Schulden zu streichen, die ihm europäische Nationen schuldeten, vorausgesetzt, daß England von der geringeren Schuld befreit werde, die es für seine Alliierten bei den Vereinigten Staaten aufgenommen hat«. So der vorlaute Churchill. Lloyd George hat sich etwas vorsichtiger ausgedrückt. Churchill hat aber noch viel mehr gesagt.

Es würde zum Vorteil der Welt sein, sagte er am 24. September, vier Tage nach dem Empfang des Programms der Konferenz von Washington,

wenn alle internationalen Verpflichtungen, die aus diesem Krieg entstanden sind, von neuem auf praktische Dimensionen herabgesetzt und in eine Kategorie für sich gestellt würden. Ob dies möglich ist oder nicht — unmittelbar notwendig ist ein Mittel von internationaler Währung, das von Kriegsverpflichtungen unbeeinflußt sein würde und wenigstens zeitweilig und während der Periode der Gesundung den Verkauf von Waren zwischen den Nationen auf einer natürlichen und normalen Grundlage sichern würde.

Das Projekt des amerikanischen Bankiers Vanderlip, das den Dollar zum Weltgeld machen will, wie er ja bereits zum Weltgold geworden ist, steckt bereits hier im Keim — wenn Churchill natürlich auch nicht an *diese* Konsequenz gedacht haben dürfte. Aber es steckt auch die Antwort der Alliierten darin, die zu den Amerikanern — aus der ideologischen Terminologie der Politik ins Praktische übersetzt — etwa folgendes sagen werden: Ohne Schuldennachlaß keine mögliche Sanierung. Ohne Sanierung keine Möglichkeit guter Geschäfte.

* * *

Hier ist der Punkt, wo die *deutsche* Regierung einzusetzen hat. Sie ist freilich nicht — oder noch nicht — eingeladen. Wir nehmen aber an, daß sie die Fragen, die in Washington aufs Tapet kommen werden, verfolgt und die Gelegenheiten, die sich ihr bieten, nicht verfehlt hat, um namentlich mit den Amerikanern, aber auch mit den Japanern, Italienern und Engländern Fühlung zu nehmen und ihnen klarzumachen, daß von einer wirtschaftlichen Gesundung nicht die Rede sein kann, solange erstens der Schuldennachlaß nicht ein *allgemeiner* ist, zweitens Deutschland mit den Kosten einer unerträglichen Besatzung belastet wird und drittens die Form der Wiedergutmachung sich in der Zahlung von angeblichen, in Wirklichkeit gar nicht existierenden Goldwerten ausdrückt. Denn dadurch ist Deutschland gezwungen, ständig fremden Devisen nachzujagen, sie zu hamstern, eine der wesentlichen Ursachen der deutschen Inflation und damit der Markentwertung. Dieses Mißverhältnis zwischen dem deutschen und dem fremden Papiergeld ist aber für die hochstehenden Valuten noch ungünstiger als für die deutsche, wenn man die Dinge amerikanisch, businessmäßig ansieht. Durch die Niedrigkeit des deutschen Markkurses — oder vielmehr durch dessen fortwährende Entwertung, für die es scheinbar keine Grenze gibt — ist der deutsche Exporteur in der Lage, jede Konkurrenz zu schlagen, während der deutsche Konsument als Käufer vom Weltmarkt immer mehr zurückgedrängt wird.

Wie die Verhandlungen in Washington auch verlaufen mögen, sie werden schließlich bei diesem Punkte landen. Daß etwa die Alliierten *für* Deutschland reden werden, daran ist natürlich nicht zu denken. Man behauptet zwar, die italienische Delegation würde die Frage auf dieses Geleise schieben, aber on n'est jamais aussi bien servi, que par soi-même — jeder bedient sich am besten selbst. Bankrott gemacht hat der Vertrag von Versailles. Das gilt es zu beweisen, und das zu beweisen ist kinderleicht.

Unter der Tarnkappe der alliierten Kriegsschulden ist Deutschland in Washington unsichtbar und gegenwärtig. Hoffentlich versteht es Wirth, diese Tarnkappe im rechten Augenblick zu lüften.

Der Streit um die Schiffahrtsabgaben auf dem Panamakanal

Von Max Schippel

Eine Streitfrage, die stets zu recht bösartigen Gegensätzen zwischen den beteiligten Staaten führte, ist plötzlich von neuem erwacht, und zwar, angesichts der Washingtoner Konferenz, zu einer allseits ungelegenen Zeit.

Der Senat der Vereinigten Staaten hat vorigen Monat den Antrag Borah angenommen, nach dem amerikanische Schiffe in der Küstenfahrt von den — wahrhaftig nicht geringen — Abgaben im Panamakanal befreit sein sollen. Küstenfahrt ist aber nach feststehender amerikanischer Auslegung nicht nur der Verkehr zwischen den Ost- und den Weststaaten — also beispielsweise zwischen Boston-New York und San Franzisko-Seattle —, sondern weiter auch die Fahrt nach Hawai und den Philippinen. Damit ist die internationale Gleichheit der Benutzungsbedingungen für die neue Weltverkehrsstraße durchbrochen, und England, der hauptsächlich getroffene Staat, hat um so mehr Anlaß, sich gegen diese Zurücksetzung aufzubäumen, weil ihm die amerikanische Handelsmarine sowieso schon durch die Neuschöpfungen des Krieges zu bedrohlicher Konkurrenzfähigkeit nahegerückt ist. Die Presse Englands scheint einmütig in ihrem Protest, aber sie spricht gegenwärtig mit gedämpfter Stimme, weil sie der angestrebten weltpolitischen Verständigung des gesamten Angelsachsentums keine Steine in den Weg werfen möchte.

Auf amerikanischer Seite, vor allem in der Regierung, ist man gleichfalls auf Vertuschungsversuche angewiesen. Präsident Harding hat sein möglichstes getan, einen Senatsbeschluß erst nach der Washingtoner Konferenz zustande kommen zu lassen, und das Repräsentantenhaus wird ihm wahrscheinlich nach diesem vorläufigen Ausweg folgen. Aber in der letzten republikanischen Plattform, auf Grund deren die Republikaner im Vorjahre kämpften und siegten, steht die Abgabenbefreiung ausdrücklich als Programmpunkt (genau so wie in der demokratischen Plattform von 1912), und gerade Harding hat in seinen Kampagnereden unermüdlich den wirtschafts- und handelspolitischen Wert dieser Forderung hervorgehoben. Nur augenblicklich, wo man England zu Gaste geladen hat, soll weniger Aufhebens davon gemacht werden. Denn die Spuren alter Auseinandersetzungen schrecken hier.

* * *

Den alten Clayton-Bulwer-Vertrag vom Jahre 1850, der England und die Vereinigten Staaten in jeder Beziehung, politisch wie wirtschaftlich, als zwei durchgehends gleiche Partner in der am Horizont aufsteigenden Kanalfrage einsetzte, hatten die expansionistischen Vollblutamerikaner die Vorkämpfer der Monroedoktrin ihrerseits stets auf das erbittertste angefeindet. Das Abkommen, in dem beide Teile erklärten: Keinen Kanal und keine Überlandbahn »exklusiver Kontrolle« anzustreben und die Zukunftshandelsstraße gegebenenfalls »für die beiderseitigen Bürger und Untertanen zu gleichen Bedingungen offen« zu halten, bedeutete allerdings eine merkwürdige Abweichung von der Monroepolitik, die keiner europäischen Macht mehr irgendwelche Einflußsphäre in der Neuen Welt gewinnen lassen wollte. Präsident Buchanan sagte deshalb schon 1857: Hätte man die

England eingeräumte Stellung in ihren Folgewirkungen klar übersehen können, so würde man sich in Vertragsverhandlungen überhaupt nicht eingelassen haben, und jedenfalls hätte sich kein Senat zur Zustimmung bereit gefunden. Caß, der 1850 dem Senat selber angehörte und später unter Buchanan die auswärtige Politik leitete, hat sich ähnlich ausgesprochen. Noch drastischer aber Blaine, der leidenschaftliche Vertreter des draufgängerischen Mittel- und Fernwestens, als Staatssekretär im Jahre 1881. Für ihn war das Abkommen aus Mißverständnis geboren, zweideutig abgefaßt, voller Widersprüche in der Auslegung und beiderseitig ein Ärgernis.[1]

Trotzdem beurteilt man es, glaube ich, ganz falsch, wenn man es als eine glatte Übertölpelung der amerikanischen Diplomatie hinstellt. Die Vereinigten Staaten hatten damals eben erst, durch die Erbeutung des alten verfallenen mexikanischen Herrschaftsgebiets, Kalifornien und die wertvollsten pazifischen Küstenstriche erreicht. Von der Umschiffung des Kap Horn abgesehen, stellte die Durchquerung der Nikaragua- und Panamalandenge noch immer die rascheste, billigste und ungefährlichste Verbindung der durch menschenleere Wälder, Steppen, Wüsten und Gebirge getrennten Reichsteile dar. In bedenklichster Nähe dieser Verbindung hatten sich jedoch die Engländer längst in Honduras niedergelassen, zeitweilig hatten sie die Mündung des San-Juan-Flusses und das ganze Moskitoterritorium für sich beansprucht. Das Kapital für einen großzügigen Eisenbahn- oder Kanalbau hätte zu jener Zeit nur England aufbringen können. Das Abkommen, das England nur in gleichem Schritt mit den Vereinigten Staaten und unter festgelegten internationalen Verpflichtungen vorgehen ließ, war also zur Zeit seines Entstehens, obwohl es weit hinter den stolzen Ankündigungen der Monroedoktrin zurückblieb, eine gewisse Sicherung der amerikanischen Interessen: England sollte fernerhin von jeder, ausschließlich auf seine Verkehrsinteressen zugeschnittenen Unternehmung, von jeder exklusiven Monopolstellung absehen müssen.

Ohne Einschränkungen als Fessel empfand man in den Vereinigten Staaten den alten Vertrag erst, als man nach der Besitz- und Protektoratsergreifung von der spanischen Inselwelt in Westindien und im Stillen Ozean sich auf den Erwerb und Ausbau des großen, von Lesseps begonnenen Landengendurchstichs unaufhaltsam von den ausschlaggebendsten Interessen hingedrängt sah. Von der Mitte bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatten sich unterdes die internationalen Verhältnisse gewaltig zum Vorteil der Union gewandelt. Eine ernstliche Rivalität im Bau und Besitz des Kanals hatte sie seitens Englands überhaupt nicht mehr zu fürchten. Aber England hatte nach wie vor seine vertragsmäßige Mitbestimmung, die unter Umständen zu endlosen Einsprüchen lästigster Art führen konnte.

Am 5. Februar 1900 kam es deshalb zum Entwurf einer neuen Vereinbarung, der die Unterschrift John Hays, des amerikanischen Staatssekretärs, und Pauncefotes, des britischen Botschafters in Washington, trägt. Danach erhielten die Vereinigten Staaten freie Hand für den Bau und die Leitung des Kanals, aber unter Verpflichtungen, die etwa der Neutralitäts- und Abgabenregelung beim Suezkanal entsprachen. Abermals antwortete in der Union ein Sturm der Entrüstung auf diese, wie man urteilte,

[1] John W. Foster (selber 1892/93 Staatssekretär), A century of American diplomacy, Boston und New York 1901, S. 457.

Fesselung Amerikas in einer rein oder doch ganz vorwiegend neuweltlichen Angelegenheit. Im Senat verlangte die Mehrheit wesentliche Abänderungen. Ein mit großer Mehrheit angenommenes Amendement Davis sprach sogar die autonom-einseitige Außerkraftsetzung des alten Clayton-Bulwer-Vertrags aus — was also im Falle der Nichtzustimmung Englands zu den beantragten Abänderungen des Hay-Pauncefote-Entwurfs ein reines Vakuum geschaffen, das heißt jede internationale Verpflichtung Amerikas hinsichtlich des Kanals aufgehoben haben würde. Darauf reagierte wiederum die englische öffentliche Meinung mit den erregtesten Verwahrungen, so daß eine Stimmung ähnlich wie unter Cleveland in dem Venezuelastreit sich herausbildete. Für Mc Kinley wie Hay war der Zwischenfall äußerst unbehaglich, die Verhandlungen begannen von neuem und endeten in dem etwas abgeschwächten zweiten Hay-Pauncefote-Abkommen vom 18. November 1901,[2] das schließlich trotz starker Opposition die Billigung des Kongresses fand, weil England zweifellos in manchen Stücken zurückgewichen und vor allem bereit war, den verhaßten alten Clayton-Bulwer-Vertrag, der noch manche weitgehende Zukunftsmöglichkeit in sich schloß, durch die Neuregelung für ersetzt und aufgehoben anzusehen.

* * *

Die eine Zeitlang schlummernden Disharmonien brachen sofort wieder hervor, als der Kanal in seinem Bau der Vollendung entgegenging und als es nunmehr galt, die Art der Benutzung zu ordnen. Die ungeheuren, früher nicht geahnten Schwierigkeiten und Kosten des Baues, die verhältnismäßige Leistungsschwäche der eigenen Handelsmarine legte die Einräumung einer Sonderstellung für die amerikanische Schiffahrt nahe, um wenigstens teilweise für den auf absehbare Zeit ganz unrentablen Geld- und Kraftaufwand entschädigt zu werden.

Jedoch sofort tauchten wieder die Hinweise auf den Vertrag mit England auf, besonders auf dessen Artikel III, Ziffer 1:

The canal shall be free and open to the vessels of commerce and of war of all nations observing these Rules, on terms of entire equality, so that there shall be no discrimination against any such nation, or its citizens or subjects, in respect of the conditions or charges of traffic, or otherwise. Such conditions and charges of traffic shall be just and equitable.

(Der Kanal soll für die Handels- und Kriegsschiffe aller Nationen, welche diese Vorschriften beobachten, auf der Grundlage vollständiger Gleichberechtigung frei und offen sein, so daß gegen keine dieser Nationen, ihre Bürger oder Untertanen in bezug auf die Verkehrsbedingungen oder Verkehrsabgaben oder in irgendeiner anderen Weise eine unterschiedliche Behandlung eintreten darf. Diese Verkehrsbedingungen und Verkehrsabgaben sollen gerecht und billig sein.)

Als Vorbild hierfür war ausdrücklich der Suezkanal genannt. Aber der Suezkanal gehörte keinem einzelnen Weltmachtsstaat, sondern einer internationalisierten Gesellschaft auf dem Boden eines ohnmächtigen halbkolonialen Landes wie Ägypten. Die Vereinigten Staaten dagegen hatten seit dem Hay-Pauncefote-Vertrag die Kanalzone zu vollem Eigentum mit allen

[2] Der Zeitraum zwischen erstem und zweitem Hay-Pauncefote-Vertrag ist aktenmäßig dargestellt in der englischen Parlamentsdrucksache United States Nr. 1, 1902.

Herrschaftsrechten der unbeschränkten Souveränität auf ewige Zeiten erworben. Der Kanalbau und -betrieb war demnach in ganz anderem Maße eine rein innere Angelegenheit der Union geworden — genau so, als wenn sie etwa bei Kap Cod oder quer durch Florida einen kürzeren Seeweg erschlossen hätte. War damit nicht ganz von selber freiste Hand für die Behandlung der amerikanischen Schiffahrt eingetreten? Wo in der ganzen Welt erkennen selbstbewußte und selbständige Staaten für ihren inneren Verkehr internationale Einmischungen und Bindungen an? Wenn beispielsweise internationale handelspolitische Bindungen mit der Gebietseinverleibung erlöschen (so sind die handelspolitischen Sonderabmachungen Hamburgs, Hannovers usw. mit der Einverleibung in das Reich und Preußen fast immer hinfällig geworden): ist der alten englisch-amerikanischen Verständigung über Zentralamerika und den Isthmus nicht gleichfalls jeder Boden entzogen, seitdem die Kanalzone, so gut wie neuerdings Portoriko oder wie früher Kalifornien oder Hawai, ein Stück der Vereinigten Staaten selber geworden sind?

Es wurden deshalb in den Vereinigten Staaten schon oft Stimmen laut, die den Hay-Pauncefote-Vertrag überhaupt nicht mehr als zu Recht bestehend anerkennen. Die versöhnlichere Richtung glaubt bereits weit entgegenkommend zu sein, wenn sie die günstige Ausnahmestellung der vereinsstaatlichen Schiffahrt auf den Innenverkehr — allerdings im weitesten Sinne, also auf die Küstenschiffahrt — beschränkt.

Wie stark diese Strömungen schon lange waren, ersieht man daraus, daß Präsident Taft, gewiß kein Englandfeind, in seiner Botschaft vom 21. Dezember 1911 selber ein »Rabattsystem« für die amerikanische Kanalschiffahrt allgemein empfahl und es mit dem Vertrag für vereinbar erklärte. Das damals — trotz der britischen, von Grey des längeren begründeten Verwahrung — angenommene Gesetz (Panama Canal Act) vom 24. August 1912 befreite die Küstenfahrt von jeder Abgabe und ermächtigte den Präsidenten, auch für die sonstige amerikanische Schiffahrt Ermäßigungen der allgemeinen Abgaben anzuordnen.

Taft begleitete die Genehmigung des Gesetzes mit einer ausführlichen Denkschrift, deren Beweisführung darin gipfelte, daß die oben abgedruckte Bestimmung die Meistbegünstigung für alle nicht amerikanischen Staaten festlege, nicht aber die Gleichstellung jeder ausländischen Schiffahrt mit der heimischen vereinsstaatlichen. Darauf erfolgte eine englische Entgegnung vom 14. November 1912, die nochmals des längeren die Forderung begründete, auch zwischen englischer und amerikanischer Schiffahrt keine Differenzierung vorzunehmen.

Praktisch brennend war die Entscheidung noch immer nicht, weil der Panamakanal bekanntlich erst kurz vor dem Kriegsbeginn in Betrieb genommen werden konnte. Inzwischen hatte der Regierungsantritt Wilsons einen Wendepunkt gebracht. Obwohl, wie schon kurz erwähnt, im Juli 1912 die Nationalkonvention der Demokraten in Baltimore sich für die Exemptionklausel zugunsten der amerikanischen Schiffahrt ausgesprochen hatte, kam Wilson nach längerer Beschäftigung mit dem ganzen verwickelten Stoffe zu der Anschauung, daß differentielle Begünstigungen für die heimische Schiffahrt nach dem Vertrag unzulässig seien. Bryan, im Anfang Wilsons Gehilfe, wies daneben gern darauf hin, daß der demokratische Konventionsbeschluß übereilt gefaßt sei, denn er widerspräche dem weiteren gleichzei-

ligen Beschluß gegen alle staatlichen Schiffahrtsprämien und Subventionen (bounties or subsidies from the public treasury). Wilson drückte denn auch nach seiner Botschaft vom 5. März 1914 die Wiederaufhebung der Differenzierung im Senat und im Repräsentantenhaus durch, aber — was bezeichnend ist — unter der Opposition so angesehener Politiker und Parteifreunde wie des Sprechers Clark, Underwoods und Fitzgeralds. Und Senat wie Repräsentantenhaus fügten dem Beschluß ein ausdrückliches proviso bei, das dem Sinne nach darauf hinausläuft: eine Anerkennung der Vertragswidrigkeit jeder Differenzierung zwischen nationaler und ausländischer Schiffahrt liege in der Aufhebung keineswegs, Amerika halte also an seinen (von England bestrittenen) Rechten durchaus fest.

Nun haben nach der jüngsten Senatsabstimmung die internationalen Auseinandersetzungen doch wieder begonnen. Und eine Union, die ihrer rapid emporgewachsenen Handelsflotte Betätigungsraum schaffen muß, wird noch weniger wie früher auf Staatssubventionen und selbständige Regelungen verzichten wollen und noch schärfer wie früher gegen überlieferte Bindungen Sturm laufen, die ganz anderen Voraussetzungen und Bedürfnissen entsprangen, als sie gegenwärtig vorliegen.

Der westfälische Staatsbergbau und seine Entwicklung

Von **Joh. Mang**, Steiger in Buer

Zurzeit wird die Reform des Verwaltungsbetriebs des westfälischen Staatsbergbaus in den Kreisen der Fachleute und jener, die Fachleute zu sein glauben, lebhaft diskutiert. Begründet wird die Notwendigkeit dieser Reform damit, daß die staatliche Verwaltung sich teurer stellt und weniger günstige Erträge liefert als der privatwirtschaftliche Betrieb. Richtig ist, daß, obgleich die Leistungen auf den Staatszechen denen der Privatzechen durchaus nicht nachstehen, dennoch der Privatbergbau eine millionenschwere Ausbeute hat, während der Staatsbergbau große Zubußen erfordert. Da bis auf die Verwaltung alle Voraussetzungen die gleichen sind, kann der Grund nur in dem starren Verwaltungsapparat liegen. Diesen umzugestalten, ist deshalb, vom Standpunkt der Wirtschaftlichkeit aus betrachtet, die nächste Aufgabe. Es erübrigt sich, hier im einzelnen auf die Nachteile des staatlichen Verwaltungsapparats einzugehen. Sie sind zur Genüge aus den Berichten der parlamentarischen Untersuchungskommission bekannt. Ein Beispiel aus der Praxis mag genügen. Wenn im Interesse des Betriebs ein Kompressor notwendig ist und sofort gebraucht wird, falls die Kohlenförderung nicht leiden soll, so wird die Anschaffung im Privatbergbau keine Schwierigkeiten machen. Im Staatsbergbau dagegen ist dazu ein langer Instanzenweg notwendig, der bis nach Berlin führt. Mitunter sind nicht nur Monate, sondern Jahre ins Land gegangen, bis die Ausgabe genehmigt wird. Oft fällt ein solcher Antrag schon vor den Etatsberatungen unter den Tisch. Wie dem auch sei, eine lange Verzögerung ist nicht zu vermeiden, und der Staat hat den Nachteil, der häufig Hunderttausende oder gar Millionen Mark beträgt; denn durch den fehlenden Kompressor entsteht Preßluftmangel, und dieser hat einen beträchtlichen Kohlenausfall zur Folge. Die Leiter der westfälischen Staatszechen wissen ein Liedchen davon zu singen.

Deshalb muß eine Umwandlung des Staatsbergbaus, wie auch die Mitglieder des Gesamtbetriebsrats der staatlichen Zechen immer wieder betont haben, in der Richtung erfolgen, daß die Leitung des Bergbaubetriebs vom grünen Tisch aus aufhört. Die starre mittelalterliche Verwaltung, wie sie im Staatsbetrieb üblich ist, muß von einem modernen, kaufmännischen System abgelöst werden. Die technische Betriebsführung steht den Männern der Praxis zu. Die technischen Leiter der einzelnen Werke müssen wirkliche Leiter sein. Eine solche Selbständigkeit der technischen Beamten weckt Verantwortungsgefühl, Arbeitsfreude und Lebensfreude; denn gerade im Staatsbetrieb muß als erster Grundstein ein starker Gemeinsinn vorhanden sein. Er ist eine Vorbedingung für die Einführung höherer Wirtschaftsformen und damit schließlich auch für den Wiederaufbau unserer Wirtschaft.

Will man die Bedeutung, die eine zweckmäßige Reform der staatlichen Verwaltung für den staatlichen Bergbau in Westfalen hat, ermessen, so läßt es sich nicht umgehen, die Technik und die Entwicklungsmöglichkeiten des Bergbaus etwas näher zu beleuchten.

Der staatliche Bergbau in Westfalen, im nördlichen Ruhrbezirk, hat schon in den letzten Jahren eine gewaltige Ausdehnung erfahren, und doch steht er erst im ersten Stadium der Gesamtentwicklung. In Zukunft wird er dort sicher die Oberhand bekommen. Nimmt man die Feldkarte des Ruhrgebiets zur Hand, so erkennt man, welche gewaltigen, meistens noch unverritzten Bergwerksfelder gerade zwischen Emscher und Lippe und über die Lippe hinaus der Bergfiskus besitzt. Nördlich der Emscher gehören ihm etwa zwei Drittel aller Felder. Der natürliche Zug des Bergbaus wird nach Norden gerichtet sein, und der staatliche Bergbau wird sich in diesen Rahmen der Entwicklung einfügen müssen. Er muß führend werden. Das kann er aber nur unter einer modernen Verwaltung und unter einer selbständigen Leitung. Das heutige Verwaltungssystem ist nicht imstande, bahnbrechend zu wirken. Man findet hin und wieder in Fachzeitschriften Abhandlungen, die eine Abgrenzung des nordwestlichen Wirtschaftsgebiets fordern. Es wird darauf hingewiesen, daß durch die schwierige und verteuernde Gewinnung der Kohle, die sich nach Norden zu in immer größerer Teufe erstreckt, die dortige Kohlenproduktion begrenzt sei. Deshalb müßte der Standort der Industrie wieder mehr nach Süden verlegt werden, um einem Zusammenbruch der Kohlengewinnung im Nordrevier vorzubeugen. Das sind Theorien, die mit der Praxis im Widerspruch stehen. Die Kohlenproduktion im Ruhrgebiet hat nur nach Norden hin eine Ausdehnungsmöglichkeit. Gewiß, die Gewinnung der Kohle wird nach Norden zu immer schwieriger. Das Deckgebirge, das über der Steinkohlenformation liegt und das der praktische Bergmann unter dem Sammelbegriff »Mergel« kennt, wird nach Norden zu immer dicker. An der Emscher ist es ungefähr 300 Meter, an der Lippe schon 600 Meter stark und erreicht vor der Stadt Münster die stattliche Dicke von 1400 Meter.

Während man im südlichen Revier nur die untersten Flözteile der Fettkohlenpartie und die Magerkohlenpartie vorfindet, werden zum ersten Male in der Emschermulde und noch mehr in der Lippemulde die Flöze vollzählig angetroffen. Der Kohlenreichtum ist also hier viel größer. Das ganze Steinkohlengebirge hat nach Berechnungen nördlich der Lippe eine Dicke von etwa 3000 Meter und führt 100 Kohlenflöze, von denen etwa 70 abbau-

würdig sind. Die Schächte werden mithin nach Norden zu tiefer und teurer, machen sich aber doch schließlich durch den größeren Kohlenreichtum wieder bezahlt.

Es kommt also, sagen wir an der Lippe, die respektable Teufe von 3600 Meter heraus, wenn wir das ganze Steinkohlengebirge durchteufen wollen. Aber dessen bedarf es vorerst gar nicht. Unsere heutige Technik mit ihren Einrichtungen kann eine Teufe von 1000 Meter vertragen. Und wenn wir damit nicht mehr auskommen, so wird, wie wir hoffen dürfen, inzwischen das eiserne Muß, die Mutter aller technischen Erfindungen, Mittel und Wege gefunden haben, die uns ein Hinabsteigen in größere Tiefen gestatten. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um eine Verbesserung der Hauptschachtförderung und der Wetterführung. Und gerade beide Faktoren bieten große Entwicklungsmöglichkeiten. Ich erinnere nur an einen kurz vor dem Kriege im Saargebiet fertiggestellten Musterbau für Schachtförderung. Dort ruht das Maschinenhaus auf Betonpfeilern direkt über dem Schacht. In ihm befinden sich drei elektrische Koepe-Fördermaschinen, die die drei Förderungen des Schachtes aus einer Tiefe von nahezu 800 Meter schneller, sicherer und stoßfreier bewältigen, als eine Dampfmaschine das vermag. Auch bezüglich der Wetterführung verweise ich auf die wetterverbessernden Versuche mit Ozon sowie auf die mit künstlicher Kühlung, die in Nordamerika gemacht worden sind. Letztere ähneln im Prinzip dem Gefrierverfahren nach Poetsch.

Man könnte diese Gedanken noch weiter spinnen, doch ist das nicht der Zweck dieser Zeilen. Jedenfalls können wir bezüglich der Überwindung der Schwierigkeiten des Bergbaus im Norden beruhigt sein. Unberührt von den schlechten Zeitläuften schicken sich der deutsche Wissenschaftler, der deutsche Arbeiter, der Techniker und Werkmeister an, als Pioniere von neuem die Wege zu zeigen, die nach oben zu besseren Wirtschaftssystemen führen. Dazu gehört aber, es kann nicht oft genug betont werden, daß die Wirtschaftsautokratie vorerst von einer Wirtschaftsdemokratie abgelöst wird.

Wenn nach dem Norden Westfalens hin die Gewinnung der Kohle auch immer schwieriger wird, so kann doch andererseits festgestellt werden, daß ihre Ausnutzung sich immer wirtschaftlicher gestaltet. Ein neues Zeitalter bricht sich langsam, aber sicher auf dem Gebiet der Kohlenindustrie Bahn: die chemische Verarbeitung der Kohle. Für die deutsche Entwicklung wird in dieser Richtung schließlich die Kohle zwischen Emscher und Lippe und nördlich der Lippe entscheidend sein. Während, wie schon gesagt, im südlichen Ruhrbezirk hauptsächlich die unterste Partie, die Magerkohle, gewonnen wird, trifft man im Norden zuerst die Gas- und Gasflammkohlen- und die Fettkohlenpartie an. Gas- und Gasflammkohlen eignen sich aber vorzüglich zur Leuchtgasfabrikation und zu anderen industriellen Zwecken, während die Fettkohle als Kokskohle immer größere Bedeutung erlangt. Bei der Verkokung rücken nach und nach gerade die Nebenprodukte, Teer, Ammoniak, Benzol usw., immer mehr in den Vordergrund. Gerade diese Formen der Kohlenenergie haben ganz wesentlich zur Entwicklung der Elektrotechnik beigetragen. Gelingt es der deutschen Technik — und ich glaube fest daran — in nicht allzu langer Zeit, eine Gasturbine zu konstruieren, so wird meines Erachtens die deutsche Industrie in der Lage sein, in kurzer Zeit unser Wirtschaftsleben nicht nur wieder aufzubauen, sondern

zur höchsten Entfaltung zu bringen. Jedenfalls wird die chemische Verwertung der Kohle in der Zukunft erst dadurch richtig zur Entfaltung kommen, und gerade die Kohle zwischen Emscher und Lippe und nördlich der Lippe wird ob ihrer Eigenart eine sehr wichtige Rolle dabei spielen.

Generationen werden kommen und gehen, bevor die eben skizzierte Entwicklung auf ihrem Höhepunkt angelangt ist. Aber die Ansätze eines gewissen Fortschritts sind jetzt schon wahrzunehmen. Für die nächsten Jahre ist im Norden das Niederbringen mehrerer Schächte vorgesehen. Ganz moderne Schachtanlagen werden im Laufe weniger Jahre aus dem Boden wachsen. Vermöge seines Felderbesitzes ist jetzt schon hier, ohne Sozialisierung, dem Staatsbergbau die Initiative in die Hand gegeben. Dazu gehört freilich Beweglichkeit und Lebendigkeit in der Verwaltung und im Betrieb. Deshalb aber werden die maßgebenden Kreise im Interesse der Allgemeinheit, im Interesse der Leiter, der Arbeiter und Angestellten im Staatsbergbau nicht um die Frage einer gründlichen Reform der Verwaltung herumkommen.

Über das »Wie« dieser Reform hört man allerhand Vermutungen. Für am besten geeignet halten manche eine Umwandlung des Staatsbesitzes in eine Aktiengesellschaft nach dem Vorbild der »Hibernia«. Jedenfalls darf ein Börsenhandel oder ein Eindringen der privaten Schwerindustrie in den Staatsbetrieb nicht stattfinden, da sich sonst bezüglich anderer Staatsbetriebe, wie zum Beispiel der Eisenbahn, im Laufe der Zeit die schwersten Komplikationen ergeben könnten.

Zum Schlusse nochmals: Hinweg mit dem bureaukratisch verknöcherten Instanzenweg, hinweg mit dem jetzigen Verwaltungssystem. Wir brauchen ein System, das die Initiative der im Produktionsprozeß stehenden Leiter fördert und Angestellte wie Arbeiter zu mitberatenden und mitbestimmenden Faktoren macht. Dann kann der Staatsbergbau im Norden Westfalens seine Mission erfüllen, aber auch nur dann.

Der Malthusianismus

Von **Wilhelm Hohoff**

(Schluß)

II

Gegenüber dem im ersten Artikel geschilderten Verhalten der liberalen Presse und »Wissenschaft« verdient es rühmlichst hervorgehoben zu werden, daß der sozialdemokratische »Volksstaat« (1873, Nr. 98) die Rezepte des englischen Doktors energisch verurteilt hat. Wilhelm Liebknecht sagte, daß Übervölkerung, soweit das Wort überhaupt Sinn habe, ein relativer Begriff sei. Wieviel Einwohner ein bestimmtes Land habe, wieviel Menschen die Erde ernähren könne, lasse sich unmöglich festsetzen, weil Industrie und Ackerbau fortwährend vervollkommnet werden und eine Grenze der Ertragsfähigkeit des Bodens und der Technik sich nicht feststellen lasse. Deshalb sei die Frage eine müßige. In unseren Kulturländern von Übervölkerung reden, heiße einen unrichtigen Ausdruck für ungerechte Verteilung gebrauchen. Er verwirft ganz entschieden die »schmutzigen Praktiken, welche von sämtlichen bürgerlichen Ökonomen mehr oder weniger unverhüllt befürwortet werden«.[17]

[17] Liebknecht, Zur Grund- und Bodenfrage, 1876, 2. Auflage, S. 68 f.; 1879, S. 121.

Auch August Bebel spricht in seinem in Arbeiterkreisen enorm verbreiteten Buche »Die Frau und der Sozialismus« (9. Auflage, S. 372) mit deutlicher Ablehnung von »widerwärtigen Präventivmaßregeln« in der Ehe. (Vergl. auch 50. Auflage, S. 105.) Er ist der Ansicht, daß die Güter dieser Erde reichlich genug seien, um jeden glücklich und zufrieden zu machen, und führt dazu die Heineschen Verse an:

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben,
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.
Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust
Und Zuckererbsen nicht minder.[18]

Als Ferdinand Lassalle von Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins angefragt wurde, was er von der malthusianischen Lehre halte, wonach die Arbeiter durch Beschränkung in bezug auf ihre Fortpflanzung ihre Lage zu verbessern suchen sollen, antwortete er:

»Wir können der Abmahnung der Arbeiter von der Kindererzeugung in keiner Weise beitreten:

1. Ist diese Ermahnung kindisch. Es läßt sich eben keiner abhalten, der ohnehin nichts zu verlieren hat. Er läßt sich besonders deshalb nicht abhalten, weil er ja nicht die geringste Garantie hat, daß auch sein Nachbar es tut; das Kind des Nachbars aber, indem es ein Arbeiter wird, der durch das Angebot seiner Arme den Lohn drückt, ihm gerade denselben Schaden tut wie sein eigenes. Dieser Grundsatz ist es, der noch nie hervorgehoben wurde, so einfach er ist, und der alle solche Ermahnungen notwendig zu Illusionen macht, die nicht unsere Sache sind.

2. Der Bourgeois enthält sich, setzt sich auf die Zweikinderehe, weil er durch zu viele Kinder in seinen guten Verhältnissen individuell gedrückt wird.

3. Der Arbeiter aber — und in diesen Worten fasse ich nur das sub 1 Gesagte scharf zusammen — leidet durch die Kinder nicht in seiner individuellen Lage, sondern in seiner Klassenlage! Und dadurch läßt sich kein Mensch abhalten! Hieße auch wirklich zu viel Disziplin verlangen!

4. Ist auch solche Ermahnung unsittlich, unmenschlich, unnatürlich. Sie geht gegen das Wesen der Ehe und des Menschen und läuft zuletzt auf die reine Schweinerei hinaus!

5. Endlich aber ist diese Ermahnung durchaus unökonomisch. Seit Adam Smith haspeln alle Nationalökonomen den Satz ab: daß die menschliche Arbeit die Quelle alles Reichtums sei. Je mehr Menschen also, desto mehr Arbeitshände, desto mehr Reichtum. Ist das heute doch nicht der Fall, so ist das also eben ein tiefer Widerspruch, der in unserem ganzen ökonomischen Antagonismus seinen Grund hat. An diesem also muß geändert werden. Dann wird die vermehrte Bevölkerung vermehrten Reichtums Quelle. Der malthusische Irrtum, daß sich die Lebensmittel (Getreide usw.) nicht in demselben Maße vermehren können wie die Menschen, ist lange widerlegt, und wäre

[18] Bebel, Unsere Ziele, 1877, 6. Auflage, S. 38.

er es nicht, so wäre bei dem Fleckchen Erde, das wir bisher bebauen, vielleicht erst in tausend Jahren das zu beachten.« [19]

Und nun erst Karl Marx und Friedrich Engels! Beide geraten niemals in größere sittliche Entrüstung, als wenn sie auf die Malthussche Irrlehre zu sprechen kommen. Engels nennt mit Recht die Malthussche Theorie eine »infame, niederträchtige Doktrin«, eine »scheußliche Blasphemie gegen die Natur und Menschheit«, die »sehr schlecht stimmt mit der Lehre der Bibel von der Vollkommenheit Gottes und seiner Schöpfung. Hier haben wir die Unsittlichkeit des Ökonomen auf ihre höchste Spitze gebracht. Jeder erwachsene Mensch kann mehr produzieren, als er selbst gebraucht, eine Tatsache, ohne die die Menschheit sich nicht vermehren könnte; wovon sollten sonst die Heranwachsenden leben? Die überzählige Bevölkerung oder Arbeitskraft ist stets mit überzähligem Reichtum, überzähligem Kapital und überzähligem Grundbesitz verknüpft. Das übersah Malthus und kam daher zu seinem wahnsinnigen Resultat. Mit der Verschmelzung der jetzt entgegengesetzten Interessen verschwindet der Gegensatz zwischen Übervölkerung hier und Überreichtum dort, verschwindet das wunderbare Faktum, daß eine Nation vor eitel Reichtum und Überfluß verhungern muß; verschwindet die wahnsinnige Behauptung, daß die Erde nicht die Kraft habe, die Menschen zu ernähren.« Man ändere nur die gegenwärtige Wirtschaftsordnung, das allein sei erforderlich.[20]

Von Karl Marx könnten wir ganze Seiten voll stärkster moralischer Empörung über die Malthussche Bevölkerungsdoktrin hier anführen, wenn der Raum es gestattete. Mit Recht sagt er, daß »sein von früheren Schriftstellern abgeborgter Blödsinn der geometrischen und arithmetischen Progression eine rein schimärische Hypothese war«. »Er war überhaupt Plagiarius von Profession, der seine Vorgänger, deren Irrtümer er sklavisch abschreibt, nirgendwo nennt, ihre Existenz verheimlicht.« »Grundgemeinheit der Gesinnung charakterisiert den Malthus. Dieser Elende zieht aus den von ihm stets gestohlenen Vordersätzen nur solche Schlüsse, die der Aristokratie gegen die Bourgeoisie und beiden gegen das Proletariat angenehm sind und nützen. ... Einen Menschen aber, der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst, wie irrtümlich sie immer sein mag, sondern von außen, ihr fremden, äußerlichen Interessen entlehnten Standpunkt zu akkomodieren sucht, nenne ich ‚gemein'. ...« »Die wissenschaftlichen Konsequenzen von Malthus sind rücksichtsvoll gegen die herrschenden Klassen im allgemeinen und gegen die reaktionären Elemente dieser herrschenden Klassen im besonderen; das heißt, er verfälscht die Wissenschaft für diese Interessen. Sie sind dagegen rücksichtslos, soweit es die unterjochten Klassen betrifft. Er ist nicht nur rücksichtslos. Er affektiert Rücksichtslosigkeit, gefällt sich zynisch darin und übertreibt die Konsequenzen, soweit sie sich gegen die im Elend Lebenden richten, selbst über das Maß, das von seinem Standpunkt aus wissenschaftlich gerechtfertigt wäre. Der Haß der englischen Arbeiterklasse gegen Malthus ist also völlig gerechtfertigt; und das Volk ahnte hier mit richtigem Instinkt, daß es keinen

[19] Lassalles Reden und Schriften, Ausgabe von Ed. Bernstein, 1893, 2. Band, S. 937, 938.

[20] F. Engels, Umrisse einer Kritik der Nationalökonomie, in »Deutsch-Französische Jahrbücher«, herausgegeben von Ruge und Marx, Paris 1844, S. 107 ff., und bei Mehring, Aus dem Nachlaß von Marx usw., 1902, I, S. 453 ff.

Mann der Wissenschaft, sondern einen gekauften Advokaten, Plaideur seiner Gegner, einen schamlosen Sykophanten der herrschenden Klassen gegenüber habe.... Malthus' Schrift ‚On Population' ist in ihrer ersten Ausgabe, da sie kein einziges neues wissenschaftliches Wort enthält, bloß als eine zudringliche Kapuzinerpredigt, eine Abraham-a-Santa-Clara-Version der Entwicklungen von Townsend, Steuart, Wallace, Herbert usw. zu betrachten. Da sie in der Tat nur durch die populäre Form imponieren will, wendet sich mit Recht dagegen der populäre Haß. ... Charles Darwin sagt in der Einleitung zu seinem Werke über die ‚Entstehung der Arten', seine Lehre sei ‚von Malthus auf das ganze Tier- und Pflanzenreich angewandt'. Darwin sah nicht, daß er Malthus' Theorie umstößt, indem er die ‚geometrische' Progression im Tier- und Pflanzenreich entdeckt. Malthus' Theorie beruht gerade darauf, daß er Wallaces geometrische Progression des Menschen der schimärischen ‚arithmetischen' Progression der Tiere und Pflanzen gegenüberstellt. In Darwins Werk findet sich auch im Detail die naturhistorische Widerlegung der Malthusschen Theorie.« [21]

Selbst der in München im Frühjahr 1919 von »Weißgardisten« ermordete Kommunist Gustav Landauer bekennt: »Wenn wir sehen, wie die Proletarier stumpf, roh, äußerlich und in immer noch steigendem Maße alkoholisiert werden, wie sie mit der Religion jede Art der Innigkeit und Verantwortung zu verlieren beginnen, wie mit der alten Religion und Moral weiten Schichten jeder Halt, jede Heiligkeit, jede Festigkeit des Charakters verlorengegangen ist, wie die natürliche Volksvermehrung in allen Schichten der Bevölkerung zu weichen beginnt und an ihre Stelle die kinderlose Geschlechtlichkeit tritt; wenn wir sehen, wie das alles in allen Schichten der Gesellschaft zu Neurasthenie und Hysterie zu werden anfängt: dann ist die Frage erlaubt und geboten: wo ist das Volk, das sich zur Gesundung, zum Schaffen neuer, besserer Einrichtungen aufrafft?... Schon ertönen Stimmen von entarteten, entfesselten und entwurzelten Weiblein und ihrem Männertroß, die Promiskuität verkünden, an die Stelle der Familie das Vergnügen der Abwechslung, an die Stelle der freiwilligen Bindung die Schrankenlosigkeit, an die Stelle der Vaterschaft die staatliche Mutterschaftsversicherung setzen wollen. Der Geist braucht Freiheit, wo der Geist Einungen gleich Familie, Genossenschaft, Berufsgruppe, Gemeinde und Nation schafft. Da ist Freiheit und da kann auch Menschheit werden. Aber wissen wir denn, wissen wir denn sicher, ob wir das, was jetzt an Stelle des fehlenden Geistes zu toben beginnt: die Freiheit ohne Geist, die Freiheit der Sinne, die Freiheit der verantwortungslosen Lust — ob wir sie vertragen? Ob nicht die grauenhafteste Qual und Öde, die hinfälligste Schwäche und stumpfe Schwunglosigkeit sich aus alledem ergeben muß? Ob noch je einmal ein Augenblick der Wiedergeburt kommen wird? Die Zeiten, wo Türme die Einheit und den Aufschwung zum Himmel tragen und große Werke als Repräsentanten der Volksgröße von turmhaften Menschen, in deren Geist das Volk konzentriert ist, geschaffen werden? ———

Das Geld ist der Gott der Welt. Das Geld ist im Kapitalismus lebendig geworden; es wächst, es gebiert Kinder, es vermehrt sich überall. Das Geld zeugt Geld und Geld und Geld und ist unsterblich, das Geld

[21] Karl Marx, Theorien über den Mehrwert, 2. Band, 1. Teil, S. 305, 315.

hat alle Kräfte der Welt. Es ist der zum Wahnsinn gewordene Sinn unseres Lebens.

Das Geld hat seine Kräfte irgendwoher; es kann sie nur von uns haben; und so reich und zeugungskräftig wir das Geld gemacht haben, so sehr haben wir uns verarmt und ausgesogen, uns alle. Geradeswegs wörtlich gilt es, daß Menschenfrauen zu Hunderttausenden darum nicht mehr Mütter werden können, weil das scheußliche Geld Junge wirft und das harte Metall Männern und Frauen das Blut wie ein Vampir aus den Adern saugt. Wir sind Bettler und Tröpfe und Toren, weil das Geld Gott, weil das Geld Menschenfresser geworden ist.« [22]

Und dieser Malthusschen Lehre haben fast ohne Ausnahme alle amtlichen und nichtamtlichen Bourgeoisökonomen, Politiker, Publizisten, Journalisten, Literaten usw. zugestimmt, sogar Männer wie Graf Joseph de Maistre und Professor Hettinger, der in seiner sonst so vortrefflichen »Apologie des Christentums«, dem großen »Altmeister« Roscher folgend, wörtlich schreibt: »Die Grundansichten von Malthus können als festes Eigentum der Wissenschaft gelten.« Das steht noch immer zu lesen in der neunten Auflage seiner »Apologie«, herausgegeben von Dr. Eugen Müller, Professor der Theologie in Straßburg, 1908, V, S. 340.

Die bisherige beste und gründlichste wissenschaftliche Widerlegung des Malthusianismus ist meines Erachtens vom ökonomischen Standpunkt aus die Schrift von Franz Oppenheimer »Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus«, 1901, 2. Auflage (in kürzerer Form auch in seiner »Theorie der reinen und politischen Ökonomie«, 1911, 2. Auflage, S. 615 bis 658). Oppenheimer sagt treffend: »Wenn wir die Darstellung und Kritik der eigentlichen Malthusschen Lehre zusammenfassen sollen, so macht es uns Mühe, uns der Ausdrücke der stärksten Verurteilung zu enthalten. Nur die Pietät gegen so viele verstorbene und lebende Meister unserer Wissenschaft, die sich — freilich infolge von Mißverständnissen — zu Malthus' Anhängern rechnen, vermag dem Ausdruck unseres intensiven Widerwillens Zügel anzulegen. Es ist fast eine physische Qual, sich durch sein Werk durchzuarbeiten, diese endlosen Wiederholungen, diese Entfaltung einer hohlen Gelehrsamkeit, diesen fast vollkommenen Mangel an logischer Fähigkeit bis zur bitteren Neige auszukosten.«

Er kommt zu dem Resultat:

»1. Die Bevölkerung hat nicht die Tendenz, über die Unterhaltsmittel hinauszuwachsen, vielmehr haben die Unterhaltsmittel die Tendenz, über die Bevölkerung hinauszuwachsen.

2. Mehr Menschen sind kein Elendsgrund, sondern Bürgschaft größeren Wohlstandes.

3. Haben wir Elend, so ist es also nicht ‚naturgesetzlich' in der Weise des Malthus aus dem Bevölkerungsgesetz zu erklären, sondern aus anderen Momenten.

Die natürlichen Reichtümer können praktisch als unerschöpflich betrachtet werden. Schon Godwin, einer der bekannteren älteren englischen Sozialisten, hat in seiner ‚Political Justice' (London 1797) behauptet: Das Elend

[22] G. Landauer, Aufruf zum Sozialismus, Berlin 1911, 2. Auflage 1919, S. 117, 118, 144, 145.

und die Not der Gegenwart sind lediglich Folgen einer mangelhaften sozialen Organisation oder ‚schlechten Regierung'. Es ist menschliche Verschuldung, nicht etwa Kargheit der Natur, was das Elend erzeugt.

Daß Malthus' höchst unzulängliches Werk seit einem Jahrhundert zu immer größerer Geltung, ja zuletzt fast zur Alleinherrschaft in den sozialen Wissenschaften hat gelangen können, ist nur aus zwei Ursachen verständlich.

Erstens, weil es die Theorie war, die alle Verantwortlichkeit für das himmelschreiende Elend der damaligen Arbeiterklasse von den Schultern der Bourgeoisie und Aristokratie ab- und auf den Nacken der Natur und der unvernünftigen, unenthaltsamen Arbeiter wälzte. Das war zu bequem und zu willkommen, um nicht gekrönt zu werden. Immer wird eine Klasse oder Partei *die* Theorie anerkennen, die ihre Handlungen erklärt oder entschuldigt. Das geschieht ausnahmslos mit voller Gutgläubigkeit, sozusagen ‚instinktiv', und darum können wir die harten Angriffe *Dührings* und anderer Gegner des Malthusianismus, soweit sie vom sittlichen Standpunkt aus geschehen, nicht unterschreiben. Wenn dann noch dazu die Besetzung der Lehrstühle in der Hand jener Klasse ist, der eine Theorie so bequem angemessen ist, dann ist nichts erklärlicher, als daß allmählich die ganze offizielle Wissenschaft sich zusammensetzt aus ihren gutgläubigen Anhängern, denn die Gegner werden naturgemäß als ‚unwissenschaftlich' und ‚unmethodisch' ausgeschlossen.

Das Bevölkerungsprinzip ist heute geradezu der Kern- und Ausstrahlungspunkt aller wesentlichen Irrtümer der gesamten Soziologie. Jeden Weg des wissenschaftlichen und praktischen Fortschritts sperrt heute ein Wächter, dem jene Theorie die Waffen in die Hand gegeben hat. Ist doch diese *grundfalsche* und *höchst verderbliche* Lehre fast das einzige Stück ‚sicheren theoretischen' Besitzes, über das der überwiegende und allein einflußreiche Teil der Wissenschaft noch zu verfügen glaubt. So sagt Professor Gustav Cohn ausdrücklich: ‚Das Bevölkerungsgesetz ist nach meiner Überzeugung das unerschütterlichste und wichtigste Naturgesetz der ganzen bisherigen Nationalökonomie.' Robert v. Mohl in seiner vielgepriesenen und vielgelesenen ‚Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften' äußert in gleicher Weise: ‚Die Wissenschaft stellt Malthus sehr hoch, nicht nur als Denker und Gelehrten, sondern auch als einen der um das Menschenwohl Verdientesten. Er hat das Richtige im wesentlichen gefunden und mit ebensoviel Verstand als Gelehrsamkeit nachgewiesen.' Professor Ludwig Elster, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium, schreibt im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: ‚Den der Malthusschen Theorie zugrunde liegenden Gedanken, den eigentlichen Kern der Lehre, wird man ohne Beschränkung anerkennen müssen.'« [23]

Die vielberufenen Berechnungen und Behauptungen des englischen Geographen Ravenstein und des Berliner Statistikers Freiherrn v. Fircks, Geheimer Regierungsrat und Mitglied des Königl. Preußischen Statistischen Bureaus,[24] wonach eine *absolute* Übervölkerung der gesamten Erde schon in etwa zweihundert Jahren bevorstände, ist ebenso grundlos und töricht als die Meinung *Tertullians*, der, von 160 bis 220 nach Christus in den

[23] Siehe F. Oppenheimer, Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie, 1901, passim.

[24] v. Fircks, Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, 1898, S. 295 ff.

Großstädten Karthago und Rom lebend, in seiner übrigens geistig bedeutenden Schrift »De anima« versichert: »Das Menschengeschlecht ist so zahlreich, daß es schon der Welt zur Last wird.«

Der Ansicht Ravensteins und Fircks huldigt auch ein Mitarbeiter der angesehenen katholischen Zeitschrift »Hochland«. Dort schreibt Dr. Rudolf Schulze: »Man darf weder die soziale Fürsorge zu hoch einschätzen noch von der Vorsehung Wunder erwarten; schließlich hat auch die soziale Fürsorge einmal ihre Grenze an der beschränkten Besiedlungs- und Ertragsfähigkeit der Erde. Die Zahl der Erdbewohner schreitet mit der Brutalität geometrischer Progressionen fort.... Wenn auch bis zur vollen Sättigung der Erde uns der Schuh nicht mehr drückt, so ist doch das Problem einer Übervölkerung grundsätzlich da.« [25] Und diese »grundsätzlich« gänzlich irrige Anschauung wird von Professor Arnold Rademacher ohne Widerspruch akzeptiert in seiner Abhandlung »Christliche Ehe und Familie als Hort und Jungbrunnen der Volkskraft«.[26]

Bei einem lebenskräftigen Volke findet sich stets eine starke Vermehrung. Da heißt es: »Kinder armen nicht, je mehr Kinder, um so mehr Segen.« Es sind altersschwache, sich selbst aufgebende, sittlich verdorbene, im Verfall begriffene Völker, die da verkünden, je weniger Kinder, um so mehr Segen; die nicht mehr das Vertrauen haben, ihre Kinder ernähren zu können.

Man muß leider konstatieren, daß die Verfasser neumalthusianischer Schriften zum großen Teil Ärzte sind. Die Ärzte üben nach dieser Seite einen bedauerlichen Einfluß aus. Behauptet doch zum Beispiel Dr. Hans Ferdy, die deutschen Ärzte, welche regelmäßig antikonzeptionelle Mittel verordnen, zählten nach Tausenden. Doch gibt es auch sehr rühmliche Ausnahmen, wie zum Beispiel die ausgezeichnete Schrift von Professor Dr. med. Georg Sticker »Geschlechtsleben und Fortpflanzung vom Standpunkt des Arztes«, 1917 (78 Seiten, Preis M. 1.20), und Dr. Graßl, Der Geburtenrückgang, 1914. Ferner die namhaften Mediziner Bornträger, Bossi, Rohleder, Surbled und andere.

Dem Gedächtnis Dostojewskis

Von Dr. Elias Hurwicz

In Dostojewski, dessen hundertsten Geburtstag Rußland dieser Tage feierte, fand der russische Genius vielleicht seine tiefste und sicher seine tragischste, fast pathologische Verkörperung. Schmerz, »Süße des Leidens«, Abgründe der Seele — das sind die hervorstechendsten Züge seiner Gestalten und folglich auch seines Schaffens, seines von Michailowski so treffend genannten »grausamen Talents«; und diese Züge an und für sich schon — abgesehen von seinen konkreten politischen Prophezeiungen, von denen unten die Rede sein wird — machen Dostojewski so sehr dem Rußland der Gegenwart verwandt,

[25] K. Schulze, Welche Bevölkerung vermag die Erde zu tragen? in »Hochland«, 1910, II, S. 486. Verfasser ist der Meinung, daß »die Bevölkerungszahl der Erde sich höchstens verdoppeln kann, also im Maximum die Zahl von 3 Milliarden erreichen wird«.

[26] Abgedruckt in dem von Professor Martin Faßbender herausgegebenen Sammelwerk »Des deutschen Volkes Wille zum Leben«, 1917, S. 786 ff., 790.

mit seinem »Stolz des Leidens« bei den Opfern, bei der Bevölkerung einerseits — und der Abgründigkeit der Seele, der geistigen Entartung, bei den Unterdrückten andererseits.

Doch gleichzeitig zeigte sich gerade an Dostojewskis Beispiel, wie gefährlich die Einengung der Vorstellung vom nationalen Genius werden kann. Ist es doch gleicherweise unmöglich, Dostojewski wie Tolstoi nicht nur aus der Geschichte der russischen Literatur, sondern auch aus der Entwicklung des russischen Geistes hinwegzudenken. Und dennoch, welch ein Unterschied, nein, welch ein Kontrast! Beide sind freilich unvergleichliche psychologische Analytiker, bei beiden herrscht das moralische und das religiöse Interesse vor. Aber wie verschieden wirken sich diese gleichen Interessen bei den beiden aus! Tolstoi beginnt mit der Mystik, mit dem Irrationalismus, um bei dem Rationalismus, dem Moralismus, der Vernünftigkeit anzulangen — Dostojewski beginnt als Westler, als Schüler Bjelinskis und Anhänger Fouriers und endet als Mystiker und Panslawist; Tolstoi verläßt am Ende seiner Entwicklung die Kirche, Dostojewski tritt in sie ein. Die psychologische Analyse Tolstois bleibt, bei all ihrer Tiefe, auch in seinen Romanen irgendwie geradlinig; bei Dostojewski mutet sie uns oft wie ein quälender Kreis ohne Ausweg an. In diesen Kontrasten offenbart sich zweifellos persönliche Eigenart. Aber sie zeigen auch, wie unlöslich die Individualität mit der Nationalität verbunden ist. Denn beide, Tolstoi wie Dostojewski, sind der Art nach national.

Im Leben Dostojewskis, und zwar in seinem Anfang als Denker, gibt es freilich ein äußeres Moment, das den besagten Charakter seiner Seelenanalyse zu bedingen scheint. Es ist der Augenblick, da er, auf dem Schafott stehend, vollbewußt zwischen Leben und Tod schwebt. Dieser Moment beleuchtet, ja bestimmt gleichsam seinen ganzen weiten Lebensweg, sein ganzes weiteres Schaffen im voraus. Denn dieses Schaffen kreist fortwährend zwischen den Problemen des Todes und des Lebens und sucht ihren Zusammenhang. Und der Ausgang jenes Momentes — die Begnadigung scheint auch den Ausgang seines Schaffens vorausbestimmt zu haben. Denn diese Begnadigung ist, mag sie konkret auch von einem Nikolaus I. herrühren, doch generell — und generell hat sie Dostojewski wohl auch empfunden, besonders später, rückschauend — diese Begnadigung ist ein Akt der Liebe. In der Liebe, der Allmenschlichkeit klingt aber Dostojewskis Denken und Schaffen aus.

Aber zwischen dem Ende und dem Anfang dieser Denkerlaufbahn — was für eine Fülle von Gedanken, Konzeptionen, Gefühlen! Und wie verschieden die Einflüsse, die von ihnen ausgehen, der Gebrauch, der von ihnen im Gefühlsleben und im praktisch-politischen Leben gemacht wird! Der »Große Inquisitor« findet in Pobjedonoszew, dem geistigen Berater Alexanders III., dem Verfechter der Autokratie und Theokratie, eine lebendige Inkarnation; Iwan Karamasow gebiert den Typus des Revolutionär-Anarchisten (George in dem »Fahlen Roß« von Ropschin, das ist B. Sawinkow, der Mörder des Großfürsten Sergius; die Predigt der Religion und des Slawentums fördert jene Evolution in der Geschichte der russischen Geistigkeit, die unter der Bewegung »Los vom Marxismus — zum Idealismus« bekannt ist, und hat namentlich auf die »gewesenen Marxisten« Peter Struve und Sergei Bulgakoff einen mächtigen Einfluß ausgeübt.

Aber hinter Dostojewskis russischem Einfluß steht sein Einfluß auf das westeuropäische Denken nicht erheblich zurück. Es genügt hier, nur den Na-

men Nietzsches auszusprechen. Nietzsche steht auf den Schultern Dostojewskis; er ist — objektiv wie subjektiv — der Erbe seines Titanismus, seines Übermenschen, seiner Verachtung jeglichen Rationalismus, den Demokratismus und Sozialismus mit inbegriffen. Und hiermit ist schon gesagt, welche Bedeutung Dostojewski, neben Nietzsche, auch für alle konservativ-irrationalistische Strömungen im westeuropäischen Denken hat.

Was an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang noch besonders erwähnt zu werden verdient, das ist — trotz allem Nationalen — doch die große Zugänglichkeit, Nähe, ja Verwandtschaft auch der psychologischen Metaphysik Dostojewskis mit der Eigenart deutschen Denkens. Kein Zweifel: kein großes europäisches Volk vermag Dostojewski so zu verstehen wie die Deutschen. Denn bei keinem Volke ist der Sinn für Transzendenz so erhalten wie bei den Deutschen. Aber bei keinem Volke auch der Sinn für das Seelisch- und Gedanklich-Komplizierte. »Die deutsche Seele ist vor allem vielfach, verschiedenen Ursprungs, mehr zusammen- und übereinandergesetzt als wirklich gebaut. Sie hat gefährliche Schlupfwinkel und Abgründe«, sagt Nietzsche — ist es aber nicht auch das Bild der Dostojewskischen Gestalten, des Dostojewskischen Schaffens?

Der Weltkrieg bewirkte ein erneutes und verstärktes Rückschauen auf Dostojewski. Den deutschen Konservativen bot er mit seinem nationalgeistigen Imperialismus, seiner Verquickung von Allmenschlichkeit und Allrussentum, aber auch und vor allem mit den politischen Auswirkungen dieses Imperialismus, dem Streben, den Machtbereich der russischen Kirche, der russischen Religion zu erweitern und ihm Konstantinopel einzuverleiben — durch all das bot ihnen Dostojewski in den Anfängen des Krieges — in etwas herbeigezogener Weise — den Beweis des »russischen Volksimperialismus«, ja beinahe den konkreten Beweis der Schuld Rußlands am Ausbruch des Krieges. Viel berechtigter war der Zusammenhang, in den man russischerseits Dostojewski mit den Eigenarten der russischen Revolution brachte. Wiederholt hört man den Hinweis, daß Dostojewski in seinen »Dämonen« die Typen der Bolschewiki vorausgeschaut hat. Eine interessante Vorwegnahme und Bestätigung dieser Behauptung bildet der Umstand, daß bereits Wladimir Ssolowjew darauf hingewiesen hat, daß die »Dämonen« geradezu eine Prophezeiung der Netschajewzi (der ersten Terroristen) darstellen. Ganz konkrete Zusammenhänge suchte Dostojewskis größter heute lebender Schüler Menschkowski aufzuzeigen. Besonders in der Dostojewskischen Gestalt des Bauernburschen, der in einem Anfall von Übermut auf die heilige Hostie schießt, sieht Menschkowski das Vorgefühl dafür, daß der Atheismus selbst in das Herz des für unwandelbar gläubig gehaltenen russischen Muschiks einziehen wird. Menschkowski weist auch auf jene wunderbare Stelle im »Tagebuch eines Schriftstellers« hin, wo Dostojewski das Wesen des russischen Maximalismus als allgemeinen Charakterzug beschreibt: »Es ist das vor allen Dingen das Vergessen jeglichen Maßes in allem, das Bedürfnis, in ersterbender Emotion bis an den Rand des Abgrunds zu gehen, sich halb hinabzulehnen, in die Untiefe selbst hineinzusehen und in besonderen, aber keineswegs seltenen Fällen — wie besessen hineinzustürzen.«

Ssolowjew meint, in den »Dämonen« habe Dostojewski ja überhaupt den destruktiven Entwicklungsgang der russischen Gesellschaft vorausgesagt; in seinen publizistischen Schriften habe er aber auch — durch die Predigt der

Allmenschlichkeit, der Liebe und der Religion — den Ausweg aus dem blutigen Chaos, in das sich das Russentum verrannt hat, gezeigt.

Doch es fällt schwer, zu sagen, welcher Dostojewski in dieser Hinsicht für die Gegenwart mehr Recht hat: der Dostojewski am Ende seines Schaffens mit der Predigt der Demut und der Liebe oder Dostojewski, der am Anfang seines Weges sich für Bjelinskis Antwort an Gogol begeistert, die da lautet: »Rußland braucht vor allem Recht und Gesetze. In einem Land und in einer Zeit, wo die einen Sklaven der anderen sind, sind allgemeine Predigten nicht am Platze.« ...

Die Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge

Von **Henni Lehmann**

Vom 27. bis zum 29. Oktober tagte in Weimar, der Stadt der Kongresse, der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge. Diese alte und angesehene Organisation — es war die 37. Jahresversammlung des Vereins — zählt zu Mitgliedern in erster Linie Vertreter städtischer Körperschaften und großer Wohlfahrtsverbände, weniger Einzelmitglieder. Daher werden naturgemäß die Wohlfahrtsfragen vor allem vom Standpunkt der großen Organisationen behandelt. Das trat bei der diesjährigen Tagung entschieden hervor, sowohl in der Gliederung wie in der Behandlung des den Besprechungen zugrunde liegenden Themas: »Der Einfluß der Finanznot auf die öffentliche und private Wohlfahrtspflege in den Städten und auf dem Lande«.

Am ersten Tage wurde die öffentliche, am zweiten die private Wohlfahrtspflege behandelt. Auf dem Lande sind beide nach Ansicht der Referenten häufig schwer zu trennen, insbesondere in Gutsbezirken. Eigentliche Finanznot besteht für die ländliche Wohlfahrtspflege im allgemeinen kaum, nur sind häufig die Verbände zu klein und zu leistungsschwach, um größere Aufgaben, wie die Zeit sie erfordert, übernehmen zu können — eine Tatsache, die mehrfach hervorgehoben wurde, für den erfahrenen Wohlfahrtspfleger und Sozialarbeiter aber nicht neu ist.

Anders liegt die Sache in den Städten. Hier trägt die Finanznot ein doppeltes Gesicht. Einerseits ist die Schwierigkeit vorhanden, bestehende Einrichtungen aufrechtzuerhalten und fortzuführen, andererseits tritt die Zeit gebieterisch mit neuen Aufgaben heran. Der ersten Schwierigkeit muß man dadurch Herr zu werden suchen, daß man aufs genaueste prüft, welche Anstalten notwendig fortzuführen, welche eventuell zu entbehren sind und wie weit zwecks Betriebsverbilligung vorhandene gleichartige Anstalten zusammengelegt werden können. Bei den Neuanforderungen tritt besonders der notwendige Mehraufwand für Jugendfürsorge hervor. Dazu kommen die durch den Krieg und die Kriegsfolgen neugeschaffenen Wohlfahrtsausgaben. In der Diskussion standen die Ansichten der Vertreter der Kriegsbeschädigtenfürsorge und der Kommunen bezüglich Trennung der Kriegsbeschädigtenfürsorge von der Verwaltung der allgemeinen Wohlfahrtsausgaben in wesentlichem Gegensatz zueinander. Ich kann mich bei selbstverständlicher Würdigung der ganz besonderen Rücksichtnahme, die den Kriegsbeschädigten gebührt, doch des Eindrucks nicht erwehren, daß eine Zusammenfassung der Verwaltung in mancher Hinsicht (nicht nur in finanzieller) ein Gewinn wäre.

Die vorerwähnten Fragen wurden in einem ganz vorzüglichen Referat von Stadtrat Heimerich (Nürnberg) behandelt. Bedenklich war mir allerdings, und Professor Rott (Berlin) trat dem auch energisch entgegen, daß Heimerich mit der Einschränkung von Säuglingsheimen beginnen will. Er glaubt, genügend gute Pflegestellen

finden zu können, um die Säuglingsheime teilweise überflüssig zu machen. Das ist meiner gerade auf diesem Gebiet ziemlich umfassenden Erfahrung nach ein Irrtum. Es ist bei den gegenwärtigen Ernährungs- und besonders auch Wohnbedingungen völlig unmöglich, so viel Pflegestellen zu beschaffen, wie zur Unterbringung der zu versorgenden Kinder durchaus erforderlich sind. Vor allem in Mittelstädten, Universitäten usw., in denen große Entbindungsanstalten mit starkem Zustrom aus auswärtigen Gebieten vorhanden sind, macht eine wenn auch oft nur kurz zu bemessende Unterbringung der aus der Klinik entlassenen Wöchnerin mit ihrem Kinde oder des Kindes allein häufig große Schwierigkeiten. Zustimmen muß ich Heimerich darin, daß eine g u t e private Pflegestelle unter allen Umständen der Anstaltspflege vorgezogen werden muß; ebenso, daß bei jeder Aufnahme die Anstaltsbedürftigkeit genau zu prüfen ist. Durchaus abzulehnen ist dagegen seine Anregung, eine Verbilligung des Betriebs der durch die Kommunen unterstützten Privatanstalten dadurch herbeizuführen, daß an diesen Anstalten die Angestellten im Gehalt nicht den städtischen Angestellten gleichgestellt werden. Diese Angestellten an Privatwohlfahrtsanstalten sind vorwiegend Frauen, die bis dahin geradezu skandalös niedrig bezahlt wurden. Ein Vorgehen im Sinne der Heimerichschen Anregung würde eine Lohndrückerei gerade der Frauenarbeit bedeuten, muß also vom sozialistischen Standpunkt aus verworfen werden. Ich vertrete den genau entgegengesetzten Standpunkt. Wenn Kommunen private Anstalten finanziell unterstützen, so sollen sie zunächst die Angestelltengehälter übernehmen und die Angestellten den städtischen gleichstellen, auch in bezug auf Pensionsansprüche. Selbstverständlich müssen dann auch dieselben Anforderungen bezüglich Ausbildung und Leistung wie an die städtischen Angestellten gestellt werden.

Interessant gerade auch für den Sozialisten waren die Vorschläge von Polligkeit (Frankfurt a. M.) über privaten Anstaltsbetrieb. Er glaubt eine Verbilligung und rationellere Bewirtschaftung durch genossenschaftlichen Betrieb, sowohl hinsichtlich der Produktion wie der Konsumtion, herbeiführen zu können. Ich halte den Gedanken für gesund, möchte aber — auch auf Grund von Erfahrungen — vor e i n e m warnen: die Anstaltsinsassen, die zur Arbeit herangezogen werden, dürfen nie die Empfindung haben, daß ihre Arbeitskraft unter dem Vorwand ihrer Versorgung für die Anstalt ausgenutzt wird. In dieser Beziehung kommt ein Mißtrauen sehr leicht auf.

Neuartig, aber vielfach Widerspruch erregend waren die Vorschläge von Professor Klumker, eine Verbilligung der Verwaltung dadurch herbeizuführen, daß wesentliche Aufgaben der Gesundheitspflege in den Rahmen der Krankenkassenarbeit eingefügt werden. Es ist immerhin ein Gedanke, dessen Ausgestaltung man im Auge behalten sollte.

Die Klagen über die steuerliche Not der Städte waren ziemlich überall die gleichen. Auch die Frage einer besonderen Steuer für Wohlfahrtszwecke wurde erörtert. Im allgemeinen war man dieser Zwecksteuer abgeneigt. Caspari (Brandenburg) empfahl, die Erträge der Gewerbesteuer zu Wohlfahrtszwecken zu verwenden.

Von den weniger ins Gewicht fallenden Referaten über Wohlfahrtspflege auf dem Lande konnte das zweite über private Wohlfahrtspflege wegen Erkrankung des Referenten nur im Auszug mitgeteilt werden. Aus dem ersten war mir besonders erfreulich, daß die Wichtigkeit der Fürsorgerin für ländliche Wohlfahrtspflege so stark betont wurde.

Der Tagung ging eine Konferenz des Ausschusses für Gefährdetenfürsorge voraus, die Frau Stadträtin Quarck (Frankfurt a. M.) leitete. Die ersten beiden Referate behandelten den Reichsgesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom Standpunkt des Arztes und dem der Verwaltung und Fürsorge. Das ärztliche Referat von Professor Dr. v. Düring war in mancher Beziehung sehr interessant, zum Beispiel wenn er von der Gefahr der offiziellen Bekanntgabe von Schutzmitteln gegen geschlechtliche Ansteckung berichtete. Diese vermeintliche Sicher-

rung hat zu zügellosserem Verkehr geführt und den Prozentsatz der Infektionen nicht verringert. Dühring vertritt den abolitionistischen Standpunkt, der die sogenannte Reglementierung der Prostitution bekämpft und neuerdings die Errichtung eines Netzes von Pflegeämtern über das Reich fordert. Die Versammlung schloß sich der letzten Forderung an.

Das zweite Referat »Über den Entwurf eines Verwahrungsgesetzes«, den ich an dieser Stelle bereits behandelt habe, war mir zugefallen. Erfreulicherweise hat die Versammlung in wesentlichen Punkten meinen Bedenken und Anregungen stattgegeben. So hat man die entmündigten Trinker in den Wirkungsbereich des Verwahrungsgesetzes einbezogen. Ebenso wurde der Erlaß von Richtlinien von seiten des Reiches bei Durchführung der Verwahrung durch die Länder verlangt sowie auch Erweiterung des Verwahrungskreises nach dem Vorbild des englischen Gesetzes für „moral insanity". Leider hat man sich nicht dafür entscheiden können, die Armenbehörde als Antragstellerin auszuschalten. Man nimmt an, daß der gesetzliche Vertreter hier nicht genügt und versagen würde. Ich meine, dann sollte man die Qualität des gesetzlichen Vertreters zu bessern suchen. Es hat keinen Zweck, eine Einrichtung aufrechtzuerhalten in einer Form, in der sie versagt.

Eine geschlossene Konferenz der Polizeipflegerinnen, die sich gleichfalls mit den Fragen der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Verwahrung beschäftigte, schloß sich an. Es ist eine bewundernswerte und aufopferungsvolle Fürsorgearbeit, welche diese Pflegerinnen für die Bedauernswertesten unter den Frauen, für die Prostituierten verrichten. Der dauernde Erfolg ist stets ungewiß.

Zum Schlusse möchte ich noch des einführenden Vortrags von Alice Salomon gedenken über die ethischen Grundlagen der Wohlfahrtspflege. Auf die Gedankengänge einzeln einzugehen, versage ich mir. Wohltuend empfand man die reife Milde, die jeder Weltanschauung gerecht zu werden suchte, immer bestrebt, das Bindeglied, das Gemeinschaftliche herauszustellen. Der Ruf nach stärkerem Gemeinschaftsempfinden, der jetzt so oft erklingt, ist auch auf dieser Wohlfahrtstagung laut geworden. Er wird nicht erfüllt werden, solange wir uns nicht gleichfalls durcharbeiten zu gegenseitigem Begreifen und reifer Milde auch dem Unerfreulichen gegenüber.

Literarische Rundschau

Dr. Charlotte Mendelsohn, **Wandlungen des liberalen England durch die Kriegswirtschaft.** (Ergänzungsheft 18 zum »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«.) Tübingen 1921, J. C. B. Mohr. 128 Seiten. Preis 30 Mark.

Die fleißige und inhaltsreiche Arbeit wendet sich einem der wichtigsten und anziehendsten Gebiete der jüngsten Wirtschafts- und Sozialentwicklung zu. Die Kriegswirtschaft hat überall, nicht nur in den blockierten Staaten der Mittelmächte, das alte individualwirtschaftliche Konkurrenzsystem durchbrochen, umgebildet und mitunter ganz schonungslos beiseite geschoben. Sie hat ganze Produktions- und Verkehrszweige teils in freiere oder zwangsweise Verbände — in sogenannte Selbstverwaltungsorganisationen irgendwelcher Art — zusammengefaßt, natürlich stets mit starker staatlicher Beeinflussung, teils in unmittelbare Staatsverwaltung, vorübergehende oder dauerndere, überführt. Diese Zusammenfassung, aber bisweilen auch schon die durchdachte staatliche Massenbestellung, hat Rationalisierungsbestrebungen, die vorher nur schwach sich regten (Standardisierung, Stillegung leistungsunfähiger zugunsten leistungsfähigster Betriebe und ähnlichem), plötzlich zu überraschender Kraft verholfen. Für unsere sozialdemokratische Parteipolitik gewinnen diese Beobachtungen und Probleme noch an Bedeutung, weil die jüngste Sozialisierungsbewegung — sehr im Gegensatz zum älteren Kollektivismus — diese neuen Keime einer mehr durchorganisierten Wirtschaft mit Vorliebe aufgriff und fortzubilden suchte.

England blieb, trotz seiner verhältnismäßig günstigen Lage und trotz seines eingewurzelten, stark widerstrebenden Individualismus in Wirtschaftstheorie und -praxis, von diesem Umwälzungsprozeß nicht verschont. Es konnte wegen der Knappheit an Schiffen und bestimmten lebenswichtigen Zufuhren die Ein- und Ausfuhr nicht frei lassen. Es mußte die Kohlenversorgung und den Eisenbahntransport einheitlich ordnen und bestimmte fehlende Industrien aus dem Boden stampfen. Der Staat, gerade in England bisher außerordentlich passiv gegenüber dem Wirtschaftsleben, mußte zur Erreichung der höchsten Kriegsleistungen teils eigene Munitions- und chemische Werke gründen, teils die Privatindustrie stimulieren oder zu bestimmten Verfahren und Arbeitsteilungen nötigen. Preise, Profite, Pacht- und Mietrenten verfielen unter den abnormen Produktions- und Absatzverhältnissen seiner Regelung. Dazu kamen die gewaltigen Verschiebungen in der Arbeitsverfassung und auf dem Arbeitsmarkt: der Hinfall der alten Ansprüche der organisierten berufsgelernten Arbeit, das Vordringen der weiblichen und ungeschulten Kräfte, die Schaffung von Lohnämtern und Schlichtungsstellen, von paritätischen Instanzen verschiedenster Art bis zuletzt zu den Whitley-Ausschüssen.

Das Bild, das die vorliegende Schrift von diesem Gären und Werden darbietet, dürfte ziemlich lückenlos sein, obwohl die Beschaffung des Materials auch nach dem Kriege sicherlich noch nicht leicht war. Einigen Ausführungen — so über die Whitley-Arbeitsgemeinschaften, die Shop Steward- (Betriebsräte-) Bewegung — merkt man allerdings die Unterrichtung aus zweiter Hand an, und sie sind infolgedessen kaum ganz richtig gesehen. Der Wert der Schrift ist trotzdem hoch anzuschlagen.

Ein Schlußkapitel versucht für die Nachkriegszeit festzustellen, wieweit gewisse Grundlinien der Durchorganisierung und der Zwangswirtschaft, wie wir in Deutschland sagen würden, nach dem Krieg erhalten geblieben sind und sich etwa noch fortgesetzt verlängert haben. Für die Zeit der Niederschrift scheint mir die Mendelsohnsche Darstellung durchaus zutreffend. Seitdem ist freilich in England der »Abbau« verblüffend rasch fortgeschritten, und die meisten der an sich vielleicht noch entwicklungsfähigen Keime sind zunächst unter dem Schutt des sterilen sogenannten »Kriegssozialismus« in England begraben worden — wie bei uns ja auch.

Max Schippel

Rudolf v. Delius, **Urgesetze des Lebens.** Darmstadt, Verlag von Otto Reichl. 80 Seiten. Preis 18 Mark.

Der bekannte Verfasser versucht in seinem neuesten Werke in derselben klaren Sprache, die wir an seinen früheren Werken kennen, ein philosophisches System zu geben, das ganz von einem einzigen Gedanken, dem »Begriff des Lebens« durchdrungen ist. Das Lebendige ist Delius das große Urgesetz all unseres Erkennens, Handelns und Schaffens, und das Verständnis des Lebens ist heute das Problem der Probleme, das einzig übriggebliebene große Problem.

Im Gegensatz zu bisheriger Betrachtungsart, die aus der Kenntnis der eigenen Seele auf das All schloß und sich einen Gott zurechtmachte, »der niemals etwas anderes war als vergrößerte hinausprojizierte Menschenseele«, also eine Selbsttäuschung, stellt der Verfasser das Leben selbst in den Mittelpunkt unseres Denkens, als »Gott« der Wirklichkeit und der Wahrheit. Neue Gesetze (Gesetz der Verwandlung, der Arterhaltung, der Form, der Freiheit, der Geschlechter, der Wechselwirkung, der Gestaltung, des Stiles und der Schönheit) werden aufgestellt, die das Wesentliche der großen Lebensprobleme scharf und klar hervorheben. Formende Kraft und prächtiger Überfluß reifer Gedanken sind es, die bei aller Sachlichkeit diese philosophische Betrachtung anregend und wertvoll gestalten.

W. Schöttler

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 10 40. Jahrgang ◆ 1. Band 2. Dezember 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung. Von Heinrich Cunow.

Romantischer Sozialismus. Von Dr. Siegfried Marck (Breslau).

Arbeitsrecht und Arbeiterfrage. Von Wilhem Schöttler (Köln).

Notwendige Änderungen der ehelichen Rechtsgrundlagen. Von Dr. Sophie Schöfer (München).

Andersen Nexö. Von Joseph Kliche.

Literarische Rundschau: Hamburgische Schriften zur gesamten Strafrechtswissenschaft. ◆ Walter Sulzbach, Die Grundlagen der politischen Parteibildung. ◆ Max Kretzer, Fidus Deutschling, Germanias Bastard. ◆ Ernst Bergfeld, Die Bruderhütte. ◆ Gerrit Engelke, Rhythmus des neuen Europa. ◆ Dr. Kurt Floericke, Allerlei Gewürm.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Diesem Heft liegt ein Bücherverzeichnis unserer Verlagsbuchhandlung bei.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Aa, Karl v. d., Grundriß der Wirtschaftsgeographie (mit Berücksichtigung der Bürgerkunde) für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 145 S. Kart. 10 M.

Blaum, Dr. K., Die Jugendwohlfahrt. Leipzig, Julius Klinkhardt. 309 S. Geh. 45 M.

Colm, Gerh., Beitrag zur Geschichte und Soziologie des Ruhraufstandes vom März-April 1920. Essen, G. D. Baedeker. 142 S. Geh. 16 M.

Curtius, E. R., Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich. Bonn, Friedrich Cohen. 38 S. Geh. 6 M.

Diehl, Karl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung. Dritte Auflage. Erster Teil: Werttheorie — Grundrententheorie. Leipzig, Felix Meiner. Geh. 45 M., geb. 60 M.

Fischer, E. und K. Bärbig, Die Sozialisierung des Bestattungswesens. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 72 S. Geh. 10 M.

Flitner, W., Laienbildung. (Zeitwende, Schriften zum Aufbau neuer Erziehung.) Jena, Eugen Diederichs. 52 S. Kart. 10 M.

Gitermann, V., Die geschichtsphilosophischen Anschauungen Napoleons I. (Separatabdruck aus Wissen und Leben.) 1920/21, Heft 19 und 20.

Guckenheimer, Dr. E., Der Begriff der ehrlosen Gesinnung im Strafrecht. Ein Beitrag zur strafrechtlichen Beurteilung politischer Verbrecher. Heft 1 der Hamburgischen Schriften zur gesamten Strafrechtswissenschaft. Hamburg, W. Gente. 112 S. Geh. M. 9.50.

Hackmack, Hans, Arbeiterjugend und sexuelle Frage. Dritte Auflage. Berlin, Verlagsgenossenschaft Freiheit. 24 S. Geh. M. 2.50.

Hahn, Dr. W. und A. v. Lilienfeld-Toal, Reglung des Handels und Verkehrs in Rußland. Gesetze und Verträge der Sowjetregierung. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Jena, Gustav Fischer. 158 S. Geh. 40 M.

Hinrichs, Aug., Der Wanderer ohne Weg. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer. 291 S. Geh. 16 M., geb. 24 M.

Kanner, H., Kaiserliche Katastrophenpolitik. Ein Stück zeitgenössischer Geschichte. Wien und Leipzig, E. P. Tal & Co. 468 S.

Kautsky, K., Georgia. A Social-Democratic Peasant Republic. Impressions and Observations. London, International Bookshops. 112 S. Geh. 2 Schilling.

Kaweran, Siegfr., Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeitsunterricht vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Berlin, Franz Schneider. 66 S. Großquart.

Klatt, Fr., Die schöpferische Pause. (Zeitwende, Schriften zum Aufbau neuer Erziehung.) Jena, Eugen Diederichs. 107 S. Kart. 16 M.

Kleeis, Fr., Der Betriebsrat. Wegweiser durch das Betriebsrätegesetz. Zweite Auflage. Berlin, Zentralverlag. 43 S. Geh. M. 2.50.

Kloeß, A., Die Abwasserwirtschaft in Sachsen unter gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkten. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 48 S. Geh. 10 M.

Koelsch, Dr., Die Bleischädigungen im Maler- und Lackierergewerbe unter dem Gesichtswinkel des Arztes und des Gesetzgebers. Hamburg, Otto Streine. 88 S.

Kraepelin, K., Einführung in die Biologie. Zum Gebrauch für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Große Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 857 S. Geb. 35 M.

Kuttner, E., Die erdolchte Front. Eine Anklage in Versen. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 32 S. Geh. 3 M.

Lamp'l, Dr. W., Die Revolution in Groß-Hamburg. Gedruckt mit Unterstützung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg. Hamburg, W. Gente. 185 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 10 Ausgegeben am 2. Dezember 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung

Von Heinrich Cunow

1. Ethnologie und katholische Scholastik

Die katholische Kirche darf sich rühmen, in hervorragendem Maße zur Entwicklung der Völkerkunde beigetragen zu haben. Vom Bekehrungseifer getrieben, sind ihre Missionare zunächst in Asien, dann später nach der Entdeckung der Neuen Welt jenseits des Atlantischen Ozeans in Amerika, Afrika und in die Inselwelt der Südsee eingedrungen, oft bis in die unwirtlichsten Gegenden, und haben sich vielfach nicht nur auf ihre eigentliche Missionstätigkeit beschränkt, sondern die Sitten, Gebräuche und Riten der von ihnen besuchten Völker beschrieben. Wie wenig würden wir heute über das alte Amerika und seine Kulturvölker wissen, wenn nicht den Eroberungszügen der Cortez und Pizarro glaubenseifrige Mönche gefolgt wären, die uns eine lange Reihe von Aufzeichnungen über die Lebensweise der Indianer, ihre Geschichts- und Stammessagen, ihre Sitten und sozialen Einrichtungen, ihre Kunstfertigkeiten und religiösen Zeremonien überliefert hätten.

Auf diesem Gebiet der sogenannten deskriptiven Völkerkunde leisten auch heute noch die katholischen Missionare zum Teil recht Beträchtliches, wenn auch ihr Blick für die Eigenheiten der Völker oft durch ihre hohlgeschliffene Religionsbrille getrübt wird und sie allzu gerne hinter den Äußerungen eines primitiven Lebenswillens mystisch-religiöse Motive suchen. Wohl aber hat sich die politische Einstellung der katholischen Kirche oder vielmehr des Klerus zur Völkerkunde wesentlich geändert, seitdem diese begonnen hat, sich zu einer Soziologie auf ethnischen Grundlagen zu entwickeln. Während zunächst die Ethnologie in den beschriebenen Sitten der Völker nur Besonderheiten eines speziellen Volkscharakters oder Volksgeistes sah, die Verschiedenheit dieser Sitten aus der Verschiedenheit der geistigen Anlagen (der Rassenveranlagung) erklärte und dort, wo bei weit voneinander entfernten Völkern gleiche Sitten hervortraten, kurzweg auf frühere genetische Zusammenhänge schloß, ging mit der zunehmenden Häufung des Beobachtungsmaterials die Ethnologie mehr und mehr dazu über, Vergleiche zwischen den Sitten und Anschauungen der sogenannten Natur- und Halbkulturvölker zu ziehen und das Vorhandensein gleicher Sitten nicht mehr aus genetischen Zusammenhängen abzuleiten, sondern sie als Etappenstationen einer gleichen aufsteigenden Entwicklungsreihe aufzufassen. Damit entstand aus der früheren bloßen deskriptiven die moderne evolutionistische Ethnologie, die vom Entwicklungsgedanken ausgeht und in den Gebräuchen und Einrichtungen der sogenannten Naturvölker frühere Entwicklungsstufen sieht, die einst unserem heutigen Kulturstand vorangegangen sind.

Indem aber die evolutionistischen Ethnologen daran gingen, die bei den primitiven Völkern vorgefundenen Fortschrittsstufen zu vergleichen, sie nach bestimmten Kulturmerkmalen zu unterscheiden beziehungsweise zu klassifizieren und eine bestimmte Entwicklungsfolge zu konstruieren, gerieten sie nicht nur mit den Schöpfungs- und semitischen Stammessagen des Alten Testaments, sondern auch mit den zu kirchlichen Dogmen gewordenen Thesen der mittelalterlichen Scholastik in Konflikt. Vor allem stimmten die Urfamilien-, die Ureigentums- und Urreligionsformen, zu denen die ethnologischen Forscher bei der Aufstellung ihrer Entwicklungsreihen gelangten, nicht mit der Entwicklungs- und Gesellschaftsauffassung des Thomas von Aquino überein, der heute in der katholischen Kirche als höchste Autorität in sozialphilosophischen Fragen gilt, sind doch zum Beispiel die Enzykliken Leos XIII. durchweg nichts anderes als Paraphrasierungen bestimmter thomistischer Lehren.

Solche Antastung der altehrwürdigen Kirchenlehren konnte sich der Klerus nicht gefallen lassen, ebensowenig aber ließen sich die ethnologischen Forschungsergebnisse einfach hinwegleugnen, beruhten sie doch vielfach auf nachweisbaren, von den katholischen Missionaren teilweise selbst beigebrachten Tatsachen. Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als diese Tatsachen anders zu interpretieren, das heißt ihnen einen anderen Sinn zu unterschieben. So entstand die bekannte ethnologische Degenerationstheorie — eine Theorie, die behauptet, die heutigen Naturvölker, vor allem die am tiefsten stehenden unter ihnen, wären gar keine normalen Völker, an deren Gebräuchen man den Gang der Kulturentwicklung zu studieren vermöge. Die Gebräuche jener Völker zeigten vielmehr die Symptome der Entartung. Zurückgedrängt aus den fruchtbaren Erdgegenden in unwirtliche Wüsten und Gebirge oder verbannt auf einsame Inseln, abgeschlossen von der Berührung mit anderen Menschengruppen, wären diese Völker nicht etwa nur bloß rückständig geblieben, sondern nach dieser oder jener Richtung hin entartet. Sie wären in ihrer Abgeschiedenheit vom großen Entwicklungsprozeß der Menschheit allmählich verkümmert und hätten Lebensformen ausgebildet, die niemals Allgemeingut des großen fortschreitenden Teiles der Menschheit gewesen seien.

So gewann der Klerus die bequeme Handhabe, jene Gebräuche und Lebensformen der heutigen Natur- und sogenannten Halbkulturvölker, die zu den biblischen Sagen oder den überlieferten scholastischen Sozialtheorien nicht stimmten, für Absonderlichkeiten, Ausnahmezustände oder Verirrungen degenerierter Völker zu erklären.

In dieser Entartungstheoretik steckt, wie anerkannt werden muß, trotz ihres reaktionären Charakters eine gewisse Wahrheit. Wie der Mensch vom ethnologischen Standpunkt aus nicht in seiner Vereinzelung, sondern als Teil einer Gemeinschaft und Gesellschaft betrachtet werden muß, so darf andererseits die Gemeinschaft, die Gruppe nicht losgelöst von ihrem geographischen Lebensraum betrachtet werden, in dem sie geworden ist und in dem sie ihre Existenz findet. Ferner ist es zweifellos richtig, daß unter abnormen Lebensverhältnissen sich auch bei einem Volk abnorme Sitten und Gebräuche, sogenannte Verfallserscheinungen, einzustellen vermögen. Folgt aber daraus, daß es ein verfehlter Schritt war, als die Ethnologie den Entwicklungsgedanken akzeptierte und, von den primitiven zu den höheren Lebensformen

der Völker fortschreitend, allgemeine Entwicklungsstufen des kulturellen Werdens der Menschheit festzustellen suchte, — als sie, um es mit einem Wort auszudrücken, »evolutionistisch« wurde?

Tatsächlich ergibt sich aus dem eben erwähnten Vorkommen von Degenerationserscheinungen für die evolutionistische Ethnologie nur die Forderung, daß sie bei ihrer Aufstellung von Entwicklungsreihen noch viel kritischer verfahren und die einzelnen Erscheinungsformen der Kulturentwicklung noch mehr sub specie aeternitatis betrachten muß, als das bisher häufig geschehen ist. Bei einer Völkerschaft vorgefundene soziale Einrichtungen, Wirtschaftsformen, Verwandtschaftsorganisationen usw. dürfen nicht sofort verallgemeinert und als allgemeine Entwicklungsphasen in ein bestimmtes Entwicklungsschema eingereiht werden. Vor allem muß zunächst untersucht werden, ob sich zu den neuentdeckten Erscheinungen anderswo Parallelen finden lassen, wieweit sie sich als einfache, deutlich erkennbare Folgen anderer Gestaltungen ergeben und welche anschließenden Fortsetzungen der betreffenden Einrichtungen und Sitten bei den höherstehenden Völkern zu finden sind.

Auch dann werden die Entwicklungsreihen, da nicht selten die verbindenden Glieder zwischen bestimmten niederen und höheren Entwicklungsformen fehlen und die Lücken auf Grund von Wahrscheinlichkeitsannahmen ergänzt werden müssen, oft vorerst nur einen gewissen hypothetischen Wert haben.

Zudem taucht bei der Aufstellung von Entwicklungsreihen sofort die Frage auf: An welchen Maßstäben soll der Entwicklungsstand eines Volkes gemessen werden? Gewöhnlich wird dazu der technologische Maßstab verwendet, das heißt es wird die Kultur (auch die sogenannte geistige Kultur) eines Volkes nach seinen technischen Fähigkeiten und Leistungen beurteilt. Ist dieser Maßstab aber richtig? Die Entwicklung der Technik ist an bestimmte Naturbedingungen gebunden. Wo in einer Gegend bestimmte Metalle fehlen, kann zum Beispiel auch nicht — die nur unter gewissen Umständen mögliche Zufuhr auf dem Handelsweg bleibt hier unberücksichtigt — eine bestimmte Metallbearbeitungstechnik entstehen, ebensowenig wie im Innern eines Erdteils ohne Seen und ausgedehnte Flußgebiete sich eine eigentliche Schiffahrt und Schiffsbautechnik zu entwickeln vermag. Soll aber eine Völkerschaft nur deshalb als tiefer auf der Kulturleiter stehend betrachtet werden, weil sie die Metalltechnik oder Töpferei anderer Völker nicht kennt, obgleich sie vielleicht, was Gartenbau, Schiffahrt, Handel, Poesie usw. anbetrifft, weit größere Fortschritte gemacht hat?

Überdies sind, wie die Erfahrung lehrt, nicht wenige Ethnologen derart in den Anschauungen und Begriffen unserer modernen Kultur befangen, daß sie auch die einfachsten, naturwüchsigsten Verhältnisse durch ihre Kulturbrille betrachten und daher den sogenannten Wilden nicht aus seiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt heraus in seiner Abhängigkeit von bestimmten Lebensbedingungen zu begreifen vermögen, sondern ihn unbewußt mit modernen Reflexionen, Erwägungen und Folgerungen ausstatten. Ebenso besteht unzweifelhaft die Neigung, wenn irgendwo bisher unbekannte, sehr alt scheinende Entwicklungsformen entdeckt werden, diese in die Urzeit aller Entwicklung zu versetzen. So wurde zum Beispiel, als man in den Hymnen des Rigveda einen reinen Naturkult zu entdecken glaubte, dieser an den Anfang aller Religionsentwicklung gestellt, und als man bei amerikanischen

und malaiischen Völkern matriarchalische Familienverhältnisse vorfand, wurde das sogenannte Mutterrecht als die Anfangsstufe aller Familienrechtsentwicklung betrachtet.

Wenn demnach gegenüber allzu ungestümen ethnologischen Entwicklungskonstruktionen der neueren Zeit der hypothetische Charakter dieser Konstruktionen und die Unzulänglichkeit ihrer Untersuchungsbasis hervorgehoben wird, läßt sich dagegen vom wissenschaftlichen Standpunkt nichts einwenden; aber die klerikalen Ethnologen begnügen sich durchaus nicht damit, die Mängel eines oberflächlichen Konstruktionsverfahrens zu kritisieren. Die ganze evolutionistisch-ethnologische Richtung, das ganze Bemühen, den Entwicklungsgang der Menschheit aufzuhellen, paßt den klerikalen Herren nicht in ihre theologisch orientierte »Wissenschaft« — und zwar deshalb nicht, weil die Ergebnisse solcher Forschungsmethode mit den von der katholischen Kirche übernommenen mittelalterlich-scholastischen Glaubenslehren im Widerspruch stehen. Natürlich werden allerlei wissenschaftliche Bedenken vorgeschützt; doch auf welchen ungenügenden Beweisfundamenten einzelne der neueren ethnologischen Entwicklungsdarstellungen auch ruhen mögen, zweifellos sind sie immer noch in wissenschaftlicher Hinsicht weit besser fundiert als die sumerisch-babylonischen und kanaanitischen Sagen der Mosebücher oder die Spekulation einer in mittelalterlich-religiösen Lebensauffassungen wurzelnden Scholastik.

Wie sehr die von der katholischen Scholastik infizierte klerikale Ethnologie die ganze evolutionistische Forschung, ja überhaupt den ganzen Entwicklungsgedanken ablehnt, dafür hier nur zwei kurze Auszüge aus dem kürzlich im Volksvereins-Verlag M.-Gladbach erschienenen Buche »Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde« von Dr. Wilhelm Koppers[1] — eine Schrift, die deshalb besondere Beachtung verdient, weil sie als eine für streng katholische Kreise berechnete populäre Kritik der modernen Entwicklungslehre die Tendenzen und Ziele der klerikalen Ethnologie weit schärfer hervortreten läßt als die für einen engeren Fachkreis bestimmten Schriften und Artikel.

So heißt es zum Beispiel S. 11 dieser Schrift:

> Wie ferner die junge Völkerkunde dem allmächtig gewordenen extremen Evolutionsgedanken mit Haut und Haar ausgeliefert wird, das lassen am besten die sogenannten ethnologischen Entwicklungsreihen hervortreten, in welche die völkerkundlichen Daten mit mehr oder weniger Gewalt hineingezwängt werden. Ganz stilgerecht steht am Anfang dieser Reihen immer und überall ein Nichts oder doch ein Minimum. Langsam, Schritt für Schritt, geht danach die Entwicklung vorwärts und aufwärts, bis sie mündet in den höchsten Formen der Kultur der Gegenwart. Mit derartigen Reihen werden schließlich sämtliche Erscheinungen des menschlichen Kulturlebens bedacht, wie zum Beispiel diejenigen der Wirtschaft, der Soziologie, der Ethik, der Religion usw. Die stillschweigend gemachte, oft genug auch offen aus-

[1] Dr. Wilhelm Koppers (S. V. D.), Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde. M.-Gladbach 1921, Volksvereinsverlag. 192 Seiten. Preis geheftet 7 Mark.

Herr Wilhelm Koppers, zurzeit Professor der Völkerkunde am Missionsseminar St. Gabriel bei Wien, ist ein Schüler des bekannten Paters Wilhelm Schmidt, des Redakteurs der katholisch-ethnologischen Zeitschrift »Anthropos«.

gesprochene Voraussetzung ist endlich dann die, daß mit einem Schöpfergott wie in dem Reiche der Natur so auch in bezug auf die Menschenwelt nicht mehr gerechnet wird, also diese ganze »Forschung« im Zeichen des modernen Atheismus-Materialismus steht.

Ferner erzählt Herr Dr. Koppers S. 35:

Wem aber mußten diese kulturarmen Wilden, dieses »herrenlose« Gut geradezu wie gerufen kommen? Allen jenen wahren oder vermeintlichen Völkerkundlern, die von Haus aus Vertreter einer vom extremen Entwicklungsgedanken beherrschten Naturforschung waren oder doch einer naturwissenschaftlich-evolutionistischen Auffassung und Methode huldigten. Ihnen allen kamen die »Wilden« so gelegen, weil auch auf völkerkundlichem Gebiet zum Thema des Tages sich jene Entwicklungsreihen aufgeschwungen hatten, die man im Sinne eines extremen Evolutionismus auf allen Gebieten des Seins und des Werdens errichten zu müssen glaubte. So mußte im Sinne der Grundforderung des extremen Evolutionismus auch auf dem Felde der völkerkundlichen Forschung in erster Linie nach in sich geschlossenen, vom Niederen zum Höheren langsam, aber beständig aufwärtssteigenden Entwicklungsreihen gestrebt werden. Die postulierten unteren Glieder der Kette, bieten sie sich nicht wie von selbst dar in den durchgehends so niedrigen, gemeinen, ja tierischen Sitten und Gebräuchen der primitiven Wilden? In der Tat, die vergleichende Völkerkunde geht nun in der Folge wesentlich auf im Konstruieren von so gearteten Entwicklungsreihen. Alle ihre Teilgebiete, so zum Beispiel die vergleichende Soziologie und Wirtschaftsgeschichte, die vergleichende Rechts- und Religionswissenschaft usw., sie alle werden reichlichst damit beglückt.

Es ist daher die gesamte Entwicklungsforschung, nicht nur auf ethnologisch-anthropologischem, sondern auf dem ganzen naturwissenschaftlichen Gebiet, der Herr Koppers als Mitglied der Ecclesia militans die Fehde ankündigt.

Wenn aber auch noch immer in den aus dem klerikalen Lager stammenden ethnologischen Schriften mit der Degenerationstheorie gegen den die katholischen Dogmen so wenig respektierenden schöpfergottlosen »Evolutionismus« operiert wird, hat neuerdings doch die klerikale Ethnologie in der richtigen Erkenntnis, daß sie mit einer rein negativen Bestreitung entwicklungsgeschichtlicher Forschungsergebnisse nicht weiter kommt, einen anderen Weg eingeschlagen, um die alten scholastischen Kirchenlehren zu retten: sie hat sich der sogenannten ethnologischen Kulturkreislehre zugewandt, wie sie hauptsächlich von den Leitern des Ethnographischen Museums in Köln, den Herren Dr. W. Foy und Dr. Fr. Gräbner, sowie dem Abteilungsdirektor am Berliner Museum für Völkerkunde, Dr. B. Ankermann, vertreten wird. Diese ethnologische Richtung lehnt nämlich die Annahme einer im wesentlichen gleichartigen Entwicklung der Menschheit (wenn auch mit einer durch die Einflüsse des geographischen Lebensraums bedingten verschiedenartigen Lokaldifferenzierung) rundweg ab und vertritt die Ansicht, daß einst überall dort, wo Menschengruppen auf einem bestimmten geographischen Gebiet längere Zeit gelebt haben, sich besondere Kulturtypen, vornehmlich besondere familiale und gesellschaftliche Einrichtungen mit entsprechenden Gebräuchen herausgebildet haben, die Kulturentwicklung sich also nicht bei den verschiedenen Völkern und Völkergruppen in gleicher, einheitlicher, sondern in vielfach abweichenden Richtungen vollzogen hat. Es ist, wie man sieht, die der älteren Geschichtsphilosophie entlehnte Auffassung, daß die einzelnen Völker ihren ganz besonderen Völkercharakter oder

Völkergeist haben, der sich von Generation auf Generation vererbt und das geschichtliche Handeln der Völker bestimmt.

Für den Zweck der Aufrechterhaltung der katholischen Kirchenlehren erweist sich diese Kulturkreistheorie fast noch nützlicher als die Degenerationstheorie. Werden irgendwo bestimmte Sitten und Institutionen festgestellt, die den kirchlich akzeptierten Anschauungen widersprechen, so läßt sich auf Grund der Kulturkreistheorie leicht dartun, daß es sich nur um räumlich beschränkte, aus ganz speziellen Verhältnissen hervorgegangene Erscheinungen, um sogenannte »kulturkreisliche Eigenarten« handelt, die für die Gesamtentwicklung eigentlich kaum in Betracht kommen. Selbst wenn nachgewiesen wird, in anderen sogenannten Kulturkreisen kämen ähnliche Sitten vor, braucht sich dadurch kein klerikaler Ethnologe in Verlegenheit setzen zu lassen; denn da die Kulturkreistheorie sowohl die Wanderung einzelner Kulturelemente wie ganzer Kulturkomplexe annimmt, braucht er nur zu unterstellen, auch in diesem Falle wäre eine solche Wanderung beziehungsweise Übertragung erfolgt.

Zudem bietet sich durch eine entsprechende Abgrenzung und Übereinanderschichtung der Kulturkreise sowie durch eine zweckmäßige Unterscheidung zwischen typischen und nichttypischen, normalen und anormalen Kulturelementen die schönste Handhabe, die nicht zu den überlieferten kirchlichen Anschauungen passenden Ergebnisse der ethnologischen Forschung als mehr oder minder unrichtig hinzustellen und die alten scholastischen Theorien wieder als unanfechtbare Erkenntnisse gottbegnadeter Männer zur Geltung zu bringen.

Tatsächlich leisten denn auch Pater Wilhelm Schmidt wie sein Schüler Dr. Koppers in dieser Beziehung recht Erkleckliches. Die Gewißheit einer göttlichen Uroffenbarung, der Beginn aller religiösen Entwicklung mit einem hehren Eingottglauben, der Bestand einer sittenstrengen Monogamie bei den Urvölkern und das Herauswachsen der Stämme aus dieser Familienform — alles wird von ihnen »völkerkundlich« bewiesen.

Beispielsweise heißt es in der erwähnten Koppersschen Schrift (S. 23):

Die Religionsforschung, die mit der Entwicklung der neueren Völkerkunde gleichen Schritt gehalten, hat nämlich unwiderleglich dargetan, daß gerade die Urvölker sich ausgerüstet erweisen mit einem relativ hohen ethischen Eingottglauben und mit einem entsprechend lebendigen religiösen Bewußtsein, aus dem, wie aus einem weiten und tiefen Reservoir, die familialen und gesellschaftlichen Organe und Funktionen immer wieder gespeist und wohltätig beeinflußt werden.

Und was die Urfamilienform anbetrifft, so findet Herr Koppers, daß schon in der Urzeit Mann und Weib in strenger Monogamie gelebt haben, die Frau in dieser Ehe eine »würdige Stellung« bei »freier Gattenwahl« eingenommen und zwischen beiden Geschlechtern »wesentliche Gleichberechtigung« bestanden hat. Er faßt denn auch S. 134 seine Ausführungen über die Urfamilie in folgende sittlich-fromme Schilderung des urzeitlichen Ehelebens zusammen:

Es war ein freundlich-sympathisches Bild, das sich uns da aufrollte. Als seine hervorragendsten Züge traten hervor: die Freiheit in der Gattenwahl für beide Teile, das fast ausnahmslose Vorherrschen der Monogamie, eine große Festigkeit des Ehebandes, eine wesentliche Gleichberechtigung von Mann und Frau und eine in weitem Sinne zentrale Stellung des Kindes in der Urfamilie.

Die schönste Ehe-Idylle. Selbst die Bibel malt das Verhältnis zwischen Adam und Eva im Garten Eden nicht so sittlich schön aus wie Herr Koppers seine monogamische Urfamilie, und überdies beginnt in der Bibel schon mit Lamech, Kains Ururenkel die anstößige Polygamie.

Es kann denn auch niemand befremden, der sich Herrn Koppers »kulturkreislich«-ethnologische Betrachtungsweise näher ansieht, daß er zu der »wissenschaftlichen« Erkenntnis kommt, die richtige, nicht evolutionistische Ethnologie bestätige die scholastisch-theologischen Theorien, und daß er schließlich die katholische Kirche mit folgenden Worten als die Macht preist, die uns aus den Widersprüchen und Zweifeln der neuzeitlichen Kultur herausbelfen wird: »Wer bleibt angesichts alles dessen anders übrig und erscheint als rettende Arche auf sturmbewegter See, wer anders als jene altehrwürdige Kraft- und Lichtgestalt, die Kirche, die Trägerin des Christentums? In der Tat, klingt hier nicht wie eine beglückende und Erlösung verheißende Prophetie die Parole an unser Ohr, die der hochselige Papst Pius X. bereits ausgegeben hat: Omnia instaurare in Christo?« (Fortsetzung folgt)

Romantischer Sozialismus

Von Dr. **Siegfried Marck** (Breslau)

Siegmund Rubinsteins Buch[1] über den romantischen Sozialismus ist in der Neuen Zeit schon öfters in den Erörterungen über Gildensozialismus und Rätesystem genannt worden. Unter romantischem Sozialismus versteht Rubinstein in seinem gedankenreichen, aber leider etwas weitschweifigen Werke jenen Sozialismus, der ausschließlich von der Idee der genossenschaftlichen Organisation beherrscht wird. Die Idee der deutschen Revolution ist ihm die von jedem Element des Klassenkampfes und der Diktatur gereinigte, berufsständisch und genossenschaftlich umgebildete Räteidee. Bei dieser von manchen Seiten aus versuchten und auch in der deutschen Verfassung bis zu einem gewissen Grade zum Niederschlag gelangten Umbildung der Räteidee wird die ursprünglich in ihr geforderte restlose Politisierung der Wirtschaft — politische Funktionen wirtschaftlicher Organe — in Entpolitisierung der Wirtschaft, ja in Ökonomisierung der Politik umgestaltet. Aus Kampforganisationen sollen hier die Räte die Zellen eines neuen gesellschaftlichen Organismus werden, körperschaftliche Selbstverwaltungen, die aufbauend an einer Gemeinschaft des sozialen Friedens wirken sollen. Der Versuch von Unternehmerkreisen, die Räteidee dem Gedanken der »Arbeitsgemeinschaft« und dem »sozialen Frieden«, wie sie beides auffassen, dienstbar zu machen (Rätebekenntnis der Deutschen Volkspartei!), mag sehr realpolitisch begründet gewesen sein. Im romantischen Sozialismus wird dagegen der Versuch gemacht, diese Ideologie von ihrem Unterbau loszulösen und im reinen Idealismus des Gemeinschaftsgedankens zu fassen.

Dem realistischen Marxismus gegenüber stellt sich dieser romantische Sozialismus unmittelbar in das sozialistische Endziel hinein: ohne weiteres

[1] Siegmund Rubinstein, Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution. München 1921, Dreimaskenverlag, 417 Seiten, Preis geheftet 35 Mark, gebunden 42 Mark.

scheint ihm genossenschaftlicher Aufbau einer Gemeinschaft realisierbar, in dem die Klassen durch Berufsstände, der politische Kampf um wirtschaftliche Macht durch Zusammenwirken selbstverwaltender Organe ersetzt ist. »Sozialisierung« und wirtschaftliche Selbstverwaltung fallen für diese Gedankengänge geradezu zusammen.

Über den Stammbaum seiner Gedanken besitzt Rubinstein völlige Klarheit. Sie kommen aus einer Linie, die vom Mittelalter, wie es die Romantik sieht, über die Romantiker zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts (Adam Müller und Karl Marlo werden hier von Rubinstein genannt) zu den Vertretern des deutschen Genossenschaftsrechts wie Gierke, den Neuromantikern und Männern der »organischen« Gesellschaftsidee verläuft. Wie Tönnies ja die moderne atomistische »Gesellschaft« der mittelalterlichen organischen »Gemeinschaft« entgegengesetzt hatte, so ist auch für Rubinstein der Gemeinschaftsgedanke mittelalterlicher Herkunft.

Mit leuchtenden Farben wird die mittelalterliche Korporation (Zunft, Gilde) geschildert. Die mittelalterliche Gesellschaft ist freies Ineinandergreifen der Genossenschaften, sie ist kein Staat im modernen Sinne, kennt keine bureaukratische Zwangsorganisation auf dem Unterbau egoistischen Wirtschaftskampfes. Der romantische Sozialismus leugnet so den Klassenkampf für die mittelalterliche Welt einfach weg. In breiter, zum Teil anregender Darstellung schildert Rubinstein dann das Werden des modernen Staates aus der mittelalterlichen Gesellschaft: der fürstliche Absolutismus zerstörte sie durch Konzentration der militärischen Macht in der Hand des Fürsten, mit dieser Macht erst tritt die Zwangsorganisation des »Staates« der »Gesellschaft« gegenüber in den Vordergrund. Rationalismus heißt die geistige Macht, die der fürstliche Absolutismus mit seiner zentralistischen, die mittelalterlichen, mannigfaltigen Gesellschaftsorgane einförmig machenden und mechanisierenden Herrschaftstechnik in seinen Dienst stellt. Es ist zwar derselbe Rationalismus, der in der Aufklärungsepoche und in den Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts gegen den Absolutismus aufbegehrt. Aber wenn hier auch der fürstliche Absolutismus unterliegt, so wird der Staatsabsolutismus, jene Überlegenheit des Staates über die Gesellschaft, insbesondere im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts mit dem individualistischen Rationalismus (in der politischen Form des Liberalismus) fertig. Er weiß ihn ebenso in seinen Dienst zu stellen wie den Gegenpol des Rationalismus, die Romantik, die die staatsfreie Genossenschaftsidee des Mittelalters wieder aufleben läßt. Die Romantik begeht den Sündenfall in die Restauration; ihre universalistischen, überindividualistischen Ströme werden auf die Mühlen des Staates geleitet. Dieser gibt sich als die Gemeinschaft aus, die die Romantik dem aufklärerischen Individualismus gegenüberstellt, der Staat, dieses ganz irdische Machtgebilde, dieses eiserne Gerüst des reichen gesellschaftlichen Daseins, läßt sich als sittliches Universum feiern und zur Göttlichkeit verklären. In der Hegelschen Philosophie vollzieht sich für Rubinstein die Verfälschung der romantischen Gemeinschafts- und Genossenschaftsidee zum Imperialismus und Absolutismus des Staates.

Nach Liberalismus und (romantischem) Konservativismus sieht Rubinstein den deutschen Militär- und Beamtenstaat auf dem Wege, auch die dritte große politische Gedankenrichtung, den Sozialismus, nach seinem Ebenbild zu formen. Denn der Klassenkampf des Marxismus erscheint Rubin-

stein als Machtbejahung und antigenossenschaftliche Gesinnung. Außerdem scheint ihm der marxistische Sozialismus im Endziel der »Verstaatlichung« die genossenschaftliche Sozialisierungsidee zu verfälschen. Ähnlich wie vom Syndikalismus wird dem Marxismus seine Verwandtschaft mit dem Hegelschen Staatsdenken hier vorgeworfen. Auf der ganzen Linie erscheint so der »Racker von Staat« als Todfeind des genossenschaftlichen Sozialismus, nur er ist es, der sich zwischen Romantik und Sozialismus gedrängt hat. Abkehr vom staatsbejahenden Marxismus kann allein den Sozialismus in seiner Reinheit wiederherstellen.

Hat der Marxismus von diesem »romantischen Sozialismus« zu lernen, oder kann er ihn als Erneuerung einer Form des utopischen Sozialismus abweisen? Diese Frage steht mit der Rolle des Klassenkampfgedankens für den Marxismus in enger Verbindung. Man mag zum Klassenkampf als *Mittelpunkt* des heutigen politischen Programms skeptisch stehen: für die marxistische Gedankenwelt bleibt er als zentraler Gesichtspunkt der Geschichtsbetrachtung heuristische Maxime historischer Erkenntnis und die Grenzwacht gegen eine verwaschene Ideologie vom sozialen Frieden in der Bewegung der Arbeiterschaft. Er weist mit seinem Pathos der *Selbstbefreiung* alle jene *Ersatzsozialismen* ab, wie sie von Karl Grün über Rodbertus, Wagner, Plenge und Spengler immer von neuem dem Proletariat oder auch den herrschenden Klassen angepriesen werden.

Auch Rubinsteins Sozialismus ist bewußt ideologisch und betrachtet allzusehr den Geschichtsverlauf als bloße Entwicklung der politischen *Ideen*. Von seiner Grundidee aus werden Geschichtsepochen verklärt oder schwarz gemalt. Für den Weg zum sozialistischen Ziel, für den Kampf, der zu ihm führt, vermag der romantische Sozialismus keine Direktiven zu geben, hier kann er im Gegenteil durch optimistische Retusche der Gegensätze Verwirrung stiften. Wohl aber ist im Genossenschaftsideal eine der Wurzeln des Sozialismus hier liebevoll gepflegt und in ihren Verästelungen gut beobachtet worden. Gewiß kommt dem genossenschaftlichen Aufbau eine hervorragende Rolle zu für das sozialistische Endziel. In einem Zeitpunkt, da allererste Schritte auf die gewiß noch sehr ferne Realisierung des Sozialismus hin unternommen werden, da die Einsicht in die Notwendigkeit, Sozialismus mitten in die kapitalistische Welt hineinzu*bauen*, sich verbreitet im Gegensatz zur allzu einfachen Entwicklungsmechanik des Marxismus, sowohl in ihrer katastrophal-revolutionären Auffassung wie in ihrer Deutung als sich von selbst vollziehende Entwicklung, hat die direkte Richtung auf das Endziel ihren Wert. Eine lebendige Quelle sozialistischer Zukunft sprudelt in jenem genossenschaftlichen Denken, wenn seine Romantik ehrlicher Idealismus und nicht selbst Restaurationsgeist, nicht Ideologie der an einem dem Kapitalismus vorteilhaften sozialen Frieden Interessierten ist. Allzusehr mußte der Marxismus Kampfparolen für die Gegenwart ausgeben, um eine Organisation des Zukunftsaufbaus ausarbeiten zu können. Man muß Rubinstein darin recht geben: die Ausbreitung der Räteidee nach der Revolution entsprang dem Gefühl für eine Lücke im Denken der Zukunft, entsprang der (meist unklaren) Sehnsucht nach unmittelbarem und direktem sozialistischem Schaffen.

Der zweite die Kritik herausfordernde Grundgedanke Rubinsteins ist seine Stellung zum Staate. Der heutige Sozialismus kann durch romantische

Staatsfeindschaft ebensowenig gewinnen wie durch romantischen Staatsabsolutismus. Für sozialistischen Aufbau brauchen wir vielmehr beides: genossenschaftliche Organisationen, wirtschaftliche Selbstverwaltung und einen zentralen, mit Macht- und Zwangsmitteln ausgestatteten, die verschiedenen wirtschaftlichen Korporationen neutralisierenden und beherrschenden Staat. Zentralistische, den Staat mehr als jede andere Epoche bejahende und dezentralistische, die Emanzipation insbesondere der Wirtschaft von ihm fordernde Tendenzen scheinen sich in unserer Gegenwart gleichmäßig zu verstärken. Der Ruf nach Durchstaatlichung und die Parole von der »Auflösung des modernen Staates« ertönen zugleich. Für den Sozialismus kann der Staat nie Selbstzweck, sondern stets nur Mittel zum Aufbau der Gemeinwirtschaft sein. Deshalb muß er sich über den Gegensatz einer prinzipiellen Staatsabneigung oder Staatsverherrlichung stellen.

Arbeitsrecht und Arbeiterfrage

Von Wilhelm Schöttler (Köln)

I

Die Veröffentlichung der neuen Auflage von Herkners Einführung in die gewerbliche Arbeiterfrage,[1] jenes einzigartigen Werkes, das das gesamte Problem sowohl von der systematischen als auch der historischen Seite behandelt, gibt genügenden Anlaß, an der Hand der Ausführungen des Verfassers einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Arbeiterfrage und des mit ihr in engstem Zusammenhang stehenden Arbeitsrechts zu werfen, in dem sich die positiven Erfolge der sozialen Reformbewegung seit dem Aufkommen einer Arbeiterfrage kristallisieren.

Die vorliegende neue Auflage hat gegenüber der letzten im Jahre 1916 erschienenen wiederum eine — durch die Entwicklung der letzten Zeit bedingte — wesentliche Erweiterung erfahren, so daß ihr Umfang auf zirka 1200 Seiten angewachsen ist. Wie schon bei der letzten Auflage, zerfällt das Werk in zwei Teile. Der erste Band, »Arbeiterfrage und Sozialreform« betitelt, behandelt systematisch die sich ergebenden Probleme, während der zweite, geschichtliche Teil die Entwicklung der sozialen Theorien und Parteien zum Gegenstand hat.

Die Ausführungen Herkners in dem hier hauptsächlich in Betracht kommenden ersten Bande zeichnen nicht nur die Dynamik der wirtschaftlichen und sozialen Arbeiterbewegung in ihrem ganzen Umfang, es kommt dem Verfasser auch darauf an, die Richtigkeit seiner sozialpolitischen Ideale und Ziele und die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung darzutun. Dabei bleibt Herkner bei aller Sympathie für die Bestrebungen der Arbeiterschaft bemüht, neben dem Interessenstandpunkt der Arbeiter auch den der Unternehmer zu würdigen.

* * *

Die moderne Arbeiterklasse ist das Produkt der industriellen Entwicklung, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts einsetzte. Im Zusammen-

[1] Herkner, Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. 1. Band: Arbeiterfrage und Sozialreform. 584 Seiten. 2. Band: Soziale Theorien und Parteien. 624 Seiten. Berlin und Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Preis für beide Bände geheftet 90 Mark.

hang mit dieser industriellen Entwicklung wirkten jedoch auch einige besondere Bevölkerungstatsachen damaliger Zeit an der Bildung dieser Klasse mit, denn die Industrie konnte nur dort Wurzeln fassen, »wo bereits ein Arbeiterangebot bestand, das heißt wo man Arbeiter fand, welche, außerstande, sich je wirtschaftlich selbständig zu machen, durch gewerbliche Lohnarbeit ihren Lebensunterhalt erwerben mußten«. In der Hauptsache standen zur Verfügung die ärmeren, abhängigen Landbewohner, das städtische Handwerk und in großem Maße die Hausindustrie, die sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sehr stark entwickelt hatte. »Hatte die Fabrikindustrie erst einmal festen Fuß gewonnen, so ruinierte sie durch ihre überlegene Konkurrenz Hausindustrien und Handwerke und schuf sich selbst das Proletariat, dessen sie zu ihrer weiteren Ausdehnung bedurfte.«

Mit diesen neuartigen ökonomischen Verhältnissen entstand so der neue Berufsstand der gewerblichen Arbeiter. Wohl gab es auch in anderen Zeiten persönlich freie Leute, welche ihren Lebensunterhalt durch gewerbliche Lohnarbeit erwarben und nur geringe Aussichten hatten, jemals selbständig zu werden. Jedoch war diese Volksschicht absolut und relativ niemals so ungeheuer groß und niemals in so unaufhaltsamer Zunahme begriffen wie im industriestaatlichen Zeitalter. An und für sich hätte nun das Anschwellen der gewerblichen Arbeiterklasse allein nicht ausgereicht, um eine »*Arbeiterfrage*« aufzuwerfen. Es mußte noch hinzukommen, daß diese neue Klasse in dem Bau der überlieferten Staats- und Gesellschaftsordnung keinen Raum fand, um sich eine dem Zeitbewußtsein entsprechende Existenz zu sichern, es mußte hinzukommen, daß die Glieder dieses neuen Berufsstandes von Anfang an in ihrer wirtschaftlichen und körperlichen Existenz bedroht waren.

In diesen Tatsachen liegen auch zugleich die Wurzeln jener sozialen Bewegung, die sich die Hebung der arbeitenden Klassen zum Ziele gesetzt hat. Ein Produkt dieser industriestaatlichen Entwicklung und anschließenden sozialen Bewegung ist das *Arbeits-* oder *Sozialrecht*, das sich im Laufe der Zeit in allen Kulturstaaten herausgebildet hat. Es handelt sich also um ein Sonderrecht, das, zunächst für die gewerblichen Arbeiter geschaffen, sich allmählich jedoch auf verwandte Berufsstände, vor allem Angestellte, Dienstboten, Land- und Hausarbeiter und Seeleute ausgedehnt hat.

Mit der Freiheit des Gewerbes und der Arbeit war das Zunft-, Feudal- und obrigkeitliche Reglementiersystem gefallen, die freie Konkurrenz wurde auf allen Gebieten zum Regulator des sozialen Lebens, in das der Staat nicht eingreifen sollte. Mag dieses System anderwärts viele Erfolge gehabt haben, den besitzlosen Massen der Handarbeiter brachte es nur Elend. Zunächst gab es für den Arbeitsvertrag der Lohnarbeiter nur die dürftigen Grundlagen, welche das römische Zivilrecht darbot. Danach wurde das Arbeitsverhältnis zur bloßen Obligation, der Arbeiter ein dem Arbeitgeber rechtlich vollkommen gleichstehender Kontrahent. Der Wirtschaftsliberalismus verkannte damit völlig die Lage des Proletariats, er wollte letzten Endes nicht erkennen, wie ungleich die Kontrahenten beim Arbeitsvertrag waren. Von einem tatsächlich freien Vertrag konnte nämlich keineswegs die Rede sein, vielmehr bedeutete die Freierklärung des Arbeitsvertrags die Entziehung des Schutzes der Staatsgewalt für den schwächeren Teil der Bevölkerung, der so lange der Willkür des Arbeitgebers ausgesetzt wurde,

als ein individueller Abschluß gesetzlich bestimmt war. Der Arbeiter mußte, wollte er nicht verhungern, um jeden Preis Arbeit finden, so daß der rechtlich freie Arbeitsvertrag in Wirklichkeit unfrei war.

Die Folgen dieses Zustandes waren für den Arbeiter grauenhaft; ungünstigste Bedingungen in Arbeitsdauer und Arbeitslohn, dazu die ständige Gefahr der Lösung des Arbeitsverhältnisses verbunden mit Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Existenzunmöglichkeit. Hinzu gesellte sich mit dem Ausschluß der Arbeiter vom Wahlrecht eine Entrechtung um so gefährlicherer Art, als mit dem Aufkommen der Großindustrie wirtschaftliche Selbständigkeit und damit verbundene Rechte für immer größere Massen der Bevölkerung entschwanden. Gemeinsames Vorgehen der Arbeiter bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen wurde vielfach geradezu verboten, und wenn auch Verbote nicht bestanden, so tat die feindselige Haltung der Regierung, der Unternehmerkreise und der durch sie beherrschten Presse ihr übriges. Staat, Kirche und Gesellschaft vertraten die Anschauung, daß der Arbeiter von der Natur selbst zum Lastentragen bestimmt sei. Die Unternehmer betrachteten das Streben der Arbeiterkreise nach einem besseren Lose als ungerechte Anmaßung, die mit allen Kräften bekämpft werden müßte, und von der Kanzel konnten die Streikenden die Mahnung hören: »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.« Dazu wurden die arbeitenden Klassen in ganz unverhältnismäßiger Weise durch einseitige Anspannung der Verbrauchsabgaben zur Tragung der Staatslasten herangezogen.

Diese nur andeutenden Ausführungen über die Mißstände der Anfänge industriestaatlicher Entwicklung für die Lohnarbeiter zeigen schon, daß die neu entstandene Arbeiterklasse mit den überkommenen Anschauungen und Rechtseinrichtungen nicht auszukommen vermochte. Zur Hebung ihrer Lage, um die nur kurz gestreiften trostlosen Zustände zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, »ist in allen Staaten, in denen die Großindustrie zur Geltung gekommen ist, bald früher, bald später, bald tatkräftiger und zielbewußter, bald schwächlicher und zaghafter eine Fülle von Einwirkungen unternommen worden«, unter denen die Schaffung eines berufsständigen Arbeitsrechts die tiefstgehende Bedeutung hat, haben sich in ihm doch die Ergebnisse all dieser reformerischen Bestrebungen und Kämpfe um Gleichberechtigung verwirklicht.

Es gibt heute keinen Kulturstaat mehr, in dem die Ordnung der sozialen Verhältnisse, wie es dem Geiste der liberalen Wirtschaftsordnung entspräche, nur dem Belieben der interessierten Parteien überlassen bleibt, denn weder Unternehmer noch Arbeiter sind irgendwo imstande gewesen, aus eigener Kraft, durch freie private Vereinbarung auch nur die schlimmsten Mißbräuche in bezug auf Kinder- und Frauenarbeit, auf Warenzahlung und Arbeitszeit, in bezug auf Arbeitsordnungen und Gesundheitsschädlichkeit der Arbeitsprozesse in nennenswertem Umfang abzustellen. Dieses Sonderrecht erstreckte sich gegenständlich nach und nach auf alle Teile des Arbeitsverhältnisses, das einmal besteht gegenüber dem Arbeitgeber, dem die Arbeitskraft vertraglich verdungen ist, gegenüber den Arbeitern, die im Betrieb gemeinsam zusammenwirken, und letzten Endes gegenüber dem Staat, der die Arbeitskraft seiner Glieder als nationales Gut zu schützen hat. Dieses Recht verbot nicht nur die mißbräuchliche Verwendung kindlicher, jugendlicher und weiblicher Arbeitskräfte, sondern auch die übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit und der Nachtarbeit; es hat ferner eine

positive Fürsorge zugunsten der Arbeiter entfaltet, denen durch Krankheit, Betriebsunfälle, Invalidität oder hohes Alter der Verdienst geschmälert wurde oder ganz verloren ging. Da diese Bestimmungen früher meist nur für Fabrikarbeiter erlassen wurden, pflegte man sie auch Fabrikgesetzgebung zu nennen. Im Laufe der Zeit wurde jedoch, wie oben gesagt, auch teilweise die Arbeiterschaft des Handwerks, der Hausindustrie, des Handels und Verkehrs in den Bereich dieser Schutzgesetze einbezogen.

* * *

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die historische Entwicklung des Arbeitsrechts in Preußen-Deutschland. Diese Entwicklung setzte mit einem Bericht des Generals v. Horn an den König ein, in welchem gemeldet wurde, daß die Rheinlande infolge der Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte durch die Fabrikarbeit nicht mehr das erforderliche Truppenkontingent zu stellen vermöchten. Erst im Jahre 1839 wurde daraufhin durch königliche Verordnung verboten, Kinder unter 9 Jahren in Bergwerken, Fabriken, Poch- und Hüttenwerken zu beschäftigen; über 9 bis 16 Jahre alte Arbeiter sollten nicht mehr länger als täglich 10 Stunden beschäftigt werden. Sonntags- und Nachtarbeit war ihnen verboten. Da es aber keine Aufsichtsorgane gab, wurden diese uns heute so selbstverständlichen Bestimmungen doch nur ungenügend durchgeführt.

Es folgen dann die Gewerbeordnungen von 1845 und 1849 mit einigen Festsetzungen über die Lehrlingshaltung, zur Überwachung der Ausführung der Handwerksgesetzgebung wurden in letzterem Jahre auch fakultative Gewerberäte eingesetzt, die jedoch nur sehr wenig Einfluß ausübten. Auch das erste Truckverbot entstand in damaliger Zeit. Erst 1853 wurde darauf ein vermehrter Schutz der Kinder und Jugendlichen geschaffen. Das Schutzalter der Kinder wurde bis zum zwölften Lebensjahr festgelegt, die tägliche Arbeitszeit für Jugendliche bis zum vierzehnten Lebensjahr auf sechs Stunden festgesetzt und für diese auch ein täglich dreistündiger Schulbesuch obligatorisch gemacht. Gleichzeitig entstanden die sogenannten Fabrikinspektionen, die zunächst nur fakultativ waren und nur wenig Einfluß ausübten. 1869 wurde dann die noch durchaus in liberalem Geiste gehaltene Gewerbeordnung geschaffen, die alle früheren sozialpolitischen Bestimmungen kodifizierte. Auch sie sah keine Überwachungsorgane vor, und so blieb das meiste unausgeführt. Die Gewerbeordnung wurde 1871 zum Reichsgesetz erklärt und gilt mit ihren überaus zahlreichen Abänderungen, welche sie im Laufe der Zeit erfahren hat, noch heute.

Die Zeit Bismarcks brachte ebenfalls nur sehr geringe Fortschritte direkten Arbeiterschutzes. Zu nennen sind eine Verallgemeinerung des Truckverbots und ein erster Wöchnerinnenschutz. Forderungen des Reichstags, eine generelle Regelung der Frauenarbeit, die Sonntagsruhe und eine Erweiterung des Jugendlichenschutzes zu erzielen, blieben fast erfolglos, während England diese Materie bereits 1844 aufgegriffen hatte. Hervorzuheben wäre die obligatorische Errichtung von Fabrikinspektionen, wenn diesen Aufsichtsorganen zunächst nicht viel zu geringe Kompetenzen übertragen worden wären.

So ablehnend sich auch Bismarck dem Arbeiterschutz gegenüber verhielt, sah er sich doch genötigt, seit 1881 den Plan einer Sozialversicherung aufzugreifen, deren Fundament 1889 gelegt wurde. Durch v. Berlepsch wurde

dann 1890 die Initiative zu einer großen Arbeiterschutzvorlage (Novelle von 1891) übernommen, die die eigentliche Grundlage unseres modernen Arbeiterschutzes bildet. Seit dieser Zeit mehrten sich die Ausgestaltungen des sozialen Rechtes. Wesentliche Fortschritte seitdem bedeuten das Reichsgesetz vom 30. März 1903 betreffend die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben und die Erweiterung des 1890/91 begonnenen Arbeiterinnenschutzes durch die Novelle vom 28. Dezember 1908. Das Verdienst Posadowskys ist es nach Herkners Ansicht, der sozialen Rechtsentwicklung einen ethisch und politisch tieferen Gehalt gegeben zu haben. Gerade die Zeit seiner Tätigkeit war erfüllt von der Fortführung der sozialen Versicherungen und des Arbeiterschutzes. Seine Zeit brachte auch eine geklärtere Stellung zur Arbeiterbewegung. In die Epoche vor dem Kriegsbeginn (Delbrück) fällt die Gewährung des Zehnstundentags für Frauen, die Einführung der Sicherheitsmänner, das Kaligesetz von 1910 und das Hausarbeitsgesetz von 1911. Auf dem Gebiet der Sozialversicherung wurde 1911 die Reichsversicherungsordnung (Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung) geschaffen.

Dies in kurzen Zügen die sozialrechtlichen Errungenschaften bis zur Vorkriegszeit. Wir sehen ein unfertiges, schwach gefügtes Gebäude. Die unübersichtliche Materie ist zum großen Teil unklar und lückenhaft, und die großen Gesichtspunkte einer einheitlichen Zusammenfassung fehlen durchaus. Während des Krieges wurden dazu für dessen Dauer fast alle Bestimmungen über Frauen- und Jugendlichenschutz suspendiert, eine Maßnahme, die, je länger der Krieg dauerte, um so ungünstiger die Volksgesundheit beeinflußt hat. (Schluß folgt)

Notwendige Änderungen der ehelichen Rechtsgrundlagen

Von Dr. **Sophie Schöfer** (München)

I

Das in den Gesetzbüchern niedergelegte Recht ist ein Niederschlag von Wirtschaft, Sitte und Gewohnheit, ein Dokument der Kulturstufe eines Volkes überhaupt. Das gesetzliche Recht ist gewöhnlich schon erstarrt und daher veraltet; denn es ist das Ergebnis jener Sitten und Gewohnheiten, die sich im allgemeinen schon fest eingebürgert haben. Kultur, Wirtschaft und Sitte aber sind niemals feststehende, ewig gültige Begriffe; sie sind in beständigem Werden, in steter Bewegung begriffen. Gewohnheit und Sitte wandeln sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die zum Recht erhobene Sitte, die durch den Gesetzgeber förmlich sanktioniert wird, erhält deswegen feste Form in einem Gesetz, weil sie sich allgemein Geltung verschaffte.

Dies ist auch der Fall beim herrschenden Familien- und Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Es wurde uns erst nach langen Kämpfen im Jahre 1900 gegeben. Damals schon hatte die Frauenerwerbsarbeit einen nicht zu übersehenden Umfang angenommen, damals schon waren die Forderungen nach wirtschaftlicher Selbständigkeit der Frau zu ihrer inneren und äußeren Befreiung allgemein bekannt. Kein denkender Mensch konnte an diesen Forderungen vorübergehen, und doch ist das Familien- und Eherecht ganz auf dem Gedanken der wirtschaftlichen Abhängigkeit und Unfreiheit der Frau aufgebaut. Wenn sich auch das Bürgerliche Gesetzbuch

hütete, wörtlich von der Vormundschaft des Mannes über die Frau zu sprechen, so blieb diese Tatsache faktisch doch bestehen.

Diese eheliche Vormundschaft beruht zwar nicht auf einer wörtlichen Gesetzesbestimmung. Der Gesetzgeber war viel zu vorsichtig, sich so auszudrücken. Er anerkannte aber die Notwendigkeit der ehelichen Vormundschaft über die Frau durch die Bestimmung des § 1354, der lautet: »Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung. — Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechtes darstellt.« Das Entscheidungsrecht des Mannes in allen Angelegenheiten, die das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffen, setzt die Pflicht der Frau zum Gehorsam voraus. Der Gesetzgeber war vorsichtig genug, den Ausdruck »Gehorsam« als nicht mehr ganz zeitgemäß zu vermeiden. Sachlich aber verlangt dieses Entscheidungsrecht des Mannes Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes. Der Gesetzgeber spricht zwar nur von einem Entscheidungsrecht des Mannes in jenen Angelegenheiten, die das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffen. Mann und Frau sind zu einer ehelichen Lebensgemeinschaft miteinander verbunden. Daher wird der Gesetzgeber lange vergebens in einer Ehe nach Angelegenheiten suchen, die nicht als gemeinschaftliche zu bezeichnen wären; alle persönlichen Angelegenheiten in jeder Ehe betreffen letzten Endes beide Ehegatten. Darum hat diese Einschränkung, die der Gesetzgeber macht, praktisch keine Bedeutung. Die eheliche Vormundschaft gibt dem Manne ein Herrschaftsrecht über seine Frau, und zwar ein unbeschränktes Recht über die Person der Frau und ein etwas beschränktes über ihr Vermögen. Die eheliche Vormundschaft unterscheidet sich von der gewöhnlichen Vormundschaft nur dadurch, daß dem Ehemann die eheliche Gewalt nicht entzogen werden kann wegen Vernachlässigung des körperlichen und geistigen Wohles seines Pflegebefohlenen, wie es jedem Vormund geschehen kann, der das Wohl seines Mündels vernachlässigt.

Dieses eheherrliche Entscheidungsrecht stellt einen bloß äußeren, sehr ungeschickten und daher oft mißglückten Versuch dar, die Willenseinheit in der Lebensgemeinschaft zweier Menschen zwangsweise herzustellen. Tatsächlich bildet im heutigen Eherecht der Wille des Mannes den »Ehewillen«, das heißt der Wille der Frau ist rechtlich nicht von Bedeutung. Die Einheit des Willens in der ehelichen Lebensgemeinschaft kann aber nie und nimmer dadurch erreicht werden, daß ein Wille von zweien einfach den Befehl zur Unterordnung bekommt. Die Einheit des Willens ist nur dadurch zu erreichen, daß jeder seinen eigenen selbständigen freien Willen, seine Kraft daransetzt, die Einheit der Lebensgemeinschaft zu erhalten und zu fördern. Lebensgemeinschaft bedeutet nicht Aufhebung der Erkenntnis-, Willens- und Gefühlsfreiheit des einzelnen in der Ehe, sie bedeutet ein Zusammenleben auf Grund psychologischer und erotischer Wesensübereinstimmung.

Die vielen ehelichen Übelstände haben nach übereinstimmenden richterlichen Erfahrungen ihre Quelle in dieser ehelichen Bevormundung der Frau durch den Mann, die im § 1354 des Bürgerlichen Gesetzbuchs rechtlich niedergelegt ist. Das Herrschenmögen ist eine der größten Schwächen der menschlichen Natur. Die Lust am Herrschen ist dem Menschen angeboren, nicht nur dem Manne. Die Herrscherrechte des Mannes in der Ehe machen ihm die

Ausübung seiner Herrschgelüste zur angenehmen Pflicht; der Mann kommt daher durch die Ehe nicht in Konflikt mit seiner Natur. Das Erdulden der Herrschaft ist aber eine unangenehme und bittere Sache. Sie ist doppelt bitter, wenn die Herrschaft ungerecht geübt wird. Daher kommt die Frau in der Ehe sehr oft in Konflikt mit ihrer menschlichen Natur.

Die Uneinigkeit ist der größte Feind jeder Ehe; sie kann aber nicht dadurch vermieden werden, daß kategorisch erklärt wird: »Der Wille des Mannes entscheidet in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten.« Dadurch wird die Uneinigkeit nur gefördert. Der Gesetzgeber war ein schlechter Psychologe. Die Einigkeit in jeder Ehe wird durch gegenseitige Willensfreiheit, in der aber jeder den Willen zur einheitlichen Lebensgemeinschaft hat, viel mehr gefördert als durch ein unbeholfenes Diktat. Darum wird vor allem beim zukünftigen Eherecht jener Paragraph fallen müssen, der dem einen Willen, dem männlichen, das Entscheidungsrecht gibt. Der § 1354 des Bürgerlichen Gesetzbuchs wird in Zukunft so lauten müssen: »Die Ehegatten entscheiden gemeinschaftlich in allen das gemeinschaftliche Eheleben betreffenden Angelegenheiten. — Für die Wahl des Wohnortes soll die Entscheidung desjenigen Ehegatten den Ausschlag geben, dessen Beruf für die Lebensführung der Familie maßgebend ist. — In Zweifelsfällen entscheidet das Vormundschaftsgericht.«

Im zukünftigen Ehe- und Familienrecht werden neben der ehelichen Vormundschaft des § 1354 noch manche andere Paragraphen zu streichen sein. Dazu gehört vor allem auch der § 1300, der besagt: »Hat eine unbescholtene Verlobte ihrem Verlobten die Beiwohnung gestattet, so kann sie auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, eine billige Entschädigung in Geld verlangen.« Dieser Paragraph ist der Ausdruck der landesüblichen Überwertung der äußerlichen Keuschheit; er ist der Ausdruck für die materielle Umsetzung nicht münzbarer Werte. Praktisch hat dieser Paragraph heutzutage wenig Bedeutung. Mädchen, die wirklich unter einer getäuschten Liebe, unter einer mißbrauchten Hingabe leiden, klagen gewöhnlich nicht auf diese »billige Entschädigung«. Sie wissen, daß keine äußeren Güter sie für den Verlust an Liebe, Glaube und Vertrauen entschädigen können; sie weisen sogar eine dargebotene Entschädigung in gekränkter Frauenwürde mit Recht entrüstet zurück.

Nach § 1356 ist die Frau unbeschadet der Vorschriften des § 1354, also unbeschadet des Entscheidungsrechts des Mannes in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu führen. Das Recht zur Haushaltführung hat die Frau also nach dem Gesetz nur insofern und insoweit, als der Mann entscheidet, daß sie es haben soll, und insoweit, als seine Entscheidung nach richterlichem Ermessen keinen Mißbrauch darstellt. Die Frau hat ihm gegenüber gar keine Möglichkeit, ihr Recht auf Führung des Haushaltes geltend zu machen. Ein gerechter Gesetzgeber müßte der Frau das uneingeschränkte Recht auf Führung des Haushaltes zusprechen; es müßte ihr wohl auf begründeten Antrag des Mannes durch das Vormundschaftsgericht abgesprochen werden können, niemals aber durch persönliche Willkür des Mannes.

Ganz ungerecht ist auch der § 1358 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, welcher lautet: »Hat sich die Frau einem Dritten gegenüber zu einer von ihr in Person zu bewirkenden Leistung verpflichtet, so kann der Mann das Rechtsver-

hältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen, wenn er auf seinen Antrag von dem Vormundschaftsgericht dazu ermächtigt worden ist. Das Vormundschaftsgericht hat die Ermächtigung zu erteilen, wenn sich ergibt, daß die Tätigkeit der Frau die ehelichen Interessen beeinträchtigt.« Es kann sich also eine Ehefrau wohl zu Leistungen verpflichten, sie kann auch Arbeitsverträge abschließen; ihr Vertragsgegner und sie selbst laufen aber Gefahr, daß der Ehemann Verträge, die ohne seine Erlaubnis abgeschlossen wurden, beliebig zerreißt. Im praktischen Leben wird also die vorherige Erlaubnis des Eheherrn eingeholt werden müssen, wenn Unannehmlichkeiten, Ärger und Kosten erspart werden sollen.

Dieser Paragraph ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Er hängt mit der ehelichen Vormundschaft des Mannes über die Frau zusammen und ist überhaupt nur daraus zu erklären. Stünde dem Manne nicht das gesetzliche Entscheidungsrecht in allen ehelichen Angelegenheiten zu, so wäre eine Verhinderung der Ehefrau am Verdienst nach dem Strafgesetzbuch unter Umständen sogar als Nötigung anzusehen. Der Ehemann hat es in der Regel in der Hand, den Erwerb der Ehefrau durch ihre eigene Arbeit zu verhindern beziehungsweise seine Einwilligung davon abhängig zu machen, daß ihr Arbeitserwerb ganz oder zum Teil ihm oder dem Ehegut zufalle. In letzterem Falle wäre dies sogar eine Erpressung; denn als solche gilt jede Drohung, die in der Absicht ausgesprochen wird, sich selbst oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen.

Eine weitere Forderung bei der Reform des Eherechts wäre die, daß die Frau das Recht haben soll, ihren Mädchennamen weiterzuführen. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb die Frau auf ihren Namen verzichten soll. Abgesehen von ihrem persönlichen Recht auf ihren Namen lebt die Frau in ihren Kindern mindestens ebenso fort wie der Mann; die Benennung der Kinder nach dem Vater ist ungerecht, wie auch die Benennung der Kinder nach der Mutter eine Ungerechtigkeit bedeuten würde. Diese Ungerechtigkeit aber wird nur gestützt durch technische Fragen des Bureaukratismus. Die Schwierigkeit, einen Ausweg zu finden, die Schwierigkeit, eine entsprechende Formel festzustellen, wird uns noch lange bei dem bisherigen Gebrauch beharren lassen. Da diese Frage eine mehr äußerliche ist, ist das Unglück nicht so groß.

Verlangen wir für beide Ehegatten die ökonomische Unabhängigkeit, so muß konsequenterweise auch der Passus des Gesetzes fallen, der verlangt, daß der eheliche Aufwand vom Mann allein zu tragen ist. Er muß vielmehr von beiden Ehegatten nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit getragen werden. Wir dürfen uns allerdings nicht verhehlen, daß darin auch eine große Gefahr liegt. Denn die Erfahrung beweist nur zu oft, daß der Mann, sobald er befreit ist von seiner gesetzlichen Verpflichtung zur Erhaltung der Familie, nur zu leicht seine Versorgungspflicht auf die Schultern der Frau abwälzt, die dann erst recht belastet und unfrei ist. Um dem zuvorzukommen, muß die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau in der Zeit ihrer Erwerbsbeschränktheit infolge Mutterschaft durch Mutterschaftsrenten gestützt werden.

Es bedeutet auch zuviel Vorsicht für den Mann, wenn das Gesetz im § 1361 bestimmt, daß bei getrennt lebenden Ehegatten der Frau von dem Manne die zur Führung eines gesonderten Haushaltes erforderlichen Sachen aus

dem gemeinschaftlichen Haushalt zum Gebrauch herauszugeben sind, »es sei denn, daß die Sachen für den Mann unentbehrlich sind oder daß sich solche Sachen in dem der Verfügung der Frau unterliegenden Vermögen befinden«. Dabei ist bekannt, daß die Gegenstände, die zur Führung des Haushaltes notwendig sind, fast regelmäßig zur Ausstattung der Frau gehören. Es läßt sich also ein Vorrecht der Frau an diesen Sachen nicht wohl leugnen. Statt dessen werden sie dem Manne zugesprochen, wenn er sie braucht; es wird gar nicht gefragt, ob die Frau sie entbehrt, der die Sachen doch in der Regel gehören. (Schluß folgt)

Andersen Nexö

Von Joseph Kliche

Die letzten Monate brachten die deutschen Übersetzungen zweier neuer Werke des Dänen Andersen Nexö: die Erzählung »Familie Frank« und den vierten Teil der Romanpyramide »Stine Menschenkind«. Während das erste Buch weniger über das bei uns heimische Alltagsniveau hinausragt, ist das zweitgenannte, ähnlich dem »Pelle«-Roman, ein Meisterstück realistischer Darstellungskunst.

Martin Andersen Nexös Bücher sind bei uns in hohen Auflagen verbreitet. Das will doppelt viel besagen, umfassen doch seine beiden Hauptwerke zwei beziehungsweise vier Bände. Und noch immer erobert jedes neue Buch des klugen Dänen neue Leserkreise. Es muß also um die Leistungen eines solchen Prosaikers wohlbestellt sein, ganz besonders aber dann, wenn dieser weder der traditionellen Oberflächlichkeit noch der aufs Sensationelle zugespitzten raffinierten Ausmalung geschlechtlicher Vorgänge huldigt.

Nexö sucht das Volk bei seiner Arbeit auf. Selbst ein in jungen Jahren vom Leben arg gezauster und mitleidlos hin und her geworfener Proletarier, gestaltete er gleich in seinem ersten Erzählungsbuch Stoffe aus dem Leben jener, die wie er zu jahrelangem Verweilen auf der Schattenseite des Lebens verurteilt waren. Gut zwanzig Jahre ist es jetzt her, seit seine erste Novellensammlung, »Schatten« betitelt, erschien. Lebensvolle Geschichten, herausgeformt aus harten Menschenschicksalen, in der Konzentrierung wie in der Durchbildung des Künstlerischen noch nicht ausgereift, aber den scharfen Beobachter und den künftigen meisterlichen Gestalter bereits auf jeder Seite verratend.

Der äußere Lebensweg Nexös hat mit dem des Russen Gorki und dem des Österreichers Petzold mancherlei Verwandtschaft. 1869 als Sohn eines armen Steinbrucharbeiters in Kopenhagens typischem Proletarierviertel geboren, erlebte er eine Reihe sorgenharter Wanderjahre und reifte durch die Nöte und Fährlichkeiten des Lebens zum Dichter seiner Klasse, seiner Klasse, denn schon der Zwanzigjährige begeisterte sich im Kreise intelligenter Arbeitsbrüder für die Ideen und die Ideale des Sozialismus.

In diesen Blättern ist kein Raum für eine breite Ausmalung seiner Lebensschicksale. Wer sich für diese interessiert, der lese die selbstbiographischen Bekenntnisse, die Nexö seinen unter dem Titel »Der Morgen graut« im Vorwärtsverlag erschienenen Erzählungen aus dem Leben vom Glück Enterbter beigegeben hat.

Proletarischer Stoff und sozialistisches Ideal fallen in Andersen Nexös Künstlerschaft zusammen. Hierin überragt er Maxim Gorki bei weitem. Der Däne hat sich nicht damit begnügt, die Menschen der untersten Sphäre treffend nachzuformen, nein, er durchtränkte seine Bücher mit dem Wesen des Sozialismus. Das ist es, was ihn zu einem epischen Gestalter von europäischer Bedeutung macht. In seinem »Pelle, der Eroberer« schuf er einen Roman, wie wir ihn in diesem Genre bisher gar nicht kannten; er schuf den Roman des Proletariers als Sozialisten.

Es ist eine lange Entwicklungsgeschichte, die Andersen Nexö in diesem zweibändigen Werk gestaltet. Das Schicksal eines Proletarierjungen, der durch Ungerechtigkeit und Arbeitslosigkeit, durch trübe Fährnisse, aber auch durch den Kampf und das Leben der modernen Arbeiterbewegung schreitet. Streik, Aussperrung, Gefängnis, alles durchlebt der Held des Romans, der zum Führer seiner Klassengenossen geworden ist. Von der Notwendigkeit des gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Zusammenschlusses ist Pelle bis ins Innerste durchdrungen. Schließlich wird er, dem von den Unzuverlässigkeiten und Unzulänglichkeiten mancher Arbeiterführer nichts anhaftet, sondern dem das ganze Problem von Anfang bis zum Ende tiefinnerste Herzenssache und Verstandesangelegenheit ist, zum Siedler.

Das ist der Inhalt des Buches. Das Ganze wird getragen von einem hohen Lebens- und Schönheitsgefühl, von einer tiefen Ethik. Es war wirklich ein Verdienst des »Vorwärts«, daß er diesem neuen (sprechen wir es ruhig aus) Meisterwerk der Weltliteratur seinerzeit den Weg in Deutschland bereiten half.

Ein Spiegelgesicht unserer Zeit ist auch das andere große Romanwerk Nexös, das eingangs erwähnte Buch »Stine Menschenkind«. Hier ist es ein Mädchen, das vom Dichter bestimmt ist, als Demonstrationsobjekt durch alle Stufen des proletarischen Lebens zu schreiten. Gleich Pelle geht auch Stine aus der untersten Schicht hervor. Ein unehelich geborenes Fischerkind, verbringt sie ihre ersten Lebensjahre in dem armseligen Haushalt der Großmutter, um dann in das Heim ihres Stiefvaters zu kommen. Nachdem Stine die Schule verlassen hat, wird sie Magd auf einem Bauernhof, unterliegt der Leidenschaft und wird mit siebzehn Jahren Mutter. Das ist, knapp gefaßt, der Inhalt der drei ersten Bände des Romans. Natürlich rankt sich um das angedeutete Gerippe die ganze Milieuwelt des kraftvollen Skandinaviers. In scharfgeschauten realistischen Bildern breitet sich die Atmosphäre der Armut vor uns aus. Im vierten Band, der sich »Das Fegfeuer« betitelt (die ersten drei heißen: »Eine Kindheit«, »Mütterchen«, »Der Sündenfall«), kommt die junge Stine in eine städtische Engelmacherei als Amme. Später wird sie, die alles Elend der Dienenden voll auszukosten gezwungen ist, Stubenmädchen, immer mit den Widerwärtigkeiten und Häßlichkeiten des Lebens kämpfend. Dennoch verliert sie den Mut nicht. Das Leben muß doch schließlich aufwärts führen.

Mit dem vierten Band schließt vorläufig der Roman. Aber die Lebensbahn Stines ist noch nicht beendet, und der Dichter wird das interessante und fesselnde Werk gewiß noch weiterspinnen. Trotz des sozialen Stoffes kennt der Roman keine falsche Sentimentalität, keine billige Effekthascherei. Wo es angängig, hat der Dichter viel Zärtlichkeit und viel Herzinnigkeit in die Charaktere gelegt. Eine große, gütige Milde, ein Verstehen und Verzeihen breitet sich über die einzelnen Szenen aus.

Freilich dem »Pelle« gegenüber wird dies Werk wohl von manchem Leser als schwächlich befunden werden. Dort ein fortwährendes Fortschreiten, eine Erweiterung des Blickfeldes, ein Aufgehen in allen die Zeit bewegenden Problemen, kurz: ein Weltanschauungsbuch vorbildlicher Art, hier ein ununterbrochener Leidensweg, der nur von wenigen leuchtenden Sternen beschienen wird.

Die starken Wurzeln Andersen Nexöscher Kraft sind im proletarischen Milieu verankert. Wo der Dichter eigene Erlebnisse formt, wo er Menschen und Zustände aus seiner Jugendsphäre gestaltet, dort ist Nexö wahrhaft groß; dort wirkt er packend, erschütternd, schafft er wahre Kulturgemälde. Auf Gebieten jedoch, wo er nicht bodenständig ist wie in seinem Roman »Überfluß«, erhebt er sich nur wenig über das Alltägliche. In dem genannten Werke baut er eine Kleinbürgerwelt vor uns auf, in deren Mitte er einen eigenartig veranlagten Oberlehrer stellt. Freilich kommt auch in diesem Werke der Dichter zur Geltung. Eine gereifte Darstellungskunst umfängt den Leser, dennoch: derartige Schilderungen wurden schon mehrfach, zuweilen auch besser geschrieben.

Stärker ist »Die Familie Frank«. Hier steht im Mittelpunkt eine kleinstädtische Schneiderfamilie: ein versoffener Mann, der seiner Frau zur Last ist und

der schließlich eines Tages durch einen bösen Unglücksfall ertrinkt — in einer Flüssigkeit, die kein Quentchen Alkohol besitzt. Gegen diesen Mann hat Frau Frank einen langen, bitteren Kampf zu kämpfen. Dazu kommt der Ärger um einen unnützen Sohn, der Verdruß über das Gehabe schadenfroher Nachbarsleute und letzten Endes der Kampf gegen die Not des Alltags.

Mehr Milieustudien sind die beiden Erzählungsbücher »Die Küste der Kindheit« und »Das Glück«. Sie geben Bilder und Gestalten aus der Welt Bornholms, erzählen aus des Dichters harten Jugendtagen und skizzieren mancherlei Menschen und Charaktere. Vieles ist so still und fein, so ruhig und abgeklärt, daß es schon durch seine Stimmung wirkt. In der Erzählung »Das Glück« hat der Dichter seine Phantasie sich besonders ausleben lassen. Überhaupt verfügt Andersen Nexö über die Möglichkeit, an geeigneter Stelle eine kräftig wuchernde Phantasie aus seiner Rüstkammer holen zu können.

In letzter Zeit hat Nexö sich auch im Drama versucht. Das Stück »Die Leute auf Dangaard« gestaltet einen Konflikt auf einem Gutshof. Die Besitzerfamilie geht an sichtbaren Degenerationsmerkmalen zugrunde, und die Arbeiterschaft mit dem Großknecht an der Spitze übernimmt selbst die Bewirtschaftung des Gutes. Das ist der Untergrund des an Dialogen reichen, an Anschaulichkeit und dramatischer Kraft dagegen nicht besonders starken Werkes. Soweit dieser Erstling ein Urteil zuläßt, darf gesagt werden, daß Andersen Nexös Stärke nicht in der Welt des Rampenlichts, sondern im breitausgesponnenen Prosawerk liegt.

Literarische Rundschau

Hamburgische Schriften zur gesamten Strafrechtswissenschaft. Abhandlungen aus dem Seminar für Strafrecht und Kriminalpolitik an der hamburgischen Universität. Herausgeber: Professor Dr. Liepmann. Hamburg 1921, Verlag W. Gente. Heft 1: Dr. Ed. Guckenheimer, »Der Begriff der ehrlosen Gesinnung im Strafrecht«. Ein Beitrag zur strafrechtlichen Beurteilung politischer Verbrecher.

Als ein berechtigtes Unternehmen muß es begrüßt werden, wenn Professor Liepmann in seinen »Hamburgischen Schriften« versucht, ein »Spiegelbild der Entwicklung der modernen deutschen strafrechtlichen Wissenschaften und zugleich ein bescheidenes Werkzeug zur weiteren Ausgestaltung des Strafrechts und der Strafrechtspflege« zu schaffen; denn der Name des Herausgebers bürgt dafür, daß sich in den Schriften keine weltfremde Paragraphenklauberei breit machen wird. Gewiß soll die Rechtswissenschaft sich nicht der jeweils herrschenden politischen oder parteipolitischen Tagesmeinung unterordnen, aber sie hat dafür zu sorgen, daß das gesetzte Recht in Einklang bleibt mit der Rechtsüberzeugung des Volkes. Adolf Merkel sagt: »Wenn das Recht in seiner Entwicklung der ethischen Anschauung nicht folgt und die letztere so in einen feindlichen Gegensatz zu jener gerät, im Sinne des Goetheschen ‚Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage', so daß eine Auflehnung gegen dasselbe keine sittliche Mißbilligung erfährt, so streift es den Rechtscharakter ab. Die Herrschaft verwandelt sich in eine Herrschaft bloßer Gewalt. Es gibt kein moralisches Ansehen mehr für das Recht und demgemäß keine verpflichtende Kraft seiner Vorschriften, welche von seinem Einklang mit den im Volke sich geltend machenden moralischen Kräften unabhängig wären.«

Die Arbeit an der so umschriebenen rechtspolitischen Aufgabe erwarten wir von den Seminaren unserer Universität, und Dr. Guckenheimers Schrift rechtfertigt diese Erwartung.

Ein besonderes Verdienst dieser Arbeit besteht darin, daß Guckenheimer zum ersten Male die vorliegende Frage wissenschaftlich und zugleich mit voller Durcharbeitung des gesamten ungedruckten Materials der Rechtsprechung behandelt und

löst. Guckenheimer bringt die Entstehungsgeschichte des § 20 des Strafgesetzbuchs und die zum Verständnis der Auslegungsschwierigkeiten höchst charakteristischen Verhandlungen der Politiker und der Militärs im Reichstag. Daran schließt er einen Überblick über die modernen Gesetzgebungen anderer Länder (Norwegen, Schweiz, Österreich) und die dort gemachten Versuche, den gleichen Gedanken der Differenzierung der Strafbehandlung nach der Art der Gesinnung zu verwirklichen.

Besonders wertvoll erscheint mir der Abschnitt, in dem Guckenheimer an Hand der politischen Prozesse der letzten Jahre zeigt, wie die auf den ersten Blick als sehr fortschrittlich anmutende Vorschrift des § 20 des Strafgesetzbuchs in der Praxis eine Zufallsrechtsprechung zur Folge haben muß. Der § 20 enthält nämlich die Regel: »Wo das Gesetz die Wahl zwischen Zuchthaus und Festungshaft gestattet, darf auf Zuchthaus nur dann erkannt werden, wenn festgestellt wird, daß die strafbar befundene Handlung aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen ist.« Wann soll aber ein Gericht »ehrlose Gesinnung« als vorliegend annehmen? Dafür fehlt jeder Anhalt im Gesetz. Auch die Rechtsprechung hat noch keine brauchbare Umgrenzung dieses Begriffs geschaffen. Die Urteile schwanken pendelartig. Das Münchener Volksgericht entschied zum Beispiel über die ehrenhafte Gesinnung der vor ihm angeklagten Revolutionäre in der folgenden merkwürdigen Weise: Levine: nein; Toller: ja; Axelrod: nein; Dr. Neurath: ja; Dr. Wadler: nein; Mühsam: ja usw.

Guckenheimer hat recht: Der Begriff der ehrlosen Gesinnung läßt sich gerade in unseren Tagen gar nicht eindeutig gesetzgeberisch bestimmen. Es gibt keinen allgemeingültigen Maßstab. Er hält es auch gar nicht für wünschenswert, die bestehende Regelung aufrechtzuerhalten; denn dadurch, daß man das Zuchthaus als Strafanstalt für »ehrlose« Verurteilte vorsieht, befestigt man das alte so schwer zu beseitigende Vorurteil, daß eine Strafe entehre. Höchstens das Verbrechen selbst entehrt. Die Strafe soll nach Möglichkeit erziehen und bessern. Deshalb ist ihre erste Aufgabe, im Verurteilten selbst und seiner Umgebung die Achtung vor seiner Persönlichkeit neu zu gründen. Deshalb fordert Guckenheimer denn auch, daß alle entehrenden Nebenfolgen der Zuchthausstrafe abzuschaffen sind. Die ethische Qualität der Gesinnung soll bei der Bemessung der Strafdauer berücksichtigt werden. Mit diesem Vorschlag verlegt allerdings Guckenheimer, anscheinend ohne sich dessen ganz klar zu werden, das Problem nur an eine andere Stelle des Strafverfahrens. Denn wenn der Richter bei Bemessung der Strafdauer die ethische Qualität berücksichtigen soll, so muß ihm das Gesetz, soll die ja so oft schwer empfundene Willkür vermieden werden, Vorschriften geben. Hierfür wird man die von Guckenheimer feinsinnig entwickelte Begriffsbestimmung benutzen und sagen können, daß ethisch verwerflich handelt, »wer um ethisch niedrigstehender, insbesondere auch egoistischer kleinlicher Interessen wegen höhere Werte im Bewußtsein dieser Divergenz aufs Spiel setzt. Maßstab sind die allgemeinen ethischen Anschauungen einer Kulturepoche beziehungsweise eines Kulturkreises«. H. Ruschewey h

---

Walter Sulzbach, **Die Grundlagen der politischen Parteibildung.** Tübingen 1921, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 181 Seiten. Preis 20 Mark.

Daß das deutsche Volk seit dem Weltkrieg und der Revolution auf dem Wege ist, endlich ein politisches Volk zu werden, drückt sich auch in dem reichen politischen Schrifttum aus, das in den letzten Jahren auf dem Büchermarkt erschienen ist. Das oben bezeichnete Werk Sulzbachs hat sich die Aufgabe gestellt, zu versuchen, »die für das politische Leben typischen, immer wiederkehrenden Parteiungen zu klassifizieren und zu erklären«. In bewußtem Gegensatz zu zahlreichen Werken über den »tieferen Sinn« der Parteibildungen, die ihre Aufgabe so zu lösen versuchten, daß sie die politische Parteigliederung aus geschichtsphilosophischen, kosmischen und ethischen Zusammenhängen erklären, sucht der Verfasser auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. In »Abwendung von der Begriffsspekulation« wendet er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der »sozialen Oberflächenerklärung« tatsächlicher »Ge-

gebenheiten zu, sowohl auf seiten der Probleme, um die der Streit der politischen Parteien geht, als auch auf seiten der seelischen Vorgänge, die ihm zugrunde liegen«.

Zunächst betrachtet Sulzbach die verschiedenen Lehren über die Parteibildung, widmet sich besonders eingehend der Parteilehre des Marxismus, deren fundamentale Richtigkeit er mit seinen an nebensächlichen, äußeren Erscheinungen haftenden Ausführungen keinen Abbruch tun kann. Zu großen Wert legt Verfasser meines Erachtens auf die Tatsache, daß Parteizusammensetzungen häufig ohne Zusammenhang mit der sozialen Klassenzugehörigkeit erfolgen. Er glaubt, so den im Grunde durchaus richtigen Gedanken der wirtschaftlichen Interessentengruppen als politischer Parteien widerlegen zu können. Was tut es, daß manche sich durch geschickt ausgenutzte Ideen, die im Grunde immer einer dieser Interessentengruppen dienen, verleiten lassen, ihrem Interesse entgegenzuhandeln?

An der Hand geschickt zusammengestellten Materials untersucht Sulzbach dann die Ziele der Politik und die Beziehungen, unter denen sich jede politische Tätigkeit vollzieht, und er versucht in erkenntnistheoretischer Analyse darzustellen, »daß der Anlässe zur Bildung von politischen Parteien mindestens so viele sind, wie es Gründe dafür gibt, daß die Politik keine Wissenschaft ist«. Im Verlauf dieser Untersuchung, die wirklich nur der »Oberflächenerklärung« dient, sich dabei aber immer auf sorgfältig zusammengesuchte Literatur stützt, kommt Sulzbach zu dem eigenartigen Ergebnis, die Wahl der Gruppe und des Zieles in der Politik als reine Willkür hinzustellen. Als Mittel der Politik bezeichnet er hauptsächlich Zufall, Glück und Vermutungen. »Was wir politischen Erfolg nennen, beruht auf glücklichem Raten.« Den Lehren der Geschichte in ihrem Verhältnis zur Politik Fingerzeige zu entnehmen, ist »gedankenlose Phrase«.

Zu der Behauptung, es sei die Pflicht erwachsener Menschen, sich mit den öffentlichen Dingen zu befassen, schreibt denn auch der Verfasser folgendes: »Ist die Zukunft unberechenbar, so heißt Pflicht zur Politik soviel wie Pflicht zum Lotteriespiel; diese Gleichsetzung bedeutet eben nichts anderes als eine reductio ad absurdum.« Mithin sei also Wahlpflicht Unsinn, und ob sich jemand mit politischen Dingen befasse oder nicht, habe keine Bedeutung.

Wie gesagt, stützen sich die ganzen Ausführungen auf ein geschickt zusammengestelltes Material und sind nicht uninteressant zu lesen. Im übrigen zeigt die Methode seiner Betrachtung jedoch, wie verfehlt es ist, Schlüsse aus nebensächlichen Oberflächenerscheinungen zu ziehen und sich ironisch über die »tieferen Deutungen« politischer Parteibildungen hinwegzusetzen. Hätte der Verfasser »tiefer« geschürft, wäre er wahrscheinlich zu anderen Anschauungen gelangt; er hätte es vielleicht freudig begrüßt, daß die Politik als Wissenschaft immer mehr Boden gewinnt und das deutsche Volk auf dem besten Weg ist, ein politisches Volk zu werden.

Wilhelm Schöffler

Max Kretzer, **Fidus Deutschling, Germanias Bastard.** Roman. Dessau, Verlag Dünnhaupt. 400 Seiten. Preis gebunden 24 Mark.

Zu denen, die berufen schienen, in einem umfassenden Zeitgemälde das Berlin der letzten Jahre zu schildern, gehörte Max Kretzer. Er hat eine ganze Reihe Romane geschaffen, in denen das Alt- und Neuberliner Leben in realistischer Wirklichkeitstreue pulst und in denen auch die Phantasie sich auslebt. Seit sieben Jahren schwieg er. Lediglich einige wenig rühmliche Kriegsgedichte zeugten von seinem literarischen Dasein. Nun erscheint ein neues Buch von ihm auf dem Markt. Sein im Dünnhauptschen Verlag in Dessau herausgekommenes Werk »Fidus Deutschling, Germanias Bastard« ist ein Kriegs- und Revolutionsroman aus Berlin, und zwar ein zwiespältiger. Fidus Deutschling, der hier als Germanias Bastard anzusehen ist, ist der personifizierte Großschieber. Einer, der auf »chemischem« Wege die sonderbarsten Volksernährungsmittel herstellt und sie durch ein Kapitalkonsortium unter Vermittlung hoher Stellen in Massenmengen absetzen läßt. Kretzer hat schon

einmal einen solchen raffinierten Strebertyp geschaffen. Nämlich in seinem vor Jahren erschienenen »Mann ohne Gewissen«. Nur ist Fidus Deutschling insofern ein anderer, als er fortwährend moralische Anwandlungen bekommt. Er speit sozusagen vor sich selber aus. In diesem Zweiseelencharakter wollte der Verfasser symbolisch das Wesen des deutschen Volkes zeichnen, das zwischen edlen Zielen und niedrigen Trieben hin und her schwankte. Bei der von Kretzer angewandten Technik gibt das eine sehr unwahrscheinliche, ja unmögliche Figur. Und so ist schließlich ein Buch entstanden, mit dem man wenig anfangen kann. Das Beste an dem Roman sind die rein-realistischen Partien aus dem Berliner Westen. Hier ziehen die verschiedensten Schmarotzertypen — Großschieber, Wohltätigkeitsschwindler, vornehme Kriegsdrückeberger, Halbwelt, Sadisten, Homosexuelle, Priesterinnen der lesbischen Liebe usw. — am Leser vorüber.

Max Kretzer ist heute siebenundsechzig Jahre alt; die Zeit des »Berliner Zola« ist längst vorüber! J. Kliche

---

Ernst Bergfeld, **Die Bruderhütte.** Roman. Berlin, Oldenburg & Co. 207 Seiten. Preis geheftet 12 Mark, gebunden 18 Mark.

Auf dieses literarisch in keiner Weise sonderlich einzuschätzende Buch ist dennoch aufmerksam zu machen, weil es meines Erachtens den ersten Versuch macht, den modernen Siedlungsgedanken dichterisch zu verwerten. Eine Handvoll Leute — Arbeiter und Intellektuelle — finden sich zusammen, ein Stück Torfheide in Gartenland zu verwandeln. Alle brennenden Fragen der Gegenwart sind angeschnitten: der Bodenwucher, die Kohlenknappheit, der Baumaterialmangel. Natürlich werden diese Fragen — das liegt ja im Sinne des Tendenzromans — spielend gelöst. Ein ehemaliger Oberleutnant hat die Führung in den Siedlungsarbeiten übernommen. Alte und neue Zeit werden schroff einander gegenübergestellt; das bekannte Thema »Väter und Söhne« spielt dabei keine kleine Rolle. Daß alles — auch die verschiedenen Liebesepisoden — dabei zu einem guten Ende geführt wird, ist selbstverständlich. Der bekannte Siedlungsführer und Hauptmann a. D. Detlev Schmude aus Dolpke bei Magdeburg hat ein Vorwort zu dem Buche geschrieben. An ihn erinnert in vielen Zügen auch der Held des Romans. Ein literarischer Wurf ist, wie schon gesagt, das Buch nicht, aber ein starkes Zeitdokument, das immerhin einige Beachtung verdient. In.

Gerrit Engelke, **Rhythmus des neuen Europa.** Gedichte. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 114 Seiten. Preis broschiert 20 Mark, gebunden 26 Mark.

Ein allzufrüh Dahingegangener hat uns seine künstlerische Hinterlassenschaft gegeben. Ein Proletarier: ein Malergehilfe, der mit hellsichtigen Augen in die Welt schaute — in die Welt, die er als Kosmos empfand und mit neutönenden Rhythmen besang. Zu keinem der Lebenden vermag sein Name irgendwie in Einklang gesetzt zu werden. Zu viel Eigenart prägte sich schon in seinen jungen Jahren. Seine Kunst erscheint schwer, weil sie allzu gedrängt ist, weil sie zu reich an geistiger und kultureller Fülle ist. Alles Erleben wächst diesem jungen Dichter zu einem Bewegtsein der Unendlichkeit. Hier und da erinnert er an Whitman, Beethovensche Wucht durchrinnt seine Strophen. Und manchmal klingt auch Dehmel an, der sein titanenstarkes Kunstkönnen schon früh erkannte. Man wird diesen Gedichten dieses kurz vor Kriegsschluß Gefallenen am besten gerecht, wenn man sie dahin kennzeichnet, daß sie in Form und Inhalt etwas ganz Neues zu geben trachten. Nichts ist so prosaisch, daß es durch diesen tiefwühlenden Geist nicht ins Poetische projiziert werden könnte (»Die Lokomotive«, »Der Briefbeutel«). Und vielgestaltig ist seine Kunst. Sie kann herb und düster sein, aber sie kann auch unsagbar weich, fast verträumt anklingen (»An die Mutter in Seattle«, »Ich will heraus aus dieser Stadt«). Auch der Krieg, dessen Opfer er wurde, ist nicht vergessen (»An die Soldaten des großen

Krieges«). Starkes, soziales Mitempfinden durchpulst fast alle Gedichte. Das gibt sich namentlich im »Lied der Kohlenhäuer« und in der ebenso knapp wie wuchtig gestalteten Ballade »Der Tod im Schacht« kund. An Max Barthel erinnert hier und da eine zarte Mischung von bewußter Kraft und sehnsüchtiger Weichheit, wie sie namentlich aus den Gedichten »Ich möchte hundert Arme breiten« und »Ein herbstlich Lied für zweie« spricht. Dehmels Einfluß ist unverkennbar; er offenbart sich in einer ganzen Anzahl dieser Rhythmen (»Nachtsegen«, »Der Mann spricht«, »Dreizehn Jahre alt«, »Schlummermelodie«, »Am Meerufer«). Seiner persönlichsten Verehrung gibt der Dichter in dem gewaltigen Aufschrei Ausdruck, den er »Beethoven« überschrieben hat. Die zart hingehauchten Strophen »An den Tod« (Mich aber schone, Tod — Mir dampft noch Jugend blutstromrot — Noch hab' ich nicht mein Werk erfüllt — Noch ist die Zukunft dunstverhüllt — Drum schone mich, Tod) sind dem Dichter nicht erfüllt worden. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt verschloß der Würger Krieg diesen liederstarken Mund für immer. Das wenige, das Freundeshand in dem vorliegenden Versbuch aber aus seinem Nachlaß zusammengestellt hat, ist so urwüchsig, so allen Durchschnitt überragend und neue künstlerische Wege weisend, daß es in seinen Rhythmen wie Erlösungen zittert. L. L.

Dr. Kurt Floericke, **Allerlei Gewürm.** Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1921. 76 Seiten. Preis geheftet M. 5.20, gebunden M. 7.80.

In diesem Büchlein machen wir Bekanntschaft mit den kleinen Schmarotzern der niederen Tierwelt. Wir lernen die Trichinen kennen, deren Wirksamkeit in Deutschland von 1860 bis 1880 8491 Erkrankungen mit 513 Todesfällen und 1881 bis 1898 6326 Erkrankungen mit 318 Todesfällen zum Opfer fielen, weiter den berüchtigten Medina- oder Guineawurm, der die Dicke einer Stricknadel besitzt und lebendige Junge gebiert, die sich massenweise im unfiltrierten Wasser subtropischer Gegenden aufhalten und mit dem Trinkwasser leicht aufgenommen werden können. »Im Magen wird dann das Krebschen verdaut, und der nur ein halbes Millimeter große Wurm, über dessen Naturgeschichte wir noch herzlich wenig wissen, wird frei. Er lebt nun im Bindegewebe herrlich und in Freuden, wird dabei groß und immer größer (er soll eine Länge bis zu vier Meter erreichen), bis er etwa nach einem halben Jahre fortpflanzungsfähig ist und nun den Drang fühlt, seinen Wirt (es kann dies auch ein Rind, Pferd oder Hund sein) zu verlassen, um seine Embryonen außerhalb abzustoßen, möglichst ins Wasser oder doch ins feuchte Erdreich, denn nur diejenigen Embryonen vermögen sich weiterzuentwickeln, die einen Flohkrebs als Zwischenwirt finden. Der Wurm begibt sich also unter die Haut (meist des Oberarms oder Schenkels), wo er deutlich erkennbar wie eine Schlange zusammengerollt liegt und ein furunkelartiges Geschwür verursacht, zu dessen Öffnung schließlich sein winziges Köpfchen herauslugt, während der gequälte Patient gleichzeitig unter heftigem Fieber, Kopfschmerz und Erbrechen zu leiden hat. In diesem Zeitpunkt erfassen die Bucharen den Wurmkopf mit einem gespaltenen Hölzchen, das dann auf einer kleinen Winde befestigt wird, um den langgestreckten Schmarotzer durch Drehen langsam herauszuziehen, was oft mehrere Tage lang dauert.« Manche Eingeborene sollen eine große Geschicklichkeit hierbei entwickeln. Weiter hören wir noch vom Spulwurm, Luftröhrenwurm, Hummelwurm; das Rübenälchen und Weizenälchen, die unseren Kulturpflanzen die Lebenskraft nehmen, und auch der Bandwurm bleibt nicht unerwähnt. Regenwürmer soll es in Deutschland so viel geben, daß auf jeden Hektar Kulturlandes 130 000 Stück kommen. Blutegel, Wickelwurm, Wasserschlängler und noch viele andere kommen zur Sprache. Alles in allem, die vorliegende Schrift steht den übrigen von Floericke erschienenen Kosmosbändchen um nichts nach. E. W. Neumann

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 11 40. Jahrgang • 1. Band 9. Dezember 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Hamburg und das Reich. Von R. Perner.

Die Washingtoner Abrüstungskonferenz. Von J. Willig.

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung. Von Heinrich Cunow. (Fortsetzung.)

Arbeitsrecht und Arbeiterfrage. Von Wilhem Schöttler (Köln). Schluß.

Franz Standinger. Von Karl Vorländer (Münster i. W.).

Gustave Flaubert. Von Joseph Kliche.

Märchenbücher. Von M. Sch.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Lamp'l, Dr. W., Das groß-hamburgische Revolutionsrecht. Gedruckt mit Unterstützung der Wissenschaftlichen Stiftung der Universität Hamburg. Hamburg, W. Gente. 144 S.

Lehmann, Henni, Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17. Roman. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts.

Lohmeyer, E., Soziale Fragen im Urchristentum. Leipzig, Quelle & Meyer. 186 S. Geb. 9 M.

Löwenstein, Dr., Der Prozeß Erzberger-Helfferich. Ein Rechtsgutachten. Zweite Auflage. Ulm a. D., Süddeutsche Verlagsanstalt. 113 S.

Marcuse, Dr. J., Geschlechtliche Erziehung in der Familie. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 19 S. Geh. 2 M.

Marr, Heinz, Proletarisches Verlangen. Ein Beitrag zur Psychologie der Massen. Jena, Eugen Diederichs. 71 S. Geh. 10 M.

Neumann, Dr. Annemarie, Die Entwicklung der sozialistischen Frauenbewegung. Ohne Verlagsangabe entnommen aus „Schmollers Jahrbuch".

Oestreich, Paul, Zur Produktionsschule. (Entschiedene Schulreform III.) Abrisse und Leitsätze nach den Vorträgen der dritten Tagung des Bundes entschiedener Schulreformer vom 2. bis 6. Oktober 1920 in der Gemeindefesthalle zu Berlin-Lankwitz. Zweite Auflage. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 64 S. Geh. 7 M.

Pawlowski, Dr. Eugen, Der Bankrott Deutschlands. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg. 189 S. Kart. M. 2.50.

Pfeiffer, Dr. L., Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen. Aus der technologischen Abteilung des städtischen Museums in Weimar. Jena, Gustav Fischer. 415 S. Geh. 48 M., geb. 57 M.

Radek, Karl, Die innere und äußere Lage Deutschlands und die nächsten Aufgaben der V. K. P. D. Offener Brief an den zweiten Parteitag der V. K. P. D. Hamburg, Karl Hoym Nachf. 80 S. Geh. 50 Pf.

Rudolph, Herm., Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag. 33 S. Geh. 3 M.

Sanders, Dr. H. Th., Hypnose und Suggestion. Ein Überblick über den modernen Hypnotismus und die Suggestion und ihre praktische Bedeutung. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung. 78 S.

Schembor, O., Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft. Entstehung, Arten, Aufgaben und Arbeitsweise, Stand und Ausbaumöglichkeiten. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 210 S. Kart. 25 M.

Schmidt, Harry, Weltäther, Elektrizität, Materie. Physikalische Fragen der Gegenwart. Allgemeinverständlich dargestellt. Hamburg, Paul Hartung. Geh. 14 M., geb. 18 M.

Schöfer, Dr. Sophie, Soziale Frauenarbeit in der Gemeinde. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 16 S. Geh. M. 1.50.

Schulte-Vaerting, Hermann, Die Zukunft des Reichtums und der Armut. Berlin-Treptow, Verlag für experimentelle Politik. (Sonderdruck aus der Zeitschrift für experimentelle Politik und die wissenschaftliche Vorhersage der politischen Zukunft.)

Stein, Dr. H., Der Kölner Arbeiterverein (1848 bis 1849). Ein Beitrag zur Frühgeschichte des rheinischen Sozialismus. Köln, Gilsbach & Co. 112 S. Kart. 15 M.

Tomski, M., Abhandlungen über die Gewerkschaftsbewegung in Rußland. Band 17 der Bibliothek der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf. 64 S. Geh. 2 M.

Varga, E., Steuerfrage und Steuerpolitik. Flugschrift 10 der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg.

Volk, Prof. Karl G., Geologisches Wanderbuch. Eine Einführung in die Geologie an Bildern deutscher Charakterlandschaften. Erster Teil. Zweite Auflage. Mit 201 Abbildungen und einer Tafel. Leipzig, B. G. Teubner. 264 S. Geb. 36 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 11 — Ausgegeben am 9. Dezember 1921 — 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Hamburg und das Reich

Von R. Perner

Unter dem nicht gerade glücklich gewählten Schlagwort »Groß-Hamburg-Frage« sind seit Jahr und Tag Erörterungen im Gange, die unlängst auch die Zentralstelle für die Neugliederung des Reiches beschäftigt haben. Es wurde dort ein Beschluß gefaßt, der die weltwirtschaftliche Bedeutung der Angelegenheit betont und ihre baldige Erledigung als dringend erforderlich bezeichnet. Daraufhin hat nun in den preußischen Nachbarprovinzen Hamburgs eine Bewegung eingesetzt mit dem Ziel, die Abtretung von Gebietsteilen dieser Provinzen an Hamburg zu verhindern. Insbesondere hat es die Provinzialregierung Schleswig-Holsteins sich angelegen sein lassen, durch ein Rechtsgutachten des Professors Dr. Jellinek von der Landesuniversität Kiel eine Antwort auf die Frage zu suchen, wie der Einheit von Groß-Hamburg nahe zu kommen sei, ohne die heutigen Landesgrenzen zu ändern. Und im Einklang mit diesem Gutachten ist dann am 19. November 1921 auf dem Provinziallandtag in Kiel eine entsprechende Erklärung angenommen worden, die zwar die aus dem heutigen Zustand herausgewachsenen Schwierigkeiten, in denen sich sowohl Hamburg wie seine preußischen Nachbargemeinden befinden, anerkennt, aber eine Änderung der Landesgrenzen zur Überwindung dieser Schwierigkeiten nicht für notwendig hält; vielmehr dagegen protestiert, weil Schleswig-Holstein nach dem Gebietsverlust, den es in Nordschleswig erlitten hat, durch weitere Gebietseinbußen im Süden derart geschwächt werden würde, daß es als heute schon kleinste Provinz Preußens künftig überhaupt nicht mehr lebensfähig wäre. Was für das Gedeihen Hamburgs und seiner holsteinischen Nachbargemeinden notwendig sei, müsse daher auf anderem Wege als dem der Gebietsabtretung angestrebt werden.

Die sozialdemokratischen Abgeordneten des Provinziallandtags aus Altona, Wandsbek usw. haben dieser Erklärung nicht zugestimmt, sondern in einer eigenen Erklärung zum Ausdruck gebracht, daß eine Verlegung der heutigen Grenzen durchaus notwendig und hiervon nach ihrer Meinung keine Gefährdung des Bestandes oder der Lebensfähigkeit der Provinz Schleswig-Holstein zu befürchten sei. Da die sozialdemokratischen Abgeordneten der genannten Städte die weit überwiegende Einwohnerzahl des in Frage kommenden Gebiets vertreten, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß bei einer Abstimmung der an der Lösung des Problems beteiligten Bevölkerung die Mehrheit sich für den Anschluß an Hamburg entscheiden würde; doch kommt eine solche Lösung praktisch heute nicht mehr in Frage, da nach Ablauf der im Artikel 18 der Reichsverfassung vorgesehenen Frist eine Gebietsabtretung innerhalb des Reiches nur noch mit Zustimmung des betreffenden Regierungsbezirks, hier der ganzen Provinz Schleswig-Holstein erfolgen kann. Es wird sich also heute nur noch darum handeln, zwischen

den Regierungen Hamburgs und Preußens beziehungsweise der Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover eine Verständigung herbeizuführen, um die für beide Teile zweckdienlichste Lösung zu finden, wobei selbstverständlich die Reichsinteressen das letzte und entscheidende Wort sprechen müssen. Denn von einer Lebensfrage des Reiches kann hier weit eher gesprochen werden als von Lebensfragen einer Provinz oder einzelner Gemeinden.

Lange vor Ausbruch der Revolution sind schon zwischen dem früheren hamburgischen Senat und der früheren Reichsregierung Verhandlungen darüber geführt worden, wie nach dem Kriege der Hamburger Hafen aus der Umschnürung befreit werden könnte, in die er durch die preußisch-hamburgische Landesgrenze gezwungen ist, und wie gleichzeitig auch in seiner unmittelbaren Nähe Wohngelände für die Arbeiterschaft zu beschaffen wäre, ohne daß Grenzpfähle den freien Verkehr behindern. Da zu jener Zeit mit einem für Deutschland günstigen Ausgang des Krieges gerechnet und für Preußen mindestens kein Gebietsverlust befürchtet wurde, hatte man Hamburg für den Fall, daß Preußen anderweit entschädigt werden könnte, die Abtretung der für seine Hafenerweiterung notwendigen Gebietsteile in Aussicht gestellt. Nachdem alles anders gekommen war, sind von Hamburg aus zunächst überhaupt keine Schritte mehr in dieser Sache unternommen worden, wohl aber haben die preußischen Nachbarstädte Wandsbek und Altona am 15. und 16. November 1918, also gleich nach Ausbruch der Revolution, durch einstimmigen Beschluß ihrer städtischen Kollegien das Verlangen ausgesprochen, in Hamburg eingemeindet zu werden, wie denn auch von Altona aus schon vor dem Kriege der Gedanke eines Groß-Hamburg zuerst propagiert worden ist. Die Gründe dafür lagen auf der Hand. Altona — schon der Name ist vielfach so gedeutet worden, als ob es »all to nah« (allzu nahe) bei Hamburg gelegen sei — hat sich je länger, desto weniger seiner kommunalen Selbständigkeit neben der mächtigen Hansestadt zu erfreuen vermocht. Nicht das vornehme Westend Hamburgs ist es geworden, wie es seinen strebsamsten Bürgermeistern einst vorgeschwebt haben mag, sondern der Industrie, die auf Hamburger Gebiet kein wohlfeiles Gelände mehr fand, hat es als Niederlassung dienen müssen. Und durch sie, die auf engste Zusammenarbeit mit dem Handel angewiesen war, geriet es erst recht in Abhängigkeit von Hamburg.

Wie mit Altona im Westen, ging es mit Wandsbek im Osten des zusammenhängenden großhamburgischen Stadtgebiets. Erklärlich also, daß beide Städte der Last eigener Verwaltung möglichst bald enthoben und mit Hamburg vereinigt sein wollten, um an dessen Kulturgütern, deren Wachstum sie durch ihre Arbeit mit fördern mußten, nicht mehr nur als Zaungäste, sondern als gleichberechtigte Mitbürger teilnehmen zu können.

So sehr nun auch Hamburg wünschen mußte, die widernatürliche Landesgrenze beseitigt zu sehen, die mitten durch stark belebte Straßenzüge und dicht bewohnte Häuserzeilen ging, Verwaltung und Verkehr alltäglich hemmend und erschwerend, so konnte es sich doch keinen Vorteil davon versprechen, wenn ihm außer den bei den Nachbarstädten, die selbst kaum noch ausreichendes Gelände zur Erweiterung besaßen, nichts zufallen sollte als deren Schulden. Es verhielt sich abwartend und machte nur geltend, daß ihm weniger an der Eingemeindung von Altona und Wandsbek als vielmehr an

der Gewinnung von Hafen- und Siedlungsgebiet auf hannoverschem Gebiet gelegen sei. Der Hamburger Regierungsrat Fred S. Baumann unternahm es dann, in einer Reihe von Schriften, die jedoch nur seine Privatansichten entwickelten, die Groß-Hamburg-Frage zu behandeln. Um dem Hamburger Hafen eine für alle Zukunft ausreichende Expansionsmöglichkeit zu sichern und zugleich die Umrisse einer einheitlichen Wirtschaftsprovinz aufzuzeigen, entwarf er Pläne, die Hamburgs Grenzen bis weit in die Kreise Pinneberg, Stormarn und Lauenburg (Sachsenwald) und die Lüneburger Heide ausdehnten. Baumann hat diesen Entwurf später selber erheblich umgearbeitet und die Grenzen seines Groß-Hamburg-Planes auf das von Altona-Wandsbek-Harburg umschlossene Gebiet beschränkt. Immerhin haben seine ersten Pläne wohl hauptsächlich mit dazu beigetragen, daß nun von preußischer Seite, so zum Beispiel in dem erwähnten Gutachten Professor Jellineks, von hamburgischem »Imperialismus« gesprochen wird.

Ernsthaft wäre darauf zu erwidern, daß der Ausbau des Reiches zum »organisch gegliederten Einheitsstaat«, wie ihn das neue Görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands fordert, ganz naturgemäß dazu führen mußte, die Grenzen der Verwaltungsbezirke dahin zu verlegen, wo der Blutkreislauf, der von jedem Wirtschaftszentrum ausströmt, am schwächsten ist, statt sie, wie es gerade heute bei Hamburg der Fall ist, ihre einschneidenden Wirkungen dort ausüben zu lassen, wo das Wirtschaftsleben am stärksten pulst. Indessen zieht das auf Erweiterung der hamburgischen Landesgrenzen gerichtete Bestreben, soweit es von der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften Groß-Hamburgs ausgeht und gefördert wird, lediglich den oben bezeichneten engeren Rahmen in Betracht, der nicht wesentlich über das Weichbild der vier Städte Altona, Hamburg, Wandsbek, Harburg-Wilhelmsburg hinausgehen und den Charakter eines Stadtstaates nicht überschreiten würde. Weder die Provinz Hannover noch Schleswig-Holstein würden daher wirklich empfindliche Verluste erleiden, da die mit Hamburg verwachsenen Gemeinden mehr Opfer von ihnen fordern, als sie ihnen Vorteile gewähren. Sie sind ihrem alten Provinzialverband tatsächlich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell schon entwachsen. Sie bilden mit Hamburg zusammen ein einheitliches großes Wirtschaftsgebiet, ein Kulturzentrum, und mit ihrer politischen Vereinigung würde nur der Stempel unter eine von der Entwicklung bereits vollzogene Tatsache gedrückt.

Dennoch wäre diese Vereinigung weit mehr als eine bloße Formalität. Sie würde die Bahn frei machen für eine planvolle Arbeitsteilung an diesem für ganz Deutschlands Wirtschaftsleben so ungemein wichtigen Ein- und Ausgangstor des Weltverkehrs. Und insofern ist allerdings die Frage Groß-Hamburgs nicht mit Eingemeindungsfragen, wie sie bei Groß-Berlin oder Groß-Frankfurt zu lösen waren, vergleichbar, sondern sie steht in engstem Zusammenhang mit der Aufbaufrage des Reiches.

Man muß sich dabei vor Augen halten, daß das eigentliche Mündungsgebiet der Elbe jenes Delta ist, das von der Norder- und Süderelbe zwischen Hamburg und Harburg gebildet wird. Die sogenannte Unterelbe, die sich mehr als hundert Kilometer unterhalb Hamburgs bei Cuxhaven mit der Nordsee vereinigt, stellt einen Meeresarm dar, der durch ständige, bisher fast ausschließlich auf Hamburgs Kosten betriebene Vertiefungen vor der Versan-

dung bewahrt geblieben ist. Ebbe und Flut üben in ihm ihren Einfluß auf den Gang der Schiffahrt aus, und erst in den tiefen Einschnitten der Werder und Inseln, die das Delta zwischen Norder- und Süderelbe ausfüllen, finden die Seeschiffe aller Größen jene sicheren und geräumigen Liegeplätze, die unter dem Begriff »Hamburger Hafen« zusammengefaßt sind. Aber dieser Hamburger Hafen, der bis 1914 der größte und verkehrsreichste des europäischen Kontinents war, hat jetzt schon beinahe alles Land verschlungen, das innerhalb der hamburgischen Staatsgrenzen für ihn geeignet war. Da sein Verkehr gegenwärtig, nach dem furchtbaren Rückschlag der Blockade, bereits wieder so hoch gestiegen ist, daß er ungefähr 80 Prozent des letzten Friedensjahres erreicht und binnen Jahresfrist den Stand von 1913 vielleicht übertroffen haben wird, ist die Frage brennend geworden, wohin er sich noch ausdehnen soll. Das kann aber nur noch auf preußischem Gebiet geschehen.

Die Einbeziehung der preußischen Häfen Harburg und Altona in das hamburgische Staatsgebiet würde gleichzeitig die Möglichkeit schaffen, an die Stelle des hoffnungslosen Konkurrenzkampfes, den diese Häfen jetzt untereinander und gegen Hamburg führen, eine gemeinnützige Zusammenarbeit zu setzen. Es könnte jedem Hafen die seiner besonderen Lage und Beschaffenheit angemessene Aufgabe zugewiesen, es könnten ferner Verbindungsbahnen durch das ganze Gebiet hin gebaut und vor allem — das Nötigste des Notwendigen — mit einer großzügigen Siedlung von Arbeiterwohnungen in nächster Nähe der Häfen und ihrer Werkplätze, der Werften, begonnen werden. Heute müssen viele Tausende von Arbeitern, die im Umkreis des Hamburger Hafens beschäftigt sind, zum größten Teil in stundenweiter Entfernung von ihren Arbeitsplätzen wohnen. Sie müssen nach langer Vorort- oder Straßenbahnfahrt noch auf Dampfschiffen über die Elbe fahren oder den für solchen Massenverkehr kaum noch ausreichenden Elbtunnel benutzen, um aus engen Behausungen in übervölkerten Stadtteilen nach dem Hafen und von dort wieder zurückzugelangen. Sie könnten aber zu Tausenden und aber Tausenden die schönsten Wohngelegenheiten finden auf dem noch unbebauten preußischen Gebiet, das sich teils auf den erwähnten Elbinseln, teils in der Nähe Harburgs in herrlicher waldreicher Gegend vorfindet. Sie könnten zum Teil wohl auch auf dem Gebiet im Westen Altonas, das der neugegründeten »Deutschen Werft« des Stinneskonzerns gegenüberliegt, angesiedelt werden.

Aus solchen Erwägungen heraus vertritt die Sozialdemokratie Hamburgs und seiner Nachbarorte geschlossen die Auffassung, daß es höchste Zeit sei, durch Erweiterung der hamburgischen Landesgrenzen ein unter einheitlicher Gesetzgebung und Verwaltung stehendes Gemeinwesen zu schaffen zum Nutzen des ganzen Reiches. Die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes bedeutet Hemmung der Entwicklung des Hamburger Hafens und damit des deutschen Weltwirtschaftsverkehrs. Das einheitliche, seiner natürlichen Lage und wirtschaftlichen Bestimmung angepaßte Groß-Hamburg-Gebiet dagegen könnte alle in seinem Schoß schlummernden, heute noch ungeweckten Kräfte zu höchster Entfaltung bringen.

Das ist schlechterdings nicht möglich, wenn die Lösung des Problems auf Umwegen oder mit halbem Entgegenkommen, wie es jetzt die preußischen Begutachter befürworten, versucht wird. Im ersten Jahre der deutschen Re-

publik haben auch preußische Regierungsvertreter zur Groß-Hamburg-Frage noch anders gesprochen, als es heute geschieht. Am 22. Juli 1919 erklärte der damalige Minister des Innern Heine vor der Nationalversammlung:

»Preußen ist keineswegs abgeneigt, wo es zu einer Vereinheitlichung der Arbeit notwendig und wünschenswert ist, auch preußische Gebietsteile dazu herzugeben. Wir wissen, daß die Größe eines Staates nicht darauf beruht, ob er ein paar Quadratmeter mehr oder weniger hat, sondern auf der Stärke seines Geistes und seiner Arbeitsfähigkeit. Wir haben uns schon bereit erklärt, dem Freistaat Hamburg behilflich zu sein bei seinen berechtigten Wünschen auf Ausdehnung für seinen Handel, für seine Besiedlung usw.«

Hierüber sind mehr als zwei Jahre vergangen, und wie so vieles während dieser Zeit in Preußen-Deutschland einen rückläufigen Weg eingeschlagen hat, ist es auch mit Preußens Bereitwilligkeit, den berechtigten Wünschen Hamburgs und seiner preußischen Nachbargemeinden Rechnung zu tragen, geschehen. Heute wird erklärt, daß kein Quadratmeter preußischen Bodens abgetreten werden solle an einen anderen deutschen Staat, auch nicht, wo das Lebensinteresse und der ausgesprochene Wille der arbeitenden Bevölkerung dringend danach verlangt. Gegen ein Aufgehen Hamburgs in Preußen würden wohl die Regierungsstellen nichts einzuwenden haben, falls Hamburg dazu bereit wäre; das aber ist ein Weg, den Hamburg in seinem eigenen und auch im Interesse des Reiches unmöglich gehen kann. Ganz abgesehen davon, daß Hamburg manchen kulturellen Fortschritt, den es, namentlich im Schulwesen, aufzuweisen hat, bei einem Anschluß an Preußen gefährden würde, kann es auch seine Hauptaufgabe, die Pflege und den Ausbau seines Hafens nur erfüllen, wenn es sich als selbständiges, dieser Aufgabe ganz hingegebenes Staatswesen erhalten kann. Es könnte die Reste seiner staatlichen Selbständigkeit höchstens an das Reich hingeben, um in vergrößertem Gebiet als freie Reichsprovinz fortzubestehen. Aber auch solche Regelung würde ihm ein hohes Maß an Selbstverwaltung übriglassen müssen. Keinesfalls wäre daran zu denken, etwa nur den Hamburger Hafen zu »verreichlichen«, wie es neuerdings vorgeschlagen worden ist, und den Stadtstaat Hamburg dann seinem Schicksal zu überlassen. Hamburg und sein Hafen sind nicht voneinander zu trennen. Sie können nur vereint an das Reich übergehen oder müssen vereint eine lebensfähige staatliche Selbständigkeit im Reich behalten.

Unmögliche Lösungen der Groß-Hamburg-Frage versuchen daher alle jene Gutachter, die, um preußische Gebietsabtretung zu vermeiden, einer Art von Zweckverband zwischen Hamburg und seinen Nachbargemeinden das Wort reden. Dabei würde nichts weiter herauskommen als ein Rattenkönig von Scherereien, da hier ja nicht nur verschiedene Verwaltungsbezirke, sondern verschiedene Gesetzgebungen unter einen Hut gebracht werden müßten. Papierene Verträge können keine einheitliche Zusammenfassung aller Kräfte verbürgen, wie es das Gedeihen des Hamburger Hafens zum Segen der deutschen Wirtschaft erfordert. Hier kann nur eine Veränderung der Landesgrenzen nützen, die diesem besonderen deutschen Arbeitsplatz den Raum verschafft, den er notwendig gebraucht.

Die Waſhingtoner Abrüſtungskonferenz

(Amerikaniſcher Brief)

Chicago, 17. November 1921.

Heute iſt die »Conference on Limitation of Armaments«, die der Welt den erſehnten Frieden bringen ſoll, in Waſhington eröffnet worden. Die Notwendigkeit dieſer Konferenz, deren Dauer bereits auf ſechs Monate geſchätzt wird, iſt das beſte Eingeſtändnis, daß die »Friedenskonferenz« von Verſailles ein Fehlſchlag war. Ein amerikaniſcher Korreſpondent in Paris, Scott Mowrer, behauptet, daß David Lloyd George ſchon im letzten Frühjahr eine ſolche Abrüſtungskonferenz geplant habe, doch ſei er von Waſhington benachrichtigt worden, daß dem amerikaniſchen Präſidenten dadurch »der Wind aus den Segeln« genommen würde. Zu viel würde aber wohl behauptet ſein, daß Harding und Lloyd George die gleichen Gründe zur Einberufung dieſer Konferenz bewogen haben. Es iſt nicht nur wahrſcheinlich, ſondern ſicher — ſo ſcheint es wenigſtens auf dieſer Seite des großen Waſſers —, daß verſchiedene engliſche Nationalökonomen ſchon damals dem Premier die Undurchführbarkeit des Verſailler »Friedens« klargemacht hatten. Eine Reviſion desſelben, jetzt noch eine Unmöglichkeit, iſt durchaus nötig geworden. Die mehr als zwei Millionen Arbeitsloſen, die ſchier hoffnungsloſe Lage der Valuta, die Balkaniſierung Europas und Vorderaſiens, die Empörung in Indien und endlich der drohende Konflikt Japans und Amerikas, das alles waren genügende Gründe, die Mächte zuſammenzuberufen, um »die Flottenfeiertage« zu beſprechen. War man erſt einmal beiſammen, ſo ließen ſich ja auch noch andere Dinge beſprechen. Eine Rückſicht auf die deutſche Republik iſt ſicherlich Lloyd George nicht in den Sinn gekommen oder doch nur bis zu dem Grade, den der Sterlingkurs verträgt.

Die Motive Hardings ſind verſchieden von denen Lloyd Georges. Zwar hat man weder das amerikaniſche Volk noch das Ausland von den Urſachen und Gründen, die Herrn Harding zur Einberufung der Konferenz bewogen haben, verſtändigt; der offiziell angegebene Grund ſcheint ja auch den eingeladenen Vettern zu genügen, obſchon einige darunter der Meinung waren, daß man das Gewünſchte ja vielleicht auch brieflich hätte abmachen können. Sie vergeſſen, daß die Reduktion der Ausgaben für Militär und Flotte nur das äußere Schild iſt; was drinnen ſerviert wird, das erfahren die Gäſte erſt, wenn ſie in dem Zelt Platz genommen haben, da ſie dann des Anſtandes wegen ihren Sitz nicht wieder verlaſſen können. Hier gedenkt man ebenſowenig wie in England aus purer Nächſtenliebe zu handeln; trotzdem iſt man immer nach offizieller Verſicherung von hohen Idealen beſeelt — vorausgeſetzt, daß ſie anderweitig nicht ſchaden. Man kann unter Umſtänden ſogar großmütig ſein; *nur nicht in der Politik*; da ſind »wir« nicht ſentimental. Vor ſechs Monaten erklärte Briand in der Deputiertenkammer, die Lage ſei ſehr ernſt im Orient, und ein Krieg der Vereinigten Staaten ſei in bedenkliche Nähe gerückt. Lord Lee ſprach als Mundſtück der engliſchen Regierung dieſelbe Befürchtung aus. Die Pariſer Preſſe — »Echo de Paris«, »L'Oeuvre«, »L'Internationale« —, die auſtraliſche und ein Teil der engliſchen geben ſeit Monaten denſelben Befürchtungen Ausdruck. Manche ſagen ſogar »die Zeit« voraus — 1924 —, wenn der Flottenbauplan Amerikas verabſchiedet iſt. Selbſt Lenin ſoll einen Krieg zwiſchen dem Orient

und den Vereinigten Staaten in Aussicht stellen und der »kapitalistischen Bestie« eine »Pferdelänge« vorgegeben haben. Das ist zwar inkonsequent, aber weise. Im Falle eines Konflikts im Orient werden ja die leicht erworbenen Reichtümer Amerikas ebenso leicht wieder in die alten Kanäle, aus denen sie kamen, zurückfließen. Jedenfalls handelt Lenin recht klug, wenn er das *Instand*setzen der Staatswirtschaftsmaschinerie so rasch wie möglich fördert.

Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß es »das arme und vernachlässigte« chinesische Volk *diesmal* ist, das vor der Autokratie gerettet werden muß. Den Japanern ist schon häufig der Vorwurf gemacht worden, daß ihr Militarismus dem preußischen Muster nachgebildet ist — was zwar nichts heißen will, da es ja schließlich einerlei ist, nach welchem Muster die Armee exerziert —, aber mit dem Hinweis ist eine kleine Nebenabsicht verbunden, denn das Deutsche und speziell das Preußische sind nun einmal verpemt. Schon allein um deswillen wäre nach mancher Ansicht ein Krieg mit Japan moralisch zu rechtfertigen, wenn es sich herausstellte, daß wir auch den Völkern Asiens »die Demokratie« zu erhalten berufen sind. Wilson besaß nicht etwa allein ein Patent auf solche Rettungsarbeit.

Amerika hat sich bereits in die Rolle der göttlichen Vorsehung so hineingefunden, daß es vielen hier fast selbstverständlich erscheint, die Vormundschaft über die Welt auszuüben. Wir haben das Geld und wir haben das Futter, und es würde eine krasse Hartnäckigkeit sein, wenn die Völker unsere Berechtigung nicht anerkennen wollten, ihnen »die Demokratie zu erhalten«, Rußland und Afrika ausgenommen. Nur die Franzosen wehren sich gegen diese »Anmaßung«, weil sie sich diese Rolle selbst vorbehalten möchten. Und doch wird sich auch Frankreich in die unvermeidlich gewordene Führung Amerikas fügen müssen, wenn auch mit Zähneknirschen. Schnürt Onkel Sam seinen Beutel zu, dann ist an eine Gesundung der Weltwirtschaft nicht zu denken. England kann den Verlust seines Ansehens leichter ertragen wie die Franzosen, denen die Gloire-Politik Lebensbedürfnis ist, weil es »zur Familie gehört«. Und überdies kann es ihm nur von Vorteil sein, wenn der reiche Vetter das Ehrenamt übernimmt, das unter den gegenwärtigen Umständen mit beträchtlichen Repräsentationskosten verbunden ist. Nebenbei gibt dies John Bull Zeit, sich ausschließlich seinen Geschäften zu widmen, das heißt den anderen zuvorzukommen. Daß die »Liga der Nationen« dabei in die Versenkung versinkt, wird nun auch wohl denen klar werden, die sich einst von ihr große Dinge versprachen. Ihre Funktionen werden in Zukunft nur noch in der Regelung solcher Angelegenheiten bestehen, an denen Onkel Sam nicht interessiert ist. Vielleicht wird sich »unser« Interesse einzig auf den Internationalen Gerichtshof beschränken.

In diesem Lichte betrachtet, wird man es verstehen, was damit gemeint ist, daß wir uns nicht um spezifisch europäische Angelegenheiten kümmern wollen. Es wäre besser gewesen, wenn dieser Verzicht schon im Jahre 1915 allgemein als nützlich empfunden worden wäre. Eine bedeutende Anzahl Amerikaner bedauern jetzt sehr, daß wir recht wirksam mitgeholfen haben, den Zustand, in dem sich dieses Europa befindet, zu schaffen. Manche sind auch der Ansicht, daß wir »den mit unserer Hilfe ins Elend Gestoßenen« nun auch beizustehen hätten. Diesem Element sind die nicht zu unterschätzenden Anstrengungen zu verdanken, wenigstens durch Privatinitiative das gut zu

machen, was der Staat verschuldet hat. Grob ausgedrückt: wir halfen einen, dem bereits die Kräfte versagten, vollends zum Krüppel zu schlagen; doch wir lassen ihn im Hospital verpflegen, wofür wir dann heimlich zahlen, damit man uns nicht moralische Schwäche vorwerfen kann.

Noch ein triftiger Grund ist für diese Konferenz maßgebend gewesen; die Republikanische Partei durfte der Demokratischen nicht gestatten, ihre Regierungsfähigkeit zu beweisen. Die Gefahr, daß die Demokratische Partei für einen weiteren Termin von vier Jahren im Sattel sitzen könnte, wenn alles nach den Wünschen Wilsons gegangen wäre, rief die im politischen Kampfe wohldisziplinierten Republikaner auf die Schanzen, und es ward ihnen nicht schwer, die relativ undisziplinierten demokratischen Rotten hinter die Front zu treiben. Die Erkrankung Wilsons erleichterte den Republikanern ihren Sieg, dessen Umfang in der Wahl im November 1920 beinahe ans Unheimliche grenzte. Es kann den Führern der Republikanischen Partei nun aber nicht vorgeworfen werden, daß sie den gewaltigen Sieg an der Wahlurne nicht richtig eingeschätzt hätten. Harding an der Spitze sah nur zu gut ein, daß die Hälfte der Demokraten aus mancherlei Gründen den Republikanern Gelegenheit geben wollten, es besser zu machen. Hatten doch die Demokraten keine der Situation gewachsenen Führer. Sie wußten die Schwierigkeiten, die die Umwälzung mit sich brachte, sehr gut einzuschätzen und sagten sich: »Let George doing it.« Es ist charakteristisch für die beiden Parteien, daß die demokratische die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten zu umgehen sucht, während die republikanische sie voll in der Mitte anrennt. Dieses »Aufs-Ganze-Gehen« bringt ihr allemal in entscheidenden Momenten den Sieg und erklärt auch die eigentlich sonst nicht zu erklärende Vorliebe der Deutschamerikaner für diese Partei, deren »kräftige Politik« an die deutsche in der Vorkriegszeit erinnert und die von neun Zehnteln der »Teutschen« in Amerika zurückgewünscht wird.

Harding befand sich, nachdem er ins Amt eingeführt war, in einer etwas unbequemen Lage; äußerlich betrachtet, war er gewählt worden, weil er das Motto: »Amerika den Amerikanern«, was soviel heißt wie: »Der Teufel hole den Hintersten«, als den Leitfaden seiner Politik sich aufzwingen ließ. Während der Kampagne wand er sich unter dem Motto wie der Teufel im Weihwasser, weshalb man noch bis zum Wahltag nicht genau wußte, wie er sich den großen Fragen der Zeit gegenüber stellen werde. Die Wahlen entschieden in der Tat nichts; es war ein wuchtiger Faustschlag ins Angesicht der Kriegsurheber. Das Volk war in der Tat der Meinung, daß wir uns nicht in »europäische Angelegenheiten mischen sollten«. Deshalb seine instinktive Wut, die blindlings zuschlug und selbstverständlich niemand anders treffen konnte als die verantwortliche Regierung. Die Republikanische Partei hätte sich wahrscheinlich jeder Agitation enthalten können, und das Wahlresultat würde doch dasselbe gewesen sein, ja vielleicht noch entscheidender. Die Parteiführer hatten den Kandidaten auf eine Politik verpflichtet, die ihn verwirrte, der er sich aber deshalb nicht entzog, weil dadurch der Opposition gegen den Bund der Nationen (Völkerbund) der Boden entzogen worden wäre. Selbst die schönen Vorbehalte zum Versailler Frieden mußten in den Papierkorb wandern, weil die öffentliche Meinung »gegen den g a n z e n Schwindel« war. Würden die amerikanischen Staatsmänner eine Ahnung von dem Umfang des Verbrechens, das unter dem schwindel-

hasten Schilde »Friedenskonferenz« begangen wurde, damals schon gehabt haben, dann hätten sie wahrscheinlich Mittel gefunden, sich der Verantwortung zu entziehen. Die Unsinnigkeit dieses Friedens kommt ihnen leider erst jetzt zur Besinnung. Das beweist, wie wenig Vertrauen die gerühmte »Voraussicht« der Staatsmänner verdient. Nicht einer scheint gewußt zu haben, in welchen Jammer die Völker hinabgestoßen wurden.

Trotz aller Versicherungen, daß wir uns nicht »in die Angelegenheiten Europas mischen werden«, hatte selbst Harding schon alsbald nach seiner Erwählung eingesehen, daß sich die europäischen Angelegenheiten um so mehr um uns kümmern. Die Alliierten schulden »uns« mit aufgelaufenen Zinsen etwa $10^1/_2$ Milliarden, Private 5 Milliarden Dollar. Wodurch es verständlich wird, warum wir uns in unserer »Splendid Isolation« denn doch nicht so beruhigt fühlen, wie wir scheinen möchten. Jeder, der von Europa zurückkehrte, brachte ein neues Argument dafür mit, daß etwas geschehen müsse. Und es war auch nicht schwer, den Weg zu finden, den man einzuschlagen hatte, um den Drachen zu finden. In der Tat war alles genügend erwogen und vorbereitet.

Da es nicht möglich war, uns dem Völkerbund anzuschließen, so schließen wir uns denen an, die den Bund bilden, mit Ausnahme aller derer, die sowieso nichts in demselben bedeuten. Deshalb wurde die »Conference on Limitation of Armaments« einberufen und getreu dem Charakter der Republikanischen Partei sofort ohne jede weitere Andeutung, einer Bombe allergrößten Kalibers gleich, in die Front der Delegierten abgefeuert, die durch die Plötzlichkeit wie gelähmt gewesen sein sollen. So ganz gegen das Herkommen, gegen allen Brauch, ja fast könnte man sagen gegen den diplomatischen Anstand, künden die Vereinigten Staaten einen zehnjährigen Flottenfeiertag an. Sie erboten sich, 18 Schlachtschiffe mit einem Gehalt von 845 740 Tonnen ins alte Eisen zu werfen, falls England mit 583 375 und Japan mit 448 928 Tonnen ebenso verfahren würden. Das alles geschah in der Zeit von einer Stunde nach der Eröffnung der Konferenz. Ohne alle Formalitäten wurde den Vertretern der Mächte gesagt: »Bevor wir euch helfen, müßt ihr beginnen, euch selbst zu helfen.«

Ich habe mich durch den Berg von Ziffern hindurchgearbeitet, die von den bedeutendsten Finanzmännern dieses Landes der Regierung unterbreitet worden sind, und obgleich ich von dem Umfang des Unheils, das der Krieg angerichtet hat, schon früher einige Kenntnis hatte, muß ich mit Beschämung eingestehen, daß der Umfang des Verbrechens alle meine Vorstellungen um das Doppelte übertrifft. Vielleicht werde ich das umfangreiche Material in den Rahmen einiger Artikel pressen, um dadurch dem deutschen Volke für immer den schönen Sang »Heil dir im Siegerkranz« zu verleiden.

J. Willig

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung

Von Heinrich Cunow

(Fortsetzung)

2. Der Charakter der primitiven Wirtschaftsformen

Zunächst fühlte sich die klerikale Ethnologie, besonders jene der »Anthropos«-Richtung, in einer Defensivstellung; neuerdings aber ist sie mehr und mehr zur Offensive übergegangen. Sie beschränkt sich nicht mehr darauf, die

Untersuchungsmethodik der evolutionistischen Ethnologie und deren Ergebnisse anzuzweifeln, sondern sucht auf Grund einer geschickten Ausdeutung ethnologischer Beobachtungen und Untersuchungsresultate den Beweis zu führen, daß die ethnologischen Tatsachen durchaus mit den überlieferten katholischen Kirchenlehren übereinstimmen.

Interessant und zugleich charakteristisch für ihre Beweggründe und Ziele ist es, daß sie ihren Streit mit dem vom Entwicklungsgedanken ausgehenden Evolutionismus nicht nur in wissenschaftlichen, für das Fachpublikum bestimmten Zeitschriften ausficht, sondern in neuerer Zeit mit ihrer aggressiven Polemik auch populär gehaltene katholische Wochen- und Monatsblätter aufsucht, sowie ferner die Herausgabe kleiner gemeinverständlicher Schriften betreibt, in denen die katholischen Leser über die totale Verkehrtheit der evolutionistischen Entwicklungsdarstellungen und über die strenge Wissenschaftlichkeit der »exakt historischen« klerikalen Forschungsmethode »aufgeklärt« werden, und zwar richten sich diese Schriften — das kennzeichnet ihren Zweck — vornehmlich gegen die Sozialdemokratie und ihre sogenannte materialistisch-atheistische Auffassung der Familien-, Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung.

Zu den populären Schriften dieser Art gehört auch das schon im ersten Artikel erwähnte, im M.-Gladbacher Volksvereinsverlag erschienene Büchlein »Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde«. In der Ankündigung dieser Schrift durch den Verlag heißt es: »Die Arbeit setzt sich insbesondere mit dem Sozialismus auseinander und seiner aus der alten Methode erborgten Lehre.« Und der Verfasser beginnt denn auch gleich seinen ersten Vortrag — das Buch besteht aus sieben überarbeiteten Vorträgen — mit einem Angriff gegen die Ausnutzung der evolutionistischen Völkerkunde für die politischen Zwecke des Sozialismus. Vornehmlich richten sich seine Angriffe gegen Lewis Henry Morgan, Friedrich Engels, August Bebel (wegen der Übernahme Morgan-Engelsscher Entwicklungsauffassungen in sein bekanntes Buch »Die Frau und der Sozialismus«), doch kommt auch eine ganze Reihe anderer bekannter Evolutionisten bei Herrn Dr. Wilhelm Koppers schlecht weg, darunter Kurt Breysig, Karl Bücher, Otto Gierke (Koppers nennt ihn mit seinem zweiten Vornamen Friedrich), Joseph Kohler, Karl Lamprecht, H. J. Sumner Maine, Friedrich Müller, F. Müller-Lyer, Herbert Spencer, E. B. Tylor, Wilhelm Wundt usw. Man kann also nicht sagen, daß sich Morgan und Engels hier in schlechter Gesellschaft befinden.

Vornehmlich wendet sich Dr. Koppers gegen die nach seiner Behauptung in den sozialistischen Kreisen allgemein verbreiteten Ansichten über die primitiven Wirtschaftsformen und den Urkommunismus. Sicherlich findet man in deutschen sozialdemokratischen Schriften mancherlei Anschauungen über den Urkommunismus, die mit den bei den heutigen Naturvölkern beobachteten primitiven Wirtschaftseinrichtungen nicht übereinstimmen, ebenso wie sich auch in den Schriften liberaler und katholischer Autoren die verschiedenartigsten unhaltbaren Vorstellungen über die Wirtschaftsweise der Naturvölker nachweisen lassen, ist doch die Ethnologie noch immer eine im ganzen wenig beachtete Wissenschaft. Recht sonderbar ist aber die von Koppers befolgte Taktik, den von einzelnen sozialistischen Schriftstellern getanen Äußerungen über den Urkommunismus einen offiziellen Charakter zu ver-

leihen und sie als anerkannte Teile des »sozialistischen Weltanschauungssystems« hinzustellen. So wenig die katholische Kirche die Äußerungen irgendeines katholischen Nationalökonomen über älteste Eigentumsformen als offizielle, für sie verbindliche Lehren anerkennt, so wenig haben auch die Ansichten Morgans, Engels' oder Bebels über ursprüngliche Eigentumsformen für die Sozialdemokratie einen offiziellen Charakter. Kein Sozialist ist verpflichtet, diese Ansichten als richtig anzuerkennen, wie sich denn auch zahlreiche Fälle nachweisen lassen, in denen Sozialisten Äußerungen der drei Genannten über urgeschichtliche Entwicklungsprobleme kritisiert und abgelehnt haben. Wenn Herr Koppers die solche Probleme betreffenden Ansichten von Morgan und Engels als anerkannte Teile des sozialistischen Lehrgebäudes hinstellt, so dürfte ihn dazu wohl nur die Absicht bewegen, seine Leser glauben zu machen, mit der Widerlegung dieser ethnologischen Ansichten wäre zugleich die wissenschaftliche Grundlage des Sozialismus als irrig nachgewiesen. Doch die Bekehrungsabsichten des Herrn Koppers sind für uns im ganzen eine Nebensache; hier handelt es sich um die Beschaffenheit des Urkommunismus.

Als primitivste Wirtschaftsform bezeichnet Dr. Koppers die aneignende Wirtschaftsweise der sogenannten Jagdsammelstufe, jener Stufe, auf der weder der Pflanzenanbau noch die Tierzucht bekannt ist und der Nahrungserwerb derart erfolgt, daß die erwachsenen männlichen Mitglieder einer Horde der Jagd obliegen, während die Frauen und Mädchen, zum Teil auch die alten, nicht mehr zur Jagd fähigen Männer, Pflanzen (Knollengewächse, Kräuter, Früchte usw.) sowie Insekten, Würmer, Eier usw. einsammeln. Die niedrigste Form dieser Wirtschaftsweise veranschaulichen uns die Eingeborenen Neuhollands, vornehmlich jene Stämme Viktorias und des Innern, die nicht an größeren Seen und Flüssen leben, denn dort tritt zur Jagd der Fischfang hinzu, wodurch der Nahrungsspielraum eine Erweiterung erfährt und zugleich die primitive Technik in den Fischstacheln und Gräten sowie den größeren und kleineren Muschelschalen neue Verarbeitungsstoffe gewinnt.

Eigentliche Stammesgemeinschaften mit Stammeshäuptlingen oder Stammesleitern finden wir auf dem australischen Festland nicht. Bestehen auch manchmal zwischen benachbarten Horden Freundschaftsbündnisse, so ist doch jede Horde selbständig und hat ihr besonderes Jagdgebiet oder Revier, in dem sie mit Ausnahme der Regenzeit fast beständig umherzieht. Ein Umherziehen nach Belieben durch den ganzen Kontinent gibt es bei den australischen Eingeborenen ebensowenig wie bei den Andamanesen, Aetas (Philippinen), Weddas (Ceylon), Botokuden (Südamerika) und anderen primitiven Jagdvölkern. Selbstverständlich ist solche Festsetzung in besonderen Jagdrevieren und deren Anerkennung durch die benachbarten Horden nichts Ursprüngliches. Wahrscheinlich sind lange Kämpfe zwischen den einzelnen feindlichen Horden erfolgt, bis sich solche Revierverteilung durchgesetzt hat.

Die Wanderungen der Horden dienen zugleich der Nahrungssuche. Die erwachsenen Männer, mit Keule, Bumerang und Speeren bewaffnet, ziehen dem Trupp voraus, um die Gelegenheit zur Aufspürung von Wild und dessen Verfolgung auszunutzen; die Frauen folgen in weiterem Abstand, beladen mit den wenigen Habseligkeiten und den kleinen Kindern. Sie sammeln, was sie an eßbaren Knollen, Wurzeln, Beeren sowie an Insekten und Wür-

mern unterwegs finden. Ist das gewöhnlich vorher festgesetzte Wanderungsziel erreicht, wird das primitive Lager für die meistens nur aus zwanzig bis fünfzig Personen bestehende Horde aufgeschlagen — was keine große Mühe macht; denn meist werden nur ganz einfache mit Matten oder Fellen bedeckte Windschirme aufgestellt oder niedrige kleine Hütten aus abgebrochenen Zweigen errichtet. Dann geht es an die Abendbrotbereitung.

Daß diese Wirtschaftsweise der australischen Eingeborenen heute die niedrigste Form der Sammelstufe darstellt, gibt auch Dr. Koppers zu, dennoch betrachtet er — das ist kennzeichnend für die Zwecke der klerikalen Ethnologie — nicht die Australier, sondern die Minkopies der Andamanengruppe (im Bengalischen Meerbusen), die Negritos der Philippinen (speziell die Aetas Luzons) und die Weddas auf Ceylon als beste Typen dieser Entwicklungsstufe. Warum? Nun, weil die Australier, da sie sonst in das beliebte Kulturkreisschema nicht hineinpassen würden, als degeneriert betrachtet werden. Dagegen sollen trotz ihrer weit höheren Technik und ihrer ausgebildeteren Wirtschaftsweise die Andamanesen und die sogenannten Wald- und Berg-Weddas eine niedere Wirtschaftsstufe repräsentieren, nämlich deshalb, weil sie zu den Pygmäen- und Pygmoidenvölkern gehören, das heißt von zwerghafterer Gestalt als die australischen Eingeborenen sind. Gerade als wenn die Wirtschaftskultur von der menschlichen Körpergröße abhinge.

Welcher Art ist nun der Kommunismus auf dieser untersten Wirtschaftsstufe? Lewis Henry Morgan behauptet in seinem Werk »Ancient Society« (deutsch unter dem Titel »Die Urgesellschaft« im Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger, Stuttgart erschienen), daß die Idee des Eigentums erst spät innerhalb der Menschheit in Erscheinung trete. Das hat verschiedene Sozialisten dazu verleitet, ohne weiteres zu behaupten, auf den untersten Wirtschaftsstufen gebe es noch gar kein Privateigentum. Zum Beispiel heißt es in der kleinen Schrift Paul Lafargues »Die Entwicklung des Eigentums« (übersetzt von E. Bernstein):

Es gibt heute noch Wilde, die das Privateigentum an Grund und Boden nicht kennen und kaum zum Privateigentum an Gegenständen individuellen Gebrauchs angelangt sind. Gewisse Australier besitzen nur die an ihre Personen geknüpften Gegenstände als Einzeleigentum, wie Waffen, durch die Nase, die Ohren oder die Lippen gezogene Schmuckgegenstände, Tierfelle zur Bekleidung, Menschenfett gegen Rheumatismus, Stücke Kristall, die für Exkremente der Gottheit gelten, und andere als Reliquien betrachtete Steine, alles zusammen pietätvoll in einen Korb aus Baumrinde gepackt — ein wahrer Zauberbeutel, der unausgesetzt von seinem Besitzer getragen wird.

Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so phantasievoll, heißt es in Karl Kautskys Erläuterungen zum Erfurter Programm:

Soweit man die Entwicklung der Menschen zurückverfolgen kann, findet man sie in Gesellschaften vereinigt. Jede dieser Gesellschaften (Stamm, Horde) besaß ursprünglich die entscheidenden Produktionsmittel — Grund und Boden, Boote, Haushaltungsstätten usw. — in Gemeineigentum; ihre Benutzung stand dem einzelnen nur mit Wissen und Willen und entsprechend dem Vermögen und den Bedürfnissen der Gesellschaft zur Verfügung.

Derartige Behauptungen sind nichts als ökonomische Fabeln, die der Ethnologie — nicht nur der klerikalen — einen billigen Anlaß bieten, über die Unkenntnis der sozialdemokratischen Urkulturhistoriker zu spotten. Kop-

pers hat nicht unrecht, wenn er auf den Widerspruch hinweist, in dem solche Darstellungen zu den Tatsachen der Völkerkunde stehen, und sie als Verallgemeinerungen mißverstandener »ziemlich spätgeschichtlicher Verhältnisse« bezeichnet.

Er teilt zunächst das Ureigentum der Völker in immobiles und mobiles Eigentum und dann das letztere wieder in Nahrungsmittel und in Gegenstände der materiellen Kultur (Waffen, Jagdgeräte, Werkzeuge, Kleider usw.). Nur der Grund und Boden, das Jagdrevier, ist nach seiner Ansicht bei den primitiven Jagdvölkern Gemeineigentum, das heißt Hordeneigentum, dagegen sind Nahrungsmittel, Waffen, Geräte, Kleider, Schmuck, also die beweglichen Gegenstände Privateigentum.

Gegen diese Behauptung Koppers' läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden; alle ethnologischen Untersuchungen bestätigen die Richtigkeit seiner Angaben; ja nicht nur die beweglichen Gegenstände, auch die Hütten sind Privateigentum. Das gilt selbst von den primitiven Schutzhütten, die einzelne australische Stämme zu Beginn der Regenzeit herstellen. Ebenso gelten im allgemeinen jene Nahrungsmittel, die ein Australier im Jagdrevier seiner Horde findet und sich aneignet, als sein individuelles Eigentum und werden von seinen Hordengefährten als solches anerkannt. Findet zum Beispiel ein Australier in einem hohlen Baum Bienenhonig oder in einem Schwanennest Eier, und er kann sie nicht sofort mitnehmen, so macht er am Baum oder Nest ein Zeichen, und nur in ganz seltenen Fällen wird der nächste Entdecker wagen, Honig oder Eier mit sich zu nehmen.

Nur Grund und Boden ist also Gemeineigentum. Dennoch ist es irreführend, wenn Koppers dieses Gemeineigentum als gering einschätzt und S. 94 seiner Schrift sagt: »Der Grund für diese Art von Eigentum erfließt deutlich aus der Eigenart der vorwaltenden Wirtschaftsform. Der letzteren entsprechend kommt der Boden nur als Jagd- und Sammelgrund in Betracht. Das ist zu wenig, um ihn beziehungsweise bestimmte Teile desselben schon zu einem individuellen Besitztum werden zu lassen.«

Das heißt denn doch, die Dinge durch eine hohlgeschliffene Kulturbrille zu betrachten. Gerade weil der Boden Jagd- und Sammelgrund ist, hat er auf dieser Wirtschaftsstufe die höchste Bedeutung für das Dasein der Bewohner. Die ganze Existenz der Wildvölker beruht auf Bodenbesitz. Nur der Boden vermag dem Eingeborenen die Nahrungsmittel zu liefern, die er notwendig zur Lebenshaltung gebraucht. Zugleich liefert ihm der Boden auch die Rohmaterialien zur Herstellung seiner Waffen, Geräte, Kleidung usw. Werkzeuge und Geräte sind nur Mittel, sich die Naturgaben in leichterer Weise anzueignen. Sie sind im Vergleich zum Boden, der die Grundlage der ganzen materiellen Lebensweise bildet, von durchaus sekundärer Bedeutung.

Überdies aber ist damit, daß Waffen und Werkzeuge individuelles Eigentum sind, noch nicht gesagt — was Koppers ganz unberücksichtigt läßt —, daß nun auch der Unterhaltserwerb ein individueller ist. Bei den Australiern wird die Jagd auf größere Tiere, wie zum Beispiel Känguruhs und Emus, sowie auch auf Wassergeflügel (Schwarzschwäne, Enten, Wasserhühner usw.) meist von mehreren Männern gemeinschaftlich ausgeführt, schon deshalb, weil Bogen und Pfeil dem Australier fehlen und die Jagd daher vielfach in einem Umschleichen und Niederschlagen oder Niederstoßen der Tiere besteht, besonders in den Waldgegenden, wo wegen des dichten Gezweiges der

Bäume die Anwendung des Bumerangs unmöglich ist. Das erlegte Wild gehört aber in solchem Fall allen Jagdteilnehmern gemeinsam, die es unter sich nach überlieferten Regeln verteilen. Man kann daher sagen, daß, wenn auch die Jagdgeräte individuelles Eigentum sind, doch die durch Benutzung dieser Geräte gewonnene Jagdbeute als Gemeineigentum der Jagdteilnehmer gilt. Doch auch diese dürfen nicht einfach die ihnen zugefallenen Teile für sich behalten und nach Belieben verzehren; sie müssen davon ihren Lagergenossen etwas abgeben, und zwar existieren auch bezüglich dessen, was der einzelne abzuliefern hat und was er behalten darf, in den verschiedenen Gegenden und Horden allerlei hergebrachte Regeln, die genau befolgt werden müssen, wenn der Betreffende nicht die übrigen erwachsenen Hordengenossen gegen sich aufbringen will.

Diesen Zwang zur Ablieferung eines Teils der Jagdbeute (ganz kleine Tiere bleiben natürlich meist dem Jäger vorbehalten) finden wir durchweg bei allen australischen Stämmen, mögen nun mehrere oder ein einzelner die Jagdbeute heimbringen. Es besteht also eine Art von Verbrauchskommunismus, durch den ein Ausgleich der Nahrung hergestellt und verhindert wird, daß diejenigen, die Glück auf der Jagd hatten, Überfluß an Fleischnahrung haben, während andere Lagergenossen hungernd zusehen müssen.

Von einigen Volkswirtschaftlern, die sich mit der Wirtschaft der Naturvölker beschäftigt haben, ist dieser Brauch verurteilt und den Australiern vorgeworfen worden, daß sie leichtsinnig gleich die Jagdbeute verteilten und auffräßen, statt davon für die nächstkommenden Tage etwas übrigzulassen. Solches Urteil beweist nur wieder, wie schwer es manchen Gelehrten fällt, die Gesichtspunkte des Kulturmenschen beiseitezuschieben, sich in die Lage und Lebensbedingungen primitiver Völker hineinzudenken und aus diesen Bedingungen heraus ihre Handlungen zu beurteilen. Auf der Wirtschaftsstufe, auf der sich die australischen Eingeborenen befinden, ist dieser Verbrauchs- oder richtiger Verteilungskommunismus das einzige Mittel, der Horde eine gewisse Lebenshaltung zu sichern. Wir finden ihn denn auch nicht nur bei den Australiern, sondern in ähnlicher Weise bei den Buschmännern und Andamanesen, nur daß bei letzteren vorzugsweise jene männlichen Personen zur Ablieferung eines Teils ihrer Jagdbeute verpflichtet sind, die nicht selbst Familie besitzen und daher nicht schon ohnehin für andere zu sorgen haben.

Zu dem ihnen empfohlenen Aufbewahren der Fleischvorräte für kommende Tage der Not sind schon deshalb die Australier nicht befähigt, weil sie das Konservieren des Fleisches noch nicht kennen und dieses im Klima Neuhollands sehr schnell verdirbt. Das einzige Konservierungsmittel, das einige Stämme schon vor der Ankunft der Europäer kannten, bestand im leichten Anräuchern der rohen Fleischstücke. Aber auch dieses Verfahren verlängert die Dauerhaftigkeit nur um wenige Tage.

Widerspricht demnach auch die früher oft vorgetragene Lehre, die primitiven Völker hätten kein eigentliches Privateigentum, den ethnologischen Tatsachen, so ist die von Herrn Dr. Koppers und anderen klerikalen Ethnologen aufgestellte Behauptung, bei den Völkern der Urzeit sei bereits »eine ausgeprägte Eigentumsidee« zu finden, nicht minder unrichtig. Was ihn zu dieser Behauptung bewegt, lernen wir freilich sofort verstehen, wenn wir S. 100 seiner Schrift folgende Ausführungen lesen:

Wenn nach christlicher Lehre und Auffassung das Privateigentum sittlich und sozial beschränkt ist und es auf Grund dessen seine sittliche Berechtigung erst gewinnt, so können wir nunmehr sagen, daß gerade diese Anschauung wesentlich schon unter den Urvölkern praktisch jedenfalls in Geltung steht. Wie das Christentum, so protestiert also auch die Urzeit schon gegen eine Definition des Eigentums, wie der neuzeitliche Liberalismus sie in das allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch hineingeschmuggelt hat, und die folgendermaßen lautet: »Das Eigentum ist die Befugnis, mit der Existenz und dem Nutzen einer Sache nach Willkür zu schalten und jeden anderen davon auszuschließen.« Wer den Geist, der die Urzeit überhaupt beseelt, näher kennt, wird sich übrigens über dieses schöne Zusammenstimmen weiter nicht wundern. (Schluß folgt)

Arbeitsrecht und Arbeiterfrage

Von Wilhelm Schöttler (Köln)

(Schluß)

II

Eine neue Ära der Entwicklung und Fortführung des Arbeitsrechts begann seit der Beendigung des Weltkriegs. Diese neueste Entwicklung ist für unser ganzes staatliches und soziales Leben von größter Bedeutung. Immer mehr wird das Sozialrecht aus der Sphäre des privaten zum öffentlichen Recht emporgehoben. Die Ausgestaltung des Arbeitsrechts war in allen Ländern nicht nur eine wirtschaftliche Forderung der Interessenten; sie war zugleich auch ein wesentlicher Teil des politischen Programms der Arbeiterparteien. Als daher bei uns diese Parteien seit Anfang Oktober 1918 zur Mitregierung berufen wurden und seit der Revolution teils die Regierung allein übernahmen, teils eine ausschlaggebende Stellung in ihr innehatten, war es selbstverständlich, daß sofort mit einer Revision des bisherigen lückenhaften und in einer großen Anzahl innerlich und äußerlich zusammenhangloser Einzelbestimmungen zerstreuten Arbeitsrechts begonnen wurde.

Der Beginn der kommenden Umwandlung fand zunächst rein äußerlich Ausdruck in der Tatsache, daß das Arbeitsrecht, welches früher dem Reichsamt des Innern unterstellt war, jetzt eine eigene oberste Behörde — das Reichsarbeitsamt — erhielt, das nach Neuordnung der Verhältnisse die Bezeichnung »Reichsarbeitsministerium« erhielt. Dasselbe geschah in den größeren Bundesstaaten (zum Beispiel in Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen; in Preußen: Ministerium für Handel und Gewerbe und Ministerium für Volkswohlfahrt). Das neue Reichsarbeitsamt stellte alsbald ein Programm für die Reform und Umgestaltung des Arbeitsrechts auf. Neben der schon früher ins Auge gefaßten Reform auf dem Gebiet der Sozialversicherung kam zunächst in Betracht die Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens, die Neugestaltung der Erwerbslosenfürsorge, der Arbeitskammern, der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und -vertretungen, das Einigungswesen, die Erweiterung der Arbeiterschutzvorschriften, Schutzbestimmungen für Bureau- und Bühnenangestellte, Beseitigung der Ausnahmebestimmungen gegen die Landarbeiter, die Ausgestaltung des Koalitionsrechts, die Errichtung von Fachausschüssen für die Heimarbeiter, Sonntagsruhe für kaufmännische Angestellte und Neugestaltung des Gewerbegerichtsgesetzes.

Die nach der Revolution gebildete Regierung ging in ihren sozialwirtschaftlichen Forderungen noch über dieses Programm hinaus. Schon im Aufruf des Rates der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 wurde

eine Reihe arbeitsrechtlicher Bestimmungen mit Gesetzeskraft erlassen, und zwar einmal die Außerkraftsetzung der Gesindeordnungen und der Ausnahmegesetze gegen die Landarbeiter, dann die Inkraftsetzung der bei Kriegsbeginn suspendierten Arbeiterschutzbestimmungen. Ferner wurde der Erlaß weiterer arbeitsrechtlicher Gesetze unmittelbar bevorstehend bezeichnet: wie der achtstündige Maximalarbeitstag, die Sorge für ausreichende Arbeitsgelegenheit, Arbeitslosenfürsorge und die Erhöhung der Versicherungspflicht über die bisherige Grenze hinaus. Gleichzeitig verkündigte die Regierung ihre Absicht, eine Kodifikation des gesamten Arbeitsrechts in einem Arbeitsgesetzbuch vorzunehmen, mit welcher Aufgabe eine besondere Kommission betraut wurde.

War der eine Grund zur Schaffung eines neuen Arbeitsrechts in der Ausführung eines Teiles des politischen Programms der zur Regierung gelangten Arbeiterparteien zu erblicken, so war der weitere Anlaß die Notwendigkeit der Überführung unseres Wirtschaftslebens vom Krieg in den Friedenszustand, kurz die wirtschaftliche Demobilmachung mit all ihren Folgen, bei der etwa 6 Millionen Menschen in wenigen Wochen demobilisiert werden mußten. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als die deutsche Industrie ganz auf Kriegswirtschaft eingestellt war, also nunmehr ebenfalls in ganz kurzer Frist wieder auf Friedenswirtschaft umgestellt werden mußte. Durch diese Maßnahme konnten schon die bisher beschäftigten Arbeitskräfte keine Verwendung mehr finden, viel weniger noch konnten neue Kräfte eingestellt werden. Deshalb mußte in diese Lage der Staat regelnd eingreifen. Es geschah dies durch besondere Demobilmachungsbehörden. In Ausführung ihrer Aufgabe haben diese Behörden eine Fülle von Verordnungen arbeitsrechtlichen Inhalts erlassen, die vor allem die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für die Kriegsteilnehmer beziehungsweise die Unterstützung der Erwerbslosen zum Gegenstand haben.

Ein weiterer starker Antrieb zur Schaffung neuer arbeitsrechtlicher Bestimmungen ging seit der Revolution ganz unabhängig von der behördlichen Tätigkeit von der Organisation der Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus. Bekannt ist die Vereinbarung vom 15. November 1918 zwischen den großen gewerblichen und industriellen Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften, wonach Beschränkungen der Koalitionsfreiheit für unzulässig erklärt und die Arbeitsbedingungen für alle Arbeitnehmer künftig durch Tarifverträge (Kollektivvereinbarungen) festgelegt wurden. Ähnliche Vereinbarungen wurden für den Handel am 10. November 1919, für die Landwirtschaft am 20. Februar 1920 getroffen, so daß an diesen Vereinbarungen die ganze organisierte Arbeitgeberschaft und Arbeitnehmerschaft beteiligt ist. Durch die Verordnung vom 13. Dezember 1918 sind diese Verträge an Bedeutung eine dem Gesetzesrecht kaum nachstehende Rechtsquelle geworden, da nach ihrem § 2 die Möglichkeit gegeben ist, solche Tarifverträge von Amts wegen für allgemeinverbindlich zu erklären. Sie werden hierdurch über den Kreis der am Abschluß Beteiligten hinaus für ganze Gewerbe zur alleinigen Rechtsnorm der Einzelarbeitsverträge.

Das seit unserer politischen Neuorientierung mit so zahlreichen Verordnungen und Gesetzen beginnende neue Arbeitsrecht ist nicht nach einheitlichem Programm aufgebaut, doch entbehrt es nicht einer Reihe gemeinsamer Grundgedanken. Gegenständlich erfaßt es nur Teilgebiete, die ganz

zerstreut in verschiedenem Zusammenhang und verschiedenen Verordnungen geregelt sind. Bisher war die Unterstellung unter das Arbeitsrecht grundsätzlich von der Art der Betriebe abhängig, in denen die Beschäftigung stattfand. Im neuen Arbeitsrecht fiel dieses Moment völlig fort. Sein Geltungsbereich dehnt sich auf alle Betriebe, Bureaus und Verwaltungen aus ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand und die Person des Arbeitgebers. Hierdurch fällt vor allem das Sonderrecht der Staatsarbeiter und -angestellten fort.

Vergegenwärtigen wir uns hier das Wichtigste aus der nur schwer übersehbaren Materie des Neugeschaffenen. Alles, was bisher an sozialrechtlichen Erfolgen zu verzeichnen ist, wurde gekrönt durch die Verwirklichung der alten sozialistischen Forderung des Achtstundentags, der durch die beiden Verordnungen vom 23. November 1918 und vom 18. März 1919 für alle gewerblichen Arbeiter und alle Angestellten durchgeführt worden ist. Die Sonntagsruhe im Handel und in Apotheken wurde durch Verordnung vom 5. Februar 1919 radikal geregelt, für die Arbeiter in Konditoreien und Bäckereien wurde wie für die übrigen gewerblichen Arbeiter volle Feiertagsruhe (mit geringen Ausnahmen) bestimmt. Die Grenze der nicht pfändbaren Lohnsumme wurde erhöht, die Fortbildungsschulpflicht verschärft und die Arbeiter in den gesundheitsschädlichen Blei verarbeitenden Betrieben besonders geschützt. Weiter erhielten das Bäckerei- und Konditoreigewerbe, die Hausangestellten und Bergarbeiter ihre besonderen Fachausschüsse. Von den übrigen Maßnahmen direkten Arbeiterschutzes sind die Landarbeitsordnung und besonders das Reichsversicherungsgesetz vom 11. August 1919 zu nennen.

Die wesentlichsten Neuerungen liegen auf dem Gebiet der Erwerbslosenfürsorge, der Förderung des Tarifvertrags, der Schlichtung von Arbeitskämpfen und mannigfaltigen Änderungen der Sozialversicherung. Ferner seien genannt die groß angelegten und teils bereits verwirklichten Pläne einer Schlichtungsordnung, eines Arbeitsgerichtsgesetzes, eines Arbeitsnachweisgesetzes, eines Hausarbeitsgesetzes (für Heimarbeiter), eines Hausdienstgesetzes (für Dienstboten) und eines Tarifvertraggesetzes. Neben der Gesamtreform der Reichsversicherungsordnung wird zurzeit eine großangelegte Arbeitslosenversicherung vorbereitet, deren zweiter Entwurf gerade der Öffentlichkeit vorliegt. Schließlich sei an die Siedlungspläne, die Boden- und Wohnungsreform, ferner an alle Absichten auf dem Gebiet des Volkswohlfahrts- und Fürsorgewesens erinnert. Große Zukunftspläne breiten sich vor uns aus, deren gesetzgeberische Ausgestaltung unser soziales Leben sehr stark beeinflussen wird.

Auch auf anderem Gebiet hat das Arbeitsrecht bedeutende Fortschritte gemacht. Fehlte es schon früher nicht an Stimmen, welche eine internationale Regelung des sozialen Rechtes forderten, so nahm man sich dieser Materie erst in letzter Zeit mit größerem Interesse an, so daß man die jüngste Vergangenheit wohl als den Beginn einer Epoche internationaler sozialrechtlicher Regelung bezeichnen darf. Nach Artikel 162 der Reichsverfassung tritt das Reich für eine zwischenstaatliche Regelung der Rechtsverhältnisse der Arbeiter ein, die für die gesamte arbeitende Klasse der Menschheit ein allgemeines Mindestmaß der sozialen Rechte erstrebt. Durch die schon im Kriege angeknüpften Unterhandlungen zwischen den Arbeiterorganisationen der neutralen und kriegführenden Länder wurde auch die Aufnahme einer Reihe arbeitsrechtlicher Bestimmungen im Versailler Frie-

densvertrag (Teil XIII) erreicht — Bestimmungen, die sich hauptsächlich mit der internationalen Organisation der Arbeit und allgemeinen Grundsätzen für Bestimmungen des materiellen Rechts beschäftigen. Die nach diesen Vorschriften in Washington stattgefundene Konferenz (30. Oktober bis 29. November 1919) hat bereits in sechs Abkommen und sechs Vorschlägen bestimmte Ergebnisse gezeitigt. Vier Vorschläge betreffen den Betriebsschutz. Die allgemeine Einführung des Achtstundentags wurde grundsätzlich anerkannt. Dem Frauenschutz dienen zwei Entwürfe über Mutterschaftsfürsorge und Verbot der Nachtarbeit. Auch zum Jugendschutz und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurde durch Entwürfe und Vorschläge Stellung genommen. Weitere Verhandlungen haben seit Washington in Paris und Genua stattgefunden. Werden alle diese Forderungen in den zurückgebliebenen Ländern verwirklicht, so vollziehen sich die größten sozialen Fortschritte in der Kulturwelt.

Wir sehen aus diesen kurzen Darlegungen, daß der so wichtige Teil der Arbeiterfrage, die Entwicklung des Arbeitsrechts, immer größeren Umfang annimmt und immer weitere Fortschritte macht. Keine soziale Reform hat so weites Geltungsbereich wie die auf sozialrechtlichem Gebiet, und gerade heute, wo eine sozialistische Gemeinschaft nicht besteht und auch vorläufig nicht an sie zu denken ist, liegt in der vollkommenen Ausgestaltung des Sozialrechts fast die einzige Möglichkeit, die persönliche und kulturelle Stellung des schaffenden Menschen zu heben und die »Arbeiterfrage« als Problem der gesellschaftlichen Klassenordnung mehr und mehr zu beseitigen.

Franz Staudinger[1]

Von **Karl Vorländer** (Münster i. W.)

Es war vor mehr als fünfundzwanzig Jahren in Zürich, daß ich Franz Staudinger, den ich vorher schon aus Briefen und Aufsätzen kannte und schätzte, auch persönlich kennenlernte. In Zürich fand damals ein Kongreß der Gesellschaft für ethische Kultur statt, der wir beide angehörten und von der viele sich anfangs mehr versprachen, als sie nachher gehalten hat. Gerade wir Intellektuellen, die sich, in erster Linie aus äußeren Gründen (Beamtenstellung), der uns damals schon am nächsten stehenden Sozialdemokratie nicht anschließen konnten, suchten in jener Gesellschaft eine geistige Heimatstätte zu finden, die sie uns auf die Dauer doch nicht zu bieten imstande war. Schon in den vertraulichen Sitzungen und Beratungen trat der innere Gegensatz eines liberalen und sozialistischen Flügels zutage: auf jener Seite standen namentlich die Berliner (Joffé, M. Kronenberg und andere), auf dieser Staudinger, Ferdinand Tönnies, der Engländer Stanton Coit und ich; soviel ich weiß, damals auch F. W. Förster, während der milde Vater Wilhelm Förster (der Astronom) zwischen beiden Richtungen zu vermitteln suchte.

Staudinger, ein Hessen-Darmstädter Pfarrerssohn, geboren im Jahre 1849, von einer hervorragenden stattlichen Gestalt, mit bis in seine letzten Tage lebhaft-jugendlich blickenden blauen Augen, frischer Gesichtsfarbe (er ist selten krank gewesen) und lang herabwallendem, frühzeitig ergrautem Barte, war damals Gymnasialprofessor in Worms, wo er in langem, aufrechtem politischem Kampfe gegen den alles be-

[1] In unserer Mappe befindet sich noch eine gründliche philosophische Arbeit des kürzlich verstorbenen Genossen Staudinger über die »Bedingungen und Hindernisse der Erkenntnis«. Sie wird in einer der nächsten Nummern der Neuen Zeit zur Veröffentlichung gelangen. Die Redaktion der Neuen Zeit.

herrschenden Einfluß des »Lederkönigs« v. Heyl stand. Von da ist er dann, um gleich das Äußere seines Lebens vorwegzunehmen, weil man ihm regierungsseitig nichts anhaben konnte, an das Darmstädter Gymnasium versetzt worden, hat aber auch hier vor Erreichung der Altersgrenze seinen Abschied genommen (den man dem unbequemen politischen Mann gern erteilte), um sich fortan ganz der Konsumgenossenschaftsbewegung zu widmen. Zu ihrer Förderung hat er an allen möglichen Ecken und Enden vor allem Westdeutschlands mindestens ein Dutzend Jahre lang aufklärende und belehrende Vorträge gehalten, in voller körperlicher und geistiger Frische und Rüstigkeit, bis ihn vor wenigen Monaten eine Lungenkrankheit erfaßte, von der der Zweiundsiebzigjährige sich nicht wieder zu erholen vermochte.

Staudinger war, wie viele junge Philosophen in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, von der damals durch F. A. Lange und Hermann Cohen wiedererstandenen Philosophie Kants ergriffen worden, ohne sich indes jemals einer bestimmten Schule zu verschreiben. Nicht auf bestimmte Lehrsätze, sondern auf Festhaltung und Ausbildung der »transzendentalen« Methode gegenüber allem bloßen Psychologismus und Naturalismus legte er das Hauptgewicht. In diesem Sinne sind seine ersten größeren Schriften gehalten, die Kants theoretische Philosophie (»Noumena«, Darmstadt 1884) und Ethik (»Das Sittengesetz«, 1887) weiterzubilden suchen. Allein es zog ihn vor allen Dingen zur Anwendung der gewonnenen Gesichtspunkte auf das Leben, im Sinne des Sozialismus. In diesem Geiste sind alle seine späteren zahlreichen Schriften und Abhandlungen, von denen wir hier nur die wichtigsten hervorheben können, gehalten. Schon in Natorps »Philosophischen Monatsheften« hatte er zu Anfang der neunziger Jahre einer Abhandlung Theobald Zieglers »Die soziale Frage eine sittliche Frage« die Umkehrung »Die sittliche Frage eine soziale Frage« entgegengestellt. Ganz deutlich aber und mit einer für einen Staatsbeamten der damaligen Zeit, in der auch in dem »liberalen« Großherzogtum Hessen die Laufbahn eines anderen sozialistisch denkenden Gymnasialprofessors durch eine Geheimaktenbemerkung »Verkehrt mit Dr. David!« gehemmt werden konnte, seltenen Kühnheit stellte er sich in seiner »Ethik und Politik« (Berlin 1899) entschieden auf die Seite der modernen Arbeiterbewegung. Das kapitalistische System stellt nicht, wie der alte Liberalismus glaubte, ein System des Zusammenlebens freier und gleicher Menschen dar, sondern übersetzt nur die früheren persönlichen Herrschaftsformen in die unpersönliche des Kapitals. Demgegenüber vertritt der Sozialismus, wenngleich er noch manchen Rest von Gewaltethik abzustreifen hat, die höhere Sittlichkeit. Auch der Marxschen Methode steht er bereits damals ganz nahe, er hat an ihrem Prinzip nichts auszusetzen, sondern vermißt bei Marx nur ein Eingehen auf das Verhältnis der Ökonomie zur Ethik und will ihn in dieser Hinsicht durch Kant ergänzt wissen. Solange der Marxismus das soziale Werden nach dem kausalen Gesichtspunkt wissenschaftlich verfolge, sei er unangreifbar; sobald er aber bewußte und planmäßige Umgestaltung des Gegebenen sich zum Ziel setze, komme er in konsequenter Verfolgung seines eigenen Prinzips zu Kants Gesetzen der Zweckbildung. Und ebenso komme der Kantianer, der nicht bei einem leeren Schema dieser Zweckbildung stehen bleiben soll, zu Marx, der die Gesetze der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung festgestellt habe.

So konnte denn unser Freund Staudinger auch in den eben damals entbrennenden Bernsteinstreit zwischen Revisionisten und Radikalen eingreifen, und zwar getragen von dem Vertrauen, ja das erste Mal sogar im ausdrücklichen Auftrag der Redaktion der — Neuen Zeit. Natürlich mußte er sich (ebenso wie ich bald nachher als »Akademikus« und unter anderen Decknamen meine Mitarbeit an der Neuen Zeit begann, sonst wären wir beide aus unseren Ämtern entfernt worden) eines Pseudonyms bedienen: er nannte sich, die Buchstaben seines Zunamens nur in eine andere Reihenfolge bringend, Sadi Gunter, und hat als solcher damals mehrere theoretisch-philosophische Aufsätze in diese Blätter geschrieben, von denen Viktor Adler später (Neue Zeit, XIX, 2, S. 778) äußerte: »Ich gestehe, daß ich, außer etwa von Konrad Schmidt und Sadi Gunter, wenig Philosophisches in unserer Partei-

literatur gelesen hätte, das mir nicht geradezu schmerzhaft gewesen wäre. Das gilt von Plechanow bis Bernstein und von Bernstein bis Plechanow,« das heißt von der (theoretisch) äußersten Rechten bis zur äußersten Linken in unserer damaligen Partei.

Aber auch als Franz Staudinger entfaltete unser philosophischer Politiker oder politischer Philosoph kühn das Panier des Sozialismus: sowohl in verschiedenen, durch meine Schriften über Kant und den Sozialismus (1900 und 1902) hervorgerufenen Artikeln in den »Sozialistischen Monatsheften« und anderen Zeitschriften als in einem größeren, übrigens wie alle seine Schriften allgemeinverständlich abgefaßten Buche: »Wirtschaftliche Grundlagen der Moral« (Darmstadt 1907), über das ich in meinem »Kant und Marx« (Tübingen 1911) ausführlich berichtet habe. Methodischer Ausgangspunkt bleibt ihm auch hier die materialistische Geschichtsauffassung, die keineswegs einen toten Mechanismus lehrt und schließlich, sobald der Sozialismus zu »bewußter gemeinschaftlicher Kontrolle über gemeinsame Angelegenheiten« herangereift ist, um mit Engels zu reden, den »Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit« vollzieht, das heißt in Idealismus umschlägt. Auch der Klassenkampf wird nicht verworfen. Er wird so lange dauern, als es Klassen gibt. Und die Durchsetzung des Sozialismus wird schließlich, wenn auch nicht unbedingt eine Gewalt-, so doch eine Machtfrage sein.

In dieser Schrift betont er meines Wissens zum ersten Male kräftig auch die revolutionäre Bedeutung der Konsumgenossenschaft, über die er dann eine große Reihe von kleineren Schriften und Aufsätzen, auch eine zusammenfassende Darstellung in Teubners Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« veröffentlicht hat und in der er je länger desto mehr — meines Erachtens doch zu einseitig — sozusagen das welterlösende sozialistische Allheilmittel sah. Indes wird seine hervorragende theoretische und praktische Betätigung (er selbst beteiligte sich mit den Seinen zum Beispiel an der Einrichtung des ersten Konsumladens in Darmstadt) an dieser Seite sozialistischer Wirksamkeit, denke ich, an anderer Stelle gewürdigt werden. Hier sollten nur die philosophischen Verdienste Staudingers um unsere Bewegung in knappen Zügen gewürdigt werden. Das schönste und zusammenfassendste Werk Staudingers ist die kurz vor dem Weltkrieg bei Eugen Diederichs in Jena erschienene Schrift »Kulturgrundlagen der Politik« (1. Band: Ausgangspunkte und Methoden, 2. Band: Ursachen und Ziele, 194 und 250 Seiten), voll Anschaulichkeit und sprühenden Lebens. Hinter jedem Satze steht die festgegründete Persönlichkeit, die weiß, was sie will, und zugleich die schwierigsten Probleme zum Beispiel von Kants »Kritik« oder Marx' »Kapital« mit bewundernswerter Klarheit verständlich zu machen weiß. Andere Kapitel wieder lesen sich wie vortreffliche Abschnitte eines Geschichtswerkes. Dazu die treffenden Gleichnisse aus dem Leben, die packenden Wirklichkeitsbilder, die fast stets volkstümliche Sprache, die bei allem Ernst des Grundziels doch gelegentlich auch derben Humor oder witzige Satire nicht verschmäht.

Die einzige Rettung von dem infolge der Monopolherrschaft des Kapitals uns drohenden Rückfall in die Barbarei sieht der Verfasser in der Eroberung und Verwaltung der wirtschaftlichen Macht durch die Massen, das heißt in seinem Sinne der Konsumgenossenschaft. Die sittlichen, politischen, religiösen Konsequenzen werden sich dann von selbst regeln. Wir empfehlen das infolge des Kriegsausbruchs leider nicht recht zur Geltung gekommene Werk an dieser Stelle nochmals angelegentlichst der Lektüre unserer Leser. — Ein anderes, auch leider viel zu wenig bekannt gewordenes kleineres Buch, das Staudingers starken künstlerischen Formensinn zeigt (der sich auch auf seine einzige Tochter, die Bildhauerin Luise Staudinger-Focken vererbt hat), nennt sich »Sprüche der Freiheit, wider Nietzsches und anderer Herrenmoral« (Darmstadt 1904, Ed. Roether, 185 Seiten); es zerfällt in vier Abschnitte: »Sterne im Dunkeln«, »Vom alten Menschen«, »Von neuem und altem Denken und Wollen«, »Von neuer Tat« und könnte als ein Brevier der Andacht und Erholung für jeden Sozialisten bezeichnet werden.

Franz Staudinger hat, seinem offenen und folgerechten Charakter entsprechend, nach der Revolution die Konsequenz seines Lebens gezogen und ist auch öffentlich der Sozialdemokratischen Partei beigetreten, die ihn alsbald als ihren Vertreter in den Stadtrat wählte. Er war einer der treuesten und ehrlichsten Menschen, die es je gegeben hat, selbstlos, wahrhaftig und zuverlässig.

Gustave Flaubert

Zu seinem hundertsten Geburtstag (12. Dezember 1821—1921)

Von Joseph Kliche

Eine ganz eigenartige Stellung ist es, die Gustave Flaubert in der französischen Literatur einnimmt. Als Schöpfer der »Madame Bovary« wurde er zum stärksten Anreger des Naturalismus in Frankreich, schuf er gewissermaßen das Fundament, auf dem die beiden Goncourt und späterhin Zola weiterbauten; doch ein bewußter Realist, ein Mann der Wirklichkeit war Flaubert nicht. Was ihn noch am ehesten zum Realisten stempelt, das ist die Gründlichkeit seiner Studien, die äußerst umfangreich und gewissenhaft betriebenen langwierigen Vorarbeiten zu jedem einzelnen seiner Bücher.

Als Gustave Flaubert seine Rouener Kinder- und Pariser Studentenjahre hinter sich hatte, herrschte noch in der zeitlichen Literatur Frankreichs die Romantik. Der ältere Dumas und Viktor Hugo beherrschten weithin das Feld; daneben trabte eine Schar Zweit- und Drittklassiger. Lediglich Honoré Balzac begann neue Pfade zu wandeln. Seine Stoffe wurzelten nicht mehr in einer mehr oder weniger spukhaft gedachten Vergangenheit, sondern waren zumeist der Gegenwart entnommen. Balzac schilderte in seinen Romanen das Frankreich der Reaktion und des Bürgerkönigtums. Was er mit den Romantikern, den französischen Scottianern gemeinsam hatte, das war nur ein äußerliches Merkmal seiner wirkungsvollen Erzählerkunst, nämlich eine fast sträfliche Weitschweifigkeit. Darunter litt häufig recht stark die Einheitlichkeit und die Klarheit seiner Werke.

Ganz anders Flaubert. Als dieser 1857 die Geschichte von der unverstandenen Emma Bovary der Öffentlichkeit unterbreitete, da erkannte man sofort, daß hier einer völlig neue Wege ging. Gar nichts Romantisches hatte dieser vierhundert Seiten umfassende Roman an sich. In einem gänzlich ausgereiften, einheitlichen, absolut klaren Stil und in völlig selbständiger Form präsentierte sich das Buch.

Und wie die Form, so der Stoff. Eine ganz alltägliche Geschichte aus der Provinz mit Durchschnittsmenschen und Durchschnittscharakteren. Nichts Gemachtes, keine überflüssigen zarten Empfindungen — sondern eine recht trübe Frauengeschichte. Eine Arztgattin, die, vom Gift romantischer Lektüre angekränkelt, im Hause ihres Mannes weder seelische noch körperliche Befriedigung findet, die auf sexuelle und finanzielle Abwege gerät und die schließlich nach lust- und leidgefüllten Tagen, in qualvoller Enge festgerannt, ihrem Leben selbst ein Ziel setzt. Und um die eigentliche Handlung herum ein Milieubild aus dem ländlichen Leben Frankreichs, so klar, naturgetreu und anschaulich, so ohne alles Pathos, daß jeder empfand: das ist die Wirklichkeit. So und nicht anders ist diese Welt. Wie bemerkt: Flaubert liebte die langen Vorbereitungen, Vorstudien, daher auch eine vollendete Charakterzeichnung. Sicher und originell stehen seine Figuren vor uns: der Arzt, seine Frau, der Apotheker, der Pfarrer.

Das Buch erregte gewaltiges Aufsehen. Zum ersten Male hatte hier einer das Leben realistisch wiedergegeben, alle Romantik gänzlich draußen gelassen. Die jungen Literaten von Belang schwärmten für den Autor, und selbst der — Staatsanwalt interessierte sich für diesen. Freilich in anderem Sinne. Der Roman sollte die öffentliche Sicherheit, die Moral und die Religion verletzen. Das Pariser Zuchtpolizeigericht trat in Aktion. Allerdings mit dem Ergebnis, daß der Autor freigesprochen wurde. Indes das Gericht unterließ es nicht, darauf hinzuweisen, daß

»der Realismus die Verneinung des Guten und Schönen bedeutet und solche Werke stets geeignet sein werden, die öffentliche Moral und die guten Sitten zu verletzen«.

Der Dichter kam frei, aber die Kunstform des Realismus war offiziell verurteilt worden. Was freilich nicht hinderte, daß »Madame Bovary« Schule machte, in alle Kultursprachen übersetzt, ja zum Schicksalsbuch des französischen Realismus wurde.

Als typischer Realist, als Vater einer neuen Schule, hatte sich Flaubert gegeben, kein Wunder, daß man auf das nächste Werk des berühmt gewordenen Autors mit Spannung wartete. Aber Gustave Flaubert enttäuschte. Er hat keine zweite »Madame Bovary« geschrieben. Ja der Erfolg nach dieser Richtung hin verdroß ihn geradezu; er wurde ihm zum Verhängnis. Flaubert betonte, daß er auf den sachlichen Realismus des Buches gar nichts gegeben habe, daß es darauf ihm überhaupt nicht ankomme, daß lediglich Satzbau, Sprache, Stil das Neue und Künstlerische seien. Überhaupt habe er den Roman nur geschrieben, um die romantische Liebe diverser Zeit- und Sittenschilderer zu verhöhnen, nicht um der französischen Literatur neue Wege zu weisen. Eine peinliche Situation.

Diese Kundgebung Flauberts wurde durch dessen nächste Bücher bestätigt. Sowohl in der Erzählung »Die sentimentale Erziehung« wie auch in dem Geschichtsbild aus den Tagen des alten Karthago »Salammbo«. In dem ersten Buche zeichnet der Dichter das Paris der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Julimonarchie und achtundvierziger Republik. Das Gesellschafts- und Volksleben, die politischen Begebnisse treten uns in plastischen historischen Bildern vor Augen. Alles gesehen von einer hohen Warte und belebt durch stark wirkende dramatische Momente. In glühenden Farben malt Flaubert das wunderbar plastische Phantasiebild aus dem Altertum. Nicht oberflächlich phantastisch, nein, Flaubert hat sich keine Mühen verdrießen lassen, ja er hat längere Zeit an Ort und Stelle eingehende Studien gemacht, um das Leben und die Welt zu zeichnen, die Salammbo, die sagenhafte Schwester Hannibals, umgaben.

Dem realistischen Boden lagen die Stoffe der beiden letzten Bücher fern, und es ist schon möglich, daß Flaubert in seinem berühmten Erstlingswerk nur auf eine Verhöhnung der Romantik hinauswollte. Andere haben das in anderer Weise getan; sie suchten durch Übertreibungen der alten Form diese zu töten. Man denke an Cervantes' »Don Quichotte«, der die Methode des damaligen spanischen Ritterromans auf den Kopf stellte, an Wilhelm Hauffs »Mann im Mond«, der eine lustige Attacke gegen den schreibseligen Clauren reitet. In der Sprache und der sonstigen Gründlichkeit aber ist Flaubert sich auch in seinen Büchern nach der »Bovary« treu geblieben. Jeder Satz ist dreimal auf seinen inneren Wert geprüft, jeder Ausdruck auf seine absolute Genauigkeit hin untersucht, und darüber hinaus ist die Kleinwelt gewissenhaft geschildert.

So gesehen, mögen die genannten Bücher wie auch die noch folgenden kleineren Erzählungen und die religionsgeschichtliche Vision »Die Versuchung des heiligen Antonius« als Fortsetzung der formalen Absichten des Dichters anzusprechen sein; einen im wirklichen Leben stehenden Zeitgenossen verraten sie nicht. Das war auch Flaubert keineswegs. In geschichtlich großer Zeit, um die Wende des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik lebend, ging er doch der Zeit völlig fernliegenden Stoffen nach, machte für seine Bücher ausgedehnte Studien auf afrikanischem Boden und stand dem Neuen, wie es sich in sozialer und politischer Beziehung ausgangs der sechziger und anfangs der siebziger Jahre zu gestalten begann, völlig fremd und verständnislos gegenüber. Für die soziale Bewegung fehlte dem von Haus aus wohlhabenden Flaubert jedes Gefühl, und der Sturz des Kaiserreichs durch die Kommune bedeutete ihm eine schreckliche Sache. Kein Geringerer als Emile Zola, den eine sehr herzliche Freundschaft mit Gustave Flaubert verband, ist hierfür Zeuge. In seinem lehrreichen und klugen Buche »Der naturalistische Roman in Frankreich« weiß dieser von dem Schrecken und der Fassungslosigkeit zu erzählen, die Flaubert damals befielen. Zola nennt den Schöpfer der »Madame Bovary« einen Mann, der gutmütig an die sozialen Kon-

ventionen und die üblichen gesellschaftlichen Lügen glaubte, der in seiner späteren Zeit das Leben und die Wahrheit verachtete und sich förmlich aufrieb, einzig und allein um eine weitere Vollendung des Stils herauszufeilen.

Gustave Flaubert starb im Mai 1880. Erst dreißig Jahre nach seinem Tode erschien sein bis dahin unveröffentlichter Roman, der den Titel »November« führt und in deutscher Übersetzung bei Kurt Wolff in Leipzig herauskam. Es ist ein Bekenntnisbuch, das die selbsterlebte Jugend des Dichters farbig malt, jedoch neue Züge zum Schaffensbild seines Schöpfers kaum bringt.

Dennoch ist Flaubert zum Pionier des naturalistischen französischen Romans geworden. Eben seiner »Madame Bovary« wegen. Acht Jahre nach diesem Buche schrieben die Brüder Goncourt ihre »Germinie Lacerteux«. Das war freilich ein entschiedener Fortschritt. Das Milieu der Emma Bovary war kleinstädtische oder ländliche Umwelt, Biedermänner oder kleine Gauner; im Roman der Brüder Edmond und Jules de Goncourt marschierte das Elend der großstädtischen Gasse auf. Ein heruntergekommenes und verlumptes Dienstmädchen steht im Mittelpunkt, um sie aber gruppiert sich Armut, Sorge, Arbeit, Elend, Laster. Programmgemäß, fast wissenschaftlich wurde die unterste Klasse und ihr soziales Milieu in den französischen Roman eingeführt. Gleichsam eine soziologische Untersuchung in belletristischer Form.

Und wieder einige Jahre später, 1871, nachdem er bereits einschlägige Vorstudien veröffentlicht hatte, kam der Vollender und Meister des französischen Naturalismus: Emile Zola. Mit Flaubert und den Goncourt menschlich und künstlerisch befreundet, schuf er die berühmte Serie der »Rougon-Macquart«-Romane, jene Bücherreihe, die bestimmt war, ein gutes Jahrzehnt später auch das deutsche schöngeistige Schrifttum in entscheidender Weise zu beeinflussen.

Märchenbücher

Im Laufe der letzten Jahre hat sich die Buchkunst auch der Kinderbücher angenommen, die bereits auf dem Wege waren, bedenklich zu verflachen und innerlich wie äußerlich zu geschmacklosem Kitsch zu werden. Von großen Verlagen wurden wohl Gesamtausgaben von Volksmärchen aller Länder veranstaltet; aber sie wandten sich fast ausschließlich an Erwachsene. Ausgaben, die unter Berücksichtigung des kindlichen Geschmacks und erzieherischer Gesichtspunkte zusammengestellt waren, wurden immer seltener. Der erzieherische Standpunkt darf freilich nicht aufdringlich in den Vordergrund treten; denn auch auf kindliche Leser trifft das Faustwort zu: »Man merkt die Absicht und wird verstimmt.« Freude am Schönen, Mitleid mit Bedauernswerten, Abscheu vor bösen Charakteren, Hilfsbereitschaft mit Leidenden — die ganze Skala der Herz- und Gemütsbildung ausmachenden ethischen Eigenschaften —, welche Dichtung vermittelt sie wohl in ähnlich vielfältiger Weise wie das buntschillernde Märchen von der sentimentalen Erlösungs- und Liebesgeschichte bis zur komischen oder manchmal geradezu »philosophisch« angehauchten Tierfabel! Kindheit und Märchen gehören zusammen, weil das Märchen in seinen Uranfängen schon an der Wiege des Menschengeschlechts gestanden hat. Und wie die primitiven Urvölker ihr Dasein mit Sagen und Märchen umgeben haben, wie ihnen Erde und Himmel, Tier und Pflanze, ja selbst leblose Gegenstände von geheimnisvollen Kräften erfüllt schienen, so steht auch die primitive Vernunft des Kindes den Dingen u m uns und i n uns naiv und voll Gläubigkeit gegenüber. Die Forschung hat ergeben, daß auf der gleichen Entwicklungsstufe unter ähnlichen Verhältnissen gleiche Märchenstoffe auf weit voneinander getrennt liegenden Erdteilen erwachsen sind. So kommt es, daß wir in den Märchen und Sagen ferner wilder Völkerschaften oft Grundmotive unserer schönsten Volksmärchen wiederfinden.

»Das Volksmärchen ist, gerade weil es aus der Enge des Kleinlebens der Geplagten, der Mühseligen und Beladenen kommt und die Welt aus ihren Augen sieht, ein Ausdruck der großen Sehnsucht: Heraus aus den Mühen und Sorgen des

Alltags! Hinein in die grenzenlose, farbensatte Welt des Wunders und der Phantasie! Hier verblassen alle Nöten des Leibes und der Seele, hier ist Reichtum, Kraft, Schönheit, Weisheit und Güte, hier schmelzen alle Ketten, das Land des Wunders kennt keine Grenzen! Alle Sinne öffnen sich für diese große, bunte Welt, kein Zweifel an ihren Möglichkeiten beschleicht die Seele; Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine — alles ist in einer eigenen, das Gemüt gefangennehmenden zauberischen Stimmung innig verwebt; es ist von besonderem, geheimnisvollem Reiz, sich mitten aus des Lebens Beschwerden in die Welt und die Zeit hineinzuversetzen, in der ‚das Wünschen noch geholfen hat'!« So sagt Paul Gärtner in seinem Vorwort zu »Grimms Märchen«, von denen er eine vierbändige Auswahl im Verlag von Franz Schneider, Berlin SW 11, herausgebracht hat. Jeder dieser Bände ist unter einem besonderen Titel in sich abgeschlossen. »Von Königen und Königskindern«, »Von glückhaften und geplagten Leuten«, »Von pfiffigen und plumpen Gesellen« und »Von sonderbaren, spaßhaften Käuzen« erzählen diese Volksmärchen, die sich nicht nur zum Lesen, sondern von denen sich viele infolge ihres einfachen, gemütvollen Inhalts besonders zum Erzählen eignen. (Je 25 Mark.)

Die neue Andersen-Ausgabe von Else v. Hollander (Buchschmuck von Franz Wacik) zeigt die sehr glückliche Auswahl und Einteilung in »Kindermärchen« (2 Bände je 25 Mark) und »Jugenderzählungen« (1 Band 25 Mark). Im ganzen gehört Andersen in die Hand größerer Kinder oder der heranwachsenden Jugend — sofern die letztere sich nicht in Verblendung über Märchenerzählungen »erhaben« fühlt und sie erst wieder lieben lernt, wenn das volle Verständnis für literarische Feinheiten erwacht ist. — In das skandinavische Märchenland, das Land der Fjorde und Trolle, führen auch einige andere Märchenbücher, so der dritte Band des hier kürzlich besprochenen Buches »Unter Gnomen und Trollen« der feinsinnigen Übersetzerin Lotte Haedicke (20 Mark), »Der Sonnenbaum« (20 Mark) und »Aus Schloß und Hütte« (30 Mark) von Anna Wahlenberg, die ich in ihrem Gedankenreichtum und der feinziselierten Ausführung fast mit Andersen vergleichen möchte. — Dagegen hat das Büchlein von der »Käferschlacht in der Johannisnacht« von Fr. M. Schiele (12 Mark) zwar ganz drollige Beschwörungsformeln und Zaubersprüche, läßt aber den eigentlichen Märchenzauber vermissen. Professor Hans Looschen, der einige der vorgenannten Bücher prächtig illustrierte, hat bezüglich der Charakteristik glänzend gelungene Bilder beigesteuert.

Besondere Erwähnung verdienen Sophie Reinheimers Märchenbücher. Sie strahlen so viel Sonne und Fröhlichkeit aus und zeugen von so köstlicher Beobachtungsgabe, daß sie mir für kleine Mädchen immer die liebsten gewesen sind. Ihr neues Buch »Freunde ringsum« läßt ganz die Umwelt des Kindes lebendig werden: die Uhr, die Glocken, die »Frau Nähmaschine«, der Wandkalender und alle die vertrauten Dinge der häuslichen Umgebung gewinnen Leben und schwatzen allerhand drolliges und nachdenkliches Zeug. (20 Mark.) — Den Motiven der Volksmärchen begegnet man in mancherlei Variationen auch in den Kunstmärchen, so in dem hübsch geschriebenen Büchlein »Auf der Kuckuckwiese« von Klara Hepner, das neben bekannten Grundmotiven auch einige recht originelle neue Einfälle aufweist.

Leichte Verslein zum Auswendiglernen, niedliche Sprüchlein zum Abzählen bietet das Gedichtbuch von Albert Sergel »Ringelreihen«. Der Schmuck dieses Buches von Ernst Kutzer ist geradezu allerliebst. (20 Mark.)

Sämtliche aufgeführten Bücher sind prächtig illustriert, teilweise mit Schattenbildern, die den Kindern viel Freude machen dürften, teilweise mit Strichzeichnungen und Buntdrucken. Diese schöne äußere Aufmachung rechtfertigt auch die hoch scheinenden Preise. Von den Büchern sind durchweg auch einfachere Ausgaben zu billigeren Preisen erschienen, ebenfalls sämtlich im Verlag Franz Schneider, Berlin SW 11. M. Sch.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 12 40. Jahrgang ◆ 1. Band 16. Dezember 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Briand. Von J. Steiner-Jullien.

Die dritte Internationale Arbeiterkonferenz. Von H. Fehlinger.

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung. Von Heinrich Cunow. (Schluß.)

In eigener Sache. Von Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau: Dr. H. K. Nipperdey, **Kontrahierungszwang und diktierter Vertrag.** ◆ E. Gehrke, **Physik und Erkenntnistheorie.** ◆ K. Goldmann, **Numa.** ◆ **„Jugend heraus!"** ◆ Bruno Schönlank, **Gesänge der Zeit** ◆ Walther Victor, **Neuer Frühling.** ◆ Dr. Bastian Schmid, **Liebe und Ehe im Tierreich.**

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Wagner, Hans Gustav, Am Tore der Zukunft. Novellen und Skizzen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 281 S. Geh. 19 M., geb. 27 M.

Weisengrün, Paul, Neue Weltpolitik des Proletariats. Wien, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 85 S. Geh. 11 M.

Werner, Georg, Hungerland. Sozialer Roman aus dem Leben der Bergarbeiter. Breslau, Volkswacht-Buchdruckerei. 205 S. Geh. 4 M.

Wunderle, Dr. G., Die Wurzeln der primitiven Religion. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich. 84 S. Geh. 4 M.

Arbeiter-Notiz-Kalender 1922. Berlin, Buchhandlung Vorwärts und Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

Bulletin der Auslandsvertretung der Hilfskommission für die Hungernden beim Allrussischen Zentral-Exekutivkomitee. Nr. 1 vom 29. Oktober 1921. Als Manuskript gedruckt.

Das freie Land. Kommunistischer Bauernkalender für das Jahr 1922. Leipzig-Berlin, Frankes Verlag.

Das Landleben. Ein Bauernbuch für Kurse und Haus. Zwei Bände. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Zusammen 583 S. Oktavformat. Kart. 12 M.

Das Saargebiet. Sonderheft der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung. Berlin, Verlag für Staats- und Wirtschaftsliteratur. 4 M.

Der Steuersack und wie wir ihn los werden! Zweite Auflage. Leipzig-Berlin, Frankes Verlag.

Die Tat. Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur. Sonderdruck: Menschwerdung. Reden und Eindrücke vom Remscheider Volksfest. 26 S. Geh. 2 M.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1922. Herausgegeben von Dr. K. Heinemann. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 126 S. Geb. 14 M.

Jahrbuch 1920 des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Berlin, Selbstverlag. 477 S.

L'Internationale Socialiste et la Géorgie. Paris, Edition du Comité central du Parti Ouvrier Social-Democrate de Géorgie.

Thesen und Resolutionen des dritten Weltkongresses der Kommunistischen Internationale. (Moskau, 22. Juni bis 12. Juli 1921.) Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachf., Hamburg. 109 S. Geh. M. 2.50.

Kataloge, Karl W. Hiersemann, Leipzig: Geographie und Reisewerke. 90 S. Nationalökonomie. Rechtswissenschaft. 50 S.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

In neuen Auflagen sind erschienen:

Die Urgesellschaft

Von Lewis H. Morgan

Vierte Auflage ✦ Preis gebunden in Halbleinwand 45 Mark

Die Deutsche Revolution

Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849

Von Wilhelm Blos

Preis gebunden 55 Mark

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 12 Ausgegeben am 16. Dezember 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Briand

Von J. Steiner-Jullien

In dem Chaos der internationalen Probleme, die der Weltkrieg und die Friedensverträge geschaffen haben, scheint der Wille der Völker als bestimmender Faktor immer mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. Dagegen treten einzelne Persönlichkeiten immer mehr hervor, so daß man den Eindruck gewinnt, die Entwirrung und Lösung dieser Probleme hänge wesentlich ab von der Einsicht und der Entschlossenheit dieser Persönlichkeiten. Wie Giolitti in Italien eine Zeitlang die Politik seines Landes im wahrsten Sinne des Wortes zu »machen« schien, wie Wilson in den Vereinigten Staaten der eigenwillige Träger der Geschicke der großen amerikanischen Republik war, wie Lloyd George seit bald einem Jahrzehnt die Politik des britischen Weltreichs mit aalglatter Gewandtheit repräsentiert, so ist Briand seit anderthalb Jahren der Mann, dessen parlamentarische Meisterschaft Frankreichs Vorherrschaft auf dem Festland zu behaupten versteht. Wie jede Revolution, verbraucht auch die deutsche Revolution sehr schnell ihre Träger, um so mehr, als sie durch äußere Einflüsse gehemmt ist. Die innere Gärung und der äußere Druck wirken wie zwei gegeneinander reibende Mühlsteine und zermalmen auch die stärksten Willenskräfte.

So kann man wohl, die äußeren Zusammenhänge als Ganzes nehmend, nach dem Ausscheiden von Wilson und Giolitti sagen, daß gegenwärtig die Politik der Welt beherrscht wird von Briand und Lloyd George. Letzterer ist seit Jahr und Tag in Anspruch genommen von dem großen innerpolitischen Problem, das seit mehr als einem Jahrhundert gleich einem eiternden Geschwür am englischen Staate frißt: Irland. Diese Reserve seines Partners ermöglicht Briand, eine Rolle auf dem internationalen Schachbrett zu spielen, die weit über seine nicht geringen Fähigkeiten und noch viel weiter über seine sehr beschränkten Kenntnisse hinausgeht.

Briand und Lloyd George sind beide Dilettanten der internationalen Politik. Man braucht gewiß nicht Berufsdiplomat zu sein, um sich in dem komplizierten Gewebe der internationalen Politik zurechtzufinden. Wer sich als Journalist, als Parlamentarier oder als Gelehrter mit den internationalen Problemen eingehend beschäftigt, kann es auch hier zu einer gewissen Meisterschaft bringen. Aber weder Lloyd George noch Briand haben je in ihrer politischen Laufbahn die auswärtige Politik als Spezialgebiet erwählt. Da jedoch heute die Wirtschaftsfragen die internationale Politik beherrschen, ist Lloyd George als Finanzpolitiker immerhin besser gerüstet als sein Partner Briand. Denn trotz seiner sozialistischen Vergangenheit ist Briand ein großer Ignorant in allen Wirtschafts- und Finanzfragen. Er hat sich nie mit anderen als »politischen« Tagesfragen befaßt, das heißt mit den oberflächlichen Formen der Klassengegensätze.

Und doch ist Briand gegenwärtig der eigentliche Führer Frankreichs, das doch über eine große Anzahl hervorragender Diplomaten verfügt, die zugleich große Politiker sind. In diesem Punkte erinnert Briand an Clémenceau, der alles andere denn ein Diplomat oder ein Wirtschaftspolitiker ist — von den wirtschaftlichen Fragen versteht Clémenceau noch weniger als Briand —, wenn er immerhin, im Gegensatz zu Briand, Sprach- und Weltkenntnisse besitzt. Briand, der heute 59 Jahre alt ist, begann seine politische Laufbahn als Rechtsanwalt und Wortführer der anarchosyndikalistischen Generalstreikler. Er wurde dann Sekretär der von Jaurès begründeten Sozialistischen Partei, Redaktionssekretär (eine Art technischer Chefredakteur) der »Humanité«, um schließlich eines Portefeuilles als Unterrichtsminister zuliebe im Jahre 1906 der Partei den Rücken zu kehren. Wenn er auch der Parlamentsfraktion der »unabhängigen Sozialisten« beitrat, das heißt sich zu denen gesellte, die der 1905 geeinigten Sozialistischen Partei fernblieben, weil sie den Klassenkampfstandpunkt verwarfen, so ist Briand in Wirklichkeit doch ein Parteiloser. Weder im Lande noch im Parlament gibt es eine Organisation, auf die Briand sich stützen könnte. Auch das hat er mit Clémenceau gemein.

* * *

Für uns, die Deutschen, erscheint die Tatsache, daß die führenden Politiker Frankreichs während der letzten fünfzehn Jahre — Clémenceau, Viviani und Briand — Parteilose sind und zu einer bedeutenden Stellung erst gelangten, nachdem sie ihre Partei verlassen hatten, zunächst wie ein Rätsel. Für uns ist der Parlamentarismus ein Herrschaftssystem politischer Parteien. Und die deutschen politischen Parteien sind verhältnismäßig festgefügte politische Organisationen. Es ist für uns also undenkbar, daß in einem Lande, in dem parlamentarisch regiert wird, politische Eingänger die führenden Persönlichkeiten im Parlament werden können.

Wir sind aber noch parlamentarische Neulinge und um so mehr geneigt, streng auf die äußere, schematische Form des parlamentarischen Systems zu schauen, als wir ein halbes Jahrhundert mit einem Scheinparlamentarismus belastet waren. In Frankreich gibt es rechts von der Sozialistischen Partei keine politische Organisation. Es gibt wohl Parteien, wie die Radikale Partei, politische Zirkel und Cliquen, die aber sich der Öffentlichkeit verschließen, was natürlich nicht heißen will, daß sie darauf verzichten, die Öffentlichkeit zu beeinflussen. Im Gegenteil, es sind gerade diese Klubs, die den größten politischen Einfluß ausüben, und zwar durch die Presse und bei den Wahlen. *Die eigentlichen Drahtzieher der bürgerlichen »Parteien« Frankreichs sind fast durchweg vielseitige Aufsichtsräte großer Banken und Industrieunternehmen.* Es ist übrigens Brauch, Leute, die infolge ihrer parlamentarischen Geschicklichkeit zu einem einflußreichen Ministerposten gelangten — Finanz-, Handels-, Kriegsminister, kurz *überall, wo es etwas zu »verdienen« gibt* —, mit Aufsichtsratsstellen zu — sagen wir belohnen. Briand, der freilich nie einem Ministerium vorstand, das Steuergesetze auszuarbeiten oder große Aufträge zu vergeben hatte, hat eine derartige Belohnung noch nie empfangen oder angenommen, auch nicht, wie Clémenceau, für seinen Familienanhang.

* * *

Dieses Fehlen starker Organisationen, die sich auf Mitgliedermassen stützen, hat ganz von selbst das Hervortreten von Persönlichkeiten — zum mindesten von Personen — begünstigt. Im französischen Parlament wird gewöhnlich »namentlich« abgestimmt, das heißt es werden auf den Namen der Abgeordneten lautende Abstimmungskarten abgegeben. Die Abgeordneten selbst können sich aber gerade auf einer Weltreise befinden. Es genügt, wenn der Abgeordnete einem Kollegen die Schachteln übergeben hat, in denen sich die verschiedenen Abstimmungskarten befinden. Dafür sucht man sich einen »zuverlässigen« Kollegen aus, der sonst durchaus nicht durch hervorragende geistige Eigenschaften zu glänzen braucht. Es genügt, wenn er weiß, wie die Abgeordneten, die ihm ihre Abstimmungsschachteln anvertraut haben, zu stimmen wünschen. Schlimmstenfalls berichtigt ein Abgeordneter »seine« Abstimmung. Er sei irrtümlich eingetragen worden, als hätte er gegen die oder jene Resolution gestimmt; er habe dafür gestimmt.

Wer also einen großen Einfluß ausüben will, muß die boîtiers, die Schachtler, bezaubern können. Er ist just so weit gebildet, daß ihn auch noch der beschränkteste Mensch versteht und sich freut, einen so gescheiten Menschen zu verstehen, und daß auch der wirklich Gebildete keinen Anstoß an seiner Oberflächlichkeit nimmt. Er besitzt zudem im persönlichen Verkehr jenen lässigen Witz, der erheitert, ohne einen Stachel zurückzulassen. Auf der Tribüne aber versteht er es meisterhaft, alle schwierigen Fragen beiseite zu schieben und das jeweilige Problem auf einen einfachen, dramatischen Gegensatz zu reduzieren. Seine rednerischen Mittel sind außerordentliche. Er verwendet sie aber nicht, um seine Zuhörer zum Nachdenken zu zwingen, sie zu überzeugen, sondern nur, um sie zu bezaubern, um ihnen eine angenehme Stunde zu bereiten, die durchaus nicht aufregend oder verdauungsstörend wirkt. Weil Briand selbst von keinerlei politischen Grundsätzen belastet ist, ist sein Bestreben durchaus nicht, die politischen Probleme, die ihm das Geschick zuträgt, nach bestimmten Grundsätzen zu lösen, sondern so etwa, wie es die parlamentarische Mehrheit von heute und morgen wünschen mag. Und dafür hat Briand eine feine Witterung.

* * *

So ist der Mann beschaffen, der heute gewissermaßen der größte Gegner Deutschlands ist. In Wirklichkeit ist Briand weder Nationalist und Deutschenfresser, wie zum Beispiel Clémenceau und Poincaré, noch ein weitblickender Staatsmann wie Caillaux. Er ist kein Idealist noch etwa das Gegenteil davon. Er ist ein mit außerordentlichen Mitteln ausgestatteter Parlamentarier, dem es vielleicht nur auf eines ankommt: eine große parlamentarische Rolle zu spielen. Und im Grunde hat er während seiner dreißigjährigen politischen Laufbahn nur Rollen gespielt, ohne deshalb ein Klopffechter zu sein. Der Advokat, wenn er einen Verbrecher verteidigt, meint es ja auch meist ehrlich. Briand ist ein politischer Advokat.

Es ist also durchaus verfehlt, auf Briand große Hoffnungen zu setzen oder ihn als entschiedenen Gegner Deutschlands zu fürchten. Er ist aber *der sicherste Gradmesser* für die jeweils gegebenen politischen Möglichkeiten in Frankreich. Als solcher ist er ein ganz außerordentlich feines Instrument, das jeden Witterungsumschlag schon Wochen vorher empfindet. Daß er zum Beispiel, bevor er nach Washington ging, den rechten Flügel

seiner Mehrheit ausschiffte, war eine Überraschung und schien ein halsbrecherisches Unternehmen. In Wirklichkeit hat Briand seine Situation gefestigt.

Und deshalb ist Briand der zuverlässigste französische Staatsmann. Er wird nie eine Politik treiben, die ihm den Hals kosten kann und die mit ihm zusammenbricht. Er wird immer die möglichе Politik treiben. Deshalb sind auch seine an sich inhaltlosen Reden stets lehrreich. Briand sagt immer das, was der Durchschnittsfranzose gerne hört. Er macht alle politischen Wandlungen mit. Seine verhältnismäßig versöhnliche Haltung gegenüber Deutschland — verglichen mit Poincaré und Clémenceau —, trotz der Kammer des »nationalen Blocks«, ist ein Zeichen des langsamen Umschwungs in Frankreich.

Die dritte Internationale Arbeitskonferenz

Von H. Fehlinger

Genf, 28. November

Zeiten wirtschaftlichen Niederganges und großer Arbeitslosigkeit sind für den Fortschritt der Sozialreform nicht günstig. Man durfte deshalb auch nicht erwarten, daß die dritte Internationale Arbeitskonferenz Beschlüsse von außerordentlicher Tragweite fassen würde, die in Anbetracht der Weltwirtschaftslage kaum Aussicht auf Durchführung haben. Wer keine hochgespannten Hoffnungen hegte, wer nicht über die Wirklichkeiten hinaussah, der wird auch von den Ergebnissen der Konferenz nicht enttäuscht sein, die vom 25. Oktober bis 19. November in Genf tagte, bedeuten doch immerhin diese Ergebnisse beachtenswerte Zugeständnisse an die Arbeiterschaft. Es gilt nun, die öffentliche Meinung allenthalben für die Reformen zu gewinnen, auf welche die Konferenzbeschlüsse abzielen, denn nur wo die öffentliche Meinung sich den Regierungen gegenüber wirksam zur Geltung bringen kann, werden diese die verschiedenen Entwürfe als internationale Übereinkommen ratifizieren oder Gesetze erlassen, die den in den Empfehlungen niedergelegten Grundsätzen folgen.

Auf der Konferenz vertreten waren insgesamt 39 Staaten, aber die numerische Stärke der Delegationen der einzelnen Staaten war sehr verschieden. Bloß durch einen einzigen Regierungsdelegierten vertreten waren Albanien, Bolivien, Chile, Kolumbien, Guatemala und Venezuela, während die großbritannische Delegation aus 32 Personen bestand, die deutsche aus 31, die japanische aus 19, die französische aus 17 Personen. Einen Wandel im weltgeschichtlichen Geschehen, der sich in den jüngsten Jahren vollzog, kam durch die Anwesenheit einiger Vertreter nichteuropäischer Rassen zum Ausdruck. Wir Europäer werden es uns abgewöhnen müssen, in Zukunft von diesen »Farbigen« mit Geringschätzung zu sprechen. Sie sind daran, ihre Plätze in den Ratsversammlungen der Menschheit einzunehmen.

Die Verhandlungen wurden im Genfer Kursaal abgehalten, dessen Wandelhalle die Fahnen der Mitgliedstaaten schmückten. Nach Erledigung der Eröffnungsförmlichkeiten wurde Lord Burnham einstimmig zum Vorsitzenden gewählt, der die vierwöchigen Beratungen mit bewundernswerter Geschicklichkeit leitete. Bevor in die Erledigung der Tagesordnung eingetreten werden konnte, war der Einspruch der französischen Regierung gegen die Verhandlung über Fragen des Schutzes der landwirtschaftlichen Arbeiter zu erledigen. Von dieser Seite wurde erstens die Zuständigkeit der Internatio-

nalen Arbeitsorganisation in landwirtschaftlichen Fragen angezweifelt, und zweitens wurde geltend gemacht, daß die Internationalisierung der Gesetzgebung über landwirtschaftliche Arbeitsverhältnisse — selbst wenn die Frage der Zuständigkeit bejaht würde — inopportun sei.

Eine Anzahl von Regierungs- und Unternehmervertretern unterstützten die Auffassung der französischen Regierung, die Mehrheit der Delegierten aber war gegenteiliger Meinung. Die Zuständigkeit der Internationalen Arbeitsorganisation bezüglich landwirtschaftlicher Fragen wurde durch den Direktor des Internationalen Arbeitsamts sowie den französischen Arbeitervertreter Jouhaux, den britischen Regierungsvertreter Daniel Hall, den deutschen Regierungsvertreter Faaß und andere Redner einwandfrei dargetan, die auch über die Notwendigkeit und Möglichkeit des ländlichen Arbeiterschutzes keinen Zweifel aufkommen ließen. Die Konferenz entschied, daß landwirtschaftliche Angelegenheiten in den Bereich ihrer Wirksamkeit fallen, durch Annahme des Antrags Mahaim-Baldesi, für den 74 Stimmen abgegeben wurden, während die Zahl der Gegenstimmen 20 betrug.

Hierauf wurde über die Beibehaltung der die Landwirtschaft betreffenden Punkte der Tagesordnung im einzelnen beraten und abgestimmt. Für die Verhandlung der Frage betreffend die internationale Regelung der Arbeitszeit in der Landwirtschaft wurde die erforderliche Zweidrittelmehrheit der Stimmen der Konferenzdelegierten nicht aufgebracht; es stimmten 63 Delegierte dafür, diese Angelegenheit auf der Tagesordnung stehen zu lassen, während 39 Stimmen dagegen abgegeben wurden. Mit knapper Not hatte also die französische Regierung in diesem Punkte ihr Ziel erreicht — hauptsächlich dank der Unterstützung, die sie auf seiten außereuropäischer und wirtschaftlich unbedeutender Staaten Europas fand. Unter den Gegenstimmen befanden sich zum Beispiel Siam, Portugal, Brasilien, China, Griechenland, Japan, die Schweiz und Belgien (die letztgenannten vier Staaten mit je drei von vier Delegiertenstimmen). Für die Beibehaltung der übrigen landwirtschaftlichen Fragen auf der Tagesordnung ergaben sich große Mehrheiten. Damit war der Auffassung von der Notwendigkeit der internationalen Regelung der Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft unzweideutig Ausdruck gegeben. Es wurden denn auch später eine Reihe von Vertragsentwürfen und von Empfehlungen für die Staatsgesetzgebung angenommen, welche die Verbesserung der Lage der Landarbeiter bezwecken. Wohl zu merken ist, daß die Regierungen der Mitgliedstaaten nicht verpflichtet sind, diese oder andere Beschlüsse der Arbeitskonferenz anzunehmen. Vorauszusetzen ist aber wohl, daß dies mindestens jene Regierungen tun, deren Vertreter für die Anträge beziehungsweise Entwürfe stimmten.

Unter den Beschlüssen betreffend die internationale Regelung landwirtschaftlicher Fragen befinden sich drei Entwürfe von Verträgen; die übrigen sind Empfehlungen (Rekommendationen) für die Staatsgesetzgebung. Einer der Vertragsentwürfe betrifft das Koalitionsrecht. Im Artikel 1 wird bestimmt, daß jeder Mitgliedstaat, der diesen Entwurf ratifiziert, die Verpflichtung übernimmt, allen in der Landwirtschaft tätigen Personen dasselbe Koalitionsrecht zu gewähren wie den gewerblichen Arbeitern und alle gesetzlichen oder sonstigen Bestimmungen zu widerrufen, die dieses Recht für die landwirtschaftlich tätigen Personen einschränken. Das Koalitionsrecht der

Landarbeiter hat auch auf die Kolonien der Staaten Anwendung zu finden, die den Vertrag ratifizieren.

Der zweite Vertragsentwurf verpflichtet die ihn annehmenden Mitgliedstaaten, ihre Gesetze und Vorschriften über Entschädigung von Betriebsunfällen auf alle landwirtschaftlichen Lohnarbeiter auszudehnen. Hinsichtlich der sonstigen Zweige der Sozialversicherung konnte lediglich eine Empfehlung zustande gebracht werden, die dahin geht, die Versicherung gegen Krankheit, Invalidität, Alter und ähnliche Risiken den landwirtschaftlichen Arbeitern zugute kommen zu lassen, und zwar unter den gleichen Bedingungen, die für gewerbliche Arbeiter gelten.

Der Vertragsentwurf über die Kinderarbeit in der Landwirtschaft bestimmt in der Hauptsache, daß weniger als 14 Jahre alte Kinder in landwirtschaftlichen Betrieben während der für den Schulunterricht angesetzten Stunden nicht beschäftigt werden dürfen. In der schulfreien Zeit darf die Beschäftigung keine solche sein, daß durch sie der Schulbesuch beeinträchtigt werden würde. Zum Zwecke der Ausbildung in landwirtschaftlichen Arbeitsverrichtungen können die Zeiten des Schulbesuchs so gelegt werden, daß die Beschäftigung von Kindern mit leichten Arbeiten, namentlich leichten Erntearbeiten, möglich ist. Die jährliche Dauer des Schulbesuchs hat mindestens acht Monate zu währen.

Die übrigen auf die Landwirtschaft bezüglichen Beschlüsse sind Empfehlungen für die Staatsgesetzgebungen über folgende Gegenstände: Berufsausbildung; Verhütung von Arbeitslosigkeit; Nachtarbeit der Frauen sowie der Kinder und der jugendlichen männlichen Personen (Ruhezeit 9 bezw. 10 Stunden); Wöchnerinnenschutz; Wohnungsverhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeiter.

Zugunsten des Jugendschutzes in der Seeschiffahrt wurden zwei Entwürfe internationaler Übereinkommen beschlossen, die auf der Konferenz nur geringem Widerstand begegneten. Der eine dieser Entwürfe verpflichtet die ratifizierenden Staaten, Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren nur unter der Voraussetzung zur Beschäftigung auf Seeschiffen zuzulassen, daß sie ein ihre körperliche Eignung bescheinigendes Zeugnis vorweisen. Die ärztliche Untersuchung und Zeugnisvorlage soll während der Beschäftigung bis zur Vollendung des Schutzalters in längstens einjährigen Zwischenräumen wiederholt werden. Der zweite Vertragsentwurf setzt das Mindestalter für die Beschäftigung aller Schiffsheizer und Kohlentrimmer auf 18 Jahre fest. Gewisse Ausnahmen sind zugelassen zugunsten Indiens und Japans (Schutzalter im Küstenverkehr 16 Jahre).

Am meisten umstritten waren die Fragen des Bleiweißverbots im Malergewerbe und des Ruhetags in gewerblichen Betrieben einschließlich der Transportunternehmungen zu Lande und des Handels. Diese Angelegenheiten wurden sowohl in den Kommissionen wie in der Vollversammlung sehr lebhaft erörtert, wobei erhebliche Gegensätze in den Auffassungen zutage traten. Dennoch gelang es in beiden Fällen, zu einer Einigung zu kommen, ja in der Bleiweißfrage sogar zu einhelliger Annahme eines Vertragsentwurfs. Die Bleiweißkommission hielt nicht weniger als 14 Sitzungen ab; überdies wurden die mit dem Bleiweißverbot im Malergewerbe verbundenen medizinischen Probleme in einer ärztlichen Unterkommission verhandelt. In der Kommission fand sich eine Mehrheit bloß für

Schutzvorschriften gegen Bleigefahren, aber in der Vollversammlung gelang es schließlich doch, einen Vertragsentwurf durchzubringen, der ein teilweises Verbot von Bleifarben fordert. Der Vorschlag der Kommissionsmehrheit wurde in der Vollversammlung mit 45 gegen 44 Stimmen durch einen von dem französischen Regierungsvertreter Justin Godart vorgeschlagenen Text ersetzt, welcher das vollständige Verbot der Verwendung von Bleifarben im Malergewerbe aussprechen wollte. Doch war es klar, daß für diesen Text die erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht aufzubringen war, weshalb es galt, zu einem Vergleich mit den Anhängern der Bleifarben zu kommen. Die Initiative dazu ergriff der britische Arbeiterdelegierte Poulton, dessen Vorschlag dahin ging, das Verbot der Bleiverwendung auf Innenarbeiten zu beschränken. Unterstützt wurde dieser Vorschlag von dem spanischen Arbeitervertreter Caballero, und in gleichem Sinne traten die deutschen und die österreichischen Regierungsvertreter Dr. Leymann und Dr. Lederer für ein beschränktes Bleiweißverbot ein. Darauf gelang es, einen Vertragsentwurf zustande zu bringen, der mit 90 Stimmen bei einer Stimmenthaltung angenommen wurde. Das Verbot der Bleiweißverwendung für Innenanstriche soll aber erst nach sechs Jahren in Kraft treten, und es sind Ausnahmen zugelassen für den Anstrich von Eisenbahnstationen und industriellen Unternehmungen, wenn die zuständige Behörde in Übereinstimmung mit den Arbeiter- und Unternehmerorganisationen in solchen Fällen die Verwendung von Bleifarben notwendig findet. Auch die Kunstmalerei ist von dem Verbot ausgenommen, ferner dürfen Bleifarben mit einem Höchstgehalt bis zu 2 Prozent Blei verwendet werden. Verboten ist die Beschäftigung von weiblichen Personen jedes Alters und von männlichen Personen unter 18 Jahren bei Malerarbeiten, zu denen Bleifarben benutzt werden. Der Vertragsentwurf enthält überdies Maßnahmen zum Gesundheitsschutz der mit Bleifarben hantierenden Arbeiter.

Zur Frage des wöchentlichen Ruhetags wurden zwei Beschlüsse angenommen, und zwar für die Industrie, einschließlich der Baugewerbe, des Bergbaus und des Transportwesens zu Lande ein Entwurf eines internationalen Vertrags, für das Handelsgewerbe dagegen nur eine Empfehlung als Grundlage für die Gesetzgebung der einzelnen Staaten. Der erstgenannte Entwurf bestimmt, daß allen in öffentlichen und privaten Betrieben beschäftigten Personen in jedem siebentägigen Zeitraum ein Ruhetag von 24 aufeinanderfolgenden Stunden freizugeben ist, und zwar muß dieser Ruhetag, wenn möglich, dem gesamten Personal jedes Betriebs gleichzeitig gewährt werden. Überdies hat der Ruhetag in der Regel der in dem Lande oder Landesteil durch Herkommen als solcher geltende Tag zu sein. Keine Anwendung findet diese Vorschrift auf Betriebe, in denen nur Angehörige einer und derselben Familie beschäftigt werden. Der Entwurf überläßt es jedem Staat, eine Liste aller Ausnahmen von diesem Grundsatz aufzustellen mit dem Vorbehalt, daß dem Internationalen Arbeitsamt von Zeit zu Zeit die Abänderungen in dieser Liste und die Gründe für die Rechtfertigung dieser Abänderungen mitgeteilt werden.

Die Konferenz nahm außerdem den Grundsatz der Ersatzruhe an, das heißt daß für jede Arbeit, die an dem wöchentlichen Ruhetag verrichtet wird, die Entschädigung in einer Ersatzruhe bestehen muß. Ferner wurde bestimmt, daß jeder Arbeitgeber, Direktor oder Geschäftsführer in seinem Betrieb die Tage

und Stunden der gemeinsamen Ruhezeit anschlagen und daß der Staat eine Aufsicht bezüglich der Beobachtung dieser Vorschriften ausüben soll.

Von seiten des Kommissionsberichterstatters über diesen Gegenstand, des britischen Regierungsvertreters Sir Montague Barlow, wurden Bedenken gegen die Ersatzruhe und die Anschlagspflicht der Unternehmer geltend gemacht mit der Begründung, daß es zu bedauern wäre, wenn wegen dieser Bestimmungen große Länder, in denen die Sonntagsruhe bereits durchgeführt ist, sich genötigt sehen würden, gegen dieses Übereinkommen zu stimmen. Bei der Abstimmung zeigte sich, daß die meisten Unternehmervertreter gegen die Ruhetagsvereinbarung in der vorgeschlagenen Form waren, außerdem stimmten dagegen die Regierungsvertreter von Südafrika und Großbritannien. Für die Vereinbarung wurden 73 Stimmen abgegeben, dagegen 24 Stimmen.

Weit größeren Schwierigkeiten begegnete die Frage des Ruhetags für Handelsbetriebe. Es kam nur eine Empfehlung für die Staatsgesetzgebungen zustande, welche den Grundsatz eines Ruhetags in je sieben Tagen festlegt, aber keine Bestimmungen über Ersatzruhe und Anschlag des Ruhetags in den Betrieben enthält. Für diese Maßnahme stimmten 81 Delegierte, dagegen wurde eine Stimme abgegeben.

Bemerkenswert ist, daß ein von dem griechischen Regierungsdelegierten gestellter Zusatzantrag zu dem Entwurf betreffend den Ruhetag in gewerblichen Betrieben, der die Herstellung und den Vertrieb von Zeitungen am Sonntag von Mitternacht bis Mitternacht verboten haben wollte, nach kurzer Erörterung mit 51 gegen 25 Stimmen abgelehnt wurde.

Auf Veranlassung des schweizerischen Arbeiterdelegierten Schurch wurde ferner über das Problem der Arbeitslosigkeit verhandelt und ein Beschluß gefaßt, der dahin geht, das Internationale Arbeitsamt aufzufordern, in Gemäßheit mit Artikel 396, § 1 des Friedensvertrags eine Sondererhebung über die internationale Arbeitslosigkeit und die Mittel ihrer Bekämpfung vorzunehmen. Ferner wird der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts beauftragt, die Bedingungen festzulegen, unter denen die Erhebung ohne Überschreitung der budgetmäßig verfügbaren Mittel des Amtes durchgeführt werden kann.

In bezug auf die Frage der Verhütung von Milzbranderkrankungen durch verseuchte Wollen und Haare wurde (gemäß dem Kommissionsvorschlag) beschlossen, daß der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts einen Ausschuß zu ernennen hat, in dem die Haupterzeugungs- und Verbrauchsländer vertreten sind, und dessen Aufgabe es ist, den Gegenstand eingehend zu studieren und auf der Internationalen Arbeitskonferenz von 1923 Bericht zu erstatten. Die Vereinigten Staaten von Amerika, als eines der wichtigsten wollverbrauchenden Länder, werden eingeladen, sich an den Untersuchungen zu beteiligen. Die Vertreter verschiedener Staaten — auch die Deutschlands — sagten in der Milzbrandkommission, daß sie an der Sache nicht interessiert sind, da sie Wolle aus Seuchengebiet nicht einführen. Hiergegen wurde berechtigterweise von anderer Seite eingewendet, daß eine solche Einfuhr in Zukunft doch stattfinden könne, namentlich dann, wenn nur einzelne Staaten Schutzmaßnahmen träfen. Wahrscheinlich würden die verseuchten Wollen andere Handelswege einschlagen und nach jenen Ländern gelangen, die solche Maßnahmen nicht ergriffen haben.

Ein Konflikt zwischen den Vertretern verschiedener Gewerkschaftsrichtungen drohte infolge der Entsendung des christlichen Gewerkschafters Serrarens durch die niederländische Regierung. Dieser war auf Vorschlag der christlichen und nationalen Arbeiterorganisationen ernannt worden, deren Mitgliederzahl zusammengenommen stärker ist als jener der sozialistischen Gewerkschaften allein, was die letzteren zum Protest veranlaßte. Die Angelegenheit kam erst am vorletzten Tage vor die Vollversammlung. Es wurde ein Vorschlag des Mandatprüfungsausschusses angenommen, der dahin geht, den Rat des Völkerbundes einzuladen, vom ständigen Internationalen Gerichtshof ein Gutachten über die Auslegung des Artikels 389 des Versailler Vertrags einzuholen, nämlich darüber, welche Regeln für die Mitgliedstaaten in bezug auf die Ernennung der Arbeiter- und Unternehmerdelegierten gelten. Der Vorschlag wurde ohne Gegenstimmen angenommen.

Eine Reihe von Anträgen wurden dem Verwaltungsrat zur Würdigung überwiesen, darunter Anträge betreffend die Vermehrung der Zahl der offiziellen Sprachen der Internationalen Arbeitsorganisation. Die Anregung, Deutsch zur offiziellen Sprache zu machen, ging von dem österreichischen Arbeiterdelegierten Morawitz aus.

Wenn die zahlreichen Beschlüsse der Konferenz in Wirklichkeit umgesetzt werden, so ist der internationale Arbeiterschutz ein gutes Stück vorwärtsgebracht worden. Aufgabe der gewerkschaftlichen und sozialistischen Organisationen aller Länder ist es, die Erreichung dieses Zieles kräftig zu fördern.

Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung

Von **Heinrich Cunow**

(Schluß)

3. Bodenanbau und Bodeneigentum

Wie sehr Herrn Dr. Koppers daran liegt, alte Lehren seiner (der katholischen) Kirche als durch die ethnologische Forschung bestätigt hinzustellen, zeigen vor allem seine Ausführungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Jagdsammelstufe zum ersten Landanbau.

Koppers verwirft mit Recht die frühere Einteilung der wirtschaftlichen Entwicklung in drei aufeinanderfolgende Stufen: Jägerei und Fischerei, Viehzucht (nomadisches Hirtenleben), Ackerbau. Nach seiner Auffassung ist zunächst aus dem niederen Jägertum, wie wir es bei den Australiern und den nicht seßhaften Negritosstämmen der indisch-malaiischen Inselwelt finden, ein höheres Jägertum hervorgegangen, dessen Kennzeichen vornehmlich darin bestehen, daß nun nicht mehr die ganze Hordengruppe ständig innerhalb eines bestimmten Reviers umherzieht, sondern zu einer gewissen Seßhaftigkeit gelangt ist, das heißt sich in größeren oder kleineren Ansiedlungen niedergelassen hat. Auf dieser Entwicklungsstufe bildet noch immer die Jagd den Haupterwerb, weshalb diese auch, wie Koppers sagt, »größeren Tierreichtum voraussetzt«. Aber nur der Mann zieht auf die Jagd aus. Oft ist er tage- und wochenlang von der Ansiedlung entfernt. Die Frau bleibt hingegen in der Ansiedlung zurück, sammelt Früchte, Wurzeln und Brennholz ein, zieht ihre Kinder auf und verrichtet die verschiedenen hauswirtschaftlichen Arbeiten. Als Vertreter dieser Wirtschaftsstufe können die indianischen Jägerstämme

westlich des Mississippi, vornehmlich die Indianer an der Pazifikküste der nordamerikanischen Union gelten.

Aus diesem seßhaften Jägerium entwickelt sich einerseits dadurch, daß die Frauen vom Pflanzeneinsammeln zum primitiven Bodenanbau übergehen, der niedere Pflanzenbau, der also eine »Erfindung« der Frau ist; andererseits, soweit zur Züchtung geeignete Tiere vorhanden sind, eine vom Mann ausgehende primitive Tierzucht, die später in einzelnen Gegenden (Zentralasien und den Steppengebieten Afrikas) zum nomadischen Hirtenleben führt.

Man kann im wesentlichen dieser Darstellung des Herrn Dr. Koppers zustimmen, wenn sie auch gewisse Tatsachen allzusehr verallgemeinert, die Abweichungen der Entwicklungsfolge in den einzelnen Erdgegenden, je nach deren besonderen Naturbedingungen, nicht unterscheidet und den Einfluß der Fischerei auf die Seßhaftigkeit und Lebensweise wie auch auf die Ausgestaltung der Werkzeug- und Waffentechnik übersieht — ein Fehler, der auch in anderen Veröffentlichungen des Autors hervortritt, zum Beispiel in seiner Abhandlung »Privat- und Kommunaleigentum auf den frühesten Entwicklungsstufen der Menschheit« (Wiener christlich-soziale Monatsschrift »Volkswohl«, 1919). Wo neben der Jagd der Fischfang Bedeutung erlangt, nimmt nicht nur die Gelegenheit zur Nahrungsbeschaffung zu, das Wechseln der Wohnplätze wird auch unnötig. Errichtet in einer Gegend eine jagdtreibende Horde ein Lager, so wird selbst in ziemlich wildreichen Gegenden das Wild bald durch das sich im Lager entwickelnde Getriebe aus dessen Nähe verscheucht, nicht aber die Fische in den nahegelegenen Flüssen, Seen und Meeresbuchten. Schon E. H. Man, auf dessen Bericht über die Eingeborenen der Andamaneninseln (»Journal of the Anthropological Institute«, XII und XIII) sich Koppers mit Vorliebe bezieht, hebt hervor, daß die Jägerhorden im Innern der Inseln weit häufiger ihre Lagerplätze wechseln wie die ziemlich bedeutenden Fischfang treibenden Horden der Küstengegenden, die sich meist monatelang und noch länger auf demselben Fleck aufhalten. Deutlicher noch zeigt sich diese Erscheinung bei den Indianern Kaliforniens und der nördlichen amerikanischen Pazifikküste. Dort an den Meeresbuchten, Flußmündungen und Seen fanden die ersten weißen Ankömmlinge überall schon feste Ansiedlungen und Dörfer, während weiter im Innern noch häufige Wanderungen stattfanden und daher das Zelt und die bewegliche kleine Hütte noch eine bedeutende Rolle spielten, obgleich auch das innere Kalifornien damals einen beträchtlichen Wildstand aufwies und große Elch-, Rotwild- und Antilopenherden enthielt.

Mit dem Aufhören der Wanderungen wird die Frau von einem wesentlichen Teil ihrer bisherigen Arbeitstätigkeit entlastet: das ewige Marschieren und Tragen der kleinen Kinder und der Habseligkeiten hört auf. Sie gewinnt freie Zeit, die nun auf allerlei Hausarbeiten, auf die Herstellung von Flechtarbeiten, Kleidung und kleinen Hausgeräten sowie auf das Aufsuchen und Einsammeln von wildwachsenden Vegetabilien verwendet wird. Bei den Fischfang treibenden Völkern finden wir auch, daß die Frauen vielfach den Männern beim Fischen, besonders zur Laichzeit, helfen und das Einbringen und Trocknen der Fische übernehmen. Besonders aber fällt ihnen an den Meeres- und Seeküsten das Einsammeln der Schaltiere und Muscheln zu.

Und nun erfolgt dort, wo die Natur nicht mehr einen genügenden Vorrat von wildwachsenden Knollen, Baumfrüchten, Kräutern und Beeren liefert

und daher die vegetabilische Zukost zur Fleisch- und Fischnahrung als nicht ausreichend empfunden wird, der Übergang zum Bodenanbau, der meist zunächst darin besteht, daß die Frauen in der Nähe des Dorfes an dazu geeigneten feuchten Stellen, gewöhnlich an einem Teich oder Fluß, einige der Knollen- oder Wurzelfrüchte, die sie früher sammelten, selbst anbauen — vorerst nur in der einfachen Weise, daß sie den Boden durch den Grabstock oder eine kleine Hacke auflockern, den gesammelten Samen hineinstreuen, die Oberfläche ein wenig glätten und dann alles Weitere der gütigen Natur überlassen. Der primitive Anbau ist also gewissermaßen nur eine Fortsetzung der früheren Sammeltätigkeit der Frau.

Herr Koppers tut so, als wenn die Entstehung des primitiven Anbaus und vor allem die Tatsache, daß die Frau es gewesen ist, die zuerst zum Pflanzenanbau überging, erst in neuester Zeit »auf kulturhistorischem Forschungsweg« durch die von ihm gepriesene ethnologische Kulturkreisrichtung entdeckt worden sei. Das ist unrichtig. Die Kulturkreisethnologie hat nicht den geringsten Anspruch auf diese Leistung. Sie ist von den sogenannten Evolutionstheoretikern vollbracht worden, und ich selbst habe schon vor fünfundzwanzig Jahren, als es eine solche ethnologische Richtung noch gar nicht gab, auf diese Entwicklungsvorgänge hingewiesen, auch in der Neuen Zeit (zum Beispiel in der Artikelserie »Die ökonomischen Grundlagen der Mutterherrschaft«, 16. Jahrgang, 1. Band, und in den Artikeln über »Arbeitsteilung und Frauenrecht«, 19. Jahrgang, 1. Band). So heißt es zum Beispiel in der letztgenannten Abhandlung (S. 104/5):

Erst nun, nachdem ein Jägervolk so weit vorgeschritten ist (das heißt, nachdem es zur Seßhaftigkeit gelangt ist), entsteht der Ackerbau. Er besteht zuerst lediglich darin, daß die Frauen an offenen Stellen, gewöhnlich an einem Bach oder Fluß, einige wenige Knollen- oder Wurzelfrüchte anbauen, die als angenehme Zukost zur Fleisch- und Fischnahrung gelten, und deren Beschaffung durch Einsammlung Schwierigkeiten macht. Diese Entstehung des Ackerbaus erklärt es auch, daß nicht in den fruchtbarsten Gegenden zuerst der Anbau erfolgt. Wo die Flora so reichhaltig ist, daß sie, wie beispielsweise E. Farrel vom Gebiet des Klamath-River (Oregon) nachgewiesen hat, den Eingeborenen über fünfzig Arten leicht zu erlangender, wildwachsender Beeren, Früchte und Kräuter zur Nahrung liefert, liegt keine Veranlassung vor, zum Anbau zu greifen; die Mutter Erde sorgt ohnehin für Deckung des Bedarfs.

Die Bestellung des kleinen Bodenstücks ist Sache der Frau, gewissermaßen eine Fortsetzung und zugleich Erweiterung ihrer früheren Tätigkeit des Einsammelns. Der Mann bleibt bei seiner bisherigen Erwerbsbeschäftigung, der Jagd und dem Fischfang, die meist noch für lange Zeit den wichtigeren Teil der Nahrung liefern. Der ganze Übergang zur neuen Wirtschaftsweise vollzieht sich auf dieser Stufe ohne jegliche Störung, gleichsam als etwas Selbstverständliches. Erst später, wenn nach und nach der Landbau größere Bedeutung erlangt, das bebaute Areal sich ausweitet, periodische Abholzungen und Neurodungen nötig werden, beteiligt sich auch der Mann, meist aber nur bei der Anlegung neuer Pflanzungen; die eigentliche Bewirtschaftung gehört zum Arbeitsressort der Frau....

Zuerst genügen die freiliegenden Plätze im Walde, an Flüssen oder Seen zum Anbau, später werden mit Wald oder Unterholz bestandene Terrains hinzugezogen, indem man die Bäume fällt oder niederbrennt. Da eigentliche Düngung vorerst unbekannt bleibt, müssen von Zeit zu Zeit, alle drei, vier, fünf Jahre, die Pflanzungen verlegt, also Neurodungen vorgenommen werden. Das brachgelegte Land bleibt dann längere Zeit unbenutzt, oft bis es sich wieder mit jungem Gesträuch und Buschholz bedeckt. Dann wird es von neuem gerodet und bebaut.

Übrigens waren, um zu solchen Ergebnissen zu gelangen, gar nicht lange »kulturhistorische Forschungswege« nötig. Jedem, der sich auch nur einigermaßen eingehend mit der Wirtschaft der sogenannten Naturvölker beschäftigt hatte, war es schon vor ungefähr dreißig Jahren klar, daß der Übergang zum primitiven Bodenanbau und zur Viehzucht in ganz anderer Weise erfolgt ist, als damals die von Nationalökonomen geschriebenen wirtschaftsgeschichtlichen Darstellungen annahmen.

Die Darstellung der Anfänge der Bodenwirtschaft ist jedoch nicht der eigentliche Zweck der Bemühungen des Herrn Koppers. Das ergibt sich schon daraus, daß er auf jeglichen Nachweis der einzelnen Entwicklungsvorgänge verzichtet und sich mit der Versicherung begnügt, daß die Frau zuerst den Anbau von Vegetabilien und damit den Ackerbau eingeführt habe. Diese Konstatierung genügt ihm, aus ihr weiter zu folgern, daß, sobald der Ackerbau einsetzt, sofort alles Kollektiveigentum an dem in Bearbeitung genommenen Boden aufhört und nun die bebauten Bodenteile zum individuellen Eigentum des Bearbeiters, in diesem Falle also der Frau, werden. Die Rechtsverhältnisse, die wir bei den zur primitiven Bodenwirtschaft übergegangenen Völkern vorfinden, werden von ihm einfach ignoriert. Kurzweg schließt er, ohne jede Begründung, daß die Frau mit der Aneignung einer Landparzelle ein Besitzrecht auf diese Parzelle erhält, und identifiziert dann hinterher ohne weiteres dieses Besitzrecht mit dem Eigentumsrecht. So heißt es zum Beispiel in seiner Schrift (S. 103):

Wie man sieht, verschiebt sich auf Grund dieser auf kulturhistorischem Forschungsweg gewonnenen Erkenntnisse gar sehr die viel ventilierte und oben (S. 86 ff.) schon näher erörterte Frage nach den Anfängen des Grundeigentums. Als erste *individuelle Besitzerin* des Ackerlandes erscheint in der Menschheitsentwicklung die Frau. Jene Gegner der Lehre vom uranfänglichen Kollektiveigentum des Ackerlandes sind also im Lichte der historisch-ethnologischen Forschung insofern im Recht, *als in der Tat der erste Besitz an Ackerland als individueller* uns entgegentritt. Sie haben aber andererseits in der Frage selbst auch nicht hinreichend klar gesehen, da sie im Mann den ersten *individuellen Besitzer* des Ackerlandes erblicken. Das wiederum war nur deshalb möglich, weil sie frühgeschichtliche Entwicklungsperioden mit uranfänglichen verwechselten. Im Rahmen der allgemein kulturhistorischen Forschung erkennen wir bereits, daß jene Verhältnisse (der alten Germanen, Slawen usw.) schon volle Kulturmischungen, also sekundäre Entwicklungen widerspiegeln. Also auch in diese so lange und so viel umstrittene Frage bringt erst die neuere historische Ethnologie das volle Licht.

Solche Behauptungen mögen zwar sehr bequem und für Herrn Koppers' Absichten recht zweckdienlich sein, aber mit den ethnologischen Forschungen stimmen sie *nicht* überein. Die Auswahl eines Grundstücks und dessen Bebauung machen auf dieser Stufe der Entwicklung noch durchaus nicht das betreffende Grundstück *zum Privatbesitz* oder gar *zum privaten Grundeigentum*. Es wird durchaus nicht aus dem früheren Jagdrevier herausgelöst und als individuelles Eigentum der es bebauenden Frau betrachtet; *vielmehr bleibt das ganze Revier wie bisher Gemeineigentum*, nur erhält die Frau, sobald sie die Bestellung in Angriff nimmt, die Berechtigung, die Früchte, die auf dem betreffenden Grundstück reifen, abzuernten und in ihrem Haushalt zu verbrauchen. Sie hat also nur ein Nutzungsrecht auf ihre Bodenparzelle, *kein Eigentumsrecht*. Herr Koppers hätte sich das Bodenrecht der primitiven Landbau treibenden

amerikanischen Indianer und der Südseevölker etwas näher ansehen sollen, er würde dann gefunden haben, daß nur von einem Nutznießungsrecht die Rede sein kann. Keineswegs darf die Frau oder (falls sie in vaterrechtlichen Verhältnissen unter der Herrschaft ihres Mannes steht) ihr Ehemann das in Beschlag genommene Grundstück nach Belieben verschenken oder verkaufen; noch können sich die einzelnen oder die Familien so viel Land aneignen, wie sie wollen. Meist dürfen sie sich nur so viel von dem Gemeineigentum zur Bewirtschaftung nehmen, wie sie nach allgemeiner Schätzung gebrauchen. Freilich wird es damit nicht allzu genau genommen, denn es sind meist große Landstrecken vorhanden, und das in einiger Entfernung vom Dorfe liegende Land (das Jagdland) verliert desto mehr seinen Wert, je mehr die Bedeutung der Jagd für die Beschaffung des Lebensunterhalts abnimmt.

Daß die bebaute Bodenparzelle nicht Eigentum der Bebauerin wird, ergibt sich schon daraus, daß diese ihr Anrecht verliert, wenn sie die Bebauung einstellt. Die Parzelle fällt dann ohne weiteres wieder an die Dorf- oder Totemgenossenschaft zurück — freilich nicht immer sofort; denn da eine Düngung des Bodens und eine eigentliche Fruchtwechselwirtschaft zunächst noch unbekannt ist, muß das bebaute Bodenstück immer wieder nach einigen Jahren brachgelegt werden, und während dieser Brachlegungszeit behält gewöhnlich diejenige Frau, die es bisher bearbeitet hat, darauf ein Vorrecht. Sie kann es also innerhalb einer bestimmten Frist — bei manchen Völkern binnen drei, bei anderen binnen vier, fünf oder sieben Jahren — von neuem in Besitz nehmen und bewirtschaften, ohne daß irgendein Dorfgenosse es ihr streitig machen dürfte. Versäumt sie aber die Neubearbeitung innerhalb der Fristzeit, läßt sie also den früher von ihr bewirtschafteten Boden länger, als gestattet ist, brachliegen, so daß er sich wieder mit Gras und Gebüsch bedeckt, so verliert sie ihr Anrecht. Das Grundstück fällt wieder an die Dorfschaft zurück, und es steht nun jedem aus deren Mitte frei, es von neuem in Kultur zu nehmen.

Deutlich ergibt sich aus diesen Rechtsverhältnissen: der bebaute Boden bleibt Gemeineigentum, die Bebauerin oder ihr Ehemann erhalten ihr Bodenstück nur zur Nutznießung geliehen. Nicht der Boden selbst gehört ihnen, sondern nur der Ertrag, den sie als Ergebnis ihrer Arbeit auf dem Boden erzielen, das heißt nur das, was sie gepflanzt und geerntet haben.

Aus dieser Anschauung heraus haben sich bei den Melanesiern (teilweise auch den Polynesiern) ganz eigenartige Rechtsverhältnisse herausgebildet. Nehmen wir an, jemand hätte auf seinem Grundstück einige Kokus- oder Brotfruchtbäume gepflanzt, er ließe aber später dieses Grundstück an die Dorfschaft zurückfallen, das nun von einem anderen übernommen und wieder neu bebaut würde. Wem gehören in diesem Falle die Kokus- oder Brotfruchtbäume? Die meisten unserer Juristen werden zweifellos sagen: »Dem, der das Grundstück aufs neue in Besitz genommen hat und bewirtschaftet.« Nicht so denkt der Melanesier. Nach seiner Ansicht hat der frühere Besteller des Bodens die Mühe des Anpflanzens und der ersten Aufzucht der betreffenden Fruchtbäume gehabt, folglich gehört ihm auch der Ertrag dieser Bäume, nicht dem späteren Aneigner oder Nutznießer des Grundstücks. Daher muß dieser auch dem früheren Besitzer, der die Bäume angepflanzt hat, Gelegenheit geben, die Früchte seiner Arbeit einzusammeln, mit anderen Worten: er muß ihm gestatten, das Grundstück zu betreten, um die Ernte an Kokus-

nüssen und Brotfrüchten wegzuschaffen. Will der neue Besitzer der Pflanzung das Betreten seines Bodens durch den früheren Besitzer nicht dulden, muß er ihn durch Geschenke abzufinden suchen. Daher ist es nichts Seltenes in Melanesien und ebenso in Polynesien, daß der Boden und die auf ihm wachsenden Fruchtbäume verschiedenen Personen gehören.

Interessant ist, daß wir auch in manchen Stämmen der Südsee bereits eine Art Pachtverhältnis vorfinden. Ist nämlich das Gemeineigentum der Dorfschaften beschränkt und daher die Neurodung und die Anlegung neuer Pflanzungen erschwert, oder ist in der Nähe des Dorfes schon alles Land in Beschlag genommen, so daß eine Neurodung nur in weiter Entfernung vorgenommen werden kann, so kommt nicht selten derjenige, der nicht genügend Land für sich und seine Familie hat, zu dem, der reichlich Land besitzt, und ersucht diesen, ihm ein Stück Land gegen einen Anteil an dem Bodenertrag zu überlassen.

Herr Dr. Koppers geht auf alle diese die »Eigentumsidee« der Südseevölker treffend charakterisierenden Rechtsverhältnisse nicht ein. Er will beweisen, daß nur auf der untersten Wirtschaftsstufe, der Jagdstufe, ein Gemeineigentum an Grund und Boden bestand, mit dem Beginn des Anbaus von Bodenfrüchten aber das bearbeitete Stückchen Erde zum Privateigentum des Aneigners wurde, und so macht er kurzerhand die Frau, die sich ein Stück Gemeindelandes aussucht und eine Zeitlang bewirtschaftet, zur Privateigentümerin des von ihr bestellten Bodens. Ebensowenig untersucht er, welche weiteren Besitz- und Eigentumsformen sich aus dem von ihm behaupteten Zustand ergeben.

Im ganzen läßt sich die weitere Entwicklungslinie der Grundbesitzverhältnisse Ozeaniens wie auch der amerikanischen Indianer deutlich erkennen. Da mit der zunehmenden Bedeutung des Bodens für die Ernährung die Wertschätzung der Bodenstücke steigt, läßt man sie immer weniger an die Dorfschaft zurückfallen, sondern achtet sorgfältig darauf, daß sie vor Ablauf der Anheimfallfrist wieder in Bewirtschaftung genommen werden und aus der Hand des derzeitigen Nutznießers beziehungsweise der Nutznießerin in die Hand ihrer Nachkommen übergehen. Besonders geschieht das, wenn durch Festhaltung der erwachsenen Kinder, vornehmlich der Töchter, im väterlichen Hause sich die Familie zur Großfamilie, zur Familiensippe oder Familienhaushaltsgemeinschaft entwickelt. Angstlich wird darauf gesehen, daß aller Grund und Boden, den eine solche Familiensippe zusammengebracht hat, ihr erhalten bleibt. So finden wir denn durchweg in der Südsee drei Arten von Landbesitz: erstens das Gemeinde- oder Dorfschaftsland, an dem teilweise dort, wo eine große Dorfgenossenschaft in mehrere totemistische Gruppen geteilt ist, hin und wieder diese Gruppen besondere Anteile haben (zum Beispiel im mittleren Salomonarchipel), zweitens das Familienland, das heißt Gemeinschaftsland der Familiensippe (Großfamilie), und drittens den persönlichen Besitz, bestehend aus Neurodungsland, auf das die einzelnen sich durch Urbarmachung ein besonderes Anrecht erworben haben.

Das Größenverhältnis der einzelnen Landanteile ist natürlich auf den Inselgruppen der Südsee verschieden. Fast immer überwiegt jedoch das Gemeindeland; während aber in der einen Gegend das Familienland recht beträchtlich ist, hat es anderswo nur geringe Bedeutung, und ferner ist dort, wo die

Familiensippe zu einer festen Haushalts- und Wirtschaftsgenossenschaft geworden ist, der persönliche Eigenbesitz oft völlig oder nahezu völlig in Familienbesitz übergegangen.

Ein Beispiel, wohin die Entwicklung führt, liefert das Landverteilungssystem der Viti- (Fidschi-) Inseln. Dort hatte zur Zeit der europäischen Invasion jede Dorfgemeinde ihr meist sehr ausgedehntes Gemeindeland, das in drei Teile zerfiel, erstens in die das Dorf umgebende engere oder innere Dorfmark, Vavu genannt, zweitens aus dem außerhalb der Grenzen dieser inneren Dorfmark gelegenen Gebiet, Ngele, das heißt »Fernland« genannt, und drittens aus dem zum Dorfe gehörenden »Waldland«, dem Weikan. Die engere Dorfmark war, da sich meist in den größeren Dörfern mehrere Geschlechter nebeneinander niedergelassen hatten, gewöhnlich wieder in Geschlechterländereien (Ländereien der einzelnen Geschlechtsgenossenschaften) geteilt, die ihrerseits wieder in Landanteile der Großfamilien zerfielen. Saßen zum Beispiel in einer Dorfgemeinde vier Geschlechterverbände, dann bestand die innere Dorfmark aus vier Geschlechtermarken, die je nach der Anzahl der in jedem Geschlechtsverband vorhandenen Familienhaushalte wieder in so und so viele Familienländereien geteilt waren. Daneben gab es einen Sonderbesitz der Einzelfamilien.

Das war die normale Landverteilung auf den Viti-Inseln, doch waren schon damals manche Geschlechterverbände mit ihrer Bodenkultur über die Grenzen der inneren Dorfmark hinausgegangen und hatten Teile des »Fernlandes« der Dorfschaften okkupiert, Teile, die in diesem Falle meist nicht weiter unter die Familiengemeinschaften aufgeteilt worden, sondern im Gemeinbesitz der Geschlechterverbände verblieben waren und von diesen nun als gemeinschaftlicher Besitz des ganzen Geschlechts betrachtet wurden.

Aus dieser Aufteilung der inneren Dorfmark darf jedoch nicht gefolgert werden, daß die von den einzelnen Geschlechterverbänden und Familienhaushalten in Besitz genommenen Anteile zum Sondereigentum dieser Gruppen geworden waren. Das unbesiedelte »Waldland« und »Fernland« war *Gemeingut der ganzen Dorfschaft*, über das nur diese in ihrer Gesamtheit allein zu verfügen hatte. Aber auch die Anteile der Geschlechterverbände und Familiengemeinschaften waren nicht deren Eigentum im heutigen Sinne; denn diese Gruppen konnten weder nach ihrem Belieben frei über ihre Bodenanteile verfügen, noch konnten sie davon Stücke veräußern oder an Mitglieder anderer Dorfschaften verschenken. Ihre Bodenanteile waren ihnen nur zur Nutzung überlassen, damit sie diese nach altem Herkommen bebauen und ihre Erträge zu ihrem Unterhalt verwenden konnten. *Eigentliche Eigentümerin war die gesamte Dorfgenossenschaft*, die daher auch in Fällen eines Verstoßes gegen die althergebrachte Wirtschaftsweise Einspruch erheben konnte.

Freilich sieht dieser Urkommunismus, wie er sich aus den ethnologischen Forschungen darstellt, wesentlich anders aus wie der, den uns zum Beispiel Bücher und Laveleye in ihrem »Ureigentum« schildern. Ihre Darstellung ist zwar — abgesehen von einzelnen falschen Deutungen alter Berichte — nicht gerade unrichtig; aber die von ihnen dargestellten Wirtschaftsformen gehören weit späteren Entwicklungsepochen an. Das Gemeineigentum der alten Germanen, Inkaperuaner oder indischen Arier ist kein Ureigentum, sondern das Produkt einer langen Entwicklung.

In eigener Sache

Von **Heinrich Cunow**

Karl Kautsky hat wieder einmal nach längerer Pause — in den Kriegsjahren geschah es häufiger — das Bedürfnis gehabt, sich an mir zu reiben. Ich habe einiges Verständnis für dieses Bedürfnis, denn in den Jahren 1916/17 sind wir mehrfach wegen unserer verschiedenen Beurteilung der Kriegsursachen und der von der alten sozialdemokratischen Partei befolgten Politik hart aneinandergeraten, darauf hat der Parteivorstand ihm 1917 die Redaktion der Neuen Zeit abgenommen und mir übertragen, und schließlich habe ich zwei Bände über die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie geschrieben, in denen ich mir ohne Rücksicht auf sein Prestigebedürfnis gestattete, gegen einige seiner Ausdeutungen Marxscher Lehren Front zu machen. Das sind nach seiner Auffassung schwere Verbrechen gegen seine geheiligte Person.

Ich hätte deshalb auch nichts dagegen gehabt, wenn Kautsky eine halbwegs sachliche Polemik gegen mich eröffnet und durch allerlei schöne Interpretationen meiner Ausführungen bewiesen hätte, daß ich von Marxismus nichts verstehe. Aber Kautsky läßt sich auf eine sachliche Behandlung marxistischer Probleme nirgends ein; er *zieht es vor, meine Motive und Handlungen zu verdächtigen*. Das ist bequemer, verlangt keinen sonderlichen geistigen Aufwand und wirkt doch auf manche Leser weit stärker als sachliche theoretische Darlegungen. Die reinste Freude ist bekanntlich bei vielen die Schadenfreude.

Dennoch habe ich nicht leichthin zu den nachfolgenden Erörterungen in eigener Sache gegriffen, denn ich weiß aus Erfahrungen, mit welchen Mitteln Kautsky in der Maske höchster Ehrpusseligkeit zu operieren versteht. Ich kenne seinen Streit mit Mehring, Umbreit, Quessel usw. und habe seine Kriegstaktik auch schon selbst genügend zu kosten bekommen (in dem kleinen Artikel »Nach bekanntem Rezept« der Neuen Zeit, 34. Jahrgang, 2. Band, S. 242 habe ich seine Kampfmethode bereits im Mai 1916 charakterisiert).

Den Anlaß zu seinem Vorstoß entnimmt Kautsky meiner Besprechung seiner Schrift »Von der Demokratie zur Staatssklaverei« in Nr. 6 (vom 4. November 1921) der Neuen Zeit. Dort hatte ich gesagt, daß er, der sich früher mit allen Kräften gegen das Umlernen gesträubt habe, nun doch in den beiden letzten Jahren selbst umgelernt habe, und zwar in »beschleunigtem Tempo«. Das hat Kautsky, wie es scheint, arg verdrossen. Er führt deshalb in einem Artikel mit dem schönen Titel »*Eine Leuchte des wissenschaftlichen Sozialismus*« (Nr. 11/12 der Wiener Monatsschrift »Der Kampf«) aus, daß er nie gegen das Umlernen an sich gewesen sei, sondern nur vor dem Umlernen in »ungestümer Voreiligkeit« gewarnt habe, wie ich es 1915 in meiner kleinen Broschüre »Parteizusammenbruch?« empfohlen haben soll.

Demnach sollte man annehmen, er könnte in meiner Behauptung, auch er habe in den letzten Jahren umgelernt, keine Kränkung gefunden haben, denn voreilig hat er sicherlich nicht umgelernt, eher zu spät. Tatsächlich fühlt er sich jedoch in seinem Anspruch auf Unentwegtheit tief verletzt und sucht durch allerlei Zitate und deren sonderbare Ausdeutung nachzuweisen, daß er schon immer so gedacht habe wie jetzt, und wenn er anders gedacht habe, das nicht an seinem Unbestand läge, sondern daran, daß früher eben andere Verhältnisse gewesen seien.

Dagegen zu polemisieren und seinen Zitaten lange Reihen anderer Zitate entgegenzustellen, hat keinen Zweck, zumal sich sicherlich nichts dagegen einwenden läßt, daß die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sich seit den Jahren 1913/14 in fast allen Ländern geändert haben. Wenn Kautsky durchaus nicht umgelernt haben will und behauptet, heute noch ebenso zu denken wie vor dem Kriege, habe ich nichts dagegen, nur stellt er sich nach meiner Ansicht mit dieser Behauptung selbst das

allerschlimmste Zeugnis aus. Jemand, an dem alle Erfahrungstatsachen des Krieges und der diesem folgenden Umwälzungen ohne Einfluß auf seine Gedankenwelt spurlos vorübergezogen sind, muß meiner Meinung nach unbedingt in höchstem Maße geistig steril sein.

Ich nehme es Kautsky deshalb auch durchaus nicht übel, wenn er den Spieß umdreht und behauptet, nicht er, sondern ich hätte umgelernt. Früher wäre ich sein Gesinnungsgenosse gewesen und hätte »einträchtig« mit Hilferding, Däumig, Ströbel in der Redaktion des »Vorwärts« zusammengearbeitet, zu Anfang des Krieges aber hätte ich meine Anschauung gewechselt, mich zu den Bewilligern der Kriegskredite geschlagen und die Broschüre »Parteizusammenbruch?« geschrieben. Die Logik Kautskys ist in diesem Falle, wie so oft, etwas brüchig; denn aus der Tatsache, daß ich heute auf einem anderen Standpunkt stehe wie Däumig, Hilferding und Ströbel, folgt noch nicht ohne weiteres, daß ich umgelernt habe — auch sie können umgelernt haben, und tatsächlich befinden sie sich ja jetzt in verschiedenen Parteilagern. Aber ich will mit Kautskys Logik nicht rechten; ich gebe rückhaltlos zu, daß ich umgelernt habe, sogar in manchen Dingen ziemlich gründlich. Ich mache auf Sterilität gar keinen Anspruch.

Allerdings so faßt Kautsky die Sache nicht auf. Er deutet an, ich hätte deshalb das einträchtige Zusammenarbeiten mit ihm aufgegeben, weil mir die Mitarbeit an der Neuen Zeit nicht »einträglich« genug gewesen sei. In meiner Aufkündigung des Mitarbeitsverhältnisses soll nämlich stehen: »Angesichts dieser Tatsachen sowie der sich mir auf Grund bisheriger Erfahrungen aufdrängenden Überzeugung, daß auch nach dem Kriege kein einträgliches Zusammenarbeiten zwischen Kautsky und mir mehr möglich sein wird, halte ich es für besser, vom 1. Oktober ab meine Mitarbeit an der Neuen Zeit einzustellen.«

An dieses Wort »einträgliches Zusammenarbeiten« klammert sich Kautsky. Mit gut gespielter moralischer Entrüstung unterstellt er, mir sei es nur um die »Einträglichkeit« zu tun gewesen. Er bezeichnet dies Wort als ungewolltes Geständnis einer »schönen Seele« und fügt maliziös hinzu: »Seit langem war Cunow das einträgliche Arbeiten wichtiger geworden als das einträchtige.«

Ich weiß nicht, ob tatsächlich in meiner Kündigung »einträgliches« Zusammenarbeiten statt »erträgliches« Zusammenarbeiten steht; ich weiß auch nicht mehr, ob ich den Brief mit der Hand geschrieben oder in die Maschine diktiert habe: eine Kopie habe ich leider nicht behalten. Jeder aber, der mein damaliges Verhältnis zur Neuen Zeit genau kennt, weiß, daß meine Stellung als Mitarbeiter an der Neuen Zeit keineswegs für mich einträglich war. Auch habe ich mich niemals bemüht, sie einträglicher zu gestalten. Die Honorarsätze waren schon vor dem Kriege festgesetzt, und sowohl der Verleger, Genosse Dietz, wie auch der Parteivorstand werden mir bescheinigen können, daß ich nicht ein einziges Mal um Erhöhung des Honorarsatzes ersucht habe, auch keine Erhöhung erhalten habe, obgleich während des Krieges die Lebensmittelpreise immer höher stiegen. Ebensowenig habe ich versucht, der Redaktion der Neuen Zeit meine Artikel aufzudrängen. Nachdem Kautskys Parteispaltungstreibereien eingesetzt und die Neue Zeit immer mehr eine Haltung eingenommen hatte, die mir nicht zusagte, habe ich vom September 1915 ab außer einigen Abwehrnotizen gegen Kautskysche Angriffe keinen Artikel mehr für die Neue Zeit geschrieben, sondern nur meine Berichte über den Wirtschaftsmarkt eingesandt, zu denen ich nach Abmachung mit dem Parteivorstand verpflichtet war. Eine Durchsicht des 33. und 34. Jahrganges der Neuen Zeit wird das bestätigen.

Doch Kautsky beschuldigt mich nicht nur der Gewinnjägerei, auch des Mangels an Bekennermut, der Treulosigkeit usw. Weshalb? Nun, weil ich im Oktober 1915 einen gegen Angriffe des amerikanischen Sozialisten L. Boudin auf die Mehrheitssozialdemokratie gerichteten Abwehrartikel im »Hamburger Echo«

veröffentlicht und in einem Begleitbrief an den mir befreundeten Genossen Gustav Stengele gebeten habe, mich nicht als Verfasser zu nennen.

Die Sache ist folgende: Der Kautsky nahestehende Sozialist L. Boudin richtete damals in der amerikanischen Presse gegen die deutsche Mehrheitssozialdemokratie wiederholt scharfe Angriffe, die zum Teil von der von Breitscheid herausgegebenen »Sozialistischen Auslandspolitik« übernommen wurden und auf diesem Wege in den »Vorwärts« und andere die Politik des Parteivorstandes und der sogenannten Kreditbewilliger bekämpfende Blätter gelangten. Das »Hamburger Echo«, das annahm, der »Vorwärts« hätte diese gehässigen Notizen verbrochen, wendete sich deshalb scharf gegen die damals noch von Ströbel und Däumig geleitete »Vorwärts«-Redaktion. Ich schrieb darauf an Gustav Stengele — wir standen in brieflichem Verkehr miteinander —, das sei ein Irrtum des »Hamburger Echo«, sowohl die erwähnte wie auch verschiedene andere »heitere Leistungen« des »Vorwärts« seien gar nicht dessen eigene geistige Erzeugnisse, sondern der »Auslandspolitik« entnommen. Zugleich sandte ich Stengele zur Veröffentlichung eine Charakteristik Boudins ein, in der ich dessen anmaßende Angriffe auf die deutsche Mehrheitssozialdemokratie zurückwies, ihn als einen Herrn kennzeichnete, der die deutschen Verhältnisse gar nicht kennt, und dann seine Stellung als Chef einer amerikanischen Advokatenfirma beleuchtete, die vornehmlich als Ratgeberin und Vermögensverwalterin reicher amerikanischer Kapitalisten fungiere.

Wörtlich heißt es in meinem Artikel:

»Die Firma arbeitet denn auch fast ausschließlich mit der kapitalistischen Geschäftswelt, erteilt den Geschäftsinhabern juristische Ratschläge und führt deren Rechts- und Vermögenshändel, kurz, sie fungiert als kapitalistische Sachwalterin. Eine Tätigkeit, die ihren Chef sicherlich vortrefflich für das Amt eines internationalen Prinzipienwächters qualifiziert.«

Diese Kennzeichnung eines Mannes, der sich die heftigsten Angriffe auf die damals im Kampfe gegen die Kautskysche Opposition stehende deutsche Sozialdemokratie leistete, findet Kautsky unerhört. Er leitet daraus einen niedrigen Angriff auf die zur deutschen Mehrheitssozialdemokratie gehörenden Advokaten ab und erklärt:

»Ich war sehr erstaunt über diese Notiz. Erstens darüber, daß ein Genosse andere Genossen anonym angreift, nicht minder aber über die Niedrigkeit der Kampfesweise, die sozialistische Advokaten als kapitalistische Sachwalter betrachtet, die schon ihr Beruf davon ausschließe, ein sozialistisches Urteil abzugeben. Nicht minder freilich war ich erstaunt über die Dummheit der Notiz, da es doch bei den deutschen Genossen der Richtung des ‚Echo' auch genug Advokaten gab, wie Dr. Heine und Heinemann usw. Wohin käme man mit dieser Argumentation im ‚Echo'!«

Eine echt Kautskysche Verdrehung! Weil ich in einem bestimmten Fall einem amerikanischen Advokaten mit einer ganz besonderen Advokatenpraxis das Recht abspreche, als internationaler sozialistischer Prinzipienwächter aufzutreten, deshalb habe ich deutsche Genossen beleidigt, die nicht nur eine ganz andere Anwaltspraxis haben, sondern sich auch niemals derartige Hetznotizen leisteten. Kautsky scheint gar nicht zu wissen, daß ich mit Genossen Heinemann sehr freundschaftlich verkehrt habe, und dieser sich, nebenbei bemerkt, über die Kautskyschen Spaltungstreibereien mit der größten Verachtung ausgesprochen hat.

Aber warum habe ich denn den Abwehrartikel gegen Boudin nicht mit meinem Namen unterzeichnet? Nun, deshalb, um mich nicht neuen Beschimpfungen der damaligen Anhängerschaft Kautskys auszusetzen. Fast regelmäßig, wenn ich im »Vorwärts« oder im »Echo« einen mit den Ansichten der späteren Unabhängigen und Spartakisten nicht übereinstimmenden Artikel veröffentlicht hatte, erhielt ich — meistens von sogenannten Gebildeten — Briefe mit den unflätigsten Beschimpfungen, mehrfach auch mit der Androhung einer Tracht Prügel. Wer sich jener Tage er-

innert, der weiß, welche unsägliche Verrohung in jenen Kreisen zum Ausbruch kam. Diese Beschimpfungen wollte ich mir ersparen, und so ersuchte ich Stengele, das Redaktionsgeheimnis zu wahren. Als Grund gab ich denn auch an:

»Es führen nämlich, wie ich genau weiß, allerlei Fäden von der B.-K.-E.-Clique nach der »New Review« hinüber, und manche ihrer Auslassungen sind von Berlin inspiriert — aber ich möchte mir dieses Intellektuellengesindel, das ohnehin recht schön gegen mich intrigiert, nicht vollends auf den Hals laden. Die Clique kämpft mit einer Gewissenlosigkeit, die man kaum für möglich halten sollte.«

Kautsky fühlt sich darüber tief beleidigt. Er behauptet, ich hätte ihn also damals zum Intellektuellengesindel gezählt. Darauf kann ich nur erwidern, daß ich zwar die Art und Weise, wie er damals die Neue Zeit, das Organ der Mehrheitssozialdemokratie, in den Dienst der unabhängigen Opposition stellte, für im höchsten Grade unfair gehalten habe, widersprach die Politik der Mehrheit seiner Überzeugung, mußte er nach meiner Ansicht als anständiger Journalist die Redaktion niederlegen; aber anzunehmen, daß er selbst, Breitscheid oder Eckstein sich dazu erniedrigen könnten, mir beleidigende gemeine Briefe zu senden, ist mir niemals eingefallen. Wenn ich in dem erwähnten Privatbrief an Stengele von einer B.-K.-E.-Clique sprach, meinte ich dieses Trifolium *nicht persönlich*, sondern ihren erbitterten, schimpfenden Anhang; ebenso wie ich, wenn ich von einer Escherich-Clique spreche, doch nicht Escherich selbst meine, sondern die Elemente, die sich um ihn geschart haben.

Wie begründet übrigens mein Urteil über die Moral jener Clique war, bewies bald das Schicksal meines Briefes an Stengele. Schon wenige Tage nach der Absendung hatte bereits Breitscheid den Brief in Händen. Nach Kautskys Aussage ist der Brief Breitscheid von einer Person zugesandt worden, die ihn in einem Wagen der Hamburger Straßenbahn gefunden haben wollte; nach der Mitteilung, die ich vom »Hamburger Echo« erhielt, war das Schreibpult Stengeles geöffnet und daraus verschiedene Briefschaften, darunter auch mein Brief, *gestohlen* worden.

Aus der Nichtunterzeichnung jenes Abwehrartikels im »Hamburger Echo« leitet Kautsky *einen Mangel an Bekennermut* her.

Besäße er etwas Selbstkritik, hätte er das im eigenen Interesse unterlassen, denn mit seinem Bekennermut ist es eine gar eigene Sache. Im Sommer 1901 kam Kautsky mit Parvus überein, letzterer solle einige Artikel gegen die opportunistische Politik Ignaz Auers für die Neue Zeit schreiben. Diese Artikel sind denn auch im 19. Jahrgang, 2. Band der Neuen Zeit unter dem Titel »Der Opportunismus in der Praxis« erschienen. Als dann aber die Freunde Auers Lärm schlugen und die Artikel den Parteitag beschäftigten, *leugnete Kautsky alles ab* und schob Parvus und mir, der von der Verabredung erst später erfuhr, die Schuld zu. Wer Näheres darüber erfahren will, mag sich an Parvus wenden.

Zum Schlusse seines »Kampf«-Artikels leistet sich Kautsky noch den schlauen Trick, mir ein säuerlich-süßes wissenschaftliches Zeugnis auszustellen. Er schreibt:

»Ich will nicht in Cunows Fehler verfallen, der nach fast zwei Jahrzehnten einträchtiger, wenn auch nicht immer einträglicher Zusammenarbeit, seit den Tagen seines Konflikts mit mir, plötzlich der Welt mitteilt, er habe mich seit jeher für einen elenden Stümper gehalten. Ich erkenne nach wie vor an, daß Cunow eine bedeutende wissenschaftliche Kraft ist.

Aber freilich, mein Zutrauen zu seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit ist geschwunden, und zu den großen Forschern und Denkern kann ich ihn nicht mehr zählen. Denn dazu muß man nicht nur ein Talent sein, sondern auch ein Charakter, muß man nicht nur Intelligenz und Fleiß besitzen, sondern auch Bekennermut und brennenden Durst nach Wahrheit, der sich nicht beirren läßt durch persönliche Sympathien oder Antipathien, Vorteile oder Nachteile.«

Was Kautsky mit diesen Redensarten bezweckt, ist klar. Der Leser soll sagen: »Ist doch der Kautsky ein edeldenkender Mensch; obgleich der Cunow, dieser verworfene Charakter, ihn so gekränkt hat, nennt ihn Kautsky doch eine bedeutende wissenschaftliche Kraft. Das ist Edelmut!«

Leider kann ich Kautsky sein eingewickeltes Lob nicht zurückgeben. Ich halte ihn nun einmal nicht für den großen Theoretiker, für den er sich selbst hält. Deshalb ist es mir aber auch ganz gleich, ob er mich für einen großen, kleinen oder total unfähigen Forscher hält. Mein Urteil über ihn mag manchen, auch in den Reihen der Mehrheitssozialdemokratie, befremden; denn recht viele sind durch ihn in die marxistische Lehre eingeführt worden, und weil sie nie über das hinausgedrungen sind, was er ihnen bot, erblicken sie in Kautsky gewissermaßen den großen Parteilehrer. Da ich selbst früher diese Ansicht geteilt habe, finde ich sie durchaus begreiflich. Tatsächlich läßt sich auch Kautsky in dieser Hinsicht ein bestimmtes Verdienst nicht absprechen. Er ist es gewesen, der einst durch die Neue Zeit der deutschen Sozialdemokratie eine gewisse marxistische Grundlage gegeben hat. Aber dieses Verdienst wird nach meiner Ansicht völlig dadurch aufgewogen, daß er später die Marxschen Theorien verflacht, ihnen ihre großen philosophischen Grundzüge und Zusammenhänge genommen und sie teilweise zu einer starren Scholastik zusammengeschnürt hat, die er dann in den Richtungsstreitigkeiten innerhalb unserer Partei nach Belieben zu kleinlicher Bekämpfung seiner Gegner benutzte; vor allem aber, daß er eifriger noch als andere Unabhängige während des Krieges den Spaltungsbazillus kultiviert hat. Und diese Schädigung des Parteilebens wird auch nach meiner Ansicht nicht dadurch ausgeglichen, daß er heute, nachdem er jede Hoffnung auf den großen Sieg der Unabhängigen hat fahren lassen müssen und auch bei einem ansehnlichen Teil dieser Partei alle Autorität verloren hat, für die Wiedervereinigung der getrennten Teile schwärmt.

Damit genug. Die Auseinandersetzung ist schon zu lang geworden. Sie war aber im Interesse einer Charakterisierung der Angriffe Kautskys und einer reinlichen Scheidung nötig.

Literarische Rundschau

Dr. Hans Karl Nipperdey, **Kontrahierungszwang und diktierter Vertrag.** Jena 1920, Verlag Gustav Fischer. Preis broschiert 22 Mark.

Schon mehrfach haben wir an dieser Stelle darauf hingewiesen, wie wesentlich es für den modernen Sozialismus ist, neben der Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen die Rechtsformen zu studieren, mit deren Hilfe die von uns gewünschte Umformung des Wirtschaftslebens erfolgen kann. Ein gut Teil der in der Arbeiterbewegung aller Richtungen hervortretenden begrifflichen Unklarheiten über die Formen der Sozialisierung beruht darauf, daß unsere Parteiliteratur, außer Renners »Marxismus, Krieg und Internationale« und seiner älteren Abhandlung in den Marx-Studien »Die soziale Funktion der Rechtsinstitute, besonders des Eigentums«, kaum ein Buch aufweist, das sich mit dem Problem der Sozialisierung vom rechtswissenschaftlichen Standpunkt aus befaßt. Dabei hat der Krieg und die ihm folgende Zeit eine ganze Anzahl neuer Rechtsformen auf dem Gebiet des Arbeits- wie des Wirtschaftsrechts geboren, die in sich durchaus entwicklungsfähige Keime für die weitere Umgestaltung der Rechtsordnung tragen. So können gerade wir es nur dankbar begrüßen, wenn das Jenaer Institut für Wirtschaftsrecht unter der verdienstvollen Leitung von Professor Jedemann sich der Aufgabe unterzieht, die in den letzten Jahren entstandenen Probleme des Wirtschafts- und Arbeitsrechts in wissenschaftlicher Weise zu erforschen.

Als erster Band der von dem Institut angekündigten Schriftenreihe ist soeben die oben angezeigte Schrift erschienen, die eine überaus bedeutende Rechtsform zum Gegenstand hat, nämlich den Kontrahierungszwang (das ist die »einem

Rechtssubjekt ... im Interesse eines Begünstigten auferlegte Verpflichtung, mit diesem einen Vertrag bestimmten oder von unparteiischer Seite zu bestimmenden Inhalts abzuschließen«) und den Weg zur Verwirklichung des Zwanges — das ist der diktierte Vertrag. Der Kontrahierungszwang ist, wie wir alle wissen, das Mittel zur Durchführung der Kriegswirtschaft gewesen. Er beherrscht heute vor allem das Mietrecht und Arbeitsrecht. Wir brauchen nur an die Zwangseinquartierung, an die Wiedereinstellungspflicht zugunsten der Kriegsteilnehmer, an den Beschäftigungszwang zugunsten der Schwerbeschädigten, an die Verbindlichkeitserklärung von Schiedssprüchen in Gesamtstreitigkeiten und an die bindende Festsetzung der Arbeitsordnung nach dem Betriebsrätegesetz zu denken.

Der Verfasser untersucht nach einer Darstellung der hauptsächlichsten Fälle des Kontrahierungszwanges seine Wirkungen auf seiten des Schuldners und des Gläubigers und den Weg zur Erzwingung des Rechtes auf Vertragsschluß sowie die Rechtsnatur des auf Grund der Verpflichtung abgeschlossenen Vertrags, der grundsätzlich nichts anderes ist als ein freiwillig und ohne öffentlich-rechtlichen Zwang geschlossener Vertrag. In dem Schlußabschnitt geht er kurz auf die oft mit dem Kontrahierungszwang im obigen Sinne verwechselte, ihm wirtschaftlich ähnliche, rechtlich aber doch in wesentlichen Punkten verschiedene Rechtsform des korrigierten Vertrags ein, das heißt der aus Billigkeitserwägungen erfolgenden Abänderung eines bestehenden Vertragsverhältnisses.

Nicht zutreffend hat meines Erachtens der Verfasser das Gebiet der Gesamtstreitigkeiten in sein System eingeordnet. Das verfassungsmäßig (Artikel 165 der Reichsverfassung) der Arbeitnehmerschaft zugestandene Mitbestimmungsrecht ist nur ein anderer Ausdruck für die Verleihung des Kontrahierungszwanges im Verhältnis der Arbeitnehmerverbände und der gesetzlich zur Einheit zusammengeschlossenen Arbeitnehmerschaften der einzelnen Betriebe gegenüber den Arbeitgebern und ihren Verbänden. Dies zeigt sich praktisch in der Verpflichtung des Schlichtungsausschusses, auf Anruf der einen Partei, auch wenn die andere Partei die Einlassung verweigert, eine bindende Entscheidung nach § 75, 80 des Betriebsrätegesetzes (Betriebsvereinbarung) oder einen Schiedsspruch in Gestalt des Vorschlags eines Tarifvertrags zu fällen, der dann für verbindlich erklärt und zum wirksamen Tarifvertrag werden kann. Die Verbindlichkeitserklärung und die bindende Entscheidung sind die Mittel zur Durchsetzung des Kontrahierungszwanges zwischen den bis dahin vertragslosen Parteien. Sie korrigieren nicht einen Vertrag, wie Nipperdey fälschlich S. 160, Nr. 16 annimmt, sondern schaffen erst solchen. Eine Anwendung der von Nipperdey entwickelten Grundsätze auf dieses arbeitsrechtliche Gebiet wäre äußerst fruchtbar für die noch fehlende Theorie des Schlichtungswesens, die unentbehrlich ist, wenn das Chaos, das zurzeit auf dem Gebiet des Arbeitsrechts herrscht, nicht noch schlimmer und die Rechtsunsicherheit noch größer werden soll.

Wir möchten das Buch allen denen, die sich für die wissenschaftliche Erforschung des neuen Rechtes der Betriebs- und Wirtschaftsverfassung interessieren und an seiner Ausgestaltung praktisch mitzuwirken berufen sind, aufs wärmste empfehlen.

Flatow

E. Gehrke, **Physik und Erkenntnistheorie.** Band 22 der Sammlung »Wissenschaft und Hypothese«. Mit vier Figuren im Text. Leipzig und Berlin 1921, Verlag von B. G. Teubner. 119 Seiten. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 10 Mark und Teuerungszuschläge.

Das Verhältnis der Naturwissenschaft zur Philosophie hat mannigfache Wandlungen durchgemacht. Auch noch in den letzten hundert Jahren. Vor bald einem Jahrhundert hatte sich die sogenannte Naturphilosophie der Schelling und Hegel, welche beispielsweise die Keplerschen Gesetze aus reinen spekulativen Begriffen ableiten wollte, bei den Männern der exakten Forschung so völlig in Verruf ge-

bracht, daß in Poggendorfs »Annalen der Physik und Chemie« so bedeutsame Abhandlungen wie diejenige Robert Mayers von dem mechanischen Wärmeäquivalent (1842) und die noch berühmter gewordene von Hermann Helmholtz über die Erhaltung der Kraft (1847) nur deshalb keine Aufnahme fanden, weil sie — nach der verachteten Philosophie rochen. Wir wissen, wie ja auch Karl Marx Hegels dialektische Methode erst »umstülpen« und »vom Kopf auf die Füße stellen« mußte. Selbst ein so starker Empiriker wie Mach fand mit seinem Versuch, die Naturwissenschaften philosophisch zu vertiefen, bei seinen engeren Fachgenossen noch wenig Verständnis. Das ist heute anders geworden. Von allen Seiten strebt man wieder zur Philosophie hin: auch von seiten der exakten Wissenschaften. Wir sahen es von der Mathematik, wir sehen es von der Physik in der vorliegenden Schrift Gehrkes.

Mit Recht verwahrt sich der Verfasser gegen die vielfach wieder Mode werdenden Bestrebungen, eine neue spekulative Naturphilosophie ins Leben zu rufen. Es kann sich für den echten Naturforscher vielmehr nur darum handeln, aus dem Spezialistentum insofern herauszukommen, indem er der unbedingt notwendigen Spezialforschung eine tiefere philosophische, genauer gesagt erkenntniskritische Unterlage zu geben sucht. Das wird ihm auch den begehrten »praktischen« Nutzen bringen, insofern als es ihn zu neuen Fragestellungen reizt, ja vielleicht zu bisher unbekannten Ergebnissen führt. Diesem Zweck will auch Gehrkes Schrift dienen. Und zwar tut sie das in so mannigfaltiger und gründlicher Weise, daß wir hier nur einige Andeutungen über die behandelten Probleme geben können. Manche von den dreiundzwanzig meist kurzen Kapiteln führen sogar ziemlich stark in mathematisch-physikalische Erörterungen hinein. Vom philosophischen Standpunkt aus haben uns besonders interessiert aus dem ersten allgemeinen Teil die Abschnitte über die Wahrheit, die verschiedenen Stufen der Wahrnehmung, die bloß näherungsweise Bedeutung der Naturgesetze, Kontinuität und ihr Gegenteil, die Entstehung physikalischer Begriffe; aus dem zweiten besonders die Erörterungen über den Raum, die Zeit, Temperatur, Energie, Kraft, Atome und Äther. Sie dürften zum großen Teil auch dem Laien verständlich sein. Im allgemeinen merkt man, daß der Verfasser von der Naturwissenschaft herkommt und die Philosophie ihm nicht in gleichem Maße vertraut ist. Sonst würde er nicht die Behauptung aufstellen, daß der Raum bei Kant ein »reiner Verstandesbegriff«, also eine Kategorie sei. Aber auf solche Einzelmißverständnisse kommt es nicht an, auch nicht auf seinen philosophischen Standpunkt, den er einmal (S. 63) als den eines »geläuterten Realismus« bezeichnet. Die Hauptsache ist, daß hier ein philosophisch interessierter erfahrener Physiker zu seinen Fachgenossen spricht, von dem auch der Philosoph seinerseits viel lernen kann.

Karl Vorländer

Karl Goldmann, **Numa.** Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 202 Seiten.

Ein Kriegsroman mit einem Hund als Helden. Also: im Grunde genommen eine Tiergeschichte — und zwar eine, die sich den besten Erzählungen dieser Art zur Seite stellen kann. Ein Hund läuft drei Schlachtenbummlern des serbischen Feldzugs nach. Erst der Liebling der Soldaten, wird er, da seine Herren rasch in bitterste Not geraten, ihr Ernährer, ihr Pfadfinder. Mord, Raub, Brand und Seuchen umzüngeln die mit den furchtbarsten Strapazen kämpfenden Truppenmassen. Die Soldaten werden zu Tieren. Der Hund bleibt sich gleich; er wächst in seiner unentwegten Treue, in seiner geduldigen Beharrlichkeit schnell über seine menschliche Umgebung hinaus. Jähzorn, Verzweiflung, Haß, Wut und Hunger vermögen ihn nicht tiefer zu drücken. Tierpsyche steht gegen Menschenpsyche. Und sie wächst größer und größer, rasch alle menschliche Verrohung überragend. Eine feingeschliffene Satire arbeitet Szenen von einer köstlichen Feinheit heraus. Alle Schrecknisse der winterlichen serbischen Unwegsamkeit grinsen uns entgegen: die Trostlosigkeit verlassener Dörfer, der materielle Egoismus um ihren Bauch besorgter Offiziere, rohes Landsknechtstum vagabondierender Marodeure. Inmitten dieser allgemeinen Auflösung

bleibt nur ein Wesen sich treu: der Hund. Mit einer großen, tiefen und warmen Tierliebe ist sein Wesen gezeichnet: seine Hingebung an den Menschen, seine Genügsamkeit, seine Aufopferungsfreudigkeit. Man muß oft an die sibirischen Tierbilder Kapherrs denken. Nicht das Tier ist gezeichnet, sondern die Persönlichkeit eines uns seelisch wenig bekannten Wesens. In den Felsenwildnissen Albaniens findet das Tier seinen Tod — durch die Hand des Soldaten, dem es am längsten die Treue bewahrt.

Das tiefaufwühlende Buch ist ein Erlebnis in zwiefacher Hinsicht: es schildert den Krieg von einer bisher nur wenig betrachteten Seite, und es zeigt die Leiden, die das Tier — Hund, Pferd, Schwein, Rind, Geflügel — in diesem furchtbaren Massenmorden gelitten. Wie ein toller Fasching rollt Bild an Bild vor uns vorüber. Wir aber erschauen alle Einzelheiten dieser Furchtbarkeit mit den Augen des Tieres und — schaudern. So übt das Buch eine tief nachhaltige Wirkung aus. Es schildert den Krieg und verdammt ihn, ohne ein Wort der Verdammnis zu gebrauchen. Bücher aber, die psychologisch so fein arbeiten, sind Seltenheiten bei uns geworden. L. L.

»Jugend heraus!« Gedichte und Prologe für Kundgebungen und Feste. Berlin, Verlag A. Albrecht (Hauptvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands). 47 Seiten. Preis geheftet M. 3.50, geb. M. 4.50.

Der Vorstand des Arbeiterjugendverbandes betätigt einen begrüßenswerten agitatorischen Eifer. Er packt seine weitverzweigten Aufgaben mit Frische und Energie an. Das bezeugt nicht zum letzten auch das vorliegende, äußerst preiswerte Bändchen, dessen Zusammenstellung von Walter Schenk mit anerkennenswertem Geschick durchgeführt ist. Der Inhalt der Sammlung gibt nichts mehr und nichts weniger als einen Extrakt der vorhandenen Arbeiterdichtung. Bestimmte Sachen sind für bestimmte Zwecke ausgewählt worden, um den Jugendlichen Material an die Hand zu geben, das sie sonst erst mühsam aus der vorhandenen Literatur zusammenlesen müßten. Daß da nur das Beste vom Besten zu Worte gekommen ist, ist selbstverständlich. Das Büchlein gliedert sich in die Gruppen: Kampfgedichte; Unsere Kundgebungen, unsere Feste; Arbeiterjugend im Alltag. Schenk war bestrebt, in der Hauptsache Jungsozialisten zu Worte kommen zu lassen, aber auch die älteren Partei- und Freiheitsdichter fehlen nicht. Die eigentlichen Jugendveranstaltungen (Jahreswendfeier, Jugendfeier, Frühlingsfest, Maijugendtag, Sonnenwende, Sommerfest, Herbstfeier) sind naturgemäß besonders berücksichtigt worden. Das Bändchen wendet sich, wie Schenk in seinem Vorwort sagt, »unmittelbar an einen kleinen Kreis unserer Genossen: an die Vereinsleitungen oder die besonders bestimmten Festvorbereiter und an die jungen Rezitatoren«. Die getroffene Auswahl ist frisch, begeisternd und agitatorisch wirksam. Von der jüngsten Dichtergeneration sind vertreten: Kagelmacher, Klüber, Junge, Claudius, Liebscher, König, Hammersdorf, Schenk. Von den älteren nennen wir: Krille, Barthel, Bohm-Schuch, Zickler, Bröger, Petzold, Brand, Preczang usw. Auch der verstorbene Diederich fehlt nicht, ebenso Herwegh, Fontane, Henckell usw. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist entschieden eine Bereicherung unserer Parteiliteratur und sollte, weit über den Kreis hinaus, für den es in erster Linie bestimmt ist, Verbreitung finden. L. L.

Bruno Schönlank, Gesänge der Zeit. Gedichte. Berlin, Verlagsgenossenschaft »Freiheit«. 12 Seiten. Preis M. 1.50.

Schönlanks Gedichte erfreuen sich ihrer klangvollen Form und ihres revolutionären Schwunges halber schon seit langem einer großen Beliebtheit in Arbeiterkreisen. Auch von diesen neuen Strophen, die lose aneinandergereiht inhaltlich ein zusammenhängendes Zeitgemälde geben wollen, ist Anerkennendes zu sagen. Hymnen sind es, die ein tiefes Großstadterleben geboren hat. Ein unbeugsamer

Glaube an den Aufstieg der Menschheit schwingt in diesen Rhythmen, die Bruderliebe, Einigkeit und Lebensfreude atmen. Trotz der großen dichterischen Gewandtheit läuft hier und da ein unreiner Reim mit unter. Diese kritische Bemerkung soll kein Tadel sein; vielleicht trägt sie dazu bei, noch mehr Achtsamkeit als bisher auf die Durchsicht des zur Veröffentlichung Bestimmten zu legen. Das schmale Bändchen, das Schönlank jetzt wieder dem deutschen Proletariat geschenkt hat, ist jedenfalls nicht nur als Maßstab für seine eigene künstlerische Entwicklung zu werten, sondern kann in gewissem Sinne auch als Zeit- und Kulturdokument angesprochen werden, dessen Lektüre besonders Arbeiter, die es ja in erster Linie angeht, nicht versäumen sollten. l.

Walter Victor, **Neuer Frühling.** Gedichte. Hamburg 1921, Verlagsanstalt Auer & Co.

Der vornehm ausgestattete Band gehört in die Reihe der Gedichtbücher, in denen sich eine neue sozialistische Lyrik ankündigt. Ein starkes, vom Willen zur Gemeinschaft beseeltes Lebensgefühl verbindet sich mit dem Streben zur Persönlichkeitskultur. Der Dreiklang Jugend, Liebe, Kampf dominiert in den Strophen, die bald in der ungebundenen, leicht zum Überschwang geneigten Freiheit der Hymne, bald in der strengen Selbstzucht des Sonetts einherschreiten. Und immer spürt man, daß bei aller Lust am Schreiten doch das hohe Ziel den Antrieb gibt:

Wir wissen, daß wir wandern müssen,
Wir wandern, um das Ziel zu wissen.

Der mit einer expressionistischen Zeichnung Fritz Behnkes illustrierte Vers aus dem Arbeiterjugendlied »Wann wir schreiten Seit' an Seit'« ist dem Büchlein als Geleitwort vorangesetzt und gibt ihm gleichsam das Gepräge als Geschenk für die neue Generation in der sozialistischen Bewegung. p.

Dr. Bastian Schmid, **Liebe und Ehe im Tierreich.** Mit Abbildungen. Leipzig 1921, Verlag Theodor Thomas. 112 Seiten. Preis geheftet 8 Mark, gebunden 12 Mark.

Die Schrift gewährt einen tiefen Einblick in das Zusammenleben der Tiere. Der erste Teil, Geschlechtsmerkmale und geschlechtliche Vorgänge, führt durch die Hauptformen der Fortpflanzung und gibt dann eine anschauliche Darstellung des Kreuzungsvorganges. Wir lesen von den Sinnesorganen, von den »Eigentümlichkeiten der Männchen zur Erregung der Geschlechtslust der Weibchen«, von der »Geschlechtsreife und Brunst«, von der Begattung und dergleichen. Im zweiten Teil der Schrift werden wir mit dem Geselligkeitsleben der Tiere bekannt gemacht. Ein wirkliches Eheleben gibt es bei den Tieren nicht, bei den niederen Arten bestehen fast durchweg nur lose Vereinigungen, feste Verbindungen gewahren wir erst bei den gefiederten Wesen. Die Kindesliebe ist bei manchen Tieren stark ausgeprägt, doch betont der Verfasser wiederholt mit Nachdruck, es sei verfehlt, weitgehende Vergleiche mit unserem Verhalten zu ziehen. Die niederen Arten, Fische und Insekten, leben mit Ausnahme vereinzelter Erscheinungen in Promiskuität, vereinzelte Arten unter Säugern und Vögeln in Polygamie, der Kuckuck in Polyandrie und die höherentwickelten Tiere, namentlich die meisten Vögel, in teils sehr loser, teils festerer monogamer Ehe. Die Sorge um die Nachkommenschaft bleibt dem mütterlichen Tier überlassen. Bei vielen Arten müssen die Jungen sich selbst forthelfen.

Zum Schlusse bemerkt Verfasser, daß kein Trieb so nahe an das Ethos des Menschen heranreicht wie der Geschlechtstrieb, der im Menschenleben zum Grundpfeiler der Ehe und Familie wird. E. W. Neumann

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 13 40. Jahrgang ◆ 1. Band 23. Dezember 1921

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Der englisch-irische Vertrag. Von Heinrich Cunow.

Ein Moratorium für Deutschland. Von Artur Heichen.

Grenzlandpolitik. Von Herbert Lepère.

Notwendige Änderungen der ehelichen Rechtsgrundlagen. Von Dr. Sophie Schöfer (München). Schluß.

Waisenhaus- oder Familienpflege? Von Eduard Gräf.

Hans Nikolaus Kraus. Von L. Lessen.

Literarische Rundschau: F. Muckle, **Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur.** Karl Strecker, **Nietzsche und Strindberg.** ◆ Franz Diederich, **Von unten auf. Ein neues Buch der Freiheit.** ◆ A. Baumeister, **Die Gewerkschaften und die Internationale Arbeitsorganisation.**

Von Heft 14 ab kostet das
Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

An unsere Abonnenten

Die Teuerungswelle, von der das Zeitungs- und Buchdruckgewerbe ganz besonders hart betroffen worden ist, zwang uns, den Abonnementspreis für die in unserem Verlag erscheinende Zeitschrift

Die Neue Zeit

auf 2 Mark 50 Pfennig die Nummer

vierteljährlich auf 32 Mark 50 Pfennig

ab Neujahr 1922 zu erhöhen.

Hierzu möchten wir bemerken, daß wir seit längerer Zeit die Mehrausgaben für die Neue Zeit willig getragen haben, jetzt können wir die großen Aufschläge auf alles, was zur Herstellung der Zeitschrift erforderlich ist, allein nicht mehr leisten, sondern müssen unsere Abonnenten ersuchen, auch ihrerseits wenigstens einen Teil durch den erhöhten Abonnementspreis zu übernehmen.

Wir bitten unsere Abonnenten, die Bestellung auf das erste Quartal 1922 bei der Post und den Buchhandlungen und Kolporteuren ungesäumt zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zustellung der Neuen Zeit eintritt. Das erste Quartal 1922 beginnt mit Nr. 14.

Stuttgart, 19. Dezember 1921.

Der Verlag der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 13 Ausgegeben am 23. Dezember 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der englisch-irische Vertrag

Von Heinrich Cunow

Das englische Unterhaus hat den am 6. Dezember zwischen den Mitgliedern der englisch-irischen Verständigungskonferenz abgeschlossenen Staatsvertrag genehmigt. Damit kann der Vertrag als ratifiziert gelten. Zwar muß noch der Dail Eireann, das irische Nationalparlament in Dublin, und das Parlament der zerstückelten Provinz Ulster, oder wie diese jetzt euphemistisch in der englischen Presse genannt wird, »Nord-Irlands«, dem Vertrag zustimmen; doch ist, wenn auch einige Mitglieder des irischen Nationalkabinetts sich bereits öffentlich gegen die Anerkennung des Vertrags ausgesprochen haben und der erwählte Präsident der irischen Republik, Edmund de Valera, in einem Aufruf die Sinnfeiner zur Ablehnung des »nicht dem Wunsche der Landesmehrheit« entsprechenden Abkommens auffordert, wohl kaum daran zu zweifeln, daß schließlich auch der Dail Eireann zustimmen wird. Wie de Valera haben auch die fünf irischen Unterzeichner des Vertrags eine stattliche Anhängerschaft in Irland, vor allem Artur Griffith, der Vizepräsident der irischen Republik, der schon seit ungefähr zwanzig Jahren eifrig für die Selbständigkeit Irlands arbeitet, ferner der derb-witzige Michael Collins, der frühere Generalleutnant der irisch-republikanischen Armee. Zudem hat wohl formell das Dubliner Nationalparlament allein zu entscheiden; aber neben ihm hat in solchen Fragen der irische Parteiausschuß ein Wort mitzusprechen, in dem zurzeit die gemäßigte Richtung vorherrscht und Griffith einen starken Einfluß besitzt. Noch wichtiger ist, daß auch der Primas von Irland, Kardinal Logue, mit dem größten Teil des Episkopats die Annahme des Vertrags empfehlen dürfte.

Weniger sicher scheint mir die Annahme des Staatsvertrags durch das Parlament der zusammengeschrumpften Ulsterprovinz zu sein. Vielleicht wird jedoch auch dieses nach einigem Sperren und Protestieren sich bereit finden lassen, den Vertrag anzuerkennen. Und wenn nicht, so vermag die Ablehnung das Inkrafttreten des Vertrags zwischen England und dem neuen »irischen Freistaat« — so wird Irland, um das Wort »Republik« zu vermeiden, im Text des abgeschlossenen Vertrags genannt — nicht zu verhindern; denn in diesem Falle scheidet, wie Artikel 12 des Übereinkommens bestimmt, Ulster, nachdem seine Grenzen durch eine Kommission genau festgestellt sind, als sich selbstverwaltender, direkt unter Englands Oberhoheit stehender Staat aus dem irischen Freistaat aus.

Für Lloyd George ist das Zustandekommen dieses Abkommens ein Riesenerfolg, der nicht nur seine Stellung als englischer Ministerpräsident befestigt und ihm bei den nächsten Parlamentswahlen eine ansehnliche Mehrheit sichert, sondern ihm auch die Durchführung seiner Politik gegenüber den

Vereinigten Staaten von Amerika und den französischen Ansprüchen im Orient wesentlich erleichtert. Dennoch ist das Lob, das ihm die aus der Londoner Downing Street inspirierte englische Presse und in ihrem Gefolge die liberale und demokratische Presse Deutschlands spendet, nur halb berechtigt. Sicherlich zeugt es von einer gewissen taktischen Gewandtheit, daß Lloyd George, nachdem er einmal erkannt hatte, daß er mit seiner irischen Politik in eine finstere Sackgasse geraten war, mit Energie unter geschickter Deckung seines Rückzugs wieder aus der Sackgasse herauszufinden wußte; aber völlig verkehrt ist es, wenn englische und deutsche Blätter behaupten, daß er schon lange auf einen Friedensschluß mit Irland bedacht gewesen sei und für diesen klug seine Vorbereitungen getroffen habe. Im Gegenteil, seit Beginn des Weltkriegs ist die Lloyd Georgesche Repressionspolitik gegen Irland die verkehrteste Politik gewesen, die sich denken läßt — nicht nur, weil sie Blut auf Blut, Mord auf Mord[1] häufte, Irland einer verrohten Soldateska auslieferte und Englands Ansehen in den Augen des Auslandes schwer schädigte, sondern auch, weil vorauszusehen war, daß die ohne jedes Verständnis für den irischen Volkscharakter angewandten harten Unterdrückungsmaßnahmen ganz naturgemäß in der leidenschaftlichen keltischen Bevölkerung Irlands einen Zusammenschluß der bisher uneinigen Elemente und einen selbstbewußten widerstandskräftigen Nationalismus erzeugen mußten, der England schließlich zu weit größeren Zugeständnissen als zur Gewährung der von den früheren irischen Nationalisten geforderten Homerule (Selbstverwaltung) nötigen werde.

Immer deutlicher trat jedem, der die Vorgänge in Irland verfolgte und trotz aller brutalen Unterdrückungsversuche der »Black and Tans« (der meist unter den Arbeitslosen und den arbeitsunlustigen englischen Kriegsentlassenen angeworbenen Söldlingen) Englands Macht in Irland immer mehr zusammenschrumpfen sah, das völlige Fiasko der Irlandpolitik Lloyd Georges vor Augen; nur dieser selbst glaubte noch immer durch blutige Strenge und von den Iren mit Spott aufgenommene Verheißungen die Sinnfein-Bewegung meistern zu können.

Selbst im April und Mai dieses Jahres, als schon aus seinem eigenen Anhang heraus vielfach Proteste gegen seine irische Politik laut wurden, vermochte Lloyd George sich nicht von seiner Einbildung zu trennen, nur durch rücksichtslose Gewaltanwendung ließe sich Irland beruhigen. Und als er sich schließlich zu dem Versuch verstand, auf anderen Wegen die sogenannte Pazifizierung der Grünen Insel zu versuchen, da war es zunächst weniger die Einsicht in die Verfehltheit seines bisherigen Vorgehens als die zunehmende Mißbilligung, die er mit seiner irischen Politik bei seiner eigenen Anhängerschaft, vornehmlich aber bei den Altliberalen und bei der Britischen Arbeiterpartei fand, die ihn zur Schwenkung bestimmte.

Seine Position als Leiter der englischen Regierung schien ihm bedenklich gefährdet, falls bei den nächsten Parlamentswahlen die gegen ihn kämpfenden Parteien sich die irische Frage als Wahlparole erkoren. Und diese Ge-

[1] Nach der Statistik der irischen Verwaltungsorgane, deren Angaben sich allerdings schwer nachprüfen lassen, sind in Irland im Jahre 1920 203 irische Bürger aus politischen Gründen ermordet, 1184 Bürger von bewaffneter Hand angegriffen und 705 gewaltsam verschleppt worden. Die Anzahl der politischen Verhaftungen betrug 7287, der Zeitungsverbote 202.

fahr drohte. Im englischen Unterhaus gestaltete sich die Opposition gegen die Politik der blutigen Repressalien in Irland immer energischer. Vornehmlich nahm die große Debatte am 1. Juni dieses Jahres einen für Lloyd George wenig günstigen Verlauf. Eine Anzahl der bekanntesten Redner wandte sich gegen die Lloyd Georgesche Politik in Irland, und als Earl Winterton den Kritikern zurief: »Ihr sympathisiert mit Rebellen und ermutigt Mörder!«, erwiderte ihm der Abgeordnete Jack Jones unter lebhaftem Beifall: »Ihr seid Mörder, jeder einzelne von euch ist ein Mörder, und zusammen seid ihr nichts als eine Mörderbande.« Zugleich nahmen die Unionklubs der Universitäten von Oxford und Cambridge mit großer Mehrheit Resolutionen gegen die in Irland angewandte Zwangspolitik an, und drei Wochen später, am 23. Juni, faßte auch die in Brighton abgehaltene Konferenz der Britischen Arbeiterpartei eine Entschließung, in der energisch »eine von Grund auf veränderte« Regierungspolitik gegenüber Irland verlangt wurde.

Dazu kam, daß Lloyd George immer mehr einsehen mußte, sein eifrig verfolgter Plan, mit der als größte Wirtschaftsmacht aus dem Weltkrieg hervorgegangenen nordamerikanischen Union in eine engere freundschaftlich-politische Verbindung zu kommen, werde sich nie erfüllen, wenn er nicht die irische Frage in irgendeiner Weise aus der Welt schaffe.

Dieser Druck, *nicht Rücksichtnahme auf das irische Volk* oder gar sein Gerechtigkeitssinn, hat Lloyd George zum Einlenken in eine andere Bahn gedrängt. Immerhin muß anerkannt werden, daß die Energie, mit der er diese Bahn verfolgte und die durch keine Mißerfolge zu beeinträchtigende Willenszähigkeit, mit der er die Iren trotz zeitweiliger Unterhandlungsstockungen immer wieder an den Verhandlungstisch heranzwang, Anerkennung verdient. Freilich zunächst konnte er sich noch immer nicht entschließen, offen mit den irischen Rebellenführern und dem hinter diesen stehenden illegalen irischen Nationalparlament, dem Dail Eireann,[2] zu verhandeln. Er suchte dem illegalen ein legales »südirisches« Parlament entgegenzustellen; aber die am 28. Juni in Dublin stattfindende Eröffnung dieses Parlaments gestaltete sich zu einer derartigen Posse, daß er bald diesen schönen Plan aufgeben mußte. Von den 64 von der Krone ernannten Senatoren waren am Eröffnungstag nur 15 erschienen, von den 128 Abgeordneten nur 4, nämlich die 4 Delegierten des protestantischen Teiles des »Trinity College«, der Dubliner Universität.

Nachdem ein Waffenstillstand zwischen der englischen Regierung in Irland und den Sinnfeinern zustande gekommen war, wurden darauf von Lloyd George Verhandlungen mit de Valera und dem von diesem mit »Zustimmung der englischen Regierung zum 16. August dieses Jahres nach Dublin einberufenen Dail Eireann eingeleitet; doch waren zunächst die Aussichten einer Verständigung sehr geringe, da der Dail Eireann die wiederholten Angebote Lloyd Georges zurückwies. Edmund oder, wie er sich in Gaelisierung

[2] Der Dail Eireann besteht seit Januar 1919. Als bei der irischen Parlamentswahl vom 28. Dezember 1918 die Sinnfeiner 73 Abgeordnete durchbrachten, schlossen sich diese am 21. Januar 1919 im Dubliner Bürgermeisterhaus zu einer irischen Nationalversammlung zusammen, die den Namen »Dail Eireann« annahm, die irische Sprache als ihre offizielle Verhandlungssprache erklärte und als ihr Ziel die Wiederherstellung der am Ostermontag 1916 in Dublin proklamierten »irischen Republik« verkündete.

seines Vornamens nennt, Eamon de Valera erwies sich auf dem politischen Schachbrett als gewiegter Gegner Lloyd Georges. Dadurch, daß er in längeren Briefen an Lloyd George dessen Angebot jedesmal, durch bestimmte Voten der irischen Nationalversammlung gedeckt, mit geschickten Motivierungen ablehnte, ohne die Verhandlungen an irgendeinem Punkte abzubrechen, zwang er Lloyd George dazu, immer mehr aus seiner zunächst eingehaltenen Reservestellung herauszutreten und nach und nach weitere Zugeständnisse zu machen.

Der Streit, um den es sich bei den Verhandlungen vornehmlich drehte, betraf in erster Linie die Stellung Irlands als souveräner Staat zu England, in zweiter Linie die Eingliederung Ulsters in die neue irische Republik. Edmund de Valera verlangte als Grundlage der Verständigung die Anerkennung Irlands *als völlig selbständigen Staat*, der zu keiner Anerkennung der englischen Oberherrschaft und des englischen Königs als seinem Monarchen verpflichtet sei, also als völlig gleichberechtigter Kontrahent mit England zu verkehren vermöge. Wohl erklärte er, daß Irland bereit sei, mit England eine Art Freundschaftsbündnis einzugehen und ihm gewisse Vorrechte vor anderen fremden Nationen einzuräumen; aber nur auf der Basis einer freien Verhandlung zwischen Gleichberechtigten. Die Rolle eines von England abhängigen Vasallenstaats lehne Irland entschieden ab. Ebenso sei der Dail Eireann bereit, Ulster die weiteste lokale Selbstverwaltung und ein besonderes Landesparlament zuzugestehen und jede Garantie dafür zu bieten, daß die Protestanten Ulsters ihre kirchlichen Angelegenheiten völlig frei selbst ordnen könnten, doch sei Ulster ein historischer Teil Irlands, dem nicht gestattet werden könne, nach dem Belieben der Mehrheit seiner Bevölkerung außerhalb des souveränen irischen Staates zu bleiben und vielleicht eine Irland feindliche Auslandspolitik zu treiben.

Dagegen verlangte Lloyd George die Anerkennung der Oberhoheit Englands und des englischen Königs als legitimen Monarchen sowie freie Entscheidung Ulsters darüber, ob es sich dem neuen irischen Staat anschließen oder außerhalb seines Bereichs bleiben wolle.

Anfang September schien es, als sei tatsächlich der Verhandlungsfaden gerissen und eine Fortsetzung des blutigen Kampfes zwischen den englischen Polizeitruppen und den Sinnfeinern in Irland unvermeidlich. Der Dail Eireann hatte die von Lloyd George übermittelten Verständigungsvorschläge rundweg abgelehnt, obgleich diese vom englischen Kabinett als *Maximalangebot* bezeichnet worden waren, deren Ablehnung als ein Verzicht Irlands auf jede weitere Verhandlung aufgefaßt werden würde. Auch hatte de Valera am 30. August einen nicht gerade sehr respektvollen Brief an Lloyd George gerichtet, in dem er mit der Überlegenheit eines Mannes, der die größeren Trümpfe in seiner Hand zu haben glaubt, freimütig erklärte:

> Auch wir sind davon überzeugt, daß ein »entscheidender und unverzüglicher Fortschritt in der Bestimmung der Grundlage gemacht werden sollte, auf der weitere Verhandlungen nutzbringend fortgeführt werden können«, und auch wir erkennen die Wertlosigkeit eines »bloßen Austausches« argumentierender Noten an. *Ich werde mich deshalb einer ausführlichen Besprechung der irreführenden geschichtlichen Referenzen Ihres letzten Schreibens enthalten.* Wir haben jetzt mit der Wirklichkeit zu rechnen. Die heutigen Bedingungen *sind eine Folge der Vergangenheit*; wir

fassen sie genau zusammen und erwähnen nur die hauptsächlichen Tatsachen des Problems. Diese sind:

1. Das irische Volk, das freiwillig keine Vereinigung mit Großbritannien anerkennt, und das als grundlegendes natürliches Recht fordert, daß es seinen eigenen Weg wählen kann, um sein nationales Geschick zu verwirklichen, hat sich mit erdrückender Mehrheit für seine Unabhängigkeit erklärt, hat eine Republik eingesetzt und hat mehr als einmal seine Wahl bestätigt.

2. Großbritannien andererseits handelt, als ob Irland sich durch einen Vereinigungskontrakt, der keine Trennung zuläßt, gebunden hätte. Die Gründe dieses vorgeblichen Vertrags liegen auf der Hand; trotzdem fordern die britische Regierung und das Parlament, auf die Theorie seiner Rechtskraft hin, Irland zu regieren und ihm Gesetze zu geben, die so weit gehen, daß irisches Gebiet gegen den Willen des irischen Volkes geteilt wird und daß irische Bürger, die den Gehorsam als Untertanen verweigern, getötet oder ins Gefängnis geworfen werden.

Die Vorschläge Ihrer Regierung vom 20. Juli beziehen sich in der Hauptsache auf die letztere Frage. Wir haben Ihre Vorschläge zurückgewiesen, und unsere Zurückweisung ist unwiderruflich. Sie enthielten keine Einladung an Irland, in eine »freie und selbstgewollte« Assoziation mit den freien Nationen des britischen »Commonwealth« zu treten; sie bedeuteten vielmehr eine Einladung an Irland, unter einem Deckmantel und unter Bedingungen, die einen Zustand bedeuteten, der dem der anderen freien Staaten in keiner Weise gleichkam, in diese Gemeinschaft einzutreten....

Die hauptsächlichen geschichtlichen und geographischen Tatsachen sind unanfechtbar. Ihre Regierung besteht jedoch darauf, sie von ihrem eigenen Standpunkt aus aufzufassen. Wir müssen dasselbe Recht haben. Wie Sie die Geschichte auslegen, fordert sie eine Vereinigung, von unserem Standpunkt aus eine Trennung. Unsere Auffassung über die »geographische Nähe« deckt sich mit der Ihrigen in keiner Weise. Wir sind überzeugt, daß die unsrige die richtige und gerechte ist, und sind zum Beweis dafür willens, daß ein neutraler, unparteiischer Schiedsrichter das Urteil sprechen soll. Sie weigern sich, das zu tun, und drohen, Ihre Ansichten durch Gewalt durchzusetzen. Unsere Antwort darauf, falls Sie diese Richtlinie einschlagen sollten, kann nur im Widerstand bestehen, demselben Widerstand, den die Generationen vor uns geleistet haben.

Gewalt wird das Problem nicht lösen. Sie kann nie den endgültigen Sieg über Vernunft und Recht sichern. Falls Sie Ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen, und falls der Sieg nicht auf der Seite der Gerechtigkeit sein sollte, so wird dasselbe Problem, dem wir jetzt gegenüberstehen, auf unsere Nachfolger vererbt. Die Tatsache, daß es der bloßen Gewalt in 750 Jahren nicht gelungen ist, das Problem zu lösen, ist Beweis und Warnung genug.

Von einigen englischen Zeitungen wurde dieses Antwortschreiben de Valeras als Unverschämtheit, von anderen mindestens als politische Unklugheit bezeichnet; denn die Folge könne, meinten sie, lediglich in einem Verzicht der englischen Regierung auf weitere Verhandlung bestehen. Es zeigte sich aber, daß de Valera die Lage richtig beurteilt und sich keineswegs in seiner Meinung, er habe die größeren Trümpfe in der Hand, geirrt hatte. Schon am 7. September fragte Lloyd George erneut an, ob die irischen Führer willens wären, zu einer Konferenz zu erscheinen, um in mündlicher Aussprache festzustellen, »wie die Vereinigung Irlands mit der Gemeinschaft der Nationen, die als britisches Reich bekannt ist, am besten mit den irischen nationalen Bestrebungen in Einklang gebracht werden könne«. Nach einem weiteren kurzen Briefwechsel zwischen Lloyd George und de Valera nahm der Dail Eireann die Einladung an und ernannte Arthur Griffith, Robert Barton, Michael

Collins, George Gavan Duffan und Edmund Duggan zu Delegierten. Am 11. Oktober traten diese mit den englischen Delegierten zur Konferenz zusammen, deren nach langen Beratungen zustande gekommenes Ergebnis in dem jetzt vorliegenden, am 6. Dezember von beiden Parteien unterzeichneten Vertrag besteht.

Wie schon aus dieser kurzen Verhandlungsschilderung hervorgeht, ist der Vertrag ein Kompromiß. Beide Vertragschließende haben im Laufe der Verhandlungen einander nicht unerhebliche Zugeständnisse gemacht. Die Iren haben auf die Anerkennung Irlands als autonome »irische Republik« verzichtet und sich mit der Bezeichnung »Irish Free State« (irischer Freistaat) begnügt, auch haben sie sich mit der Einreihung dieses Staates in die »Gemeinschaft der Nationen«, die man Britisches Reich nennt, abgefunden und zugestanden, daß den Mitgliedern des neuen irischen Parlaments ein Eid abverlangt wird, in dem sie den König Georg sowie seinen Thronerben und gesetzmäßigen Nachfolgern Treue geloben. Andererseits wird Irland innerhalb des britischen Weltreichs dieselbe Selbstregierung zugestanden wie Kanada; doch hat es einen beträchtlichen Teil der öffentlichen Schulden des Vereinigten Königreichs (Großbritanniens und Irlands) zu übernehmen und einen angemessenen Teil der Pensionen und Abfindungssummen zu tragen, die England an seine im irischen Verwaltungsdienst tätig gewesenen Beamten (Verwaltungsbeamte, festangestellte Polizeibeamte, Gerichtspersonen usw.) zu zahlen hat.

Dagegen soll Irland berechtigt sein, eine seiner Volkszahl entsprechende Schutzarmee aufzustellen und sich auch zur Verteidigung seiner Küsten eine Kriegsflotte zu schaffen. Bis dahin übernimmt die englische Flotte den Schutz der irischen Küsten, doch ist Irland verpflichtet, auch dann noch, wenn es eine eigene Kriegsflotte gebaut hat, seine Häfen den englischen Schiffen offenzuhalten. Außerdem wird in einem besonderen Vertragsanhang bestimmt, daß die in verschiedenen irischen Häfen von der englischen Admiralität geschaffenen Verteidigungsanlagen, Magazine, Ankerplätze usw. in englischem Besitz und unter englischer Verwaltung verbleiben.

* * *

Im größten Teil der englischen Blätter wird dieser Vertrag als Friedensschluß mit Irland, als Sühnung des von Irland mehr als sieben Jahrhunderte erduldeten Unrechts und als sichere Bürgschaft eines zukünftigen engen Freundschaftsverhältnisses zwischen der englischen und irischen Nation gefeiert. Dabei werden Lloyd George Riesenmassen von Lorbeeren auf den Weg gestreut und seine staatsmännische Befähigung in allen Tonarten gepriesen. Selbst der »Manchester Guardian«, der Lloyd George so oft heftig angegriffen hat, hält mit seinem Lob nicht zurück. Werden sich diese schönen Erwartungen erfüllen? Ich glaube nicht daran. Edmund de Valera hat recht, wenn er erklärt, daß dieser Vertrag nicht den Wünschen der Mehrheit der irischen Bevölkerung entspricht. Man wird ihn annehmen, aber als Abzahlung betrachten. Von eigentlicher Begeisterung ist in Irland wenig zu spüren. Die langjährige brutale englische Schreckensherrschaft hat zu schwer auf Irland gelastet, als daß die erlittenen Qualen so bald vergessen werden könnten. Und zudem hat der englische Druck ein Nationalbewußtsein, ein Selbstgefühl erzeugt, das sich auch in eine sehr be-

schränkte Abhängigkeit von einem anderen Staatsgebilde nicht mehr zu finden vermag.

Charakteristisch für dieses Nationalgefühl ist, daß die fünf irischen Unterzeichner des Vertrags nicht mit ihrem gewöhnlichen Namen, sondern mit einer Übersetzung ihres Namens ins Altirische unterzeichnet haben, daß seit einigen Jahren selbst Männer von über sechzig Jahren, die nie eine andere Sprache als das Englische gesprochen, noch Irisch lernen, um in der »heiligen Sprache ihrer Vorfahren« sprechen zu können.

Wie weit dieses bis zum schwärmerischen Nationalkultus gestiegene irische Nationalgefühl geht, zeigt deutlich eine Rede de Valeras in Ennis, in der er sagte, wenn er morgen vor die Wahl gestellt würde, ob politische Freiheit ohne irische Sprache oder diese Sprache ohne Freiheit, so würde er persönlich das Wiederaufleben der irischen Sprache wählen. Keiner sei zu jung, keiner zu alt, um Irisch zu lernen.

Dazu kommt, daß die neue irische Regierung ihre Selbstverwaltung keineswegs mit einer glänzenden wirtschaftlichen Lage Irlands beginnt. Die inneren Unruhen und Kämpfe haben Irlands Verkehr und Handel stark beeinträchtigt, und die enormen Steuern und Kriegsabgaben, die es England in den letzten Jahren hat zahlen müssen (die Kriegssteuern betrugen von 1915 bis 1920 allein ungefähr 102 Millionen Pfund Sterling), haben einen wesentlichen Teil seines Kapitals nach England entführt. Zudem befinden sich seine industriellen Anlagen sowie seine den Verkehr mit England und fremden Ländern vermittelnden Schiffe meist in englischen Händen. So bleibt es, selbst wenn es politisch von England frei wird, doch wirtschaftlich von diesem abhängig. Es muß deshalb Irland, sobald es versuchen wird, sein Wirtschaftsgetriebe aufzubessern, notwendig überall auf englische Hindernisse und Schranken stoßen; und es ist ganz unvermeidlich, daß das seine Bevölkerung bewegende Bestreben völliger Unabhängigkeit von England dadurch neue Nahrung erhält. Auf dem jetzigen Friedensvertrag lastet das Gewicht einer traurigen Vergangenheit, eines vielhundertjährigen Martyriums eines grausam unterdrückten Volkes, und dieses schwere Gewicht wird meines Erachtens, wenn auch noch nicht heute und morgen, so doch in nicht allzu ferner Zukunft den so vielgepriesenen Vertrag durchbrechen.

Ein Moratorium für Deutschland

Von Artur Heichen

Die Verschlechterung der Mark in den letzten Monaten hat die Frage eines Moratoriums, das heißt eines Zahlungsaufschubs für die deutschen Reparationsbarzahlungen akut werden lassen. Ein Zahlungsaufschub bedeutet nicht eine Verminderung einer Forderung, sondern lediglich eine Hinausschiebung des Fälligkeitstermins. Ein Moratorium zieht deshalb nicht etwa eine Verminderung der Gesamtreparationsleistung für Deutschland nach sich. Es besteht freilich die Hoffnung, daß ein Moratorium den Auftakt zu einer Revision des gesamten Versailler Vertrags bilden wird. Wann die Welt für eine solche Revision ebenso wie für eine Neuordnung des gesamten internationalen Schuldenproblems reif sein wird, läßt sich freilich heute noch nicht sagen. Kräfte, die dahin wirken und treiben, sind

vor allem die Arbeitslosigkeit und die Absatzstockungen der hochvalutarischen Länder. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Revision des Friedensvertrags hat sich am weitesten in den angloamerikanischen Ländern, vor allem in den Kreisen des Handels und der Schiffahrt, der Bank- und Finanzwelt durchgesetzt. Hindernisse sind zunächst und bleiben es voraussichtlich noch lange der Nationalismus und Militarismus — und die staatsfinanziellen Nöte in Belgien und namentlich in Frankreich. Man kann die Mentalität unserer früheren Gegner bezüglich des Revisionsproblems vielleicht am besten so formulieren: In den angloamerikanischen Ländern ist das Argument sinkender Dividenden und Profite, in Frankreich-Belgien ein solches des defizitüberlasteten Staatsbudgets lebendig. Das letztere erheischt ein Maximum von deutschen Reparationsbarzahlungen zum Ausgleich der Defizite, das erstere eine Herabsetzung der deutschen Barleistungen, um vom deutschen Dumpingexport befreit zu werden und die sich verschließenden Absatzmärkte neu zu gewinnen.

Da die politische Macht der Reparationsgläubiger überwiegend bei Frankreich ruht, so tut man gut daran, die Hoffnung auf eine baldige und durchgreifende Revision des Versailler Vertrags nicht allzu hoch zu schrauben. Die Revisionsidee marschiert, aber der Weg zu einer Neuordnung der Welt führt über viele Barrieren und Hindernisse.

Die Aussichten auf das Zustandekommen eines Moratoriums lassen sich im Augenblick kaum übersehen. Das eine steht jedoch so gut wie fest, daß die Barleistungen, die im Januar und Februar fällig sind, unter allen Umständen abgetragen werden müssen. Vielleicht ist es noch einmal möglich, über den Berg hinwegzukommen. Freilich wird es diesmal nicht ohne einen tiefen Eingriff in den Goldbestand der Reichsbank abgehen, wenn die deutsche Regierung nicht wiederum durch Devisenkäufe am freien Markt den Markkurs ins Bodenlose abstürzen lassen will.

* * *

Da das Moratorium sich nur auf Barleistungen erstrecken wird, so würden die teils durch den Versailler Vertrag, teils durch das Wiesbadener Abkommen festgelegten Sachleistungen bestehen bleiben, vielleicht würden sie sogar erhöht werden. Auf jeden Fall wäre es jedoch nicht mehr notwendig, daß die Reichsbank im Auftrag des Reiches zwecks Ankauf von Reparationsdevisen an den Börsenplätzen des In- und Auslandes deutsche Markzahlungsmittel abgibt, dadurch den Außenwert des Geldes immer wieder verschlechtert und das binnenländische Preisniveau unaufhörlich nach oben treibt. Die Finanzierung der Sachleistungen kann entweder durch Anleihen und Steuern oder aber durch die Notenpresse geschehen. Im ersteren Falle wird ein Einfluß auf die deutsche Markvaluta zum Guten oder Schlechten überhaupt nicht ausgeübt. Im zweiten Falle wird das Preisniveau durch die Vermehrung der Papierumlaufsmittel nach oben getrieben. Aber die Teuerung, die ausschließlich auf die Rotation der Notenpresse zurückzuführen ist, nimmt bei weitem nicht den erschreckenden Umfang an, als wenn die Teuerung von außen, vom sinkenden Außenwert der Mark kommt. In diesem Falle steigen zuerst die Preise aller Einfuhrwaren, und zwar in demselben Tempo, wie die Valuta sich verschlechtert. Wenn dahingegen nur die Ausgabe ungedeckter Noten die Ursache der Teuerung ist, vollzieht diese sich nicht nur ungleich langsamer, sondern sie verteilt sich auch gleichmäßiger auf

alle Warengattungen. Für Differenz- und Inflationsgewinne, für Schieber- und Wuchertum ist dann ungleich weniger Raum als heute, wo die Preisbewegung gänzlich undurchsichtig ist und wo alle Transaktionen im Geschäfts- und Handelsverkehr von spekulativen Momenten durchsetzt sind. Selbst für den Fall, daß die Teuerung zunächst ihren Fortgang nehmen würde, bekäme sie doch ein anderes Gesicht. Sie würde durchsichtiger, ja in gewissem Sinne berechenbar sein. Das aber würde der Produktion und dem Handel eine verhältnismäßig feste Kalkulationsbasis geben und die Rückkehr zu normalen Verhältnissen erleichtern.

Wir gehen hierbei von der Voraussetzung aus, daß die Aufgabe der Finanzierung der Reparationssachleistungen ganz oder überwiegend immer noch der Notenpresse zufällt. Gelingt es daneben noch, die Passivität unserer Warenhandelsbilanz zu beseitigen, dann würde der deutsche Wechselkurs nicht mehr wie bisher von außen, das heißt von der Seite der Zahlungsbilanz her bestimmt werden, sondern dann wäre die Markdevise nur das Spiegelbild der Preisbewegung in Deutschland einerseits und auf dem Weltmarkt andererseits. Der Außenwert unseres Geldes, das heißt die Valuta, würde demgemäß vom Binnenwert des Geldes bestimmt werden. Beide Werte würden schließlich zu einem verschmelzen, und die Voraussetzung für eine *Stabilisierung der Mark* wäre geschaffen. Wir betonen es ausdrücklich: die Rückkehr zur *Goldwährung* wäre naturgemäß der radikalste Weg zu einer solchen Stabilisierung; solange aber die Ausgabe ungedeckter Noten sich als erforderlich erweist, ist die Rückkehr zur Metallwährung ausgeschlossen. Aber ein so radikaler Weg braucht auch gar nicht beschritten zu werden. Eine Stabilisierung der deutschen Valuta in gewissen Grenzen ist vielmehr *auch dann* möglich, wenn die Notenpresse zunächst nicht stillgelegt werden kann. Was schadet es schließlich, wenn der Dollar im Januar beispielsweise 110, im Februar 112, im März 114, im April 116 usw. stünde. Man würde schon zu erträglichen Verhältnissen gelangen, wenn nur die heftigen Valutaschwankungen auf und nieder beseitigt würden. Eine Verschlechterung der Markdevise ist durchaus erträglich, wenn sie sich in engen Grenzen hält und relativ gleichmäßig vollzieht. Schon das wollen wir unter einer Stabilisierung der Mark verstanden haben. In den letzten Wochen war es doch manchmal so, daß der Dollar im Verlauf einiger Börsenstunden um 10 bis 20 Prozent schwankte. Unter solchen Verhältnissen muß natürlich die Markwährung aufhören, als internationales Zahlungsmittel zu gelten.

* * *

Ein Moratorium bedeutet, so haben wir gesehen, in gewissem Sinne eine Stabilisierung unserer Valuta. Binnenwert und Außenwert des Geldes verschmelzen. In der Differenz war aber die *Exportprämie* der deutschen Industrie begründet. Darauf baute sich der deutsche Dumping-Export, ja die ganze industrielle Hochkonjunktur, wie wir sie in den letzten Monaten erlebten, auf. Fällt diese Exportprämie weg, dann hat es der deutsche Export nicht mehr so leicht, die Erzeugnisse der deutschen Produktion auf dem Weltmarkt abzusetzen. Die Exportgewinne werden nicht mehr so reichlich fließen, der Export selbst wird zunächst zusammenschrumpfen, der Beschäftigungsgrad der deutschen Industrie wird sinken. *Auch die Arbeiterschaft* wird von den Rückwirkungen eines Moratoriums und einer Stabilisierung der Markdevise betroffen werden. Die Arbeitslosigkeit wird wachsen. Große

Schichten unseres Volkes werden sich eine Herabsetzung ihrer Lebenshaltung gefallen lassen müssen. Das Unternehmertum wird versuchen, bei rückgängiger Konjunktur die Löhne zu reduzieren. So malen sich auf dem Hintergrund eines Moratoriums die Gefahren wachsender sozialer Kämpfe und Konflikte. Je nachdem, welches Ausmaß und welches Gesicht ein Moratorium bekommen würde, ein Konjunkturrückschlag ist gewiß. Vielleicht nimmt er einen solchen Umfang an, daß der Zusammenbruch nach der Gründerzeit in den siebziger Jahren dagegen ein Kinderspiel gewesen ist. Wir haben bisher eine Epoche der Übergründungen und der Überkapitalisierung gehabt. Das ganze Gebäude, die ganze Scheinkonjunktur ruhte auf dem schwankenden Grund einer sinkenden Valuta. Wird der Boden der Währung wieder fest, dann wird auch in dem darauf ruhenden Gebäude der Wirtschaft eine Bereinigung vorgenommen werden müssen. Auch die deutsche Arbeiterschaft wird dabei Leidtragender sein. So seltsam es klingt! Eine Maßnahme wie das Moratorium, die darauf berechnet ist, Deutschlands Lage zu erleichtern, seine Zahlungsfähigkeit zu erhöhen, beschwört ernste Gefahren für die deutsche Wirtschaft und für alle am Produktionsprozeß Beteiligten herauf.

Die Entwicklung des deutschen Außenhandels brachte in diesem Jahre (vom Januar bis April liegt eine Statistik nicht vor) die Erscheinung wachsender Einfuhrüberschüsse. Diese betrugen:

Im Mai . . .	0,928 Milliarden Mk.	Im August . .	2,734 Milliarden Mk.
- Juni . . .	0,977 - -	- September .	3,149 - -
Juli . . .	1,368 - -	- Oktober . .	4,2 - -

Dieses Anwachsen der Einfuhrüberschüsse ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß im Herbst tatsächlich verstärkte Importe stattfanden. Nicht nur die Außenhandelsstatistik selber beweist das, sondern vor allem auch die Statistik der deutschen Seehäfen. Neben der Einfuhr ist aber auch die Ausfuhr der Menge und dem Werte nach gewachsen. Mithin muß die Zunahme der Einfuhrüberschüsse in der Hauptsache andere Ursachen haben. Der Hauptgrund ist der, daß der relative Exporterlös gesunken ist. Während sich die deutsche Einfuhr automatisch um den Betrag der Valutaverschlechterung verteuerte, gelang es auf der anderen Seite nicht, die Exportpreise dem sinkenden Markwert anzupassen. Die Exportpreise hinken hinter einer Valutaverschlechterung immer hinterdrein — das ist die eine große Lehre des zweiten Halbjahres 1921. So ergibt sich ein Defizit in der deutschen Warenhandelsbilanz — ein Defizit, das rückwirkend den deutschen Wechselkurs weiter nach unten drückt und in dem der volkswirtschaftliche Substanzverlust durch unsere Schleuderausfuhr rechnerisch zum Ausdruck kommt. Käme ein Moratorium zustande, würden dadurch die Valutaschwankungen beseitigt oder wenigstens stark eingeengt, dann würden die Exportpreise eine Stabilisierung erfahren, und würde sich schließlich das Loch in unserer Warenhandelsbilanz schließen. Dann würden auch die indirekten Substanzverluste der deutschen Volkswirtschaft, die das Ergebnis schwankender Wechselkurse sind, ein Ende finden. Die Belastung der deutschen Volkswirtschaft würde also auf indirektem Wege eine Erleichterung erfahren, obgleich die Reparationslast selbst in ihrer Höhe unverändert bliebe.

Grenzlandpolitik

Von Herbert Lepère

Durch die Bestimmungen des Versailler Vertrags sind rund 15 Millionen Deutsche aus dem deutschen Staatsverband ausgeschieden. Deutschland ist von einem Gürtel von Grenzlandgebieten eingeschlossen, in denen das Deutschtum starke Minderheiten in der Bevölkerungsziffer stellt. Damit erwachsen dem deutschen Volke Aufgaben, die es vor dem Kriege nicht kannte; denn es ist ohne weiteres klar, daß Deutschland diesen Grenzlanddeutschen gegenüber, die durch einen von uns als ungerecht empfundenen Vertrag die deutsche Staatszugehörigkeit verloren haben, besondere Verpflichtungen hat. Der Friedenszustand ist zwar äußerlich notdürftig wiederhergestellt, die Grenzen sind, abgesehen von der Westgrenze, gezogen; aber der Nationalitätenkampf geht weiter, oder vielmehr: er beginnt eigentlich erst.

Nationalitätenkämpfe gab es auch vor dem Kriege, nur ging der Angriff in den hier für uns in Betracht kommenden Gebieten meist einseitig von Deutschland aus. Es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, das zu verkennen. Weder die Politik des deutschen Bureaukratismus im Westen noch die Ansiedlerpolitik im Osten oder die mit kleinlichen Mitteln arbeitende Politik in Schleswig hat der deutschen Sache Freunde erworben. Für ihre Fehler ernten wir heute den Dank. Die Großmannsträume von einer deutschen Ostgrenze an der Düna und von einer Westgrenze, die uns an den Küsten Flanderns zum Nachbarn Englands machen sollte, sind verflogen. Die nüchterne Wirklichkeit zeigt uns, daß wir nicht nur nicht unserer alten Grenzen sicher waren, sondern daß auch an den neuen Grenzen ein Kampf eingesetzt hat, der schwer und lange zu währen verspricht.

Elsaß und Lothringen sind verloren. Und das Saargebiet ist heute ungleich rigoroseren Nationalitätsbedrängungen preisgegeben, als es Elsaß-Lothringen unter preußischer Verwaltung war.

Daß sich der Völkerbund bereit erklärt, das Aushängeschild für diese Bestrebungen und Vergewaltigungen herzugeben, ist schwer verständlich, wenn er den Anspruch erhebt, mehr als eine Filiale der Entente zu sein. In Schleswig ist die Grenze zuungunsten Deutschlands nach Süden verschoben worden, und auch südlich dieser neuen Linie versucht Dänemark Boden zu fassen. Die Entscheidung über Oberschlesien ist schlimmer ausgefallen, als selbst Pessimisten erwarten zu müssen glaubten. Die wirtschaftlichen Verhandlungen werden zeigen, ob hier ein Einvernehmen zwischen Deutschland und Polen von Grenze zu Grenze überhaupt zu erzielen sein wird. Aber auch bei einem günstigen Resultat steht außer Zweifel, daß die sehr starke deutsche Minderheit in Polnisch-Schlesien einen schweren Stand haben wird und daß die Polonisierungsversuche vor der neuen Grenze keinen Halt machen werden. Die Weichsel ist heute polnischer Fluß. Das deutsche Danzig ist hart bedrängt, und in den Wojewodschaften Posen und Pommerellen, deren vertragsmäßige Autonomie letzthin illusorisch gemacht wurde, unterscheidet sich die polnische Kolonisationspolitik nur in der Richtung nach dem Negativen von der altpreußischen Ansiedlungstaktik. Ostpreußen ist dank der wunderbaren Ententepolitik deutsche Enklave, losgelöst vom Mutterland und von polnischer und litauischer Propaganda umspült. Memel kämpft schwer um sein deutsches Eigenleben, und man weiß nicht, was man ihm

mehr wünschen soll, Autonomie unter französisch-polnischer Oberhoheit oder den Anschluß an Litauen.

Damit ist die Situation gekennzeichnet, in der sich Deutschland befindet. Man kann die Tragik dieser Lage nicht verstehen, ohne einen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen. Gewiß waren die Kämpfe um die Ostmarken im frühen Mittelalter nicht frei von Gewaltsamkeit, aber man darf nicht verkennen, daß mit den Kämpfern die Kulturträger nach Osten vordrangen und daß sie für die spätere Festigung des Deutschen Reiches ein wichtiges Fundament legten und dem heutigen Mitteleuropa die feste Form prägten. Die deutsche Reichseinheit und der scharf umrissene Begriff Mitteleuropa sind ohne eine gesicherte, einheitliche Grenzlagerung im Osten nicht denkbar. Zwischen Osteuropa und Mitteleuropa hat sich aber heute ein Geröll kleinstaatlicher Volksminoritäten geschoben, über deren Lebensdauer die Meinungsverschiedenheiten sehr groß sind. Ohne unseren Willen ist auf diese Weise an der Ostgrenze Deutschlands ein Gefahrenherd geschaffen worden, der, ob wir wollen oder nicht, ein Gefahrenherd bleiben wird. Einheit und Sicherheit im Osten gingen verloren. Und, wieder gänzlich unabhängig von unserem Willen, ist in diesem balkanisierten Osten mit einem Nationalitätenkampf von langer Dauer zu rechnen.

Die Frage ist, wie Deutschland diesem Nationalitätenkampf begegnen soll. Ist es ratsam, in der Abwehr zu bleiben, ist eine zielbewußte Angriffspolitik geboten? Für uns Sozialdemokraten bleibt Abwehr das Naturgemäße. Wie Jaurès in seinem denkwürdigen Werk über die Armee seinen Landsleuten die Vorbereitung auf einen Abwehrkrieg als die beste Waffe für Frankreich empfahl, so scheint auch mir für das Deutschtum die beste Waffe zu sein, wenn man es vor unberechtigten Angriffen schützt, ohne selbst zum Angriff überzugehen. Diese Abwehr gilt es aber zu organisieren.

Wer die deutschnationale Presse verfolgt, findet dort Tag für Tag Notizen über Schikanen der Ententeoffiziere; er findet fast täglich Alarmnachrichten über polnische Übergriffe im verlorenen Gebiet oder über ungerechtfertigte Maßnahmen der Dänen in Nordschleswig. Das ist auch Abwehr. Es ist sogar organisierte Abwehr. Aber es ist im Grunde genommen doch nur das übliche Klippmühlenwerk jener Chauvinisten, die ihre Ziele während des Krieges nicht weit genug stecken konnten. Gewiß entbehren solche Klagen zum größten Teil nicht einer gewissen Berechtigung. Aber was wird mit diesen Schamaden und Protesten, in die gelegentlich Drohwechsel auf die Zukunft eingeflochten werden, erreicht? Gar nichts.

Abwehrpolitik treiben auch jene Vereine, die sich den Schutz des Auslanddeutschtums und des Deutschtums in den Grenzgebieten zur Aufgabe gesetzt haben. Ohne die positiven Erfolge und den inneren Wert dieser Vereine verkleinern zu wollen, muß doch betont werden, daß auch sie von Chauvinismus nicht frei sind, daß auch sie, zwischen großen Worten und machtpolitischen Methoden schwankend, zu oft den Boden der nüchternen Tagesarbeit unter den Füßen verlieren.

Eine tägliche, tüchtige und nüchterne Sacharbeit aber ist gerade in den Grenzgebieten notwendig. Es ist einmal gesagt worden, Deutschland sei durch seinen Schulmeister groß geworden. Das hat seine Berechtigung. Und wenn es diesen Schulmeister, der ja auch ohne Rute und Zirkel gedacht werden kann, wieder mehr in den Vordergrund stellt, läßt sich nicht einsehen, warum

wir nicht vorwärts kommen sollen. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir sagen, daß Deutschland Kulturwerte birgt, die andernorts, besonders in den östlichen Nachbargebieten, nicht zu finden sind. Wir haben unsere Schulen, unsere kulturellen Volksvereinigungen, unsere Gesang-, Musik- und Sportvereine, wir haben unsere Museen, unsere Bibliotheken, Theater, Volks- und Konzerthallen, wir sind reich an sozialen Einrichtungen, wir sind reich an karitativen Unternehmungen. Uns, im Innern Deutschlands, ist das alles selbstverständlich und fast nicht mehr bewußt. Für die Grenzlanddeutschen aber hört es heute auf, eine Selbstverständlichkeit zu sein. Und hier hat die Arbeit einer zielbewußt aufbauenden Grenzlandpolitik einzusetzen. Was in gesicherten Zeiten am besten unabhängig voneinander in geordneter Mannigfaltigkeit blüht, in den bedrohten Grenzlanden gilt es das zusammenzufassen, damit es nicht auseinanderblättert und, einzeln von den Wogen des Nationalitätenkampfes erfaßt, in das Nichts zurücksinkt. Dem Grenzlanddeutschen muß bewußt werden, weshalb er ein Deutscher ist. Er soll sich als Deutscher wohl fühlen. Er soll nicht die Rolle des Geduldeten spielen, sondern die des Gebenden. Das ist die beste Pflege, die man ihm angedeihen lassen kann, es ist die beste Propaganda für den deutschen Gedanken, und — es ist zugleich aufbauende Politik zum Nutzen der Völker, mit denen wir jetzt in engere und ernstere Berührung kommen als vor dem Kriege.

Über eines muß man sich aber von vornherein im klaren sein. Dieser kulturelle Grenzlandaufbau würde in dem Augenblick zusammenfallen und sich in sein Gegenteil umkehren, in dem in irgendeiner Weise politische Werbearbeit mit ihm verankert würde. Jede Zweideutigkeit wäre schon vom Übel. Eine Periode voll gegenseitiger Plänkeleien, Hetzereien, Mißstimmungen und Gehässigkeiten wäre die Folge und das Ende jener Nationalitätenhaß, der der Feind jeder kulturellen Aufbauarbeit ist.

Es bleibt die Frage zu erörtern, wer diese Aufbauarbeit zu leisten hat. Das Reich, die einzelnen Länder, private Vereinigungen? Es wäre falsch, dem Reich und den Ländern die ganze Verantwortung zu überlassen. Finanzsorgen und innerpolitische Fragen überbürden alle staatlichen Organisationen. Es wäre aber auch falsch, die Initiative ganz in private Hand zu vergeben. Fern jeder Aufsicht, wer will wissen, wie das Kind später aussieht, das dann geboren wird? Das beste wäre, wenn Regierung und Parlament sich mit dieser Frage beschäftigten, und hier wäre dann von den republikanischen Linksparteien darauf zu achten, daß jene Grundlinie geschaffen und dauernd beibehalten wird, die friedliche und ehrliche Kulturarbeit in demokratisch-republikanischem Sinne gewährleistet. Das ist um so mehr Aufgabe der republikanischen Linksparteien, als gerade diese Gruppen sich bisher immer in der Stunde der Gefahr in die Bresche geworfen haben. Es gilt aber nicht nur, in der Stunde der Not seinen Mann zu stehen, sondern von ebenso großer Bedeutung ist es, *das festzuhalten, was man einmal in Besitz genommen hat, und es weiter auszubauen*, damit die mühselige Wiederaufbauarbeit nicht immer wieder von neuem notwendig ist. Von einer guten, geraden und einheitlichen Grenzlandpolitik hängt nicht zum geringsten Teil die Zukunft Deutschlands ab.

Notwendige Änderungen der ehelichen Rechtsgrundlagen[1]

Von Dr. Sophie Schöfer (München) (Schluß)

II

Als gesetzliches Güterrecht, das dem Begriff der Ehe am meisten entspräche, wäre ferner im künftigen Familienrecht die Gütertrennung zu bestimmen. Das System der Gütergemeinschaft garantiert durchaus keine größere Innigkeit des ehelichen Lebens; es äußert seine Wirkungen vor allem gegenüber Dritten, namentlich gegenüber Gläubigern des Mannes, die von dieser innigen ehelichen Gemeinschaft am häufigsten profitieren. — Ist es nicht eine Ungeheuerlichkeit, daß der gesetzliche Güterstand, das Eherecht, das auch ohne Ehevertrag der Ehegatten gilt, daß dieses gesetzliche Güterrecht in § 1394 bestimmt, daß die Frau ihre Ansprüche, die ihr auf Grund der Verwaltung und Nutznießung gegen den Mann zustehen, im allgemeinen erst nach Beendigung der Verwaltung und Nutznießung ihres Vermögens durch den Mann gerichtlich geltend machen kann? — Der Frau fehlt hiernach während der Verwaltung und Nutznießung ihres Vermögens durch den Mann, also regelmäßig während der ganzen Ehedauer das Klagerecht; sie wird nur klagen können auf ihren und ihrer Kinder Unterhalt in dem Falle, daß ihre Ersatzansprüche »erheblich« gefährdet sind. Wenn die Frau also bemerkt, daß der Mann mit ihrem eingebrachten Gute nicht wirtschaftlich umgeht, daß er es vergeudet, so muß sie nach dieser gesetzlichen Bestimmung warten, bis es wahrscheinlich ist, daß sie keinen Ersatz mehr erhalten kann. Denn nach dem Gesetzbuch kann die Frau nur dann auf Sicherheitsleistung klagen, wenn die Besorgnis »begründet« ist, daß die Rechte der Frau in einer das eingebrachte Gut »erheblich« gefährdenden Weise verletzt werden. Erheblich gefährdet sein bedeutet nicht etwa, daß eine entfernte Möglichkeit eines Verlustes vorhanden sei, sondern daß diese Möglichkeit eine sehr nahe sei. Die Besorgnis der Frau muß auch begründet, das heißt beweisbar sein. Es müssen also bereits Verluste für die Frau eingetreten sein, ehe die Frau Sicherheitsleistung vom Manne verlangen kann. — Wäre das Gesetz gerecht, so müßte es feststellen, daß die Frau schon vor Beendigung der ehelichen Nutznießung und Verwaltung ihre Ansprüche geltend machen kann, welche für sie durch die Verletzung der dem Ehemann obliegenden Verpflichtungen zur ehelichen Verwaltung begründet waren.

Ebenso ungerecht ist § 1395 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der lautet: »Die Frau bedarf zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Einwilligung des Mannes.« Es müßte gerade umgekehrt heißen, nämlich: Die Frau darf über das eingebrachte Gut ohne die Einwilligung des Mannes verfügen. Durch diese ungerechte Bestimmung wird die Frau faktisch geschäftsunfähig. Der tiefere Sinn des Gesetzgebers war wohl der, daß die Frau über ihr eigenes eingebrachtes Vermögen deswegen nicht verfügen dürfe, damit nicht durch Verkäufe oder Schenkungen, welche die Frau eventuell vornehmen könnte, die Einkünfte des Mannes aus ihrem Vermögen sich verringern könnten.

Bezüglich des Ehescheidungsrechts ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Scheidung wegen gegenseitiger, aber auch wegen einseitiger unüberwindlicher Abneigung, Scheidung auf beiderseitiges Übereinkommen wieder er-

[1] Siehe auch Nr. 10 vom 2. Dezember 1921, S. 230.

möglicht werden muß. § 1568 lautet: »Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung.« Dieser Paragraph verlangt, daß die Zerrüttung des ehelichen Lebens vor fremden Menschen erwiesen werden muß, er setzt eine solche Entblößung der ehelichen Beziehungen vor fremden Menschen voraus, daß viele Ehegatten schon deswegen vor einer Scheidung zurückschrecken und lieber ein entwürdigendes Joch weiterschleppen. Wollen nach dem bisherigen Recht zwei Ehegatten anständig auseinandergehen, so müssen sie einen Scheingrund fingieren, ein Teil muß großmütig die Schuld auf sich nehmen. Dabei muß immer die Schuldfrage aufgerollt werden. Es ist eine fast selbstverständliche Großmut, wenn der Mann die Schuld auf sich nimmt; denn ein schuldig geschiedener Mann ist hundertmal weniger gebrandmarkt als eine schuldig geschiedene Frau. Mit der Übernahme der Schuld aber nimmt der sogenannte schuldige Teil auch die Unterhaltspflicht gegenüber dem anderen auf sich, und damit ergibt sich eine solche Lebensbelastung, die wiederum viele Ehegatten vor der Scheidung zurückschrecken läßt und sie verleitet, eine Ehe weiterzuschleppen, die oft keine Ehe mehr zu nennen ist. Dem kann und muß abgeholfen werden, indem die Scheidungsmöglichkeit auf beiderseitiges Übereinkommen, wegen gegenseitiger oder einseitiger unüberwindlicher Abneigung wieder eingeführt wird. Dabei braucht dann die Schuldfrage nicht mehr erhoben zu werden. Die ökonomische Selbständigkeit, die wir für jede Frau erstreben, wird die Frau auch äußerlich und innerlich in den Stand setzen, auf eine Rente seitens ihres Mannes zu verzichten. Eine unglückliche Ehe wird keine lebenslängliche Belastung mehr darstellen.

Sehr ungerecht ist auch § 1312 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der bestimmt: »Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Ehegatten und demjenigen, mit welchem der geschiedene Ehegatte den Ehebruch begangen hat, wenn dieser Ehebruch im Scheidungsurteil als Grund der Scheidung festgestellt ist.« Es kann allerdings Befreiung von dieser Vorschrift bewirkt werden, es bedeutet aber im Grunde doch eine ungeheuerliche Mißachtung psychologischer Faktoren, wenn zwei Menschen sich so zueinander durchgerungen haben, daß sie trotz aller äußeren Hemmungen, trotz aller Erschwerungen, trotz der Umwelt, die mit Gehässigkeiten über sie herzufallen bereit ist, sich dann nicht sollen heiraten dürfen, weil sie nicht ganz »rein« geblieben sind. Die Fortsetzung einer Ehe mit sexueller Gemeinschaft ohne Liebe bedeutet eine viel größere Unsittlichkeit.

Sehr stark benachteiligt wurde auch die Frau als Mutter im Familienrecht. Es kann ohne Übertreibung gesagt werden: die elterliche Gewalt der Mutter ist nach dem Gesetz gleich derjenigen eines wegen Verschwendung oder Trunksucht entmündigten Vaters. Das Gesetz spricht der Mutter grundsätzlich die elterliche Gewalt nur bei Verhinderung des Vaters zu. Die gesetzlichen Bestimmungen über die Ehe lassen die elterliche Gewalt der Mutter während der Ehe nicht zur Ausübung kommen, und nach der Ehe kann der Richter der Mutter die elterliche Gewalt nehmen, indem er ihr nach seinem

Ermessen einen Vormund bezeichnet, allerdings unter dem mildernden Namen Beistand. — § 1305 verlangt zur Eheeinwilligung eines minderjährigen ehelichen Kindes nur die Zustimmung des Vaters, als ob der Mutter nicht auch das Einwilligungsrecht eingeräumt werden müßte. Fast unglaublich aber klingt die Bestimmung: ein für ehelich erklärtes Kind bedarf der Einwilligung der Mutter auch dann nicht, wenn der Vater gestorben ist. — Über die elterliche Gewalt sagt § 1626: »Das Kind steht, solange es minderjährig ist, unter der elterlichen Gewalt,« aber unter der elterlichen Gewalt des Vaters. Nach § 1684 steht der Mutter die elterliche Gewalt nur zu: 1. wenn der Vater gestorben ist oder für tot erklärt ist, 2. wenn der Vater die elterliche Gewalt verwirkt hat und die Ehe aufgelöst ist. Die elterliche Gewalt des Vaters umschließt immer das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen, sie umschließt auch die Nutznießung des Vermögens des Kindes. Die elterliche Gewalt der Mutter umfaßt aber im Falle des § 1685 nur die Fürsorge für die Person des Kindes, nicht aber für sein Vermögen und noch weniger dessen Nutznießung. Die Mutter erlangt diese Nutznießung nur, wenn die Ehe aufgelöst ist, und nur, wenn die elterliche Gewalt des Vaters ruht und dabei keine Aussicht besteht, daß der Grund des Ruhens wegfallen wird, was sehr selten ganz sicher festzustellen ist. Ferner erlangt die Mutter diese Nutznießung nur auf Antrag beim Vormundschaftsgericht.

Fällt während der Ehe das Recht und die Pflicht des Vaters weg, so hört damit auch das Recht und die Pflicht der Mutter auf; es steht ihr nach § 1698 die Sorge für die Person des Kindes nur n e b e n dem in solchem Falle zu bestellenden Vormund zu. Wenn der Mann vorübergehend entmündigt ist, wenn er die elterliche Gewalt mißbraucht hat oder ein Verbrechen gegen sein Kind begangen hat, wenn die Frau also durch solches Unglück in der Ehe auf den Ernst des Lebens hingewiesen ist, wenn sie mit banger Sorge auf ihre Kinder sehen muß, dann tritt nicht die Mutter an Stelle des Vaters, sondern das Vormundschaftsgericht ordnet an; es trennt in einem solchen Falle auch meist Mutter und Kinder und nimmt der Mutter die letzte Freude. Es ergeben sich dabei oft die tragischsten Fälle der Zerreißung von Familienbanden, der Zerstörung letzten Lebensglücks vieler Frauen. Und das alles, weil die Gefahr vorhanden sein soll, daß die Mutter ihre Pflichten gegen ihre Kinder verletze. Deshalb soll die Sorge lieber fremden Menschen übertragen und auf die große innere Bürgschaft der Mutterliebe verzichtet werden!

Ebenso ungerecht ist auch die Bestimmung des § 1697: »Die Mutter verliert die elterliche Gewalt, wenn sie eine neue Ehe eingeht.« Diese Bestimmung ist eine Folge der ehelichen Vormundschaft. Eine Frau, die unter ehelicher Vormundschaft ihres Mannes steht, kann die Rechte ihres Kindes nicht selbständig vertreten, namentlich nicht gegenüber dem Stiefvater, so meint man nämlich. Darum begeht der Gesetzgeber »logischerweise« lieber das grausame Unrecht, der Mutter die elterliche Gewalt zu nehmen, als daß er an der ehelichen Vormundschaft zu rütteln wagte. O über diese Scheinlogik, über diesen durchsichtigen faften Gerechtigkeitsdünkel! — Die Mutter tritt auch beim Tode des Vaters nicht ohne weiteres in die volle elterliche Gewalt ein. Das Vormundschaftsgericht hat der Mutter einen Beistand zu stellen, wenn der Vater es in seinem Testament anordnet, wozu die Mutter

ihrerseits nicht berechtigt ist. — Ist durch Ehescheidungsurteil der Mutter ein Kind zugesprochen, so hat der Vater noch die elterliche Gewalt darüber (§ 1635); die Mutter aber hat keine elterliche Gewalt über ein dem Vater zugesprochenes Kind. Das ist ungerecht und unzweckmäßig. Zur Vermeidung seelischer Konflikte der Ehegatten, namentlich aber der Kinder, wäre zu bestimmen, daß dem geschiedenen Ehegatten die elterliche Gewalt über das ihm zugesprochene Kind allein zusteht. — Auch die Stellung des unehelichen Kindes, seine Verwandtschaft mit dem Vater, die unser bisheriges Recht glaubte ableugnen zu dürfen, seine Versorgung, sein Erbrecht müßten bei der Reform des Familien- und Eherechts in ganz anderer Weise sichergestellt werden als bisher.

Das ganze Familien- und Eherecht ist auf der Überlegenheit des Mannes, auf der Unmündigkeit der Frau aufgebaut. Bedenkt man, was das namentlich für die Frauen minderwertiger Männer bedeutet, für die Frauen von Trinkern und Psychopathen, dann muß es einleuchten, wie notwendig eine Änderung des herrschenden Familien- und Eherechts ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat in den Bestimmungen über die Frau der Gerechtigkeit kein Gehör geschenkt. Der Fortbestand der ehelichen Vormundschaft über die Frau erschien dem Gesetzgeber so selbstverständlich, so durch die »Logik« geboten, daß er die Frau nicht nur in der Geschäftsfähigkeit stark beschränkte, sondern ihr auch die elterliche Gewalt fast gänzlich versagte. Die Aufrechterhaltung der ehelichen Vormundschaft über die Frau war ein roter Faden, der als Motiv das ganze Gesetz durchzog. Nun wird der Verlauf der Entwicklung bis zur Aufhebung der ehelichen Vormundschaft im Familien- und Eherecht nicht der sein, daß zuerst der Gesetzgeber die Vormundschaft aufgibt und daß dann die eheliche Vormundschaft in jeder Ehe auch praktisch wegfällt. Der Verlauf der Entwicklung wird den entgegengesetzten Weg einschlagen. In je mehr Fällen es gelingt, den ökonomischen und psychologischen Grundlagen der Ehe Geltung zu verschaffen, um so öfter wird das herrschende Prinzip durchbrochen, um so mehr wandelt sich die Sitte, und dann wird auch der Gesetzgeber eines schönen Tages der gewandelten Sitte Rechnung tragen müssen.

Waisenhaus- oder Familienpflege?

Von **Eduard Gräf**

Die meisten Gemeinden kamen noch vor Jahren ihren Aufgaben in der Kinderfürsorge ungern nach. Es wurden nur Waisenkinder in Pflege gegeben. Dabei spielte der Preis eine Hauptrolle, nicht die Qualität der Pflegestelle. So kam es, daß Großstadtkinder ohne Rücksicht auf ihr Fortkommen, Erziehung usw. in billige Landpflegestellen gebracht wurden. Egoistische Bauern nahmen diese schutzlosen Kinder gern auf, da ihnen darin ja früher oder später billige Arbeitskräfte heranwuchsen. Waisenhäuser waren nur in geringer Anzahl vorhanden, so daß manche Großstädte sogar Waisenkinder in ferne Landesteile verschickten. So fiel es vor Jahrzehnten schon unangenehm auf, daß zum Beispiel die damals so reiche Stadt Frankfurt am Main Waisenkinder nach »Polen«, das heißt in die Provinz Posen in Pflege gab. Nur der Kritik unserer Genossen in der Stadtverordnetenversammlung war es zu danken, daß diese himmelschreienden Zustände beseitigt wurden. Allmählich trat eine Besserung in dieser wichtigen Frage ein, nachdem durch Schaffung von eigenen Jugendämtern die Fürsorge sich auch auf Halbwaisen, verlassene und

gefährdete Kinder erstreckte. Viel nützliche Arbeit wird jetzt auf diesem Gebiet geleistet. Die Zahl der schutzlosen Kinder, aber auch die Pflegekosten sind seit dem Kriege enorm gestiegen. Die Organe der Jugendämter arbeiten durchweg gewissenhafter als früher die der reinen Armenpflege; sie gehen meist jedem einzelnen Falle nach. Das ist sehr wichtig, denn früher ließ man die Dinge an sich herankommen, so daß die Hilfe oft zu spät kam. Viel Geld wurde dadurch — natürlich an falscher Stelle — gespart. In dem mir unterstellten Jugendamt der Stadt Frankfurt am Main sind 23 Jugendpflegerinnen und Jugendpfleger sowie 19 Schulpflegerinnen tätig. Fast 10 000 Kinder sind zu betreuen (3186 Sammelvormundschaftsmündel, 1340 städtische Pflegekinder, 4563 Gemeindewaisenratsmündel, 363 Kostkinder). Die Waisenkinder werden nicht Waisenhäusern überwiesen, sondern, wie alle übrigen Pflegekinder, in geeigneten Familien untergebracht und von den Jugendpflegerinnen beaufsichtigt.

Die Aufgaben dieser Jugendpflegerinnen sind nicht einfach. Es gilt ja die Überwachung der städtischen Pflegekinder, der Mündel der Berufsvormundschaft und derjenigen des Gemeindewaisenrats wie auch der Kostkinder. Die Jugendpflegerin soll alle diese Kinder im Auge behalten, ihre körperliche und geistige Entwicklung verfolgen, sie nach Möglichkeit fördern, die Pflegestellen günstig beeinflussen und die Ausscheidung solcher Pflegestellen veranlassen, die sich als ungeeignet erweisen. Besonders sorgsame Prüfung und Aufmerksamkeit ist den neuangemeldeten Pflegestellen zuzuwenden. Durch die enge Zusammenarbeit der Jugendpflegerin mit den Säuglings- und Kleinkinderberatungsstellen kommt sie in die Lage, fortlaufend die Ansicht eines Arztes über diejenigen Kinder zu erfahren, die diesen Beratungsstellen zugewiesen sind. Bei dem Besuch der ihr anvertrauten Kinder hat sie auch zu beobachten, ob die Pflegemütter ihren Pflichten den Kindern gegenüber nachkommen. Gleichzeitig hat sie die häuslichen Verhältnisse ins Auge zu fassen, zum Beispiel etwa bestehenden Unzulässigkeiten (schlechter Lüftung, Unordnung, Unreinlichkeit usw.) durch entsprechende Maßnahmen abzuhelfen; zur Bekämpfung der Tuberkulose und sonstiger Infektionskrankheiten sind sofortige Maßnahmen zu ergreifen, verkrüppelte Kinder zu melden und in Behandlung zu bringen.

Auch in Adoptionsfällen und Anträgen auf Namenserteilung sind genaue Prüfungen der Familienverhältnisse der Antragsteller vorzunehmen, um die Zukunft des Kindes zu sichern. Die Jugendpflegerin muß daher mit warmem Herzen sich aller der armen Kinder annehmen, denen sie eine Hüterin, ja eine Mutter sein soll. Deshalb ist verständlich, daß nicht alle Frauen zur Jugendpflege sich eignen. Dieser Beruf verlangt ausgeprägtes Taktgefühl, Menschenkenntnis und tiefes Empfinden für die Volksschäden. Die Pflegerin muß auch den Mut besitzen, in die Höhlen des Lasters hineinzutreten und gegen Bosheit anzukämpfen, denn es kommt leider noch oft vor, daß sie Kinder behüten muß, deren Eltern wirtschaftlich oder moralisch nicht in der Lage sind, sie zu ernähren oder zu erziehen. Sie muß deshalb volles Verständnis für die Jugend und ein Herz voll Liebe mitbringen, wenn sie wirklich praktisch tätig sein will. Hier ist ein verkrüppeltes Kind, das der Krüppelfürsorge überwiesen werden muß, da eine Geschlechtskranke, die der Beratungsstelle zu melden ist; hier ein Mann, der junge Mädchen schändet und der Sittenpolizei zu übergeben ist, da Kinder, die im Schmutz verwahrlosen, wenn sie nicht schleunigst aus ihrer Umgebung entfernt werden. Sehr wichtig ist ferner, jene Erfahrungen festzulegen, die die Jugendpflegerin in ihrer täglichen Tätigkeit gemacht hat. Sie muß daher ihre Vorschläge usw. auf einer Pflegekarte berichten, die für jedes Kind angelegt ist.

Daraus ergibt sich, daß im Laufe des Jahres zahlreiche Kinder den Eltern abgenommen werden müssen, wenn diese nicht freiwillig auf die Erziehung verzichten. Waisenpflege und Jugendpflege sind daher heute nicht mehr voneinander zu trennen. Die Frage, ob man doch für Waisenkinder besondere Heime schaffen soll, hat man in Frankfurt am Main dahin entschieden, daß auch die Waisenkinder der

freien Pflege zu überweisen sind. Heute wird kein Unterschied mehr zwischen Waisenkindern und gefährdeten Kindern gemacht. Alle werden gleichmäßig den vorhandenen Heimen oder der Familienpflege überwiesen.

In seiner lesenswerten Schrift »Die Aufgaben der Kommunalpolitik« erklärt Genosse P. Hirsch:

»Den Vorzug verdient zweifellos die geschlossene Waisenpflege, das heißt die Unterbringung in Waisenhäusern, die es sich zur Aufgabe machen, den Kindern eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen. Die konfessionelle Erziehung in Waisenhäusern darf nur zulässig sein unter den gleichen Voraussetzungen, unter denen die Verfassung die Konfessionsschule duldet. Da, wo an Stelle der geschlossenen Waisenpflege die offizielle Waisenpflege tritt, sollten die Gemeinden auf die Beschaffenheit der Pflegestellen das größte Gewicht legen und sie ständig kontrollieren. Zur Kontrolle müssen Angehörige aller Volksschichten, vornehmlich auch aus der Arbeiterklasse, hinzugezogen werden. In erster Linie sollen die Gemeinden Frauen damit betrauen, die sich ja für dieses Amt ganz besonders eignen und deren Betätigung auf diesem Gebiet gesetzliche Hindernisse nicht mehr im Wege stehen.«

Der geschlossenen Waisenpflege kann ich aber mit dem besten Willen nicht den Vorzug geben, auch wenn genügend Waisenhäuser vorhanden sind, die berechtigten Wünschen entsprechen. Waisenhäuser gibt es in Deutschland ja verhältnismäßig wenig, wie auch der Mangel an Armenhäusern sehr zu beklagen ist. An einen Neubau solcher Anstalten ist jetzt gar nicht zu denken, und die vorhandenen Anstalten sind fast alle religiösen Charakters. In katholischen Gegenden Deutschlands hält man eben auch heute noch vorwiegend an der Anstaltserziehung fest, um größeren Einfluß auf die Seele des Kindes zu gewinnen. Man schaltet aber damit die freie Regung des Geistes aus. An ihre Stelle tritt nur zu oft die Gewöhnung an sklavische Unterordnung. Wird gar noch, wie dies in den meisten großen Anstalten der Fall, der Schulunterricht im Hause abgehalten, so ist der Zögling ein armer Gefangener, der vom Verkehr mit der Außenwelt fast völlig abgeschlossen ist. Das ganze Leben spielt sich dann in den Räumen der Anstalt ab, in deren schwüle Atmosphäre kein frischer Luftzug dringt. Ängstlich ist man bedacht, daß der gewohnte prüde Ton nicht verletzt wird, daß jede freie Regung nicht zur Geltung kommt. Es muß deshalb in erster Linie gefordert werden, daß den Pfleglingen solcher Anstalten wenigstens der Schulunterricht in den öffentlichen Schulen erteilt wird. Etwas von der frischen Luft der Außenwelt nehmen die Zöglinge dann doch mit in ihre abgeschlossene Welt des Waisenhauses. Die Familienpflege hat deshalb unbedingt den Vorzug.

Kinderlosen Familien soll man auch in der Regel kein Pflegekind geben, damit es nicht allen Schäden, denen das »einzige Kind« ausgesetzt ist, unterliegt. In Frankfurt am Main hat man keine eigentliche Waisenpflege, sondern die Waisenkinder auch in Pflegestellen untergebracht und läßt diese, wie auch Genosse Hirsch richtig fordert, von praktischen Fürsorgerinnen kontrollieren.

Ein Mittelding zwischen Waisenhaus und freier Pflege bildet unsere Kinderherberge, die für 150 Zöglinge Platz hat und sich in weitesten Kreisen der Bevölkerung des besten Ansehens erfreut. Sie dient nicht zur dauernden Aufnahme von verwaisten Kindern oder von solchen, deren Eltern dauernd an ihrer Pflege verhindert sind, sondern nimmt vornehmlich solche Kinder auf, die infolge vorübergehender Notstände der Familie eine Zeitlang abgenommen werden müssen und nach Beendigung des Notstandes wieder in ihre Familie zurückgegeben werden. Zum Teil bleiben auch Kinder längere Zeit in dieser Anstalt, die sich Eigenarten und Unarten angewöhnt haben, welche sie zur Unterbringung in einer Familie ungeeignet machen — aber nur, bis sie sich diese Unarten wieder abgewöhnt haben. Auch die Leitung der Kinderherberge steht auf dem Standpunkt, daß die Anstaltspflege immer nur ein Notbehelf sein darf und die Unterbringung in einer geordneten Familie bei

weitem den Vorzug verdient. Um die Erziehung in dieser Kinderherberge möglichst der Erziehung in einer Familie ähnlich zu gestalten, werden die Kinder in Gruppen eingeteilt, deren jede eine Anzahl Knaben und Mädchen in jedem Alter von fünf bis vierzehn Jahren aufweist, so daß eine solche Gruppe den Eindruck einer großen Familie macht. Jede Gruppe wird von einer Pflegerin als Gruppenmutter geführt. Sie überwacht deren Morgentoilette, macht sie für den Schulgang zurecht, sorgt für regelmäßige Einnahme der Mahlzeiten, beteiligt sich an den Schulaufgaben usw., wie es eine gute Mutter tut. Bei der Kleidung wird scharf darauf geachtet, daß die Kinder nicht, wie es leider noch bei vielen Waisenhäusern der Fall ist, gleiche Anzüge erhalten, damit sie sich auf der Straße in keiner Weise von ihren Altersgenossen unterscheiden.

Ganz läßt sich die Anstaltspflege nicht entbehren; sie muß aber beschränkt werden auf diejenigen Kinder, die körperlich, geistig und sittlich defekt sind und für die eine normale Familie meist nicht das nötige Verständnis hat. Diese defekten Kinder werden daher nur in einer Anstalt mit berufsmäßig geschultem Personal richtig erzogen werden können.

Hans Nikolaus Kraus

Ein Erinnerungsblatt an den ersten Feuilletonredakteur der Parteipresse

Von **Ludwig Lessen**

Hans Nikolaus Kraus, der am 26. Dezember dieses Jahres sechzig Jahre alt geworden wäre, hat nur die Mitte der Vierziger erreicht. Mehr denn einundeinhalb Jahrzehnte deckt ihn bereits die Erde. Um so mehr gibt der Gedenktag Veranlassung, seine von der Gegenwart nur wenig gekannte und beachtete Persönlichkeit der Vergessenheit zu entreißen; denn diese Persönlichkeit vereinigte vielerlei Beachtenswertes in sich: den Parteigenossen, den seine Heimat innig liebenden Deutschen, den Dichter und den ersten selbständigen Feuilletonredakteur unserer Parteipresse. In jedem dieser Teile dominierte eine kernige, für den ersten Eindruck vielleicht etwas zu derb anmutende Art. Wer dieser Art aber näher kam, der merkte bald, daß sich eine fast frauenhafte Weichheit dahinter versteckte, die bei dem stark und breit gebauten Manne mit dem schon frühzeitig weiß gewordenen Spitzbart sich eigenartig ausnahm. Und so gern und so oft er auch das Poltern und Schelten liebte, aus den blauen Augen hinter den blitzenden Brillengläsern lugte doch immer wieder rasch der lächelnde Schalk, dem nichts ferner lag, als dem anderen wehe zu tun.

Kraus war ein Egerländer. Dort, wo Fichtelgebirge, Bayerischer Wald und Erzgebirge zusammenstoßen, erblickte er das Licht der Welt. In ihm vertiefte sich die Art des in jener Gegend lebenden Menschenschlags zu einer besonders knorrigen Eigenart. Von uralten Sitten und Gebräuchen wußte er zu erzählen. Und wenn er ins Plaudern kam, dann ging das nicht glatt und unterhaltsam, sondern in kurzen, abgerissenen Sätzen, die Bilder von prächtigem Reiz formten, daß dem Zuhörer Land und Leute lebfrisch und plastisch entgegensprangen. Dann erzählte er von den »Gwandln« seiner Landsleute, von ihren Wohnungen, ihren Kochkünsten. Dann sang er das eine oder andere ihrer Lieder. Dann stellte er die heimatliche Kultur hoch über alle norddeutsche. Dann lachten seine blauen Augen, und seine tiefe, männliche Stimme zitterte vor innerlicher Erregung.

Kraus entstammte einer Försterfamilie. Wer ihm näher stand, der wußte, wie stolz er auf diese Abstammung war. Er wurde am 26. Dezember 1861 zu Neuhaus in Böhmen geboren. Im Walde wuchs er auf; ein Sohn des Waldes blieb er zeit seines Lebens — auch in der Großstadt. Seinen ersten Unterricht erhielt er in einer Dorfschule. Später kam er auf das Gymnasium in Eger. Seine Militärzeit absolvierte er in Wien. Von der sprach er oft und gern, namentlich von den Manöver-

tagen, aus denen er ſich manche ſpaßige Erinnerung in ſeine ſpäteren Lebensjahre hinübergerettet hatte.

Auf der Univerſität lag er philoſophiſchen und ſpeziell germaniſtiſchen Studien ob. Faſt Student noch, gründete er die »Deutſchen Blätter«, die man als einen Vorläufer der bekannten Leipziger »Geſellſchaft« anſprechen kann. Sie kamen in Eger heraus. Zu den Mitarbeitern dieſer Zeitſchrift zählten Dehmel, Liliencron, Harkleben und ſein Militärkamerad Hermann Bahr. In den »Deutſchen Blättern« wurde jedoch nicht nur die moderne Literatur gepflegt; auch Aufſätze über öſterreichiſche Politik befanden ſich in ihr, die einen ſtarken ſozialen und arbeiterfreundlichen Einſchlag aufwieſen.

Neben dieſer Herausgeber- und Redakteurtätigkeit war Kraus ſchon damals ein fleißiger Mitarbeiter der »Volkstribüne«. In die Redaktion dieſer Zeitſchrift trat er denn auch im Jahre 1890 ein, nachdem zuvor die »Deutſchen Blätter« das Zeitliche geſegnet hatten und ihr Begründer Eger mit Berlin als Wohnſitz vertauſcht hatte, wo er zunächſt bittere Hungerwochen mit in den Kauf nehmen mußte.

Aber auch die »Volkstribüne« konnte ſich in jener Zeit der literariſchen Neugründungen nicht halten; auch ſie ging bereits 1891 ein. Kraus wurde nunmehr Redakteur am »Volksblatt für Teltow-Niederbarnim«. Seine eckige, oft ins Derbe ausrutſchende Natur fühlte ſich jedoch in der neuen Tätigkeit nicht lange wohl. Kurz entſchloſſen gab er ſeine Stellung auf und wurde wieder freier Schriftſteller. Ein paar Jahre lang ſchlug er ſich durch, dann finden wir ihn — 1894/95 — als Redakteur des »Sozialdemokrat«. Im Jahre 1896 war er dann in ſeiner letzten Stellung als Feuilletonredakteur des »Vorwärts« gelandet, mit der er einige Jahre hindurch — 1898 bis 1904 — auch noch die Redaktion der »Neuen Welt« und des »Neue-Welt«-Kalenders verband.

Mit Januarbeginn 1897 brachte der »Vorwärts« erſtmalig ſein »Unterhaltungsblatt« heraus. Das war in ſeiner Aufmachung und Ausgeſtaltung eine eigentliche Schöpfung von Kraus. In die vier Seiten dieſes »Blatls«, wie er es gern nannte, legte er eine Unſumme von Arbeit, ſein reiches Verſtändnis für Volkstümlichkeit, ſein Übermaß an Verantwortungsgefühl, das ſich zur Richtſchnur genommen hatte: »Das Beſte iſt gerade gut genug.« Mit einer ſtaunenswerten Pünktlichkeit erledigte er alles, was ins Fach ſchlug: den Zeitungsſchnitt, die Durchſicht der Poſt, die Manuſkripte, die »Notizerln« und die Korrektur. Jede Stunde hatte ihre beſtimmte Arbeit. Die Uhr lag vor ihm auf dem Tiſch. Nach der wurde gearbeitet. Und der Metteur, der Manuſkript brauchte, machte niemals ſeinen Weg vergebens.

Und was für eine Arbeit! Da war jeder ſelbſtgeſchriebene Satz auf Klang und Wirkung hin gefeilt. Jede Einſendung war haarſcharf durchgeſehen, daß ja kein »Kambyſes« — das war einer ſeiner Lieblingsausdrücke — ſtehen blieb. Und erſt wenn der Hauptberg des Einlaufs zuſammengeſchmolzen war, dann machte er eine kleine Veſperpauſe: ſchwarzen Kaffee mit Kipferln. War er gut gelaunt, dann leitete er dieſe Pauſe mit dem Reim ein: »Hans Nikolaus Kraus macht jetzt ſeine Jauſ'.« Zwiſchendurch wurden ſelbſtgefertigte Zigaretten geraucht, oft ein Viertelhundert und mehr an einem Nachmittag, daß der Rauch blau und dick durch den Redaktionsraum wölkte.

Kraus war und fühlte durch und durch deutſch. Auf ſein Frankentum war er ſichtlich ſtolz, ſobald man ihn darauf zu ſprechen brachte. Über nichts konnte er ſich mehr erregen, als wenn man Eger, ſeine Heimat, eine böhmiſche Stadt nannte. Auch äußerlich ſuchte er ſich, trotz ſeiner Beleibtheit, möglichſt ſtramm und friſch zu geben. Sein Gang war militäriſch gerade und aufrecht, ſeine Bewegungen frei von jener Schwerfälligkeit, die man ſonſt an korpulenten Menſchen gewohnt iſt. Sein Scharfblick auch in nichtfeuilletoniſtiſchen Dingen hatte etwas Gewinnendes und Überzeugendes, ſo daß oft Berufspolitiker mit ihm Rückſprache pflegten und den Winken, die er zu geben wußte, nachgingen. Eine große Erfahrung auf allen möglichen Lebensgebieten gab ihm ein raſches Urteil, zu entſcheiden, was von neu auftauchen-

den wissenschaftlichen Theorien wahr oder falsch sei. Nur ganz selten hat ihn seine Lebenspraxis im Stich gelassen. Wo ihn sein stark ausgeprägter Argwohn nicht von vornherein beeinflußte, konnte man sicher sein, daß er stets das Richtige traf.

Zu den Gesprächigen hat Hans Nikolaus Kraus niemals gehört. Er hat sich in Berlin nicht recht akklimatisieren können. Die Ecken und Kanten seines Wesens, seine derbe Ungezwungenheit stießen leicht ab. Dazu kam sein Dialekt, den er niemals verleugnete. So wurde er ein Abseitsstehender, »halt ein einsamer Vogel«, wie er es nannte. Und doch konnte er lachen und ausgelassen fröhlich sein wie ein Kind. Wenn er auf einsamen Spaziergängen seine Schnurren aus der Jugendzeit auskramte, wenn er beim Salvatorbier sich festgekneipt hatte oder beim Dalbelli dem Chianti zusprach, dann war er die Gemütlichkeit selber.

Und jung war er und blieb er auch im Grunde seines Wesens. Seine Bücher bezeugen das. Sie geben ein durchaus jugendliches literarisches Bild. Bei aller Ausgereiftheit und stilistischen Fertigkeit eine fast unberührte Reinheit tiefster Empfindungsfähigkeit! Seine Romantrilogie »Heimat« ist *das* Buch der Egerländer. Der erste Teil »Lene« gibt die Geschichte seiner Mutter; im »Förster von Conradsreuth« schildert er den Wald und seine Eltern; im dritten Buche »Die Stadt« zeichnet er eigene Erlebnisse und Erinnerungen an Eger. Was Kraus in diesem Romandreiklang niedergeschrieben, ist Heimatkunst im besten Sinne des Wortes; in keiner Zeile dieser drei Romane findet sich, trotz aller Realistik, auch nur ein Hauch von Schlüpfrigkeit. Alles Unreine und Häßliche war ihm in tiefster Seele verhaßt. Denn echte und wahre Kunst mußte, seiner Meinung nach, erheben und veredeln.

Nicht uninteressant ist das rein Stilistische dieser Bücher: eine knappe Schreibweise, die mitunter fast abgerissen und abgehackt wirkte, gab jedem Satz das Gepräge. Dabei war jedes Kapitel in sich so abgerundet, daß es aus dem Zusammenhang herausgenommen und überall als selbständige Arbeit abgedruckt werden konnte. Der Dialekt kam nur dort zur Anwendung, wo er aus der Situation herauswuchs. Ganz im Dialekt gehalten war nur die weniger bekannte Studie »Egbalandrischs«. Im Zusammenhang hiermit sind auch noch die Skizzenbücher »An der Wende« und »Im Waldwinkel« zu nennen, die oft wunderfeine Naturbeobachtungen und packende Menschenschilderungen enthalten, die auch heute — ein Vierteljahrhundert nach ihrer Veröffentlichung — nichts von ihrem literarischen Wert verloren haben.

Eine ganze Reihe von Jahren hindurch habe ich mit Kraus im selben Raum, am selben Redaktionspult gesessen. Heute nach Jahren habe ich es einsehen lernen, wie unendlich viel ich ihm abzugucken Gelegenheit hatte. Die Behandlung der Mitarbeiter und des Manuskripts, die Versorgung des Setzersaales mit Satzfutter, die Auswahl der Bilder, Auszüge aus Büchern und Zeitschriften, die Knappheit und Prägung der Form in der kleinsten Notiz, die Überarbeitung des Romans und der wissenschaftlichen Plauderei — alles Kleinigkeiten. Und doch steckte in der Bearbeitung dieser Kleinigkeiten gerade eine Fülle von Erfahrung. Was Kraus aber in erster Linie von einem zuverlässigen Journalisten forderte, das waren: Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit. Hier konnte ihm keiner genug tun; hierin war er selbst allen, die mit ihm zu tun hatten, Muster und Vorbild.

Durch die harte Schale seiner äußeren Rauheit hindurch mußte man sich arbeiten, wollte man zum Kern dieses eigenartigen Mannes gelangen. Das war nicht leicht. Denn er konnte nicht nur abwehrend, sondern auch oft direkt abstoßend sein. Um so heller erstrahlte dafür dem Kundigen sein Hauptwesen: die Treue. Treue zu sich selbst, Treue zur Heimat, Treue zum Menschenschlag der Heimat, Treue zum Menschentum! Und dann noch eins: unbedingte Festigkeit, die von Fernerstehenden leicht als Trotz und Eigensinn gedeutet wurde. Und Widerstand, wo es einen Kampf galt und der Kampf sich lohnte!

Das war Hans Nikolaus Kraus, der verhältnismäßig jung ins Grab steigen mußte. Am 21. September 1906 erlag der breit und kräftig gebaute Mann, noch

nicht 45 Jahre alt, der Herzwassersucht. Den ihm Näherstehenden kam sein Tod überraschend; nicht aber ihm, der sich schon Wochen vorher nicht mehr taktfest fühlte. Die Erinnerung an den Toten wieder wachzurufen, dürfte an dem Tage, da Hans Nikolaus Kraus sechzig Jahre alt geworden wäre, gewissermaßen eine Parteipflicht sein.

Literarische Rundschau

Friedrich Muckle, **Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur.** München und Leipzig 1921, Verlag von Duncker & Humblot. Preis 45 Mark.

Karl Strecker, **Nietzsche und Strindberg.** Mit ihrem Briefwechsel. München 1921, Verlag von Georg Müller. Preis 16 Mark.

Die Nietzsche-Literatur, die schon vor dem Kriege sehr reichhaltig war, schwillt gegenwärtig immer mehr an und wird fast unübersehbar. Der Drang, sich mit diesem eigenartigen Denker und Dichter auseinanderzusetzen, wirkt befruchtend auf die literarische Produktion, und auch in den Kreisen der Leser wächst anscheinend das Interesse an den von Nietzsche aufgerollten Problemen.

Der Verfasser des erstgenannten vorliegenden Buches, dessen »Kulturideal des Sozialismus« seinerzeit an dieser Stelle warm empfohlen wurde, unternimmt den Versuch, das kulturpsychologische Problem Nietzsche zu durchleuchten und dem Verständnis näherzubringen. Mit Recht weist er hin auf die Zwiespältigkeit im Wesen Nietzsches, auf die innere Zerrissenheit dieses eigenartigen Menschen, aus der dessen paradoxen Urteile und doppelsinnigen Sprüche entspringen. Nietzsche, dieser »Geistergeist mit einer Nachtigallenseele«, wie Peter Hille ihn genannt hat, leidet an einer Heimatlosigkeit und einer unstillbaren Sehnsucht nach der Heimat. Er ist ein krankhafter Mensch, der für Gesundheit und Kraft schwärmt, er ist ein Mystiker und Rationalist in einer Person, ein Romantiker und ein Ringer um Erkenntnis und Wissen, er wird verzehrt von Mitleid mit den Bedrückten und preist zugleich die Mitleidlosigkeit und Härte. Dieser Zwiespalt ist das tragische Schicksal Nietzsches. In tiefschürfender Analyse und in wunderbarer Sprache versteht es Muckle, den Leser in das Wesen Nietzsches einzuführen. Man liest sein Buch mit steigendem Genuß und wachsender Anteilnahme. Auf den zweiten Band des groß angelegten Werkes, das demnächst erscheinen soll, darf man gespannt sein.

Der Verfasser des zweiten Buches behandelt das Verhältnis zwischen Nietzsche und dem großen Schweden Strindberg, die kurz vor der geistigen Umnachtung Nietzsches im Jahre 1888 miteinander in Berührung kamen und sich geistig und seelisch näherstraten wie zwei Schiffe, die sich zufällig kreuzen, worauf dann jedes seine Bahn weiterzieht. Der Briefwechsel zwischen diesen beiden hervorragenden Männern, der nur wenige Briefe umfaßt, bietet ein lebhaftes Interesse, und die von Strecker daran geknüpften Bemerkungen führen sehr gut in die Geisteswelt beider Männer ein. Das lesenswerte Buch, das der Schwester Nietzsches, der Frau Elisabeth Förster, und der Tochter Strindbergs, Frau Kerstin Sulzbach, zugeeignet ist, wirft ein helles Licht auf die geistigen Strömungen um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts. Franz Laufkötter

Von unten auf. Ein neues Buch der Freiheit. Gesammelt von Franz Diederich. Neue Ausgabe. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 385 Seiten, in Halbleinen gebunden 25 Mark.

Kurz vor seinem Tode hatte Franz Diederich noch die Freude, die bedeutendste seiner literarhistorischen Arbeiten in neuer Auflage erstehen zu sehen. Es erübrigt sich eigentlich, auf den großen Wert dieser Anthologie besonders hinzuweisen, denn die erste Auflage hat weit über unsere Parteikreise hinaus Verbreitung und Anerkennung gefunden. Erwähnt werden soll hier nur die Neuherausgabe des längere

Zeit vergriffenen Werkes, um es alten Freunden wieder in Erinnerung zu bringen und neue hinzuzugewinnen. Leider hat der Vorwärts-Verlag bisher nur den ersten Band neu aufgelegt. Hoffentlich wird der äußere Erfolg ihn veranlassen, den zweiten Band bald folgen zu lassen. Doch ist dieser erste Band keineswegs ein Torso, sondern ein in sich durchaus abgeschlossenes Werk, dessen innerer Aufbau und Vollständigkeit jede andere Gedichtsammlung weit überragt. Es ist eben mehr als eine bloße Anthologie, ein bloßes Aneinanderreihen von Gedichten, nach Dichtern oder Stimmungen geordnet; denn es stellt in seinen dichterischen Ausschnitten aus dem Ringen, Kämpfen, Sorgen und Siegen der Volksmasse ein Stück Kulturgeschichte, ein Stück Geschichte der revolutionären Bewegung dar. Offener Kampf und stumme Auflehnung gegen wirtschaftliche oder geistige Knebelung, unterdrückte Aufschreie der Entrechteten, hellodernde Sturmfackeln mutiger Vorkämpfer, beißender Hohn und Spott für menschliche Eitelkeiten und Schwächen, alles, was an Poesien erzeugt worden ist, in inniger Berührung mit der großen, »von unten auf« drängenden Befreiungsbewegung findet sich als dichterischer Niederschlag in den einzelnen Teilen des Buches.

Nicht nach Dichtern oder Jahreszahlen ist die Sammlung geordnet, sondern nach den geschichtlichen Phasen des großen Befreiungskampfes der Menschheit, nach der besonderen Kampfstimmung, die die sozialen Leiden und Kämpfe auslösten. Diese Anordnung gibt jeder Gruppe etwas Geschlossenes, Ganzes, das zum zusammenhängenden Lesen anreizt. Und alle, die im Kampfe stehen um die Erhaltung unserer jungen Freiheit, auch die Jugend, die sich vorbereitet auf diesen Kampf, sollten in diesem »neuen Buch der Freiheit« lesen wie in einem Brevier. »Denn auch Gefühle, die einst waren, sind Waffen,« sagt Diederich in seinem Vorwort, »nicht nur die Gedanken, die des Forschers Bücher der Nachwelt überliefern.«

Unnötige Bescheidenheit veranlaßte Franz Diederich, seine eigenen Gedichte der Anthologie vorzuenthalten. Dem später erscheinenden zweiten Band sollte der Verlag die charakteristischen Verse des toten Dichters Franz Diederich durch sachverständige Hand einfügen lassen. Ihrem Schwung wie ihrem künstlerischen und seelischen Gehalt nach gehören sie hinein.

Die buchtechnische Ausstattung der Neuauflage ist hinter der ersten, wirklich mustergültigen Ausgabe unter dem Druck der Zeitverhältnisse leider zurückgeblieben. Der 385 Seiten starke Großoktavband bietet zwar für 25 Mark eine ganze Menge Text, doch fehlen leider die prachtvollen Bilderbeigaben der ersten Auflage. Auch das äußere Gewand will mir nicht recht gefallen. Warum konnte das vornehm wirkende Grau mit Schwarz und Rot der alten Ausgabe nicht beibehalten werden? M. Schipfmann

A. Baumeister, **Die Gewerkschaften und die Internationale Arbeitsorganisation.** Lausanne 1921, Imprimerie Populaire. 48 Seiten.

Die Schrift Baumeisters gibt in etwas veränderter Form den Inhalt seines Vortrags wieder, der im Sommer 1921 innerhalb einer Vortragsreihe vor englischen Gewerkschaftern in Genf gehalten wurde. Sie veranschaulicht das Aufkommen der Selbsthilfebestrebungen der Arbeiter, die Entwicklung ihrer Gewerkschaften und deren Stellungnahme zu dem Problem der Internationalisierung der Arbeiterschutzgesetzgebung sowie den Übergang von der lokalen und beruflichen zur internationalen Aktion. In besonderen Abschnitten werden behandelt der Fortschritt des gesetzlichen Arbeiterschutzes vor dem Kriege und die Bestrebungen der Arbeiterschaft während des Krieges; dann die Schaffung der Internationalen Arbeitsorganisation und ihre bisherigen Erfolge, ferner die Haltung, welche Arbeitgeber und Gewerkschaften dieser Organisation gegenüber einnehmen. Ein Verzeichnis einschlägiger Schriften und Beschlüsse von Gewerkschaftskongressen betreffend den internationalen Arbeiterschutz sind im Anhang beigegeben. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 14 40. Jahrgang ◆ 1. Band 30. Dezember 1921

MAR 7 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung. Von Dr. Max Quarck (Frankfurt a. M.).

Politisch-kritische Bemerkungen zu dem Strafgesetzbuch-Entwurf von 1919. Von Dr. H. Marx, Staatsanwalt (Mannheim).

Die Regierungskrisen der Februarrepublik. Von A. Conrady.

Historische Volksaufklärung. Von Paul Kampffmeyer.

Literarische Rundschau: Eduard Meyer, Ursprung und erste Anfänge des Christentums. ◆ Robert Liefmann, Die Unternehmungsformen mit Einschluß der Genossenschaften und der Sozialisierung.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

An unſere Abonnenten

Die Teuerungswelle, von der das Zeitungs- und Buchdruckgewerbe ganz beſonders hart betroffen worden iſt, zwang uns, den Abonnementspreis für die in unſerem Verlag erſcheinende Zeitſchrift

Die Neue Zeit

auf 2 Mark 50 Pfennig die Nummer

vierteljährlich auf 32 Mark 50 Pfennig

ab Neujahr 1922 zu erhöhen.

Hierzu möchten wir bemerken, daß wir ſeit längerer Zeit die Mehrausgaben für die Neue Zeit willig getragen haben, jetzt können wir die großen Aufſchläge auf alles, was zur Herſtellung der Zeitſchrift erforderlich iſt, allein nicht mehr leiſten, ſondern müſſen unſere Abonnenten erſuchen, auch ihrerſeits wenigſtens einen Teil durch den erhöhten Abonnementspreis zu übernehmen.

Wir bitten unſere Abonnenten, die Beſtellung auf das erſte Quartal 1922 bei der Poſt und den Buchhandlungen und Kolporteuren ungeſäumt zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſtellung der Neuen Zeit eintritt. Das erſte Quartal 1922 beginnt mit Nr. 14.

Stuttgart, 19. Dezember 1921.

Der Verlag der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 14 Ausgegeben am 30. Dezember 1921 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung

Von Dr. Max Quarck (Frankfurt am Main)

I

Die Arbeit, die auf dem letzten Görlitzer Parteitag durch die Schaffung eines neuen Parteiprogramms geleistet wurde, findet einstweilen weder bei den Theoretikern noch bei den Praktikern unserer Partei die verdiente Beachtung. Dabei soll gar nicht davon die Rede sein, daß viele Parteiorte, zum Beispiel mein Wohnort, vorläufig noch nicht aus der Sackgasse herauskommen, in die sie sich vor dem Parteitag verrannt hatten. Damals waren alle Vorarbeiten für das Programm, nachdem sie freilich in recht unglücklicher Unfertigkeit veröffentlicht worden waren, Stümperarbeiten, die man so rasch und so gründlich als möglich der Vergessenheit zu überliefern hatte, damit sie der Partei nicht länger Schande machten. Die Wahl einer vollständig neuen und aus ihren Gesinnungskreisen entnommenen Programmkommission war das mindeste, was die schneidigen Kritiker forderten. Jetzt hat sich aus der vor Görlitz arg vernachlässigten Zusammenarbeit der Hauptmitglieder der alten Programmkommission ein formell und inhaltlich durchgearbeitetes und in seinen einzelnen Teilen gegeneinander abgewogenes Werk ergeben, das zwar noch lange nicht über aller Kritik steht, aber mit seiner Anpassung an die Weltumwälzung und mit seiner verhältnismäßigen Geschlossenheit Achtung abnötigte und die Zustimmung des Gesamtparteitags fand. Die schrillsten Stimmen von vorher schweigen jetzt klüglich. Freilich tut man auch noch wenig für ein näheres Bekanntwerden der Einzelmitglieder unserer Partei mit dem Gedankeninhalt und dem Forderungsreichtum des neuen Programms, namentlich im besonderen Teile, der sich wirklich bemüht, die Fülle der neuen Erscheinungen nach Möglichkeit programmatisch zu meistern.

Aber das Verhalten dieser Genossen ist nicht das Beachtenswerteste an der Sache. Auch diejenigen Mehrheitsgruppen, die das Görlitzer Programm fördern halfen und ihm ihre Zustimmung gaben, machen merkwürdig wenig politischen Gebrauch von ihm. Im Reichstag und den Einzelparlamenten bis zu den Gemeinderäten herab hätte sich seit Görlitz bereits manche wichtige Gelegenheit geboten, sich auf die programmatische Willenszusammenfassung unserer Millionenpartei nachdrücklich zu beziehen und die Verwirklichung mancher aktuellen Punkte in Angriff zu nehmen. Man hätte erwarten können, daß unser neues Programm eine Rolle spiele in den badischen und hessischen Landtagswahlen, die inzwischen vollzogen wurden. Zahlreiche Partei- und Gemeindevertreterkonferenzen haben seit September in allen Teilen des Reiches stattgefunden und über ihre nächsten Arbeitsaufgaben gesprochen und beschlossen. Soweit ich sehen kann, sind sehr wenige dieser Gelegenheiten dazu benutzt worden, um sich selbst mit dem neuen Programm praktisch ver-

traut zu machen, es anregend und richtunggebend werden zu lassen für die politische Arbeit und es den großen Massen der Bevölkerung nahezubringen. Nach der drängenden und vielseitigen Beschäftigung während der Revolutionsjahre sind wir anscheinend noch nicht wieder so weit in der Gesamtpartei, unsere politischen und wirtschaftlichen Anstrengungen nach dem Parteiprogramm zu richten.

Wieder zu dieser soliden Arbeitsweise zurückzukehren, wäre indessen nach manchen Richtungen von der höchsten Wichtigkeit und Dringlichkeit. Grundlegende Umänderungen in der Staats- und Gemeindeorganisation kann man mit einiger Aussicht auf Erfolg überhaupt nicht anstreben und durchsetzen ohne die Einigung auf einige Hauptgrundsätze, auf deren Verwirklichung unsere Partei zunächst ihre Hauptstoßkraft konzentriert. Nun gilt die Demokratisierung der neuen deutschen Republik an Haupt und Gliedern unbestritten für die allernotwendigste Erneuerungsarbeit, die vorzunehmen ist. Sie steht als Hauptpunkt ebenso im Programm der neuen Regierungskoalition für das Reich, wie sie in den kleinsten unserer Parteiversammlungen aus den praktischen Erfahrungen der Verwaltung und Rechtsprechung heraus täglich mit steigendem Nachdruck erhoben wird. Die Abschnitte »Verfassung und Verwaltung«, »Gemeindepolitik« und »Rechtspflege« des neuen Programms bringen nach langer und mühseliger Beratung die programmatischen Richtlinien für die Agitationstätigkeit und dann die Gesetzgebungsarbeit, die wir auf diesem Gebiet zu entfalten haben.

Nach dem von der Partei herausgegebenen Wahlhandbuch für den hessischen Landtagswahlkampf hat der sozialistische Innenminister für Hessen, Genosse Dr. Fulda (Darmstadt), schließlich sein Amt niedergelegt, weil er zur großen Enttäuschung der Partei mit seinen Entwürfen zur Neuordnung der Staats- und Gemeindeverwaltung in andauerndem Rückstand blieb. Nun bringt das Görlitzer Programm natürlich keine ausgearbeiteten Gesetzentwürfe — es kann einer sozialistisch beeinflußten Regierung *diese* Arbeit nicht abnehmen —, aber es enthält die nächsten Zielpunkte, auf die bei der Neuregelung hinmarschiert werden muß. Und damit sollten doch eigentlich die Gesetzestechniker der Regierungen und der Parlamente hinreichend darüber unterrichtet werden können, mit welchem Inhalt sie ihre Reformvorlagen zu erfüllen haben. Da man freilich in der Partei noch nicht einmal gelernt hat, was im Görlitzer Programm steht, so kann auch jene einfache Vermittlungsarbeit aus dem Programm in die Praxis noch nicht beginnen.

Wenn es daher jetzt gilt, die allerdringendste Angelegenheit zu bezeichnen, die für die Demokratisierung der deutschen Republik mit Hilfe der Grundsätze zu erledigen ist, auf die wir uns in Görlitz einigten, so stelle ich *die Reform der Gemeindeordnung* allen anderen Aufgaben voran. Die große Französische Revolution hat sogar ihre berühmte, aber leider im einzelnen viel zu wenig bekannte Gemeindeordnung vom Dezember 1789 mit vollem Bewußtsein lange vor der neuen Staatsverfassung geschaffen und sich damit die feste Stütze demokratischer Gemeindeorgane nicht bloß für die Verfassungsarbeit, sondern für ihre gesamte Revolutionstätigkeit zeitig gesichert. Ich habe im Weimaraner Verfassungsausschuß gelegentlich ähnliche Anregungen gegeben, aber kaum Gehör gefunden. Jetzt aber, nachdem die neue deutsche Reichsverfassung in das dritte Jahr ihres Bestehens tritt und allmählich zur lebendigen Geltung kommt, wird es allerhöchste Zeit, ihr in

demokratischen Gemeindeordnungen für die einzelnen Freistaaten die solide Unterlage zu geben. Denn das ist ja in Weimar ebenfalls versäumt worden, durch die Verfassung wenigstens die Hauptgrundsätze für eine demokratische Ordnung der Gemeinden und Gemeindeverbände mit einheitlicher Geltung durch das ganze Reich hin festzulegen. Es galt als ausgemacht, daß man diese fundamentale Arbeit, abgesehen von der einheitlichen Vorschrift, überall auch in der Verwaltung das freieste Wahlrecht einzuführen, wieder einmal ganz dem Belieben der Einzelstaaten überlassen müsse, wobei man sich damit tröstete, daß die Verfassung ja jedem Einzelstaat auch nur das freie Wahlrecht und die parlamentarische Regierung vorschreibe. Der Gang der Dinge seitdem zeigt, daß durch diese Lücken der Fortgang der kommunalen Demokratisierung mindestens nicht begünstigt, wahrscheinlich aber sehr stark zersplittert und gehemmt worden ist.

Sehr richtig stellt der Abschnitt »Gemeindepolitik« des Görlitzer Programms an die Spitze den Satz: »Schaffung einer einheitlichen Gemeindeordnung für Stadt und Land sowie eines einheitlichen Gemeindevertreterkörpers.« Das hätte die generelle Bestimmung für das ganze Reich sein müssen, die in der Reichsverfassung stehen sollte. Die Einigung auf diese beiden Grundsätze war schon vor dem Görlitzer Parteitag für die Partei eine allgemeine; die wenig begründeten Einwände, die von einer einzigen Stelle in der Partei kamen, hatte ich in der »Kommunalen Praxis« vom 10. September 1921 zu widerlegen versucht. Dort war auch mit der fortgesetzten Verwirrung aufgeräumt, die von den bürgerlichen Gegnern des Einkörpersystems meiner Ansicht nach mit vollem Bewußtsein in unseren Reihen dadurch angerichtet wird, daß wider besseres Wissen die rheinische Bürgermeistereiverfassung gleich Einkörpersystem gesetzt und dem letzteren alle Mängel jener napoleonischen Einrichtung angehängt werden. Das demokratische Einkörpersystem hat mit der rheinischen Bürgermeistereiverfassung innerlich so wenig zu tun wie mit der preußischen Magistratsverfassung. Es ist ein selbständiges, demokratisches Neues und Drittes sowohl gegenüber der Magistrats- wie gegenüber der Bürgermeistereiverfassung.

In der Görlitzer Programmkommission selbst, über deren Arbeit im einzelnen übrigens der Partei viel zu wenig Bericht erstattet worden ist, blieb der einzige Gegner des demokratischen Einkörpersystems jedenfalls in »splendid isolation«. Es war vielmehr einer der vielen glücklichen Arbeitsmomente in der Görlitzer Programmkommission, zu sehen, wie fest und stark in den Kreisen aller führenden Genossen die Überzeugung geworden war, daß mit dem schädlichen und überflüssigen Gegenspiel von Gemeinderegierung und Gemeindeparlament aufgeräumt werden müsse, wenn man zu einer kraftvollen statt der kräftezersplitternden Gemeindedemokratie kommen wolle. Aber wie wenig ist unsere Partei mit dieser grundlegenden Forderung bei den Wahlkämpfen dieses Herbstes herausgetreten, und wie wenig politisches Kapital hat sie aus ihr geschlagen!

Das ist um so verwunderlicher, als die Revolution von 1918 nach dieser Richtung ausgezeichnete Vorarbeit geleistet hat. Aber offenbar sind diese Tatsachen in den weiteren Kreisen unserer örtlichen Führer, geschweige denn in den Arbeitermassen wenig bekannt. Ich selber hatte noch keinen vollständigen Überblick über die Gesamtentwicklung, als ich vor dem Görlitzer Partei-

tag in der »Kommunalen Praxis« für die Reformforderung und ihre Aufnahme in das neue Programm zu werben suchte. Das Gesamtbild war in den Jahren nach der Revolution noch von keiner Seite gezeichnet worden. Jetzt ist es ziemlich vollständig und sollte zu rascherer Tat anfeuern.

Süddeutschland hat seiner älteren demokratischen Entwicklung entsprechend auf diesem Gebiet wieder einmal die Führung übernommen. In Bayern ist durch das Selbstverwaltungsgesetz vom 22. Mai 1919 (einzige, sehr wenig demokratisch gerichtete Ausgabe von Dr. Otto Börner, Ch. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) das reine Einkörpersystem für sämtliche Gemeinden neben der Unterstellung der staatlichen Bezirksamtmänner unter die Selbstverwaltungsbezirke eingeführt. In Artikel 6 heißt es: »Die Verwaltung der Stadt besorgt der Stadtrat, die der übrigen Gemeinden der Gemeinderat. Die Bestimmungen über das Gemeindekollegium in den rechtsrheinischen Landesteilen treten außer Geltung.«

Die Vollzugsordnung erläutert diese Bestimmung folgendermaßen:

Der Stadt- oder Gemeinderat ist künftig das einzige Verwaltungsorgan der Gemeinden. Er hat auch alle Befugnisse, die bisher das Gemeindekollegium oder die Gemeindeversammlung hatte. Die Bestimmungen über das Gemeindekollegium sind aufgehoben. Die Bestimmungen über den Magistrat sind sinngemäß auf den Stadtrat, die Bestimmungen über den Gemeindeausschuß auf den Gemeinderat anzuwenden; in der pfälzischen Gemeindeordnung decken sich diese Bestimmungen.

Inkonsequent bei der Durchführung des Einkörpersystems ist das bayerische Selbstverwaltungsgesetz insofern, als es nach Artikel 7 nicht bloß die Mitglieder der Stadt- und Gemeinderäte aus der Bürgerschaft, sondern auch die ersten Bürgermeister, also die ersten Beamten der Gemeindevertretung, von der ganzen Einwohnerschaft wählen läßt statt von der Gemeindevertretung. Dadurch erhält der erste Bürgermeister eine Machtstellung gegenüber der Gemeindevertretung, die ihm im Einkörpersystem nicht zukommt, da er eben nur Beamter der Gemeindevertretung, wenn auch ihr erster, mit dem Recht der Initiative, dem Auftrag des Vorsitzes und ähnlichem, sein soll.

Ebenso wurde in Württemberg die alte Gemeindeordnung durch ein Notgesetz des Jahres 1919 geändert. Man folgte der Entwicklung, die sich schon seit Jahren selbsttätig angebahnt und das zweite Gemeindekollegium immer mehr in den Hintergrund geschoben hatte. Der Bürgerausschuß wurde nunmehr auch formell abgeschafft und dessen Aufgabenkreis auf den Gemeinderat als einzigen Gemeindeverwaltungskörper übertragen. Die Ortsvorsteher freilich werden auch hier noch auf zehn Jahre direkt durch die wahlberechtigten Einwohner gewählt. Dabei hat Genosse Fr. Fischer, Gemeinderat in Stuttgart, in der »Kommunalen Praxis« vom 13. August 1921 ganz richtig hervorgehoben, wie unter einem so beschaffenen Einkörpersystem noch stark der Mangel der alten Gemeindeordnung hervortritt, daß die Gemeindevertretung in der Hauptsache nur beschließendes Organ ist, Vorbereitung der Beschlüsse und ihre Ausführung aber, also die ganze Exekutive und die eigentliche Verwaltung, noch wie bisher in der Hand des Ortsvorstehers und seiner Beamten liegen. Er führt ganz richtig aus:

Die Beamten bereiten die Verhandlungen vor, sie beherrschen den Stoff und die Akten. Ihnen steht das einschlägige gesetzliche Material ausreichend zur Verfügung. Bei der heutigen Massengesetzgebung, deren Durchführung vielfach den Gemeinden zukommt, tritt die Überlegenheit der Beamten allzu stark hervor. Die Hastigkeit der

Gesetzgebung zwingt den Gemeinderat häufig, dem Referenten zu folgen, weil in letzter Stunde gar keine andere Vollziehung mehr möglich ist. Bei der Art der Entschädigung der Mitglieder des Gemeinderats kann diesem die Übernahme von großen zeitraubenden Referaten oder die Bearbeitung besonderer Zweige der Verwaltung nicht zugemutet werden. Die besoldeten Gemeinderäte dagegen haben das Interesse, immer mehr Referate und Verwaltungen übertragen zu erhalten, denn damit wächst ihr Einfluß und die Bedeutung ihres Amtes. Dasselbe trifft zu auf die sonst noch vorhandenen Rechtsräte und dergleichen. Alle diese Beamten haben ein sehr lebhaftes Interesse, ihre Stellung nach außen einflußreich und stark erscheinen zu lassen und die Entscheidung des allein zuständigen Organs, des Gemeinderats, als möglichst unbedeutend herabzusetzen.

Hier ist der Finger sehr richtig in die noch vorhandenen Wunden gelegt. Bei der Beratung der neuen und endgültigen Gemeindeordnung im Württembergischen Landtag werde es gelten, so sagt Genosse Fischer ganz zutreffend, die Vorteile des Einkörpersystems zu erhalten und nach den angedeuteten Richtungen zu verbessern. Das wird, so fügen wir hinzu, hauptsächlich dadurch geschehen müssen, daß sämtliche Beamte der Gemeinde, auch der Ortsvorsteher beziehungsweise Oberbürgermeister, von der Gemeindevertretung gewählt und angestellt werden und die Möglichkeit verlieren, aus ihrer Wahl durch die Einwohnerschaft eine Machtstellung neben der Gemeindevertretung herzuleiten.

Ferner muß für die Bildung von Fachausschüssen aus dem Gemeinderat heraus gesetzlicher Raum geschaffen werden, die als Delegation der Gemeindevertretung die Verwaltungsspitzen der einzelnen Gemeindeämter statt der Beamten bilden. Unter ihnen, nicht neben oder gar über ihnen, haben die Fachbeamten zu arbeiten. Und daß sich bei Auswahl der Gemeindevertreter selbst die nötigen Kräfte zur selbständigen Leitung der Gemeindegeschäfte finden, die den Beamten mindestens gewachsen sind, ist einerseits sicherzustellen durch sorgfältige Auswahl der Gemeinderatskandidaten, andererseits aber dadurch, daß den leitenden und arbeitenden Personen im Gemeinderat die gebührende und volle Entschädigung für ihre Mühewaltung wird.

Wie sich die Einrichtung der besoldeten Gemeinderäte in Württemberg entwickelt hat, deren überwiegender Einfluß und Bedeutung vom Genossen Fischer ebenfalls festgestellt wird, und was daraus zu lernen ist, daraus ergibt sich genügend klar der Weg, der zu gehen ist. Natürlich hat Genosse Stetter vollkommen recht, wenn er in derselben Nummer der »Kommunalen Praxis« die Wahl der besoldeten Gemeinderäte durch den Gesamtgemeinderat verwirft. Hier ist in ganz falscher Konstruktion dasjenige auf Gemeinderäte angewendet, was für die Beamten des Gemeinderats gelten muß. Der Mann, der demokratischer Gemeindevertreter sein sollte, ist zum Beamten herabgedrückt, und daneben ist der Beamte, der lediglich Angestellter des demokratischen Einkörpersystems sein sollte, fälschlich zum Gemeinderat gestempelt. Mit dieser Konfusion muß gründlich aufgeräumt werden, nicht nur in Württemberg, sondern zum Teil auch in Bayern.

Sehr erfreulich ist das Gesamturteil des Genossen Stetter über die trotz dieser Mängel doch recht gute Bewährung des Einkörpersystems in Württemberg:

Im allgemeinen dürfte aus der Tätigkeit der letzten zwei Jahre der württembergischen Gemeinderäte wohl das Fazit gezogen werden, daß sie als Einkörperschaften sehr wohl in der Lage waren, die an sie herangetretenen Aufgaben voll und ganz

zu bewältigen, so daß also keinerlei Wunsch besteht, noch einmal zu dem früher bestandenen Zweikörpersystem zurückzugreifen. Vor allen Dingen hat das württembergische System gegenüber dem preußischen den ungeheuren Vorteil, daß die gewählte Körperschaft der Gemeinde gleichzeitig auch als Verwaltungsorgan tätig ist. Dort hat man bei den Plenarsitzungen deshalb auch nicht die unnötigen, oft stundenlangen Debatten, wie sie beispielsweise in der letzten Zeit in der Berliner Stadtverordnetenversammlung (und in noch vielen anderen! O.) üblich waren. Die Mitglieder des Gemeinderats haben, weil sie gleichzeitig Verwaltungsorgan sind, auch die Möglichkeit, sich viel mehr in die oft recht schwierigen Aufgaben einer Kommune hineinzuvertiefen.

Wenn man in Württemberg und Bayern nach diesen Gesichtspunkten weiterarbeitet, so ist es sicher, daß die Demokratisierung der Kommunalgeschäfte in einem schon geschichtlich gut vorbereiteten Boden zum Segen der Bevölkerung und der politischen Entwicklung des Landes tief und dauerhaft verwurzelt wird. (Schluß folgt)

Politisch-kritische Bemerkungen zu dem Strafgesetzbuch-Entwurf von 1919

Von Dr. H. Marx, Staatsanwalt (Mannheim)

Das Zustandekommen des heutigen Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB.), das als Gesetz am 24. August 1896 publiziert wurde, hat zweiundzwanzig Jahre in Anspruch genommen. Es hat fast den Anschein, als ob das neue deutsche Strafgesetzbuch diesen Rekord schlagen sollte. Zwanzig Jahre sind bereits verstrichen, seit im Jahre 1902 die Vorarbeiten unter der Führung des hervorragenden damaligen Staatssekretärs im Reichsjustizamt Dr. Nieberding in Angriff genommen worden sind, und noch immer liegt ein amtlicher Entwurf nicht vor. Was wir jetzt Entwurf nennen, ist eine Privatarbeit vier hoher Justizbeamter, die zu Anfang dieses Jahres veröffentlicht wurde. In der Denkschrift, die dem Entwurf beigegeben ist, wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Verfasser lediglich ihrer persönlichen Überzeugung Ausdruck gegeben haben und daß auch die Denkschrift keine amtliche Stellungnahme enthalte. Wie weit der Weg von dieser Privatarbeit bis zur Verabschiedung eines neuen Strafgesetzbuchs ist, welche Zeitspanne der Reformgedanke bis zur Verwirklichung noch durchmessen muß, läßt sich nicht sagen. Ob es noch zwei oder nochmals zwanzig Jahre sein werden, ist völlig ungewiß.

Beim Bürgerlichen Gesetzbuch war der große Zeitaufwand zur Fertigstellung des Gesetzes einigermaßen verständlich. Handelte es sich doch darum, die Buntheit dieses Rechts, das nach Bundesstaaten, ja vielfach nochmals innerhalb ihrer Grenzen wechselte, zu beseitigen und statt dessen ein über alle Gaue des Deutschen Reiches gleichermaßen geltendes bürgerliches Recht zu schaffen. Die jahrhundertelange Rechtsverschiedenheit allein erklärte schon die Schwierigkeit einer einheitlich geltenden Kodifikation. Beim Strafgesetzbuch liegen die Dinge wesentlich anders. Das Deutsche Reich besitzt seit seinem Bestehen ein Reichsstrafgesetzbuch. Es ist das ursprünglich für den Norddeutschen Bund erlassene Strafgesetzbuch vom 31. Mai 1870. An seine Stelle soll jetzt, weil es veraltet erscheint, ein neues treten. Es handelt sich also nicht um erstmalige Kodifikation wie beim Bürgerlichen Gesetzbuch, son-

dern nur um Reform: Einarbeitung neuer Gedanken, Ergänzung, Neuordnung. Wenn trotzdem diese gegenüber einer Kodifikation wohl als die technisch minder schwierige Arbeit anzusprechende Aufgabe ebensoviel oder vielleicht mehr Zeit als jene in Anspruch nimmt, so liegt dies in dem Charakter eines Strafgesetzbuchs begründet. Es trägt in ganz anderem Maße als ein bürgerliches Gesetzbuch politischen Charakter — politische Verhältnisse und Weltanschauungen prägen sich in ihm ganz besonders aus. Man kann daher ein Strafgesetz mehr als jedes andere ein politisches Gesetz nennen. Dieser Charakter des Gesetzes rechtfertigt auch das Unternehmen, den Entwurf von 1919, der, wenn er auch eine Privatarbeit ist, nach allem, was man hört, doch für die endgültige Gestaltung des neuen Strafgesetzbuchs von grundlegender Bedeutung sein wird, vom Standpunkt einer politischen Partei aus einer Kritik zu unterziehen.

Die Denkschrift räumt bereits in ihren einleitenden Worten ein, daß neue politische Auffassungen und das Hervortreten des sozialen Gedankens dazu geführt haben, daß wichtige Teile des jetzigen Strafgesetzbuchs auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr passen. Abgesehen davon, daß sein Wortlaut vielfach mit der Verfassung in offenem Widerspruch steht, atmen auch viele seiner Bestimmungen den Geist einer vergangenen Zeit und der in ihr an der Herrschaft gewesenen Machtfaktoren. Im Geburtsjahr des geltenden Strafgesetzbuchs, im Jahre 1870, besaß die arbeitende Klasse und ihre Vertretung, die Sozialdemokratie, in Deutschland noch keinen Einfluß. Das kommt auch im Strafgesetzbuch zum Ausdruck, das durchaus die Machtstellung des Feudalismus und der kapitalistischen Bourgeoisie widerspiegelt. Kleine, in der Zwischenzeit vorgenommene Abänderungen haben an dem Gesamtcharakter des Gesetzeswerkes nichts geändert.

Nach den einleitenden Worten der Denkschrift könnte man annehmen, daß die Verfasser von den neuen politischen Auffassungen und dem Bruch mit der Vergangenheit, der sich nach dem verlorenen Kriege vollzogen hat, stark durchdrungen gewesen seien. Wenn dies der Fall war, so haben sie jedenfalls, so ausgezeichnet auch sonst, vor allem in der Verarbeitung der neuen kriminalpolitischen Gedanken und in der sprachlichen Fassung, ihr Werk ist, es nicht verstanden, dieser Gesinnung im Entwurf einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen.

Im geltenden Strafgesetzbuch fallen die strengen Strafdrohungen gegen alle Eigentums- und Vermögensdelikte auf. Der Gesetzgeber ging offenbar von der Anschauung aus, daß Eigentum und Vermögen als Grundlagen des Staates vor jedem Angriff nachdrücklich geschützt werden müssen. Ohne die Absicht, das Privateigentum irgendwie antasten zu wollen, ja sogar von dem Standpunkt aus, daß es eine nicht aus der Welt zu schaffende Notwendigkeit, eine tief im Bewußtsein des Volkes verwurzelte Institution darstellt, wird man doch nicht umhin können, in der Art der gesetzlichen Regelung des Schutzes von Eigentum und Vermögen eine Überwertung dieser wirtschaftlichen Werte zu erblicken. Sie ist nur verständlich im Hinblick auf eine stets allzusehr um ihr Hab und Gut bangende bürgerliche Gesellschaft.

Heute steht auf Diebstahl, dem eigentlichsten Eigentumsdelikt, soweit nicht die Tat aus Not begangen wurde, nur Gefängnisstrafe. Der Entwurf hat daran eigentümlicherweise nichts geändert. Noch immer steht die Grundbestimmung (§ 359) für Diebstahl nur Gefängnisstrafe vor. Der Einwand, daß

unter Anwendung der § 115 und 116 des Entwurfs das Gericht die Möglichkeit besitze, auf Geldstrafe zu erkennen, ja sogar von Strafe ganz abzusehen, schlägt nicht durch. Die genannten Bestimmungen stehen im allgemeinen Teil. Sie gelten für alle strafbaren Handlungen schlechthin. In der Praxis aber richtet sich die Strafe grundsätzlich nach der Strafdrohung des besonderen Teils. Dadurch, daß hier immer noch ausschließlich Gefängnisstrafe angedroht ist, wird der Diebstahl als schweres Vergehen hervorgehoben. Die ausschließliche Bestrafung des einfachen Diebstahls mit Gefängnis entspricht ebensowenig dem Volksempfinden wie die Durchführung des Verfahrens gegen den Wunsch des Bestohlenen. Wie oft wird um Einstellung von Verfahren gegen Personen, die wegen Diebstahls angezeigt sind, von den Anzeigern beziehungsweise von den Bestohlenen selbst gebeten. Und es ist nicht einzusehen, weshalb beim einfachen, nicht gewohnheitsmäßigen Diebstahl diesem Verlangen des Geschädigten weniger entsprochen werden soll als bei der Körperverletzung. Das staatliche Interesse an der Erhaltung der Vermögensrechte seiner Bürger sollte billigerweise nicht größer sein als dasjenige an ihrer persönlichen Unversehrtheit. Das künftige Strafgesetzbuch sollte deshalb die Bestimmung enthalten, daß der einfache, nicht gewohnheits- oder gewerbsmäßige Diebstahl lediglich auf Antrag verfolgt werden soll und der Antrag zurückgenommen werden kann. Die Behörden würden dann von einer Menge Bagatellenarbeit entlastet werden.

Auch an anderen Stellen offenbart sich, daß die Verfasser des Entwurfs, der veralteten Überlieferung folgend, Sach- und Personenwerte in falsches Verhältnis setzen. Daß das geltende Strafrecht die Arbeitskraft, das Kapital des Arbeiters, nicht besonders erwähnt und schützt, ist nach seiner oben geschilderten Gesamtanschauung nicht besonders auffallend. Erstaunlich ist aber, daß auch der Entwurf die Arbeitskraft und damit die Arbeitsfähigkeit nicht besonders schützt. Die Bestimmungen über Körperverletzung müßten dahin ergänzt werden, daß Angriffe auf die Arbeitsfähigkeit einen Sondertatbestand bilden, der mit einer strengeren Strafandrohung zu versehen wäre wie die übrigen Körperverletzungen.

Eine gleich unzeitgemäße Auffassung liegt darin bekundet, daß der Entwurf denjenigen, der eine Frau durch Mißbrauch ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit zum außerehelichen Beischlaf nötigt, mit höchstens drei Jahren Gefängnis bestraft sehen will (§ 318), und daß er das gleiche Strafmaximum bei der einfachen Sachbeschädigung ansetzt, ja bei Jagdvergehen, die allerdings nach der Auffassung gewisser Kreise gar nicht streng genug bestraft werden können, in eigentümlichem Rückfall in feudalistische Anschauung noch erheblich strengere Strafen androht. An sich ist es sehr zu begrüßen, daß der Entwurf die Nötigung wirtschaftlich abhängiger Frauenspersonen zum Beischlaf, die bisher strafrechtlich schwer zu erfassen war, als besonderen Tatbestand heraushebt und ihn mit strengerer Strafe belegt als den allgemeinen Tatbestand der Nötigung. Aber er muß auch diejenige Strafsanktion erhalten, die dem Rang des Rechtsguts, das er schützt, entspricht. Wenn die Sachbeschädigung eine Gefängnisstrafe von drei Jahren verdient, dann muß man billigerweise gegenüber Angriffen gegen die weibliche Geschlechtsehre, insbesondere dort, wo sie unter dem Druck wirtschaftlicher Not gesteigerter Gefahr ausgesetzt ist, die höchst zulässige Gefängnisstrafe androhen. Es ist übrigens nicht einzusehen, warum nicht wie beim allgemeinen Nötigungs-

tatbestand auch hier der Versuch unter Strafe gestellt ist. Die Denkschrift gibt darüber keinen Aufschluß.

Zwei Tatbestände, die zwar nicht in ihrer Tendenz, wohl aber in ihrer praktischen Auswirkung vorzugsweise die unteren Volksschichten treffen, sind Kuppelei und Abtreibung. Jeder mit der Praxis der Gerichte Vertraute weiß, daß es fast ausschließlich kleine Leute, Angehörige der unvermögenden Kreise sind, die wegen Kuppelei und Abtreibung vor den Schranken des Gerichts stehen. Es ist wohl außer Zweifel, daß die beiden Straftaten nicht selten auch in anderen Schichten der Bevölkerung begangen werden, indessen stehen ihnen dank ihrer Vermögenslage Formen und Mittel zur Verfügung, die sie zumeist vor einer strafrechtlichen Verfolgung sichern, die aber den ärmeren Klassen in der Regel unzugänglich sind. So werden tatsächlich nur bestimmte soziale Gruppen von den Strafbestimmungen der Kuppelei und der Abtreibung betroffen.

Der Entwurf (§ 330 ff.) schlägt bei der Kuppelei eine wesentliche Verbesserung vor. Duldung des Geschlechtsverkehrs in der Wohnung soll den Tatbestand der Kuppelei dann nicht begründen, wenn nicht eine Ausbeutung der Frau oder ein Anwerben oder Anhalten der Frau zur Unzucht mit der Gewährung von Wohnung verbunden ist. Diese Bestimmung kann übrigens, soll nicht Vernunft zum Unsinn werden, nur dahin ausgelegt werden, daß die Duldung des Verkehrs auch in der Wohnung des männlichen Teils außer Strafe steht. Es sollte dies dann aber auch klarer zum Ausdruck gebracht werden, wie überhaupt eine Neufassung im Interesse einer größeren Verständlichkeit gelegen wäre. Die vorgeschlagene Regelung der Kuppelei bedeutet jedenfalls einen erheblichen Fortschritt gegenüber der Praxis auf Grund der bisherigen Bestimmungen, die zu den ungerechtesten und widersinnigsten Konsequenzen geführt haben. Es ist genügend bekannt, daß der Bordellinhaber unter dem Schutze der Polizei ungestört sein einträgliches Gewerbe ausüben konnte, während zum Beispiel die einfache Frau, die durch Vermieten von Zimmern notdürftig ihren Unterhalt bestritt, jederzeit gewärtig sein mußte, auf Grund irgendeiner gehässigen, häufig anonymen Anzeige wegen Kuppelei zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Bei der Regelung der Abtreibung haben die Verfasser des Entwurfs die Nöte der unteren Schichten nicht in gleicher Weise berücksichtigt. Die Bestimmungen des geltenden Strafgesetzbuchs sind ziemlich unverändert in den Entwurf übernommen worden. Nur ist die Strafdrohung dahin gemildert, daß für die Regelfälle Gefängnis ohne Mindestgrenze und nur in besonders schweren Fällen Zuchthaus eintreten soll, wodurch die Abtreibung, die bisher als Verbrechen charakterisiert war, zum Vergehen wird.

Es ist dem Entwurf beizupflichten, wenn er an der Strafbarkeit der Abtreibung allgemein festhält. Eine Nation, die nicht selbst ihr Todesurteil unterschreiben will, muß die Abtreibung ohne Ausnahme unter Strafe stellen. Der Vorschlag, die Abtreibung wenigstens in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft zuzulassen, ist, abgesehen von seiner willkürlichen Zeitbestimmung, auch deshalb unbrauchbar, weil in sehr vielen Fällen sich die Zeitgrenze gar nicht genau feststellen läßt und strafrechtlich die größten Schwierigkeiten verursachen würde. Gerade wenn man sich auf den Standpunkt des Entwurfs stellt — viele maßgebende Parteigenossen weichen ja darin von mir ab —, muß man auch die Möglichkeit schaffen, die Abtrei-

bung, die aus allgemeiner wirtschaftlicher Not heraus verübt wurde, besonders zu behandeln, sie muß ähnlich der Kindestötung als besonderer privilegierter Tatbestand herausgehoben werden. Dies ist zwar keine ideale Lösung, im Rahmen des Erreichbaren wird sie jedoch den Bedürfnissen der Praxis wohl am ehesten entsprechen.

Zeigt sich das mangelnde Entgegenkommen der Verfasser des Entwurfs an die neue Zeit in dem bisher Besprochenen mehr nach der negativen Seite, so kommt es an einer Stelle sehr positiv zum Ausdruck: in dem »Zweikampf« überschriebenen Abschnitt. Ein derartiger Abschnitt hätte in einem Entwurf, dessen erläuternde Denkschrift sich auf den Bruch mit der Vergangenheit beruft, keinen Platz finden dürfen. Oder sollte der Bruch mit der Vergangenheit den Vätern des Entwurfs erst in der zwischen Abfassung des Entwurfs und der Denkschrift liegenden Zeit deutlicher zum Bewußtsein gekommen sein? Dann ist es jedenfalls höchste Zeit, daß die Sonderregelung des Zweikampfes jetzt verschwindet und in dem amtlichen Entwurf nicht wieder erscheint.

Wenn etwas nicht dem Geist der neuen Zeit entspricht, so ist es der Zweikampf. Er war von jeher das Privileg bevorzugter Schichten des Ancien régime. Dem in einem neuen Strafgesetzbuch nochmals Raum zu gewähren und ihn in nicht weniger als 6 Paragraphen abzuhandeln, heißt doch ein Sonderrecht für ganz dünne Schichten der Bevölkerung schaffen, deren Sonderansprüche auch sonst nicht mehr anerkannt werden. Die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes hat kein Interesse mehr an einer Privilegierung des Zweikampfes, ja sie steht mit ihrer politischen und religiösen Anschauung in schärfstem Widerspruch dazu. Man kann im übrigen den Eindruck gewinnen, daß die Verfasser bei der Hereinnahme der Zweikampfbestimmungen in den Entwurf selbst kein sonderlich gutes Gewissen hatten, andernfalls würden wohl die erläuternden Bemerkungen der Denkschrift nicht so schuldbewußt entschuldigend gefaßt sein. Ein Eingehen auf die einzelnen Bestimmungen des Abschnitts erübrigt sich, da hier seine völlige Streichung vertreten wird.

Läßt schon die Regelung des Zweikampfes mit ihrem Widerstand gegen das Aufgeben gesellschaftlicher und standesgemäßer Prärogativen den Eindruck entstehen, als hingen die Verfasser an den sozialen Zuständen der Vergangenheit, so spricht der Schutz, den sie den Repräsentanten der neuen Staatsform gewähren wollen, ebenfalls nicht sehr für ihre Sympathie gegenüber der Republik. Es ist zwar von der Beleidigung des Oberhaupts eines ausländischen Staates die Rede, nicht aber von der Beleidigung des Reichspräsidenten und der Präsidenten der Länder. Hier schafft wohl schon in Bälde das verschiedentlich angekündigte Gesetz zum Schutze der Republik, das dann wohl in das allgemeine Strafgesetzbuch eingearbeitet werden wird, Abhilfe. Es ist von großer innerpolitischer Bedeutung, wenn die sichtbaren Repräsentanten einer Staatsform besonderen strafrechtlichen Schutz genießen. Die Monarchie hat das wohl gewußt und in den detaillierten und weitgehenden Bestimmungen der Majestätsbeleidigung zum Ausdruck gebracht.

All die als unzeitgemäß empfunden hier aufgeführten Mängel, zu denen auch noch das Fehlen der Regelung des Sozialwuchers gehört, können unschwer beseitigt werden, und man darf durch sie sein Urteil über das Werk

als Ganzes nicht beeinträchtigen lassen. Betrachtet man es in seiner Gesamtheit, so muß man es als ein ausgezeichnetes Gesetzwerk von einheitlichem Guß bezeichnen. Man merkt, daß es von Männern der Praxis verfaßt ist, die manchen theoretischen Gedanken nicht bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen Kompromisse gefunden haben. Das mag ihnen von professoralen Gemütern zum Vorwurf gemacht werden; die Praxis aber wird es ihnen danken. Und dann ist ein besonderer Vorzug des Entwurfs seine klare und verständliche Sprache. Sie wird einem Gesetz, das ihn zur Grundlage nimmt, schnell zur Volkstümlichkeit verhelfen. Kaum einem Gesetz ist dies notwendiger als einem Strafgesetz. Hoffen wir, daß über alle politischen Widerstände hinweg es dem Genossen Radbruch als Leiter des Reichsjustizministeriums gelingen wird, den amtlichen Entwurf, wie angesagt, im kommenden Frühjahr dem Reichstag vorzulegen und ihn auch baldmöglichst zum Gesetz werden zu lassen.

Die Regierungskrisen der Februarrepublik

Von A. Conrady

I

Die Erforschung der Gründe für die Kurzlebigkeit der zweiten französischen Republik, die aus der Februarrevolution von 1848 hervorging, stellt ein verwickeltes historisches Problem dar, woran sich die Geschichtsbetrachtung gern, jedoch vielfach nicht zur vollen Befriedigung des Nachprüfers versucht hat. Beliebt ist es, den raschen Untergang der Februarrepublik einfach auf die Klassengegensätze zurückzuführen. Marx ist sogar so weit gegangen, aus der Geschichte der Februarrevolution den allgemeinen Satz abzuleiten, daß in altzivilisierten Ländern mit entwickelter Klassenbildung die Republik überhaupt nur die politische Umwälzungsform der bürgerlichen Gesellschaft bedeute und nicht ihre konservative Lebensform. Daß diese Maxime nicht unbedingt in allen Fällen zutrifft, hat dasselbe Frankreich von 1870 ab bewiesen, seit welchem Jahre dort die Republik allerdings zur konservativen Lebensform der bürgerlichen Gesellschaft geworden ist, ohne daß man behaupten könnte, es sei eine Rückentwicklung der Klassenbildung vorausgegangen. Wenn der Verlauf der Dinge nach 1870/71 so ganz anders war als nach 1848/51, so hat dabei zweifellos der Umstand eine große Rolle gespielt, daß man inzwischen gelernt hatte, den Anforderungen der politischen Praxis besser Rechnung zu tragen, als nach der Februarrevolution. Was nach dieser Umwälzung nicht zum wenigsten zu weit getrieben wurde, das war die Überspannung der Parteigegensätze. In einer politischen Situation, die Koalitionen und Kompromisse gebieterisch erheischte, wenn die verfassungsmäßigen Staatsformen lebensfähig erhalten werden sollten, zeigten sich die Parteien außerstande, ihre sonstigen Differenzen hinter den dringenden Erfordernissen des Gesamtinteresses zurückzustellen und etwas Dauerhaftes zu schaffen. Eine Regierungskrisis jagte die andere, weil die Parteien, anstatt sich näherzurücken, immer noch mehr auseinanderfielen. Dieses Wesen entsprach nicht den Wünschen der verschiedensten Teile des Volkes und hatte daher den politischen Bankrott der parlamentarischen Republik zur Folge, auf deren Boden doch die Parteien fast alle mit mehr oder weniger guter Miene sich gestellt hatten.

Dieser Zusammenhang erhellt hauptsächlich aus der Zeit des Funktionierens der republikanischen Verfassung von 1848, wie sie seit Ende 1848 komplett zu arbeiten begann; doch hatte das Jahr 1848 schon kräftig vorgearbeitet, um die Lebensunfähigkeit des parlamentarischen Systems herbeiführen zu helfen. Die provisorische Regierung beruhte von Anbeginn auf einer Koalition der verschiedenen Richtungen, die zum Sturze der Julimonarchie zusammengewirkt hatten. Bürgerliche Republikaner, Demokraten und Sozialisten saßen zusammen darin. Das Einvernehmen wurde baldigst gestört, da das sozialistische Verlangen nach Organisation der Arbeit den bürgerlichen Elementen als eine Utopie erschien, die wiederholten Arbeiterkundgebungen sehr beunruhigend wirkten und die unproduktive Versorgung großer Mengen von Erwerbslosen dem Geschäftssinn zuwider war. Kritisch wurde der Zustand der Regierung binnen ein paar Wochen dadurch, daß besonders die beiden Sozialisten sich für längeren Aufschub der Wahlen zur Nationalversammlung einsetzten, wovon die Mehrheit nichts wissen wollte. Louis Blanc erklärte dann ostentativ seinen Austritt, dem Albert folgen wollte. Der Riß wurde dann mit Hilfe eines Kompromisses notdürftig überkleistert, aber es blieb doch nach Louis Blancs Angabe dabei, daß immer sieben gegen vier waren.

So schleppte sich die provisorische Regierung bis zu den Wahlen des 23. April, die einen zweifellosen sozialistischen Mißerfolg ergaben. Am auffälligsten war der Wahlerfolg der bürgerlichen Republikaner, aber nach Louis Blanc waren unter den 900 Gewählten 150 Legitimisten und 300 Orleanisten, die es freilich vorerst nicht eilig damit hatten, sich zur Monarchie zu bekennen. Indes ergab sich alsbald eine Neubildung der Regierung, indem in die Exekutivkommission und ihr Ministerium die Sozialisten keinen Zutritt mehr fanden, wogegen noch gerade ein paar Demokraten aufgenommen wurden. Die Enttäuschung unter den proletarischen Elementen über die Entwicklung der Dinge entlud sich zunächst in dem am 15. Mai unternommenen Versuch, die Nationalversammlung zu sprengen und eine sozialistisch-kommunistische Regierung zu bilden. Da die polnische Frage in den Vordergrund geschoben worden war, hätte sich sofort ein Krieg mit den »nordischen Mächten« ergeben, insofern die verschiedenen sozialistischen Richtungen überhaupt gemeinsam hätten regieren können. Dieses Problem wurde nicht durch die Erfahrung gelöst, weil der Putsch nach anfänglichem Scheinerfolg in sich zusammenbrach.

Die Exekutivkommission aber kam baldigst wieder in kritische Umstände. Der Bonapartismus machte sich in zunehmendem Maße bemerkbar und betrieb seine Agitation in der demagogischsten Weise. Seine »Organisation der Arbeit« bezeichnete die Abgeordneten als faulenzende Mandatare mit 25 Franken täglich, die dem Volke, wenn es Brot verlange, Steine reichen. Der »kleine Korporal« sprach unter Hinweis auf den 18. Brumaire vom Wunsch auch des heutigen Volkes, seine Tribünen von parlamentarischen Rhetoren zu befreien. Diese Wühlereien waren keineswegs wirkungslos, auch auf Arbeiter. Jedenfalls wurde der Prätendent Louis Napoleon von Paris in die Nationalversammlung gewählt. Die Exekutivkommission legte sich gegen seine Zulassung ins Zeug. Die Mehrheit der Nationalversammlung entschied aber anders, wie man in der Regierung annahm, um ihr eins auszuwischen, und so wurde im Kabinett proponiert, zurückzutreten. Die

Befürworter dieses Schrittes ließen sich noch einmal umstimmen, aber die Exekutivkommission lebte doch keine vierzehn Tage mehr. Dann brach die proletarische Juniinsurrektion aus und ließ die Regierung ziemlich unbehilflich erscheinen, worauf die Mehrheit der Nationalversammlung gegen 60 Stimmen dem General Cavaignac die Diktatur übertrug. Sie erlosch mit der Niederwerfung des Aufstandes, wurde aber unter starker Einwirkung der Rechten insofern erneuert, als der republikanische General nun zum Haupte der Exekutivgewalt und Kabinettspräsidenten ernannt wurde. Sein Kabinett wies das Novum auf, daß nun auch die Demokraten als unzuverlässig ausgeschifft wurden; die Vorherrschaft blieb den gemäßigten Republikanern. Der Schwerpunkt verlegte sich aber allmählich weiter nach rechts, wofür auch von Bedeutung wurde, daß die Ersatzwahlen durchweg zuungunsten der bürgerlichen Republikaner ausfielen. Nicht zu übersehen ist aber auch, daß im September der Orleanist Thiers für sich und seine Freunde die Erklärung abgab, daß sie die Republik zwar nicht gewünscht hätten, aber ehrlich und aufrichtig annähmen. Tatsächlich wurden bei der Schlußabstimmung über die republikanische Verfassung am 4. November gegen diese nur 30 Stimmen abgegeben, die teils von einzelnen Legitimisten, teils von Sozialdemokraten herrührten.

Während der Verfassungsberatungen war wieder einmal eine Regierungskrisis ausgebrochen. Von republikanischer Seite wurde die Wahl des Präsidenten der Republik durch das Volk für bedenklich gehalten, Wahl durchs Parlament gefordert. Eine Mehrheit, zu der die ganze Rechte gehörte, entschied aber für Volkswahl, worauf aus dem Cavaignacschen Kabinett drei Minister demissionierten. Als Ersatz kamen nun zwei ehemalige Minister und ein Staatsanwalt Louis Philippes in die Regierung. Es erhob sich aus der Mitte der republikanischen Partei starkes Geschrei über diese Konzession an die Monarchisten, die freilich insofern der parlamentarischen Lage entsprach, als die ehemaligen konstitutionellen Monarchisten zur Regierungsmehrheit gehörten; sie hatten auch ihren Anschluß an die Republik erklärt.

Noch stärker wurde die Rechtsschwenkung im Anschluß an die Präsidentenwahl des 10. Dezember, die bekanntlich gegen den bürgerlichen Republikaner Cavaignac Louis Napoleon als den Erkorenen der meisten Bauern, aber auch eines großen Teiles der bürgerlichen Schichten und nicht zum wenigsten sehr zahlreicher Arbeiter ins Elysée brachte. Am 20. Dezember übernahm der Präsident sein Amt, und am gleichen Tage trat auch das Kabinett Odilon Barrot ins Leben. Es beruhte auf Abmachungen, die vor der Wahl zwischen dem Prinzen und der sogenannten Ordnungspartei, das heißt einer Koalition von Orleanisten und Legitimisten, getroffen worden waren und ihm deren Unterstützung sicherten, während sie sich unter ihm die parlamentarische Herrschaft versprach. Das neue Ministerium bestand also in der Hauptsache aus Angehörigen der Rechtsparteien, neben denen noch anstandshalber der Altrepublikaner Vivio Aufnahme gefunden hatte. Wenn nun aber erwartet worden war, daß der Präsident weiter nichts als Handlanger der Mehrheitsparteien sein wolle, so stellte sich dies binnen acht Tagen als Irrtum heraus. Da er sich nicht genügend berücksichtigt fühlte, schrieb er am 27. Dezember dem Minister des Innern Malleville einen Brief, worin es hieß: »Alles in allem bemerke ich, daß die Minister, welche ich ernannt habe, mich behandeln wollen, als ob die berühmte Konstitution von Sieyès noch in Kraft

wäre, aber ich werde es nicht dulden.« Darauf ging Malleville, und Bixio folgte mit der Begründung, daß innerhalb der jetzigen Regierung für einen Republikaner kein Platz sei. Die Umgestaltung des Kabinetts brachte also seinen rechtsparteilichen Charakter noch ausgeprägter zum Ausdruck, schwächte aber auch seine Unabhängigkeit von den Einflüssen des Elysée. Das Kabinett Barrot war in den ersten Monaten des Jahres 1849 zwischen zwei Feuern: einmal machten ihm die Zumutungen des Präsidenten zu schaffen, besonders aber setzten ihm die Republikaner zu, die sich wieder lebhafter und in oppositionellem Sinne regten.

Verschiedentlich kam die Regierung bei Abstimmungen in die Minderheit, reagierte aber auf derartige Mißtrauensvoten nicht, da gleichzeitig der Nationalversammlung massenhaft Mißtrauensvoten aus dem Lande zugingen in Gestalt von Eingaben, die Selbstauflösung des Parlaments verlangten, da es seine Aufgabe der Konstituierung Frankreichs erledigt und also sein Mandat verloren habe. Die Nationalversammlung, die sich bereits von seiten des Präsidenten mit einem Staatsstreich bedroht sah, fand sich genötigt, ihrer Existenz einen Endtermin zu setzen. Vor diesem sprach eine Mehrheit noch einmal eine leise Mißbilligung des auswärtigen Regierungskurses aus, die aber im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen ignoriert wurde; nur ein scharfes Mißtrauensvotum gegen die Person des Ministers des Innern Faucher hatte das Ergebnis, daß dieser noch vor den Wahlen seinen Rücktritt erklärte.

Die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung am 13. Mai 1849 ergaben den Sieg der Ordnungspartei, neben der aber eine starke Minderheit von Sozialdemokraten, über 200 unter 750 Abgeordneten, erschien. Die Parteiverhältnisse der Volksvertretung, auf der nun das Spiel der verfassungsmäßigen Gewalten basieren sollte, waren aber bei weitem nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Die Sozialdemokraten waren eine Koalition von sozialistisch angehauchten Demokraten und demokratischen Sozialisten. Unter diesen letzteren waren wieder eine Anzahl Sektenrichtungen schlecht miteinander verträglich. Der Abgeordnete Michel, der nach der Ausschaltung Ledru-Rollins Hauptführer der Sozialdemokraten wurde, sprach im Hinblick auf die äußerste Linke und ihre Zerfahrenheit von einem Sinai des Wahnsinns. Aber auch unter den Jakobinern waren der Schattierungen genug, und alles in allem erschien der sogenannte Berg höchstens in der Opposition allenfalls als etwas Aktionsfähiges. Rechts von ihm gab es eine immerhin erhebliche Schar von bürgerlichen Republikanern. Ein Haufe Bonapartisten erschien mehr als Anhängsel der Ordnungspartei, freilich aber auch als wesentliches Zubehör ihrer Mehrheit. Was die Ordnungspartei angeht, so würde man vielleicht besser von Ordnungsparteien sprechen. Denn es handelte sich im Parlament immer noch um eine bloße Koalition von Orleanisten und Legitimisten; in jeder dieser beiden Gruppen steckten wieder die Elemente zu diversen Parteiungen. Zunächst freilich fand sich alles auf dem Boden der parlamentarischen Republik zusammen in der gemeinsamen Gegnerschaft gegen die »Roten«, die wähnten, durch Druck von außen einen Regierungswechsel in ihrem Sinne herbeiführen zu können. Die bestehende Regierung hieß noch nach Odilon Barrot, enthielt aber seit dem 2. Juni drei neue Persönlichkeiten, die ganz im Sinne der Mehrheit ausgewählt waren.

Kurz darauf benutzte Ledru-Rollin als Sprecher des Berges eine hart umstrittene Frage der auswärtigen Politik, in der das Verfahren der Regierung nach sozialdemokratischer Auffassung konstitutionswidrig war, zum Schutze der Verfassung mit den Waffen in der Hand aufzurufen. Dieses Verlassen des parlamentarischen Bodens war die denkbar größte Torheit, da die große Masse absolut nicht zu neuen Aufständen disponiert war. So brachte der 13. Juni 1849 anstatt einer roten Regierung, für welche die Sozialrevolutionäre schon als Nebenregierung eine proletarische Kommune bereithielten, eine kampflose, aber um so schwerere Niederlage der Montagne, deren parlamentarischer Führer Ledru-Rollin ins Ausland flüchten mußte. Bald trat nun der Gegensatz zwischen Parlament und Exekutivgewalt stärker hervor.

Während der Sommerferien betrieben die Bonapartisten eine emsige Agitation, an der sich der Präsident selber durch Propagandareisen beteiligte. Er nahm auch in einer wichtigen außenpolitischen Angelegenheit demonstrativ persönlich Stellung, ohne sich mit dem Kabinett darüber verständigt zu haben. Über diese Dinge und in einer Steuerfrage herrschte schon im Ministerium selbst scharfe Meinungsverschiedenheit. Doch war die Nationalversammlung auf nichts weniger gefaßt, als ihr Mehrheitskabinett plötzlich verschwinden zu sehen. Dahin steuerte aber der Präsident im Herbst 1849.

Er war über die gesetzgebende Versammlung unzufrieden, weil sie seine politischen Intentionen ignorierte, mit den Ministern, weil sie mehr auf die Majorität des Parlaments Rücksicht nahmen als auf ihn. So überraschte er im Herbst die politische Welt dadurch, daß er sich energisch als Personifikation des allgemeinen Stimmrechts in den Vordergrund schob. Seine Botschaft vom 31. Oktober überraschte die Mehrheitsparteien peinlichst, indem sie der Regierung, der das Vertrauen in keiner Weise entzogen worden war, ohne Umstände den Laufpaß gab. Das Schlimmste aber war die Art, wie er seinen Entschluß, die Minister zu wechseln, motivierte. Er sprach davon, daß er seinerzeit Männer der verschiedensten Ansichten berufen habe, ohne die erhofften Resultate dieser Vereinigung zu erreichen. Statt einer Verschmelzung der Schattierungen sah er als Ergebnis nur eine Brachlegung der Kräfte. Frankreich war nach seiner Darstellung über diese Konfusion und die Führerlosigkeit beunruhigt und verlangte nach der leitenden Hand seines Erwählten vom 10. Dezember. Dazu gehörte aber Übereinstimmung der Absichten und Überzeugungen zwischen Präsident und Ministern, und die Nationalversammlung sollte sich dem durch die Wahl der Exekutive ausgedrückten nationalen Gedanken anschließen. Der Präsident nannte weiter den Namen Napoleon schon an und für sich ein Programm, mit Ordnung, Autorität, Religion, Volkswohlfahrt, nationaler Würde als Leitsätzen. Dazu bekennt sich diese Kundgebung unter Inanspruchnahme der Unterstützung von Land, Volk und — in letzter Linie — Nationalversammlung. Man hat diese Botschaft mit Recht ein Manifest des persönlichen Regiments genannt; zweifellos war sie eine Absage an das parlamentarische System. Wenn man auf die Persönlichkeit der Minister blickte, die Louis Napoleon ausgewählt hatte, so konnten diese in keiner Weise als Vertrauensmänner der Majorität in Betracht kommen; denn es waren fast alles homines novi. Von einem Ministerpräsidenten war bezeichnenderweise gar keine Rede mehr. Man spricht allerdings gewöhnlich vom Ministerium Hautpoul; wenn aber dieser General,

der als Kriegsminister figurierte, die führende Persönlichkeit darstellen sollte, so war das ominös. Er war nämlich ein reguläres politisches Chamäleon, war umschichtig Legitimist, Orleanist, Republikaner gewesen, so daß sich annehmen ließ, er sei bloß ein Karrieremacher. Bemerkenswert war auch die Besetzung des Finanzministeriums mit dem jüdischen Börsenmann Fould, der sich keines besonderen Renommees erfreute und notorisch der Hauptkreditor des Präsidenten war. Im ganzen war Grund, von einem Ministerium der Kommis zu sprechen. Jedenfalls konnte von einem Mehrheitskabinett keine Rede sein.

Freilich führte sich das Ministerium in der Nationalversammlung mit der Beteuerung ein, daß es entschlossen sei, mit der Mehrheit Hand in Hand zu gehen. Man dachte aber nicht daran, es durch ein Vertrauensvotum zu legitimieren. Ebensowenig wurde ihm aber ein förmliches Mißtrauensvotum ausgestellt, um es zum Rücktritt zu zwingen. Man begnügte sich damit, ihm durch Ablehnung etwelcher Regierungswünsche unterschiedliche Nasenstüber zu applizieren, die es ignorierte, und bald wurde sogar ein Modus vivendi gefunden. Dies merkwürdige Verfahren erklärt sich einmal aus den inneren Gegensätzen der Ordnungspartei, daraus, daß Legitimisten und Orleanisten sich nicht über den Weg trauten. Besonders aber milderte der gemeinsame Gegensatz gegen die Roten zeitweilig die Feindseligkeit gegen das Kabinett des Präsidenten ab. Erst erregte große Unruhe, daß auf dem Lande bei Ersatzwahlen verschiedentlich Montagnards gewählt worden waren, und geradezu panischer Schrecken brach aus, als am 10. März 1850 in Paris ein Blanquist, ein Sozialist und ein gemäßigter Republikaner auf gemeinsamer Liste gewählt wurden. Die Tragweite dieser Vorgänge wurde weitaus überschätzt. Die Bauern, die da rote Stimmen abgaben, waren deshalb noch lange keine Sozialdemokraten, sondern wollten bloß möglichst empfindlich ihr Mißvergnügen über niedrige Getreidepreise, Weinbesteuerung und dergleichen zu verstehen geben.

Nicht viel anders war es in Paris, wo bei dem Wahlkompromiß der Bourgeoisrepublikaner mit den Roten auf den Kommunisten und den Sozialisten zahlreiche Stimmen von Leuten gefallen waren, die glänzende Geschäftshäuser innehatten. Darüber legte man sich aber in ordnungsparteilichen Kreisen keine Rechenschaft ab, sondern überbot sich, Hand in Hand mit dem Kabinett, in Repressionsmaßregeln, die am 31. Mai 1850 in einer Beschneidung des allgemeinen Wahlrechts durch Einführung einer weitgehenden Ansässigkeitsbedingung gipfelten. Wenn nun bei jeder Gelegenheit dem Publikum mit dem roten Gespenst graulich gemacht wurde, wenn alles, was dem Ruhebedürfnis nicht paßte, als sozialistisch verschrien wurde, so mußte dies notwendig auch auf den Parlamentarismus als solchen zurückfallen, der den ängstlichen Gemütern schließlich auch als Wegmacher des Umsturzes erscheinen konnte. Marx hat zweifellos recht, wenn er aus der ständigen Verrufung aller möglichen Dinge als sozialistisch die von den Ordnungsparteilern nicht begriffene Konsequenz fließen läßt, »daß ihr eigenes parlamentarisches Regime, daß ihre politische Herrschaft überhaupt nun auch als sozialistisch dem allgemeinen Verdammungsurteil verfallen mußte«. Er fragt, wie die Bourgeoisie, wenn sie in jeder Lebensregung der Gesellschaft die »Ruhe« gefährdet sah, an der Spitze der Gesellschaft das Regime der Unruhe, ihr eigenes Regime, das parlamentarische Regime konnte behaupten wollen,

»dieses Regime, das nach dem Ausdruck eines ihrer Redner im Kampfe und durch den Kampf lebt«. Wie dieser Kampf nun geführt wurde, war er wenig dazu angetan, dem Parlamentarismus Sympathien zuzuwenden. Daß es bei der Zuspitzung der Parteigegensätze durch die Kampfgesetze gegen die roten Republikaner in der Nationalversammlung scharf zuging, ist natürlich. Aber der Ton der Verhandlungen war nach der Darstellung Rochaus in der Regel nichts weniger als gemessen und würdevoll: »Tumultuarische Auftritte, grobe Persönlichkeiten, alle Arten von Verletzungen des parlamentarischen Anstandes waren an der Tagesordnung. Wenn das Ansehen der Nationalversammlung unter solchen Ungebührlichkeiten zusehends litt, so mochten alle Parteien im allgemeinen so ziemlich gleichmäßig dafür verantwortlich sein. Ein besonderer Anteil an dieser Verantwortlichkeit aber fiel auf die äußerste Linke, insofern als dieselbe durch »dringliche« Anträge und müßige Anfragen an die Minister, kurz durch die Mittel der parlamentarischen Schikane eine maßlose Zeitverschwendung und eine Menge ärgerlicher Szenen verursachte.« (Schluß folgt)

Historische Volksaufklärung

Von **Paul Kampffmeyer**

Die Geschichtslehrer unserer höheren Lehranstalten haben, bildlich gesprochen, zu den Füßen Sybels und Treitschkes gesessen, und die Hohenzollernlegende ist in ihr Fühlen und Denken förmlich hineingewachsen. Wenn man an der Hand Cunows in die Ideengänge der deutschen Geschichtsphilosophie (Cunow, »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«, Verlag Buchhandlung Vorwärts) eindringt, wird man die ganze Geschichtsschreibung der hohenzollernschen Leibhistoriker als eine böse Rückentwicklung der historischen Betrachtung werten müssen. »Wir wollen«, so schreibt schon August Ludwig v. Schlözer 1772, »der Geschichte der Menschheit im Osten und Westen und dies- und jenseits der Linie, ihrer sukzessiven Entstehung, Veredlung und Verschlimmerung auf allen ihren Wegen, von Ländern zu Ländern, von Volk zu Volk, von Zeitalkern zu Zeitalkern, nach ihren Ursachen und Wirkungen nachspüren und in dieser Absicht die größten Weltbegebenheiten durchdenken.« Schlözer stellt seinen Blick auf das Kulturwerden ein, und für ihn sind die Biographien der Könige wie auch die chronologisch genaue Darstellung von Thronveränderungen, Kriegen, Schlachten usw. nach dem »Geschmack der Anno-Domini-Männer« des Mittelalters ganz nebensächlich.

Viel wichtiger ist, nach der Geschichtsauffassung Schlözers, die Berücksichtigung der Technik, der »Erfindungen«, einem Wort, unter dem er nach eigener Erläuterung alles versteht, »was einen erheblichen Fortschritt oder Rückschritt veranlaßt«. Die Geschichte der Menschheit ist ihm vor allem eine Geschichte der Erfindungen, wie denn für ihn auch mit dem Zeitalter der großen Erfindungen ein neuer großer Abschnitt in der Geschichte beginnt. Er fordert demnach von den Historikern, vornehmlich die technischen Umwälzungen zu beachten. Derjenige Geschichtsschreiber handle am zweckmäßigsten, der »die Balgereien der Spartaner mit den Messeniern sowie die der Römer mit den Volkern« kaum berührt, aber die Erfindung des Feuers und des Glases sorgfältig erzählt und die Ankunft der Pocken, des

Branntweins, der Kartoffeln in unserem Zeitalter nicht unbemerkt läßt, und sogar sich nicht schämt, von der Vertauschung der Wolle mit dem Leinen in unserer Kleidung mehr Notiz zu nehmen wie von den Dynastien Tsi-Leang und Tschin (»Weltgeschichte nach ihren Hauptteilen in Auszug und Zusammenhang«, zitiert bei Cunow).

Justus Möser, ein ganz konservativ gerichteter Mann, ein grundsätzlicher Gegner Jean Jacques Rousseaus, schrieb bereits eine Geschichte Osnabrücks auf den Grundlagen der Eigentumsentwicklung und verwarf völlig den Gedanken, die Geschichte nach der Genealogie der Fürstenhäuser gliedern zu wollen. Wir blicken bei Möser tief in das Werden der sozialen Klassen hinein; wir sehen den Stand der selbständigen Grundeigentümer untergehen und neben der »Landaktie« die »Geldaktie« aufkommen. Eine ausgesprochen soziologische Betrachtungsweise kennzeichnet also schon den Verfasser der »Osnabrückischen Geschichte«.

Wahrlich, die deutsche Geschichtschreibung sank tief auf den Standpunkt der »Anno-Domini-Männer« herab, als v. Sybel »Wilhelm den Großen« als den Begründer des Deutschen Reiches feierte! Und wir gehen heute wieder auf gute alte Überlieferungen zurück, wenn wir die wirtschaftlich-sozialen Kräfte als die eigentlichen geschichtsbildenden Mächte darstellen. Es bedurfte aber erst einer revolutionären Regierung in Preußen, um unsere Schulgeschichtschreiber an die Zeiten zu erinnern, da Männer wie Gatterer, Schlözer, Möser, Adelung usw. die wirtschaftlich-sozialen Zusammenhänge und deren Einfluß auf die politische Geschichte klar erfaßten und lebensvoll schilderten.

In seiner jüngsten Arbeit »Neue Kulturbahnen der Schulpolitik« (Verlag der Vorwärts-Buchhandlung) hat uns der frühere preußische Kultusminister Konrad Haenisch drastisch vor Augen geführt, wieviel Mühe es gekostet hat, »vier modern denkende, entschieden republikanisch empfindende und zugleich historisch aufs beste geschulte Pädagogen zu finden« und sie zu gemeinsamer Arbeit an einem grundlegenden neuen Geschichtswerk zu vereinen.[1] Diese Pädagogen bekennen sich zu dem Programm, daß die Erneuerung der Geschichtsauffassung und -behandlung im Sinne des neuen Reiches nur von einer »soziologischen Behandlung der Tatsachen« zu erwarten ist. In diesen Tabellen marschiert die wirtschaftliche Entwicklung voran. Ihr laufen parallel in erster Linie die »sozialen Zustände und Bewegungen«. Dann entfaltet sich das geistige Leben in Religion und Kirche, Philosophie und Wissenschaft, in der Wortkunst und Tonkunst, in der Flächen- und Raumkunst, in der Erziehung und im Unterricht, im Recht, in der Verfassung und Verwaltung. Als letztes Entwicklungsglied behandeln die Verfasser der Geschichtstabellen die »auswärtige Politik«.

»Das Nebeneinander«, so erklären sie, »weist hin auf innere funktionelle Abhängigkeit, stellt die Aufgabe, diese gegenseitigen Bestimmtheiten und Zusammenhänge aufzudecken und so die systematische Trennung bis zum Ziele lebendiger Gesamtanschauungen zu überwinden. Darin drückt sich zweifens aus: Die äußere Staatengeschichte ist von ihrem Throne gestürzt und muß sich mit einem bescheidenen Platze zwischen den

[1] Synoptische Geschichtstabellen für die Zeit von etwa 1500 bis 1920. Herausgegeben von Siegfried Kawerau unter Mitarbeit von Fritz Ausländer, Heinrich Reintjes und Fritz Wuessing. Berlin und Leipzig, Verlag von Franz Schneider.

übrigen Äußerungen historischen Lebens begnügen. Man sieht, wir haben sie nicht verbannt, aber das ist zu fordern, daß endlich die äußeren Schicksale der Volksgemeinschaften nicht mehr voraussetzungslos in der Luft schweben, daß die Betrachtung der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der Gesellschaft, ihrer rechtlichen Lebensformen und ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Schöpfungen zu ihrem Rechte kommt. Vor allem erwarten wir, daß man sich dem Zwange der Tatsachen, wie sie sich in der synoptischen Zusammenstellung ausdrücken, in der Behandlung der Kriegsgeschichte einfach wird entziehen können, daß man sie endlich als katastrophale Entladung wirtschaftlich-sozialer Spannungen, daß man sie soziologisch behandelt.

Man kann geteilter Meinung sein, ob die Behandlung der äußeren Staatengeschichte in der letzten Rubrik des Tabellenwerks der Wichtigkeit dieser Geschichte für den Entwicklungsprozeß der europäischen Gesellschaft wirklich entspricht. Von grundlegender Bedeutung für den Verlauf der deutschen Geschichte ist zum Beispiel die Kolonisierung des östlichen und nördlichen Deutschlands durch deutsche Bauern und Ritter gewesen. Das Tabellenwerk greift zum Teil bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, und die deutsche Kolonisation der riesigen slawischen Gebiete im Osten hätte Aufnahme in den Tabellen finden müssen. Weit über zwei Fünftel deutschen Bodens sind den Slawen abgerungen worden. Es ist sehr wichtig, festzustellen, daß das kolonisierte östliche Deutschland kulturell in großem zeitlichem Abstand hinter dem Mutterland nachhinkt. Im Verknechtungsprozeß der Slawen bildet sich der Typus des ostelbischen Herrenmenschen heraus, im Osten entstehen die großen Territorialstaaten Brandenburg, Preußen, Sachsen und Österreich, und hier greift durch Expropriation der Bauern der Großgrundbesitz um sich. Der Tatsachenkomplex, der das Werden der östlichen »deutschen« Großmächte umfaßt, verdient schon, mit Fettschrift herausgehoben zu werden. Ich halte die Eroberung und zwangsweise Kolonisierung des Ostens für eine der tiefgreifendsten und revolutionären Tatsachen der deutschen Geschichte. Deshalb habe ich auch in der Geschichtstabelle zu meiner »Geschichte der Gesellschaftsklassen« das wirtschaftliche Werden des Ostens, des habsburgischen und preußisch-brandenburgischen Staates und der ostelbischen Herrenklasse besonders dargestellt. Im Kampfe mit den Slawen, Türken bildeten sich im Osten die Ansätze zu den großen Militärmonarchien.

Für die Staatsbildung und die Gestaltung der Klassenverhältnisse spielt die kriegerische Eroberung oft eine ausschlaggebende Rolle. Mit Recht bemerkt Cunow einmal in seiner »Marxschen Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«, daß schon in der Völkerwanderungsperiode eine ganze Reihe kleiner germanischer Staaten auf der Grundlage der Eroberung entsteht. Das gilt vor allem auch für die eigenartigen großen Staatsgebilde, die sich im Osten durch germanische Eroberungen und Kolonisationen gewaltig auswachsen.

Den Verfassern der »Synoptischen Geschichtstabellen« ist selbstverständlich nicht die Bedeutung der Enteignung der Bauern und der Entstehung der großen Gutswirtschaften im Osten entgangen, aber sie bringen diese in keine Beziehungen zu der gewaltsamen Ausdehnung der politischen Herrschaft der Deutschen über die Slawen.

Ganz revolutionär auf die ökonomische, soziale und politische Entwicklung Deutschlands hat auch der Dreißigjährige Krieg gewirkt. Er setzt das Werk der sozialen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts fort, erweitert die Rechte der Landesherren sehr wesentlich, bringt die Staatskirche zur vollen Entfaltung und führt schließlich den vollständigen Sieg des Staatsabsolutismus herbei. Das Reich versinkt gegenüber den absoluten Fürsten in politische Ohnmacht. Wirtschaftlich leitet der Dreißigjährige Krieg die Enteignung ganzer sozialer Klassen ein. Von dieser grundstürzenden Änderung schreiben die Verfasser der »Synoptischen Geschichtstabellen«: »Deutschlands Absturz in den Dreißigjährigen Krieg, Vernichtung des Wohlstandes aller Klassen, Rückgang der Bevölkerung von zirka 18 auf 7 Millionen, sittliche Verwilderung der Soldateska, Servilismus des Bürgertums, Adel von neuem überragende Geltung, wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeit vom Ausland.«

Die summarische Verteilung der äußeren Staatsgeschichte in die letzte Rubrik *scheint mir verfehlt zu sein*. Die historischen Ereignisse müssen in ihrer Bedeutung für den historischen Verlauf einzeln gewertet und dann in eine bestimmte Rangordnung gebracht werden. Dieser Gesichtspunkt, konsequent angewendet, muß in der Reihenfolge der Rubriken, wie sie von den Verfassern der »Synoptischen Geschichtstabellen« aufgestellt sind, wesentliche Änderungen herbeiführen. Es fragt sich, ob man die historischen Tatsachen ihrer Wichtigkeit nach nicht räumlich untereinander als nebeneinander stellen soll? Durch diese Anordnung, durch die Hervorhebung bestimmter grundlegender Tatsachen durch Fettschrift wird sofort ein Wertmaßstab in der Beurteilung der historischen Daten zum Ausdruck gebracht.

Die »Synoptischen Geschichtstabellen« sollen zunächst einem pädagogischen Zweck dienen: dem *geschichtlichen Arbeitsunterricht*, und deshalb ist wohl auch das Nebeneinander der Rubriken geboten. Die Schüler der Oberstufen in Vollanstalten — an diese ist in erster Linie gedacht — sollen zum Beispiel die Abhängigkeiten der verschiedenen Rubriken voneinander aufdecken. »Solche Aufgaben wären etwa das Verhältnis von Wirtschaft und Klassengliederungen, Wirtschaft, Staatsform und Kunststil. Dazu kämen Übungen im Vergleichen der einzelnen Länder und Völker und ihrer jedesmaligen Bedeutung füreinander (Rußland und Deutschland) und ihre Stellung zu den Haupttendenzen der Entwicklung; Beobachtung eben dieser sich ergebenden Richtungstendenzen in ihrer Abfolge, Breiten- und Tiefenentwicklung bei den einzelnen Nationen (zum Beispiel der Siegeszug des Kapitalismus, die Erweiterung der konstitutionellen Rechte, die Entwicklung der nationalen Idee, der Gedanke des Internationalen Schiedsgerichts, Subjektivismus in Religion und Kunst, proletarische Bewegung.«

Man mag sich nun im einzelnen mit den Verfassern der Tabellen über die Wirkung bestimmter geschichtlicher Daten auseinandersetzen wie man will, leugnen wird man nicht können, daß der Geist einer ganz neuen Zeit aus ihrem großzügigen Werke spricht. Sie haben wirklich gründlich mit der abgeschmackten, verlogenen monarchischen Geschichtsklitterung und der blutdürstigen Schlachtenmalerei unserer Schulbuchfabrikanten aufgeräumt. Sie haben an die Stelle der Bomben- und Kanonenhistorie preußischer Oberlehrer wirklich eine alle großen geistigen Gebiete umspannende Kulturgeschichte sozial denkender und sozial fühlender Pädagogen gesetzt. In den

Bildungsschulen der organisierten deutschen Arbeiterschaft wird man bei seminaristischen Übungen die »Synoptischen Geschichtstabellen« mit großem Erfolg benutzen können. Selbstverständlich müssen aber unsere Arbeiter erst durch lebendig geschriebene Leitfäden und durch kurzgefaßte Geschichtstabellen in die großen historischen Zusammenhänge der Weltgeschichte eingeführt werden.

Wir Sozialdemokraten dürfen uns keinen Augenblick verhehlen, daß wir bei dem großen Unkrautjäten auf den Feldern der Geschichte auf uns allein angewiesen sind. Die historische Massenaufklärung wird nicht von den Schulzimmern der Volksschule und nicht von dem Auditorium der Universität ausgehen. Wir müssen uns eine gediegene, preiswerte Geschichtsliteratur selbst schaffen. Kleine Schriften von zwei bis drei Bogen nur können heute von den Massen gekauft werden. Jedes dieser Schriftchen hat ein selbständiges Ganzes zu bilden und muß doch mit den übrigen Arbeiten, die für die historische Massenaufklärung herausgegeben werden, innerlich zusammenhängen. Auf drei Bogen kann man zuerst tabellarisch die deutsche Geschichte an der Hand der ökonomisch-sozialen Entwicklung zusammenfassen. Der Verlauf dieser Entwicklung ist zunächst kurz darzustellen, zum Beispiel die Umbildung der primitiven, auf den Markgemeinden beruhenden Demokratie, und dann müssen tabellarisch die einzelnen diesen Prozeß kennzeichnenden historischen Tatsachen aufmarschieren. Die Markgemeinde wird durch den geistlichen und weltlichen Großgrundbesitz zersetzt. Mit dem geistlichen Besitz kommt eine Kulturmacht empor, die sich an der hellenistisch-römischen Welt emporgerankt hat. Die geistigen Bindungen des mittelalterlichen Menschen werden dann dargelegt.

Erfreulicherweise ist in der Vergangenheit viel auf geschichtlichem Gebiet von unseren sozialdemokratischen Historikern gearbeitet worden. Über das Werden des Christentums und über den Untergang der Antike können wir viel Belehrung aus den Arbeiten Kautskys und Ludo Hartmanns schöpfen. Den Kapitalismus der Antike hat Salvioli beleuchtet, und Cicotti schildert lebendig den Untergang der Sklaverei. Gute Einblicke in die mittelalterliche wirtschaftliche und soziale Verfassung gewinnt man aus dem Studium bestimmter Kapitel des Kautskyschen Werkes »Vorläufer des neuen Sozialismus«. Schönlank läßt dann vor unseren Augen die sozialen Kämpfe der Handwerker neu erstehen. Über die Geschichte des Bauernkriegs und der sozialen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts informieren uns die Arbeiten von Friedrich Engels und Blos. Ein politisch-wirtschaftliches und sozial-kulturelles Bild deutscher sozialer Entwicklung entwirft Kampffmeyer in seiner »Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen«. Die Hauptphasen des Dreißigjährigen Krieges hat Franz Mehring in seinem »Gustav Adolf« geschildert. Die preußische Monarchie stellt sich splitternackt in der »Lessing-Legende« dieses Autors dar. Von dem schmachvollen Zusammenbruch Preußens und des Deutschen Reiches redet Eisners »Ende des Reiches« und Mehrings Schrift »Von Tilsit bis Tauroggen«. Mehring verdanken wir auch eine wuchtig geschriebene deutsche Geschichte vom Mittelalter bis auf unsere Tage. Die Geschichte der großen Französischen Revolution ist von Blos, Cunow und Kautsky behandelt worden (»Die Französische Revolution«, »Die Parteien der großen Französischen Revolution und ihre Presse«, »Klassen-

gegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution«). Über das Zeitalter der Demagogenverfolgung belehrt uns Mehrings Schrift »Von Kalisch bis Karlsbad«, die Broschüre von Herzberg »Das Hambacher Fest«. Die revolutionäre Bewegung Frankreichs und Deutschlands während der Jahre 1848 bis 1852 veranschaulichen uns die Marxschen Schriften »Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850« und »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte« sowie ferner die der New Yorker »Daily Tribune« entnommenen Aufsätze über die »Revolution und Konterrevolution in Deutschland«. Die technisch-wirtschaftliche Revolution Englands mit allen ihren furchtbaren Begleiterscheinungen erleben wir in Engels' »Lage der arbeitenden Klasse in England«. Gründliche Kenntnisse über die vormärzlichen Zustände, über den jungen deutschen Sozialismus, über die deutsche Arbeiterbewegung bis zur Gegenwart vermittelt uns die Mehringsche »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie«. Das »junge Deutschland«, der Saint-Simonismus, die Juli- und Februarrevolution stürmen in der Wendelschen Schrift »Heinrich Heine« an uns vorüber. Eduard Bernstein erweitert die Mehringsche Geschichte der Sozialdemokratie durch sein Geschichtswerk über die Berliner Arbeiterbewegung.

Ich kann natürlich hier nicht alle die geschichtlichen Arbeiten von Kautsky, Bernstein, Blos, Quarck, Wendel, Conrady usw. aufzählen, die beweisen, welche großen Gebiete bereits von deutschen Sozialdemokraten mit Erfolg angebaut worden sind. Nur so viel ist doch wohl aus unserer Aufzählung dieser Arbeiten klar geworden: die deutsche Sozialdemokratie besitzt bereits eine deutsche Kulturgeschichte. Eine gewaltige Aufgabe erwächst nun unserer Partei: sie hat zur historischen Aufklärung der Massen den großen Reichtum an sozialdemokratischen kulturhistorischen Arbeiten in Auszügen, in kleinen volkstümlichen und preiswerten Schriften herauszubringen.

Literarische Rundschau

Eduard Meyer, **Ursprung und erste Anfänge des Christentums.** Erster Band: Die Evangelien. Stuttgart 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 340 Seiten. Preis geheftet 32 Mark, gebunden 44 Mark.

Der meistgelesene Autor auf dem Gebiet der alten Geschichte ist zurzeit sicher der Berliner Universitätsprofessor Eduard Meyer. Wahrscheinlich deshalb, weil seine »Geschichte des Altertums« (von den Anfängen bis zu den Griechen) wie auch seine »Geschichte des alten Ägyptens« (in Onckens Sammlung) die neuen Forschungen und Entdeckungen ausgiebiger als andere Geschichtswerke heranziehen und verarbeiten. Freilich ist Meyers Behandlung des Stoffes oft nichts weniger als modern. Deshalb hat sich selbst ein Teil seiner Schüler schon vor Jahren öffentlich von ihm losgesagt. Man kann sich also bei ihm bestenfalls an den gebotenen Stoff, nicht an dessen Bewertung halten, obwohl natürlich letztere auf die Darstellung des ersteren rückwirkt. Wenn Meyer (1. Band seiner »Geschichte des Altertums«, § 99) behauptet, daß die geschichtliche Entwicklung in jedem Einzelfall anders gestaltet sei, keine Gesetze kenne und keine kennen könne, so oft eine auf Irrwege geratene Theorie sie auch gefordert habe — so soll das wohl eine versteckte Polemik gegen die Marxsche Geschichtsauffassung sein (die dann in § 108 noch in der naivsten

— um nicht zu sagen: blödesten — Weise ausgelegt und »widerlegt« wird). Aber bei solcher angenommener Gesetzlosigkeit sollte überhaupt nicht von »allgemeiner Entwicklung« geredet werden — denn woran erkennt man sie? Derselbe Widerspruch zeigt sich, wenn in § 101 dem Determinismus und Materialismus, in § 103 aber der Hegelschen Idee Konzessionen gemacht werden. Es ist Eklektizismus allergewöhnlichster Art, den Meyer vertritt.

Gar nichts lernen kann man aber von Meyer auf dem Gebiet der Religionsgeschichte. Zwar hängt er nicht mehr der einst fast ausschließlich herrschenden Max Müllerschen vergleichenden Mythologie und Naturgötterheorie an. Er hat sich auch von der überlieferten Ehrfurcht vor der Religion und religiösen Moral freigemacht und hält sich an die moderne Geisterglauben- und Seelenkultheorie, aber seine ganze Darstellung ist infolge seiner nur sehr oberflächlichen Kenntnis der Dinge seicht und unlogisch; auch hier ist alles chaotisch. Trotz aller Vielrederei über die Sache kommt Meyer zu keiner Entwicklungsreihe. Diese trostlose Systemlosigkeit herrscht, wie im »Alten Ägypten«, so auch noch in der neuesten Auflage der »Geschichte des Altertums«.

Mit der weiteren Entwicklung der Religion steht es nicht besser. So steht Meyer dem ägyptischen Osirisglauben völlig hilflos gegenüber. Er hat nicht gesehen, daß die Osirisreligion in Ägypten dieselbe Rolle spielt wie später im Römerreich das Christentum. War dieses ein Hinausdringen über den nur »Werke«, das heißt Opfer über Opfer fordernden, überdies infolge der Durcheinanderwürfelung der Menschen gar nicht mehr aufrechtzuerhaltenden Lokal- und Nationalgötterkult, so war der ägyptische Osiriskult die Überwindung der allen Verständigen lächerlich gewordenen lokalen Tiergötterreligion und des nur den Fürsten und ihren Beamten zugänglichen Sonnengötterkults im mittleren Ägypten. Osiris wie Jesus wurden Erlösungsgötter des Mittelstandes und der Armen. Sie sind Richter der Menschen nach dem Tod ohne Ansehen der Erdenwürde. Sie kamen auf, als ein zentralisierter Großstaat in der Auflösung begriffen war, und halfen an seinem Zusammenbruch. Beide Religionen konnten sich übrigens nicht rein forterhalten und mischten sich vielfach mit dem Alten. Auch religiös lebt die Menschheit von Kompromissen.

Hätte Ed. Meyer dies alles erkannt, würde das ihm für sein neuestes Werk sehr nützlich gewesen sein. Aber der jetzt vorliegende erste Band, die Evangelien behandelnd, läßt von einer umfassenden entwicklungsgeschichtlichen Auffassung des Ganzen nichts verspüren. Meyer behandelt den Stoff, wie er von Dutzenden gelehrter Kommentatoren und vielen Hunderten von theologischen und Laienautoren in »Leben-Jesu«-Darstellungen behandelt worden ist. Überall die sterilste, subjektivste Auffassung des Berichteten, das im allgemeinen vollkommen köhlergläubig hingenommen und rabbinisch ausgelegt wird — mehr selbst als bei vielen kritischen Theologen. Wenn Artur Drews bedauert hat, daß die profane Geschichtsforschung und -wissenschaft bei uns in Deutschland sich noch so gut wie überhaupt nicht um die Entstehung des Christentums gekümmert, sondern die hierauf bezüglichen Fragen unbesehen der Theologie zur Behandlung überlassen habe, so ändert Meyers Buch an dieser Sachlage so gut wie gar nichts. Die gesamte Darstellung, die kindliche Freude darüber, irgendeine angenommene »Quelle« der Evangelien in mehrere kleinere zerlegt zu haben, das Rabulisieren darüber, welcher Evangelist den anderen abgeschrieben, ob Petrus Griechisch gekonnt und ähnliche Nichtigkeiten, sind echt liberal-theologisch. Über solchen Nichtigkeiten und dem Spintisieren darüber, was der zweifelhafte Jesus mit irgendeinem noch zweifelhafteren Ausspruch gemeint haben könnte, wird das Außerchristliche, Weltgeschichtliche fast ganz vergessen.

Die zwei Bände, die dem ersten noch folgen werden, sollen die Entwicklung des Judentums und des Jesus von Nazareth, sodann die Apostelgeschichte und die Anfänge des Christentums behandeln. Sie stellen auch keine umfassenderen Gesichtspunkte in Aussicht wie der theologische erste Band, der gelegentlich gegen Wellhausen und einige andere nicht ganz reaktionäre Schriftsteller polemisiert. bs

Robert Liefmann, **Die Unternehmungsformen mit Einschluß der Genossenschaften und der Sozialisierung.** Stuttgart, Verlag von Ernst Heinrich Moritz.

Das Buch Liefmanns enthält eine gute Darstellung der verschiedenen modernen Unternehmungsformen. Eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit den Aktiengesellschaften und geht dabei auf die Entstehung der Interessengemeinschaften, Beteiligungs-, Finanzierungs- und Tochtergesellschaften ein, jene Gebilde, die gerade in der neuesten Zeit eine große Bedeutung gewonnen haben. In den Genossenschaften sieht er »Wirtschaften, die mittels gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs die Förderung oder Ergänzung der Haus- oder Erwerbswirtschaft ihrer Mitglieder bezwecken«, eine Begriffsbestimmung, der man beistimmen kann, wobei man sich aber, wie Liefmann mit Recht hervorhebt, darüber klar sein muß, daß ein Unternehmen, das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus als eine Genossenschaft anzusehen ist, nicht eine Genossenschaft im Rechtssinn zu sein braucht, während andererseits ein Unternehmen, das die rechtliche Form einer Genossenschaft hat, nicht unter allen Umständen eine Genossenschaft im wirtschaftlichen Sinne darstellt.

Dem Sozialismus steht Liefmann mit einer Verständnislosigkeit gegenüber, die geradezu erstaunlich ist. Manche seiner Ausführungen lassen vermuten, daß er in der modernen sozialistischen Literatur nur sehr mangelhaft Bescheid weiß. So behauptet er, daß zu den Kernpunkten der sozialistischen Kritik unter anderem »die Erscheinung gehöre, die man Kapitalisierung nenne«. Als ob jemals ein Sozialist der kapitalistischen Wirtschaftsordnung einen Vorwurf deswegen gemacht hätte, weil Kapital angesammelt wird. Für jeden Sozialisten ist es selbstverständlich, daß in der kapitalistischen Gesellschaft die Kapitalansammlung unbedingt notwendig ist, wenn nicht jeder wirtschaftliche Fortschritt aufhören soll. Was soll man dazu sagen, wenn ferner der Herr Professor schreibt: »Ist es etwas anderes als Profitstreben, wenn dafür geeignete Arbeitergruppen durch ihre Gewerkschaften von den Arbeitgebern immer höhere Löhne erpressen?« Weiß der Herr Professor wirklich nicht, daß unter Profit in der sozialistischen Literatur — und nicht nur in dieser — nur Kapital- und nicht Arbeitsertrag verstanden wird?

Verhängnisvoll ist nach Liefmann »der Irrtum, der glaubt, durch die Sozialisierung einzelner Erwerbszweige den Kapitalismus beseitigen zu können«. Wer hat jemals derartiges behauptet? Selbstverständlich wird an dem Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung dadurch nichts geändert, daß ein einzelner oder einige wenige Wirtschaftszweige sozialisiert werden, aber es sollte doch auch dem Herrn Liefmann klar sein, daß nur eine allmähliche Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft in Frage kommen kann, ebenso wie auch die mittelalterlich-feudale Wirtschaftsordnung allmählich in die kapitalistische Wirtschaftsordnung übergegangen ist. Und mit dieser Umwandlung muß doch irgendwo einmal begonnen werden. Man wird nicht leugnen können, daß unsere ganze Wirtschaft dann ein wesentlich anderes Bild böte als heute, wenn bereits ein erheblicher Teil der Produktionsmittel in Gemeinbesitz (Staats-, Gemeinde- oder Genossenschaftseigentum) überführt wäre.

Am Schlusse seines Buches verkündet der Professor Liefmann, »es brauchten nicht Kapitalisten vorhanden zu sein, die auf Grund eines ererbten Besitzes ohne eigene Arbeit Renten beziehen, aber es würden immer Unternehmer da sein müssen, die durch organisatorische Begabung über die Masse der Handarbeiter hervorragend sich auch ein höheres Einkommen verschaffen könnten«. Wie will der Herr Professor einen derartigen Zustand herbeiführen? Will er das Erbrecht radikal beseitigen? Dann würden in kurzer Zeit alle Produktionsmittel im Besitz der Allgemeinheit sein, und wir hätten eine sozialistische Gesellschaft. Der Herr Professor droht mit der Veröffentlichung einer Schrift über die Geschichte des Sozialismus. Das kann schlimm werden! Max Sachs

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13

Nummer 15 40. Jahrgang ✦ 1. Band 6. Januar 1922

LIBRARY MAR 7 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Berufsbeamtentum? Von Dr. Theodor Cassau.

Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung. Von Dr. Max Quarck (Frankfurt a. M.). Schluß.

Die Regierungskrisen der Februarrepublik. Von A. Conrady. (Schluß.)

Außenpolitische Rundschau.

Literarische Rundschau: Paul Östreich, Die Produktionsschule. ✦ Karl Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung.

Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Aus Natur und Geisteswelt. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Kart. M. 6.80.

Nr. 601: **F. Köhler,** Friedrich Nietzsche. Bearbeitet nach sechs Vorlesungen, gehalten an der Volkshochschule zu Köln. 120 S.

Nr. 675: **W. Nieburg,** Pilze und Flechten. Mit 88 Abbildungen. 120 S.

Nr. 720: **K. Ziegler** und **S. Oppenheim,** Weltuntergang in Sage und Wissenschaft. 122 S.

Bauer, Otto, Der „neue Kurs" in Sowjetrußland. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 36 S. Geh. M. 2.50.

Beer, M., Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Dritter Teil: Neuere Zeit. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 112 S. Kart. 12 M.

Behnsen, H. und **W. Genzmer,** Die Folgen der Markentwertung für uns und die andern. Leipzig, Felix Meiner. 127 S. Geh. 15 M.

Brügel, Ludw., Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie. Vom Vormärz bis zum Wiener Hochverratsprozeß im Juli 1870. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. Erster Band. 334 S.

Bürgel, Br. H., Die Zeit ohne Seele. Band 54 der Zellenbücherei. Leipzig, Dürr & Weber. 93 S. Geb. 8 M.

Chuichiro Gomyo, Die Wesenseinheit der Menschheit. Ein Appell an die männliche und weibliche Jugend der Welt. Berlin, Selbstverlag. 19 S.

Danneberg, R., Der Vertrauensmann. Winke für alle, die in der Arbeiterbewegung wirken. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 48 S. Geh. M. 2.50.

David, Ed., Die Siedlungsgesetzgebung. Ein Kommentar. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 124 S. Geh. 10 M.

— Sozialismus und Landwirtschaft. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. 727 S. Geh. 56 M., geb. 72 M.

Eberstein, Fritz, Die Organisation bei Karl Marx. Heft 7 der „Staatswissenschaftlichen Beiträge": Herausgegeben von Prof. J. Plenge. Essen, G. D. Baedeker. 80 S.

Eildermann, Heinr., Urkommunismus und Urreligion. Geschichtsmaterialistisch beleuchtet. Band 3 der Internationalen Arbeiterbibliothek. Berlin, A. Seehof & Comp. 396 S.

Haenisch, Konrad, Neue Bahnen der Kulturpolitik. Aus der Reformpraxis der Deutschen Republik. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 182 S.

Heilfron, Ed., „Drum prüfe. . ." Eherecht in einer Stunde. Band 57 der Zellenbücherei. Leipzig, Dürr & Weber. 96 S. Geb. 8 M.

Hoetzsch, O., Die weltpolitische Kräfteverteilung nach den Pariser Friedensschlüssen. Zweite Auflage. Berlin, Zentralverlag. 31 S. Geh. 4 M., geb. 6 M.

Hoffmann, Joh., Schule und Lehrer in der Reichsverfassung. Ein Kommentar. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 119 S. Geh. 10 M.

Kiesling, Hans, Orientfahrten. Zwischen Aegeis und Zagros. Erlebtes und Erlauschtes aus schwerer Zeit. Mit 16 Bildertafeln und einer farbigen Karte. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 276 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 15 Ausgegeben am 6. Januar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Berufsbeamtentum?

Von Dr. Theodor Cassau

Die Revolution hat an der Behördenorganisation sowohl des Reiches als auch der einzelnen Länder nur wenig geändert. Die Umbildungen des Aufbaus waren keine Folge der Revolution, sondern hielten sich im Rahmen der Entwicklung der letzten Jahre. Die Änderungen der personellen Zusammensetzung der Behörden haben nur in sehr bescheidenem Maße stattgefunden. Infolge dieses Ausbleibens der Reform ist das Ansehen der Behörden bei den Massen gesunken. Man sieht in dem Aufbau und in der Art zu arbeiten eine Fortsetzung des alten unbeliebten Obrigkeitsstaats. Die Verdrossenheit, die aus all dem entsteht, ist fast schon über das Stadium des Reformbedürfnisses hinaus und bereits im Stadium einer ungesunden Resignation. Das kann gefährlich werden. Wir brauchen das Mitdenken der Allgemeinheit für diese Fragen, Verständnis für die Probleme, für das Werden und Leben des Behördenorganismus. Das Schlagwort »Demokratisierung der Verwaltung« und das Murren der Leidtragenden bringen uns nicht weiter. Die Verwaltung braucht Anpassung an das moderne demokratische Empfinden und Anpassung ihrer neuen wirtschaftspolitischen Zweige an die Bedürfnisse der Praxis. Dazu hat sie nicht nur neue Kräfte nötig, die in ihr an der Reform mitarbeiten, sondern auch tatkräftige Mitarbeit der draußenstehenden Wirtschaftspraktiker.

Unsere Parteiöffentlichkeit muß sich daher mit den Schäden und den Reformmöglichkeiten im einzelnen befassen. Sie steht der Beamtenschaft gegenwärtig ähnlich gegenüber wie zu unserem Schaden jahrelang der Angestelltenschaft. Bei jedem Eingreifen auf wirtschaftspolitischem Gebiet vermissen wir auf Schritt und Tritt die Unterstützung durch die Fachkunde der Angestelltenschaft. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil wir Jahre hindurch mit dem blöden Schlagwort vom »Stehkragenproletarier« diese Kreise, statt sie zu gewinnen, dem deutschnationalen Handlungsgehilfenverband und Gleichgesinnten geradezu zugetrieben haben. Heute ist eine ähnlich mangelhafte Einstellung auf die Mentalität der Beamtenschaft bei der Parteipresse zu beobachten. Das Zentralorgan macht leider keine Ausnahme davon. Unsere Stellung zu allen Beamtenfragen muß durch die Erkenntnis beeinflußt werden, daß die Gewinnung der Beamten als Wähler nicht so wichtig ist, als ihre Mitwirkung bei der Umgestaltung der Verwaltung. Es genügt nicht, die Interessen der unteren Beamten als Arbeitnehmer wahrzunehmen. Wir müssen uns in alle Fragen des Beamtentums einarbeiten, denn die Beamtenschaft ist letzten Endes das Werkzeug zur Durchsetzung unserer Ziele im staatlichen Organismus. Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich hier einige Anregungen zur Frage des Berufsbeamtentums geben, Anregungen zur Diskussion, nicht positive Vorschläge.

In allen offiziellen Kundgebungen der Partei hat man am Berufsbeamtentum festgehalten. Darüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß viele Genossen mit der Ersetzung des Beamtenverhältnisses durch ein reines Arbeitnehmerverhältnis liebäugeln. Hier muß Klarheit geschaffen werden. Die Frage ist weder mit der Redensart erledigt: »Es ist unsozialistisch, für Beamtenvorrechte einzutreten«, noch mit dem Ausspruch: »Alle Minister unserer Partei haben eingesehen, daß das Berufsbeamtentum nötig ist.« Zunächst ein paar Worte über den Begriff Berufsbeamtentum.

Das Berufsbeamtentum bedeutet wohl für alle an der Diskussion Beteiligten lebenslängliche Anstellung von Beamten, die der Staat ausgebildet und nach der Ausbildung mehrere Jahre hindurch probeweise beschäftigt hat. Den Gegensatz würde ein freies Angestelltenverhältnis bilden, wie es in manchen technischen Berufen besteht.

Die Gründe der Genossen, die für diese Umwandlung des Beamtenverhältnisses eintreten, sind etwa folgende:

1. Bei allen Reformen in der Verwaltung stolpern wir auf Schritt und Tritt über die lebenslängliche Anstellung von Beamten, die für heutige Verhältnisse ungeeignet sind. Man fordert also die Umwandlung der lebenslänglichen Anstellung in ein Angestelltenverhältnis, um den Volkswillen in der Verwaltung besser zur Geltung bringen zu können.

2. Diese Genossen meinen weiter, daß die Arbeitsleistung der lebenslänglich Angestellten nicht die gleiche Intensität aufweise wie die des Angestellten in der Industrie, der seine Stellung nur behält, wenn seine Leistungen befriedigen.

3. Glaubt man, solange die Arbeiter mit den unzulänglichen Leistungen aus der Invaliden- und Altersversicherung abgefunden werden, hätte die Partei kein Interesse an der Pensionsberechtigung anderer Schichten.

Dagegen wird ausgeführt:

1. Die Neuregelung gelte nur für die neu Eintretenden und schaffe die Schwierigkeiten, die sich aus der lebenslänglichen Anstellung gerade der heute Lästigen ergeben, nicht aus dem Wege.

2. In Konsumvereinen und ähnlichen Betrieben erziele man trotz der gesicherten Anstellung gute Resultate.

3. Wir erstrebten eine ausreichende Altersversorgung für alle Arbeiter und dürfen sie daher nicht denen, die sie bereits besitzen, aus Gleichmacherei nehmen.

Es ist zunächst zu prüfen, ob die Umwandlung des Beamtenverhältnisses in ein Angestelltenverhältnis technisch möglich ist. Zur Beurteilung dieser Frage scheint mir die Überlegung maßgebend, daß sämtliche Staatsbetriebe, sowohl die der Verwaltung als auch der Verkehrsunternehmungen, Monopolbetriebe sind und daß, von gewissen technischen Diensten abgesehen, die Tätigkeit des Beamten in der Weise, wie er sie auszuüben gewohnt ist, eben nur vom Staat verlangt wird, daß daher jeder Austritt aus dem Staatsdienst nicht einen Wechsel des Arbeitgebers, sondern einen Berufswechsel darstellt. Die Abwanderung höherer Beamter in die Industrie, die gegenwärtig zu beobachten ist, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Möglichkeiten doch nur für einen sehr kleinen Kreis gegeben sind. Im allgemeinen bedeutet Austritt aus dem Staatsdienst für den höheren Beamten

eine außerordentlich starke Umstellung, die in vorgerücktem Alter kaum zu leisten ist. Für den mittleren Beamten scheinen mir die Möglichkeiten noch geringer.

Ein Hin und Her zwischen Privatbetrieb und Staat wäre also nur für einen kleinen Kreis möglich. Dem anderen würde der Verlust an Arbeitsfähigkeit durch den Berufswechsel hindernd im Wege stehen. Der Kreis ist erheblich größer bei einem Wechsel zwischen Staat und Kommunalverwaltung. Es wäre zu prüfen, ob damit bereits ein genügend großer Arbeitsmarkt für ein freies Arbeitsverhältnis besteht. Daneben käme noch der Wechsel zwischen den Dienststellen des gleichen Verwaltungszweigs in Frage, wie er sich bei weitergehender Kommunalisierung unserer Staatsverwaltung von selbst ergeben würde. Daß diese Möglichkeit gerade im Sinne der oben skizzierten Anregungen liegt, glaube ich nicht. Weiter wäre zu beachten, daß dem Personal selbstverständlich ein besonderer Schutz gegen ungerechtfertigte Entlassung gewährt werden müßte, der sicher über das Allgemeine hinausginge. Somit käme die Reform letzten Endes auf eine Änderung des Disziplinarrechts hinaus.

Nach dieser Prüfung der technischen Reformmöglichkeiten wären in der Richtung der *Zweckmäßigkeit* drei Fragen zu prüfen: Wie ist die Integrität der Beamtenschaft zu wahren? Wie weit entspricht die Einreihung des Beamten in das Arbeitnehmerverhältnis dem Gesamtinteresse und wie ist zu erreichen, daß die Beamtenschaft ein Vollstrecker der Gesamtmeinung des Volkes wird?

Am einfachsten ist die Wahrung der *Integrität*. Diese beruht zum Teil auf dem Korpsgeist. Ein ausreichend bezahltes Beamtentum, das von der Bedeutung seiner Aufgabe durchdrungen ist und nur dieser lebt, bietet erhebliche Sicherheit für persönliche Sauberkeit. Doch reicht das allein nicht aus. Für viele muß die Angst vor der Dienstentlassung hinzukommen. Nun ist diese bei Menschen, für die der Verlust der Stellung nicht die Suche nach einem neuen Arbeitgeber bedeutet, sondern die Suche nach einem neuen Beruf, viel wirkungsvoller als bei dauernd wechselndem Personal, für das eine Entlassung eine mehr oder minder große Unannehmlichkeit darstellt, aber nicht einen solchen Schicksalsschlag wie die Dienstentlassung für den Beamten.

Die Aufhebung alles Beamtenrechts und die Umwandlung der Beamten in reine Arbeitnehmer, die zufällig beim Staat angestellt sind, scheint mir *dem Allgemeininteresse absolut zu widersprechen*. Die Quellen dieser Gedankengänge sind klar. Die Scheu weiter Schichten der Beamtenschaft, mit den Gewerkschaften zusammenzugehen, löst auf der anderen Seite eine verstärkte Betonung des gewerkschaftlichen Gedankens aus. Die Vertretung der Allgemeininteressen gegenüber der einzelnen Beamtenschicht liegt heute im wesentlichen in Händen von Beamten, die diese Funktionen schon im Obrigkeitsstaat ausgeübt haben oder doch ihren geistigen Zuschnitt im Obrigkeitsstaat empfangen haben. Die Folge davon ist bei den demokratisch gesinnten Elementen das Verlangen nach stärkerer Betonung des gewerkschaftlichen Kampfgedankens gegen diese Arbeitgeber. Schließlich trifft die Geldentwertung die Beamtenschaft besonders hart und stärkt naturgemäß die Einstellung auf ein reines Arbeitnehmerverhältnis. Davon hat jedoch die Allgemeinheit und auch die Arbeiterklasse keinerlei

Vorteil, denn der Arbeitgeber ist in letzter Linie sie. Die Einheitsfront mit den Beamten wird viel besser dadurch hergestellt, daß die Beamten sich als für die Arbeit im Allgemeinwohl freigestellte Volksgenossen betrachten.

Das schwierigste ist die dritte Frage: *Sicherung der Übereinstimmung von Volksmeinung und Exekutive*. Die Wahlidee des Erfurter Programms ist naiv und nur aus der Unvertrautheit der damaligen Partei mit dem Wesen des Staates und der Verwaltung zu erklären. Das Problem ist übrigens viel umfassender, als man meist annimmt. Ob gemeinnützige Arbeiter auf eigene Faust politische Streiks machen oder Verwaltungsbeamte die Orgesch fördern, läuft im Grunde auf die gleiche Nichtbeachtung der Gesamtheit durch eine Einzelgruppe hinaus, die im Dienst der Gesamtheit steht. Zur richtigen Lösung des Problems wird man es in diesem Zusammenhang sehen müssen. Ich beabsichtige hier keine Lösung zu geben, sondern nur zu untersuchen, ob die vorgeschlagene Umwandlung des Arbeitsverhältnisses in ein Arbeitnehmerverhältnis uns weiter bringen würde. Die Arbeiterbewegung ist auf Wahl ihrer Funktionäre auf beschränkte Zeit gestellt. Praktische Bedeutung hat das nicht. Solange die Stimmung einheitlich war, diente diese Wiederwahl lediglich zur Stärkung der Autorität der Gewählten, und als die politischen Differenzen kamen, diente dieses Wahlrecht nicht zum Ausgleich zwischen Exekutive und Masse, sondern zur Maßregelung der Minoritätsanhänger aus rein politischen Gründen ohne Rücksicht auf fachliche Qualifikation. Im übrigen scheint mir heute die Hauptschwierigkeit nicht darin zu liegen, daß man sich gegen den einzelnen Beamten wegen seiner lebenslänglichen Anstellung nicht durchsetzen kann, *sondern in dem geschlossenen Widerstand der ganzen Beamtengruppe*, die mehr auf die Unersetzlichkeit als auf die Unabsetzbarkeit pocht. Das Maßgebende ist also das Bildungsmonopol und nicht die Unabhängigkeit, die aus der lebenslänglichen Anstellung sich ergibt.

Zu dieser Unabhängigkeit noch ein paar Worte: In einem gewerkschaftlichen Handbuch stand, der Ortsvorstand solle sich nicht als ein Konsortium von Vereinshausdienern betrachten, sondern sich, wenn nötig, auch durchsetzen. Die Abhängigmachung der Beamtenschaft von jeder Tagesströmung ist durchaus nichts Erstrebenswertes. Eine richtig ausgewählte Beamtenschaft muß gerade das Rückgrat haben, sich nicht vor jedem Interessenteneinfluß, der sich etwa über einen wichtigen Abgeordneten auswirkt, zu beugen.

Aus den bisherigen Überlegungen ist zu ersehen, daß für die gegenwärtige starke Stellung der Beamtenschaft gegenüber der Allgemeinheit das Bildungsmonopol das Maßgebende ist. Wir müssen also sehen, ob nicht *Änderungen in der Auslese und Ausbildung der Beamtenschaft* möglich sind, die ein stärkeres Gemeingefühl zwischen Beamtenschaft und den breiten Volksmassen ermöglichen. Unsere gesamte Beamtenbildung ist darauf gestellt, daß für die mittlere und für die höhere Laufbahn die Anwärter über die Mittel verfügen, um in der Vorbereitungszeit (bei der höheren auch in der Studienzeit) mehr oder minder von eigenem Geld leben zu können. Wenn immer darauf hingewiesen wird, daß sich auch Söhne von unteren, mittleren Beamten und Arbeitern unter unserer höheren Beamtenschaft befinden, so muß demgegenüber betont werden, daß dieser Nachwuchs sich restlos assimiliert hat und heute seiner Herkunft nichts Positives ver-

dankt. Die Beamtenauswahl ist weiterhin auf Leute beschränkt, die sich in der Jugend für die Laufbahn entschließen. Die heutigen Besoldungsregelungen machen es für einen Menschen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre schon fast unmöglich, sich einer Beamtenlaufbahn zuzuwenden. Es scheint, als ob wir allen Grund haben, zu prüfen, ob diese Grundregeln unserer Beamtenausbildung richtig sind, und vor allem, ob man nicht die Türen für Kräfte mit irregulärem Bildungsgang erheblich weiter aufmachen soll, als es bisher geschieht. Es ist erwägenswert, Menschen, die sich irgendwie in der Praxis umgeschaut haben, die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie ihre Kenntnisse nachweisen können ohne Rücksicht auf die Vorbildung und die Art, wie die Kenntnisse erworben wurden.

Die Vorbereitung eines Beamten besteht aus seiner Fachausbildung, dem Aneignen der für den speziellen Verwaltungszweig nötigen Routine, und sie besteht aus einem allgemeinen Reifen der Persönlichkeit. Menschen, die irgendwo im praktischen Leben bereits ihren Mann gestanden haben, können sich den ersten Teil erheblich leichter aneignen als zum Beispiel der junge Supernumerar, und sie haben das zweite nicht mehr nötig. Diese könnte man also mit erheblich verkürzter Vorbereitungszeit in die Laufbahn hineinnehmen, ohne daß das Niveau darunter irgendwie zu leiden braucht, im Gegenteil, man bekäme so sicherlich mehr Initiative und mehr Freiheit in die Beamtenschaft hinein.

Der Obrigkeitsstaat konnte derartiges nicht brauchen. Für ihn war es wesentlich, daß die jungen Menschen mit zwanzig Jahren in die Presse kamen und nun in der ganzen Zeit, in der sie empfänglich waren, zurechtgeknetet wurden, so daß also alles, was durch die Examina lief, nicht nur die vorschriftsmäßigen Kenntnisse, sondern auch die vorschriftsmäßige Gesinnung hatte. Wir kommen von dem Übel der Tradition, das noch immer in unseren Behörden herumspukt, nur dadurch los, daß wir möglichst rasch die Bahn frei machen für Menschen, die ihre entscheidenden Jahre außerhalb der Geistesmühle verbracht haben. Der Nationalökonom von dreißig Jahren zum Beispiel, der sieben Jahre in der Praxis steht, in dieser Zeit nicht nur etwas gesehen, sondern auch selbständig gearbeitet hat, bietet, von Fachkenntnissen abgesehen, allerlei, was der Beamte mit der vorschriftsmäßigen Bildung nicht hat. Wenn er nicht eine subalterne Natur mit subalterner Stellung ist, hat er viel mehr Initiative und Verantwortungsfreudigkeit als der noch die Referendarjahre hindurchgegängelte Beamte. Sein Verhältnis zum Vorgesetzten ist ein ganz anderes als das des Mannes, der aufgewachsen ist unter dem Druck: die Beurteilung durch diesen Vorgesetzten ist wichtig für dein Leben.

Seit ein paar Jahrzehnten wird über den Bildungsgang der Verwaltungsbeamten viel geredet und geschrieben. Mir scheint mit außerordentlicher Überschätzung der »Fachbildung«. Ob noch diese und jene Vorlesung verlangt wird, das Examen verändert wird, der Referendar während der Vorbereitungszeit in einer Bank oder einem Arbeitersekretariat tätig war, das alles mag im einzelnen nützlich sein, ist aber nicht ausschlaggebend. Zum Schluß gelangt der Mann ja doch durch die Tücke des Geschäftsverteilungsplans an die Materie, von der er noch nichts weiß. Wesentlich ist, daß der Verwaltungsbeamte ein Mensch ist, der etwas gesehen hat, denken kann, wirtschaftliche Fragen schon selbständig angepackt hat, das

Handwerkszeug kennt. Mit den üblichen Fähigkeiten des Verwaltungsbeamten, verhandeln zu können und Schwierigkeiten zu umschiffen usw., kann man wohl ein Referat ohne Anstoß verwalten, aber nichts Positives schaffen. Kenntnis des Behördenbetriebs ist nützlich, aber nicht entscheidend. Ein Mann, der in einem wirtschaftlichen Verband oder einem Großbetrieb gearbeitet hat, bringt in der Regel mehr mit als der Assessor mit seiner Kenntnis vom großen und kleinen Amtsgericht. Wir dürfen daher heute unser Beamtentum nicht ausschließlich aus den Gerichts- und Verwaltungsjuristen ergänzen. Wir müssen es mischen aus Leuten vom Bau und aus Menschen, die im Wirtschaftsleben gezeigt haben, daß sie schaffende Persönlichkeiten sind.

Andererseits erscheint es mir erwägenswert, zu prüfen, ob es unbedingt richtig ist, die theoretische Ausbildung an den Anfang zu legen, ob es nicht für eine Reihe von Verwaltungszweigen möglich und nützlich wäre, den jungen Menschen mit praktischer Tätigkeit beginnen und seine wissenschaftliche Ausbildung folgen zu lassen, beispielsweise ihn durch Kommandierung nach einer Universitätsstadt zu senden und durch entsprechende Dienststunden ihm die Möglichkeit zum Studium zu geben. Auf diese Weise haben wir die beste Aufstiegsmöglichkeit für tüchtige und fähige mittlere Beamte.

Die Langsamkeit der geistigen Umbildung unseres Behördenapparats wird für das Fortbestehen des demokratischen Staates allmählich lebensgefährlich. Wir müssen neuen Geist und neue Menschen in den Apparat hineinbringen, auch wenn genügend Anwärter aus der regulären Laufbahn vorhanden sind. Hier handelt es sich um mehr als um das Wohl einzelner Anwärterschichten, hier handelt es sich um Lebensmöglichkeiten des Staates. Dazu gehört, daß wir aus der lebendigen Kraft des Volkes schöpfen. Alle Reformbestrebungen laufen jedoch jetzt darauf hinaus, die Vorbildung zu verbessern. Beim mittleren Beamten zum Beispiel das Abiturium zur Vorbedingung zu machen, bei höheren noch ein paar Mußvorlesungen einzuschieben. Das einzig Moderne ist hie und da ein vorsichtig formulierter Protest gegen das Juristenmonopol. Ich glaube, es ist für unsere Partei durchaus an der Zeit, zu prüfen, ob wir uns auf diese Weise nicht ins eigene Fleisch schneiden. Wenn wir den Orgeschgeist in den Behörden verdrängen wollen, dürfen wir ihn nicht dadurch fördern, daß wir für Studenten, die ihren geistigen Zuschnitt als Kriegsleutnants empfangen haben, für Marburger Zeitfreiwillige und ähnliche Elemente Monopole schaffen. Wir müssen heran an die praktische Arbeit und uns freimachen vom heutigen Formalismus. Bis die Schulreform wirkt, vergehen noch fünfzehn bis zwanzig Jahre. Es gilt, unseren Behördenapparat schon in dieser Zeit geistig umzuformen.

Fassen wir die Ergebnisse zusammen: Die Umwandlung des Beamtenverhältnisses in ein reines Arbeitnehmerverhältnis widerspricht den Aufgaben des Beamtentums und ist technisch in mehrfacher Hinsicht bedenklich, ohne die Übereinstimmung von Beamtenschaft und Volksgenossen zu sichern. Wesentlich hierfür ist die Umformung der Beamtenausbildung und Auslese. Keine Beschränkung auf Menschen, die die entscheidenden Jahre im Staatsdrill zugebracht haben. Freie Bahn für Außenseiter, Umstellung der Vorbildung, die begabten Arbeitersöhnen ohne Klassenentfremdung den Aufstieg

ermöglicht. Das sind Wege, die uns zur lebendigen Fühlungnahme zwischen Arbeiterschaft und Beamten führen können. Es gilt, diese Wegemöglichkeiten zu prüfen. Wir wollen keine unüberlegten Experimente, aber wir müssen endlich Arbeit leisten — sonst kann das Fortwursteln für die Partei ebenso gefährlich werden wie für den Staat.

Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung

Von Dr. Max Quarck (Frankfurt am Main)

(Schluß)

II

Etwas zaghafter ist man in dem dritten süddeutschen Land, in Baden, an die Reform der Gemeindeverfassung herangegangen. In dem Gesetzentwurf einer badischen Gemeindeordnung vom 11. März 1920 ist der alte Dualismus formell erhalten geblieben. Nach § 18 kommt die Vertretung der Gemeinde und die Verwaltung ihrer Angelegenheiten dem Gemeinderat zu; daneben besteht der Bürgerausschuß weiter, der sich aus dem Gemeinderat und den Gemeindeverordneten zusammensetzt und, das ist wichtig, weniger eine zweite Kammer als eine verkleinerte Gemeindeversammlung darstellt. Die Zustimmung des Bürgerausschusses ist nach § 64 aber noch vorgeschrieben für eine große Reihe von fünfundzwanzig verschiedenartigen Gemeindegeschäften, unter anderem für den Erlaß von Gemeindesatzungen, für Gemeindebeschlüsse, den Voranschlag und die Festsetzung der Umlage, die Jahresrechnung, die Verwendung eines Überschusses und die Deckung eines Fehlbetrags, die Ansammlung von Rücklagen, die Aufnahme von Anlehen, die Gründung neuer Gemeindeanstalten, Neubauten und Erweiterungsbauten, für die Geschäfte wegen Gemeindegrundstücken und Verträge über die Versorgung der Gemeinde mit Wasser, Licht und Kraft.

Der Bürgerausschuß kann beschließen (§ 66), gegen Mitglieder des Gemeinderats wegen pflichtwidriger Handlungen zum Nachteil der Gemeinde Klage auf Schadenersatz zu erheben. Andererseits kann er seine Zustimmung nicht an solche Bedingungen knüpfen, die in den Wirkungskreis des Gemeinderats eingreifen. Durch die Zustimmung des Bürgerausschusses wird der Gemeinderat auch nicht etwa verpflichtet, seinen Beschluß auszuführen. Sieht er von der Ausführung ab, so hat er nur unter Angabe der Gründe dem Bürgerausschuß Kenntnis zu geben (§ 67). Das ist andererseits eine sehr starke Abschwächung des Einflusses des Bürgerausschusses. In den Motiven des Entwurfs wird etwas summarisch über die Frage des Ein- oder Zweikörpersystems entschieden. Trotzdem auf S. 54 in einer ausführlichen Anmerkung mitgeteilt ist, daß Bayern und Württemberg zum Einkörpersystem übergegangen seien, und daß auch Hessen für Landgemeinden und Städte grundsätzlich nur ein Kollegium kenne, wird auf die tieferen kommunal- und wirtschaftspolitischen Gründe einer solchen in ganz Süddeutschland stark hervortretenden Entwicklung gar nicht eingegangen, sondern einfach versichert: »Von der Einführung der Magistratsverfassung (zwei getrennte Kollegien) mit ihrer Verschärfung des Gegensatzes zwischen Gemeindeverwaltung und Gemeindevertretung oder der Einführung der Bürgermeistereiverfassung (ein Kollegium) mit ihrer Stärkung des Einflusses

des Beamtenelements, wie sie in anderen deutschen Ländern ausgebildet worden sind, konnte man sich überwiegende Vorteile nicht versprechen.«

Das ist doch eine etwas arg stiefmütterliche Behandlung des großen Problems. Trotz seiner Mitteilungen aus Bayern, Württemberg und Hessen ist dem Verfasser anscheinend nicht zum Bewußtsein gekommen, daß ein drittes System, das Einkörpersystem ohne Bürgermeistereiverfassung, bei dem vielmehr alle Beamten der Gemeinde nur Angestellte der demokratischen Gemeindevertretung sind oder doch allmählich werden, auf dem Anmarsch ist und, wie unter anderem die Ausführungen eines schlichten Arbeiters wie Stetter zeigen, die segensreichsten Wirkungen gerade in einer Richtung entfaltet, die sicher auch dem badischen Minister des Innern, Remmele, sehr sympathisch ist. Zuzugestehen ist, daß einige Anläufe zur Verstärkung des Einflusses des Gemeinderats und zur Vermeidung des ewigen Hin und Her zwischen Gemeinderat und Bürgerausschuß gemacht sind. Allein sie reichen kaum über dasjenige hinaus, was die Entwicklung in Württemberg unter dem Druck der wirtschaftlichen Notwendigkeit und der praktischen Erfordernisse schon vor der Revolution unter dem alten Regime selbsttätig zum Einkörpersystem hin reformiert hatte. Im Kommissionsbericht der badischen Volkskammer aber wenden sich sowohl der bürgerliche (S. 13/14) als der sozialistische Berichterstatter (S. 58/59) gegen das Einkörpersystem, das denn auch in diesem Stadium der Beratungen verworfen wurde. Die Argumente sind die üblichen: das Zweikörpersystem sei in Baden bewährt und beliebt, »landauf landab« habe sich niemand außer Bürgermeister Dr. Kutzer (Mannheim) für das Einkörpersystem gerührt, und man sehe nirgends in deutschen Landen, daß es der Verwaltung der Gemeinden genützt habe. Und das in der unmittelbaren Nachbarschaft von Württemberg und Bayern. Ob das Plenum der badischen Volksvertretung, welche die Gemeindeordnung beinahe gleichzeitig mit der Tagung der Partei in Görlitz und der Beschlußfassung über unser neues Gemeindeprogramm verabschiedete, wesentliche Änderungen an dem von so wenig Reformfreudigkeit beschwingten Regierungsentwurf vorgenommen hat, habe ich nach den Akten noch nicht feststellen können. Nach den Zeitungsberichten scheint es, was das Einkörpersystem betrifft, beim Regierungsentwurf auch dort geblieben zu sein.

Ob für Norddeutschland außer Hamburg einer der kleineren Staaten, die ja leider noch sehr zahlreich die deutsche Landkarte schmücken, den Pionier in der Demokratisierung der Gemeindeverwaltung gespielt hat, kann ich noch nicht übersehen. Wenn ja, dann wäre es zu begrüßen, wenn seine Reform eine kurze Darstellung an dieser Stelle fände, ebenso, wenn über die Hamburger Erfahrungen berichtet würde. Der Hauptstaat Norddeutschlands, Preußen, ist jedenfalls noch nicht aus den Vorberatungen innerhalb der Regierung herausgekommen. Seine Reformentwürfe haben den Ortsverwaltungspräsidenten und ehemaligen preußischen Staatsminister Dr. Drews zum Verfasser und verraten feines Verständnis für die Entwicklung und die Notwendigkeiten der Gegenwart. Nur schade, daß sie bisher nicht einmal zur Vorlage an die Volksvertretung gelangten. Bis dahin bleibt ihr Schicksal noch höchst ungewiß. Freilich hat der erste Reformentwurf einer preußischen Staatsordnung von Drews ebenfalls eine große Lücke. Er läßt in § 46 wiederum nur die Wahl (durch Ortsstatut) zwischen Magistrats- und Bürgermeistereiverfassung zu und kennt das ausgebildete demokratische

Einkörpersystem überhaupt nicht! Wenn dies der Grund ist, weshalb es von den Drewsschen Entwürfen so still geworden ist, so wäre die Wendung außerordentlich zu begrüßen. Dabei hat Drews das große Verdienst, geschichtlich zu denken und praktisch organisieren zu können. Einer seiner mutigsten Sätze lautet, daß die Einwendungen, die heute gegen die demokratische Selbstverwaltung der Gemeinden geltend gemacht würden, zum Verwechseln denjenigen glichen, die seinerzeit gegen die Steinsche Städteordnung erhoben worden seien. Er schließt, und hätte eigentlich auf Grund dieser Sätze gerade zum Einkörpersystem gelangen müssen:

Die Gründung vieler Hunderter von Städterepubliken, die ihre eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig und die ihren Bezirk betreffenden staatlichen Angelegenheiten auftragsweise durch von ihnen bestellte Beamte verwalten sollten — so meinten damals zahlreiche um das Wohl des Vaterlandes ernst besorgte Männer —, müsse notwendig zur Auflösung des preußischen Staates überhaupt führen. Die tatsächliche Entwicklung hat ihnen unrecht gegeben. Nicht Zerfall, sondern neue Kraft und neues Leben waren der Erfolg. Staat und Selbstverwaltung seiner Teile sind eben keine geborenen Gegensätze; im Gegenteil — je mehr ein Staat seine zum Selbstbewußtsein erwachenden Teilgemeinschaften unter eigener Verantwortung und Selbstbetätigung an der Verwaltung der Staatsgeschäfte organisch beteiligt, desto höhere Leistungen werden erreicht werden.

Nebenbei enthalten diese Sätze eine ungewollte, aber verdiente vorausgenommene Kritik an unserer Programmarbeit in Görlitz, bei der wir uns nicht getrauten, nach den Vorschlägen der Gemeindekommission den Selbstverwaltungskörpern die Besorgung der Staatsgeschäfte für ihren Bezirk zu übertragen und die bureaukratischen, nicht auf Selbstverwaltung gegründeten staatlichen Organe für diesen Zweck abzuschaffen wie in England.[1] Indessen hätte ja Preußen einstweilen mit der Einführung des Einkörpersystems in den Gemeinden und der Schaffung einer einheitlichen Gemeindeordnung für Stadt und Land reichlich zu tun, und man könnte, wenn wenigstens diese Arbeit gefördert würde, seine Hoffnung darauf setzen, daß sich die volle Einführung der Selbstverwaltung allmählich weiterentwickelt. Das sind gewiß sehr maßvolle Erwartungen! Aber nicht einmal diese werden vom neuen Volksstaat Preußen erfüllt. Auch in seiner Volksvertretung rührt sich nichts mehr für die Gemeindereform, und nicht einmal unsere Fraktion ist zu einem Vorstoß seit Jahresfrist gekommen, obgleich ihr doch gerade das neue Görlitzer Programm starke Anregung dazu hätte geben müssen.[2]

Dafür hat der Freistaat Sachsen im August dieses Jahres durch sein Ministerium des Innern den Entwurf eines Gesetzes für die Gemeindeordnung und Bezirksverwaltung denjenigen Stellen vorgelegt, die durch die Neuordnung berührt werden, und Äußerungen an das Ministerium erbeten. Dieser Entwurf hat das Einkörpersystem rein durchgeführt. Nach § 28 wird zur Vertretung und Verwaltung der Gemeinde lediglich ein Gemeinderat

[1] Vergleiche dazu auch die prächtigen Ausführungen Edmund Fischers über den sächsischen Gesetzentwurf in der »Sächsischen Gemeindezeitung« vom 15. September 1921.

[2] Bei Abschluß dieser Zeilen hat erfreulicherweise Genosse Severing als Minister des Innern für Preußen in der Landesversammlung seinen festen Willen verkündet, die Reform bald durchzuführen.

gewählt. Er hat alle Angelegenheiten der Gemeinde zu verwalten (§ 34), deren Erledigung eine sachliche Entschließung oder eine Verfügung über Rechte der Gemeinde erfordert. Es liegt ihm ob, die Rechte der Gemeinde gegen Mißbräuche im Innern und gegen Eingriffe der Staatsbehörde oder Dritte zu schützen. Er ernennt und entläßt die Gemeindebeamten, führt den Gemeindehaushalt und verwaltet das Gemeindevermögen (§ 35 und 36). In jeder Gemeinde ist ein Verwaltungs- und Verfassungsausschuß und sind nach Bedarf weitere Ausschüsse zu bilden (§ 44). Der Bürgermeister wird vom Gemeinderat gewählt, ebenso die besoldeten Gemeinderatsmitglieder, die die einzelnen Ressorts führen sollen, und zwar auf die Dauer von sechs Jahren (§ 31).

Selbstverständlich ist, daß das gesamte Bürgertum in Sachsen bis auf wenige rühmliche Ausnahmen gegen das Einkörpersystem und seine Konsequenzen anrennt. Dafür nur eine einzige Probe! In den »Dresdener Neuesten Nachrichten« vom 2. Oktober 1921 schwingt der Rechtsanwalt Dr. Berthold (Großenhain) unter der Überschrift »Wie man heutzutage Gesetze macht« die schärfsten Waffen gegen die Leitgedanken und Grundsätze des neuen Gesetzes. Im vollen Ernst behauptet er, nämlich weil er die Ausschüsse totschweigt, daß der Gemeinderat in der Woche mehrmals, wenn nicht jeden Tag, viele Stunden zu sitzen und zu verhandeln hätte. Das werde dahin führen, daß Kreise, die bisher sich für die gemeindliche Selbstverwaltung zur Verfügung stellten, die aber in erster Linie ihren Beruf ausübten, sich nicht mehr in demselben Umfang der Sache widmen könnten, weil sie ihren Beruf nicht vernachlässigen wollten. Genau wie man die Steinsche Städteordnung im Jahre 1808 bekämpft hat — könnte man mit Drews sagen. Ferner spricht Berthold von einer »Entrechtung« der Bürgermeister und bisherigen besoldeten Ratsmitglieder, namentlich weil sie immer nur auf sechs Jahre wiedergewählt werden sollen und weil der Bürgermeister binnen drei Monaten nach dem Zusammentritt des Gemeinderats und den allgemeinen Gemeinderatswahlen sich erstmals einer bestätigenden Neuwahl unterziehen soll. Besonders und überhaupt widerstrebt aber dem übereifrigen Kritiker die Unterordnung dieser Funktionäre unter die gewählte Gemeindevertretung. Das geht natürlich gegen die heiligsten Gefühle des Bureaukratismus.

Mit solchen offensichtlich reaktionären Gründen wäre jedoch leicht fertig zu werden, wenn sie nicht wunderbarerweise in unserer eigenen Partei Unterstützung fänden. Ein an so sichtbarer Stelle stehender und verdienter Genosse wie der Dresdener Stadtverordnetenvorsteher Emil Nitzsche behauptet in der »Kommunalen Praxis« vom 17. September 1921, wie übrigens schon mehrfach vorher in der »Dresdener Volkszeitung«, daß das Einkörpersystem vielfach das Gegenteil von Demokratisierung bringen werde. Es mache den Bürgermeister zum »Stadtmonarchen«. Wie wir aber gesehen haben, ist verfassungsmäßig genau das Gegenteil der Fall. Und wäre der Bürgermeister ein so ausgezeichneter Beamter, daß er die Gemeinderatsmehrheit vollständig auf seiner Seite hätte und sich ihr umgekehrt stets demokratisch fügte, dann desto besser für die Gemeinde! Denn Genosse Nitzsche wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß eine sozialdemokratische Gemeinderatsmehrheit schlechter mit einem »Stadtmonarchen« fertig werden kann als eine bürgerliche! Ferner fürchtet Nitzsche, daß das Stimmenverhältnis im Gemeinderat oft stark verschoben werden würde durch die Mitwirkung der besoldeten Fach-

leute, Juristen und Techniker, die namentlich in Großstädten in großer Zahl vorhanden sein würden. Infolgedessen werde oft eine knappe sozialistische Mehrheit in eine Minderheit verwandelt und so bürgerlichen Gegnern das Übergewicht gesichert werden. Das wäre sicher eine Demokratisierung recht fraglicher Art, meint Nitzsche. Er hat aber nichts weiter als die Kleinigkeit übersehen, daß angestellte Fachleute als solche ja gar kein Stimmrecht im Gemeinderat und seinen Ausschüssen haben dürfen. Selbst wenn sie es aber hätten, würde doch wohl die durch das demokratische Wahlsystem geschaffene Mehrheit mindestens bald lernen, ihren Standpunkt auch Fachleuten gegenüber zu vertreten und zu behaupten. Es scheint überhaupt eine Eigentümlichkeit der Kritiker des Einkörpersystems von links und rechts zu sein, daß sie die denkbar niedrigsten Vorstellungen nicht nur von den Fähigkeiten, sondern auch — was noch viel schlimmer ist! — von der politischen Lernbereitschaft gewählter Gemeindevertretungen haben. Dann freilich kann man keine demokratischen Reformen in der sicheren Hoffnung machen, daß sie sich durch die ihnen innewohnende Zweckmäßigkeit durchsetzen.

Im Gegensatz zu Dr. Berthold kennt Nitzsche natürlich die Wichtigkeit der Ausschüsse im Einkörpersystem. Aber er kennt sie nur, um sie zu verdammen. Er glaubt, mehrere Gemeinderatsausschüsse würden unfehlbar gegen- und auseinander arbeiten. Schließlich müsse der Bürgermeister einschreiten, und dadurch würde seine Machtstellung noch gehoben. Auch das sei nichts weniger als demokratisch. Ist denn dem Genossen Nitzsche nicht der Gedanke gekommen, daß Unstimmigkeiten zwischen den verschiedenen Ausschüssen, selbst wenn demokratisch gewählte Gemeindevertreter so töricht wären, die Differenzen so zu häufen, wie er annimmt, vielmehr vom Gesamtgemeinderat als der gegebenen Stelle ausgeglichen und beseitigt werden müßten und nicht vom Bürgermeister? Charakteristisch ist es ferner, daß sich Dr. Berthold auf Genossen Nitzsche berufen kann bei der Behauptung, das Einkörpersystem schrecke beruflich tätige Personen von der Teilnahme an der Gemeindeverwaltung ab. Freilich, wenn man vom »Einkörpersystem nach rheinischem Muster« sprechen kann, wie Genosse Nitzsche in der »Kommunalen Praxis«, dann sind erst noch die elementarsten Voraussetzungen für eine sachdienliche Diskussion in der Partei zu schaffen. Solchen unbegreiflichen Verwechslungen gegenüber habe ich schon oben darauf hingewiesen, daß die rheinische Bürgermeistereiverfassung alles andere ist, nur kein demokratisches Einkörpersystem.

Wie ich höre, haben die sächsischen Parteigenossen der großen Landbezirke die ungeheure Bedeutung der vorgeschlagenen Reform durchaus verstanden und stehen geschlossen hinter ihr.

Ist Sachsen für Norddeutschland bahnbrechend vorangegangen, so muß doch wohl endlich auch in Preußen die Demokratisierung der Gemeindeverwaltung ausgelöst werden. Die Schwierigkeiten in diesem größten deutschen Freistaat sind nicht klein, das weiß jeder, der die inneren Verhältnisse kennt. Aber gerade für die harten Kämpfe mit Junkertum und Kapital, die uns in rein ländlichen und industriellen Gegenden Preußens noch lange bevorstehen, wird die Demokratisierung der Gemeindeverwaltung eine gewaltige Unterstützung darstellen, deren entscheidende Bedeutung sich vielfach erst offenbaren dürfte, wenn sie großzügig und gründlich durchgesetzt ist.

Die Regierungskrisen der Februarrepublik

Von A. Conrady

(Schluß)

II

Die im vorigen Artikel geschilderte Selbstdiskreditierung des Parlamentarismus war natürlich Wasser auf die Mühle der Bonapartisten, die im Sommer dieses Jahres immer deutlicher ihre Wünsche laut werden ließen. Daß sie zunächst die verfassungsmäßig unzulässige Verlängerung der Präsidentschaft Louis Napoleons über 1852 hinaus erstrebten, war offenkundig. Aber die häufigen Hochrufe auf den Kaiser ließen noch weitergehende Bestrebungen erkennen. Diesen Angriffen auf die Parlamentsherrschaft bot diese nun eine immer noch weniger geschlossene Front. Allerdings machten Legitimisten und Orleanisten in den Sommerferien den Versuch, eine »Fusion« der Königsfamilien herbeizuführen. Aber es stellte sich heraus, daß etwas Derartiges unmöglich war, weil die Differenzen der beiden Parteien keineswegs bloß auf den dynastischen Gegensätzen beruhten. So sahen sie sich ganz und gar auf den Boden der parlamentarischen Republik zurückverwiesen. Aber ihre Zusammenarbeit war nun erst recht erschwert, weil die vergeblichen Einigungsversuche die Spaltung erst recht hatten aufklaffen lassen.

Damit nicht genug, waren nun über diesen Auseinandersetzungen auch die verschiedenen Strömungen innerhalb jeder der beiden Rechtsparteien auffällig gesondert worden. Der Versuch einer Fusion hatte also zu gesteigerter Konfusion im Parteiwesen geführt, als im Herbst 1850 die gesetzgebende Versammlung wieder zusammentrat. Eine kleine Kabinettkrise war unmittelbar vorhergegangen. Bei Paraden hatten Truppenteile das Vive l'empereur erschallen lassen, und darauf war der Höchstkommandierende von Paris, der mit dem Präsidenten zerfallene General und Abgeordnete Changarnier, mit einem Verbot derartiger Kundgebungen gekommen. Diesen Schlag gegen den Bonapartismus a tempo zu parieren, war Louis Napoleon nicht gelegen. Daher wurde die Verantwortung für die Vorgänge auf den Kriegsminister Hautpoul abgeladen. Dieser Sündenbock mußte seine Demission geben und wurde durch den General Schramm ersetzt. Diese Konzession an die parlamentarische Republik aber war bloß eine vorübergehende Erscheinung, auf die bald neue Zwischenfälle folgten, worin der Gegensatz der Exekutivgewalt zum Grundsatz der parlamentarischen Vorherrschaft aufs neue hervorsprang.

Auf der Wende von 1850/51 spitzte sich das Verhältnis zwischen Regierung und Nationalversammlung wieder kritisch zu. Akut wurde die Krisis wegen eines Zwiespalts, der von dem Abgeordneten General Changarnier ausging. In Streitigkeiten mit den Bonapartisten verwickelt, gab dieser Politiker zweifelhafter Parteirichtung im Parlament die wegen seiner Pariser Dienststellung bedeutsame Erklärung ab, daß seine Absicht dahin gehe, zu verhüten, daß man die Truppen von anderer Seite her gegen Verfassung und Nationalversammlung mißbrauche. Das wurde von der Mehrheit mit großem Jubel begrüßt, während für das Elysée darin ein offener Angriff auf die bonapartistischen Absichten und eine unzweideutige Stellungnahme dagegen lag. Der Präsident wollte dann auch Changarnier, diesen Vertrauensmann der Parlamentsmajorität, schleunigst von seinem militärischen Posten entfernt wissen. Dazu konnte sich aber die Mehrheit des Ministeriums nicht entschließen. Das Kabinett gab also seine Demission. Nach ungefähr einer Woche (10. Januar

1851) war ein neues fertig, dem von dem bisherigen die Minister angehörten, die für Changarniers Absetzung gewesen waren, während die Hinzugekommenen gleichfalls willens waren, diese Herausforderung an die Nationalversammlung zu erlassen. Die erste Handlung der neuen Regierung war also die Entfernung Changarniers.

Nun ging der parlamentarische Sturm los. Aus den Debatten über das beantragte Mißtrauensvotum sind besonders bemerkenswert die Reden von Berryer und Thiers. Beide Abgeordnete machten eine respektvolle Verbeugung vor ihren respektiven Dynastien, stellten sich aber gleichzeitig durchaus auf den Boden der parlamentarischen Republik. Berryer prophezeite Frankreich nach Beseitigung der gegenwärtigen Majorität entweder die Pöbelherrschaft oder die »Stummheit, die uns ein absurder Absolutismus gebietet, der sich des Landes zu bemächtigen sucht«. Thiers konstatierte die Spaltung zwischen den beiden Gewalten der Republik, von denen die Exekutive in die Rechte der Legislative eingreife. Er erklärte für notwendig, dafür zu sorgen, daß die erstere sich der letzteren beuge. Sonst sei alles verloren. Bei einem Nachgeben der Versammlung werde es bald nur noch e i n e Gewalt und eine andere Regierungsform geben. Er sagte voraus, daß man später die Worte hören werde: Das Kaiserreich ist fertig. Für das Mißtrauensvotum fand sich eine Mehrheit von 415 gegen 286 Stimmen. Die Mehrheit bestand aus einer Kombination der orleanistischen und legitimistischen Ordnungsparteilern, bürgerlichen Republikanern und Sozialdemokraten. Die Minderheit umfaßt also außer erklärten Bonapartisten einen beträchtlichen Teil bedächtiger O rdnungsparteiler, die keinen Wert darauf legten, für das Prinzip des Parlamentarismus gegen die Exekutive Stellung zu nehmen.

Die Tatsache, daß das Mißtrauensvotum durch eine, wie die Dinge lagen, nicht arbeitsfähige Koalition von rechts und links zustande gekommen, nutzte Louis Napoleon mit großer Geschicklichkeit aus. Er ließ zwar das bisherige Kabinett fallen, dachte aber nicht im Traume daran, die Bildung eines neuen im Mehrheitssinn ernstlich zu versuchen mit der Begründung, daß diese Mehrheit gar keine wirkliche Mehrheit sei. Er schrieb an den Präsidenten der Nationalversammlung einen Brief, in dem er zunächst einmal betonte, daß die Verfassung beide Gewalten unabhängig gestellt habe. Er sprach dann die Absicht aus, das Kabinett in einer Weise zu reformieren, welche Hoffnung auf Dauerhaftigkeit gewähre, und erklärte, eben darum seine Elemente nicht aus einer Majorität wählen zu können, die sich unter ganz ausnahmsweisen Umständen gebildet habe. Gleichzeitig war er unverfroren genug, sein Bedauern auszusprechen, daß er sich in die Unmöglichkeit versetzt sehe, »ungeachtet der Wichtigkeit der Minorität unter ihren Mitgliedern eine Kombination zu finden«. So sprach er denn seinen Entschluß aus, bis auf weiteres ein Übergangsministerium zu bilden aus Männern, die, keiner Fraktion der Nationalversammlung angehörig, sich ohne jede Parteirücksicht den Geschäften widmen würden. Zum Schluß wies der Präsident noch nachdrücklich darauf hin, daß Frankreich vor allem Ruhe wolle.

Die Mehrheit der Nationalversammlung war von den neuen Männern, in denen sie bloße Figuranten erblickte, übel erbaut, vertrieb sie aber auch nicht ohne weiteres durch ein formelles Mißtrauensvotum. Sie gab aber dem Elysée ihre Unzufriedenheit zu fühlen gelegentlich eines Antrags auf Befriedigung eines dort tiefgefühlten Bedürfnisses, nämlich einer Zulage für den

Präsidenten. Die Majorität erklärte sich bereit, die Summe zu bewilligen, wenn sofort ein parlamentarisches Ministerium gebildet werde. In Ermangelung einer entsprechenden Zusage wurde die Aufbesserung abgelehnt mit einer Mehrheit von 102 Stimmen; es hatten sich schon wieder 27 Ordnungsparteiler seitwärts in die Büsche geschlagen.

Louis Napoleon betrieb in der Ministerfrage eine Taktik des Hinhaltens. Nach Marx' Ausdruck ermüdete, foppte er die Nationalversammlung mit beständig neuen Ministerkombinationen. »Bald schien er ein republikanisches Ministerium bilden zu wollen mit Lamartine und Billault, bald ein parlamentarisches auf dem unvermeidlichen Odilon Barrot, dessen Name nie fehlen darf, wenn ein Dupe notwendig ist, bald ein legitimistisches mit Vatismenil und Benoist d'Azy, bald ein orleanistisches mit Malleville. Während er so die verschiedenen Fraktionen der Ordnungspartei in Spannung gegeneinander erhält und sie insgesamt mit der Aussicht auf ein republikanisches Ministerium und die dann unvermeidlich gewordene Herstellung des allgemeinen Wahlrechts ängstigt, bringt er gleichzeitig bei der Bourgeoisie die Überzeugung hervor, daß seine aufrichtigen Bemühungen um ein parlamentarisches Ministerium an der Unversöhnlichkeit der royalistischen Fraktionen scheitern.« Die Bourgeoisie aber verlangte, wie man bei Marx weiter lesen kann, um so lauter nach einer starken Regierung, als eine Handelskrisis im Anzug schien und das rote Gespenst bedrohlicher erscheinen ließ. Unter diesen Umständen leistete sich der Präsident als definitives Kabinett am 10. April 1851 eine Kombination, die in großem Maße auf eine Restaurierung des am 18. Januar verjagten Ministeriums hinauslief; denn drei von den damals Mißliebigen waren darin, dazu noch Léon Faucher, der früher mit Eklat geflogen war. Trotzdem kam es zu keinem neuen Mißtrauensvotum, sondern die Nationalversammlung war jetzt schon so zerfahren, daß eine Mehrheit von 58 Stimmen diesen Schritt ablehnte.

Marx hat dieses Kabinett dem unparlamentarischen vom November 1849, dem außerparlamentarischen vom Januar 1851 als ein antiparlamentarisches Ministerium angereiht. So weit meinten nun aber die Bonapartisten noch nicht zu sein, die es nicht einmal als außerparlamentarisch gelten lassen wollten. Faucher erhob gar Anspruch darauf, ein parlamentarischer Minister zu sein. Dies ist natürlich Illusion, und so viel ist unleugbar, daß sich in den verschiedenen Kabinetten eine steigende Entfernung vom parlamentarischen System zeigt. Insoweit hat Marx ganz recht, diese Stufenleiter von Ministerien das Thermometer zu nennen, woran das Parlament die Abnahme der eigenen Lebenswärme messen konnte. Was zu dieser Zeit noch an Lebensäußerungen des Parlamentarismus zu verzeichnen war, bestand hauptsächlich in Parteigezänk, bei dem von links her die häufige Drohung mit neuer Revolution sich unliebsam bemerkbar machte. Denn dies war zweifellos nicht das, wohin die große Mehrheit im Lande wollte, sondern stabile Verhältnisse. Dieses Verlangen kam der bonapartistischen Agitation für Verfassungsrevision zustatten, womit es darauf abgesehen war, eine Wiederwahl Louis Napoleons im Jahre 1852 gesetzlich möglich zu machen. Der Präsident selber wühlte wieder persönlich für seine Sache, indem er zum Beispiel in Dijon sich als natürlichen Feind des alten Regimes wie utopistischer Experimente empfahl, das Versagen der Nationalversammlung beklagte und Frankreich zurief, daß ihm sein Rat und seine Tatkraft nicht fehlen werde; er wies auch

deutlich auf die Petitionen für Revision hin, die in ganz Frankreich unterzeichnet würden. Daß also ein Staatsstreich höchstens noch zu vermeiden war, wenn die Nationalversammlung die erforderliche Dreiviertelsstimmenmehrheit für Revision aufbrachte, lag auf der Hand. Als aber die Frage zur parlamentarischen Entscheidung stand, fand sich zwar eine sehr starke Mehrheit für Revision, aber die Linke mit einigem Zuzug aus der Ordnungspartei hatte genügt, um denn 446 Ja 278 Nein entgegenzustellen. Wie wenig das der Stimmung im Lande entsprach, zeigte die Stellungnahme der im Herbst zusammentretenden Generalräte der Departements, von denen 80 unter 86 sich für Revision aussprachen. Und nun spielten die Bonapartisten einen neuen Trumpf aus: die Wiederherstellung des allgemeinen Wahlrechts. Mit der Aufwerfung dieser Frage war es darauf abgesehen, Stimmung für den Präsidenten zu machen und die Parteigegensätze zu verschärfen. Zunächst aber erzeugte das Verlangen Louis Napoleons nach einer entsprechenden Regierungsvorlage eine neue Kabinettskrise, die letzte in der parlamentarischen Februarrepublik. Von den Aprilministern konnten verschiedene schlechterdings nicht für die Aufhebung des Gesetzes vom 31. Mai eintreten, weil sie führenden Anteil an seiner Durchbringung gehabt hatten. So mußten diese Herrschaften gehen.

Bei der Neubildung des Kabinetts verfuhren Louis Napoleon und seine Ratgeber mit vollendeter Geschicklichkeit. Es wurde nämlich erst mal der Form halber dem Abgeordneten Bixtault der Auftrag erteilt, ein parlamentarisches Kabinett zu bilden. Er arbeitete sich vergeblich damit ab und mußte schließlich seine Bemühungen als unausführbar einstellen. Nun berief der Präsident am 26. Oktober das sogenannte Ergebenheitskabinett, das mit zuverlässigen Werkzeugen seiner Intentionen besetzt war. Man nennt es gewöhnlich nach dem Minister des Innern das Kabinett Thorigny; die Hauptfigur war aber der Kriegsminister St.-Arnaud, ein militärischer Glücksritter, dessen Auftauchen nur bedeuten konnte, daß ein Staatsstreich nicht mehr weit war.

Die neue Regierung wurde von der Nationalversammlung natürlich unwirsch empfangen, aber keineswegs mit einem Mißtrauensvotum. Lähmend wirkte offenbar unter anderem die Wahlrechtsfrage. Als sie nun zur Entscheidung vorlag, konnte die Ordnungspartei sich nicht darüber einig werden, den verfehlten Schritt vom 31. Mai einfach zurückzunehmen, sondern das Verlangen der Regierung wurde am 13. November von dem größeren Teile der Rechten gegen den kleineren und die ganze Linke abgelehnt, aber nur mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen. Auf einem Umweg verstand sich die Versammlungsmehrheit dann noch dazu, dem Verlangen nach unbeschränktem Wahlrecht entgegenzukommen, indem bei Beratungen über das Kommunalwahlrecht die Ansässigkeitsfrist beschränkt und in Aussicht genommen wurde, bei politischen Wahlen entsprechend zu verfahren. Die Regierung hatte für die Kommunalwahlen bloß sechs Monate Ansässigkeit haben wollen; dies wurde abgelehnt, aber mit einer Mehrheit von einer, noch dazu fraglichen Stimme.

Daß ein Parlament mit derartigen Parteiverhältnissen nicht mehr ernstlich als aktionsfähig gelten konnte, liegt zutage. Es zeigte sich auch wieder, als es sich darum handelte, dem Parlament die Verfügung über Machtmittel zur Bekämpfung von Gewaltstreichen zu verschaffen. Der General

St.-Arnaud hatte den Militärs aller Grade eingeschärft, daß sie ihren vorgesetzten Dienststellen unbedingten Gehorsam schuldig seien und niemandem sonst. Darauf brachten die Quästoren der Nationalversammlung einen Antrag ein, der das Recht des Parlaments bekräftigte, Militär zu seinem Schutze zu requirieren. Auch hier versagte wieder ein Teil der Ordnungspartei, außerdem aber der ganze Berg, so daß die Quästorenbill mit 102 Stimmen Mehrheit abgelehnt wurde. Vergebens warnte der republikanische Oberst Charras die radikale Linke vor dem Wahne, daß die Majorität eine ernstlichere Gefahr für die Republik und die Verfassung sei, als der Präsident im Elysée. Der Montagnard Michel hielt diesen für ungefährlich und meinte, die Gefahr im Sinne der Antragsteller bestehe nur darin, daß die Monarchie bedroht sei, daß die Republik endlich aufgerichtet werde. Er erklärte, dem 31. Mai nicht auch noch Waffen in die Hand geben zu wollen.

Auch Louis Blanc, allerdings nach der Belehrung durch die erbarmungslose Sozialistenjagd, die auf den Sieg des Cäsarismus folgte, erblickt in der Stellungnahme der Montagne ein Werk der Tollheit; mindestens war es ein Beweis völliger politischer Blindheit. Blanc nennt es auch den letzten Schlag, der dem parlamentarischen Regime beigebracht wurde. Freilich ist sehr zweifelhaft, ob die Annahme des Quästorenantrags es noch hätte retten können. Wahrscheinlich wäre dann der Staatsstreich sofort erfolgt, während er so erst am 2. Dezember geschah. Gleich die erste Proklamation Louis Napoleons hob als einen der wichtigsten Programmpunkte des neuen Regimes hervor: Abhängigkeit der Minister ausschließlich vom Staatsoberhaupt. Das war das definitive Ende des parlamentarischen Systems. Von ernstlichem Widerstand war keine Rede, da die Abgeordneten der Ordnungspartei, soweit sie nicht durch Verhaftung unschädlich gemacht wurden, ebenso von ihren Bevölkerungskreisen im Stiche gelassen wurden wie die zu spät zur Besinnung gekommenen Montagnards von den ihren. Bekannt ist die Redewendung, die sozialdemokratischen Abgeordneten auf ihren Ruf zu den Waffen von einem Wortführer der Arbeiter von St.-Antoine entgegengehalten wurde: »Wir werden uns hüten, uns totschießen zu lassen, damit ihr eure fünfundzwanzig Franken behaltet.« Das erscheint wie ein Echo der Anwürfe, womit die Bonapartisten schon 1848 den Parlamentarismus in Mißkredit zu bringen gesucht hatten. Ihre Angriffe auf das parlamentarische System waren eben durchaus nicht erfolglos geblieben. Das lag nun keineswegs bloß an der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung, sondern besonders daran, daß die Volksvertretung den Anforderungen d e r großen Mehrheit in Frankreich absolut nicht entsprach, die nun einmal vor allem anderen Stabilität verlangte.

Wie sehr der fortgesetzte unfruchtbare Parteihader mit seiner Konsequenz immer wiederholter Regierungskrisen dazu beigetragen hat, dem Parlamentarismus jeden Rückhalt im Lande zu rauben, haben verständige Beobachter schon bald nach der Katastrophe offen ausgesprochen. Von den Führern der Versammlungsmehrheit war Tocqueville sicher einer der einsichtigsten; er hat schon im Jahre 1852 zugegeben, daß die Geschichte der eben gewaltsam aufgelösten Versammlung ohne Zweifel mehr als einen Vorwurf zu machen haben werde: »Die Parteien, aus denen sie zusammengesetzt war, vermochten sich nicht miteinander zu verständigen, und dadurch wurde sie unfähig, die Freiheit des Landes und ihre eigene Existenz zu verteidigen.« Von späteren

Historikern hat vielleicht am klarsten Konstantin Bulle in seinem Werk über das zweite Kaiserreich diese Moral aus der Geschichte ausgesprochen. Nach seiner Auffassung war der Parlamentarismus bei diesem verworrenen Parteigetriebe eine Unmöglichkeit geworden: »Selbst vereinigt verfügten die Legitimisten und Orleanisten nicht über die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers, der aus den Maiwahlen von 1849 hervorgegangen war; ebensowenig bildeten die Republikaner aller Schattierungen eine Majorität, ebensowenig auch die Anhänger der persönlichen Politik des Präsidenten. Nur durch eine Koalition ließ sich ein Ministerium bilden, das festen Fuß in der Kammer besaß. Aber eine solche Koalition mußte doch auf alle Fälle die eigentlichen Bonapartisten mitumschließen, deren nächstes Ziel darin bestand, die Wiederwahl des Präsidenten nach Ablauf seiner vierjährigen Amtszeit möglich zu machen; und sobald sie darauf drangen, sobald sie auch die gesetzlichen Vorkehrungen zur Erreichung dieses Zweckes zu treffen verlangten, war der Bruch zwischen ihnen und den alten monarchistischen Parteien unvermeidlich.« Bulle führt das noch weiter aus, betont die unermüdliche Arbeit Napoleons daran, den Massen den Gedanken geläufig zu machen, daß die Volksvertretung in ihrer Zerrissenheit nur ein Hindernis alles Guten, er selbst der einzige Bürge einer besseren Zukunft sei, und sieht ihn den breiten Strom der öffentlichen Meinung immer entschiedener in die von ihm gewünschte Richtung lenken, während seine Gegner in parlamentarischen Intrigen ihre Kräfte verzettelten und von mühsam vereinbarten Mehrheitsbeschlüssen und Tagesordnungen das Heil erwarteten. Bulle fragt, was man auch von einer Versammlung erwarten konnte, in der Abstimmungen von der größten Bedeutung durch eine einzige Stimme entschieden wurden. In der Tat konnte es unter den Umständen nicht anders kommen, als daß, wo man auf der parlamentarischen Schaubühne von einem ersprießlichen Zusammenarbeiten der Mitwirkenden keine Spur, dagegen vor und hinter den Kulissen das possierlichste Durcheinander wahrnahm und immer wieder den Schrei nach einer anderen Direktion hörte, das Publikum schließlich ohne Bedauern, großenteils mit ausgesprochener Schadenfreude die Bude zumachen und die Akteure verjagen sah. Wo der Parlamentarismus sich auf solche Art selbst ad absurdum führt, ist es wahrhaftig kein Wunder, wenn sich ein ewiger Wirren müdes Land schließlich einem Diktator in die Arme wirft.

Außenpolitische Rundschau[1]

Zwischen London und Cannes — Die Weltwirtschaftskrise und die Revision des Friedensvertrags — Ein Kolonialprogramm — Die Außenwirkung der inneren Sabotage — Die kommende Doppelrepublik

Der Zusammenbruch der Mark, der damit zusammenhängende Besuch der Reparationskommission in Berlin, die Verhandlungen von Rathenau in London, der

[1] Die auswärtige Politik gewinnt für das innerpolitische Leben Deutschlands, besonders aber für seine Wirtschaftsgestaltung eine stetig steigende Bedeutung. Wir glauben deshalb, einem mehrfach aus unserem Leserkreis geäußerten Wunsch entgegenkommen zu sollen, indem wir im neuen Quartal alle vierzehn Tage eine »Außenpolitische Rundschau« veröffentlichen, die in gedrängter Kürze eine Übersicht über die wichtigsten internationalen Vorgänge bietet.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Antrag der Reichsregierung an die Reparationskommission um einen Zahlungsaufschub für die am 15. Januar und 15. Februar fälligen Raten, die Verhandlungen zwischen Lloyd George und Briand in London und das Übereinkommen, eine Konferenz der Alliierten anfangs Januar nach Cannes einzuberufen, der eventuell eine allgemeine europäische Wirtschaftskonferenz folgen soll; alle diese Vorgänge der letzten Zeit haben das Reparationsproblem und darüber hinaus die Revision des Vertrags von Versailles wieder in den Mittelpunkt der politischen Interessen gerückt. So sehr wir überzeugt sind, daß der Vertrag von Versailles unhaltbar ist, nicht weil er Deutschland, sondern allen wirtschaftlich bedeutenden Ländern, in erster Linie den Alliierten selbst, unerträgliche Bedingungen auferlegt, so wenig teilen wir den Optimismus, der in der deutschen Presse seinen Niederschlag findet und sich an der Börse in heftigen Kursschwankungen äußert. Gerade weil wir für die weitere Zukunft optimistisch denken, deshalb sind wir pessimistisch bezüglich des Ergebnisses von Cannes — von der europäischen Wirtschaftskonferenz erwarten wir nicht viel mehr als die Feststellung bekannter Tatsachen —, das uns keine grundlegende Neuregelung des Vertrags von Versailles bringen wird. Wenn alles gut geht, das heißt wenn die Alliierten zu einer Verständigung untereinander kommen, wird das Ergebnis von Cannes wahrscheinlich nicht mehr sein als eine vorläufige Erleichterung der Zahlungsmodalitäten, beschwert mit sogenannten wirtschaftlichen »Sanktionen«, deren Ausführung man der deutschen Regierung übertragen wird.

Man sollte sich endlich einmal abgewöhnen, in der Außenpolitik die eigenen Wünsche und Hoffnungen für die kommenden Tatsachen zu halten. In der Innenpolitik ist das vielleicht bis zu einem gewissen Grade berechtigt, weil da jede Partei, jede Wirtschaftsgruppe, jede Persönlichkeit in der Lage ist, auf die Entwicklung der Dinge einzuwirken. Außenpolitisch liegen die Verhältnisse anders und ungleich verwickelter. Rein wirtschaftlich betrachtet, sind die Staaten einerseits konkurrierende Handelshäuser, andererseits voneinander abhängige Produzenten und aufeinander angewiesene Konsumenten. Politisch sind sie die Verkörperung von Nationen, die sich in einer ständigen Entwicklung befinden und dadurch, durch ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft, in Berührung, in Reibung, in Konflikt miteinander kommen. Bei Nachbarvölkern sind diese Berührungs- oder Konfliktsmöglichkeiten natürlich häufiger als bei anderen Völkern. Deshalb wird das Verhältnis von Nachbarvölkern in erster Linie nach historisch-politischen Gesichtspunkten bewertet werden müssen, bei weiter voneinander entfernten Ländern nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Große internationale Konflikte bringen aber auch hier die politischen Gesichtspunkte in den Vordergrund. Kulturelle Missionen haben die Staaten noch nicht, wenn sie auch eine solche manchmal vorgeben, um zum Beispiel Kolonialunternehmungen zu rechtfertigen.

* * *

So erklärt es sich, daß der Vertrag von Versailles vor allem von politischen Gesichtspunkten diktiert worden ist, und daß, soweit wirtschaftliche Gesichtspunkte mitwirkten, die Alliierten sich nur als konkurrierende Handelshäuser des deutschen Handelshauses fühlten. Inzwischen haben sich aber die anderen wirtschaftlichen Triebkräfte geltend zu machen begonnen, und das um so heftiger, als der Krieg die industrielle Entwicklung ungemein beeinflußt hat, und zwar hauptsächlich durch Neuanlage und Vergrößerung von industriellen Großunternehmen sowie durch Kartellierungen und Vertrustungen. So konnte der Achtstundentag allgemein eingeführt werden trotz des Rückgangs der Leistungsfähigkeit der Arbeiter. Und als nach der Umstellung auf die Friedensproduktion der erste Warenhunger befriedigt war, begann eine internationale Wirtschaftskrise, die die Alliierten nach Washington, London und Cannes geführt hat.

Man darf aber nicht vergessen, daß diese Krise sich nicht gleichmäßig in allen Ländern äußert und daß die Wirkung des Vertrags von Versailles in wirtschaftlicher Beziehung erst begonnen hat, denn wir stehen erst am Anfang der uns auf-

erlegten Zahlung der 132 Milliarden »Goldmark«. Die Krise ist mehr oder weniger stark, je nachdem das Wirtschaftsleben eines Landes auf die Aus- und Einfuhr angewiesen ist und je nachdem der Krieg die industrielle Entwicklung gefördert hat. So erklärt es sich, daß die Krise in einigen neutralen Ländern geradezu verheerend wirkt, während sie sich — von Deutschland abgesehen — in Frankreich am wenigsten intensiv äußert. Frankreichs Wirtschaft ist nur zu einem geringen Prozentsatz auf den Handel mit anderen Ländern angewiesen, und die Zerstörungen industrieller Werke in dem großen Industriegebiet des Nordens haben überdies die industrielle Entwicklung anderer Gegenden durch den Krieg aufgewogen. Erst mit dem allmählichen Wiederaufbau der Industrie des Nordens begann sich auch in Frankreich die Krise geltend zu machen. Der Widerstand, den der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Frankreichs durch deutsche Sachlieferungen und Arbeiten in Frankreich selbst findet, erklärt sich zum Teil aus diesen beiden Umständen, denen man freilich ein nationalistisches Mäntelchen umhängt.

Wenn die Krise andererseits in England, Italien, den Vereinigten Staaten, Japan und Belgien mehr oder weniger stark ist, so ist sie doch nichts weniger als gleichartig, was sich aus der verschiedenen wirtschaftlichen Struktur dieser Länder ergibt. Deshalb, hauptsächlich aber, weil die politischen Gesichtspunkte, unter denen der Vertrag von Versailles diktiert wurde, noch maßgebend sind und wir erst am Anfang der »Goldzahlungen« stehen, muß man dem Ergebnis der Konferenz von Cannes mit ziemlicher Skepsis entgegensehen.

* * *

Aber nicht allein aus diesen Gründen. Unter den Alliierten macht man geltend, daß Deutschland selbst die Krise künstlich fördert oder wenigstens nichts tut, um sie einzudämmen. Man weist unter anderem darauf hin, daß der Marksturz von Deutschland ausgeht und daß die deutsche Regierung bisher nichts getan hat, um der Devisenspekulation Einhalt zu tun. Man hebt weiter hervor, daß Deutschland sein Defizit im Budget vergrößert, indem es durch niedrige Eisenbahn- und Posttarife, durch Zuschüsse zu den Lebensmitteln, die vom Ausland eingeführt werden, den Staatssäckel belaste und damit zugleich das Dumping organisiere, da es durch alle diese Maßnahmen den deutschen Industriellen ermögliche, die ausländische Konkurrenz zu unterbieten. Dadurch organisiere Deutschland die Arbeitslosigkeit im Ausland und seine eigene Zahlungsunfähigkeit, während seine Industrie intensiv beschäftigt sei und die Industriellen reiche Gewinne in das Ausland verschöben.

Diese Argumente werden nicht etwa nur von Frankreich, sondern auch von Amerika und vor allem von England vorgebracht. Man findet sie unter anderem in der Denkschrift des Verbandes der Industriellen Englands, die am 24. November veröffentlicht wurde und die gegenwärtige internationale Auseinandersetzung über Deutschlands Zahlungsmöglichkeiten ins Rollen brachte. Die englischen Industriellen, deren Einfluß auf die Regierung ihres Landes entscheidend ist, verlangen, daß Deutschland seine Finanzen in Ordnung bringen müsse, und zwar durch Beseitigung der angeführten Mißstände, ferner daß alle deutschen industriellen, Handels-, Bank- und landwirtschaftlichen Unternehmungen durch Ausgabe von individuellen Vorzugsaktien mit einer ersten Hypothek belastet werden: mit Vorzugsaktien, die von der deutschen Regierung den alliierten Regierungen zu übergeben sind, welche sie dann beliebig verkaufen können. Außer dieser dauernden Belastung, mit der zugleich eine Kontrolle der Alliierten über die deutsche Wirtschaft geschaffen wäre, müßte Deutschland Sachleistungen ausführen, die die Wirtschaft der Alliierten förderten, ohne der deutschen Industrie zu ermöglichen, auswärtige Märkte zu erobern. Deutschland müsse sich verpflichten, Lieferungen von Kali, Holz und Kohle auszuführen, den Aufbau der zerstörten Gebiete sowie den Bau von Eisenbahnen, Häfen usw. in Rußland, Mitteleuropa, Asien, Afrika unter Leitung und Kontrolle von alliierten Ingenieuren zu übernehmen; kurzum, Deutschland müsse als Aus-

deutungskolonie benutzt und seine Arbeitskraft dem Interesse der Alliierten nutzbar gemacht werden. Unter diesen Voraussetzungen könnte eine Erleichterung der Deutschland aufgebürdeten Schuldenlast vorgenommen werden, besonders müßten die unzweckmäßigen Ausgaben, die der Vertrag von Versailles verursacht, abgebaut werden.

Hier haben die politischen Leitgedanken des Vertrags von Versailles bereits nüchternen wirtschaftlichen Erwägungen Platz gemacht. Man kann sagen, daß sie in ihr Gegenteil umgeschlagen sind. In Frankreich stimmt man vielen dieser Vorschläge zu, jedoch unter der Voraussetzung, daß die »politischen« Garantien des Vertrags von Versailles aufrechterhalten werden und der eventuelle Schuldennachlaß nicht auf Kosten Frankreichs geht.

Nun kann die englische Regierung freilich nicht die Wünsche der Großindustriellen allein erfüllen; sie muß auch den Wünschen der Finanz und des Handels und denen der Arbeiterpartei Rechnung tragen. Und deshalb weicht auch das Programm der englischen Regierung, soweit es aus den Reden von Lloyd George, Churchill und Curzon hervorgeht, in vielen Punkten von dem Kolonialprogramm des englischen Industriellenverbandes ab.

Auf welcher »mittleren Linie« die Alliierten sich aber auch in Cannes einigen werden, sicher ist heute schon, daß die Sabotierung aller Vorschläge, die in Deutschland gemacht wurden, um die Devisenspekulation zu unterbinden, die Erfassung der Sachwerte durchzuführen, die Geheimratswirtschaft in der Post- und der Eisenbahnverwaltung zu beseitigen und die Devisengewinne der Ausfuhr dem Reiche zuzuführen, nur die internationale Stellung der Reichsregierung geschwächt und den Gegnern der Revision des Vertrags von Versailles neue Argumente geliefert hat.

* * *

Während die Alliierten und wir uns mit dem Reparationsproblem herumschlagen und auf Mittel zum »Wiederaufbau Europas« sinnen, ist zwischen den Regierungen der Tschechoslowakei und Deutschösterreichs ein Vertrag geschlossen worden, der wohl die ganze Welt überrascht hat, wenn seine Tragweite auch kaum von allen verstanden worden ist. Wegen seiner historischen Bedeutung geben wir ihn hier im Wortlaut wieder:

Artikel 1: Die beiden Staaten verpflichten sich, auf der Grundlage der Friedensverträge von Saint-Germain und Trianon alle Bestimmungen dieser beiden Verträge in ihrem vollen Umfang durchzuführen.

Artikel 2: Beide Staaten garantieren einander gegenseitig ihre Staatsgebiete, wie sie in den erwähnten Friedensverträgen festgesetzt sind, und verpflichten sich, zum Zwecke der Erhaltung des Friedens und zur Sicherung der Integrität der genannten Gebiete sich in politischer und diplomatischer Hinsicht gegenseitig zu unterstützen.

Artikel 3: Die beiden Staaten verpflichten sich, Neutralität zu wahren, falls einer der beiden angegriffen wird und gezwungen wäre, sich zu verteidigen.

Artikel 4: Die beiden Staaten verpflichten sich, auf ihrem Gebiet keine politische oder militärische Organisation zu dulden, die gegen die Unversehrtheit und Sicherheit der anderen Vertragspartei gerichtet wäre. Beide Staaten verpflichten sich zur Mitarbeit und Mithilfe gegen alle Pläne und alle Versuche einer Erneuerung des alten Regimes, sowohl vom Standpunkt der äußeren wie inneren Politik, als auch in bezug auf die Staats- und Regierungsform. Die berufenen Behörden werden sich gegenseitig Hilfe leisten zu dem Zweck, um in diesem Sinne geheime Umtriebe wirksam bekämpfen zu können.

Artikel 5: Die tschechoslowakische Republik wird der österreichischen Bundesrepublik die politischen und wirtschaftlichen Verträge mitteilen, welche sie mit Südslawien, mit Rumänien und mit Polen abge-

schlossen hat. Andererseits werden der tschechoslowakischen Republik ähnliche Verabredungen Österreichs mitgeteilt.

Artikel 6: Beide Staaten verpflichten sich, darüber zu wachen, daß die Abmachungen betreffs der gesetzlichen Regelung wirtschaftlicher, finanzieller und Minderheitsfragen gebührend beobachtet werden, und verpflichten sich, sich baldmöglichst über alle strittigen Fragen zu einigen.

Artikel 7: Falls in Zukunft zwischen beiden Staaten nach Abschluß des gegenwärtigen Abkommens strittige Fragen entstehen sollten, verpflichten sich beide Regierungen, zu versuchen, sich durch freundschaftliches Einvernehmen zu verständigen. Gegebenenfalls werden sie ihren Streit dem ständigen Internationalen Gerichtshof oder einem Schiedsrichter unterbreiten.

Artikel 8: Die beiden Staaten verpflichten sich, mit keinem anderen Staate ein Abkommen abzuschließen, das mit dem jetzt abgeschlossenen Vertrag in Widerspruch stünde.

Artikel 9: Das gegenwärtige Abkommen wird für die Dauer von fünf Jahren abgeschlossen. Nach einer dreijährigen Frist steht jeder Vertragspartei die sechsmonatige Kündigung frei.

Artikel 10: Das gegenseitige Abkommen wird ratifiziert, und die Ratifikationsurkunden werden ehebaldigst in Prag ausgetauscht.

Artikel 11: Das gegenwärtige Abkommen wird zur Kenntnis des Völkerbundes gebracht werden.

Gez. für die tschechoslowakische Republik Beneš,
für die Bundesrepublik Österreich Bundeskanzler Schober.

Dieser Bündnisvertrag zwischen den zwei österreichischen Nachfolgestaaten, die politisch die beiden Nationen — die Deutschen und die Tschechen — vertreten, die sich im alten Österreich am heftigsten bekämpft haben und bestimmt schienen, diesen Kampf als Staaten fortzusetzen, zeugt sowohl von der großen politischen Klugheit des Präsidenten der tschechoslowakischen Republik, den man wohl den Vater dieses Vertrags nennen kann, als von der außerordentlichen Beweglichkeit seines Außenministers Beneš. Bedenkt man, daß in der Tschechoslowakei 3¾ Millionen Deutsche leben, die mit den Deutschösterreichern wirtschaftlich, kulturell, national und geschichtlich viel inniger verflochten sind als mit den Reichsdeutschen oder diese mit den Deutschösterreichern, dann wird man die zukünftige Bedeutung dieses Vertrags ermessen können. Erwägt man es richtig: Warum sollen die beiden Länder, die wirtschaftlich und geographisch aufeinander angewiesen, kulturell und geschichtlich miteinander eng verflochten sind, nicht eine Art Doppelrepublik bilden, die jedenfalls ein viel natürlicheres Gebilde wäre als die ehemalige Doppelmonarchie?

Inzwischen aber haben wir gegenüber Österreich noch alle Paßschwierigkeiten und Verkehrshindernisse aufrechterhalten, die zum Beispiel zwischen Frankreich, England und Belgien, ja sogar zwischen Holland und Frankreich aufgehoben sind. Der Aufkauf des steirischen Erzberges durch Stinnes ist vielleicht eine Wirtschaftshilfe, die vor allem Herrn Stinnes zugute kommt. Aber was ist sonst geschehen, um den Wienern und damit uns zu helfen, zum Beispiel um Wien zum Ausfallstor für den Handel mit Südosteuropa zu machen? Wenn die Entwicklung jetzt vielleicht einen anderen Gang geht, als die Österreicher und wir es gewünscht haben und noch wünschen, dann trifft die deutsche Diplomatie die Hauptschuld. Die Politik der »Austrocknung« ist in Wirklichkeit eine Politik der Versäumnisse, der Versperrung der deutschen Entwicklungsmöglichkeiten. J.-S.-J.

Literarische Rundschau

Paul Östreich, **Zur Produktionsschule** (Entschiedene Schulreform III). Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin SW 68, 1921, Verlag für Sozialwissenschaften.

Viel Geist und viel ernster Reformwille hat sich in diesem Büchlein vereint, um in kurzen Leitsätzen das Bild der neuen Schule zu entrollen. Der Herausgeber hat bei den einzelnen Tagungen wiederholt betont, daß jeder Referent für sich rede und daß der »Bund« als solcher die Verantwortung dafür ablehnen müsse. Mir will es jedoch scheinen, als ob dieser Grundsatz nicht richtig sei. Schon über das Wesen der »Produktionsschule« gehen offenbar die Ansichten der Referenten stark auseinander. Der eine meint eine Produktionsgemeinschaft, deren Hauptzweck es ist, jungen Menschen, die sich weiterbilden wollen, durch wirtschaftliche Nebenarbeit die Möglichkeit zu geben, sich zu erhalten; dabei bestände dann eigentlich keine innere Beziehung zwischen der Produktion und der Ausbildung dieser Menschen. Ein anderer versteht darunter eine Siedlung, in der Kinder ohne eigentliche Schule in der wirtschaftlichen Arbeit der Gemeinschaft mit aufwachsen und so ihre Lebensbildung empfangen. Die eine Referentin denkt an eine Schulsiedlung mit einem geschlossenen Wirtschaftsbetrieb. Wenn dieses Wort »Produktionsschule« aber überhaupt einen Sinn haben soll, so könnte er doch nur darin liegen, daß es sich um eine neue Schule handelt, in der auch die wirtschaftliche Produktion ein Stück des Lebens der sich bildenden Jugend bedeutet, oder vielleicht wäre es noch tiefer und umfassender, wenn man damit sagen wollte: Die neue Schule ist ein Leben produktiver, nicht etwa nur reproduktiver Arbeit, und dabei wäre dann die wirtschaftliche Arbeit als eine, aber eben auch nur eine mögliche Seite mit eingeschlossen.

Eine Schule, die den Zweck hätte, sich durch wirtschaftliche Arbeit der Kinder selbst zu erhalten, würde vor dem pädagogischen Urteil nicht bestehen; denn die Kinder würden neuerdings, anstatt ein nur ihrer Ausbildung gewidmetes Jugendleben zu führen, Sklaven der Produktion; sie würde aber auch wirtschaftlich unmöglich sein, wie es ja Kranold in seinem Beitrag ganz richtig feststellt. Denn Kinder, die noch dazu eine kurze Zeit am Tage in dieser Weise tätig sind, können einfach auch nicht im entferntesten so viel leisten wie Erwachsene, die ja selber einen erheblichen Teil des Tages arbeiten müßten, um nur genug für ihren eigenen Bedarf zu produzieren beziehungsweise zu verdienen. Dabei soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß durch eine wirtschaftliche Betätigung der Kinder im engen Kreise der Schulgemeinde bisher dort beschäftigte Arbeitskräfte in bescheidenem Maße frei werden könnten. Das wäre dann nur eine Nebenwirkung, während der eigentliche Sinn der Arbeit immer der pädagogische bliebe. Die Berechnung, die August Heyn, der verdienstvolle Gründer und Leiter der Neuköllner Gartenarbeitsschule, aufstellt, darf durchaus nicht verallgemeinert werden, denn man darf eben nicht vergessen, daß hier durch unentgeltliche Lieferungen der Stadt und verschiedene andere Umstände sehr bedeutende Kosten fortfallen, welche anderwärts auftreten würden.

Auch im einzelnen wäre in den verschiedenen Leitsätzen gar manches abzulehnen; bedenkt man jedoch, daß seit ihrer Aufstellung mehr als ein Jahr verflossen ist, und daß unsere Zeit uns alle auch auf dem pädagogischen Gebiet überaus schnell umlernen läßt, so wird man es unterlassen, an Äußerungen Kritik zu üben, die wahrscheinlich von den Verfassern heute selbst nicht mehr aufrechterhalten würden.

Nur folgendes möchte ich noch vorschlagen: Es ist wohl zweifellos, daß das Wort »Produktionsschule« sehr unglücklich gewählt ist, gibt es doch zu den verschiedensten Auslegungen schon bei den Referenten Anlaß und zu schweren Mißverständnissen bei Lesern, die nach Klarheit suchen. Wäre es da nicht das beste, wenn man diesen Ausdruck fallen ließe, oder ließe es sich nicht wenigstens machen, daß der Heraus-

geber im Fall einer neuen Auflage eine kurze Erörterung über das grundsätzliche Verhältnis von Produktion und Schule vorausschickt? Damit wäre meines Erachtens wenigstens etwas geholfen. K.

Karl Diehl, **Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung.** Dritte Auflage. Erster Teil: Werttheorie — Grundrententheorie. Leipzig 1921, Verlag von Felix Meiner. Preis 45 Mark.

Das vorliegende Werk des bekannten Volkswirtschaftlers Diehl ist eine Neubearbeitung des im Jahre 1837 erschienenen Buches »Volkswirtschaftliche Erläuterungen vorzüglich über David Ricardos System« von Baumstark, allerdings eine so gründliche Neubearbeitung, daß es eher als ein vollständig neues Werk zu bezeichnen ist. Der Verfasser, dem die Baumstarksche Übersetzung und Erläuterung nicht genügte, hat das Ricardosche Buch noch einmal verdeutscht und eine eingehende Kritik daran geknüpft. Er hat mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersucht, ob und inwieweit vom gegenwärtigen Standpunkt der nationalökonomischen Wissenschaft aus die Ricardoschen Lehren noch als zutreffend angesehen werden können, und namentlich inwieweit seine ganze Methode geeignet ist, zu fruchtbaren, wissenschaftlichen Erkenntnissen zu führen. Des weiteren forscht er dogmengeschichtlich dem Ursprung der Lehren Ricardos nach und sucht den Einfluß nachzuweisen, den diese Lehren auf die neuere Nationalökonomie und besonders auf den wissenschaftlichen Sozialismus ausgeübt haben.

Zu dem Zwecke legt er zunächst die Ricardosche Werttheorie gemeinverständlich dar und zergliedert sie kritisch, wobei er den hauptsächlichsten Mangel darin erblickt, daß infolge der unklaren Ausdrucksweise Ricardos sein Wertbegriff relativ bleibt und seine Wertlehre eine unbefriedigende Lösung des Problems darstellt. Auch die Versuche, die Ricardosche Werttheorie mit der Grenznutzentheorie zu vereinigen, führen seiner Ansicht nach nicht zum Ziele. Sodann behandelt Diehl in interessanter Weise das Verhältnis der Werttheorien von Ricardo und Marx und die Umbildung der Ricardoschen Wertlehre durch den ethischen Sozialismus, woran er eine dogmengeschichtliche Untersuchung knüpft über die Vorläufer, die Nachfolger und Gegner dieser Werttheorie. Im zweiten Kapitel behandelt er in ähnlicher Weise die Grundrententheorie Ricardos. Nach einer allgemeinen Begriffsbestimmung der Grundrente erörtert er im einzelnen die Rente als Differentialrente und die Monopolrente, die Grundrente und die Preisbildung, den Einfluß der technischen Fortschritte in der Landwirtschaft auf die Grundrente, die Bergwerksrente usw. Die dann einsetzende Kritik der theoretischen Grundlagen und der wichtigsten Sätze der Ricardoschen Rententheorie wird ergänzt durch eine Kritik verschiedener Grundrententheorien, die im Gegensatz zu Ricardo aufgestellt worden sind. Es handelt sich hier um die Theorien von Schäffle und Mangoldt, Carey und Bastiat, Rodbertus und Marx. Besonders die Marxsche Grundrente wird eingehend erörtert und kritisiert. Diese Abschnitte des Diehlschen Werkes verdienen es, von den Marxisten und Antimarxisten gründlich studiert zu werden. (Es würde den Rahmen dieser Buchbesprechung überschreiten, wollten wir, wie es wünschenswert wäre, Stellung dazu nehmen.) Nachdem der Verfasser dann noch das Verhältnis der Bodenverstaatlichungsbewegung zur Grundrententheorie Ricardos untersucht hat, geht er zum Schluß dazu über, die Aussprüche von James Anderson, Robert Torrens, Edward West und Robert Malthus, daß sie die Grundrententheorie zuerst entdeckt und aufgestellt hätten, zu prüfen, wobei er zu dem Ergebnis gelangt, daß Ricardo diesen Männern manche Anregung verdankt, was er auch offen anerkannt hat.

Das Diehlsche Werk enthält in seiner Darlegung und seiner Kritik eine Fülle volkswirtschaftlicher Gedanken, die für die Umgestaltung unserer Wirtschaft, wie sie gegenwärtig angestrebt wird, nutzbar gemacht werden können. Es bietet nicht nur rein theoretisches Interesse, sondern hat auch praktischen Wert, weshalb sein gründ-

liches Studium dringend anzuraten ist. Wer sich in das vielumstrittene Gebiet der Werttheorie und der Grundrententheorie einarbeiten will, der darf an diesem Buche nicht vorübergehen. Franz Lauffötter

Notizen

Deutsches Papiergeld und französische Assignaten. Die zunehmende Verschuldung des Deutschen Reiches (allein die schwebende Schuld betrug Ende November 1921 241,9 Milliarden Mark, und das Defizit des Etatsjahres 1921/22 wurde »vorläufig« bereits auf ungefähr 162 Milliarden Mark veranschlagt) führt zu einer immer stärkeren Benutzung der Notenpresse. Im November hat denn auch die Reichsbank einen neuen Rekord in der Ausgabe von Papiergeld aufgestellt. Sie hat in diesem Monat für 9,4 Milliarden Mark neue Noten in den Verkehr gebracht, im Oktober hingegen nur für 5,1 und im September für 6,3 Milliarden Mark.

Immer größer schwillt die Milliardenlast der ausgegebenen Papiergeldscheine an. 100 Milliarden sind, wie die nachfolgende Aufstellung zeigt, längst überschritten. Es betrug der Umlauf 1921 (in Milliarden Mark):

	Reichsbanknoten	Darlehens-Kassenscheine	Reichs-Kassenscheine	Gesamtumlauf
Am 30. Juli	77,39	8,36	0,286	86,04
- 31. August	80,07	7,84	0,274	88,18
- 30. September	86,38	7,61	0,275	94,27
- 30. Oktober	91,53	7,32	0,272	99,12
- 7. November	92,61	7,20	0,273	100,08
- 15. -	95,19	7,10	0,271	102,56
- 23. -	96,46	7,08	0,270	103,81
- 30. -	100,9	7,33	0,267	108,54

Vielfach ist, als in den letzten Wochen der Wert der Papiermark im Vergleich zum Dollar immer tiefer sank, auf die zunehmende Entwertung der französischen Assignaten hingewiesen, und tatsächlich ergeben sich gewisse lehrreiche Vergleiche. Als zunächst die Assignaten (Anweisungen auf den Wert der eingezogenen geistlichen Pfründen, später auch der Kron- und der Emigrantengüter) auf dem Markt erschienen, stand der Kurs auf ungefähr 98 Prozent, also fast auf Pari; aber schon Ende 1790 war er auf 90 Prozent gesunken; und mit der steigenden Emission neuer Assignaten glitt der Kurs immer tiefer hinab, wenn auch die großen Waffenerfolge der französischen Revolutionsheere wiederholt auf kurze Zeit Kursbesserungen herbeiführten. Im Januar 1792 wurden die Assignaten noch mit 72 Prozent, im Januar 1794 mit 40 Prozent, im Januar 1795 mit 18 Prozent und im Januar 1796 gar nur noch mit 0,46 Prozent bezahlt. Niemand wollte die Scheine mehr in Zahlung nehmen.

Im März 1796 verfiel dann die französische Regierung darauf, die sogenannten »Goldwerte« zu erfassen und für diese eine Art Pfandbriefe auszugeben, sogenannte »Mandats territoriaux«; aber auch diese Papierwerte wollte das Publikum, gewitzigt durch den Assignatensturz, nicht haben. Sie wurden zunächst mit 17½ Prozent notiert, fielen aber nach und nach ebenfalls auf 2,5 Prozent. So sah sich denn die Regierung gezwungen, die Münzstätten wieder zu eröffnen, damit wieder solide Tauschmittel in Umlauf kämen. In verschiedenen Landesteilen wurden Münzzweigstellen errichtet, die gegen Einlieferung von Barrensilber oder silbernen Gebrauchsgegenständen zunächst Fünffrankenstücke ausprägten.

Wer weiß, ob nicht auch wir noch zu solchen Mitteln greifen müssen.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 16 40. Jahrgang ✦ 1. Band 13. Januar 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Einheitsfront-Illusionen. Von Heinrich Cunow.

Die Zerreißung der französischen Gewerkschaften. Von J. Steiner-Jullien.

Die Vierer-Allianz (Amerikanischer Brief). Von J. Willig.

Die werdende Gesellschaft und die Schule. Von Fritz Karsen.

Sozialismus und Landwirtschaft. Von Dr. Fest (Wilmersdorf).

Literarische Rundschau: Hans Stein, **Der Kölner Arbeiterverein (1848/49).** ✦ **International Labour Conference, Third Session.**

Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Kampffmeyer, P., Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung. Geschichte, Politik und Literatur der Sozialdemokratie. Fünfte, verbesserte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 165 S. Geh. 9 M.

— Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland. Ein politisch-wirtschaftliches und sozialkulturelles Bild deutscher Entwicklung. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 354 S.

Kjellén, Rud., Dreibund und Dreiverband. Die diplomatische Vorgeschichte des Weltkriegs. Übersetzt von Dr. A. v. Normann. München, Duncker & Humblot 138 S. Geh. 18 M.

Kuttner, Erich, Warum versagt die Justiz? Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 99 S.

Liebknecht, Karl, Reden und Aufsätze. Herausgeber: Julian Gumperz. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachfolger, Hamburg. 374 S.

Mathematisch-Physikalische Bibliothek:

Nr. 5: **E. H. Timerding,** Die Fallgesetze. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 51 S. Geh. 5 M.

Nr. 8: **Paul Meth,** Theorie der Planetenbewegung. Zweite Auflage. 60 S.

Nr. 43: **Al. Witting,** Einführung in die Trigonometrie. Eine elementare Darstellung ohne Logarithmen. 46 S.

Murray, Gilbert, Das Problem der auswärtigen Politik. Aus dem Englischen übersetzt von Luise Kautsky. Mit einem Geleitwort von Karl Kautsky. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 110 S. Kart. 12 M.

Natorp, Paul, Stunden mit Rabindranath Thakkur. Jena, Eugen Diederichs. 25 S. Geh. 5 M.

Preczang, Ernst, Im Strom der Zeit. Gedichte. Vierte, wesentlich vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 212 S. Geb. 20 M.

Reimes, W., Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Cunow. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 207 S. Geb. 24 M

Schöttler, Wilh., Der Diplomverwaltungsbeamte. Vorbildung — Studium — Berufsaussichten. Köln, Oskar Müller. 19 S.

Schubert, H. v., Kirche, Persönlichkeit und Masse. Vortrag auf der Hauptversammlung des Verbandes deutscher evangelischer Pfarrvereine in Heidelberg, gehalten am 19. September 1921. Tübingen, J. C. B. Mohr. 43 S. Geh. 6 M.

Schwantje, Magnus, Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen? 72 S. Geh. 5 M. Gründe gegen die Vivisektion. 48 S. Geh. M. 2.40. Öffentliche Disputation über die Vivisektion, gehalten am 31. Januar 1903 im Physiologischen Institut der Universität Bern. 40 S. Geh. 2 M. Sämtlich herausgegeben vom Bund für radikale Ethik. Berlin.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 16 Ausgegeben am 13. Januar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Einheitsfront-Illusionen

Von Heinrich Cunow

Vor wenigen Tagen (am 8. Januar) trat in Leipzig die Unabhängige Sozialdemokratische Partei zu ihrer allgemeinen Tagung zusammen. Vergleicht man die zu diesem Parteitag von den unabhängigen Organisationen gefaßten Beschlüsse, dann kann man mit ziemlicher Sicherheit auf heftige Zusammenstöße zwischen den verschiedenen Parteirichtungen rechnen, aus denen sich das unter der Firma »U. S. P.« bekannte Parteigebilde zusammensetzt. Freilich, so weit möchte ich nicht gehen wie einige unserer Parteiblätter, die da meinen, daß der Leipziger Parteitag vielleicht sogar das Problem der Existenzberechtigung der U. S. P. aufrollen und zu weiteren Spaltungen führen könne. Sicherlich, eine einheitliche, in sich geschlossene Partei ist zurzeit die U. S. P. ebensowenig wie vor gut einem Jahre, als sich von ihr auf dem Parteitag in Halle der linke Flügel abzweigte und zu den moskowitischen Kommunisten übertrat; aber die Führer der verschiedenen Richtungen wissen doch zu genau, daß unter den heutigen politischen Verhältnissen weitere Abschwenkungen zu einer völligen Zerbröckelung der Unabhängigen Partei und damit zu ihrer Ausschaltung aus dem politischen Leben führen würden: eine Ausschaltung, die sie selbst am schwersten treffen und zur Rolle kleiner Sektenführer verdammen würde — und sie fühlen sich doch fast alle als Politiker großen Stils, die der Zukunft neue Bahnen weisen können. Wenn auch in neuester Zeit in den U.-S.-P.-Blättern nicht mehr in gleichem Maße wie kurz nach der Novemberrevolution, als diese Partei mit vollen Segeln in das politische Meer oder vielmehr in die Idee der Weltrevolution hinausfuhr, von der großen historischen Mission der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei gesprochen wird, so hofft doch noch immer ein Teil der Führer — Frau Luise Zietz hat erst jüngst diese Hoffnung in der »Freiheit« neu begründet —, daß die U. S. P. wieder neue Kräfte gewinnt und sie selbst daher noch zu großen Taten berufen sein werden. Sie werden daher auch trotz aller vorhandenen Gegensätze weitere Spaltungen möglichst zu vermeiden suchen.

Zudem aber stehen, wenn sie nicht noch gewaltsam von einigen allzu Temperamentvollen hineingezerrt werden, wichtige Grundanschauungen und -auffassungen in Leipzig gar nicht zur Erörterung, sondern vornehmlich taktische Fragen, und in bezug auf diese herrschen, wie die von den Lokalorganisationen gefaßten Beschlüsse beweisen, keineswegs in den Reihen der Unabhängigen große Meinungsverschiedenheiten, haben doch zum Beispiel die meisten dieser Organisationen sich entschieden gegen jede Teilnahme an einer Koalitionsregierung ausgesprochen. Oder sollte vielleicht die sogenannte Einigungsfrage, das heißt die Frage der Wiedervereinigung mit

der alten Sozialdemokratie, *zur Spaltung in der U. S. P. führen?* Wer diese Ansicht hegt, überschätzt bei weitem den Umfang des Einigungsstrebens innerhalb des »unabhängigen« Parteikonglomerats. Ein eigentliches ernsthaftes Streben nach Wiedervereinigung ist nur bei einigen Redaktionsmitgliedern der Berliner »Freiheit« und einer anscheinend ziemlich kleinen Minderheit der »Freiheit«-Leser sowie bei einigen Schülern Kautskys und den von diesen geleiteten Lokalgruppen vorhanden. Platonisch schwärmen zwar manche Organisationen der U. S. P. für die sogenannte Einheitsfront, doch ist diese Schwärmerei, milde charakterisiert, recht naiv-kurioser Art; denn anders kann man es doch kaum bezeichnen, wenn es z. B. in der Parteitagsresolution des unabhängigen Bezirksverbandes Berlin-Brandenburg heißt, daß die Partei, »die zur Einheit mit der U. S. P. als reif angesehen werden will«, zunächst erklären müsse, für sie sei »eine Koalition mit den Vertretern bürgerlicher Schichten ausgeschlossen«, oder wenn die Kieler Organisation verlangt, daß die Mehrheitssozialisten vor der Einigung zunächst das Leipziger Aktionsprogramm der U. S. P. anerkennen müßten. Liebeserklärungen für die Wiedervereinigung, die an derartige Bedingungen geknüpft sind oder die eine Einheitsfront von Molkenbuhr und Radbruch bis zu Eberlein, Hölz und Scholem fordern, kann kein Politiker ernst nehmen.

Mir scheint, als wenn auf unserer Seite, in den Blättern der Mehrheitssozialdemokratie, nicht nur weit mehr von der »*Notwendigkeit der proletarischen Einheitsfront*« beziehungsweise von der »*Wiedervereinigung der getrennten Bruderparteien*« geredet wird als in den unabhängigen und kommunistischen Parteilagern, sondern daß auch bei uns noch viel konfusere, mit den seltsamsten Unmöglichkeiten rechnende Ansichten über den Nutzen einer solchen Wiedervereinigung vorhanden sind wie auf jener Seite. Daß die Zusammenfassung aller sogenannten proletarischen Parteien, von den wildesten kommunistischen Radikalinskis bis zur Mehrheitssozialdemokratie, zu einer großen Einheitsfront möglich ist, vermag nach meiner Ansicht nur ein politischer Phantast anzunehmen. Möglich ist nur — das Wort möglich im Sinne der »realen Möglichkeit« Hegels genommen — eine Vereinigung der S. P. D. mit der U. S. P. D., und zwar auch nicht mit der ganzen U. S. P. D., *sondern nur mit deren rechtem Flügel.* Was würde aber dadurch erreicht? Doch nicht etwa ein Aufhören der Reibungen zwischen den Arbeiterparteien im Parlament und in der Werkstatt? Noch immer blieben die verschiedenen kommunistischen Parteien bestehen und würden wahrscheinlich sogar vom linken Flügel der Unabhängigen neuen Zufluß erhalten. Der Erfolg der Einigung würde höchstens sein, daß wir in bestimmten Fällen bei Abstimmungen im Reichstag, in den Landtagen und Stadtparlamenten eine etwas größere Stimmenzahl in die Wagschale zu werfen vermöchten. Sicherlich ein politischer Gewinn, doch ein im ganzen ziemlich beschränkter; denn bei der Abstimmung über Arbeiter- und Wirtschaftsforderungen stimmen schon heute meistens in den Parlamenten die beiden Parteien in gleicher Weise ab. Ferner könnten in einzelnen Städten, in denen heute die mehrheitssozialistischen und unabhängigen Blätter einen heftigen Konkurrenzkampf führen, diese Blätter zusammengelegt, die Straßendemonstrationen und Massenversammlungen eindrucksvoller gestaltet und vielleicht auch manche Ausgaben, die heute der lokale Rivalitätskampf beider Gruppen erfordert, erspart werden.

Diesen Vorteilen stehen aber nach meiner Ansicht weit beträchtlichere Nachteile gegenüber. Zunächst würde zweifellos ein Teil der Anhänger aus bürgerlichen Kreisen, die sich uns während des Krieges und nach dem Zusammenbruch angeschlossen haben und heute meist auf dem rechten Flügel unserer Partei stehen: Kleingewerbetreibende, Kleinbauern, Beamte, Angestellte, Angehörige der freien Berufe, wieder nach rechts abschwenken. Zweitens würden wir nicht mehr in gleichem Maße wie bisher für die bürgerlichen Parteien der Linken bündnisfähig bleiben. Sie würden wahrscheinlich bei erster günstiger Gelegenheit die heutige Regierungskoalition zu sprengen und bürgerliche Gegenkoalitionen zu bilden suchen. Die Folge wäre, daß wir wieder in die Oppositionsstellung hineingedrängt und die von uns besetzten staatlichen und kommunalen Verwaltungsstellen verlieren würden — womit sich zugleich auch wieder die meisten in den Regierungsbureaus sitzenden, sich zu unserer Partei bekennenden Beamten von uns abwenden würden; denn ganz naturgemäß würden sie das Gefühl haben, wir hätten, um einige Stimmen in den Parlamenten zu gewinnen, leichthin eine reale Machtposition aufgegeben und sie (die zu uns gehörenden Beamten) dem Druck und den Schikanen der bürgerlichen Koalition ausgeliefert.

Doch das erscheint mir, so wenig verlockend diese Aussichten sind, nicht als das Schlimmste. Die weitere Folge einer offiziellen Wiedervereinigung würde sein, daß die Uneinheitlichkeit der politischen und wirtschaftlichen Anschauungen und damit der Streit der Richtungen, den wir heute bei den Unabhängigen und Kommunisten haben, in unser eigenes Parteilager übertragen wird. Wir haben ja vor dem Kriege schon recht nette Richtungsstreitigkeiten und gegenseitige Verketzerungen in unserer Partei gehabt, besonders vor den Parteitagen; ein Zusammenschluß mit der U. S. P. wäre das beste Mittel, diese Richtungsstreitigkeiten in verschärfter Form wiedererstehen zu lassen. Damals überwogen in der Partei noch jene Elemente, die, in strenger Parteitradition und Parteidisziplin aufgewachsen, noch die Zeiten des Sozialistengesetzes mit durchgemacht hatten und in der Zerreißung der Parteibande — man kann in gewissem Sinne von Partei-Familienbanden reden, denn manche Teile der Partei fühlten sich noch immer als eine große zusammengehörige Familie — den größten Frevel erblickten. Seitdem hat sich aber die Psyche der Partei wesentlich geändert. Die verschiedenen Parteispaltungen, die die deutsche Arbeiterklasse aus ihrer eigenen Mitte während der letzten sechs Jahre hat hervorgehen sehen, haben das Gefühl für die Notwendigkeit der Parteidisziplin und die selbstwillige Einfügung der eigenen Persönlichkeit in das Parteiganze beträchtlich geschwächt, und zugleich sind mit und nach der Revolution zum Fluktuieren geneigte Elemente zu uns gekommen, die für den weiteren Ausbau unserer Partei von größtem Wert für uns sind, denen aber Parteidisziplin ein ziemlich fremder Begriff ist, und die überdies zum Teil in einer gefährlichen Illusionsromantik steckengeblieben sind. Die Entfesselung neuer, verschärfter Richtungsstreitigkeiten innerhalb der Partei vermag daher unter den heutigen unsicheren politischen Umständen nur zur Selbstzersetzung und Selbstzerfetzung zu führen.

Aber ist es denn sicher, daß es nach einer Wiedervereinigung mit der U. S. P. zu solchen Richtungsstreitigkeiten kommen wird? Könnte nicht die

U. S. P. das Proselytenmachen aufgeben und sich willig zur praktischen Mitarbeit in den Parteimechanismus einfügen? Von Parteigenossen, mit denen ich hierüber sprach, ist mir verschiedentlich entgegengehalten worden, man dürfe annehmen, daß die Führer der U. S. P. doch wohl durch ihre eigenen Erfahrungen dahin belehrt worden seien, nicht Fragen aufzuwerfen, die die eben erst geeinte Partei alsbald wieder sprengen könnten.

Ich muß offen sagen, daß Genossen, die in dieser Weise argumentieren, nicht nur die Parteigeschichte (besonders die Geschichte der sozialistischen Parteien des Auslandes) nicht kennen, sondern auch recht schlechte Psychologen sind. Ich möchte sie bitten, sich zu ihrer Belehrung nur einmal den jüngst von Karl Kautsky in der Berliner »Freiheit« (vom 1. Januar 1922) veröffentlichten Artikel »Massenpartei oder Sekte« anzusehen. Dort heißt es:

> Diese Zusammenfassung (der S. P. D. mit der U. S. P. D.) wäre natürlich unmöglich, wenn von der einen oder der anderen Richtung der Verzicht auf ihre Überzeugung gefordert würde. Die Einigung könnte sich nur dann vollziehen, wenn, wie immer die jeweilige Mehrheit der neuen Gesamtpartei deren augenblickliche Praxis gestalten möge, den Gegnern wie den Anhängern der Koalitionspolitik die vollste Freiheit der Propagierung ihres Standpunktes in der Partei gewährleistet wird. Der Kampf der beiden Richtungen soll und kann nicht aufhören. Er soll nur aufhören, ein Kampf zweier getrennter Organisationen zu sein. Er soll ein Kampf zweier Richtungen innerhalb der gleichen großen Organisation um die Gewinnung der proletarischen Masse, um die Eroberung der Mehrheit in der Organisation sein.

Solches Bekenntnis bietet die schönsten Aussichten auf einen baldigen frischfröhlichen Richtungsstreit in der eben »geeinten« Partei — nur dürfte es nicht bei einem Kampfe zwischen zwei Richtungen bleiben, und auch die Kampfgemütlichkeit dürfte schnell flöten gehen.

Aber, so heißt es in einzelnen Äußerungen unserer Parteipresse, die Tatsache, daß sich die Eisenacher und Lassalleaner auf dem Gothaer Kongreß vereinigt und nach Überwindung einiger alter Zwistüberreste friedlich zusammengearbeitet haben, beweist doch die Möglichkeit eines nützlichen Zusammenarbeitens verschiedener Parteirichtungen! Nach meiner Ansicht beweist diese Bezugnahme auf den Gothaer Kongreß und seine Folgen gar nichts. Damit, daß früher im Anfang der Parteientwicklung unter ganz anderen Verhältnissen eine Vereinigung möglich und nützlich war, wird keineswegs bewiesen, daß sie auch heute nach einer fast fünfzigjährigen Fortbildung der damaligen Parteiansätze unter ganz anderen Umständen nützlich ist. Beide Parteien waren damals, was ihre Anhängerschaft anbetrifft, wesensgleich; beide bestanden aus Fabrikarbeitern und Handwerksgesellen, und nicht verschiedene Entwicklungsauffassungen und Klasseninteressen trennten sie. Lediglich verschiedene Organisationsformen, die Verschiedenartigkeit der programmatischen Schlagworte und die Rivalität der Führer hatte Schranken zwischen ihnen aufgerichtet. Seitdem aber ist die alte Sozialdemokratie aus einer engen Klassenpartei mehr und mehr zu einer die verschiedenartigsten Volkselemente umfassenden Massenorganisation geworden, die neben industriellen Arbeitern auch viele Landarbeiter und Angestellte, Kleinhandwerker und Kleinhändler, Beamte und Intellektuelle aller Art umfaßt; und diese Angehörigen haben neben gewissen gemeinsamen poli-

tischen Interessen manche verschiedenen Klassen-, Berufs- und Erwerbsinteressen, die auch eine verschiedenartige Stellungnahme zu den heutigen wirtschaftlichen Zeitproblemen bedingen. Die Zersplitterung der einstigen einheitlichen Sozialdemokratie in verschiedene kommunistische und sozialistische Gruppen ist, wenn sich diese Gruppen auch nicht nach reinen Klasseninteressen geschieden haben und das Festhalten an bestimmten Traditionen und Stichworten sowie persönliche Freundschaften und Ideologien dabei eine wichtige Rolle spielen, doch in der Hauptsache nichts anderes als eine Folge der in der Anhängerschaft der Sozialdemokratie vor sich gegangenen Klassendifferenzierung.

Überdies vertrat aber zu jener Zeit die Sozialdemokratie den bürgerlichen Klassen gegenüber ein Zukunftsprogramm und befand sich in einer reinen Oppositionsstellung zur Regierung, vornehmlich unter dem Sozialistengesetz. Heute hingegen ist die S. D. P. nicht mehr Oppositionspartei, sondern Teilnehmerin an der Regierung, eine Partei, die einen ansehnlichen Teil ihrer früheren Programmforderungen verwirklicht hat und weitere Teile zu verwirklichen sucht. Es ist jedoch eine alte geschichtliche Erfahrung, die durch den Verlauf aller größeren revolutionären Bewegungen bestätigt wird, daß eine große revolutionäre Partei nur so lange ihre Einheitlichkeit zu wahren vermag, als sie sich in einer reinen Oppositionsstellung befindet. Wird sie mehr und mehr zur regierenden Partei und geht sie daran, nicht nur politische Forderungen durchzusetzen, sondern auch ernsthaft in das Wirtschaftsgetriebe einzugreifen, so zersplittert sie in verschiedene Parteirichtungen; denn nun treten die bisher mehr oder weniger verhüllten Klassendifferenzen offen hervor. Ein besonders lehrreiches Beispiel solcher Parteizersplitterung liefert die Geschichte der großen Französischen Revolution.

Auf Grund solcher Geschichtserfahrungen habe ich schon im März 1919, als noch die Kommunistische und die Unabhängige Sozialdemokratische Partei in schnellem Aufstieg begriffen waren, in dem Artikel »Partei- und Klassendifferenzierung« (Neue Zeit, 37. Jahrg., 1. Bd., Nr. 24) darauf hingewiesen, daß beide Parteien sich voraussichtlich bald in verschiedene kleinere Gruppen spalten würden und das schon damals in unseren Reihen hervortretende Streben nach Wiederherstellung der »alten sozialdemokratischen Parteieinheit« resultatlos bleiben werde. Ich schrieb in bezug auf das Drängen zur Einheitsfront:

> Ein durchaus begreifliches Verlangen, denn da diese Einigkeitsprediger die innere Notwendigkeit der schon bald nach dem Falle des Sozialistengesetzes hervorgetretenen Differenzierung innerhalb der Partei, die schon vor dem Kriege zu fortgesetzten Anfeindungen auf den Parteitagen und zu gegenseitigen Presseangriffen führte, nicht verstehen, andererseits aber sehr wohl den Nutzen einer gemeinsamen Kampfführung für die Arbeiterschaft erkennen, so möchten sie gerne die einheitliche Front wiederhergestellt sehen. Sicherlich, wenn sich diese Einheit verwirklichen ließe, alle Kraft müßte darangesetzt werden, das Ziel zu erreichen. Die Frage ist nur: Läßt sie sich wiederherstellen und vermöchte sie, wenn dies durch schärfsten Druck gelänge, dem Anprall feindlicher Elemente standzuhalten? Nach meiner Ansicht läßt sich eine solche Wiedervereinigung nur durchführen, wenn demnächst die Gegenrevolution auf der ganzen Linie siegen sollte und die sozialdemokratischen Parteien völlig in eine Defensive gedrängt würden, die sie aus Rücksicht auf ihre Existenz zwänge, alle inneren Streitpunkte für gering zu achten. Behält dagegen

die sozialistische Mehrheitspartei ihre ausschlaggebende politische Machtstellung, so müssen sich notwendig die Gegensätze zwischen ihr und den Unabhängigen sowie den Spartakisten weiter zuspitzen. Möglich, daß der linke Flügel der Unabhängigen sich mit den Spartakisten vereinigt, möglich auch, daß der rechte Flügel den Weg zu der alten Partei zurückfindet; aber eine einfache Wiedervereinigung aller drei Parteien oder auch nur der Mehrheitspartei mit der Gesamtheit der Unabhängigen erscheint mir in Anbetracht der zunehmenden Differenzierung ganz unmöglich.

Die seitdem vergangenen drei Jahre haben jenen Ausführungen in allen Teilen recht gegeben, und ich bin überzeugt, die nächsten Jahre werden mir weiter recht geben, denn die Zersplitterung der einst einheitlichen deutschen Sozialdemokratie in verschiedene Parteien ist eben nichts Zufälliges. Sie ist in der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung begründet.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht später vielleicht sich doch der rechte Flügel der U. S. P. uns anschließt oder ein Teil des linken Flügels sich mit der Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft, der Levischen Gruppe, vereinigt. Derartige Verschiebungen und Veränderungen sind durchaus nicht unmöglich; aber die Wiederherstellung einer wirklichen Einheitsfront erscheint mir ausgeschlossen. Sie ist nach meiner Ansicht nur dann möglich, wenn die Reaktion in den nächsten Jahren auf der ganzen Linie siegt, die heutigen demokratischen Errungenschaften zu einem großen Teil beseitigt werden und die unteren Volksschichten in dem Kampfe gegen diese Reaktion ihre verschiedenartige Klasseneinstellung als etwas Nebensächliches betrachten. Die Zersplitterung mag unseren Wünschen widersprechen; aber es ist verkehrt, politische Entwicklungsfragen und ihre Bedeutung für das Parteileben lediglich nach unseren Wünschen zu beurteilen.

Die Zerreißung der französischen Gewerkschaften

Von J. Steiner-Jullien

Der Kampf, den Moskau in allen Ländern, wo eine Arbeiterorganisation besteht, entfesselt hat, ist in Frankreich, nachdem Weihnachten 1920 in Tours die sozialistische Partei gespalten wurde, Weihnachten 1921 in Paris mit der Spaltung der Gewerkschaften zu seinem logischen Abschluß gekommen. Wohl hat Moskau in der letzten Minute einen schwachen Versuch gemacht, abzublasen; aber es war zu spät. Und außerdem waren ihm die Zügel entglitten. Innerhalb der »revolutionären« Minderheit, die sich vom französischen Gewerkschaftsbund trennt, gibt es zwei Richtungen: die Anarchosyndikalisten und die Kommunisten. Diese sind vorläufig von jenen an die Wand gedrückt worden, genauer gesagt, jene haben die Führung ergriffen, und die Kommunisten müssen Gefolgschaft leisten, wollen sie nicht—schreckensvolle Perspektive! — als weniger revolutionär erscheinen. Diese surenchère, diese sich überstürzende gegenseitige Überbietung ist eine revolutionäre »Tradition«, die keine französische Eigentümlichkeit ist, der vielmehr alle Gruppen verfallen, die sich von einer Gesamtheit trennen.

Der außerordentliche Gewerkschaftskongreß von Lille (25. bis 30. Juli 1921) hatte eine Resolution angenommen, in der er erklärte, daß es nicht geduldet werden könne, wenn eine Minderheit in den Gewerkschaften sich in Vereini-

gungen zusammenschlösse. Das richtete sich gegen die »Zellen«, die sich in Frankreich C. S. R. (Comité syndicalistes révolutionnaires) nennen. In Verfolg dieses Beschlusses erklärte die dem Kongreß folgende Tagung des Nationalkomitees des Gewerkschaftsbundes (zusammengesetzt aus je einem Delegierten der Verbände und der Bezirkskartelle), daß die Syndikate, die den C.S.R. beiträten, auszuschließen seien. Die Minderheit mußte also entweder sich fügen oder die Spaltung organisieren, wollte sie nicht zerrieben werden.

Auch die Mehrheit hatte keine Wahl mehr, als den Kampf gegen die Zellen auszufechten oder vom Schauplatz zu verschwinden. Innerhalb eines Jahres vom Kongreß von Orleans bis zum Kongreß von Lille war die Opposition von 700 auf 1300 Stimmen gewachsen, während die Mehrheit mit rund 1500 Stimmen stagnierte. Ging der Kampf, so wie er bisher geführt wurde, weiter, dann war es nur noch eine Frage kurzer Zeit, bis die Mehrheit zur Minderheit geworden war. Das Rezept dazu ist unfehlbar. Die Minderheit, meist jüngere Elemente, ist in den C. S. R. vereinigt. Vor jeder Versammlung legt sie ihre Stellung fest. Was auch die Leitung sagen und tun mag, es wird als Arbeiterverrat gebrandmarkt. Wo diese Argumente nicht verfangen, greift man zum Radau und auch zur »direkten Aktion«. So werden die Gegner müde gemacht und Unbeteiligte aus den Versammlungen hinausgegrault. Sind die Versammlungssäle einmal leer, dann ist der Sieg auch einer kleinen Minderheit gesichert.

Der Beschluß des Nationalkomitees wurde durchgeführt und die Syndikate, die dem Verband der C. S. R. beigetreten waren, ausgeschlossen. Darauf berief das Nationalkomitee der C. S. R. zu Weihnachten einen »Einigungskongreß« ein. So nannte sie wenigstens den Kongreß, der die Spaltung vollziehen sollte. Die Einberufung war unterzeichnet von elf Verbandsleitungen, die bereits unter die Herrschaft der »Revolutionäre« geraten waren, darunter allerdings auch die Eisenbahner, in deren Reihen bereits zwei Verbände bestehen, und eine Anzahl von Bezirkskartellen.

Und nun kam ein Zwischenspiel, über dessen Motive man vorläufig nur Vermutungen aufstellen kann — und zwar auf Grund der Schwenkung, die Moskau in den letzten Monaten vollzogen hat, und auf Grund einiger »Indiskretionen«, die sowohl auf dem Spaltungskongreß der Gewerkschaften wie auf dem unmittelbar darauf in Marseille stattgefundenen Kongreß der Kommunistischen Partei Frankreichs gemacht wurden.

Kurz vor dem Stattfinden des Spaltungskongresses telegraphierte Losowsky im Namen der »roten« Gewerkschaftsinternationale an das Exekutivkomitee des Internationalen Gewerkschaftsbundes und schlug vor, dieses möge eine außerordentliche Konferenz einberufen, um die Spaltung der französischen Gewerkschaften zu verhindern. Im Einverständnis mit dem französischen Gewerkschaftsbund antwortete das Bureau von Amsterdam, daß es bereit sei, eine derartige Konferenz einzuberufen unter der Bedingung, daß von seiten Moskaus die Abhaltung des Spaltungskongresses verhindert werde. Eine Antwort lief nicht mehr ein, und der Spaltungskongreß fand statt. Berücksichtigt man die verschiedenen Umstände, auf deren Einzelheiten einzugehen hier zu weit führen würde, dann kann man annehmen, daß Moskau einen Versuch gemacht hat, den Kongreß zu verhindern. Es war aber zu spät, und überdies ist Moskau nicht mehr Herr der Situation. Das geht am besten aus der Tatsache hervor, daß mit der Leitung der neuen Gewerkschaftszentrale

nicht Kommunisten, sondern zwei Anarchisten betraut worden sind. Auch die heftige und konfuse Debatte, die auf dem kommunistischen Parteitag von Marseille stattfand, enthüllte ziemlich deutlich, daß die Kommunisten die Herrschaft über die »revolutionäre« Minderheit verloren haben.

* * *

Wer die Geschichte der französischen Arbeiterbewegung kennt, wird von dieser tragikomischen Wendung nicht überrascht sein. Die französischen Gewerkschaften haben zwanzig Jahre unter der Spaltung der Partei gelitten, deren verschiedene Fraktionen sich die Vorherrschaft in den Gewerkschaften streitig machten. Das Resultat dieses Kampfes war schließlich die Abkehr der Gewerkschaften vom Sozialismus, ihr Hinüberneigen zum Anarchismus und das Aufkommen des Syndikalismus. Seitdem, seit zwanzig Jahren, ist ein fester Lehrsatz der Gewerkschaften geworden, daß sie gegenüber allen Parteien nicht nur ihre organisatorische, sondern auch ihre geistige Unabhängigkeit zu bewahren haben. Der von Moskau importierte Kommunismus, der in Frankreich weder historische noch wirtschaftliche Wurzeln hat, konnte diese Tradition nicht über den Haufen werfen. Er konnte nur die Partei spalten, die durch den Krieg aus dem Gleichgewicht gebracht war, er konnte Verwirrung in den Gewerkschaften stiften; aber das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen den Einfluß der Partei, die eifersüchtige Betonung der Unabhängigkeit der Gewerkschaften konnte er nicht beseitigen.

Moskau aber muß heute eine andere internationale Politik treiben — nicht, weil die internationale Situation sich geändert hat, sondern weil die Politik Moskaus sich gewandelt hat. Lenin ist heute von der Politik abgekommen, die sich den Sturz des Kapitalismus in allen Ländern zum Ziele gesetzt hat. Er will zunächst Rußland wirtschaftlich wieder aufrichten. Dabei können ihm die bolschewistischen Parteisplitter nichts nützen. Er braucht die kapitalistischen Regierungen. Die Kommunisten sind in allen Ländern zu schwach und in der öffentlichen Meinung zu sehr kompromittiert, um auf die Regierungen im Sinne der neuen Politik Lenins einen wirksamen Druck auszuüben. Das können bestenfalls nur die »gelben« Gewerkschaften. Daher das — übrigens nicht neue — Lied von der Rettung der Einigkeit. Denn die Politik der sogenannten Dritten Internationale und ihrer gewerkschaftlichen Filiale war nie eine internationale Politik, sondern eine rein russische Angelegenheit, bei der die Arbeiter der anderen Länder nur Vorspanndienste zu leisten hatten. Daher die absolute Diktatur der Exekutive von Moskau, die sich nicht allein auf die internationalen Angelegenheiten erstreckt, sondern auch auf die rein internen Angelegenheiten der verschiedenen Länder, die ja nur »Sektionen« von Moskau sind.

In Marseille auf dem Kommunistenkongreß vermerkte man sehr übel, daß Moskau nun auf einmal zurückpfiff, nachdem man gegen den Gewerkschaftsbund Sturm geblasen hatte. Noch übler aber vermerkte man, daß die anarchistischen Brüder, statt der Kommunistischen Partei beizutreten und unter der Diktatur von Moskau den Nacken zu beugen, sich nicht genierten, sich in dem Bett der »revolutionären« Gewerkschaften breitzumachen, das die Kommunisten bereitet hatten.

* * *

Der Spaltungskongreß nahm sein logisches Ende. Nachdem man vergebens der Leitung des Gewerkschaftsbundes einen »Vorschlag zur Güte«

gemacht hatte — nämlich diese sollte zurücktreten, und die C. S. R. würden sich auflösen —, beschloß man, eine »provisorische« Gewerkschaftsleitung zu wählen, die vom 1. Januar ab Mitgliedskarten und Beitragsmarken ausgeben soll, womit jede organisatorische Verbindung mit dem französischen Gewerkschaftsbund zerrissen ist.

Über die Folgen dieser Spaltung läßt sich schwer etwas Bestimmtes heute schon sagen. Wahrscheinlich — nach der bisherigen Geschichte der französischen Arbeiterbewegung zu urteilen — wird in absehbarer Zeit einer der beiden Gewerkschaftsbünde verschwinden. Die »Revolutionären« behaupten, 1500 Syndikate zu vereinigen. Der französische Gewerkschaftsbund bestreitet die Richtigkeit dieser Zahl und behauptet für sich, über 3990 Syndikate zu verfügen. Es kommt freilich auch auf die Mitgliederzahl an. Die »Revolutionären« haben für sich, daß die meisten Pariser Syndikate in ihren Händen sind, und der Einfluß von Paris auf die Provinz ist immer groß gewesen. Aber sie sind innerlich gespalten. Ihre eigentliche Stärke ist der Kampf gegen andersdenkende Arbeiter. Mit der Spaltung wird ihnen der Kampfboden entzogen; denn die Gewerkschaftsbewegung spielt sich nicht in öffentlichen Volksversammlungen ab, sondern in Vertrauensmännersitzungen und Mitgliederversammlungen. Die Schwäche der »Revolutionären« ist jene praktische Kleinarbeit, die das Wesen und zugleich das beste Anziehungsmittel der Gewerkschaften bildet. Und außerdem verfügen sie über sehr wenige erfahrene Gewerkschafter. Von den bekannten französischen Gewerkschaftsführern gehört kein einziger zu ihnen.

Alle diese Imponderabilien zusammen entscheiden aber gewöhnlich den Ausgang eines Kampfes. Bisher haben sich die alten Gewerkschaftsführer als die bei weitem geschickteren Taktiker erwiesen. Wenn man aus allen diesen Faktoren auf die Zukunft schließen darf, dann kann man sagen, daß diese weder den Kommunisten noch den Anarchosyndikalisten gehört. Vorläufig freilich wird es einen erbitterten Kampf geben.

Die Vierer-Allianz

(Amerikanischer Brief)

Von J. Willig

Chicago, 18. Dezember 1921.

Die Abrüstungskonferenz in Washington hat dreißig Tage nach ihrer Eröffnung die Welt mit einer Ankündigung überrascht, die für das amerikanische Publikum eine Enttäuschung bedeutet. Der gewöhnliche Mann hat hier eine stets fertige Ansicht über die Politiker, besonders über die Diplomaten. Aus diesem Grunde erwartete man nichts von der Konferenz, am allerwenigsten eine Allianz der vier Mächte, die »in Asien interessiert sind«. Besonders hat man nicht erwartet, daß solche Führer wie die Amerikaner Hughes und Lodge ihre Ansichten in bezug auf »verwickelte Allianzen«, wie sie im Artikel 10 der Völkerbundsakte stecken sollen, so plötzlich ändern würden, ohne erst das amerikanische Publikum zu befragen. Der Wahlkampf im Jahre 1920 drehte sich, wie bekannt, fast einzig um diesen Punkt. Das Publikum wurde von den Republikanern dadurch aufgepeitscht, daß ihm solche Allianzen als »unamerikanisch« hingestellt wurden. Senator Lodge war der Führer der Opposition. Ich habe während des Wahl-

kampfes behauptet, daß gerade in diesem Punkte die neue Regierung am schnellsten vor den Tatsachen kapitulieren würde. Ich wagte die Behauptung, daß innerhalb von sechs Monaten nach der Einführung des Präsidenten Harding »wir« in einer oder der anderen Form im Völkerbund sein würden. Die große Masse der deutschamerikanischen Wähler folgte natürlich, wie gewöhnlich, dem »Bunk«. Sie wollten von der Ansicht nichts wissen, daß es für Deutschland besser wäre, wenn die Vereinigten Staaten von Amerika dem Völkerbund beitreten würden und im Obersten Rat Sitz und Stimme hätten. Und doch hätte man von dem amerikanischen Vertreter (relativ gesprochen) eine von Animosität freiere und unparteiischere Wertung der Tatsachen erwarten dürfen. Ich bin überzeugt, daß die künstlich in Amerika erzeugte Sympathie für die »Leiden Frankreichs« durch die französische Schikanierung Deutschlands, wenn diese genügend bekanntgeworden wäre, eine beträchtliche Minderung erfahren hätte.

Doch wenn auch; an dem Ausfall der Wahl würde das damals nichts geändert haben, denn die anderen Nationalitäten, wie Irländer, Italiener, Polen und Böhmen, waren, jede aus ihren besonderen Gründen, ebenso gegen Wilson erbost wie die Deutschen. Immerhin hätte man von den Deutschamerikanern erwarten sollen, daß sie nicht dem demagogischen amerikanischen Kniff zum Opfer gefallen wären und nicht amerikanischer hätten scheinen wollen als die Amerikaner selbst, indem auch sie sich gegen die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Völkerbund erklärten. Ihr Verhalten war ein schlechtes Zeugnis ihrer Urteilsfähigkeit, denn wer auch nur einen schwachen Begriff von dem wirtschaftlichen Zusammenhang aller Länder der Welt hat, der sollte wissen, daß man ein Zahnrad von der Größe der Vereinigten Staaten nicht aus der Maschinerie herausnehmen kann, ohne diese zur Untätigkeit zu verdammen. Für sie ist daher die neue Viererallianz eine herbe Enttäuschung, wenn es eine solche überhaupt noch für sie geben kann.

Diese Viererallianz wird bald eine böse Folge haben: sie wird die Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent verstärken, falls nicht noch daneben ein »Bund der Nationen« aus der Washingtoner Konferenz hervorgeht, in den auch Deutschland und Rußland aufgenommen werden. In dieser Viererallianz wird nämlich eine Hand die andere waschen, und es steht zu befürchten, daß England mehr und mehr Konzessionen an Frankreich in Europa machen muß, um seinerseits dafür im Orient Gegenkonzessionen fordern zu können — oder der Frieden in Europa ist nicht mehr von langer Dauer. Das hat, wenn nichts anderes, die Rede Briands vor der Konferenz angezeigt, die als Muster französischer Arroganz nur noch von Clémenceaus früheren Reden übertroffen wird. Nur eine erweiterte Beteiligung a l l e r Nationen an der Lösung der Weltprobleme kann die Aspirationen der siegberauschten französischen Politiker in den Grenzen, die Frankreich von der weltwirtschaftlichen Entwicklung gesteckt sind, zurückhalten.

Aus der erwarteten »Tripelallianz« hat sich demnach eine »Quadrupelallianz« entwickelt. Frankreich ist auf das Betreiben der amerikanischen Delegierten in dieselbe hineingezogen worden. Darüber zerbrechen sich hier die weisesten Politiker den Kopf. Die Gründe sind ihnen nicht ganz klar. Es heißt, daß die amerikanischen Delegierten eine Gefahr darin erblickten,

wenn Japan und England in die Lage kämen, sich die Hände unter dem Tische zu drücken. Das mußte unbedingt verhindert werden, und da Frankreich stark in China interessiert ist, so war der Vorwand gegeben, es in die Allianz mit einzubeziehen. Natürlich wird die Allianz, obgleich man einsieht, daß man heute genau das unter republikanischer Führung tut, was man unter der demokratischen verdammte, von dem Bundessenat bestätigt werden. Man beschwichtigt die Opposition damit, daß die Allianz ja eigentlich gar kein Bündnis sei, und daß eine »Assoziation der Nationen« keinen Völkerbund darstelle. Und doch kommt es gar nicht auf den Namen an, sondern auf die Tatsache, daß man eingesehen hat, der bornierte Gedanke des Sich-selbst-Genügens müsse aufgegeben werden, wenn er — was ich bestreite — jemals ehrlich gemeint war. Es ist allerdings eine kleine Zahl — man nennt sie die »Unversöhnlichen« — von Senatoren vorhanden, die Gefahr hinter dem Bündnis wittern. Sie werden, besonders von den Deutschamerikanern, als eine Art Halbgötter verehrt, die La Follette, Borah, Johnson und andere. Vornehmlich sind sie aus dem Grunde für die Isolierung, weil der »Vater des Vaterlandes«, George Washington, vor den »Allianzen« warnte. Bei allem Radikalismus und oratorischer Leistungsfähigkeit dieser Senatoren finde ich, daß sie reaktionär bis auf die Knochen sind, wenigstens soweit die internationale Politik in Betracht kommt. Mit dem Beiseitestehen, wie es zu Zeiten Washingtons möglich und während der nächsten Jahrzehnte nach ihm vielleicht auch geboten war, ist es heute nicht mehr getan. Diese Herren scheinen gar nicht zu bemerken, daß sie mit ihrem Kultus der Unabhängigkeit nur den amerikanischen Größenwahn nähren.

Unsere leitenden Politiker haben sich — das ist die Regel — um die internationale Politik nie viel gequält. Sie sind gar nicht dazu erzogen. Ihre lokalpolitische Tätigkeit lenkte sie eher von solchem Studium ab. Man verlangte von den Senatoren und Kongreßmännern, daß sie ihren Staat respektive Distrikt, dem sie ihre Wahl verdanken, die größtmöglichen Vorteile verschaffen und sich mehr um die lokalen Bedürfnisse ihrer Dörfer kümmern, als daß sie die verschlungenen Wege der ausländischen Politik verfolgen. Dieser Unerfahrenheit fiel Wilson und die meisten »Staatsmänner« seines Gefolges in Paris zum Opfer.

Wenn man die Erziehung des amerikanischen Politikers in Betracht zieht, dann kann man es verstehen, daß die maßgebenden Personen der Regierung die Länder und Völker nur nach dem beurteilen, was sie an den Eingewanderten wahrnehmen. Für Wilson gab es nur arme, von den europäischen Autokraten unterdrückte Völkerschaften, die von außenher mit der Demokratie beglückt werden mußten. Allerdings für die anderen Politiker war das idiotische Schwärmerei und undankbare Arbeit, die nach ihrer Ansicht noch obendrein mit erheblichen Kosten verbunden sein werde. Nur *eine* Klasse stand über dieser Auffassung: die kapitalistische Klasse pure et simple. Dieser ist auch die jetzige Frontveränderung der Regierung zu verdanken. Sie sagt sich: Selbst die *unterdrückten* Völker haben Hunger, und wenn auch noch so geringe, so doch immerhin einige Bedürfnisse, deren Befriedigung Geld einbringt. Überdies werden mit der Schaustellung von Genüssen die Bedürfnisse geweckt und der Warenabsatz erhöht. Deshalb erscheint auch die abgeschlossene Allianz der vier Großmächte dem Bundessenat ganz akzeptabel; denn sie verspricht »uns« bedeutende Absatzgebiete in

einem Lande, das 400 Millionen Menschen birgt, die, »Gott sei es geklagt«, von der Kultur noch wenig beleckt sind.

Der junge Rockefeller, der gerade von einer Reise nach China zurückgekehrt ist, erzählt, wie glücklich sich die Chinesen fühlen, alles Baumaterial die steilen Hügel in Hongkong hinaufschleppen zu dürfen. Einer englischen Gesellschaft sei nur unter der Bedingung ein Freibrief für den Bau einer Zahnradbahn gegeben worden, daß sie sich verpflichte, nur Personen, keine Frachten zu befördern. Frachtbeförderung würde den Chinesen ihren Verdienst (etwa 2 Cents pro Stunde) rauben. Solche Zustände sind geeignet, einem fühlenden Herzen, wie es das hiesige Großkapital nun einmal hat, recht wehe tun. Man wird auch verstehen, warum diese praktischen Leute sich von der Allerweltsdemokratie nicht das Heil versprechen, das Wilson von ihr erhoffte. Die 400 Millionen Chinesen sind nun einmal so, daß sie vermutlich gegen die beabsichtigte Völkerbeglückung stimmen, die ihnen die Steine, den Sand, die Eisenbalken usw. auf Wagen verladen heißt — nicht weil sie am Lastentragen ein besonderes Vergnügen haben, sondern weil dies vielleicht das einzige Mittel ist, womit sie ihr Dasein fristen können. Verstehe ich die Seele des amerikanischen Kapitalismus recht, dann wird er in China *lieber eine Revolution riskieren*, als darauf verzichten, den durch Jahrtausende im Feudalismus niedergedrückten Menschen das Sand- und Steineschleppen noch weiter zu gestatten. Fast scheint es nicht anders zu gehen, als daß die Völker durch die Mühle des Kapitalismus getrieben werden. Es ist zu hoffen, daß die Allianz es möglich macht, das Ziel ihrer Demokratisierung zu erreichen, ohne daß es erst zwischen den an der Ausbeutung Chinas interessierten Mächten zum Kriege kommt — *der übrigens näher war, als man ahnte*. Auch für den Kapitalismus hat sich die Kriegspielerei als außerordentlich kostspielig erwiesen. Das beweist die amerikanische Berechnung der Kosten des letzten Weltkriegs. Der Krieg kostete die Vereinigten Staaten — nach amtlichen Erhebungen — vom April 1917 bis 1. Januar 1919 stündlich 1 Million Dollars. Sämtliche kriegführenden Staaten zusammen gaben für den »glorreichen« Sieg während des Jahres 1918 über 10 Millionen Dollar pro Stunde aus. Nach zuverlässigen Quellen betrug die Zahl der Toten über 10 Millionen. Dazu muß, wie der Statistiker der Handelskammer der Vereinigten Staaten bemerkt, jedoch noch der Verlust durch erzwungenen Hunger hinzugerechnet werden. Ungefähr 300 Millionen Menschen mußten mit 30 Prozent ihrer gewohnten Nahrungsmittel vorlieb nehmen. — In seinem Buche »*Der nächste Krieg*« sagt der Verfasser Will Irwin: »In den 10 Millionen toten Soldaten liegt der Hauptverlust. Nehmt Frankreich, das am meisten litt: es hat 1¾ Millionen Männer auf dem Schlachtfeld verloren. Aber das sagt uns nicht die volle Wahrheit. Etwa 60 Prozent der Mannschaften zwischen 19 und 31 Jahren sind tot, und es ist fraglich, ob jeder im Durchschnitt mehr als *ein* Kind hinterlassen hat.«

Im Auftrag des »Carnegie Endowment for International Peace« hat Professor E. L. Bogart von der Illinois Staatsuniversität eine Untersuchung über die Kosten des Krieges angestellt. Er findet, daß sämtliche Kriege des neunzehnten Jahrhunderts, die Napoleonischen eingeschlossen, nicht die Hälfte der Menschenleben gekostet haben wie der Weltkrieg. Nach ihm wird es Frankreich »sechzig Jahre nehmen, seine verlorenen Männer zu ersetzen«.

Die folgende Tabelle ist dem Bericht des Professors Bogart entnommen. Danach betragen die Verluste an Toten, Schwerverwundeten, Verwundeten geringerer und leichter Art sowie an Vermißten:

Länder	Als tot bekannt	Schwer verwundet	Leichter verwundet	Gefangen oder vermißt
Vereinigte Staaten . .	107284	43000	148000	4912
Großbritannien . . .	807551	617740	1441394	64907
Frankreich	1427800	700000	2344000	453500
Rußland	2762064	1000000	3950000	2500000
Italien	507160	500000	462196	1359000
Belgien[1]	267000	40000	100000	10000
Serbien	707343	322000	28000	100000
Rumänien	339117	200000	—	116000
Griechenland[1]	15000	10000	30000	45000
Portugal[1]	4000	5000	12000	200
Japan[1]	300	—	907	3
	6944619	3437740	8516497	4653522
Deutschland	1611104	1600000	2183143	772522
Österreich-Ungarn . . .	911000	850000	2150000	443000
Türkei	436924	107772	300000	103731
Bulgarien	101224	300000	852399	10825
	3060252	2857772	5485542	1330078
Total	10004871	6295512	14002039	5983600

Zu diesen Verlusten muß aber noch die Zahl der Zivilpersonen hinzugerechnet werden, die an Krankheiten, Entbehrungen und Erschöpfung starben. Die genauen Zahlen werden nie ermittelt werden. Nach Professor Bogart ist es »unmöglich, den Geldschaden richtig anzugeben«. Der englische Nationalökonom Crammond beziffert denselben auf 210 000 Millionen Dollar (das heißt Barausgaben), eine Summe, die durch die Verwüstung von Eigentum, Verluste der Produktion, des Handels und des Verkehrs usw. auf 370 000 Millionen Dollar steigen dürfte. Aber auch hierin sind noch nicht die Kosten enthalten, die den neutralen Ländern erwuchsen (geschätzt auf $1^3/_4$ Milliarden Dollar), noch die durch Private für Unterstützung der Notleidenden gesammelten Beträge, noch auch die Pensionen der Invaliden usw.

Das sind Kriegsfolgen, die heute selbst dem Großkapital nahelegen, sich über die Ausbeutung fremder Länder ohne voraufgehende Entfachung eines blutigen Krieges zu verständigen.

Die werdende Gesellschaft und die Schule

Von **Fritz Karsen**

Es ist ein alter aus der Scholastik ererbter Brauch unserer Wissenschaft, von grundlegenden Prinzipien, deren Gültigkeit nicht bezweifelt werden kann, zu den Tatsachen abwärts zu gehen. Wer demgemäß den Anspruch erhebt, ein wissenschaftliches Werk über Pädagogik zu schreiben, muß eine Erörterung über den Begriff dieser Wissenschaft voranstellen. So wird die Deduktion etwa nach dem Muster Friedrich Paulsens die Wissenschaften einteilen

[1] Inoffizielle Schätzungen.

in theoretische und technische, die Pädagogik der zweiten Gruppe zuteilen und sodann feststellen, daß sie als solche Seins- und Sollenswissenschaften voraussetzt: die Seinswissenschaften vom Kinde (Psychologie und Anthropologie) und die Sollenswissenschaft, die das Ziel, den Sinn der pädagogischen Arbeit bestimmt, die Ethik. Diese formale Ableitung sagt nichts über die Grundgesetzlichkeit, nach der sich Erziehung immer und überall vollziehen muß. Wenn diese Pädagogik dennoch versucht, sie inhaltlich zu fassen, muß sie aus ihrer analytischen Ableitung heraustreten und aus letzter ethischer Überzeugung ein Ziel der Erzieherarbeit aufstellen, aus persönlicher zeitgebundener Überzeugung, nicht aus zeitlos geltender Wissenschaft.

Es dürfte damit klar sein, daß diese sich so prinzipiell gebende Pädagogik, sofern sie überhaupt zu inhaltlichen Aufstellungen kommt, unbewußt einem proton pseudos erliegt. Und es hat wohl überhaupt nie ein wissenschaftliches System gegeben, das zuletzt auf einer anderen Grundlage als der mehr oder weniger zeitbestimmten Überzeugung und Grundsetzung beruhte.

Darum gehen wir grundsätzlich umgekehrt vor. Wir wissen, daß Pädagogik nicht die künstliche Arbeit einzelner, der abgestempelten Lehrer an den Schülern, bedeutet; wir wissen, daß sie eine überall, wo Menschen zusammen sind, notwendige Funktion des gesellschaftlichen Lebens darstellt. Wir suchen daher nach jenem Grundgesetz, jenen Grundbestimmtheiten, die alles pädagogische Leben — es ist, wie gesagt, als soziale Wechselwirkung, als Stück des sozialen Lebens, so alt wie die Menschheit — immer aufgewiesen hat und immer aufweisen wird. Wir entdecken dann: Alle Erziehung der Menschheit ist abhängig von dem Bildungsbedürfnis des einzelnen in der Gesellschaft seiner Zeit. Von hier aus verbreitet sich Licht auf alle Erziehungsziele und Erziehungsmethoden der Vergangenheit und Gegenwart. Mit dem Wandel der gesellschaftlichen Formen wandelt sich auch das Bildungsbedürfnis des einzelnen und sucht andere Stoffe, andere Wege der Belehrung. Die Wissenschaft aber tut nichts anderes, als dieses Bedürfnis, das in der Zeit liegt, umzuwandeln in die Form programmatischer Forderung.

Darum kann für uns die Frage nur lauten: Welches Bildungsbedürfnis entspringt aus den gesellschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit? Dazu müssen sie aber selber in ihrer Eigenart vor unserem Auge stehen.

Es ist eine Tatsache, daß die heutige Schule weder im Lehrstoff noch im Lehrverfahren den Bedürfnissen der Schüler entgegenkommt. Man sollte das ruhig zugeben. Die peinliche Teilnahmlosigkeit, die einem Besucher heute überall, namentlich aber auf den höheren Schulen, entgegentritt, der Mangel an Initiative, die verdoppelte, mühevolle und doch selten von Erfolg gekrönte Arbeit des Lehrers — all das zeigt, daß die Jugend mit ihrem Herzen, mit ihrem Leben nicht bei dem Unterricht ist. Es ist unverzeihlich oberflächlich, an die ewige Güte und Zeitgemäßheit unseres Unterrichtswesens zu glauben und die Gründe für die geschilderte Erscheinung in der Verwahrlosung der Schüler zu suchen. Für den, der die Zusammenhänge zeitlichen Lebens zu sehen vermag, ist diese Tatsache als natürliche Folge der gesamten in der Gegenwart sich durchsetzenden Umstellung verständlich. Er versucht nicht, durch verdoppelten Zwang alles zu erhalten, er läßt die Dinge nicht gleichgültig laufen, sondern strebt danach, die Energien der Jugend in einer ihren Bedürfnissen entsprechenden Weise zum Besten der Gesamtheit arbeiten zu lassen.

Wieder steht vor uns die Frage nach der charakteristischen Lebensform unserer Zeit. Daß auf der einen Seite heute die Auflösung der alten Formen, die längst nur noch nach außen hin den Eindruck von kraftvoller Bedeutung hervorriefen, ganz augenfällig wird, unterliegt keinem Zweifel. Aufgebaut auf Besitz, Erwerb und Profit, entbehrte die Gesellschaft der inneren Bindungen und hat im gesinnungslosen Schiebertum unserer Tage ihren ganz legitimen Erben. Aber es ist grundfalsch, wie es so oft gesagt wird, daß diese verheerende Auswirkung kapitalistischer Unmoral nun die Tendenz der Gegenwart bedeute. Es gibt andere Erscheinungen, in denen sie sich ausprägt.

Die Zeit, in der der einzelne als Arbeiter, als schaffende Persönlichkeit allein etwas bedeutete, ist abgelöst worden durch die Periode, wo der einzelne Wert hatte als Besitzer der Arbeitsmittel. Ihn hat die kapitalistisch-industrielle Entfaltung geschaffen und ihm die Masse der Arbeiter gegenübergestellt, die nicht persönlich gewertet wurde, sondern nur als Arbeitskraft. Die Gegenwart erstrebt in einer Synthese der beseelten und begeisteten schaffenden Arbeit mit der Masse die Verpersönlichung der schaffenden Masse, der Gemeinschaft, von der der einzelne seinen Wert empfängt, wie er den ihren schafft. Daß dies ihr Grundzug ist, geht aus vielen Erscheinungen unseres gesellschaftlichen Lebens deutlich hervor. Es genügt nicht, gefühlsmäßig eine neue Gemeinschaft zu fordern, ihr Werden muß in seiner Notwendigkeit und in seiner Wirklichkeit aufgewiesen werden. Dazu mögen hier kurze Hinweise genügen.

Ich spreche zunächst von den sozialen Bewegungen.

Die wirtschaftliche Not des Produktionssklaven hat die in den Gewerkschaften organisierte Bewegung der Arbeiterschaft ausgelöst. Ihr Sinn ist zunächst der Kampf um Lohn und bessere Arbeitsbedingungen, die es dem Arbeiter gestatten, von dem verbrauchten Maschinenteil zum freien, sich selbst entschließenden und bestimmenden Menschen zu werden. Dieses innere Motiv liegt für den einzelnen nicht immer klar zutage; er fühlt nur den ökonomischen Druck. Im Betriebsrätegedanken wird es, zunächst für das Gebiet des wirtschaftlichen Lebens, deutlich. Denn sein Sinn ist es, die Arbeiterschaft als Gesamtheit — wie es im Zeitalter des Handwerks der einzelne Arbeitsmeister war — zum Herrn der Produktion zu machen, die Einheit von Arbeitgeber und Arbeiter herzustellen, damit eine neue Form des Wirtschaftslebens zu schaffen. So führt die Arbeiterbewegung, die als wirtschaftliche Klassenbewegung anhebt, heute über sich selbst hinaus. Sie treibt auf der anderen Seite zum Zusammenschluß der einzelnen Kapitalsherren, die nun ebenfalls aufhören, als einzelne Bedeutung zu haben. Nur noch zwischen den Verbänden, nicht zwischen einzelnen besteht mehr oder weniger leidenschaftlicher Kampf. Aber das gemeinsame Interesse an der Produktion führt sie von Schritt zu Schritt zusammen. Langsam entsteht in sozialem Kampf und Ausgleich die neue Form der Wirtschaft, in der die Gesamtheit der Arbeiter zugleich bestimmend für die Arbeit wird.

Festzuhalten ist als charakteristisch die Realität der Arbeiterbewegung, einer neuen Gemeinschaft, die hinführt zu einer Vergemeinschaftung der Wirtschaft.

Der Druck eines Rechtszustandes, der den Mann als Kapitalbesitzer vor der Frau unendlich bevorzugt, ließ schon innerhalb des Bürgertums die Frauenbewegung, den gemeinsamen Kampf der Frauen um Gleichberechti-

gung hervorwachsen. Die proletarische Frau ringt entsprechend den sozialen Umständen, unter denen sie leidet, um Arbeitsbedingungen, die ihrer Eigenart als Mutter angepaßt sind, um eine Fürsorge, die sie trotz ihrer Tätigkeit in der Produktion Mutter sein läßt, um Gleichberechtigung, gleiche Wertung, aber nicht um schematische Gleichstellung in Haus und Wirtschaft.

Es entsteht also als Realität die Frauenbewegung, eine neue Gemeinschaft, die letzten Endes ausgeht auf die Neubegründung der Familie unter den Bedingungen der heutigen Wirtschaft, auf die Gliedschaft der Frau in dieser.

Am eindringlichsten spricht die Jugendbewegung, die Emanzipation der Jugend, ein Novum in der gesamten Weltgeschichte. Der ewige Gegensatz zwischen jung und alt, zwischen Sehnsucht und Erfahrung, unerträglich verstärkt durch die phantasie- und seelenlose Praxis der kapitalistischen Gesellschaft, wird positiv. Er tritt auf innerhalb des Bürgertums als Streben nach einer neuen Schule, nach einer Neugestaltung der Familie, nach einer neuen Kameradschaft im Zusammenleben der Geschlechter. Die proletarische Jugend, die unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse mit all ihren Folgen für Familie und eigenes Arbeitsleben leidet, steckt sich naturgemäß weitere Ziele, sie will eine Umgestaltung der ganzen Grundlagen unserer heutigen Gesellschaft; sie weiß, daß nur diese sie retten kann.

Die Jugendbewegung zeigt uns die neue Gemeinschaft der Jugend, die Jugend sein, sich von den ihr fremden Zwecken der alten Gesellschaft befreien und ihr Leben als Jugend in der dieser entsprechenden eigenen Form leben will.

Das sind drei neue Wirklichkeiten: alle bedeuten Überwindung der Vereinzelung aus dem Zwang gemeinsamer Not. Alle erstreben eine neue Gemeinschaftsform, die nicht kapitalistische Autorität und Unterordnung unter diese, sondern nur schaffende Glieder in einer Gemeinschaft und durch sie kennt; in diesem Sinne wollen sie eine neue Wirtschaft, eine neue Familie, eine neue Jugend.

Für das politische Leben der Gegenwart kennzeichnend ist der Aufstieg der Arbeiterklasse, die der Träger des Neuen ist, zur politischen Macht. Wer auch hier nur den Krieg, diese Verleugnung, ja Zerstörung schaffender Gemeinschaft, und seine Folgen sieht, ist in einem falschen Schein befangen. Er bedeutet den Höhepunkt und Zusammenbruch des alten individualistischen Machtsystems, das Volk von Volk trennte. Der zunehmende Druck der Arbeiterschaft, die sich jetzt wieder unter dem Zwang einer in allen Ländern ähnlichen wirtschaftlichen Not in internationaler Solidarität zusammenfindet, auf die kapitalistischen Regierungen führt langsam, aber mit Sicherheit zu jenem politischen System, dessen Verkünder der persönlich gescheiterte Präsident Wilson war, dem System der Freiheit und Selbstbestimmung der Völker, der Einordnung in die Gemeinschaft der Völker, nicht der Unterordnung des einen unter ein anderes. Deutschland selber ist Republik geworden, und sie ist fester verankert — selbst bei ihren offiziellen Gegnern! —, als man gewöhnlich annimmt. Die Staaten werden heute positive Gemeinwesen, notwendige Lebensformen der Völker statt negativer Polizeiorganisationen.

Die charakteristischen Tendenzen des Zeitalters setzen sich so auch im politischen Leben durch. Sie zeigen sich ebenso im eigentlich kulturellen Leben, in

der Ideologie, in der neuen Kunst, in den neuen Bildungsstätten. Die Ideologie hat sich etwa seit der Wende des Jahrhunderts, wo eben auf allen Gebieten das neue Werden augenscheinlich wird, ganz ungeheuer umgestellt; seit der Revolution kann man fast von einer Phraseologie reden, die sich mit Vorliebe der wirklich bedeutsamen Worte: Leben, Freiheit, Gemeinschaft und Arbeit bedient. Die Gesamtheit der Welt wird nicht mehr als fabrikmäßiger Mechanismus, sondern als lebendiger Organismus gesehen, die menschliche Gesellschaft als eine *gegliederte Gemeinschaft* freier Menschen gefordert, in der individualistische Genießer keinen Platz haben, die sich durch schaffende, der Gemeinschaft gegenüber verantwortliche Arbeit aller erhält. Die Gesellschaft sei eine gegliederte produktive Arbeitsgemeinschaft und ihre Kultur lebendig wachsend — nicht ererbt — an alltäglich durch Arbeit neu zu lösenden Aufgaben. Die mit innerem Anteil ausgeführte, die Menschen nur äußerlich differenzierende Arbeit sei die einzige Grundlage gesellschaftlicher Wertung.

Den Ausdruck des reinen Inneren, des schöpferischen Menschentums an sich — bis zur Verachtung jeder herkömmlichen, leicht zu übernehmenden autoritativen Formensprache — sucht die Kunst des Expressionismus, dabei freilich gelegentlich in Scharlatanerie geratend. Sie liebt die strömende, blutwarme Farbe, nicht den begrenzenden Umriß, gefühlsbetonte leidenschaftliche Worte, nicht das klare, gestaltete Bild. Auch hier die positiven Triebkräfte: Leben, Gemeinschaft, freies Menschentum, Schaffen von innen; die Gestalt aber, die neue Bindung, die sich die Arbeiterschaft in ihrem realen Ringen geschaffen, die auf politischem Gebiet sich langsam bildet, ist in dieser luftigen Welt noch nicht gefunden.

Das Bildungswesen ist über das Stadium des Experiments ebenfalls noch zu keiner dauernden Formung vorgedrungen. Aber die Versuche spiegeln deutlich die Triebkräfte des neuen Werdens seit der Jahrhundertwende. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt die Auflockerung der alten Form mit der von Altona und dann von Frankfurt ausgehenden Bewegung der Reformschulen zur Vereinheitlichung wenigstens des höheren Schulwesens. In dieser organisatorischen Neuerung, die sich in der Forderung der Einheitsschule auf das gesamte Schulwesen zu erweitern strebt, liegt die Ahnung von der neuen Wertung der einzelnen vom Gesichtspunkt der Gemeinschaft, statt von dem des Standes oder Geldbeutels aus. Es folgt die methodische Umstellung unter dem Schlagwort der Arbeitsschule. Die produktive, schaffende Arbeit wird als der einzige Weg der Bildung entdeckt. Da man nicht versteht, daß es sich um das Durchsetzen des fundamental neuen Gesellschafts- und Bildungsprinzips der Arbeiterklasse handelt, so kommt man vielfach dazu, es als systematisierte pädagogische Methode zu veräußerlichen. Man hat zum Beispiel eine besondere Methode der »freien geistigen« Arbeit (Gaudig in Leipzig) als neue Methode der höheren Schule ausgebildet. Damit ist das Prinzip der Arbeit in seiner schöpferischen Fruchtbarkeit, in seiner Kulturbedeutung, in der Geist und Hand nie geschieden sein können, gar nicht verstanden. Der Gedanke des Lebens sodann, das allein den Charakter bildet, besonders des Lebens auf dem Lande, wird in Hermann Lietz' Gründung, den Landerziehungsheimen, praktisch. Erst Wyneken gibt ihm in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf seine Tiefe. Er entdeckt das Leben als soziales Leben, als Gemeinschaftsleben, und die Schule als die

Stätte der Jugendgemeinschaft, die sich unter eigener Verantwortung ihr Leben gestaltet. Die Überschätzung des geistigen Gemeinschaftslebens zeigt auch ihn noch abhängig von der bürgerlichen Welt. Erst jetzt gehen Wickersdorf und die neugegründeten Schulgemeinden daran, diesen Mangel durch Umbildung zu freien »Schul- und Werkgemeinschaften« abzustellen. Alle diese Schulversuche künden mitten in der kapitalistischen Gesellschaft, mit ihren Mitteln unterhalten und für die Kinder dieser Kreise allein zugänglich, die werdende Erziehung an. Ihre volle Durchsetzung muß in der allgemeinen Schule des Volkes erfolgen. Hamburg, das die neuen Schulen treffend Gemeinschaftsschulen genannt hat, ist vorangegangen, Bremen ist auf diesem Wege gefolgt.

Es ist nicht die Absicht dieser Erörterung, etwa über die Arbeiterbewegung oder die Schulversuche oder irgendeinen der anderen hier erwähnten Punkte etwas wesentlich Neues zu sagen. Die Zusammenstellung, die hier gegeben wurde, soll es deutlich werden lassen, daß ein und dieselben Kräfte heute auf allen Gebieten des Lebens nach Ausdruck ringen und ihn zum Teil schon gefunden haben. Daraus muß die Folgerung gezogen werden, daß auch die erziehlichen Kräfte der Gesellschaft sich anders auswirken werden und daß die Organisation des Erziehungswesens sich neu einstellen wird.

Wofern es richtig ist, daß das Bildungsbedürfnis des einzelnen innerhalb der Gesellschaft seiner Zeit das Formgesetz der Bildung ist, so können wir jetzt auch sagen, in welcher Weise das Erziehungswesen sich gestalten muß.

Die neue Gesellschaft hat sich uns als schaffende Gemeinschaft entdeckt, in die der einzelne sich eingliedert. Sie steht nun hinter der Schule, die von ihrem Leben umgeben und durchflutet ist. Vollzieht sich heute in der Gesellschaft Schritt für Schritt die Aufhebung des Gegensatzes von wegweisendschaffender Arbeit der einzelnen besitzenden Herren der Produktion und der maschinenmäßig verbrauchten Masse in einer höheren Synthese, so ist es ein Bedürfnis, daß auch die Schule über alle Trennung von Massen- und Führerschule zur Einheit kommt.

Hört die gesamte Gesellschaft auf, ein lebloser Mechanismus des Profits zu sein, wird sie ein schöpferischer Organismus, so werden alle ihre Einrichtungen zu sinnvollen Gliedern in diesem. Dann ist die Schule nicht mehr eine Veranstaltung zum Erwerb von Wissen, sondern eine soziale Lebensform, die sich mit dem Ganzen lebendig entwickelt. Damit muß der Schematismus des künstlich begrenzten, den Bedürfnissen der Gegenwart nicht angepaßten Lehrstoffes fallen. Der neue Lehrstoff ist die unbegrenzte Fülle von Menschen und Dingen, von Werken und Arbeit der Umwelt.

In der neuen Gesellschaft muß auch die Schule eine arbeitende Gemeinschaft werden. Ihre Arbeit differenziert sich nach den Bildungsbedürfnissen der einzelnen. Diese Arbeit der einzelnen in der Schule hat jedoch selbst als wirtschaftliche Produktion ihren Sinn nicht in dieser, sondern in der menschlich-geistigen Kultivierung. Die Schule wird die Stätte der Kulturarbeit der Jugend mit ihren Führern.

Die Gesellschaft hat keine starre Form mehr, in die jeder hineinwachsen muß. In der ständigen Arbeit all ihrer Glieder entwickelt sie sich und formt sich ständig um. So darf auch die Schule kein Erziehungsziel mehr haben, das ihr bewußt vorangesetzt werden könnte; ihr darf kein Bild des so oder so gestalteten Menschen vorschweben, das wieder zu dogmatischer Bindung

führen könnte; wohl aber muß in ihr der ſchaffende Menſch als tätiges und verſtehendes Glied unſerer gegenwärtigen Geſellſchaft heranwachſen. Dabei kann ſein Bild gar ſehr verſchieden ſein.

Für den äußeren Aufbau gilt, daß es beileibe kein neues Schulſchema gibt, in dem die Bildungsbedürfniſſe der geſamten Jugend befriedigt werden können. Der Aufriß paßt ſich allgemein den Hauptſtufen der jugendlichen Entwicklung — Kindheit, Knaben- oder Mädchenalter bis zur Pubertät, reife Jugend nach dieſer — an. Das Leben dieſer Stufen zeigt die ihnen entſprechende ſoziologiſche Form. Der Unterricht geht von einigen für alle Kinder zentralen Kulturgebieten aus; darüber hinaus herrſcht weitgehende Freiheit zur Befriedigung der Bedürfniſſe der Gegend, in der die Schule liegt, der Bedürfniſſe der ſie beſuchenden Jugend, der an ihr tätigen Lehrer.

All das wird tatſächlich heute Schritt für Schritt verwirklicht, wenn es auch manchem ſcheint, als ſei noch nichts geſchehen. So bedeutet die Einrichtung der Elternbeiräte eine geſellſchaftliche Unterbauung der Schule. Die Vereinheitlichung des Schulweſens begann mit dem Grundſchulgeſetz; die Aufbauſchule, die einen gradlinigen Aufbau auf die Volksſchule bedeutet, erſteht heute. Mit den Werkſtätten und Schulgärten, die den alten Schulen angebaut, meiſt allerdings noch nicht eingebaut werden, tritt das werktätige Leben, die wirtſchaftliche Produktion als Lehrſtoff auf. Die neue Form der deutſchen Oberſchule bringt den Anfang einer Konzentration auf zentrale Bildungsſtoffe. Die Gabelung der Oberſtufe gibt — allerdings in noch ſehr engen Grenzen! — die Möglichkeit einer Anpaſſung an die Bildungsbedürfniſſe der reiferen Jugend.

All das ſind Anfänge, nur Anfänge, Zeichen, daß die Schule ſich umſtellt in der werdenden Geſellſchaft. Sie bedeuten die Aufgabe, weiterzuarbeiten an poſitivem Neubau der Schule. Die ſtatiſche Ruhe der Geſellſchaft hat aufgehört, auch die Schule muß ſich ihrer Bewegung anſchließen. Die werdende Geſellſchaft bedarf der werdenden Schule.[1]

Sozialismus und Landwirtſchaft

Von Dr. Feſt (Wilmersdorf)

Die Neuauflage des unter dieſem Titel erſchienenen Werkes von Dr. Eduard David[2] wird den Blick aller Agrarpolitiker von neuem auf die wichtige Frage des Verhältniſſes des heutigen Sozialismus zur landwirtſchaftlichen Entwicklung richten. Hatte doch der Entwurf eines Agrarprogramms für die Görlitzer Parteitagung das lebhafte Intereſſe in weiten Kreiſen des landwirtſchaftlich orientierten deutſchen Volkes gefunden, wie die Kritiken aus allen Richtungen beweiſen. Um ſo mehr wird das Neuerſcheinen des Davidſchen Werkes willkommen ſein, mit welchem uns der Verfaſſer ein hervorragend wiſſenſchaftliches, auf eingehendem Quellenſtudium und Tatſachenmaterial beruhendes Werk beſchert hat. Sehr ſcharf und treffend hat der Verfaſſer den großen Unterſchied zwiſchen der mechaniſchen indu-

[1] Eine nähere Ausführung der hier angeregten Gedanken gibt meine demnächſt im Verlag des »Vorwärts« erſcheinende Schrift »Die Schule der werdenden Geſellſchaft«.

[2] Dr. Eduard David, Sozialismus und Landwirtſchaft. Zweite, umgearbeitete und vervollſtändigte Auflage. 727 Seiten. Preis geheftet 56 Mark. Preis in Halbleinen gebunden 72 Mark. Leipzig 1921, Verlag von Quelle & Meyer.

striellen und der organischen landwirtschaftlichen Produktion gekennzeichnet und klar bewiesen, daß für die Entwicklung der Produktion in der Landwirtschaft ganz andere Bedingungen maßgebend sind als in der Industrie. Demgemäß können für die unbedingt notwendige rasche Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung auch nicht die Wege eingeschlagen werden, welche die enorme Produktionssteigerung der Industrie in den letzten Jahrzehnten gegangen ist.

Der Verfasser vertritt in dem ganzen Werke die Auffassung, daß der selbstwirtschaftende Kleinbetrieb in der Landwirtschaft dem Großbetrieb an Leistungsfähigkeit in jeder Hinsicht überlegen ist, viel intensiver arbeiten könne als der Großbetrieb und demgemäß mehr Nahrungsmittel produziere. David stützt diese seine Behauptung in erster Linie auf den zweifelsohne vorhandenen Vorteil des Kleinbetriebs, der darin besteht, daß die selbstwirtschaftende Bauernfamilie ganz anders an dem Betrieb und an den Arbeiten interessiert ist wie die Lohnarbeiter im landwirtschaftlichen Großbetrieb, auf die der Großbetriebsleiter nun einmal angewiesen ist. Ferner beweist David treffend, daß die Maschine in der Landwirtschaft keineswegs die in der Richtung zum Großbetrieb hin umwälzende Bedeutung hat wie in der Industrie. Die Maschine ist infolge des an die Jahreszeit gebundenen organischen Produktionsprozesses immer nur einen Teil des Jahres, oft nur einige Tage, in Tätigkeit, während sie das ganze Jahr hindurch Zinsen und Amortisationskosten frißt. Daher kann sie den Betrieb niemals so verbilligen wie die Maschine in der Industrie, und kann auch niemals in dem Grade handarbeitverdrängend wirken wie dort. Zudem kann der Kleinbetrieb sich ebenfalls in hohem Grade die Maschine nutzbar machen. Das gilt sowohl für die Arbeitsmaschinen aller Art wie auch teilweise für die Kraftmaschinen. Der Elektromotor ist gerade für den bäuerlichen Betrieb die gegebene Kraftmaschine, da wegen seiner relativ geringen Anschaffungskosten die Amortisationskosten gegenüber anderen Kraftmaschinen sich erheblich verringern und so die teureren Betriebskosten ausgeglichen werden. Er ist geradezu berufen, dem Bauern seine Arbeit ganz wesentlich zu erleichtern und zur Intensivierung des bäuerlichen Betriebs beizutragen. Ein Teil der Maschinen kann gemeinsam von mehreren Kleinbetrieben benutzt werden. Das sind alle diejenigen, bei denen die Arbeit nicht so sehr vom Wetter und der Zeit abhängt und also zeitlich relativ verschiebbar ist (Dreschmaschine, Getreidereinigungsmaschine, Hackfruchterntemaschine usw.).

David weist ferner nach, daß der Kleinbetrieb infolge der größeren Zuverlässigkeit des Pflegepersonals den Vorrang in der Viehhaltung und Tierzucht hat und daß eine starke Tierhaltung auch eine Intensitätssteigerung des Ackerbaus zur Folge hat. Das ist zweifelsohne grundsätzlich richtig, leider aber in der Praxis nicht überall der Fall. In zahlreichen Bauernbetrieben, namentlich des Ostens, sind die Erträge der Äcker trotz der relativ stärkeren Viehhaltung bei weitem geringer als die der benachbarten Großbetriebe. Das liegt eben an der vielfach einseitigen Stallmistdüngung, am abgebauten Saatgut, an mangelhafter Bodenbearbeitung und anderem mehr. Allerdings muß das nicht so sein. David hat zweifellos recht, wenn er behauptet, daß sich der selbstwirtschaftende Bauer ebensogut die Fortschritte der Fachwissenschaft und größtenteils auch der Landbautechnik nutzbar machen könne wie der Großbetrieb. Daß er es in vielen Gegenden des Vaterlandes in noch geringerem Grade tut wie mancher Großbetriebsleiter, liegt leider daran, daß es den landwirtschaftlichen Unternehmerorganisationen beziehungsweise Berufsvertretungen, denen man das Fachbildungswesen fast überall überlassen hat, nur in verhältnismäßig geringem Grade gelungen ist, den Fortschritt der Landbautechnik und Wissenschaft auf die große Masse der Landwirte zu übertragen und so in erforderlichem Ausmaß zur Wirkung zu bringen. Mit Recht verlangt daher auch David den beschleunigten Ausbau des Fachbildungs- und Beratungswesens.

Die Ansicht, daß beim Großbetrieb wegen der größeren durchschnittlichen Entfernung der Bodenflächen vom Wirtschaftshof nicht dieselbe Intensität erreicht wer-

den könne als beim bäuerlichen Betrieb, ſcheint mir nur dort zuzutreffen, wo es ſich nicht um geſchloſſene Dorflagen, ſondern um die Einzellage der bäuerlichen Gehöfte handelt. Selbſt in Dörfern, wo eine Flurbereinigung ſtattgefunden hat, muß der Bauer oft weite Strecken zu ſeinen drei oder vier Feldparzellen zurücklegen, und die durchſchnittliche Entfernung des Ackerlandes zur Betriebszentrale iſt durchaus nicht immer günſtiger als beim Großbetrieb.

Mag man aber auch hier und da nicht immer einer Meinung mit den Ausführungen Davids ſein, ſo iſt es ihm doch zweifelsohne gelungen, ſeine auf Grund ſcharfer Beobachtungen und eingehender Studien aufgeſtellte Theſe zu beweiſen, daß der ſelbſtwirtſchaftende Bauer ſich gegenüber dem Großbetrieb nicht nur halten kann, ſondern daß er ihm vielfach in der Produktion überlegen ſein kann, vor allem, wenn er ſich die Fortſchritte in der Berufstechnik und Wiſſenſchaft zunutze macht.

David ſtellt nun als Fernziel landwirtſchaftlicher Entwicklung die Aufteilung der ganzen deutſchen Bodenfläche in kleinbäuerliche Betriebe hin. Nur freie Bauern ſoll es geben, aber keine Lohnſklaven (Landarbeiter) mehr. Je kleiner der Betrieb würde, deſto intenſiver müſſe er betrieben werden, ja die kleine Betriebsfläche zwingt zur gartenmäßigen Kultur. So herrlich und ſchön das Ziel iſt, ein freies Volk auf freiem Boden zu ſchaffen, ſo iſt es doch fraglich, ob man allzuweit mit der Parzellierung des Grund und Bodens, mit ſeiner Intenſivierung zur Gartenkultur und mit einer Steigerung der Viehhaltung wird gehen können. Es iſt mir doch recht zweifelhaft, ob hier nicht einmal, und zwar ſehr bald, die Unmöglichkeit eines Abſatzes gärtneriſcher und tieriſcher Produkte zu lohnenden Preiſen ein Halt gebieten würde. So notwendig augenblicklich die Steigerung der tieriſchen Produktion zur beſſeren Ernährung unſeres Volkes iſt, ſo ſind mir doch noch die Zeiten vor dem Kriege in Erinnerung, wo eine weitere Ausdehnung des Gemüſebaus auch infolge ausländiſcher Konkurrenz kaum mehr möglich war. Ich denke noch an Zeiten, wo der Bauer teilweiſe ſeine Ferkel hier und da totgeſchlagen hat oder einfach hat laufen laſſen, weil er ſie nicht los wurde. Ich entſinne mich der Jahre, wo es kaum möglich war, die Kartoffeln für 90 Pfennig pro Zentner loszuſchlagen. Man denke ſich nun ganz Deutſchland in hochintenſive Kleinbetriebe zerlegt, die gezwungen ſind, aus ihrer kleinen Bodenfläche an Gartenfrüchten, Obſt und Feingemüſe und daneben an tieriſchen Erzeugniſſen (Fleiſch, Milch, Fett, Butter, Eier) — nur um ihre Exiſtenz zu friſten — in Maſſe zu produzieren, was nur irgend möglich iſt. Ich fürchte, daß dann ſelbſt bei noch ſo tadelloſer Organiſation des genoſſenſchaftlichen Verkaufs und noch ſo gutem Funktionieren des umſtellbaren Geſchäftsverkehrs zwiſchen Verbrauchergenoſſenſchaften und Erzeugergenoſſenſchaften ein großer Teil der Erdbeeren, der Radieschen und des Blumenkohls wird ungenoſſen bleiben, und daß der Kleinbauer wieder ſeine Ferkel wird totſchlagen müſſen, weil es ſich nicht lohnt, ſie aufzuziehen.

Grundſätzlich werden wir freilich eine noch umfangreichere Beſiedlung des platten Landes betreiben müſſen, darüber ſind ſich alle Parteien einig. Ebenſo ſind die Latifundien zu beſeitigen. So weit werden wir aber auch in langer Zeit nicht gehen können, daß wir die Körner, Kartoffel und Rüben bauenden Mittel- und Großbetriebe ganz zugunſten kleiner Parzellenbetriebe beſeitigen. Als die däniſchen Bauern ihren Betrieb intenſivieren und die Viehhaltung bei dem dort dafür beſonders günſtigen Klima forcieren mußten, da blieb ihnen nichts übrig, als im Ausland (England, Deutſchland) Abſatz für ihre Produkte zu ſuchen. Der Obſt- und Gemüſebauer im günſtigen Klima Weſtdeutſchlands und in der Nähe der Großſtädte findet für ſeine Produkte Abſatz zu lohnenden Preiſen an die dichtwohnende Induſtrie- und Stadtbevölkerung. Er hat nur einen kleinen Teil der deutſchen Anbaufläche inne. Wenn man dieſen Flächenanteil auch nur verdoppeln würde, dann erſcheint es mir fraglich, ob nicht die Preiſe infolge Überangebots unter die Rentabilitätsgrenze ſinken würden. So ſehr wir alſo die Siedlung propagieren und in Zukunft

betreiben wollen, so müssen wir doch für den Augenblick vor einer allzu eiligen Zerschlagung großer Güter warnen. Einmal sind die Kosten des Aufbaus der Bauerngehöfte und Kleinbauernstellen zurzeit so groß, die Beschaffung des nötigen Inventars so kostspielig, daß die Gefahr besteht, die Siedlerstellen mit einer Schuldenlast zu bedrücken, die vielleicht in einem Jahrzehnt schon verhängnisvoll sein kann, wenn die Valutaverhältnisse sich ändern.

Es kommt jetzt vor allem darauf an, schleunigst mit allen Mitteln die Nahrungsmittelerzeugung zu erhöhen. Das können wir aber nicht erreichen, wenn wir die uns verbliebenen traurigen Volkskapitalreste dazu verwenden, kleine Bauerngehöfte anzubauen und mit Betriebsmitteln neu auszustatten, sondern nur dadurch, daß wir in erster Linie unser bißchen Kapital dazu verwenden, die vorhandenen Betriebe mit Betriebsmittel damit zur vollsten Ausnutzung zu bringen. Ja, ich gehe so weit, daß ich auch die Ödlandskultur so lange etwas in den Hintergrund stellen möchte, bis der letzte, bereits in Kultur befindliche Boden auf die höchstmögliche Intensitätsstufe gebracht worden ist. Wir befinden uns jetzt in ähnlicher Lage wie der Landwirt, der eine heruntergekommene Wirtschaft mit relativ geringem Betriebskapital übernehmen muß. Der muß zunächst sein ganzes Kapital auf seine besten Acker konzentrieren und die weniger ertragreichen zunächst verpachten oder als Weide benutzen beziehungsweise extensiv bewirtschaften.

Wir müssen die Intensivierung der vorhandenen Betriebe erreichen durch eine umfangreiche und intensive Wirtschaftsberatung, durch Beschaffung der Betriebsmittel, Ausbau des Genossenschaftswesens, Zwang aller künftigen Betriebsleiter zur ordnungsgemäßen Fachausbildung und dadurch, daß wir die Landarbeiter in jeder Richtung zu heben und am Betrieb zu interessieren suchen. Sind wir erst wieder wirtschaftlich einigermaßen auf der Höhe wie vor dem Kriege, dann wollen wir in verstärktem Maße die Ödlandskultur und die Bauern- und Kleinbauernsiedlung in Angriff nehmen, und zwar wollen wir dann in der Parzellierung so weit gehen, wie es zu dieser Zeit die volkswirtschaftlichen Verhältnisse gestatten.

Auch was David hinsichtlich der genossenschaftlichen Bewirtschaftung von Großbetrieben sagt und manches andere noch, ist beachtenswert. Leider fehlt uns der Raum, um noch weiter auf das Werk einzugehen, dessen Studium nicht nur allen Agrarpolitikern, sondern allen Arbeiterführern und möglichst vielen Arbeitern empfohlen werden kann. Es ist in hervorragendem Maße geeignet, die Kenntnis vom landwirtschaftlichen Beruf und der ihm eigentümlichen, von der industriellen so grundverschiedenen Produktionsweise zu verbreiten. Möge dem vorzüglichen Werk eine recht weite Verbreitung beschieden sein.

Literarische Rundschau

Hans Stein, **Der Kölner Arbeiterverein (1848/49).** Ein Beitrag zur Frühgeschichte des rheinischen Sozialismus. Köln 1921, Verlag von Gilsbach & Co.

Die Doktorarbeit des Verfassers behandelt einen Ausschnitt aus der 1848er Revolutionszeit, der gerade für die heutige nachrevolutionäre Zeit ein großes Interesse bietet. In mustergültiger Weise läßt die kleine Schrift die politische Bewegung des »tollen Jahres« aus den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen jener Tage herauswachsen. Eingehend wird die Entstehung, die Entwicklung, die Tätigkeit und das Ende des Kölner Arbeitervereins geschildert, der von dem Arzt Dr. Gottschalk gegründet und nach dessen Verhaftung eine Zeitlang auch von Karl Marx geleitet wurde. Marx übernahm, seinen eigenen Worten zufolge, die Leitung »nur provisorisch, um Regierung und Bourgeoisie zu überzeugen, daß ihren Verfolgungen zum Trotz sich immer Leute fänden, die bereit seien, sich den Arbeitern zur Verfügung zu stellen«. Er selbst war Mitglied der Demokratischen Gesellschaft und hatte für

das in dem Arbeiterverein vertretene Gemisch von Blanquismus, Weitlingschem Kommunismus und Kleinbürgertum wenig übrig. Als Weitling am 21. Juli 1848 in der Kölner Demokratischen Gesellschaft einen Vortrag hielt, übte Marx scharfe Kritik daran. Nach dem Sitzungsprotokoll hat er sich dahin geäußert, daß »die Nichtbeachtung der Stellung der einzelnen Stände zueinander, die Verweigerung gegenseitiger Zugeständnisse sowie die verkehrten Begriffe über das Verhältnis der Klassen zueinander in Paris den blutigen Ausgang herbeigeführt hätten«. Er fährt dann fort: »Die von Weitling beantragte Diktatur als wünschenswerteste Verfassungsreform erscheint aus ähnlichen Gründen für unpraktisch und ganz unmöglich, indem die Gewalt nicht von einer einzelnen Klasse geschaffen werden kann. Das System eines einzelnen Kopfes in der Diktatur durchführen zu wollen, muß als Unsinn bezeichnet werden. Im Gegenteil muß die Regierungsgewalt, wie die provisorische Regierung in Paris, aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt sein, die sich alsdann durch Ideenaustausch über die zweckmäßigste Art der Verwaltung zu einigen haben.« Der Verfasser zitiert auch aus der Verteidigungsrede, die Marx am 8. Februar 1849 vor den Geschworenen gehalten hat (Mehring in seiner Marxbiographie erwähnt diesen Prozeß gar nicht), einige Sätze, die heute aktuell sind: »Das Gebäude der Knechtschaft hat seine eigentliche Stütze in den untergeordneten politischen und sozialen Gewalten, die unmittelbar dem Privatleben, der Person, dem lebendigen Individuum gegenüberstehen. Es reicht nicht hin, die allgemeinen Verhältnisse und die obersten Gewalten zu bekämpfen.... Woran ist die Märzrevolution gescheitert? Sie reformierte nur die höchste politische Spitze, ließ aber alle Unterlagen dieser Spitze unangetastet: die alte Bureaukratie, die alte Armee, die alten Gerichte, die alten, im Dienste des Absolutismus geborenen, herangebildeten und ergrauten Richter. Die erste Pflicht der Presse ist nun, alle Grundlagen des bestehenden Zustandes zu unterwühlen.«

Wir können die vorliegende Schrift allen Liebhabern sozialgeschichtlicher Darstellungen aufs wärmste empfehlen. Franz Laufkötter

---

International Labour Conference, Third Session. Report of the Director. IV und 295 Seiten Folio. Genf 1921, Internationales Arbeitsamt.

Dieser in englischer und französischer Sprache abgefaßte Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts an die kürzlich zu Genf stattgefundene dritte Arbeiterschutzkonferenz gibt erschöpfende Auskunft über den Aufbau und die Tätigkeit der internationalen Arbeitsorganisation sowie über die Beziehungen zum Völkerbund.

Von besonderem Wert ist der zweite Abschnitt des Buches (S. 45 bis 207), welcher die Ergebnisse der internationalen Arbeiterschutzbestrebungen in der Zeit nach dem Weltkrieg veranschaulicht. Eine Tabelle zeigt übersichtlich, welche Maßnahmen in den verschiedenen Staaten in bezug auf die Beschlüsse der ersten beiden Arbeiterschutzkonferenzen ergriffen wurden. Darauf werden diese Beschlüsse im einzelnen behandelt. Diese Darstellung ist von größtem Interesse für jeden, der sich mit der internationalen Sozialgesetzgebung befaßt, es ist daraus genau zu ersehen, welche Haltung die Staaten in bezug auf all die Probleme einnehmen, die bisher auf den Konferenzen der internationalen Arbeitsorganisation behandelt wurden.

Der dritte Teil des Berichts unterrichtet über die Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamts in bezug auf die Sammlung und Verbreitung von Auskünften, die in seinen Tätigkeitsbereich fallen, die Durchführung von Erhebungen usw. Im vierten Teil ist der Jahresbericht über die Maßnahmen abgedruckt, welche die Mitgliedstaaten in Ausführung der von ihnen ratifizierten Washingtoner Übereinkommen ergriffen haben, ferner ein Bericht der indischen Regierung betreffend den Entwurf des Übereinkommens über Wöchnerinnenschutz. H. Fehlinger

Notizen

Nach alter Gewohnheit. Als ich vor einigen Wochen im Heft 12 gegen die Kautskyschen Verleumdungen mit dem Artikel »In eigener Sache« antwortete, wußte ich von vornherein, daß Kautsky in seinem Gefühl verletzter Eitelkeit nicht nur selbst weitere Artikel gegen mich fabrizieren, sondern auch noch den einen oder anderen seiner dienstbeflissenen Getreuen gegen mich aufbieten werde. Ich kenne ja den jahrelangen widerlichen Kampf, den er direkt und indirekt gegen Mehring in der Redaktion der Neuen Zeit geführt hat, und weiß daher, welche Methoden und Mittel er anzuwenden fähig ist. Tatsächlich leistet er sich denn auch in Nr. 52 der unabhängigen Wochenschrift »Der Sozialist« nicht nur einen zweiten Schimpfartikel, sondern auch sein Famulus O. Jenssen hat sich verpflichtet gefühlt, einen mit der schönen Überschrift »Der entlarvte Inkaneger« versehenen Artikel gegen mich loszulassen, der Kautskys eigenes Opus noch um einige Grade an Gift übertrifft. Vielleicht stehen noch etliche ähnliche schöne Verleumdungsartikel anderer dienstbarer Geister aus.

Auf alle diese Beschimpfungen zu antworten und in der Neuen Zeit den früheren »Literatenkrakeel« wieder aufzurollen, lehne ich ab. Ich erkenne Kautskys große Leistungsfähigkeit auf dem Gebiet der Verdächtigungen und der Rabulistik neidlos an und habe durchaus nicht den Ehrgeiz, mit ihm in dieser Beziehung rivalisieren zu wollen. Ebensowenig habe ich Neigung, mich mit ihm über seine wissenschaftliche Bedeutung und seine Einbildung, der größte Schüler von Marx zu sein, zu streiten. Mögen ihn heute immerhin noch manche für einen großen Theoretiker halten, nach meiner Ansicht wird man später, wenn man die Entwicklung der marxistischen Lehre in ihrem Verlauf zu übersehen vermag, wesentlich anders urteilen. Das genügt mir. Ich bin nicht so grausam, ihm den »Ruhm«, den er noch in einigen Parteikreisen von alters her genießt, rauben zu wollen. Damit Schluß, mag er nach Belieben weiter schimpfen!

Heinrich Cunow

Deutschlands Außenhandel. Die Entwertung der Mark hat, wie vorauszusehen war, die Wertsummen der deutschen Einfuhr und Ausfuhr während der Monate August bis Oktober beträchtlich in die Höhe getrieben. Ganz natürlich, denn die Verschlechterung unserer Valuta wirkte auf die deutsche Warenausfuhr wie eine erhöhte Exportprämie, während andererseits der deutsche Import die aus dem Ausland bezogenen Roh- und Halbstoffe weit höher bezahlen mußte als bisher. Doch hat die Steigerung der Rohstoffpreise nicht allein die Erhöhung der Importziffern bewirkt. Weitaus der größte Teil der Einfuhr entfällt auf Lebens- und Nahrungsmittel, und die für diese Erzeugnisse eingetretenen Preiserhöhungen haben einen noch stärkeren Einfluß auf die Steigerung der Einfuhrwertsummen ausgeübt als die gestiegenen Rohstoffpreise. Nach vorläufigen Feststellungen betrug die deutsche Ein- und Ausfuhr (in Millionen Mark):

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
Im Mai	5486,9	4558,2	928,7
- Juni	6409,6	5432,8	976,8
- Juli	7580,5	6212,2	1368,3
- August	9418,2	6683,6	2734,6
- September	10668,4	7519,3	3149,1
- Oktober	13875,1	9711,5	4163,6

Höchst bedenklich ist die enorme Steigerung des Einfuhrüberschusses. Wie soll Deutschland seine Schulden bezahlen, wenn seine Ausfuhr immer mehr hinter der Einfuhr zurückbleibt?

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 17 40. Jahrgang ⋄ 1. Band 20. Januar 1922

MAR 7 1922
UNIV. OF MICH.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Verschüttete Hoffnungen. Von Heinrich Cunow.

Zur Frage der Arbeitslosenversicherung. Von Wilhelm Schöttler (Köln).

Bedingungen und Hindernisse der Erkenntnis. Von F. Staudinger (Darmstadt).

Eine ethische Begründung des Klassenkampfes. Von W. Hohoff (Paderborn).

Das Leben einer Arbeiterfamilie als Ausgangspunkt für den Geschichtsunterricht. Von Dr. Erich Witte.

Außenpolitische Rundschau. Von J. S.-J.

Literarische Rundschau: Ernst Kahn und Fritz Naphtali, **Wie liest man den Handelsteil einer Zeitung?** ⋄ Henni Lehmann, **Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17.** Ernst Zahn, **Jugendtag.**

Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Seyler, L., Leitfaden zum Studium der Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart, Alexander Schlicke & Co. 48 S. Kart. 3 M.

Siemsen, Dr. **Anna,** Erziehung im Gemeinschaftsgeist. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 58 S. Geh. 5 M., kart. 7 M.

Steinbüchel, Th., Der Sozialismus als sittliche Idee. Ein Beitrag zur christlichen Sozialethik. Band 1 der Abhandlungen aus Ethik und Moral. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Tillmann. Düsseldorf, L. Schwann. 414 S. Geh. 48 M.

Strutz, Georg, Handausgabe des Einkommensteuergesetzes vom 29. März 1920 in der Fassung vom 24. März 1921 und 11. Juli 1921, nebst den Ausführungsbestimmungen und den Vorschriften über die Rücklagen nach § 59a, sowie die Einkommensteuer vom Arbeitslohn. Dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Otto Liebmann. 521 S. Geb. 58 M.

Taylor, G. R. Stirling, Der Gildenstaat. Seine Leitgedanken und Möglichkeiten. Band 1 der Schriften der englischen Gildenbewegung. Übersetzt von Otto Eccius. Tübingen, J. C. B. Mohr. 124 S. Geh. 20 M.

Trotzki, L., Die neue Etappe. Die Weltlage und unsere Aufgaben. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachfolger, Hamburg. 166 S. Geh. M. 2.50.

Tschernow, Viktor, Meine Schicksale in Sowjetrußland. Aus der russischen Handschrift übersetzt von Elias Hurwicz. Berlin, Firnverlag. 59 S. Geh. M. 9.50.

Waentig, Heinr., Zusammenbruch und Wiederaufbau. Ein Versuch zur Deutung der großen Fragen unserer Zeit im Hinblick auf Deutschlands Zukunft. Bonn, Kurt Schroeder. 293 S. Geh. 14 M.

Weber, Max, Grundriß der Sozialökonomik. Dritte Abteilung: Wirtschaft und Gesellschaft. Zweite Lieferung. Tübingen. J. C. B. Mohr. Preis der zirka 175 Seiten starken Lieferung 30 M.

Wissell, Rudolf und **Alfred Striemer,** Ohne Planwirtschaft kein Aufbau. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 80 S. Geh. 5 M., kart. 7 M.

Wuessing, Fritz, Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Ein sozialpsychologischer Versuch. Berlin, Franz Schneider. 315 S. Geb. M. 42.60.

Ziegler, Wilhelm, Einführung in die Volkswirtschaft. Berlin, Zentralverlag. 84 S. Geh. 8 M., geb. M. 10.50.

Die Reichsschulkonferenz 1920. Ihre Vorgeschichte und Vorbereitung und ihre Verhandlungen. Amtlicher Bericht, erstattet vom Reichsministerium des Innern. Leipzig, Quelle & Meyer. 1095 S. Geb. 110 M.

Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches. München, Duncker & Humblot. 451 S. Geh. 60 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 17 Ausgegeben am 20. Januar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Verschüttete Hoffnungen[1]

Von **Heinrich Cunow**

Berlin, den 12. Januar 1922

Noch hat der Leipziger Parteitag seine Pforten nicht geschlossen, die Redeflut ist noch im Steigen begriffen; doch läßt sich bereits heute voraussagen, daß jene unserer Parteiblätter und Parteistrategen, die von der Leipziger Tagung der U. S. P. eine Spaltung zwischen den in dieser Partei vertretenen Richtungen oder ein Bekenntnis zum sogenannten Einheitsgedanken, zur Notwendigkeit einer Vereinigung der U. S. P. mit unserer Partei erwarteten, sich in ihren Hoffnungen sehr getäuscht sehen werden. Sicherlich, in einem gewissen, unter dem Einfluß der Kautskyschen Ideologie stehenden Kreise von Intellektuellen, einem Teil der Berliner »Freiheit«-Leser und einzelnen lokalen Organisationen der U. S. P., die mit den Organisationen unsrer Partei ziemlich friedlich zusammenarbeiten und ihre lokalen Erfahrungen naiverweise auf die politischen Gesamtverhältnisse des Deutschen Reiches übertragen, ist die Neigung zu einem möglichst baldigen Zusammenschluß vorhanden; aber nicht innerhalb der maßgebenden Organisationen der politischen Zentren, vor allem nicht in der politischen Führer- und Unterführerschaft der U. S. P. Und selbst jene relativ engen Kreise der Unabhängigen, die für eine Vereinigung mit den verirrten Rechtssozialisten eintreten, verstehen unter dieser Vereinigung ein gar seltsames Parteigebilde. Sie fassen die Einigung nicht als eine Anpassung ihrer Anschauung und ihrer Taktik an die der S. P. D. auf, sondern als eine Einfügung der S. P. D. in die Auffassungs- und Ideenkreise der U. S. P. Zwar direkt »Pater peccavi!« zu sagen, mag gnädigst den Rechtssozialisten erlassen bleiben; aber sie, nicht die Verkünder des Pronunziamentos vom 19. Juni 1915 und die Spaltungstreiber, sind die Schuldigen, und deshalb haben sie sich zu ducken, während es den Mitgliedern der U. S. P. gestattet sein muß, sich als besondere Richtung in der neu geeinigten Partei zu konstituieren und für ihre höhere sozialistische Auffassung nach Belieben Propaganda zu machen.

Wer, befangen in schönen Einheitsfrontsillusionen, das nicht einzusehen vermag, der sollte — nicht in Ekstase, sondern mit der nötigen Kritik — Karl Kautskys Artikel »Massenpartei oder Sekte« in Nr. 1 der Ver-

[1] Der erste Satz des im vorigen Heft erschienenen Artikels »Einheitsfront-Illusionen« hat beim Abdruck eine Veränderung erlitten, die den Anschein erweckt, als sei der Artikel einige Tage nach dem Beginn des Leipziger Parteitags geschrieben, während er tatsächlich, wie auch aus dem weiteren Text hervorgeht, einige Tage vor dem Parteitag, nämlich am 5. Januar, geschrieben ist. Statt »Vor wenigen Tagen (am 8. Januar) trat in Leipzig die Unabhängige Sozialdemokratische Partei zu ihrer allgemeinen Tagung zusammen« muß es demnach heißen: »In wenigen Tagen (am 8. Januar) tritt in Leipzig usw.« Redaktion der Neuen Zeit.

liner »Freiheit« oder Nr. 3 der Wiener »Arbeiterzeitung« nachlesen oder sich, wenngleich das nicht gerade ein besonderes Vergnügen sein mag, in die Begrüßungsartikel der U.-S.-P.-Presse zum Leipziger Parteitag vertiefen.

Nehmen wir als Beispiel die beiden Hauptblätter der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, die Berliner »Freiheit« und die »Leipziger Volkszeitung«. Kennzeichnend für gewisse Richtungstendenzen in der U. S. P. ist schon, daß den Begrüßungsartikel in der »Freiheit« nicht deren in der Einigungsfrage ungefähr Kautskys Anschauungen vertretende Chefredakteur Rudolf Hilferding geschrieben hat, sondern A. Stein. Nach dessen Ansicht hat die U. S. P. schon insofern ein großes historisches Verdienst, als sie stets ihrer geschichtlichen Mission treu geblieben ist, »die Wortführerin des wissenschaftlichen Sozialismus und der revolutionären Tradition der deutschen Arbeiterklasse zu sein«. So habe sie denn auch den »Fehlern und Illusionen der rechtssozialistischen Reformpolitik« energisch entgegengearbeitet und dem die rechtssozialistische Partei beherrschenden Geist nicht die geringsten Zugeständnisse gemacht, jenem Geist, der »nicht der Geist des Klassenkampfes war, sondern der der Zusammenarbeit der Klassen, der Unterordnung des proletarischen Interesses unter das Interesse der Gesamtheit, das heißt der bürgerlichen Gesellschaftsordnung« ist. Deshalb sei auch vorerst an keine Einigung mit der S. P. D. zu denken, denn es könne »die Einigkeit des Proletariats weder durch Organisationsspielereien noch durch ausgeklügelte Parolen herbeigeführt werden«. Die rechtssozialistische Partei sei nun einmal bürgerlich versenkt:

> »Der parlamentarische Kretinismus der deutschen Rechtssozialisten hat die Koalition mit dem Bürgertum als oberstes Gesetz seines politischen Handelns aufgestellt, über dessen Rahmen heraus er nichts zu sehen vermag und dessen äußerer Form er bedenkenlos den sozialen Inhalt des proletarischen Klassenkampfes opfert. Aus dem Gegensatz zu diesem Geist der rechtssozialistischen Politik, der nichts anderes ist als der Geist des reformistischen Ministerialismus und der Zusammenarbeit der Klassen, muß die schroffe Ablehnung der Koalitionspolitik durch die U. S. P. verstanden werden. Diese Ablehnung ist heute noch das Gegebene, da weder die Machtverhältnisse der Klassen in Deutschland noch die geistige Einstellung der großen Mehrheit der rechtssozialistischen Partei eine andere Stellungnahme zur Koalitionsfrage als zulässig erscheinen lassen.«

Optimistischer klingt der von Hans Block geschriebene Begrüßungsartikel der »Leipziger Volkszeitung« aus. Block ist einer derjenigen Politiker der U. S. P., die am kräftigsten für die Einigung der U. S. P. mit der S. P. D. plädieren. Deshalb fordert er auch in seinem Artikel: »Der Einigungswille des Proletariats, über dessen Stärke wir uns nicht täuschen dürfen, macht uns zur Pflicht, die Möglichkeit der Einwirkung auf die rechtssozialistisch geführten und beeinflußten Arbeiterscharen nicht zu verlieren.« Aber auch er sieht, wie schon diese Satzfassung zeigt, die Möglichkeit der Einigung nicht in der Anpassung der U. S. P. an die Anschauungen unserer Partei, sondern in der Hinüberziehung der rechtssozialistischen Arbeiter in den Ideenkreis der Unabhängigen. In keinem Falle darf sich, wie er meint, die U. S. P. der S. P. D. einfach ausliefern, das heißt auf die Geltendmachung ihrer besonderen politischen und taktischen Auffassungen in der geeinten Partei verzichten. Und ferner muß unsere Partei zunächst den »Görlitzer Kurs« abschwören.

Und dieselbe Stellungnahme zur sogenannten Einigungsfrage finden wir bei den bisherigen Hauptrednern des Leipziger Parteitags. Nicht nur bei den Rednern vom linken Flügel wie Crispien, Luise Zietz, Rosenfeld, Ledebour, dem allem Anschein nach eine Einigung mit den Kommunisten weit näher liegt als mit den Rechtssozialisten, und der daher nach dem Sitzungsbericht des »Vorwärts« offenherzig erklärte: »Den Kommunisten aller Schattierungen gegenüber müssen wir im Auge behalten, daß wir sie *als die Parteigenossen von übermorgen* zu behandeln haben.« Auch die als »Rechtsflügler« geltenden Politiker, wie Dißmann, Simon, Dittmann, lehnten eine Einigung in der Form, wie sie unter den heutigen Verhältnissen allein möglich ist, ab. Dittmann bekannte sich sogar zu einer Art von gemäßigter Diktatur des Proletariats.

Vielleicht wird man sagen, diese Äußerungen seien dem Bestreben der Betreffenden entsprungen, bestimmten Wählerschaften als radikal zu erscheinen oder sie seien aus der eigenartigen Massensuggestion des Leipziger Parteitags heraus zu bewerten. Aber bekennt sich nicht auch in dem einstimmig angenommenen Manifest, das doch das wohlerwogene Ergebnis einer gemeinsamen Arbeit der verschiedenen Richtungen ist, die Unabhängige Partei zu »den Grundsätzen der in Leipzig und Halle gefaßten Beschlüsse« und wird nicht auch dort ohne jede Selbstkritik erklärt, daß die Koalitionspolitik der Rechtssozialisten die Kluft in der Arbeiterschaft verbreitert, die Arbeiterklasse zersplittert und *das Erstarken der Konterrevolution* verschuldet habe?

Wie bei solcher Verschiedenheit der Anschauungen über die Erfordernisse der politischen Lage und deren Weiterentwicklung aus einer Vereinigung beider Parteien eine einheitliche, aktionsfähige, starke Partei hervorzugehen vermag, begreife ich nicht, und ich möchte jene Journalisten unserer Partei, die nicht nur von den besonderen Verhältnissen in irgendeinem Bezirk oder Kreis ausgehen, sondern das Gesamtbild unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung seit der Novemberrevolution vor Augen haben, offen fragen, wie sie sich bei solchen Gegensätzen der Grundauffassung die geforderte Einheitsfront eigentlich vorstellen. Selbst wenn heute unter einem Druck eine Vereinigung beider Parteien zustande käme, müßten alsbald nach dem Aufhören des Druckes innere Zwistigkeiten in der kaum geeinten Partei auftauchen und diese zerrütten. Wir sollten uns nicht immer bereitwillig von Stimmungswellen tragen lassen, selbst dann nicht, wenn diese in einer bestimmten psychischen Veranlagung der Arbeiterschaft ihren Grund haben. Es ist doch nicht etwa eine besonders tiefe Einsicht in die Bedingungen und den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung, die in gewissen Arbeiterkreisen das Verlangen nach der ganzen oder halben Einheitsfront hervorruft? Im Grunde genommen ist es die Enttäuschung, daß so viele schöne Erwartungen und Hoffnungen, die sie vor drei Jahren hoffnungsvoll an die Revolution knüpften, sich nicht erfüllt haben, die jene Arbeiter zur Forderung der sogenannten Einheitsfront treibt. Sie verstehen nicht, daß diese Erwartungen sich zu einem wesentlichen Teil gar nicht erfüllen konnten, weil dazu die geschichtlich notwendigen Voraussetzungen fehlten und weil so vieles, was ihnen von Überreife, Abwirtschaftung oder völligem Zusammenbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems erzählt wurde, nur naive Illusionen waren; nach ihrer Ansicht ist vielmehr an dem Nichteintreffen ihrer

Erwartungen nur die Zersplitterung der sozialistischen Parteien schuld. Wäre noch wie ehemals eine einheitliche sozialdemokratische Partei vorhanden, alles wäre anders gekommen — folglich muß unbedingt die Einheit wiederhergestellt werden. Es ist im Grunde genommen dieselbe fehlerhafte Argumentation, die wir bei so manchem Kleinbürger und Beamten konservativer Richtung finden. Unzufrieden mit den heutigen Verhältnissen, besonders der Abhängigkeit Deutschlands von der Entente, vergleichen sie die jetzigen Zustände mit denen vor dem Kriege und erklären: »Früher unter dem monarchischen Regime war's doch viel besser, folglich müssen wir wieder eine solche Regierung haben.«

Der große Fehler der U. S. P. ist, daß sie — übrigens bis zu gewissem Grade auch ein Fehler unserer Partei — nicht aus den sozialistischen Ideenkomplexen und Illusionen der Vergangenheit herauszukommen vermag. In keiner der heutigen Parteien steckt soviel Konservativismus und Reminiszenzenliebe wie in der so gerne ihr revolutionäres Empfinden betonenden Unabhängig-Sozialdemokratischen Partei, und auf keine trifft deshalb auch besser Marxens satirische Bemerkung aus dem »Achtzehnten Brumaire« zu: »Die Tradition aller toter Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparolen, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen.«

Tatsächlich, die alten Schlachtparolen, Stichworte, Illusionen und Überlieferungen sind dermaßen zu starren Bestandteilen des Ideenschatzes der unabhängigen »Revolutionäre« geworden, daß sie aus dessen Bannkreis nicht heraus können. Die neuen Weltgeschichtsszenen haben für sie nur dann Bedeutung, wenn sie auf der Weltbühne nach alter revolutionärer Tradition in alten Kostümen aufgeführt werden. In keinem Falle dürfen der alte Oppositionsgeist, die reine Agitationspolitik, die revolutionäre Phraseologie und die gefühlsmäßige Einstellung gegen jede nüchterne Wirklichkeitsbetrachtung in ihrer alten historischen Form beeinträchtigt werden.

Besonders scheinen viele Führer der U. S. P. die Auffassung nicht loswerden zu können, daß der Kapitalismus längst überreif ist und demnach die Novemberrevolution die von Marx angekündigte große Endrevolution des Proletariats darstellt, die in schnellem Marsch zur sozialistischen Gemeinwirtschaft führt. Daß jetzt erst nach dem Kriege die eigentliche imperialistisch-finanzkapitalistische Entwicklungsperiode beginnt, erscheint ihnen als etwas Undenkbares. Zwar hat die Entwicklung seit dem Kriegsende fast in allen kapitalistischen Ländern Wirtschaftserscheinungen hervorgebracht, die zu der Illusion von dem demnächstigen Anbruch der sozialistischen Wirtschaftsära recht wenig passen, aber diese Neuinstallierung des Kapitalismus bedeutet nach Ansicht der Unabhängigen nur eine kurze Unterbrechung der mit rasender Geschwindigkeit vorwärtseilenden sozialistischen Wirtschaftsentwicklung. Dabei preisen die Führer der U. S. P. auf dem Leipziger Parteitag die Konferenz von Cannes und die geplante Zusammenkunft zu Genua als große Erfolge ihrer Politik, ohne zu merken, daß, wenn diese Konferenzen den von ihnen erhofften Erfolg haben, dadurch

der Kapitalismus in Mitteleuropa enorm gestärkt und ihm in Rußland neue Domänen ausgeliefert werden.

Wir haben in unserer Partei genügend an eigenen Illusionen und an »Traditionen alter toter Geschlechter« zu tragen, als daß wir auch die der Unabhängigen noch leichthin mit in Kauf nehmen und unsere Politik damit belasten sollten. Warten wir ruhig ab, bis die Erfahrungen der kommenden Zeit weitere Kreise der U. S. P. ernüchtert und sie von einem Teil ihrer Illusionen befreit haben. Dann wird die Zeit der Einigung gekommen sein — nicht auf dem Weg eines formellen Vertragsschlusses von Partei zu Partei, sondern eines Anschlusses der zur Einsicht gekommenen Anhängerschaft der U. S. P. an die S. P. D. Freilich die volle Einheitsfront, der Zusammenschluß aller sozialistischen und kommunistischen Parteien zu einer einzigen großen, starken Partei wird dadurch nicht hergestellt; aber dieser schöne Plan ist überhaupt in absehbarer Zeit nicht realisierbar.

Zur Frage der Arbeitslosenversicherung

Von Wilhelm Schöttler (Köln)

I

War man sich vor dem Weltkrieg und der Revolution bei uns in Deutschland über Wert und Unwert der Schaffung einer Arbeitslosenversicherung durchaus im unklaren, so hat die Not der Zeit, wie sie seit dem Ausgang des Krieges über unser Vaterland hereingebrochen ist, eine durchweg einheitliche Auffassung in der Frage der Notwendigkeit einer Fürsorge für die Arbeitslosen geschaffen, wenn auch über das Wie die Ansichten noch auseinandergehen.

Deutlich lassen sich mehrere Hauptrichtungen in der Entwicklung der Arbeitslosenversicherung unterscheiden. Die erste und älteste Richtung will zum Träger der Versicherung die Gewerkschaften machen, die andere verlangt ihre Anpassung an die bestehenden Einrichtungen der Sozialversicherung, und die dritte Richtung, auch die zeitlich zuletzt entstandene, will die Schaffung einer besonderen neuen Organisation, die selbständig neben die bereits bestehenden Versicherungseinrichtungen treten und zunächst den Zwecken der Arbeitslosenversicherung, dann aber auch denen der Arbeitsnachweise dienen soll. Die Praxis früherer Arbeitslosenversicherungen hat gezeigt, daß erstens eine wirklich befriedigende Lösung nur von einer obligatorischen Regelung zu erwarten ist, zweitens daß alle Teilversicherungen ungenügend sind, daß wir also einer allgemeinen, einer Reichsversicherung zustreben müssen. Sozialpolitiker wie Kumpmann, van der Borght, Sonnemann und andere hatten sich schon lange vor dem Kriege zu dieser Auffassung bekannt.

Als der Krieg im November 1918 so plötzlich endete und ungeheure Massen demobilisierter Soldaten das Land überfluteten und den durch das Aufhören der Kriegsindustrie gar nicht aufnahmefähigen Markt überschwemmten, da standen wir angesichts der weiterbestehenden Blockade kaum lösbaren Problemen, wie diese Massen beschäftigt und ernährt werden sollten, gegenüber. Jetzt machten sich frühere Versäumnisse bemerkbar, und schnellstens mußten für diese Arbeitslosen Maßnahmen getroffen werden, die rasche Abhilfe schaffen sollten. Die wichtigste Maßnahme bestand in der Arbeitslosen-

fürsorge, die zunächst durch Verordnung der Volksbeauftragten vom 12. November 1918 festgelegt wurde. Ergänzungen folgten bald darauf in den Verordnungen vom 3. und 21. Dezember 1918, vom 18. Januar und 14. März 1919. An deren Stelle trat dann die zusammenfassende Reichsverordnung vom 16. April 1919, die später jedoch nach dem Stande der jeweiligen Teuerung noch öfters verändert wurde. In diesen Verordnungen werden die Gemeinden verpflichtet, eine Fürsorge für Arbeitslose zu errichten, der jedoch nicht der Rechtscharakter der Armenpflege beigelegt werden darf. Von den Mitteln werden sechs Zwölftel vom Reich und vier Zwölftel von den Ländern übernommen, den Rest trägt im allgemeinen die Gemeinde. Natürlich ist diese Art der Regelung nur ein Provisorium und auf die Dauer unhaltbar. Die Aufgabe war die Schaffung einer Arbeitslosenversicherung großen Stils, die zur übrigen Sozialversicherung den Schlußstein fügen sollte. Der neue Staat erkannte jedem ein Recht auf Arbeit, auf Existenz zu, er »heiligte« das Arbeitslosenrecht, wie es im Artikel 163 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 zum Ausdruck kommt: »Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Soweit ihm angemessene Arbeit nicht nachgewiesen werden kann, wird für seinen notwendigen Unterhalt gesorgt werden. Das Nähere wird durch Reichsgesetze bestimmt.«

Schon am 1. Oktober 1919 erklärte der damalige Finanzminister Erzberger, daß die Regierung der Nationalversammlung voraussichtlich noch im Jahre 1919 einen Gesetzentwurf über eine Arbeitslosenversicherung zugehen lassen werde, durch die der Abbau der Arbeitslosenunterstützungen herbeigeführt werden solle. Ähnliches sagte der damalige Reichskanzler Bauer in seiner politischen Rede vom 7. Oktober 1919: »Die gewerkschaftlichen Grundsätze und nicht minder die finanziellen Mißverhältnisse des Reiches verlangen eine Umgestaltung der vielfach mißbrauchten Arbeitslosenfürsorge im Sinne einer verstärkten Arbeitsbeschaffung für die Erwerbslosen. Den endgültigen Abbau der heutigen Zustände soll die gesetzliche Arbeitslosenversicherung bringen, welche im Reichsarbeitsministerium in Vorbereitung ist.«

Der erste Entwurf dieses Gesetzes über die Arbeitslosenversicherung, der sich nach Form und Inhalt an die Sozialversicherung, besonders an die Bestimmungen der Krankenversicherung anschloß, wurde jedoch zunächst zurückgestellt, weil die streng versicherungsmäßigen Grundsätze, nach denen der Entwurf aufgestellt war, mit dem unübersehbaren Risiko der Arbeitslosigkeit und der Art ihrer örtlichen Verteilung bis auf weiteres nicht vereinbar erschien. Im übrigen hatte der Entwurf auch verschiedene große Mängel. So bezeichnete ihn Kumpmann zwar als »versicherungsrechtlich gut durchgearbeitet, wirtschaftlich und sozial aber nicht sehr befriedigend«. Zwei Hauptpunkte dieses Entwurfs geben besonderen Anlaß zur Kritik. Einmal der Anschluß der Arbeitslosenversicherung an die Krankenkassen und dann das Fehlen einer gesunden Risikoverteilung. Indem der Entwurf die Krankenkassen zu Trägern der Arbeitslosenversicherung macht, läßt er die wichtigsten Ergebnisse der bisherigen Entwicklung außer acht.

Die Gründe eines derartigen Aufbaus sind nicht ohne weiteres ersichtlich. Daß die Angliederung an einen bestehenden Zweig der Sozialversicherung verbilligend wirke, kann nicht behauptet werden, denn auch dieser müßte für

die Arbeitslosenversicherung ganz neue Einrichtungen treffen. Besonders ist dabei zu beachten, daß die Krankenversicherung auch nicht scharf beruflich abgegrenzt ist und einen nur etwa befriedigenden Ausgleich der Gefahren innerhalb der Berufsgruppen unmöglich macht.

Der ganze Gedanke wird von den meisten führenden Sozialpolitikern als abwegig bezeichnet. Gewiß soll die Arbeitslosenversicherung nicht allein stehen, sie soll sich jedoch nicht an die Krankenversicherungen, sondern an die lokale, interlokale und nationale Organisation des Arbeitsnachweiswesens direkt anlehnen. Allein die Arbeitsnachweise können das wichtigste Problem der ganzen Frage, das der Kontrolle, lösen. Der zweite Hauptmangel des zurückgestellten Entwurfs ergibt sich aus dem ersten. Er besteht im Fehlen der Gefahrenklassen. Da bei der Krankenversicherung eine Abstufung nach Versicherungsrisiken weniger nötig ist, fehlt sie dort auch fast vollständig. Bei der Arbeitslosenversicherung ist diese Abstufung aber Voraussetzung jedes Erfolgs. Wenn auch unser Versicherungssystem auf dem Gedanken der Interessensolidarität aller beruht, so darf das Risiko der einzelnen Mitglieder der Versicherungsgemeinschaft nicht zu verschieden sein. Gerade bei der Arbeitslosenversicherung schwankt diese Gefahr mehr als bei allen anderen Versicherungsarten. Diese Regelung im ersten Entwurf eines Arbeitslosenversicherungsgesetzes mußte also geändert werden, um den Wert und die Lebensfähigkeit des Versicherungswerkes nicht in Frage zu stellen.

Nachdem dieser amtliche Entwurf aus den oben näher bezeichneten Gründen im Januar dieses Jahres zurückgestellt war, wurde der Reichsarbeitsminister von der Reichsregierung ermächtigt, einen neuen Entwurf auszuarbeiten, der den ganz ungewissen Bedingungen der Übergangszeit gemäß nur eine vorläufige Regelung bringen soll. Dieser Entwurf wurde nun als Referentenentwurf im »Reichsarbeitsblatt« vom 30. September dieses Jahres mit dem Bemerken[1] veröffentlicht, daß er für die Reichsregierung noch in keiner Weise verbindlich sei. Es sollte an einen endgültigen Entwurf erst gedacht werden, wenn die Öffentlichkeit und die Beteiligten diesen Referentenentwurf einer eingehenden Kritik unterzogen hätten. Aber auch der offizielle Entwurf könne die endgültige Regelung noch nicht bringen, denn es fehle auf dem Gebiet der Arbeitslosenversicherung im Inland sowohl wie im Ausland an den langjährigen Erfahrungen, die einer gesetzlichen Behandlung dieses Gebiets einen anderen Charakter geben könnten als den des Versuchs. Das Vorläufige der beabsichtigten Regelung sei auch dadurch bedingt, daß ein Übergang von der geltenden Erwerbslosenfürsorge zur Arbeitslosenversicherung gefunden werden müsse. Die jetzige Fürsorge könne schon deshalb nicht unmittelbar von einer reinen Versicherung abgelöst werden, weil bei deren Inkrafttreten wohl eine große Zahl versicherungsbedürftiger Arbeitsloser, aber noch keine anspruchsberechtigten Versicherten vorhanden sein würden.

Der vorliegende Entwurf will den Abbau der Arbeitslosenfürsorge mit dem Aufbau der Arbeitslosenversicherung vereinigen. Weiter kennzeichnet er sich dadurch als vorläufige Regelung, daß er darauf verzichtet, Höhe der Beiträge und Leistungen gesetzlich festzulegen,

[1] Vergl. Weigert, »Zu dem Referentenentwurf des Gesetzes über eine vorläufige Arbeitslosenversicherung« im »Reichsarbeitsblatt«, 1921, S. 982.

weil die Unsicherheit des Geldwerts dies verbiete. Die Festsetzung soll Sache des Reichsarbeitsministers und eines vom Reichstag gewählten Ausschusses von 28 Mitgliedern werden.

Vor einer näheren Betrachtung der Einzelheiten des Entwurfs sei zunächst festgestellt, daß die Benennung des Referentenentwurfs als Gesetz über eine vorläufige Arbeitslosenversicherung nicht ganz angebracht ist, da nur der kleinste Teil des Inhalts als Versicherung im rechtlichen Sinne bezeichnet werden kann.[2] Drei Arten von Leistungen werden vorgeschlagen: 1. eine laufende Unterstützung für den Fall der Arbeitslosigkeit (§ 7 bis 26), 2. die Versorgung Arbeitsloser für den Fall der Krankheit (§ 27 bis 33), 3. Unterstützung der Kurzarbeiter (§ 34, 35). Als Versicherung kann man, wie Stier-Somlo richtig bemerkt, nur die mittlere dieser Gewährungen bezeichnen, während in den anderen Fällen das Versorgungs- oder Fürsorgeprinzip im Vordergrund steht.

Weiter bringt der Entwurf auch Maßnahmen zur Verhütung und Beendigung der Arbeitslosigkeit, die auch mit einer Versicherung in keinem Zusammenhang stehen, zum Beispiel die Überführung Arbeitsloser in aufnahmefähige Berufe oder Bezirke, die Arbeitsbeschaffung durch die produktive Arbeitslosenfürsorge usw. Der Gedanke der Staatsfürsorge hat den der Versicherung längst durchbrochen, wie auch die ganze Entwicklung unserer sonstigen Gesetzgebung beweist. Man wählte den Ausdruck »Arbeitslosenversicherung«, weil dieser als volkstümliches Schlagwort weit verbreitet ist und auch die allgemeine Anschauung besteht, daß nur das Versicherungsprinzip einen Rechtsanspruch gewähre, das Fürsorgeprinzip jedoch nicht. Dies ist jedoch nicht der Fall. Überall, wo auf Grund des Vorhandenseins ganz bestimmter Voraussetzungen gesetzliche Gewährungen zu leisten sind, ist der Rechtsanspruch in demselben Maße gewährt wie bei der Versicherung. Der Ausschluß des freien Ermessens, wie er beim Versicherungsprinzip durchgeführt ist, ist in demselben Maße auch beim Fürsorgeprinzip möglich. Die Gegenseitigkeit der Leistungen in finanzieller Beziehung ist bei der Sozialversicherung übrigens auch nicht durchgeführt, denn in zahllosen Fällen werden ja Leistungen gewährt, hinter denen die Beitragszahlung weit zurückbleibt. Das Fürsorgeprinzip braucht auch aus ethischen Gründen in keiner Weise hinter dem Versicherungsprinzip zurückzustehen, ist doch der ganze Staat, die ganze Gesellschaft für die Leiden, die gerade die arbeitenden Klassen treffen, verantwortlich und verpflichtet, sie abzustellen. Weisen wir also nochmals auf die ganz veränderte Grundeinstellung hin, die der jetzige Referentenentwurf gegenüber dem ersten Entwurf einnimmt: er weicht in weitem Maße von den Formen der sozialen Versicherung ab und hat dem Fürsorgeprinzip zum Durchbruch verholfen.

Kommen wir nun zu näherer Erläuterung! Im § 1 wird der Zweck des Gesetzes angegeben. »Zum Schutze gegen Schäden, die mit der Arbeitslosigkeit verbunden sind, dienen Maßnahmen zu ihrer Verhütung und Beendigung sowie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.« Der ganze Entwurf ist in sechs Abschnitte gegliedert. Der erste behandelt den »Umfang der Versicherung«. Er bezeichnet die ihr angehörigen Personenkreise, den Beginn und das Ende der Versicherung und die Fälle der Befreiung. Ver-

[2] Vergl. Stier-Somlo, »Zentralblatt der Reichsversicherung«. 17. Jahrgang, Nr. 21, S. 627.

sichert wird für den Fall der Arbeitslosigkeit, wer auf Grund der Reichsversicherung oder bei einer knappschaftlichen Krankenkasse für den Fall der Krankheit pflichtversichert ist. Dadurch ist der Umkreis der Personen, die im Falle der Arbeitslosigkeit unterstützt werden, sehr einfach bestimmt. Wie bei dem früheren Entwurf besteht auch noch in diesem — wenn auch in geringerem Maße — die große Gefahr, die anscheinend nicht beseitigt werden kann, daß von solchen Personen Beiträge gezahlt werden, die nicht oder nur höchst selten in den Genuß der Leistungen kommen, während andere bei verhältnismäßig gleichen Beiträgen durch die übrigen Versicherten mitunterhalten werden. Nicht nur finanzielle, sondern auch ethische Gefahren bestehen bei derartiger Regelung. Es ist anzuerkennen, daß der vorliegende Referentenentwurf sich bemüht, diese Gefahren in etwas zu beseitigen, indem er nämlich als versicherungsfrei bezeichnet eine Beschäftigung 1. in der Land- und Forstwirtschaft, 2. mit häuslichen Diensten, 3. die unständig im Sinne des § 441 der Reichsversicherungsordnung ist, 4. im Wandergewerbe, 5. für die als Entgelt nur freier Unterhalt gewährt wird und 6. die nicht den Hauptberuf des Beschäftigten bildet.

Weiter ist der Personenkreis im oben erwähnten Sinne dadurch eingeschränkt, daß Personen ausgeschaltet wurden, die infolge von Krankheit oder anderer Gebrechen weniger als ein Drittel dessen verdienen, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art, mit ähnlicher Ausbildung, in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen, daß ferner das sechzehnte Lebensjahr erreicht sein muß und nicht von einer öffentlichen Körperschaft Renten usw. bezogen werden, deren täglicher Betrag mindestens das Zweifache des Betrags erreicht, den der Versicherte im Falle der Arbeitslosigkeit an Arbeitslosenunterstützung für seine Person erhalten würde.

(Schluß folgt)

Bedingungen und Hindernisse der Erkenntnis

Von F. Staudinger (Darmstadt)

I

Von Erkenntnis spricht man ja heute so viel, so viel freilich auch wider Erkenntnis. So tun die Einfühler, die Erleber, die, welche mit den Ohren sehen und mit den Fingerspitzen riechen oder sich eine besondere Geistesfähigkeit zutrauen, die unsinnlich das Sinnliche erfassen kann. Es ist ja Tatsache, daß es Leute gibt, die feinere Organe haben, die etwas fühlen, ahnen, begreifen, was andere nicht fühlen, ahnen und begreifen können. Nur dürfen sie dann nicht uns andere etwa auf Steinersche Denkpfade führen, wo auf der einen Seite von einer sehr richtigen Goetheschen Beobachtung ausgegangen wird, um auf der folgenden Seite noch einen anderen gar nicht zugehörigen Begriff hereinzueskamotieren, auf der dritten Seite wieder etwas anders gefärbte Begriffe unterzuschieben, um dann auf der vierten Leib, Seele und Geist als nunmehr nachgewiesene Urdreiheit aufmarschieren zu lassen. Das geht da, als ob sich das ganz von selbst verstände, und dabei wird nach Zauberkünstlerweise zur Behutsamkeit gemahnt, gerade wo der Trugschluß vollzogen wird. Mit Taschenspielergeschwindigkeit sich in Regionen zu verlieren, wo jede Kontrolle für die aufgestellten Behauptungen aufhört, und dem verblüfften gläubigen Zuschauer oder Hörer als Erlebnis

zu suggerieren, was in Wahrheit nur die unvermerkt eingeflüsterte Deutung von erweckten Gefühlserlebnissen und bruchstückhaften Beobachtungen ist, das ist heute wieder Methode gar mancher Propheten. So »sehen« kann ich auch, sobald ich will; nur glaube ich nicht den leibhaftigsten solcher Gesichte. Wir aber brauchen heute strengste Strenge im Denken, wir brauchen Erkenntnis, die gewährbar ist.

Gewiß, es gibt noch gar vieles zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Und gerade die Geschichte der Wissenschaft der letzten Jahrzehnte läßt dies deutlich erkennen. Man braucht bloß auf die erst im Anfang stehenden Ergebnisse der Untersuchungen des Keimplasmas oder auf Einsteins Relativitätslehre hinzuweisen. Alles wälzt sich da um. Von nichts, was man behaupten mag, kann man ja heute, wenn man es isoliert hinstellt, sagen, es sei unmöglich. Wohl aber ist es unmöglich, Behauptungen als Erkenntnisse zu behandeln, solange ihnen die Grundmerkmale der Erkenntnis fehlen und die Kontrolle durch die Bedingungen des Erkennens. So lange mögen die betreffenden Behauptungen, vorausgesetzt, daß sie subjektiv wahrhaftig sind, alles sein, von der bloßen Phantasiedeutung ab über bloße Vermutung bis zur zutreffenden Wahrheit. Sie können aber als letztere nicht anerkannt werden, wenn sie nicht kontrolliert, beglaubigt sind. Das aber ist schwer. Denn allen Bedingungen unseres Erkennens haften leider Beigaben an, die uns in die Irre zu führen vermögen.

Zusammenhang, einheitlicher Zusammenhang, das ist das oberste Erfordernis alles Erkennens, von der niedersten bis zur höchsten Stufe. Was wir nicht in einheitlichen Zusammenhang verbinden und kontrollieren können, das können wir nicht Erkenntnis nennen, und wenn es zehnfach Tatsache unserer Bewußtheit wäre. Da über dem Dache steht am Abend ein großes unerklärliches Licht. Tatsache! Zehnmal, hundertmal können wir es betrachten! Was ist das? Schwebt da eine Leuchtkugel so ruhig in der Luft? Hat es jemand auf einer Stange zur Dachluke herausgesteckt? Ein paar Schritte seitab. Das ist ja am Himmel. Wohl gar die Venus, die so hell leuchtet. Mit dieser Deutung ist wohl ein Stückchen Erkenntnis gewonnen, während zuvor ein leeres Streiten im Innern oder mit einem anderen stattfand.

Jetzt bin ich in mir, wohl auch mit dem Begleiter einig. Er sieht das Licht nun ebenso wie ich. Eine zweite, allerdings nur äußere Bedingung der vollen Sicherheit des Erkennens, diese Einigkeit mit anderen. Sobald alle, denen man Wille und Fähigkeit zum Erkennen zutrauen darf, einig über eine Zusammenhangsdeutung sind, sind wir darüber beruhigt, daß die Deutung allgemeingültig ist, daß sie den Tatsachen entspricht. Wo noch Zwistigkeiten zwischen solchen Leuten vorkommen, wird man noch unsicher sein. Man wird vielleicht die eine oder die andere Deutung als mehr oder minder wahrscheinlich ansehen, aber — es könnte ja auch anders sein. Indes auch die Übereinstimmung mit den anderen kann täuschen. Denn wie oft herrscht Übereinstimmung im krassesten Aberglauben.

Doch da kommt noch etwas hinzu. Einheitlicher Zusammenhang aller Deutungen in uns und mit anderen ist zur vollen Behauptung der Wahrheit erforderlich. Wenn aber etwa so eine Beobachtung wie die von Michelson oder die gleichmäßige Ausbreitung des Lichtes ein Fundament

bisheriger Zusammenhangsdeutungen, die Lichtätherttheorie ins Wanken bringt und ein Einstein daraufhin gar den Glauben an den absoluten Raum und die absolute Zeit zerstört? Da muß eben der ganze Zusammenhang selbst neu gebaut werden. Da hatte man offenbar Deutungsunterlagen, sogenannte Hypothesen als Grundlage der Erkenntnis angesehen, die erklären und Zusammenhang schaffen sollten, während sie selbst der Erklärung bedürftig waren. Nun handelt es sich um die Frage, wie man den ungeheuren, vermeintlich bereits geordneten Zusammenhang umbauen muß, um wieder Gesamteinhelligkeit zu schaffen. Ob da neue »Hypothesen« untergelegt werden oder ob vorläufig soweit auf Zusammenhang verzichtet werden soll, als die Tatsachen selbst nicht solchen Zusammenhang zu schaffen gestatten?

Das letztere scheint da dem realen Denkwillen das Richtige. Aber da kommt eine ganz vertrackte Zwischenfrage: Ist denn das möglich, wenn wir nicht überhaupt auf Erkenntnis verzichten wollen? Denn das unmittelbare Erlebnis hat an sich ja noch gar keine Verbindung mit anderen. Das unmittelbarste Erlebnis, die Grundlage der Erfahrung, ist ja die einzelne *Empfindung* oder die schon etwas räumlich-zeitlich gefärbte Empfindungsanschauung. Sie aber schwebt zunächst zusammenhanglos vor uns. Sie ist nur Frage nach Erkenntnis, nicht selbst schon eine solche. Dann freilich arbeitet sofort unsere Erkenntnistätigkeit in zweierlei Richtung: erstlich strebt sie, frühere und gegenwärtige oder eben vergangene gleiche Empfindungen zusammenzubinden, und dann ebenso Empfindungen verschiedener Sinne örtlich, zeitlich und kausal zu verknüpfen und dann im Zusammenhang damit diese Verknüpfungen funktionell, insbesondere kausal zu bestimmen, wie oben bei dem Licht, das wir als von der Venus herrührend deuteten. Aber damit sind wiederum zwei besondere, gewöhnlich als ganz selbstverständlich hingenommene, aber in ihrer Wesenheit und Tragweite kaum beachtete Eigentümlichkeiten verbunden.

Erstens muß man sich, um Vorstellungen zusammenzubinden, gleichartige wie ungleichartige, der unmittelbar oder mittelbar zuvor gehabten Empfindungen beziehungsweise Anschauungen recht *erinnern* können. Was aber heißt erinnern? Damit, daß man sagt, eine frühere Anschauung oder Vorstellung werde »erneuert«, ist noch gar nichts bestimmt, ganz abgesehen von der Frage, ob wirklich die ehedem vorhandenen Inhalte wieder als solche wirklich erneuert zu werden brauchen, oder ob nicht die Erinnerung sehr oft nur in dem bloßen Gedanken besteht, so etwas sei schon einmal dagewesen.

Selbst bei völliger Erneuerung von Gewesenem ist nicht gesagt, was Erinnerung *sei*. Auch ein Rad erneuert seine Bewegung bei jedem Umschwung, auch ein Zweig treibt ein neues Blatt ebenso hervor wie ein früheres. Aber wir pflegen nicht zu behaupten, daß das Rad sich damit seiner früheren Umdrehung oder der Zweig seines früheren Austreibens von Blättern erinnere. Das Wesentliche ist doch bei der Erinnerung, daß sich ein gegenwärtiger Bewegungszustand auf einen früheren *beziehen* und damit als *nichtgegenwärtig, als gewesen in der Gegenwart erfaßt werden kann*. Erst in der wundersamen Tatsache, daß wir nicht nur, wie wir es bei der toten Natur voraussetzen, mit Vergangenem in Beziehung stehen und in dessen Nachwirkungen existieren, sondern daß wir uns in gegenwärtiger Nachwirkung auf Nichtgegenwärtiges

beziehen können, besteht die Erinnerung. Darin, daß eine gegenwärtige Tätigkeit sich auf nicht in ihr Befindliches beziehen kann, gleichviel, ob auf Vergangenes, Künftiges oder außerhalb Befindliches, besteht überhaupt das Bewußtsein. Wäre das Gegenwärtige damit, daß es vorbei ist, aus der Erinnerung verschwunden, so wäre Bewußtsein nirgend vorhanden. Es möchten die gesamten Reize, die auf unsere Sinnesorgane treffen und heute in uns Empfindungen auslösen, vorhanden sein, wir hätten keine Ahnung davon, keine Ahnung von einer Empfindung, wenn sie in dem Augenblick entschwunden wäre, wo der Reiz vorüber ist. Ganz richtig hat wohl neuerdings ein Nervenarzt, Dr. Vix in Darmstadt, erklärt, Empfindung selbst werde nicht im Augenblick des Reizes, sondern erst im folgenden Zeitmoment als solche bewußt. Damit aber schon, daß wir eine auftretende Empfindung stets als Änderung eines vorherigen Zustandes erfassen müssen, liegt schon die Beziehung auf ein Nichtjetzt, also das Element eines Zusammenhangsbewußtseins.

Aber zweitens kommt noch eine andere Frage dazu, die Frage nach dem Gegenstand einer Empfindungsanschauung oder, allgemein gesagt, einer Vorstellung. Denn ohne Gegenstand wäre jede Empfindung beziehungsweise Vorstellung etwas für sich. Was ist nun dieser Gegenstand? »Der Gegenstand einer Vorstellung kann ein wirklicher oder ein bloß gedachter sein«, sagt Wundt. Was heißt da »wirklich«? Unsere vergangenen Vorstellungen sind doch an sich für gegenwärtige Erinnerung ebenfalls wirklich und sind als solche Gegenstände jetzigen Vorstellens. Aber nun unterscheiden wir im entwickelten Bewußtsein, was Kinder und Wilde nicht oder doch sehr unvollkommen zu tun pflegen, zwischen etlichen Vorstellungen, die wir in der Tat bloß als solche gegenständlich betrachten, wie Träume, Phantasien, und solchen, denen wir eine Beziehung zu einer Welt zudeuten, die als solche gar nicht in unserem Bewußtsein sein soll. Letzteres geschieht, wenn wir diese Vorstellungen mittelbar oder unmittelbar auf solche Empfindungen gründen, die wir äußeren Reizen zuschreiben. Ob das aber der Fall ist, dafür haben wir eben keine andere Probe als die, daß sich die betreffenden Vorstellungen eindeutig in den Zusammenhang der ganzen Weltvorstellung beziehungsweise an bestimmte Orte und bestimmte Zeiten einfügen lassen. Ist das nicht der Fall, so werden wir mindestens zweifeln und fragen, ob nicht eine falsche Deutung oder eine Sinnestäuschung oder eine bloße Einbildung vorliege.

Diese Tatsache besagt, daß unsere Vorstellungen nicht bloß Erinnerungsbeziehungen enthalten, sondern mit ihnen verbunden eine weitere Deutung enthalten, die ihnen allen ihren Platz und zugleich ihre Bedeutung anweist. Den auf die Außenwelt gedeuteten Vorstellungen schreiben wir ganz unmittelbar die Bedeutung zu, daß sie uns bestimmte Dinge oder Vorgänge oder sonstige Tatsächlichkeiten innerhalb dieser Außenwelt anzeigen; die übrigen deuten wir als Vorgänge in uns, das heißt aber, wenn auch meist unvermerkt, auf den Teil der Welt, der unsere eigene Person ausmacht. Erst wenn wir diese Scheidung vorgenommen haben, geben wir bestimmten Vorstellungen Außenbedeutung, anderen die Bedeutung als psychischen Innenvorgängen. Dabei besteht noch Streit, ob diese Vorgänge einem besonderen geistigen Wesen in unserem Kopfe oder bloßen Gehirnvorgängen in ihm zuzumessen sind, oder ob gar die Gehirnvorgänge selbst nur geistige Bestimmungen sind.

❖ Die Chartiſten-Bewegung ❖

Während des Krieges im Jahre 1916 erſchien in New York ein Werk unſeres verſtorbenen Genoſſen **Schlüter** unter dem Titel **„Die Chartiſten-Bewegung. Ein Beitrag zur ſozialpolitiſchen Geſchichte Englands“.** Es gelang dem unterzeichneten Verlag, noch einige Exemplare des Werkes in Deutſchland einzuführen und hier bekannt zu machen. Dann brach der Krieg auch mit den Vereinigten Staaten aus, und bald darauf ſtarb Genoſſe Schlüter, ſo daß die Gefahr nahe lag, daß ſein Buch, das für deutſche Genoſſen berechnet war, gar nicht an die Leſer gelangen konnte. Unſer Bemühen, einen Teil der Auflage für Deutſchland zu erlangen, wurde durch das Entgegenkommen der Socialist Party, Agitationskomitee der deutſchen Sprachgruppe in New York, mit Erfolg gekrönt, ſo daß wir eine erhebliche Anzahl von Exemplaren, die wir in Deutſchland binden ließen, nunmehr den deutſchen Leſern zugänglich machen können.

Um über den Inhalt des Buches näheren Aufſchluß zu geben, drucken wir nachſtehend eine ausführliche Beſprechung der „Fränkiſchen Tagespoſt“ vom 27. April 1916 ab, aus der alles Weſentliche über das Buch und die Chartiſtenbewegung in England erſichtlich iſt.

Der Chartismus war die erſte Bewegung, die das induſtrielle Proletariat als kämpfende Klaſſe in die Geſchichte eintreten läßt; es war die erſte Auflehnung des Proletariats gegen die in ihren erſten Erfolgen ſchwelgende Bourgeoiſie, der erſte Klaſſenkampf zwiſchen Lohnarbeiterſchaft und der Herrſchaft des induſtriellen Kapitalismus. Alle Kampfmittel wurden in den Jahren jenes heroiſchen Ringens von dem engliſchen Proletariat erprobt. Gemeinſam mit dem radikalen Kleinbürgertum in den Kampf eintretend, riß es ſich von dieſem wieder los, um ſeine eigenen Forderungen, die Charte, dem Parlament zu unterbreiten. Als man umſonſt petitioniert hatte, wurde der Generalſtreik proklamiert, den man dann in der geplanten Form ebenfalls nicht durchführen konnte.

Keine andere Proletarierbewegung ging dem Chartismus als Lehrmeiſterin voraus, völlig im Dunkeln taſtete die engliſche Arbeiterſchaft nach dem Pfad, der ſie aus Leiden und Knechtſchaft zu den ſonnigen Höhen führen ſollte. Hellauf lodern ſehen wir die Begeiſterung, die immer wieder mit ſtaatlicher Gewalt erdrückt wurde. Mutige Führer beſteigen das Schafott, andere atmen jahrelang die Luft hinter Kerkermauern. Immer wieder: „Bald richt' ich mich raſſelnd in die Höh', bald kehre ich reiſiger wieder“ — um 1848 das letztemal aufzuflammen und von da ab völlig zu verſiegen. Von Mitte der fünfziger Jahre ab ſuchen wir beim engliſchen Proletariat vergeblich nach dem ſtolzen Geiſt des Klaſſenbewußtſeins, der es in der Zeit der Chartiſtenbewegung beſeelte. Wie hat ſich doch dieſes Proletariat in ſeinem ganzen Geiſtesleben ſo gewaltig gewandelt. Wie eine Tragödie lieſt es ſich in Schlüters Buch, wo er des Lebensabends des einſtmaligen chartiſtiſchen Agitators John Weſt erwähnt. Man wollte dem Siebzigjährigen die Laſten der Arbeit am Webſtuhl in ſeinen letzten Tagen abnehmen, und Julian G. Harney erließ im November 1881 in der Preſſe Eng-

lands einen Aufruf zur Sammlung von Beiträgen. Die eingegangene Summe war aber so klein, daß Harney sich schämte, sie zu nennen. Eine Bergarbeiterdelegation, die zur gleichen Zeit tagte, bewilligte von den Geldern der Bergleute 500 Pfund Sterling zu einem Denkmal für den Staatsminister Gladstone. „Man vergaß, auch nur fünf Pfund für den alten John West zu bewilligen, der als Chartist in Hunderten von Bergarbeiterversammlungen gesprochen, der den Grundstein der Organisation für sie gelegt hatte, und der einst Gefängnis und Hunger und Verfolgung und Elend erlitt für seine Kämpfe für des Volkes Charte."

Diese Schilderung spiegelt drastisch das traurige Ende der Chartistenbewegung wider. Nachdem das englische Proletariat die Charte, die es in den Besitz der politischen Macht bringen sollte, nicht durchgesetzt hatte, sehen wir seine völlige Abkehr von einer selbständigen politischen Bewegung, nur noch Gewerkschafts- und Genossenschaftsarbeit konnten sein Interesse fesseln, es bildet lange Jahrzehnte politisch das Schwanzstück des Bürgertums.

Ist dieses Ergebnis nicht ein Beweis, daß die Arbeiterschaft vergeblich ihre Kräfte opfert, wenn sie in dem Glauben kämpft, als Klasse die politische Macht erobern zu können? Ist es nicht klüger, so wie das nach-chartistische Proletariat Englands sich nur der gewerkschaftlichen Arbeit hinzugeben und höchstens ins Parlament einige Arbeitervertreter zu entsenden, die dort als Sachverständige in Arbeiterfragen den einsichtigen bürgerlichen Parlamentariern und der Regierung bei der Durchsetzung von Arbeiterwünschen behilflich sind? Ist das das Ergebnis der Chartistenbewegung? Der unkundige und nicht kritisch denkende Leser kann bei Beer* diese Schlüsse ziehen — Schlüters Buch aber läßt das nicht zu. Wie uns Schlüter die Entstehung der Bewegung, ausgehend von der klaren Darstellung der ökonomischen Verhältnisse jener Zeit, verständlich macht, so zeigt er uns auch deren Zusammenbruch nicht nur an ihren inneren Widersprüchen, sondern vor allem — und das wird bei Beer nicht genügend gewürdigt — an den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Englands in der letzten Periode der Chartistenbewegung.

Der Name der Bewegung stammt von dem demokratischen Programm, dem Volkscharter, das im Jahre 1837 bis 1838 vom Londoner Arbeiterverein angeregt und vom Tischler William Lovett verfaßt wurde. Der Volkscharter war ein Gesetzentwurf, der folgende sechs Forderungen umfaßt: allgemeines Wahlrecht, gleiche Wahlkreiseinteilung, Abschaffung des Zensus für Parlamentskandidaten, einjährige Legislaturperioden, geheime Abstimmung, Diäten für Parlamentsmitglieder.

Doch nicht erst von 1837 ab regt sich's im englischen Proletariat, Jahre stürmischen Drängens gingen dieser Zeit voraus. Nicht nur die Arbeiterschaft, auch das wirtschaftlich zur Herrschaft gelangende Bürgertum waren in dem „siegreichen England vor 100 Jahren, in der Zeit nach Beendigung der Koalitionskriege", von der Gesetzgebung ausgeschlossen. „Der grundbesitzende Adel, die Bankinteressenten, die Nationalgläubiger, die Börsenspekulanten, mit einem Worte die Geldhändler, denen die eigentliche Adelsaristokratie verschuldet war, beherrschten unter dem Deckmantel des Wahlmonopols fast ausschließlich England." Eine starke Wahlreformbewegung setzte ein, in der das Proletariat, Schulter an Schulter mit dem Bürgertum, tapfer seinen Mann stellte und große

* Beer, Geschichte des Sozialismus in England. Stuttgart 1913. (Vergriffen.)

Opfer brachte. 1832 kam die Wahlreform zustande und brachte der Arbeiterschaft – eine große Enttäuschung; sie ging völlig leer aus. Jene unter den Arbeiterführern hatten recht behalten, die wie O'Brien im The Poor Man's Guardian (Des armen Mannes Anwalt) immer wieder betonten: „Glaubet nicht denjenigen, die euch versichern, daß die Mittelklassen und die Arbeiterklassen die gleichen Interessen haben. Das ist verdammter Betrug. Die Hölle ist nicht weiter vom Himmel und Feuer ist nicht feindseliger zu Wasser, als die Interessen der Bourgeoisie gegenüber denen der produzierenden Klassen sind."

Der Verrat des Bürgertums wirkte zunächst lähmend auf den größten Teil der Arbeiterschaft. „Was konnte Gutes an einer Tätigkeit sein, die ihnen solche Resultate gebracht hatte?!" Das politische Interesse erlahmt, man wendet sich mit verdoppeltem Eifer der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung zu. Aber schon 1834 brechen auch diese Organisationen zusammen. Das Unternehmertum hatte durch eine weitausgedehnte Aussperrung die Kampforganisation der Fabrikarbeiter zertrümmert, die Handwerker-Gewerkschaften gingen an ihren inneren Wirren zugrunde. „Der Zusammenbruch der Gewerkschaften riß die gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Unternehmungen (Kooperativunternehmungen) mit hinab."

Eine kleine Intelligenz Londoner Arbeiter erlahmt aber nicht in der Tätigkeit für vermehrte politische Rechte der Arbeiter. Ihre Führer Lovett, Hetherington, Cleave unterhielten noch gewisse Verbindungen zum radikalen Bürgertum. Am 16. Juni 1836 wird der Londoner Arbeiterverein gegründet, die Agitation für ein besseres Wahlrecht setzt wieder ein, „des Volkes Charte" wird propagiert, Unterschriften zur Petition gesammelt. Am 12. Juli 1839 wird die Petition mit 1280000 Unterschriften dem Parlament vorgelegt. Die Regierung ließ durch Lord Russel erklären, daß die Siebenhunderttausend, die das Wahlrecht hätten, mehr die Nation repräsentieren, als die eine Million und Zweihundertachtzigtausend, die die Petition unterschrieben hätten. „Monarchie und erblicher Adel könnten niemals unter dem allgemeinen Wahlrecht bestehen." Das Parlament hat mit 235 gegen 46 Stimmen die Behandlung der Petition abgelehnt. Die Arbeiter sind empört, der Gedanke des Generalstreiks wird propagiert.

1842 sehen wir die Bewegung wieder aufflammen, wieder wird petitioniert, wieder lehnt das Parlament ab. Die freihändlerischen Bourgeois wollen diesmal die Bewegung ihren Zwecken – der Beseitigung der Kornzölle – dienstbar machen. „Nur in eurem Interesse sollen die Kornzölle beseitigt werden", redete man den Arbeitern zu. Die Arbeiter aber waren mißtrauisch gegen dieses Wohlwollen. Billiges Brot wäre wohl recht gewesen, aber die Verbilligung des Brotes zu erkämpfen, um den Unternehmern Gründe zu Lohnreduzierungen in die Hände zu geben, – das hieße die Haut für die Kapitalisten zu Markte tragen. Da die Arbeiter keine Lust zu diesem Kampfe zeigten, fanden die freihändlerischen Bourgeois – die der Regierung angedroht hatten, die Beseitigung der Korngesetze zu erzwingen, und sei es mit Gewalt – schon die Mittel, um die Arbeiter in den Kampf zu treiben. In Stalebridge wurden Lohnreduzierungen vorgenommen, es kam zur Arbeitsniederlegung. Von Fabrik zu Fabrik zogen nun die Arbeiter, aufgepeitscht durch den Hohn der lohnreduzierenden Unternehmer, und forderten zur Arbeitsniederlegung auf. „Fünfzig Meilen im Umkreis von Manchester stand, mit Ausnahme der Ernteeinfuhr und der Zubereitung von Lebensmitteln, alle Arbeit still." Es kam zu Unruhen, Fabri-

kanten wurden verprügelt, Fenster eingeworfen und Maschinen zerstört. In Stockport wurde das Armenhaus gestürmt. Die Bergarbeiter hatten sich die Waffen der Miliz verschafft. Doch wieder war die Niederlage der Arbeiter vollständig. 1500 wurden verhaftet, mit Gefängnisstrafen wurden Hunderte bedacht, viele nach den Strafkolonien gesandt.

Der Ausgang dieses Ringens bedeutete den Wendepunkt in der Geschichte des Chartismus. Von da ab neigt er sich seinem Ende zu. Nur 1848 flackert er nochmals auf, um dann völlig zu erlöschen. Der grandiose Aufschwung des Wirtschaftslebens und einige Sozialreformen söhnten die Arbeiter mit den sozialen Zuständen langsam aus.

Mannigfacher Art waren die inneren Schwierigkeiten dieser Bewegung. Die bürgerlich radikalen Elemente, die an der Bewegung teilnahmen, sahen in der Charte ein Mittel, ihre Reformmaßregeln, Geldreform usw., durchzusetzen, während die Arbeiterschaft, besonders das Fabrikproletariat des Nordens, in der Charte das Mittel zu ihrer sozialen Befreiung sah. Aber auch in der Arbeiterschaft selbst war ein tiefer Gegensatz. Das Fabrikproletariat des Nordens dachte und fühlte wesentlich anders als die noch im Banne des Handwerkertums stehenden und besser entlohnten Arbeiter Londons. Die ganze Geschichte der Bewegung ist ausgefüllt von den Kämpfen dieser beiden Richtungen.

An diesem Bruderkampf allein aber sollte der Chartismus nicht sterben. Die eigentliche Todesursache war, daß die Bewegung kein theoretisch klar herausgearbeitetes Ziel hatte, das es zu erstreben galt. Die Charte, die Charte! Das war der Ruf, mit dem man sich zu begeistern suchte. Die Charte, die man aber verlangte, war allenfalls ein Mittel zur Befreiung der Arbeiterklasse, aber kein Ziel für eine Klassenbewegung. „Die Bewegung alles, das Ziel nichts! — denn es gab kein solches Ziel." Keiner von den Chartistenführern hatte einen klaren Einblick in das Wesen des Kapitalismus; — es war in der Wissenschaft noch zu leisten, was später der Geistesriese Marx geschaffen hat. „Der Glaube an die Allmacht der Charte konnte nicht die Überzeugung und die Begeisterung ersetzen, welche ein theoretisch klar erkanntes Ziel hervorzurufen vermag. Auf die Dauer kann keine Arbeiterpartei ohne prinzipielle Grundlage bestehen. Dafür liefert die Chartistenbewegung den Beweis."

Dem Buche Schlüters ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. Es sollte auch nicht in der Arbeiterbibliothek des kleinsten Ortes fehlen. Die Mitgliederversammlungen in den kleineren Orten, die Bezirksversammlungen in den größeren Städten könnten durch Diskussionen über einzelne Kapitel dieses Buches interessanter und vor allem recht lehrreich gestaltet werden.

Das Buch umfaßt 368 Seiten Großoktav und kostet gebunden 50 Mark. Wir machen zugleich darauf aufmerksam, daß wir auch das Recht der Publikation für etwaige weitere Auflagen in Deutschland erworben haben. Diese werden sich allerdings bei den großen Herstellungskosten erheblich teurer stellen als die jetzt offerierte amerikanische Auflage.

Mit Parteigruß

Verlagsbuchhandlung J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.
Stuttgart.

Diesen Streit überlassen wir hier denen, die auf einem der vier metaphysischen Karussellpferdchen eines Substanzmonismus, Dualismus, Idealismus oder Materialismus im Kreise zu treiben lieben. Wir kennen nur Zusammenhangsmonismus. Uns kommt es auf genaue Feststellung an, wie sich alles in diesem einen Zusammenhang verbindet. Da aber müssen wir zunächst wissen, was wir tun, wenn wir erkennen. Die Fähigkeit, im Hier und Jetzt sich auf ein Nichthier und Nichtjetzt zu beziehen, ist jedenfalls Bedingung dafür. Ein wundersamer Vorzug vor toten Dingen, soweit wenigstens wir letztere zu beurteilen imstande sind. In diesem Vorzug ist auch die Fähigkeit enthalten, unsere eigene Erkenntnistätigkeit selbst auf Grund der Erinnerung als Vorgang gegenständlich zu betrachten. So können wir erkennen, wie wir tatsächlich verfahren, wenn wir andere Objekte erkennen, und unter welchen Bedingungen wir von einem psychischen Vorgang behaupten, daß er Erkenntnis vermittle oder Phantasie und Irrtum sei.

Da sagen wir aber auch bei einer ganzen Anzahl der bloß seelischen Vorgänge, sie seien gar keine Sinnestäuschungen, Einbildungen, Phantasien, sondern auch sie seien Erkenntnisse, obwohl wir sie als bloße Gedanken ansehen und nicht in Beziehung zur Außenwelt setzen. So bekanntlich die Logik, die Mathematik. Und wenn wir in letzterer gewisse methodische Formen, wie »Wurzel aus minus eins« in keiner Weise in Beziehung zur Außenwelt zu bringen imstande sind, so vermögen wir das doch bekanntlich mittelbar bei gar vielen Ergebnissen mathematischer Berechnung. Da können wir sogar »a priori«, das heißt vor der sinnlichen Wahrnehmung Gestirne, chemische und physikalische Vorgänge errechnen oder sonst erschließen und auf Grund dieser Feststellung dann »a posteriori« die betreffenden Dinge auf dem sinnlichen Erfahrungsweg finden. Ja wir bauen die allerwesentlichsten Teile der modernen Technik auf solchem aprioriischen Verfahren auf. In der Übereinstimmung aprioriischer Schlüsse mit Beobachtungen beruht ja unsere wesentlichste Erkenntniskontrolle. Die Praxis ist der bündigste Erkenntnisbeweis.

Diese Tatsache hat ja bekanntlich in Kant auf Grund der Newtonschen Naturwissenschaft die Frage erweckt, wie solch eine aprioriische Feststellung mit solch apodiktischem Gültigkeitsanspruch möglich sei, während doch, wie noch Stewart Mill erstaunend fragt, die gewöhnliche Empirie solch apodiktisch richtige Behauptungen nicht aufstellen kann. Sie muß vielmehr gewärtig sein, daß nach millionenfacher alleiniger Beobachtung zum Beispiel von bloß weißen Schwänen ein schwarzer Schwan entdeckt werde, also kann empirisch nie der Satz aufgestellt werden: »Die Schwäne müssen weiß sein«. Worauf beruht nun jene aprioriische Sicherheit bei anderen Schlüssen? Kant löst die Frage bekanntlich so, daß er sagt: Diese aprioriische Geltung der rein mathematischen und naturwissenschaftlichen Sätze ist deshalb möglich, weil schon unsere gemeine Weltvorstellung durch Aufnahme der Empfindungsgehalte in die unendliche Raum- und Zeitform sowie durch Verknüpfung der so gegebenen Anschauungen in einen einheitlichen Zusammenhang mittels der Kategorien hergestellt werden muß. Dann ist es kein Wunder, daß bestimmte, auf den Voraussetzungen von Raum und Zeit ausgeführte Gedankenverknüpfungen nicht nur in sich logisch zusammenhängen, sondern Geltung für die Welterkenntnis haben können, das heißt in dem genannten Sinn a priori Urteile zu fällen erlauben, die erst nachträglich durch sinnliche Wahrnehmung

belegt werden, ja unter Umständen solchen Belegs nicht bedürfen, um anerkannt zu werden, weil sie durch Rechnung und Probe beglaubigt werden.

Diesen Gedanken in seine Einzelheiten zu verfolgen, sie von verwirrendem und störendem Beiwerk zu befreien, von dem sie bei Kant noch umrankt ist, indem er die Herkunftsfrage mit der Zusammensetzungsfrage voreilig vermengt hat, das würde hier zu weit führen. Der Kern des Gedankens, wie er in obigen Sätzen dargestellt ist, zeigt zweifelsfrei, wie das Gefüge unseres Erkennens tatsächlich beschaffen ist.

Was freilich Kant nicht oder doch nur unvollkommen betont hat, ist jene Tatsache, daß all unser Erkennen, wenn es Erkennen heißen soll, unter allen Umständen nicht nur in sich einhellig im Gesamtzusammenhang alles Erkennens sein muß, sondern auch jene ständige Beziehung auf etwas haben muß, was außerhalb dem erkennenden Zusammenhang befindlich gedacht werden muß. In der Welterkenntnis denken wir nicht nur einen Zusammenhang, den wir als Erscheinung in uns *haben*, sondern wir denken zugleich *Geltung* für einen Zusammenhang, der gänzlich unabhängig von solcher Erscheinung bestehen und durch diese Erscheinung nicht nur bezeichnet, sondern gültig bestimmt sein soll. Eugen Dietzgen stellt dies in seinem Büchlein über »Materialismus und Idealismus« (Stuttgart 1921, J. H. W. Dietz Nachf., S. 26) so dar, daß er unter »erfahrbarem Objekt jedes Empfindbare« bezeichnet und »Erfahrungserkenntnis das Produkt der notwendigen Verschmelzung zwischen Natur und Menschen« bedeuten läßt.

Das ist vollkommen richtig, wenn es auch insofern schon übergreift, als nicht das in der Empfindung selbst enthaltene Deuten, sondern schon das Empfind*bare* darauf gedeutet wird, als *Natur* auftreten läßt. In der Empfindung selbst haben wir nur eine unbestimmte Deutung auf »Etwas« außer ihr, ohne daß sie uns sagen kann, womit es in Verbindung steht. Aber in ihr steckt schon der Substanzgedanke, insofern als sie auf »Etwas«, auf ein X deutet, und der Kausalitätsgedanke, insofern sie eine Veränderung in uns, als durch jenes Etwas veranlaßt, anzeigt. Wäre dies nicht in der Empfindung als solcher enthalten, so bestände keinerlei Anlaß, sie mit etwas anderem in Beziehung zu setzen, und die Erfahrung bliebe trotz Kant auch in der kategorialen Deutung dennoch ein Schein. Nur weil jene Deutungen schon in der Empfindung selbst verborgen liegen, können sie, schon im frühen Kindesalter als »blinde Synthesen« losgelöst, »zur Verknüpfung« der Empfindungen in der Vorstellung von Dingen und deren kausalen Zusammenhängen verwendet werden. Sobald sie dann selbst als solche zum Bewußtsein kommen und bewußt verwandt werden, heißen sie Kategorien. Dann können wir auch Dietzgens Schluß gutheißen, ja er korrigiert gleich eine irrige Auffassung von Kant, als ob die Empfindung bloß einseitig von außen ohne eigene Mitwirkung gegeben sein könnte. (Schluß folgt)

Eine ethische Begründung des Klassenkampfes

Von W. Hohoff (Paderborn)

Bekanntlich verwerfen die sogenannten »christlichsozialen« Gewerkschafter und ihre Inspiratoren den Klassenkampf als unsittlich und mit der Pflicht der christlichen Liebe unvereinbar. Es ist daher von Interesse, zu hören, wie ein katholischer Theologe, dem niemand gründliche Kenntnisse auf allen denjenigen wissenschaft-

lichen Gebieten, die mit dieser Frage näher zusammenhängen, absprechen kann, sich darüber äußert.

In dem soeben erschienenen sehr bemerkenswerten Werke »Der Sozialismus als sittliche Idee« (Düsseldorf, L. Schwann, 428 Seiten, Preis 52 Mark) entwickelt der Verfasser, Dr. Theodor Steinbüchel, Privatdozent an der Universität Bonn, über den Klassenkampf im wesentlichen die folgenden Gedanken.

Der Klassenkampf des Proletariats ist dessen Selbsthilfe zum Zweck seiner wirtschaftlichen und sozialen Hebung und verfolgt somit ein sittlich berechtigtes Ziel.

Daß sich das Proletariat seine Berechtigung hat erkämpfen müssen, war eine sachliche Notwendigkeit. Es ist ein Notwehrkampf einer aus wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und geistiger Not zur Gleichberechtigung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft aufstrebenden Klasse. Aus dieser Eigenart erhält er sein sittliches Recht.

Die körperliche und geistige Degenerierung der Arbeiter durch die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsära der Neuzeit war ein Verbrechen an der Menschenwürde und, vom Standpunkt der christlichen Ethik, eine Mißachtung der Gotteskindschaft und Bruderwürde des Arbeiters; die soziale und wirtschaftliche Niederhaltung der Proletarierklasse war eine Verletzung des Rechts auf Gemeinschaft aller Menschen. Wenn daher der Klassenkampf als einziges Mittel zur Realisierung der berechtigten Forderungen und Strebungen des Arbeiterstandes in Betracht kommen kann, so bedeutet er ein sittliches Recht der ihrer Menschenwürde bewußten Arbeiter und deren Pflicht als Mitgestalter menschlichen Gemeinschaftsaufbaus. Den Klassenkampf als Notwehräußerung kann die christliche Ethik nicht als unberechtigt hinstellen.

Die Spaltung der Gesellschaft in die beiden großen Schichten der Unternehmer und der vom Kapital abhängigen Arbeiterklasse ist keine natürliche, sondern eine in der geschichtlichen Entwicklung der Wirtschaft historisch bedingte Erscheinung. Ihre Beseitigung ist daher kein Verstoß gegen ein sittlich sein Sollendes. Der Milderung des Klassengegensatzes und dem Endziel seiner gänzlichen Beseitigung hat der Kampf des Proletariats seit dem Aufkommen des modernen Kapitalismus gegolten. Wenn auch nicht aller geschichtliche Fortschritt dem einen Umstand des Klassenkampfes zuzuschreiben ist, so hat doch im Zeitalter des Kapitalismus der Klassenkampf die bedeutendste Rolle in der Gestaltung des Wirtschafts- und Soziallebens der Menschen gespielt. Ohne ihn bliebe die Geschichte der neuzeitlichen Gesellschaft unverständlich. Die soziale Umgestaltung des Gesellschaftslebens im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist ebenso ein Erzeugnis der Proletarierbewegung wie die in der großen Französischen Revolution erfolgte Erhebung des zum Klassenbewußtsein erwachenden Bürgertums aus dem Kampfe gegen Feudaladel und höheren Klerus, der ja zumeist aus jenem hervorgegangen war und mit ihm sich identisch fühlte.

Die materielle und seelische Not der mittleren und unteren Schicht ist durch den Fortschritt der Technik nicht gehoben worden. Darin stimmen Nichtsozialisten mit Sozialisten überein. Hat sich die absolute Verelendung auch als unhaltbar bewiesen, so behauptet doch die relative Verelendung ihr Recht auf weiten Strecken der modernen Gesellschaftsgestaltung. Der organisatorische Zug zur Vertrustung läßt die Macht des Kapitals wachsen und stellt sie in scharfen ökonomischen und sozialen Gegensatz zu den vom Kapital in ihrer Existenz abhängigen Menschen. Nicht im Anwachsen des Reichtums, sondern in seiner gesellschaftlichen Verteilung ist, wie Wilbrandt dartut, das Problem der Verelendung begründet. Und dessen Lösung kann nicht eine von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Kapitals, also vom Interesse abhängige nachträgliche soziale Reform bringen, sondern nur der Neubau der Gesellschaft aus einem Interessenverband zu einer solidarischen Gemeinschaft für alle.

In seinem Ziel erstrebt der Klassenkampf die Gleichberechtigung aller Menschen. Als Notwehrkampf für dieses Ziel hat er seine Berechtigung. Aber die Form des Kampfes muß ebenfalls eine sittliche sein, wenn ein sittliches Ziel erreicht werden soll.

Ist der Klassenkampf als Notwehr berechtigt, so folgt schon aus dieser Einschränkung, daß er nicht der alleinige Weg zum Ausbau des Soziallebens sein kann. Wo er aber als Notwehrkampf unvermeidlich wird, darf er nie zum Hasse ausarten, sondern muß als Kampf um die soziale Gleichberechtigung im Interesse des sozialen Ganzen geführt werden.

Als Mittel im Kampfe um die Gleichberechtigung der Arbeiterklasse erweist sich innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die Gewerkschaft. In der Gewerkschaftsbewegung ist ein immanenter ethischer Gedanke enthalten. Sie würdigt den Arbeiter als Persönlichkeit und die Gesamtheit der Arbeiter als ein Glied der Gemeinschaft, das an deren Bestand und Ausgestaltung mitschafft. Sie will nicht nur negativ den Schutz der Arbeiter gegen die soziale und wirtschaftliche Übermacht der Unternehmer — ein Zweck, der sie an sich schon in ihrem Existenzrecht sichern würde —, sondern positiv Förderung der Arbeiter. »Nicht besondere Rechte, sondern von keiner Seite behinderte Gleichheit im Recht« ist das sozialethische Ziel der Gewerkschaft, wie es Legien formuliert hat. Gerade die vertiefte Auffassung der Gewerkschaftsaufgaben zeigt die Tendenz der Gewerkschaften, die Arbeiterklasse mehr und mehr zu einem Stande zu erheben, der nicht nur Klasseninteressen in Form von Lohnerhöhungen erstrebt, sondern sich bewußt in den Dienst der Volkswirtschaft stellt und so an der wirtschaftlichen Hebung der Volksgesamtheit mitarbeitet. Aus der Gewerkschaftsidee der Klasse ist allmählich namentlich durch das Anwachsen des politischen Einflusses der Arbeiter eine »allgemeine Sozialidee« geworden.

Auch der in den letzten Jahren erstrebten Einführung der Arbeitsgemeinschaften und der Betriebsräte wohnt eine sozial-sittliche Tendenz inne.

In der Arbeitsgemeinschaft vollzieht sich die Annäherung von Unternehmer und Arbeiter, das gegenseitige Verständnis und Verantwortlichkeitsbewußtsein füreinander, eine erste ethische Voraussetzung für eine solidarische Gemeinschaft. Der individualistische Standpunkt des »Herrn im Hause« wird verlassen und die Bestimmung füreinander tritt als das Fundament einer neuen Gemeinschaft an seine Stelle.

Der ursprünglich im Dienste der Diktatur des Proletariats stehende revolutionäre Rätegedanke enthüllt seinen sozialen Kern, wenn die Räte als korporative Einigungen verstanden werden, die als »Betriebsräte« im Einzelbetrieb die Arbeiter zusammenschließen, um sie zu mitverantwortlichen Produktionssubjekten zu machen, die mehr sind als Mittel und Werkzeuge: sondern im Dienste der Volksgemeinschaft stehende, für sie arbeitende Persönlichkeiten, die in ihrem Personenwert gewürdigt und in ihrer sozialen Bedeutung rechtlich anerkannt werden. Der ethische Gehalt des Marxismus, die Anerkennung des Arbeiters als Persönlichkeit, findet hier ein Mittel der Verwirklichung, das zugleich echt sozial ist, weil es die Persönlichkeit als Diener der Gemeinschaft auffaßt. Wie sehr es aber gerade für die Fruchtbarmachung der Betriebsrätidee der ethisch-solidarischen Gesinnung bedarf, geht aus dem Umstand hervor, daß das dem Arbeiter verliehene Recht auch individualistisch zu egoistischen Zwecken unter Schädigung der Angehörigen der eigenen Klasse und des Volksganzen mißbraucht werden kann. Ohne die soziale Gesinnung verliert auch diese soziale Einrichtung ihre Wirksamkeit als Mittel zum Gemeinschaftsaufbau.

Die Furcht vieler Sozialisten, besonders der sogenannten »radikalen«, daß der Rätegedanke eine dem wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt entgegenwirkende berufsständische Volksgliederung bedinge, ist dann unbegründet, wenn der Standesegoismus überwunden und der Standesbegriff nicht als Rückkehr zu einer ge-

schichtlich vergangenen Gesellschaftsform gefaßt wird. Er muß vielmehr soziologisch verstanden werden. Nur von dieser ethischen Gesinnung inspiriert, erreicht alles wirtschafts- und sozialpolitische Schaffen seine Zwecke, wie auch umgekehrt alle Gesetze und Autoritätsbestimmungen nur dann wirksam sein werden, wenn eine solche Ethisierung der Geister mit ihnen Hand in Hand geht. (S. 276 bis 289.)

Im vorstehenden habe ich eine Probe gegeben von dem reichen Inhalt des Steinbüchelschen Buches, die dazu genügen dürfte, daß die Leser der Neuen Zeit sich selbst ein Urteil über den Charakter des Werkes und den Geist seines Verfassers zu bilden vermögen. Ich meinerseits stehe nicht an, zu bekennen, daß dasselbe eine ganz ungewöhnlich tüchtige und bedeutende Leistung ist, wenn ich auch nicht alle Sätze unbedingt unterschreiben kann, sondern zu einigen einschränkende oder ergänzende Bemerkungen zu machen hätte. Aber niemand wird sicherlich das Buch ohne großen Nutzen und Belehrung aus der Hand legen. Freilich helfen alle Gründe für den Verstand nichts, wo sich der Wille ihnen entzieht.

Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehen,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren. (Goethe, Faust.)

Das Leben einer Arbeiterfamilie als Ausgangspunkt für den Geschichtsunterricht

Vorschlag zu einem Preisausschreiben

Von Dr. Erich Witte, Studienrat

Es war im Winter 1906/07 nach Auflösung des Reichstags wegen Ablehnung der Kolonialvorlage. Ich hatte mein Studium anderthalb Jahre vorher beendet und weilte in Berlin, wo ich die Versammlungen aller politischen Parteien besuchte. An den Debatten mich zu beteiligen, traute ich mir nicht zu, da ich mich mit Politik noch nicht beschäftigt hatte. Nach der Wahl versenkte ich mich in die Kolonialpolitik. Ich wollte mir ein Urteil darüber bilden, ob die Erkenntnis wirklich richtig war, die sich in mir aus dem Dunkel des Bewußtseins allmählich zum Licht emporzuringen begann, daß nämlich das Recht auf seiten des Zentrums und der Sozialdemokratie war. Meine Vermutung erwies sich als richtig. Ich kam zu der festen Überzeugung, daß für Bülow die Ablehnung der Vorlage ein Vorwand war und es ihm nur darum zu tun wäre, die Zahl der Mandate der Sozialdemokratie zu verringern und den Einfluß des Zentrums auszuschalten. Nachdem diese Frage für mich geklärt war, beschäftigte ich mich in den nächsten Jahren eingehend mit anderen politischen Fragen, die gerade im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterungen standen und die mir daher zum Erlebnis wurden. Bei diesem Studium der Grundlagen der politischen Tagesfragen vertiefte ich mich in die Volkswirtschaftslehre, das Völkerrecht, die Finanzwissenschaft und die Verfassungen verschiedener Länder, besonders aber in die Geschichte. Als Schüler hatte mich diese nie besonders angezogen, als Student hatte ich mich mit ihr nur so weit beschäftigt, als sie für meine philosophischen und literarischen Studien als Grundlage diente. Jetzt erwachte in mir eine förmliche Begeisterung für die Geschichte aller Völker und Zeiten, besonders aber für die deutsche Geschichte der letzten Jahrzehnte. Ich studierte zwar im allgemeinen nur die geschichtlichen Ereignisse, deren Kenntnisse für das Verständnis der politischen Gegenwart notwendig waren, diese aber dafür um so gründlicher.

Ähnlich ist es vielen Leuten im Weltkrieg ergangen. Sie legten sich die Fragen vor: Wer hat die Hauptschuld an demselben? Welches wird sein Ergebnis sein? Wie sind die früheren Kriege entstanden und verlaufen? Manche Leser werden es vielleicht für unbescheiden halten, daß ich so persönlich mit eigenen Erlebnissen

beginne, aber ich bin dazu genötigt, um dem Leser zu zeigen, wie ich auf Grund meiner Erfahrungen zu der Ansicht gekommen bin, daß in der Schule nur die Teile der Geschichte behandelt werden sollen, die zum Verständnis der Gegenwart nötig sind und die von den Schülern erlebt werden können.

Wie steht es aber jetzt damit? Wenn ein Kind in Geschichte unterrichtet wird, so hört es von Begriffen wie den folgenden: Erbfolge, Hausmacht, Unabhängigkeit des Landes, Lehnsherrschaft, Reichskammergericht. Kann es aus solchen Begriffen etwas für das Verständnis der Gegenwart gewinnen? Der Schüler der höheren Schule hat griechische und römische Geschichte. Er soll die Gesetzgebung Solons und Lykurgs, die Agrargesetze der Gracchen kennenlernen, ohne daß er eine Ahnung von den Gesetzen hat, die uns der deutsche Reichstag gibt. Ist es möglich, ihn für die Ständekämpfe der Patrizier und Plebejer so zu interessieren, daß sie sich für ihn zum Erlebnis gestalten? Wie soll er die Staatsformen früherer Zeiten verstehen, wenn er nicht die kennt, die Deutschland seit 1918 hat? Was nützen ihm die Kenntnisse des Gerichtswesens der alten Griechen und Römer oder der alten Deutschen, wenn er nicht das gegenwärtige deutsche Gerichtswesen kennt?

Was würde man sagen, wenn jemand vorschlagen würde, man müsse erst die Geschichte der französischen oder der englischen Sprache kennenlernen und dann diese selbst. Die Studenten der Rechte haben in den ersten Semestern deswegen kein Interesse für die römische und die deutsche Rechtsgeschichte, weil sie das gegenwärtige Recht noch nicht kennen. In der Physik wird richtig verfahren: die Schüler lernen den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft kennen; der Lehrer wirft zwar gelegentlich einen Blick auf frühere Zeiten; die Geschichte der Physik nimmt aber noch nicht den zehnten Teil der diesem Lehrgegenstand gewidmeten Unterrichtszeit in Anspruch. Wie würde man über einen Mediziner urteilen, der wüßte, wie eine Krankheit vor verschiedenen Jahrhunderten behandelt wurde, nicht aber, wie sie jetzt mit Hilfe der Errungenschaften der modernen Technik geheilt wird. Daher erhebe ich die Forderung, daß der Schüler zuerst mit den staatlichen Einrichtungen der Gegenwart bekanntgemacht wird und daß dann erst der eigentliche Geschichtsunterricht beginnt.

Wenn dieser in der Schule später anfängt, so ist er viel fruchtbarer, da die Schüler älter sind und eben schon mit der Staatsbürgerkunde und den Elementen der Volkswirtschaftslehre bekanntgemacht worden sind. Aber selbst wenn die Schüler mit etwas geringeren geschichtlichen Kenntnissen als jetzt die Schule verlassen, so schadet dies nichts, da sie die Gegenwart um so besser kennen und der Geschichtsunterricht doch nur ein Mittel ist, diese besser zu verstehen, wie ich in der Einleitung dargelegt habe. Nietzsche sagt in seinen »Unzeitgemäßen Betrachtungen« mit Recht: »Die Geschichte ist die Brille, die uns die Augen schärft, die Gegenwart in ihrer räumlichen und zeitlichen Entwicklung allseitig zu sehen und dadurch erst zu erkennen. Aber wehe, wenn wir durch sie, ich möchte sagen gegenwartblind werden, wenn uns durch die Erhellung der Vergangenheit die Gegenwart verdunkelt und nebensächlich wird, indem wir in der Erkenntnisfreude und in der Forschergenugtuung des Wissenden diese Erkenntnis zum Selbstzweck machen.«

Viele Menschen verstehen in der Tat die Gegenwart nicht recht, weil sie diese zu sehr mit früheren Zeiten vergleichen. Die tiefste geschichtliche Bildung schützt nicht vor den schwersten politischen Irrtümern. Martin Havenstein sagt in seiner Schrift »Die alten Sprachen und die deutsche Bildung« (Berlin 1919, Verlag von E. Mittler & Sohn): »Jedes Ereignis der Geschichte ist, wenn man es nicht oberflächlich betrachtet, völlig einzig, neu und darum unerratbar. Dies zu übersehen, ist die Gefahr des historisch gebildeten, handelnden Menschen. Die Bilder der Vergangenheit, die er im Kopfe trägt, verleiten ihn gar zu leicht, nach ihnen die gegebene, zum Handeln drängende Lage zu beurteilen, also falsch und schief zu beurteilen.« (S. 22.) Man braucht nur an manche Historiker zu erinnern, die im Welt-

krieg weit geringeres politisches Verständnis als viele Arbeiter gezeigt haben. Sie zogen aus dem Verlauf und dem Ergebnis früherer Kriege einen falschen Schluß auf den gegenwärtigen.

Wenn demnach Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre den Ausgangspunkt für den Geschichtsunterricht bilden und dieser nur dazu dienen soll, den Schülern die gegenwärtigen Verhältnisse zum besseren Verständnis zu bringen, so ist die schwierige Frage zu beantworten: Wie ist es möglich, Schüler im Alter von neun bis zwölf Jahren schon dafür zu interessieren? Da müssen wir bei der alten preußischen Unterrichtsverwaltung in die Schule gehen. Denn diese forderte, daß die geschichtlichen Kenntnisse im Anschluß an die Durchnahme von Biographien von Persönlichkeiten entwickelt werden müßten. Ebenso muß bei Belehrungen über die wirtschaftlichen und die staatlichen Verhältnisse verfahren werden. Schon Lessing wies in seinem »Laokoon« nach, daß die Beschreibung nur dann fesseln kann, wenn sie in Form einer Erzählung gegeben wird. Es sei dies an einigen Beispielen gezeigt: Riehl macht die Leser in seinem Buche »Ein Gang durch die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts« mit dessen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen dadurch bekannt, daß er es von drei Geschlechtern durchleben läßt; der Vater lebt von 1695 bis 1760, der Sohn von 1735 bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, der Enkel wird 1770 geboren. In dem Roman »Staatlos« von Hans Bluhm erwirbt ein Mann ein Stück Land, das an vier Staaten grenzt, aber keinem gehört; er braucht zwar keine Steuern zu bezahlen, aber kein Gericht verfolgt die auf seinem Grundstück begangenen Verbrechen, kein Standesamt will ihn trauen usw. Durch eine solche Erzählung wird dem Schüler besser als durch die wertvollsten Belehrungen der Zweck des Staates erklärlich gemacht. Ich ließ im englischen Unterricht einmal das bekannte Werk von Macauly »The State of England in 1666« lesen. Die Schülerinnen zeigten für den Inhalt aber nicht das geringste Interesse, weil er eine reine Beschreibung ist. Wie erwärmten sie sich aber für »Günter's Wanderyear« (Günters Wanderjahr) von Webster! Der Inhalt ist folgender: Der deutsche Schüler Günter von Eiche bringt ein Jahr in London in der Familie eines englischen Freundes zu und ist hier Zeuge vieler bedeutungsvoller Familienereignisse. In die Erzählung hineingeflochten ist die Beschreibung der bedeutendsten Denkmäler und Gebäude und ihre Geschichte sowie die anderer Sehenswürdigkeiten, so daß der Schüler auf diese Weise mit der Verfassung, der Bevölkerung und dem Leben der englischen Hauptstadt bekanntgemacht wird. Sehr oft gelesen wird in Deutschland im französischen Unterricht »Le Tour de la France par deux Enfants« (Die Reise zweier Kinder durch Frankreich): Zwei Knaben durchwandern einen Teil Frankreichs; die Orte, durch die sie kommen, lernen sie in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung kennen, Nancy, die Stadt der Fabrikation künstlicher Blumen, Lyon, die Stadt der Seidenfabriken, Rouen, die Stadt der Spinnereien, Carcassonne, die Stadt der Webereien. Die wirtschaftlichen Belehrungen werden mit Erlebnissen verknüpft. Ist dies nicht ein besserer Unterricht in der Volkswirtschaftslehre als eine trockene Darstellung in einem Lehrbuch? Wer erinnert sich nicht noch der schönen Zeit, wo er in der Jugend den »Robinson« verschlungen hat? Kann ein Knabe, der in dem Buche liest, wie Robinson alle Handwerke nacherfindet, besser über diese unterrichtet werden?

Damit nun die Schüler auf ähnliche Weise mit den staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart bekanntgemacht werden, schlage ich vor, daß eine Reihe von Romanen und Erzählungen geschrieben werden, die als Grundlage für die Belehrungen dienen können. Nehmen wir einmal an, in einem Roman würde das Leben einer Arbeiterfamilie dargestellt: der Vater oder einer seiner Söhne macht den Weltkrieg mit; dies ist Anlaß, dessen Verheerungen und die Notwendigkeit der Schlichtung aller Völkerstreitigkeiten durch ein Schiedsgericht darzulegen. Der Vater ist in einen Prozeß verwickelt; es werden die Bedeutung der Gerichte und die verschiedenen Arten der Strafen dargelegt. Auf die

Bedeutung der Post wird hingewiesen, wenn die Familie Briefe oder Pakete erhält. In der Nachbarschaft entsteht ein Feuer, oder es wird ein Einbruchsdiebstahl begangen — was der Anlaß zur Darlegung der Notwendigkeit der verschiedenen Arten der Versicherungen ist. Welche anderen Belehrungen gegeben werden können, ergibt sich bei den folgenden Ereignissen von selbst: Der Vater erzählt von seiner Tätigkeit in der Fabrik; die meisten Mitglieder der Familie helfen bei einer Reichstagswahl; die Kinder verbringen einen Sommer auf dem Lande und lernen die Landwirtschaft kennen; ein Kind erhält zum Geburtstag ein Sparkassenbuch; der Vater rechnet aus, wieviel Steuern er bezahlen muß; ein Onkel erzählt von einer Reise nach dem Ausland und von der Revision seines Gepäcks durch Zollbeamte an der Grenze.

In Frankreich werden für den staatsbürgerlichen Unterricht einzelne Erzählungen verwandt. Ein Roman ist aber vorzuziehen, weil die Personen dieselben bleiben, die Schüler sich allmählich für sie immer mehr erwärmen und somit ihre Taten mehr miterleben können. Wenn ich gerade die Familie eines Arbeiters gewählt habe, so tue ich es deswegen, weil dieser Beruf der häufigste ist. Zunächst muß aber einmal die Abfassung solcher Romane durch ein Preisausschreiben angeregt werden. Selbstverständlich sollen je nach dem Ort verschiedene Romane dem Unterricht zugrunde gelegt werden. In einem auf dem Lande gebrauchten steht nicht die Familie eines Fabrikarbeiters, sondern die eines Landarbeiters im Mittelpunkt.

Außenpolitische Rundschau

Der neue Balkan — In den baltischen Randstaaten — Vorarbeit für Genua — An der Kette von Moskau

Der Abschluß des Vertrags zwischen den Regierungen Österreichs und der Tschechoslowakei hat die Donaustaaten in Bewegung gebracht. Ungarn und Jugoslawien rühren sich gleichfalls und sollen Annäherungsversuche an Wien planen. Die entthronte Donaustadt ist plötzlich wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und scheint ihre alte Anziehungskraft auf die Donauvölker wiedergefunden zu haben. Man darf freilich dabei nicht vergessen, daß der neue Balkan an den Balkan grenzt, und daß dort die orientalische Kombinationslust den Tatsachen immer ganz erheblich vorauseilt.

Vorläufig hat der Vertrag selbst in den direkt beteiligten Ländern durchaus nicht allgemeinen Beifall gefunden. In Österreich wird er von den Großdeutschen — wirtschaftlich wie politisch ein ähnliches Gebilde wie unsere Deutsche Volkspartei, nur mit ausgeprägt republikanischer, besser gesagt antihabsburgischer Tendenz — am schärfsten bekämpft. Der Grund dieser Opposition ist vor allem, daß der Vertrag, der noch der Zustimmung der beiden Parlamente bedarf, den Anschluß an Deutschland verlegt, mindestens verzögert. Auch die Christlichsozialen sind nichts weniger als begeistert von dem Vertrag. Auch sie haben in der Provinz, besonders in Tirol und Salzburg, mit den großdeutschen Tendenzen ihrer Anhänger zu rechnen.

Die Opposition in der Tschechoslowakei geht einzig vom nationalistischen Flügel der Deutschen aus. Ihr Führer, Lodgemann, hat deshalb mit den Großdeutschen in Wien und dann gemeinsam mit diesen in Leipzig mit den Vertretern der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei verhandelt. Es ist jedenfalls angebracht, zu unterstreichen, daß diese Vertreter der Regierungsparteien von gestern nicht die Politik von heute bestimmen. Die deutsche Außenpolitik ist keine Politik der Irredenta. Wir wollen und dürfen gegenüber der Tschechoslowakei nur eine Politik der Verständigung treiben.

Und deshalb können wir freimütig auf die Rede des Präsidenten der tschechoslowakischen Republik, in der er die Stellung der Deutschen in der Tschechoslowakei zu umschreiben versuchte, antworten. Herr Masaryk meinte, nicht das Beispiel der

Schweiz, sondern das Belgiens müsse für sein Land maßgebend sein. Mit solchen Ansichten wird man die deutsche Opposition niemals überwinden. Solange man die Deutschen der Sudetenländer als Nation zweiten Grades behandelt, wird es in der jungen Republik eine Kluft geben, die für deren Bestand gefährlich werden kann.

* * *

Sogar in Ungarn, wo man bisher alle nationalen Minoritäten fast noch systematischer unterdrückt hat als im alten Preußen, dessen Fehler wir teuer bezahlen mußten, sogar dort lenkt man jetzt ein. Die eigenartige Abstimmung in Ödenburg und den umliegenden Dörfern, die unter dem Druck der ungarischen Gendarmen und ohne wirkliche Kontrollmöglichkeit der Abstimmungslisten stattfand, endete mit einem Erfolg für Ungarn. Es sind wohl vor allem wirtschaftliche Gründe, die einen großen Teil Deutscher veranlaßt haben, für den Anschluß an Ungarn zu stimmen, trotz der systematischen Magyarisierung und Unterdrückung der Deutschen. Dies ist ein neuer Beweis, wie verhängnisvoll die Alliierten handelten, als sie ohne Befragen der Bevölkerung die wirtschaftlichen Zusammenhänge zerschnitten und sogenante Nationalstaaten bildeten.

Übrigens scheint in Ungarn der Karl-Putsch ähnlich gewirkt zu haben wie in Deutschland der Kapp-Putsch. Die monarchistische Strömung ist stark abgeflaut, und sogar der Ministerpräsident Bethlen ist zu der antihabsburgischen Bauernpartei übergegangen. Ja die Regierung hat mit der Sozialdemokratischen Partei ein förmliches Abkommen getroffen und ihre seitherige terroristische Politik abgeschworen. Wir wollen die Folgen abwarten.

* * *

Eine andere Volksabstimmung fand am 8. Januar in Wilna und einigen Landkreisen statt. Zur Stunde ist das Resultat dieser Abstimmung noch nicht bekannt. Und das ist begreiflich. Denn alle nichtpolnischen Parteien — und die bilden die Mehrheit der Bevölkerung — haben die Abstimmung boykottiert. Sie ist ja nur eine Farce und soll den Gewaltstreich der Polen unter Zeligowsky noch nachträglich rechtfertigen. Es sitzt sich eben unbequem auf Bajonetten. Und so groß Polen auch ist, seine innere Lage ist nicht so verlockend, daß man sich für es begeistern könnte. Der Notenumlauf ist während der letzten drei Jahre von 5 auf 207 Milliarden gestiegen, das Defizit im Budget Ende 1921 auf 180 Milliarden, das voraussichtliche Defizit für 1922 auf 400 Milliarden! Das sind phantastische Zahlen. Polen hätte also alle Ursache, seine imperialistischen Abenteuer einzustellen und eine nüchterne Wirtschaftspolitik zu treiben. Das Verhängnis Polens war, daß es bei seiner Wiederherstellung ohne Grenzen gegründet wurde und dadurch in Versuchung kam, sich nach allen Seiten breitzumachen.

Für Polen und auch für Deutschland wäre es zu wünschen, wenn die oberschlesischen Verhandlungen zu einem allgemeinen Handelsabkommen führten, die Vorbedingung für ein erträgliches Nebeneinanderleben. Auch die deutsch-lettischen Wirtschaftsverhandlungen sind endlich wieder in Fluß gekommen. Es wäre höchste Zeit, daß wir da endlich zu einem Abschluß kommen und uns nicht als die Erben der alten baltischen Politik betrachten. Denn Lettland ist für uns die wichtigste Verbindung mit Rußland. Diplomatisch und politisch wäre es von großer Bedeutung, wenn wir bei den Verhandlungen in Genua einen Handelsvertrag mit Lettland (wenn möglich auch mit Polen) abgeschlossen hätten. Die Verhandlungen von Cannes werden wir eingehend in der nächsten Rundschau besprechen.

* * *

Zu erwähnen wäre noch der Parteitag der Kommunistischen Partei Frankreichs, der Weihnachten in Marseille stattfand. Nicht so sehr, weil Beschlüsse von weittragender Bedeutung gefaßt worden sind. Die Kommunistische Partei Frankreichs sucht seit ihrer Gründung Weihnachten 1920 nach ihrem Weg. Sie sucht neue Wege und zerrt zugleich ungeduldig an der Kette von Moskau. Man kann nicht sagen, daß in Marseille etwas wie ein zugkräftiges Massenprogramm entstanden wäre.

Vor allen Dingen hat Marseille irgendwelche neue revolutionäre Wege nicht gezeigt, ja nicht einmal gesucht. Bemerkenswert ist nur, daß die Getreuen von Moskau bei den Wahlen zu den verschiedenen Körperschaften durchfielen. Für Moskau war Marseille eine unbestreitbare Niederlage. Der Bannstrahl wird vielleicht nicht auf sich warten lassen. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Ernst Kahn und Fritz Naphtali, Wie liest man den Handelsteil einer Zeitung? Frankfurt a. M. 1921, Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 192 Seiten. Preis geheftet 15 Mark.

Fast alle Welt spekuliert heute an der Börse. Selbst Kreise, die früher nie daran gedacht haben, mit ihrem ersparten oder ererbten kleinen Besitz sich am Börsenspiel zu beteiligen, lassen sich heute auf Anraten sogenannter guter Freunde mit oft geradezu sträflichem Leichtsinn auf die gewagtesten Valutaspekulationen und Differenzgeschäfte ein — vielfach ohne eine auch nur halbwegs ausreichende Kenntnis vom Börsenbetrieb zu besitzen. Würden sie sich gezwungen sehen, den Kurszettel eines größeren Handelsblattes, die Berichte über die Kursschwankungen der Aktienwerte oder gar die veröffentlichten Bilanzen größerer Kreditbanken zu erläutern, sie würden in die größte Verlegenheit geraten. Und nicht nur diese Spieler, die schließlich nur zu oft als »Verspieler« enden, stehen gar häufig dem Handelsteil der großen Tageszeitungen rat- und hilflos gegenüber, sondern auch so manche Herren, die in Fachschulen und auf Universitäten mit theoretischer Nationalökonomie vollgepfropft worden sind, ganz zu schweigen von vielen in hoher Politik brillierenden oder das Feuilleton mit enormem Geistesaufwand redigierenden Redakteuren — eine Unkenntnis, die freilich, wie gerade die letzten Monate beweisen, manchen dieser Herren Kollegen von der Feder nicht abhält, über die schwierigsten Valuta-, Reparations- und Steuerprobleme mit einer befremdenden Sachkunde abzuurteilen. Freilich, unter vier Augen gesteht mancher: »Davon verstehe ich nichts oder nicht viel, aber ich muß ja darüber schreiben, denn das gehört nun mal zu meinem Ressort!«

Allen diesen, die sich gern über die Vorgänge an der Börse unterrichten möchten, die vor allem den Handels- und Börsenteil der großen Tageszeitungen wirklich verstehen lernen möchten, bietet die oben angezeigte Schrift der Herren Kahn und Naphtali, beide Handelsredakteure der »Frankfurter Zeitung«, dazu die beste Gelegenheit. Trifft es auch nicht zu, daß jeder, der bisher noch nichts von Valutabewegung, von Bankausweisen und Bankbilanzen oder von den verschiedenen börsenmäßigen Formen des Warenhandels gewußt hat, nach dem Lesen der Schrift sofort zu einem »Sachkundigen« wird, so kann doch jeder, der auch nur einige oberflächliche Kenntnisse vom Börsenwesen mitbringt, aus dem Heft sehr viel lernen; denn es ist von zwei Praktikern verfaßt, die nicht nur auf ihrem Gebiet sachkundig sind, sondern die auch populär zu schreiben verstehen. Die Befürchtung, die sich wahrscheinlich so manchem beim Lesen des Titels aufdrängt: »Das Buch wird wohl im Börsenjargon geschrieben sein, hat also für mich keinen Zweck, denn ich verstehe diesen Jargon ebensowenig wie das Jägerlatein oder die Gefühlsausdrücke der Dadaisten!« ist völlig unberechtigt. Das Buch ist in einem anständigen Deutsch geschrieben, und wo die beiden Autoren Börsenfachausdrücke gebrauchen, erklären sie zunächst ihre Bedeutung und Anwendung. Es kommt dem Buche sehr zustatten, daß es aus der Überarbeitung von Vorträgen im Frankfurter Volksbildungsheim und Vorlesungen an der Frankfurter Universität hervorgegangen ist; denn in beiden Fällen sahen sich die Autoren gezwungen, sich dem Verständnis Nichtfachkundiger anzupassen und auf eine klare Darstellung zu achten.

Das Verfahren der beiden Verfasser ist ein recht praktisches; sie akzeptieren gewissermaßen für ihre Darstellung die Methode der Berlitz-School, das heißt sie beginnen nicht mit einer langen theoretischen Erörterung der Börse, des Börsen-

betriebs usw., sondern sie nehmen sich einen passend ausgewählten Kurszettel der »Frankfurter Zeitung« vor und erklären nun, indem sie auf dessen einzelne Teile, also auf die Notierungen für die verschiedenen Arten von Wertpapieren eingehen, wie der Börsenverkehr sich abwickelt und die Feststellung der Kurse (Kassanotierungen, variable Notierungen, Ultimonotierungen) zustande kommt. Doch beschränken sich die Verfasser nicht einfach auf die Schilderung des Umsatzverkehrs, auch die Emission der Aktien und ihre Einführung an der Börse, die Ausarbeitung von Prospekten und Bilanzen wird an Beispielen aus der Praxis erläutert.

Daran schließt sich eine Darstellung des Valutamarktes (Devisenmarktes) und der Valutanotierungen in Deutschland wie an den Auslandsbörsen, der eine kurze, aber durchaus sachverständige Skizze der Geschäftspraxis der großen Effektenbörsen von New York, London, Paris, Amsterdam und Wien folgt. Ferner wird die Bedeutung der Berichte der großen industriellen Verbände und der Notenbanken (im besonderen der Ausweise der Reichsbank, der Banken von England und Frankreich sowie der amerikanischen Federal Reserve Banks) für das gesamte Wirtschaftsleben dargelegt und die Bilanzierungskunst mancher Industriegesellschaften und Banken charakterisiert.

Das fünfte Kapitel behandelt schließlich auf ungefähr 50 Seiten die Geschäftspraxis der Warenbörsen.

Wie schon die hier aufgezählte Fülle des Inhalts erkennen läßt, sind die einzelnen Abschnitte durchweg kurz und knapp gehalten, nach meiner Ansicht für Anfänger, die noch eigentliche Fachkenntnisse nicht besitzen, sogar manchmal reichlich knapp. Es wird deshalb das Durchstudieren der Schrift — um ein Durchstudieren handelt es sich, nicht um ein flüchtiges Lesen — wohl manchem einige Mühe machen; dennoch möchte ich das Heft den Redakteuren unserer Parteipresse, den Gewerkschaftsführern und den Vorsitzenden der Betriebsräte dringend empfehlen, denn man kann vieles daraus lernen. Heinrich Cunow

---

Henni Lehmann, **Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17.** Eine Erzählung. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. und Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 173 Seiten. Preis 15 Mark.

Seit einiger Zeit begegnet man in der Parteipresse häufiger Arbeiten von Henni Lehmann: Feuilletons und auch kleinen volkstümlich gehaltenen, wissenschaftlichen Arbeiten. Sie zeichnen sich fast durchweg durch ihren flüssigen Stil aus. Freilich: sie gehen meist nur mäßig in die Tiefe. Aber dieser leichte Plauderton macht sie als Lektüre um so begehrter. Nun liegt eine Buchveröffentlichung dieser Autorin vor, die die gleichen Vorzüge und dieselben Nachteile besitzt, von denen wir eben sprachen. Erlebnisse und Beobachtungen aus den Kriegsjahren sind es, die in der Erzählung lose in Form einer Novelle zusammengeflochten sind. Das Haus im Alten Staden beherbergt eine stattliche Anzahl von Frauen: Frauen, die durch den Krieg in mehr oder weniger engen Zusammenhang gedrängt worden sind — Soldatenfrauen, Soldatenmütter, Soldatentöchter, Kriegerwitwen. Nur dann und wann taucht ein Mann auf. Seine Wirkung auf die bunt zusammengewürfelte Frauenwelt wird geschildert. Beobachtung wird an Beobachtung gereiht. Materielle Verelendung und moralische Verwilderung fressen um sich. Orgien tollster Art werden gefeiert. Tod und Verwahrlosung fordern ihre Opfer. Die jungen Mädchen müssen ebenso daran glauben wie die Frauen in der Blüte der Jahre. Dann und wann erscheint die Erotik ein wenig kraß gehäuft — aber den Vorwurf gewollter Übertriebenheit kann man der Verfasserin doch nicht machen. Es war leider wohl häufig eben »so«. In einem Nachwort führt Henni Lehmann aus, daß alle die geschilderten Personen keine Phantasiegestalten, sondern wirklich geschaut sind. Manchem Leser wird das Buch vielleicht ein wenig zu naturalistisch erscheinen. Wir glauben ihm aus seiner Wirklichkeitsmalerei keinen Vorwurf machen zu können. Zum mindesten ist es ein Zeitdokument, ähnlich dem Roman »Töchter der Hekuba« von Klara

Viebig. Seine Lektüre wird manchen aufklären, der die Moral der Wirklichkeit noch immer nicht so sehen will und mag, wie sie es leider durch den Krieg geworden ist. L. L.

Ernst Zahn, **Jugendtag**, ein Lesebuch mit acht Bildern von Karl Sigrist. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Ernst Zahn hat einen unseres Erachtens wenig gelungenen Versuch mit dem vorliegenden Jugendbuch gemacht. Seine literarische Art erscheint uns für die Kleinen nicht recht geeignet. Er ist zu breit in der Art seiner Schilderung, um die kindliche Phantasie fesseln zu können. Wohl kein einziges der Prosastücke, die in dem Buch Aufnahme fanden, vermag ein Kind in Atem zu halten. Ähnlich ist es mit den Gedichten bestellt. Kräftiger, fesselnder und mehr der kindlichen Art angepaßt sind die dem Buche beigegebenen Zeichnungen. Wir erwähnen dieses Buch an dieser Stelle nur deshalb, weil wir meinen, daß Ernst Zahn besser daran getan hätte, seinen literarisch immerhin doch recht klangvollen Namen nicht einer Buchveröffentlichung voranzusetzen, die besser unterblieben wäre. -n

---

Notizen

Der Nutzen des Zwischenhandels. Der amerikanische Genossenschaftsausschuß, die All-American Cooperativ Commission, ist zurzeit bemüht, zwischen den landwirtschaftlichen Produzenten und den städtischen Verbrauchern direkte Beziehungen herzustellen, um den Zwischenhandel möglichst auszuschalten und dadurch eine wesentliche Verbilligung der Agrarerzeugnisse herbeizuführen. Um nachzuprüfen, wie groß der Zwischengewinn ist, wurde vom Kongreß eine Untersuchungskommission eingesetzt, deren auf Grund der ersten Feststellungen erstatteter Bericht höchst interessante Gewinnzahlen des Zwischenhandels ergibt.

»Im allgemeinen«, so erklärte, wie das Mitteilungsblatt des Internationalen Arbeitsamts berichtet, das Kongreßmitglied Anderson, »betragen die Herstellungskosten einschließlich Rohmaterialien 37 Prozent des vom Verbraucher bezahlten Dollars, während der übrige Teil von 63 Prozent dem Zwischenhändler zufällt, der sich einzig mit dem Transport des Erzeugnisses von der Erzeugungsstätte nach dem Verbrauchsort und der Lieferung an den Verbraucher befaßt. Diese 63 Prozent stellen jedoch nicht den reinen Gewinn des Zwischenhändlers dar; in ihnen sind natürlich auch die besonderen Ausgaben für Inserate, Handelsvertretungen und sonstige spezielle Dienste enthalten.«

Senator E. F. Ladd, einer der hervorragendsten landwirtschaftlichen Sachverständigen Nordamerikas, hat kürzlich festgestellt, daß von jedem durch den Verbraucher gezahlten Dollar der landwirtschaftliche Erzeuger sogar nur 30 Prozent erhält, so daß volle 70 Prozent dem Zwischenhandel zufließen. Diese Feststellungen, so erklärte das Kongreßmitglied Anderson, beziehen sich sowohl auf die landwirtschaftliche als auch auf die industrielle Produktion. Immerhin wird der industrielle Erzeuger, der gewöhnlich besser organisiert ist als der ländliche, einen größeren Prozentsatz des Wertes seiner Erzeugnisse erhalten als der Landwirt.

Der einzige Weg, den übermäßigen Ansprüchen der Zwischenhändler ein Ende zu bereiten, ist nach Anderson die Errichtung genossenschaftlicher Organisationen der Erzeuger und Verbraucher. »Diese beiden Gruppen«, sagt er, »sind die zwei wichtigsten Faktoren des Problems, das uns beschäftigt. Sie sind die zahlreichsten, aber sie sind gleichzeitig auch die am schwersten zu beeinflussenden, weil die Erzeugnisse und Verkaufskraft der einen, die Bedürfnisse und Kaufkraft der anderen unorganisiert sind. Wenn es uns gelingt, ein Mittel zu finden, das die Organisation dieser verschiedenen Kräfte des Erzeugers und des Verbrauchers ermöglicht, so sind wir der Lösung dieses Problems der Verteilung um einen guten Schritt nähergekommen.«

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13

Nummer 18 40. Jahrgang ◆ 1. Band 27. Januar 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Von Cannes zu Poincaré. Von J. Steiner-Jullien.

Fr. Engels' Kritik an Lassalles „Franz von Sickingen". Aus einem Briefe von Engels an Lassalle.

Zur Frage der Arbeitslosenversicherung. Von Wilhelm Schöttler. (Schluß.)

Bedingungen und Hindernisse der Erkenntnis. Von F. Staudinger. (Schluß.)

Das Problem einer Neugliederung des Reichs. Von L. Radlof (Bremerhaven).

Literarische Rundschau: Konrad Häntsch, Neue Bahnen der Kulturpolitik. ◆ Hanns Günther, Radiotechnik, das Reich der elektrischen Wellen. ◆ Ludwig Thoma, Der Ruepp. ◆ E. Preczang, Im Strom der Zeit. ◆ Bernard Shaw, Back to Methuselah.

Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Vierte Auflage. Herausgegeben von L. Elster, Ad. Weber, Fr. Wieser. Fünfte Lieferung: Anarchismus — Arbeit. Jena, Gustav Fischer. Preis der Lieferung 15 M.

Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. Hamburg, Selbstverlag. Drei Bände von je zirka 750 Seiten. Preis gebunden zusammen 120 M.

Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften. Herausgegeben von den Direktoren des Instituts für Sozialwissenschaften in Köln: Eckert, Lindemann, Scheler und Wiese. Heft 2: England — Sonderheft. München, Duncker & Humblot. 82 S. Geh. 12 M.

Konferenz zur Besprechung von Fragen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit, abgehalten am 19. und 20. August 1921 in Kassel. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 32 S.

Lohn- und Arbeitsbedingungen der gewerblichen Arbeiter, der kaufmännischen Angestellten und Beamten, der technischen Angestellten, Beamten und Werkmeister im Freistaat Sachsen nach dem Stande der Tarifverträge von Ende Oktober 1921. Dresden, Tarifstelle des Sächsischen Arbeitsministeriums. 243 S.

Protokoll des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Görlitz 1921. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 412 S. Geh. 22 M., mit dem Protokoll der Reichsfrauenkonferenz zusammen gebunden 45 M.

Ratgeberschriften des Dürerbundes. Heft 4: Einführung in das Schrifttum des Sozialismus. München, Georg D. W. Callwey. 39 S. Geh. M. 7.50.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

Volkstümliche Geschichte der Philosophie

Von Karl Vorländer

Zweite Auflage

Internationale Bibliothek Nr. 62 ◆ Preis gebunden 40 Mark

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 18 Ausgegeben am 27. Januar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Von Cannes zu Poincaré

Von J. Steiner-Jullien

Es dürfte wohl in der Geschichte der Diplomatie ohne Beispiel sein, daß der Ministerpräsident eines Landes die Regierungen mehrerer Länder zu einer für die ganze Welt lebenswichtigen Konferenz einlädt und mitten in der Konferenz durch eine Palastrevolution gezwungen wird, sein Amt niederzulegen, ohne daß an seine Stelle ein anderer Vertreter seines Landes tritt, also die Konferenzteilnehmer heimreisen müssen, ohne daß die Gastgeber auch nur daran denken, sich zu entschuldigen. Dieser unerhörte Vorgang, der sich anläßlich der Konferenz von Cannes abspielte, lehrt uns, wie der Chauvinismus selbst ein Volk wie das französische, in dem durch eine mehrhundertjährige Tradition der gesellschaftliche Takt und das persönliche Maßhalten zu nationalen Charaktereigenschaften ausgebildet wurden, die primitivsten Lebensregeln vergessen machen kann.

Aber das französische Volk hat mit dem Handel von Cannes nichts oder so gut wie nichts zu tun. Er ist organisiert und durchgeführt worden von einer kleinen Clique skrupelloser, gerissener, aber im Grunde roher Streber, die der Krieg an die ersten Stellen im Staat und in der Gesellschaft gebracht hat. Man denke sich einmal, daß Deutschland gesiegt hätte und daß die Leute vom Schlage eines Ludendorff den Ton in der Politik und der Gesellschaft angeben würden, und man wird mit Schaudern ermessen, in welchen Abgrund von rohem Dünkel, von herzloser Brutalität wir gesunken wären. Und in Frankreich bedeuten Persönlichkeiten mehr als in Deutschland, weil hier sich alles einordnet in Kasten und Organisationen. In Frankreich gibt es aber höchstens noch in Provinzstädten Kasten, die jedoch politisch meist so gut wie einflußlos sind; Organisationen, starke Organisationen, die die Individuen beherrschen und formen, gibt es in Frankreich überhaupt nicht.

Die erwähnte Palastrevolution wurde geführt von Millerand, dem Präsidenten der Republik, durchgeführt von dessen Vorgänger Poincaré, dem Nachfolger Briands und dessen Ministerkollegen Barthou, Doumer und einigen anderen noch kleineren Geistern. Die Gründe, die zu dieser Palastrevolution geführt haben, sind verschiedener Art, politischer und persönlicher vor allem.

Als Poincaré seine Präsidentschaft abtreten mußte, schien Clémenceau der natürliche, berufene Nachfolger. Durch eine geschickte Stimmungsmache wurde der Allmächtige, Allgefürchtete innerhalb weniger Tage so gründlich »demoliert«, daß er sich nicht einmal zur Wahl stellte. Clémenceau, der sich im Hinblick seiner ganz sicheren Präsidentenschaft — hatte er doch keinen Gegenkandidaten — nicht einmal bei den kurz vorher stattfindenden Senatswahlen wieder als Kandidat aufstellen ließ, sah sich plötzlich im Frühling

seines achtzigsten Lebensjahres dem Privatleben und der vorzeitigen Vergessenheit anheimgegeben. Er ging auf die Tigerjagd, enthüllte sein eigenes Denkmal, gründete wieder eine Zeitung, aber es half alles nichts: die Welt war undankbar genug, ohne ihn zu leben.

Dies eine Beispiel zeigt, wie dünn die Oberschicht ist, die gegenwärtig in Frankreich Geschichte zu machen scheint. In Wirklichkeit hatte der Abgang von Clémenceau gar nichts geändert; denn eine Neubesetzung gewisser Regierungsposten kann höchstens den jeweiligen Inhabern und Prätendenten als wesentliche Änderung erscheinen. Ob dann der Präsident vorübergehend Deschanel hieß und der Ministerpräsident Millerand, ob seitdem der Präsident Millerand und der Ministerpräsident vorübergehend Leygues und dann Briand hieß, weder in der inneren noch in der äußeren Politik trat dadurch eine wesentliche Änderung ein. Ein gewisser Formenunterschied bestand zwischen Clémenceau und Leygues, welch letzterer ein höflicher und wirklich gebildeter Mann ist, der die Politik nicht als Geschäft betreibt, sondern als Liebhaberei. Millerand dachte ihn ja auch nur als Strohmann, als Sprecher seiner eigenen, höchst persönlichen Politik. Millerand wollte es nämlich wie einst Wilhelm II. machen: er wollte sein eigener Ministerpräsident sein. Und seine Formel war, kurz und roh: »Los von England, Geschäfte mit Deutschland.«

Man weiß, was aus dieser Politik geworden ist. Denn so klein die Cliquen auch sind, die einander bekriegen, sie werden alle geschoben von denselben eisernen Tatsachen. Millerand mußte dem unzulänglichen Leygues den Abschied geben und seinen »Gesinnungsgenossen« Briand berufen, den er nicht liebte. So ähnlich war es Poincaré während des Krieges ergangen, als er Clémenceau an die Regierung rufen mußte. Er hat es ihm freilich drei Jahre später heimgezahlt, als er ihn in den politischen Orkus verschwinden ließ. Denn wie alle ehrgeizigen Menschen können die Cliquenführer einander nicht ausstehen.

Briand zeigte zunächst, daß er ein anderer Kerl ist wie Leygues, der sogar mit den Deutschen in jenen altfranzösischen, heute etwas altfränkisch anmutenden Formen der Höflichkeit verkehrte, die der Provinz noch nicht ausgestorben sind und in Toulouse, der engeren Heimat von Leygues, besonders gepflegt werden. Die Zeit der Ultimata, der Sanktionen, der inneren Zollgrenze, der »Hand am Kragen« begann. Wo war da das wirtschaftliche Zusammenarbeiten mit Deutschland? Wo die Unabhängigkeit gegenüber England? Denn Briand tat nichts, ohne sich vorher mit den Engländern ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Millerand und seine Politik waren vergessen, obwohl — oder weil — er Präsident war, während eine andere Politik gemacht wurde als die seine.

* * *

Und dann kam die Umstellung Briands. Sie begann kurz vor Washington. Deutschland hatte im Mai das Ultimatum von London unterschrieben. Es hatte im August die erste Milliarde gezahlt. Es hatte alle Kohlenlieferungen usw. durchgeführt. Doch die Sachverständigen verhehlten Briand in vertraulichen Enthüllungen nicht, daß Deutschland wohl bald am Ende seiner »Goldzahlungen« sein werde. Wollte Briand also weiter »triumphieren«, so mußte er seine Politik umstellen.

Dasselbe Lied sangen ihm die Engländer. Lloyd George hat den Standpunkt der Engländer in jenem Memorandum zusammengefaßt, das Briand am Tage vor seinem Rücktritt veröffentlichen ließ. Briand hat mit dieser Veröffentlichung teilweise wieder gutgemacht, was er im ersten Jahre seiner Ministerpräsidentschaft verdorben hat. In Washington hatte Briand einen großen rednerischen Erfolg. Er hat mit seiner Rede die ganze Abrüstungskonferenz demoliert. Von der Abrüstung zu Lande sprach man nicht mehr. Und die Abrüstung zur See verwandelte sich in eine zahlenmäßig und technisch fixierte Aufrüstung Frankreichs und ein Abkommen über das Flottenprogramm zwischen England, Nordamerika und Japan. So sehr sich Briand aber auch beeilte, nach seiner Rede abzureisen, er erfuhr doch noch einiges über die voraussichtlichen Folgen seines »Erfolgs« von Washington. Briand hatte wohl die Schlacht von Washington mit Hilfe Ludendorffs gewonnen, aber nun sollte der Krieg beginnen. Und dazu waren England und Amerika, deren Schuldner Frankreich ist, doch unvergleichlich besser gerüstet als dieses. Das hatte Briand sehr schnell begriffen. Und deshalb fuhr er nach London und verhandelte mit Lloyd George.

Die Geschichte wird einst über Briand vielleicht ein sehr hartes Urteil fällen: sie wird ihn wahrscheinlich vergessen. Aber es ist unbestreitbar, daß Briand in dem Augenblick, als er abtrat — nicht für immer, beileibe nicht —, Frankreich in einer glänzenden Stellung zurückließ. Was jetzt kommen wird, kann nur der Abstieg sein.

Das außerordentliche Geschick Briands bestand darin, daß er sich das unvermeidliche Aufgeben der Politik der Gewalt sehr teuerbezahlen ließ. Und so wurde ausgemacht, daß alle Opfer bringen würden, das heißt auf die deutschen Reparationszahlungen im nächsten und zweitnächsten Jahre ganz oder teilweise verzichten würden, sogar Belgien, nur Frankreich nicht. Frankreich sollte teils in bar, teils in Sachleistungen so viel oder noch mehr bekommen, als ihm nach dem Ultimatum von London und dem Abkommen unter den Alliierten zusteht. Darüber hinaus war England bereit, zu tun, was es bisher verweigert hatte: mit Frankreich ein Defensivbündnis gegen einen eventuellen deutschen Angriff einzugehen. Die Regelung der zwischen England, Frankreich und Nordamerika schwebenden Finanzfragen in einem für Frankreich günstigen Sinn ergab sich daraus von selbst.

Briand hatte also erreicht, was kein französischer Staatsmann bisher vermocht hatte: England zum Aufgeben seiner traditionellen Kontinentalpolitik zu veranlassen. Denn England band sich damit nicht nur einseitig an Frankreich, es garantierte zugleich dessen überragende Vormachtstellung auf dem Kontinent. Und außerdem garantierte England für die nächsten Jahre, daß Frankreich, und Frankreich allein, im vollen Genuß des Vertrags von Versailles bleiben werde.

Und alles dies ohne nennenswerte Gegenleistung von Frankreich! Denn daß Frankreich der Einberufung einer Wirtschaftskonferenz zur Sanierung der europäischen Wirtschaft zustimmte; daß es sich über die Flottenrüstungen mit seinem nunmehr Verbündeten verständigen sollte; daß man ihm die Möglichkeit gab, seine Okkupationsarmee im Rheinland zu vermindern: das kann man nicht als Gegenleistung ansehen, da dies Frankreich keinerlei Opfer auferlegt. Darüber hinaus war aber Frankreich sicher, daß es in allen Fragen,

die für es von politischem Interesse sind, ob sie nun das Saargebiet oder das Memelgebiet, ob sie Tanger oder die Levante betreffen, auf die Unterstützung Englands und damit auf die Durchsetzung seiner kühnsten Hoffnungen rechnen konnte.

Und gerade deshalb wurde Briand durch eine Palastrevolution zur Abreise von Cannes und zum Rücktritt gezwungen, wollte er nicht den offenen Kampf mit den vereinten Cliquen aufnehmen, die sich um Millerand, Poincaré und Clémenceau gruppieren, das heißt mit allen politischen Kräften, die ohnmächtigen bürgerlichen Radikalen und die nicht minder ohnmächtigen Sozialisten und Kommunisten ausgenommen. Ein Mann wie Clémenceau hätte den Kampf aufgenommen und ihn siegreich durchgeführt. Aber Briand ist keine Kampfnatur. Er verzichtete auf das ihm sichere Vertrauensvotum der Kammer und räumte den vereinten Millerandisten, Poincaristen und Clémencisten das Feld..

* * *

Der Zorn dieser Cliquen erklärt sich zunächst aus den unvermeidlichen und leicht vorauszusehenden Folgen der neuen Politik von Briand. Aus ihr würde voraussichtlich die Wiederaufrichtung Deutschlands und Rußlands erfolgen. Nun ist aber für jene Cliquen, wenigstens für Poincaré und Tardieu, den jetzigen Chef der Clémencisten, die Niederhaltung Deutschlands die Voraussetzung und Bürgschaft für das Wohlergehen und die Sicherheit Frankreichs. Millerand hat das Bündnis mit Polen abgeschlossen. In dem französisch-englischen Garantievertrag, den Briand und Lloyd George abgeschlossen haben, wird Polens nicht erwähnt. Polen ist der natürliche Feind Rußlands und Deutschlands. Eine Wiederaufrichtung dieser beiden Länder erscheint den Imperialisten als eine direkte Bedrohung Polens. Das sind die zwei Hauptgründe. Dazu kommen persönliche Rankünen, die sich in Frankreich bei allen Ministerkandidaten ansammeln, je länger eine Regierung dauert.

Doch was wird Poincaré tun? Wird er eine andere Politik treiben als Briand? Darauf kann man ohne jede Prophetengabe heute schon sagen: Poincaré wird die Politik Briands in ihrer letzten Phase fortsetzen müssen, oder er wird vom politischen Schauplatz weggefegt werden. Der Unterschied ist nur, daß Poincaré diese Politik gezwungen, widerwillig, somit schlecht machen und sich und Frankreich um ihre Vorteile bringen wird. Und er wird bei alledem sein Ziel, die Niederhaltung, wenn möglich die Zerstörung Deutschlands keinen Augenblick aufgeben.

Poincaré ist von Beruf Rechtsbeistand großer Finanzgesellschaften. Er denkt nüchtern und äußerst konsequent. Er ist ein Vetter des berühmten Mathematikers gleichen Namens. Er wird nicht ein Tüpfelchen vom i aufgeben. Und der kleinste Schnitzer des Gegners wird ihm nicht entgehen. Man wird also auf deutscher Seite gut tun, mit Herrn Poincaré zu rechnen.

Vorläufig ist er freilich so ziemlich unschädlich gemacht. Er ist Ministerpräsident, und er hat nicht mit der Opposition von rechts, sondern von links zu rechnen, die im Lande viel stärker ist als im Parlament. Er muß, ob er will oder nicht, das in Cannes begonnene Werk fortsetzen. Aber er will es nicht. Noch stehen wir erst am Anfang dieses Werkes.

Friedrich Engels' Kritik an Laſſalles „Franz von Sickingen"

Aus einem Brief von Engels an Laſſalle[1]

6 Thorncliffe Grove, Mancheſter, 18. Mai 1859.

Lieber Laſſalle!

Sie werden es einigermaßen befremdend gefunden haben, daß ich Ihnen ſo lange nicht ſchrieb, und um ſo mehr, als ich Ihnen noch mein Urteil über Ihren Sickingen ſchuldig war. Aber gerade das iſt der Punkt, der mich ſo lange vom Schreiben abgehalten hat. In dieſer Dürre der ſchönen Literatur, die jetzt überall herrſcht, kommt es mir ſelten vor, daß ich ein derartiges Werk leſe, und ſeit Jahren iſt es mir nicht vorgekommen, ein ſolches zu leſen, daß ein eingehendes Urteil, eine beſtimmt feſtgeſtellte Meinung das Reſultat der Lektüre wäre. Der Schund iſt dieſer Mühe nicht wert. Selbſt die paar beſſeren engliſchen Romane, die ich noch von Zeit zu Zeit leſe, Thackeray zum Beiſpiel, haben mir trotz ihrer unbeſtreitbaren literatur- und kulturhiſtoriſchen Bedeutung doch dies Intereſſe nie abgewinnen können. Mein Urteil hat ſich durch ſo lange Brache aber ſehr abgeſtumpft, und es bedarf längerer Zeit, bis ich mir erlauben darf, eine Anſicht auszuſprechen. Ihr Sickingen verdient aber andere Behandlung als jenes Zeug, und daher habe ich mir die Zeit genommen. Die erſte und zweite Lektüre Ihres in jedem Sinne, nach Stoff und Behandlung, deutſchnationalen Dramas regte mich gemütlich ſo auf, daß ich es einige Zeit zurücklegen mußte, und um ſo mehr, als der in dieſen mageren Zeitläuften ſo geſchwächte Geſchmack, ich muß es zu meiner Beſchämung ſagen, mich dahin reduziert hat, daß zuweilen auch Sachen von geringerem Wert bei e r ſt e r Lektüre einigen Effekt auf mich nicht verfehlen. Um ganz unparteiiſch, ganz »kritiſch« zu werden, legte ich den Sickingen alſo zurück, das heißt ließ ihn mir von einigen Bekannten (es gibt hier noch ein paar literariſch mehr oder weniger gebildete Deutſche) abpumpen. Habent sua fata libelli — wenn ſie abgepumpt werden, kriegt man ſie ſelten wieder zu ſehen, und ſo habe ich mir meinen Sickingen auch mit Gewalt wieder erobern müſſen. Ich kann Ihnen ſagen, daß der Eindruck bei dritter und vierter Lektüre derſelbe geblieben iſt, und im Bewußtſein, daß Ihr Sickingen die Kritik vertragen kann, gebe ich Ihnen meinen »Senf« dazu.

Ich weiß, daß ich Ihnen kein großes Kompliment mache, wenn ich die Tatſache ausſpreche, daß keiner der gegenwärtigen offiziellen Poeten Deutſchlands auch nur im entfernteſten imſtande wäre, ein ſolches Drama zu ſchreiben. Indeſſen, es iſt eben eine Tatſache, und eine für unſere Literatur zu charakteriſtiſche, um ſie nicht auszuſprechen. Um auf das Formelle zunächſt einzugehen, ſo hat mich die geſchickte Schürzung des Knotens und das durch und durch Dramatiſche des Stückes ſehr angenehm überraſcht. Mit der Verſifikation haben Sie ſich allerdings manche Freiheiten erlaubt, die indes mehr im Leſen als auf der Bühne ſtören. Ich möchte wohl die Bühnenbearbeitung geleſen haben; ſo wie das Stück vorliegt, iſt es gewiß nicht aufführbar; ich

[1] Aus dem demnächſt erſcheinenden Werk: »Der Briefwechſel zwiſchen Laſſalle und Marx nebſt Briefen von Friedrich Engels und Jenny Marx an Laſſalle und von Karl Marx an Gräfin Sophie Hatzfeldt«. Herausgegeben von Guſtav Mayer. Stuttgart-Berlin 1922, Deutſche Verlagsanſtalt und Julius Springer, Berlin. Preis broſchiert 84 Mark, gebunden 96 Mark.

hatte hier einen jungen deutschen Poeten (Karl Siebel), der ein Landsmann und entfernter Verwandter von mir ist, und der ziemlich viel mit der Bühne zu tun gehabt hat; vielleicht kommt er als preußischer Garde-Kriegsreservist nach Berlin, für welchen Fall ich vielleicht so frei sein werde, ihm ein paar Zeilen an Sie zu geben. Er hielt sehr viel von Ihrem Drama, hielt es aber für durchaus nicht aufführbar wegen der langen Reden, bei denen ein Schauspieler allein zu tun hat und die anderen ihre ganze Mimik zwei- bis dreimal durch erschöpfen könnten, um nicht wie Statisten dort zu stehen. Die beiden letzten Akte beweisen hinlänglich, daß es Ihnen leicht wird, den Dialog rasch und lebhaft zu machen, und da mit Ausnahme einiger Szenen (was in jedem Drama vorkommt) es mir scheint, als könnte dasselbe in den ersten drei auch geschehen, so zweifle ich nicht, daß Sie in der Bühnenbearbeitung diesem Umstand Rechnung getragen haben werden. Der Gedankeninhalt muß natürlich darunter leiden, das ist aber unvermeidlich, und die volle Verschmelzung der größeren Gedankentiefe, des bewußten historischen Inhalts, die Sie nicht mit Unrecht dem deutschen Drama zuschreiben, mit der Shakespeareschen Lebendigkeit und Fülle der Handlung wird wohl erst in der Zukunft, vielleicht nicht einmal durch die Deutschen erreicht werden. Darin sehe ich allerdings die Zukunft des Dramas.

Ihr Sickingen ist durchaus auf der richtigen Bahn; die handelnden Hauptpersonen sind Repräsentanten bestimmter Klassen und Richtungen, somit bestimmter Gedanken ihrer Zeit, und finden ihre Motive nicht in kleinlichen individuellen Gelüsten, sondern eben in der historischen Strömung, von der sie getragen werden. Aber der Fortschritt, der noch zu machen wäre, ist der, daß diese Motive mehr durch den Verlauf der Handlung selbst lebendig, aktiv, sozusagen naturwüchsig in den Vordergrund treten, daß dagegen die argumentierende Debatte (in der ich mit Vergnügen übrigens Ihre alte Rednergabe von den Assisen und der Volksversammlung her wiederfand) mehr und mehr überflüssig wird. Sie scheinen dies Ideal selbst als Ziel anzuerkennen, indem Sie den Unterschied zwischen dem Bühnendrama und dem Literaturdrama machen; ich glaube, der Sickingen ließe sich, freilich schwer (denn die Vollendung ist wahrhaftig nichts Geringes), im angedeuteten Sinn in ein Bühnendrama verwandeln. Damit hängt die Charakteristik der handelnden Personen zusammen. Mit vollem Recht treten Sie der jetzt herrschenden schlechten Individualisierung entgegen, die auf lauter kleine Klugscheißereien hinausläuft und ein wesentliches Merkmal der im Sande verrinnenden Epigonenliteratur ist. Indes scheint mir, daß eine Person nicht bloß dadurch charakterisiert wird, was, sondern auch wie sie es tut; und nach dieser Seite hin glaube ich würde es dem Gedankeninhalt des Dramas nichts geschadet haben, wenn einzelne Charaktere etwas schärfer voneinander in mehr gegensätzlicher Weise geschieden worden wären. Die Charakteristik der Alten reicht heutzutage nicht mehr aus, und hier, meine ich, hätten Sie der Bedeutung Shakespeares für die Entwicklungsgeschichte des Dramas wohl unbeschadet ein wenig mehr Rechnung tragen können. Doch dies sind Nebensachen, die ich bloß aufführe, damit Sie sehen, daß ich mich auch um das Formelle Ihres Dramas bekümmert habe.

Was nun den historischen Inhalt angeht, so haben Sie die beiden Seiten der damaligen Bewegung, die Ihnen zunächst lagen, sehr anschaulich und mit berechtigter Hinweisung auf die folgende Entwicklung zur Darstellung ge-

bracht: die nationale Adelsbewegung, repräsentiert durch Sickingen, und die humanistisch-theoretische Bewegung mit ihrer weiteren Entwicklung auf theologischem und kirchlichem Gebiet, der Reformation. Die Szenen zwischen Sickingen und dem Kaiser, zwischen dem Legaten und Erzbischof von Trier (hier ist es Ihnen zugleich gelungen, in dem Gegensatz zwischen dem weltmännischen, ästhetisch und klassisch gebildeten, politisch und theoretisch weitsehenden Legaten und dem bornierten deutschen Pfaffenfürsten eine hübsche individuelle Charakteristik zu liefern, die dennoch direkt aus dem repräsentativen Charakter der beiden Handelnden hervorgeht) gefallen mir hier am besten; die Charakteristik ist auch in der Szene Sickingen und Karl sehr frappant. In der Selbstbiographie Huttens, deren Inhalt Sie mit Recht als wesentlich bezeichnen, haben Sie allerdings ein verzweifeltes Mittel gewählt, diesen Inhalt in das Drama einzuschieben. Von großer Wichtigkeit ist auch die Unterredung zwischen Balthasar und Franz im fünften Akt, worin ersterer seinem Herrn die wirklich revolutionäre Politik vorhält, die er hätte befolgen müssen. Dann tritt das eigentlich Tragische zum Vorschein; und eben wegen dieser Bedeutung kommt mir vor, als wäre darauf schon im dritten Akt, wo mehrere Gelegenheiten dazu sind, etwas stärker hinzuweisen gewesen. Doch ich verfalle wieder in Nebensachen.

Die Stellung der Städte und der Fürsten jener Zeit ist ebenfalls mit großer Klarheit mehrfach dargestellt, und somit sind die sozusagen offiziellen Elemente der damaligen Bewegung ziemlich erschöpft. Worauf Sie aber nicht, wie mir scheint, den gehörigen Nachdruck gelegt haben, sind die nichtoffiziellen, plebejischen und bäuerischen Elemente mit ihrer daneben laufenden theoretischen Repräsentation. Die Bauernbewegung war in ihrer Weise ebenso national, ebenso gegen die Fürsten gerichtet wie die des Adels, und die kolossalen Dimensionen des Kampfes, in dem sie erlag, stechen sehr bedeutend ab gegen die Leichtigkeit, mit der der Adel, Sickingen im Stich lassend, sich in seinen historischen Beruf des Schranzentums ergab. Auch für Ihre Auffassung des Dramas, die mir, wie Sie gesehen haben werden, etwas zu abstrakt, nicht realistisch genug ist, scheint mir daher die Bauernbewegung ein näheres Eingehen verdient zu haben; die Bauernszene mit Jost Fritz ist zwar charakteristisch und die Individualität dieses »Wühlers« sehr richtig dargestellt, allein sie repräsentiert nicht mit hinreichender Wucht, der Adelsbewegung gegenüber, den damals schon hoch anschwellenden Strom der Bauernagitation. Für meine Ansicht vom Drama, die darauf besteht, über dem Ideellen das Realistische, über Schiller den Shakespeare nicht zu vergessen, hätte die Hereinziehung der damaligen so wunderbar bunten plebejischen Gesellschaftssphäre aber noch einen ganz anderen Stoff zur Belebung des Dramas, einen unbezahlbaren Hintergrund für die vorn auf der Bühne spielende nationale Adelsbewegung abgegeben, diese eben erst selbst ins rechte Licht gesetzt. Welch wunderlich bezeichnende Charakterbilder gibt nicht diese Zeit der Auflösung der Feudalverbände in den regierenden Bettlerkönigen, brotlosen Landsknechten und Abenteurern aller Art — ein Falstaffscher Hintergrund, der in einem in diesem Sinne historischen Drama noch effektvoller sein müßte als bei Shakespeare! Davon abgesehen, erscheint mir aber gerade, daß diese Zurücksetzung der Bauernbewegung der Punkt ist, durch den Sie verleitet worden sind, auch die nationale Adelsbewegung, wie mir scheint, nach einer Seite hin unrichtig darzustellen und zugleich das

wirklich tragische Element in Sickingens Schicksal sich entgehen zu lassen. Meiner Ansicht nach dachte die Masse des damaligen reichsunmittelbaren Adels nicht daran, mit den Bauern eine Allianz zu schließen; seine Abhängigkeit von den durch die Bauernbedrückung erhaltenen Einkünften ließ dies nicht zu. Eine Allianz mit den Städten wäre eher möglich gewesen; sie kam aber auch nicht oder nur sehr teilweise zustande. Die Durchsetzung der nationalen Adelsrevolution war aber nur möglich durch eine Allianz mit Städten und Bauern, besonders den letzteren; und darin liegt meiner Ansicht nach gerade das tragische Moment, daß diese Grundbedingung, die Bauernallianz unmöglich war, daß die Politik des Adels daher notwendigerweise eine kleinliche sein mußte, daß im selben Moment, wo er an die Spitze der nationalen Bewegung treten wollte, die Masse der Nation, die Bauern gegen seine Leitung protestierten und er so notwendig fallen mußte. Inwiefern Ihre Annahme, daß Sickingen mit den Bauern wirklich in einiger Verbindung gestanden, historisch begründet ist, kann ich nicht beurteilen, darauf kommt es auch gar nicht an. Die Schriften Huttens übrigens, soviel ich mich erinnere, wo sie sich an die Bauern wenden, gehen leicht über den kitzligen Punkt wegen des Adels fort und suchen die Wut der Bauern besonders auf die Pfaffen zu konzentrieren. Aber ich will Ihnen keineswegs das Recht bestreiten, Sickingen und Hutten so aufzufassen, als hätten sie vorgehabt, die Bauern zu emanzipieren. Damit hatten Sie aber sogleich den tragischen Widerspruch, daß beide zwischen den Adel einerseits, der dies entschieden nicht wollte, und die Bauern andererseits gestellt waren. Hier lag meiner Ansicht nach die tragische Kollision zwischen dem historisch notwendigen Postulat und der praktisch unmöglichen Durchführung. Indem sie dies Moment fallen lassen, reduzieren Sie den tragischen Konflikt auf die geringeren Dimensionen, daß Sickingen, statt gleich mit Kaiser und Reich, nur mit einem Fürsten angebunden habe (obwohl Sie auch hier mit richtigem Takt die Bauern hineinbringen), und lassen ihn einfach an der Gleichgültigkeit und Feigheit des Adels untergehen. Diese wäre aber ganz anders motiviert, wenn vorher schon die grollende Bauernbewegung und die durch die früheren Bundschuhe und den armen Konrad unbedingt konservativer gewordene Stimmung des Adels mehr hervorgehoben worden wäre. Es ist übrigens alles dies nur eine Seite, nach der hin die bäuerische und plebejische Bewegung ins Drama hineingezogen werden konnte, und es sind wenigstens noch zehn andere Weisen denkbar, die ebensogut sind oder besser.

Sie sehen, ich lege einen sehr hohen Maßstab an Ihr Opus, nämlich den allerhöchsten, sowohl nach der ästhetischen wie nach der historischen Seite hin, und daß ich das tun muß, um hier und da einen Einwand machen zu können, das wird Ihnen der beste Beweis meiner Anerkennung sein. Unter uns ist ja seit Jahren die Kritik, im Interesse der Partei selbst, notwendigerweise so unverhohlen wie nur möglich; im übrigen aber macht es mir und uns allen immer Freude, wenn ein neuer Beweis vorliegt, daß unsere Partei, auf welchem Gebiet sie auch auftritt, immer mit Überlegenheit auftritt. Und das haben Sie auch diesmal getan.

Im übrigen scheinen die Weltereignisse einen recht erfreulichen Verlauf nehmen zu wollen. Eine bessere Grundlage zu einer gründlichen deutschen Revolution läßt sich kaum denken, als durch eine französisch-russische Allianz gegeben wird. Uns Deutschen muß das Wasser bis an den Hals reichen, ehe

wir en masse in den Furor Teutonicus versetzt werden; und diesmal scheint die Gefahr des Ersaufens uns nahe genug treten zu wollen. Tant mieux. In einer solchen Krisis müssen sich alle bestehenden Mächte ruinieren und alle Parteien nacheinander aufreiben, von der »Kreuzzeitung« bis zu Gottfried Kinkel und vom Grafen Rechberg bis zu »Hecker, Struve, Blenker, Zitz and Blum«. In einem solchen Kampfe muß der Moment eintreten, wo nur die rücksichtsloseste, entschlossenste Partei imstande ist, die Nation zu retten, und müssen zugleich die Bedingungen gegeben werden, unter denen es allein möglich ist, den ganzen alten Plunder, die innere Trennung einerseits und die durch Österreich gegebenen polnischen und italienischen Anhängsel vollständig über Bord zu werfen. Vom preußischen Polen dürfen wir keinen Zoll aufgeben und was ...

Zur Frage der Arbeitslosenversicherung

Von **Wilhelm Schöttler** (Köln)

(Schluß)

II

Der Entwurf sieht auch von der Bildung größerer Gefahrengemeinschaften ab, ebenso wie von örtlichen Kassen, weil die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt hätten, daß die Arbeitslosigkeit vor allem in bestimmten großen Zentren aufträte und andere weite Bezirke nur wenig von ihr berührt würden. Deshalb seien, wie Weigert meint, örtliche Kassen und selbst Gefahrengemeinschaften über ganze Länder hin, man denke etwa an den Freistaat Sachsen, zu einem wesentlichen Teile vom ersten Tage an leistungsunfähig. Um die »Überspannung der Solidarität« nicht zu weit zu treiben, soll die Verteilung der Beitragslast auf die einzelnen Arbeitgeber und Arbeitnehmer der Abstufung der Hauptunterstützung und der Gefahr der Arbeitslosigkeit entsprechen. Die Beiträge für die Angehörigen der Berufsgruppen, die die Arbeitslosenversicherung regelmäßig stärker in Anspruch nehmen, als dies im Durchschnitt geschieht, sollen entsprechend erhöht, für Berufsgruppen mit geringerer als der durchschnittlichen Arbeitslosigkeit entsprechend vermindert werden. Mit der vorgesehenen Anzahl von drei Gefahrenklassen kann man sich unter den gegebenen Verhältnissen einverstanden erklären, da man, wie manche wollen, alle Unterschiede des Risikos in einem großzügigen Gesetz nicht hervorkehren soll noch kann.

Der zweite Abschnitt »Gegenstand der Versicherung« sieht vor 1. die Gewährung einer laufenden Unterstützung für den Fall der Arbeitslosigkeit (Arbeitslosenunterstützung), 2. die Versorgung Arbeitsloser für den Fall der Krankheit, 3. Kurzarbeiterunterstützung. An fünf Voraussetzungen ist die Gewährung der Arbeitslosenunterstützung geknüpft: 1. an Arbeitsfähigkeit (§ 8), 2. an Arbeitswilligkeit (§ 9, 10), 3. an Erfüllung der Wartezeit (§ 13), 4. an unfreiwillige Arbeitslosigkeit (§ 11, 12), 5. an Nichterschöpfung des Anspruchs auf Arbeitslosenunterstützung (§ 14). Diese Vorschläge des Entwurfs sind reiflich durchdacht und können in jeder Weise gebilligt werden. — Nach § 15 des Entwurfs besteht die Arbeitslosenunterstützung aus der Hauptunterstützung und den Familienzuschlägen. Letztere sind nur solchen Angehörigen des Arbeitslosen zu gewähren, die einen familienrechtlichen Unterhaltsanspruch gegen ihn haben oder im Falle seiner

Leistungsfähigkeit haben würden, sowie Stief- und Pflegekinder. Nur in solchen Fällen darf der Familienzuschlag gewährt werden, in denen der Arbeitslose den Angehörigen bis zum Eintritt der Arbeitslosigkeit ganz oder in der Hauptsache unterhalten hat. Nicht gewährt werden darf der Zuschlag, wenn der Angehörige für seine Person Hauptunterstützung bezieht. Der Reichsarbeitsminister setzt die Höhe der Beträge, die als Hauptunterstützung und als Familienzuschläge zu gewähren sind, mit Zustimmung eines vom Reichstag gewählten Ausschusses von 28 Mitgliedern und Anhören des Reichswirtschaftsrats fest. Getrennt werden dabei Männer und Frauen, Arbeitslose unter und über 21 Jahren sowie die Orte nach dem Ortsklassenverzeichnis, wie es für die Ortszulagen der Reichsbeamten gilt. Die Summe bleibt durch diese Bestimmung beweglich; Höchstsätze, wie sie in § 9 der Verordnung über Erwerbslose festgelegt sind, kennt der Entwurf aus guten Gründen nicht. — Die Karenzzeit beträgt sieben Tage, da die Arbeitslosenunterstützung nach Ablauf dieses Tages vom Eintritt der Erwerbslosigkeit (Meldungstag beim Arbeitsnachweis) für alle sechs Wochentage gewährt wird. Ohne Karenzzeit wird die Unterstützung gewährt, wenn die Arbeitslosigkeit nach einer Beschäftigung von weniger als drei Wochen oder im unmittelbaren Anschluß an Kurzarbeit oder nach Arbeitsunfähigkeit von mindestens einwöchiger Dauer eintritt (§ 19). Kleinere Gelegenheitsverdienste werden auf die Unterstützung nicht angerechnet (§ 21). Eine Abfindung anläßlich des Ausscheidens aus der früheren Beschäftigung bewirkt zeitweiliges Ruhen dieser Unterstützung, ebenso Freiheitsstrafe von mehr als einer Woche, Untersuchungshaft, Arbeitshaus und Besserungsanstalt; freiwilliges Verlassen des Wohnorts ohne Zustimmung des Arbeitsnachweises; Ausweisung aus dem Reichsgebiet wegen strafrechtlicher Verurteilung und Unterlassung gewisser Meldungen (§ 22 bis 24).

Der Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung ist ferner erlöschen, wenn seit dem Tage, für den sie bewilligt wurde, drei Monate verflossen sind. In der Versorgung der Arbeitslosen für den Fall der Krankheit (§ 27 und 33) und in der Unterstützung der Kurzarbeiter (§ 34, 35) folgt der Entwurf den bekannten Vorschriften der Erwerbslosenfürsorge, die sich gut bewährt haben. Danach sind die zur Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung zuständigen Gemeinden berechtigt, alle Arbeitslosen, die sie zu unterstützen haben, bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse ihres Bezirks oder in einer anderen Krankenkasse (§ 252 der Reichsversicherungsordnung), die in ihrem Bezirk ihren Sitz hat und deren Leistungen denen der Allgemeinen Ortskrankenkasse mindestens gleichwertig sind, gegen Krankheit zu versichern. Die Versicherung erfolgt in derjenigen Mitgliederklasse oder Lohnstufe, in der dem erkrankten Arbeitslosen als Krankengeld der Betrag gewährt wird, den er als Arbeitslosenunterstützung für seine Person erhalten würde, wenn er nicht erkrankt wäre. Die Leistungen der Krankenkassen bestimmen sich übrigens nach den Grundsätzen der Reichsversicherungsordnung. — Kurzarbeiterunterstützung erhalten versicherungspflichtige Arbeitnehmer, die Lohnkürzungen unterworfen sind, wenn 50 Prozent des Wochenarbeitsverdienstes einschließlich des Verdienstes aus Gelegenheitsarbeit den Unterstützungsbetrag der Woche bei gänzlicher Arbeitslosigkeit nicht erreichen. Sie erhalten den fehlenden Betrag, jedoch zusammen nicht mehr als den Betrag ihres Verdienstes bei voller Arbeitszeit.

Im dritten Abschnitt ist die Festsetzung und Auszahlung der Leistungen geregelt. Da das Angebot von Arbeit der wichtigste Prüfstein für den Arbeitswillen eines Versicherten bildet und vor allem, weil das letzte Ziel aller Arbeitslosenunterstützung in der Beendigung der Arbeitslosigkeit besteht, steht der Arbeitsnachweis im Mittelpunkt der ganzen Versicherung. Hatte ihm schon der frühere Entwurf der Reichsregierung eine bedeutende Rolle in der Arbeitslosenversicherung zugewiesen, so macht ihn der Referentenentwurf zum Träger des ganzen Verfahrens (§ 36 bis 45). Bei ihm hat der Arbeitslose den Antrag auf Arbeitslosenunterstützung zu stellen, ihm obliegt die Regelung und Durchführung der Versicherung und Unterstützung, die Prüfung, ob die Vorbedingungen gegeben sind usw. Der Einfluß und die Mitwirkung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer kommen in den Verwaltungsausschüssen der örtlichen Arbeitsnachweise und der Landesämter für Arbeitsvermittlung, ferner in dem Verwaltungsrat des Reichsamts für Arbeitsvermittlung zum Ausdruck. Diese Ausschüsse und der Verwaltungsrat sind auch die Instanzen des Beschwerdeverfahrens (§ 46 bis 49).

Der vierte Abschnitt des Entwurfes ist »Maßnahmen zur Verhütung und Beendigung der Arbeitslosigkeit« überschrieben (§ 53 bis 61). Einmal handelt es sich hierbei um Maßnahmen, die der Arbeitsvermittlung dienen. Diese Arbeitsvermittlung liegt den Arbeitsnachweisämtern nach den Vorschriften des Arbeitsnachweisgesetzes ob. Besonderes Augenmerk ist in diesen Bestimmungen auf die Vermittlung auswärtiger Arbeit gelegt. Diese soll möglichst erleichtert werden (§ 54 bis 56); weiter soll bedürftigen Arbeitslosen zu einer Arbeitsausrüstung verholfen werden können, wenn ihnen dieser Mangel an der Aufnahme der Arbeit hinderlich sein sollte. Die Umschulung für einen neuen Beruf kann ebenfalls eingerichtet werden, sofern sie geeignet ist, den Arbeitslosen der Arbeitslosigkeit zu entziehen (§ 59). Über diesen Rahmen hinaus soll auch die produktive Erwerbslosenfürsorge als wertschaffende Arbeitslosenfürsorge fortgeführt werden (§ 61). Der Reichsarbeitsminister oder die von ihm bezeichnete Stelle bestimmt hierzu aus den Mitteln der Arbeitslosenversicherung Darlehen oder Zuschüsse zur Unterstützung wirtschaftlicher Maßnahmen, die geeignet sind, die Arbeitslosigkeit zu verringern. Der Betrag, der für diese wertschaffende Arbeitslosenfürsorge verwendet werden soll, wird vom Reichsarbeitsminister mit Zustimmung eines vom Reichstag gewählten Ausschusses von 28 Mitgliedern jährlich festgesetzt. Daß Mittel der Arbeitslosenversicherung für eine produktive Erwerbslosenfürsorge eingesetzt werden, ist im Interesse der ganzen Sache durchaus gerechtfertigt.

Die Aufbringung der Mittel (fünfter Abschnitt) ist ähnlich der Regelung im Arbeitslosenversicherungsgesetz der Republik Österreich gestaltet. Der Aufwand, den die Arbeitslosenversicherung in einem Jahre erfordert, soll nicht im voraus abgeschätzt und aufgebracht werden, vielmehr ist im Entwurf vorgesehen, daß ein Drittel dieses Aufwandes durch das Reich, die Länder und die Gemeinden laufend bestritten wird (§ 62, Ziffer 2, 69, 70) und zwei Drittel nachträglich auf die Arbeitgeber und Arbeitnehmer umgelegt werden. Die finanzielle Belastung, die sich aus diesen Bestimmungen ergibt, zu schätzen, ist sehr schwer, da die Entwicklung des Arbeitsmarktes und das Risiko der Arbeitslosigkeit nicht vorauszusehen

sind. Nehmen wir jedoch den Aufwand, den die gesamte Erwerbslosenfürsorge erfordert, so ist mit einem Betrag von etwa 2 Milliarden Mark jährlich zu rechnen. Die Zahl der Arbeitnehmer, die gegen Krankheit versichert sind, beträgt augenblicklich etwa 15 Millionen. Hiervon würden etwa 3 Millionen aus dem Personenkreis der Arbeitslosenversicherung ausscheiden, so daß etwa 12 Millionen Arbeitnehmer der Arbeitslosenversicherung unterliegen würden. Sie hätten durch ihre Beiträge ein Drittel des gesamten Aufwandes in Höhe von zirka 600 Millionen Mark aufzubringen. Die gleiche Summe wäre von den Arbeitgebern zu tragen. Dies sind natürlich nur Durchschnittsziffern, da sich im einzelnen die Beitragsleistung nach der Gefahr der Arbeitslosigkeit usw. verteilt. — Für die Einziehung der Beiträge wird keine neue Organisation geschaffen, vielmehr werden nach § 68 die Beiträge der Arbeitnehmer durch die Arbeitgeber nach den Vorschriften der Krankenversicherung gleichzeitig mit den Beiträgen für diese an die Krankenkassen eingezahlt. Für das *Ausgleichsverfahren* (§ 73 bis 78) sieht der Entwurf nur Vorschriften vor, die den Rahmen bilden, in dem diese Aufgabe zu lösen ist. Nähere Ausführungsbestimmungen, die sich gerade in diesem Punkte eng an die besonderen Verhältnisse der einzelnen Länder anzupassen haben, müssen noch erlassen werden; dabei wird es eine Aufgabe von besonderer Schwierigkeit sein, die Mittel, die bei den Kassen eingehen, schnellstens dorthin zu schaffen, wo die Leistungen der Versicherung zu bewirken sind.

Der *sechste* und letzte Abschnitt handelt von den *allgemeinen Übergangs- und Strafbestimmungen*. Es wird nochmals besonders betont, daß die Leistungen, die nach diesem Gesetz gewährt werden, keine öffentliche Armenunterstützung sind (§ 79). Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes sollen natürlich die Verordnungen über die Erwerbslosenfürsorge außer Kraft treten. Der § 85 des Entwurfes sieht jedoch vor, daß *ausnahmsweise* in der Zeit bis zum 1. Januar 1925 auch solchen arbeitsfähigen, arbeitswilligen und unfreiwillig arbeitslosen Personen, die keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung haben, diese dennoch gewährt wird. Es wäre besser, man würde diesen Zeitpunkt *ganz beseitigen*, da die von dieser Bestimmung Betroffenen nach dem 1. Januar 1925 an ihrem Geschick genau so unschuldig sind wie vorher. Auch sollte diese Maßnahme kein Fürsorgeakt ohne Rechte bleiben, sondern zu einem rechtlichen Anspruch erhoben werden. — Die Strafbestimmungen (§ 92 bis 100) sind mit in der Materie liegenden Abweichungen denen der Reichsversicherungsordnung (2. Buch) angepaßt.

Aus diesen Ausführungen dürfte ein Überblick über den Entwurf des Gesetzes einer vorläufigen Arbeitslosenversicherung gegeben sein. Betonen wir nochmals, daß die Regelung, die er bringen will, keine endgültige ist, es sich vielmehr um einen Übergang von der Erwerbslosenfürsorge zur reinen Arbeitslosenversicherung handelt, die im Augenblick aus mancherlei oben näher angeführten Erwägungen heraus nicht möglich ist. — Wie neuerdings aus dem Reichsarbeitsministerium mitgeteilt wurde, haben bereits eingehende Beratungen mit den Spitzenverbänden der Arbeitnehmer und Arbeitgeber stattgefunden, bei denen sich weitgehende Übereinstimmung der Verbände mit den Grundlinien des Entwurfes ergab. Er hat auch bereits die grundsätzliche Zustimmung der Länder und des Deutschen Städtetags gefunden.

und es darf wohl angenommen werden, daß die Reichsregierung nunmehr endlich in der Lage sein wird, in naher Zeit den amtlichen Entwurf des Gesetzes aufzustellen und vor den Reichswirtschaftsrat und den Reichsrat gelangen zu lassen. Somit wird dann die alte sozialistische Forderung des »Rechtes auf Arbeit«, wenn auch nicht in vollkommener Weise, erfüllt und das Arbeitsrecht um ein höchst wichtiges Gesetz, um das der Kampf seit vielen Jahren mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt wurde, bereichert.

Bedingungen und Hindernisse der Erkenntnis

Von F. Staudinger (Darmstadt)

(Schluß)

II

In welcher Weise die Zusammenfügung unserer Weltvorstellung geschieht, das können wir ganz einfach an einem Beispiel zeigen, an dem sich zugleich der Werdegang als auch der Leidensweg unseres Erkennens darstellt. Ich halte hier einen Bleistift in der Hand und zeige ihn. Der Beschauer erkennt ihn ohne weiteres als Bleistift an, weil er schon gewohnt ist, den räumlich begrenzten Lichteindruck mit Erinnerungsgebilden vereint auf einen Bleistift zu deuten. In Wahrheit sieht er aber nicht den Bleistift, sondern nur den einzelnen Lichteindruck. Wenn der ihm gänzlich neu wäre, so würde er nur fragen, nicht schon sagen können, was er bedeute. Nun stecke ich den Bleistift in die Tasche und lasse dann in einigen Sekunden den gleichen Lichteindruck auf den Beschauer wirken. Wie wird er nun deuten? Er wird keineswegs nur sagen, er habe jetzt den gleichen Lichteindruck wie vorhin. Damit begnügt er sich nicht. Wenn er schon vorhin sofort erklärte, er »sähe« einen »Bleistift«, so wird er nun, falls er nicht etwa schon kritisch mißtrauisch ist, kurzerhand sagen, er sähe denselben Bleistift. Wenn er den Lichteindruck nicht hatte deuten können, so wird er sagen, er sähe denselben unbekannten Gegenstand zum zweiten Male. Er nimmt sich also »a priori« heraus, über die ihm allein wahrnehmbare Tatsache zweier zeitlich getrennter Lichteindrücke hinauszugehen und zu behaupten, sie seien demselben Gegenstande zuzuschreiben. Mit diesem Urteil springt er aber über den Bereich seiner tatsächlichen Erfahrung hinweg. Obwohl er bloß zwei getrennte Empfindungen gehabt hat, behauptet er, sie deutend, der Gegenstand, auf den er sie deutete, habe auch in der Zwischenzeit bestanden, wo er nichts von ihm gesehen hat. Und so sagen wir fortwährend, wir sähen, hörten, tasteten, röchen, schmeckten Gegenstände, während wir nur gegenwärtige Empfindungen in Verknüpfung mit Erinnerungen auf sie deuten.

Das ist die erste, die ungeheure, die dreiste Tat des aprioriſchen Urteils, durch das uns zwei Empfindungen, bloß auf Grund davon, daß sie gleich erscheinen, denselben Gegenstand außer uns bedeuten sollen. Und so urteilen wir auch später über ganze Zusammenhänge. Ein Urteilsvorgang, den wir ganz unvermerkt schon in frühester Jugend traumhaft vollziehen, und den wir bis in die feinsten Sphären der Wissenschaft immer wiederholen. Aber wir müssen solches Urteil vollziehen. Täten wir es nicht, so würde unsere Welt aus lauter einzelnen Sinneseindrücken beziehungsweise Anschauungsvorstellungen, also in Wahrheit aus lauter »Erscheinungen« bestehen, ohne daß wir imstande wären, irgendwelchen Zu-

sammenhang zwischen ihnen herzustellen und unsere Weltvorstellung zu bilden. Dies Urteil ist also in der Tat, wie es Kant ausdrückt, Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, oder kurzweg: Bedingung der Erfahrung.

Aber — nun hatte ich vorhin, als ich zweimal die gleiche Gesichtsempfindung erzeugte, zwei gleiche Bleistifte in der Tasche. Beim zweiten Male zeigte ich einen anderen als das erste Mal. Also das Urteil des Beschauers war falsch. Es war nicht derselbe Bleistift. Ein Professor, der dargelegt hatte, wie sich Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Tastempfindungen, also Empfindungskomplexe in der Vorstellung eines Gegenstandes verbinden, zeigte zur Erläuterung eine Zitrone, ließ sie betasten, beriechen und von einem Zuschauer mit der Zunge prüfen. Dann nahm er sie über seinen Tisch in die Höhe und ließ sie fallen. Ein wahrer Donnerton! Sofort wußte jeder, daß das doch keine Zitrone war. Eine mit Zement ausgegossene Zitronenschale war es. Das Urteil, das alle nach solcher Vorbereitung gefällt hatten, fällen mußten, war falsch. So hielt auch die Wissenschaft den chemisch ununterscheidbaren Zucker für den gleichen Stoff, bis der Polarisationsapparat kam und zeigte, daß es verschieden drehende Zuckerformen gibt. So hält die Wissenschaft das deutende Hilfsgebilde vom absolut ruhenden Äther fest, bis Einstein ihn mit seinem Relativitätsgedanken zerstört.

Also dieselbe Beziehungsart auf der einen Seite eine unerläßliche Bedingung alles Erkennens, da solches ohne solchen Zusammenhang nicht bestehen könnte, auf der anderen Seite eine steke Täuschungsfalle, in die wir immer wieder hineingeraten, um uns erst mühsam durch allerlei Kontrollbeobachtungen aus ihr zu befreien, und das vielleicht nur, um in neue hineinzufallen. Der Leidensweg unseres Erkennens!

Und in diese Irrungsfallen geraten wir erst recht dann, wenn wir mühsam schon einigermaßen die Dinge räumlich und zeitlich auseinanderzuhalten und zu ordnen wissen, aber nun sie selbst untereinander in ständiger Bewegung und Veränderung sehen. Wie wir schon unmittelbar in der bloßen Empfindung auf etwas außer uns als Ursache gedeutet haben und es dann durch Zusammenfügung der Empfindungsinhalte bestimmten, so deuten wir nunmehr mittelbar die Bewegungen und Veränderungen der objektiv gewordenen Welt ebenfalls auf Ursachen, die außerhalb der Veränderungsvorgänge liegen. Dabei aber, daß wir nun diese Ursachen ebenfalls zu bestimmen suchen, verfallen wir erst recht in fehlerhafteste Deutungen oft von kraß abergläubischer Art, bis wir allmählich auch diese Beziehungen mehr und mehr eindeutig ordnen lernen.

Außerdem machen wir leicht noch einen Fehler, denselben, den auch Kant machte, als er die Empfindung nicht als eine Verschmelzung von einem äußeren und inneren Geschehen, sondern als ein bloßes von außen »Affiziertsein« ansah. Wir reden z. B. von der Sonne als der Ursache, die den Stein erwärmt, und halten den Stein für den bloß empfangenden Teil, während doch die Sonnenstrahlen nur in Verbindung mit dem Stein oder anderen Stoffen die Wärme erzeugen können, aber nicht in Verbindung mit dem leeren Luftraum. Wir könnten mit gleichem Recht den Stein für die Ursache erklären, der die Sonnenstrahlen zur Wärme umgestaltet. Richtig gedacht ist, daß beide in ihrer Vereinigung die Ursache sind; daß Wärme entsteht, dazu mag auch vielleicht noch anderes mitwirken, was wir nicht beachten, vielleicht auch gar

nicht beachten können, weil es verborgen mitwirkt. Avenarius und Petzoldt haben diesen Fehler mit besonderem Nachdruck bekämpft. Diese Falschdeutungen setzen wir aber trotzdem bis in die sogenannten Sinnestäuschungen fort, in denen wir auf Grund langer Gewohnheit, vielleicht sogar auf Grund von vererbten Eigentümlichkeiten nach Schema F, ganz unmittelbar deuten, auch wenn dies Schema nicht zutrifft.

Dazu kommt dann aber noch eine zu Falschdeutungen führende Deutungsnotwendigkeit, die auf der Enge unseres Bewußtseins gründet. Wenn wir ohne besondere Aufmerksamkeit in die Welt schauen, so bemerken wir ein mehr oder weniger verschwimmendes Bild von ihr; bei genauerem Betrachten treten bald Farben, bald Formen, bald auch Empfindungen anderer Sinne, Töne, Gerüche, Tastempfindungen in den Vordergrund oder gar eine bloße Erinnerung, ein Gedankenstück.

Und je schärfer gerade das Besondere in den Blickpunkt des Bewußtseins gerückt wird, um so mehr tritt das übrige im Augenblick in den Hintergrund, ja es verschwindet aus dem Bewußtsein, kann sogar in der Abstraktion absichtlich oder unabsichtlich ganz hinweggedacht werden. Die Beziehung zum übrigen bleibt nur wie ein halbdunkler Pfad, der erst bei Einstellung des Geistesblicks auf ihn wieder ins volle Licht tritt. Wie das da nun mit Mitbewußtsein, Unterbewußtsein und Unbewußtsein, worüber Psychologen und Physiologen sich heute noch heftig streiten, beschaffen ist, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls sehe ich bei einem Blick auf das Haus auch den Fleck an der Wand mit, wenn er mir zunächst auch gar nicht auffällt, das heißt gesondert zum Bewußtsein kommt. Unterbewußt habe ich jedenfalls Erinnerungen an frühere Betrachtungen, obwohl ich sie eben nicht erwecke, und ganz unbewußt ist mir auch gar vieles im Innern wie außen. Unbewußt bleibt uns der innere Quell all des Schauens und des Fühlens und Wollens. Wir nehmen die Denktätigkeit, die Vorstellungstätigkeit, das Fühlen und Wollen nur in seinen bestimmten Färbungen und Beziehungen, aber nie in seinen Grundlagen, seinem Emporquellen wahr, so wenig wie wir die Ursache der Ursächlichkeit zu erkennen, so wenig wie wir unsere Hand mit sich selber zu greifen vermögen. Jedenfalls aber ist das immer schärfere Unterscheiden durch Einwirkung neuer Besonderheiten in den Blickpunkt eine unerläßliche Bedingung des Erkenntnisfortschritts.

Aber da wir nun stets nur einzelnes aus dem Zusammenhang des Bewußten mit dem Mit- und Unterbewußten sowie bisher Unbewußten herausgreifen können, so kann es nicht fehlen, daß sowohl wir selbst einmal etwas an einem Gegenstand wahrnehmen, was wir ein andermal nicht beachten, als auch, daß wir die Gegenstände von verschiedenen Seiten verschieden betrachten. Wie beziehen wir da? Von jenem Schloß sehe ich von hier eine glänzende Vorderseite, von drüben ein altes turmversehenes Gebäude in Baumumrankung halb verborgen. Hätte ich nun den Zusammenhang zwischen beiden nicht im Bewußtsein, so würde ich beides niemals für dasselbe halten. Und so würden zwei Menschen, die nie von beiden Seiten hätten schauen können, dasselbe Gebäude in einer dem anderen gänzlich unverständlichen Weise beschreiben. Und solange keiner den möglichen Zusammenhang beider Beschreibungsbilder zu ahnen imstande wäre, so lange würden sie entweder behaupten, sie beide bezeichneten ganz verschiedene Bauwerke mit demselben Namen oder jeder wolle dem anderen etwas vorspiegeln.

Schon auf dem Gebiet der Wahrnehmungen ist es also, wie auch mancher Streit unter den beobachtenden Wissenschaftern erweist, nicht immer leicht, auszumachen, ob falsche Einzeldeutungen in den Beobachtungen vorliegen oder ob richtige Beobachtungen noch nicht den vereinigenden Zusammenhang gefunden haben. Und wenn es sich nun um geistige Dinge handelt, wo die Kontrollinstanzen viel schwieriger sind, so geraten wir erst recht leicht in Wirrnis und Streit, sowohl in uns wie mit anderen, besonders dann, wenn sich Abstraktionen zu Prinzipien verdichten. Nur wo wir den Zusammenhang sehen, der die Sondervorstellungen und Gedanken verbindet, da ist Vereinigung möglich. So wird der Parteimann überall leicht Prinzipienreiter. Aber der geschulte sozialistische Arbeiter, der den wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen Arbeiter und Unternehmer, den Zusammenhang zwischen dessen handelswirtschaftlicher Stellung und der eigenen bloß tauschwirtschaftlichen Stellung erkannt hat, wird doch niemals — abgesehen von persönlichen Gründen — so scharf über jenen als persönlichen Ausbeuter urteilen, wie es der noch ungeschulte Arbeiter tut oder wie es die meisten Gebildeten und Handelsbeflissenen über den Sozialisten zu tun pflegen. Er wird, weil er vom Zusammenhang ausgeht, viel sicherer unterscheiden, ob die tatsächlichen Gegensätze zwischen beiden Parteien in der unvermeidlichen Gestaltung des heutigen sozialen Zusammenhanges oder in persönlicher Minderwertigkeit und Habsucht des Arbeitgebers begründet sind. Und so wird auch der, welcher einmal vom Zusammenhang zwischen Individuum und Gemeinschaft ausgehen gelernt hat, die sittlichen Fragen verständnisvoller beurteilen als der prinzipienfeste Moralprediger und Moralkommandant; und der, welcher die Grundlagen der Religion in dem Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung und ihren Zusammenhang mit den Glaubensvorstellungen begriffen hat, wird weder bestreitend noch leugnend drauflos donnern wie der Glaubensfanatiker, der seinen Glauben für die Religion schlechthin hält. Das Bewußtsein des Zusammenhanges, das Bewußtsein dessen, was verbindet, ist ebenso Bedingung der Erkenntnis wie die Unterscheidung. Nur müssen die besonderen Zusammenhänge stets wieder ihrerseits im Gesamtzusammenhang betrachtet und geprüft werden. Mit der bloßen Herausarbeitung der Unterschiede, deren Registrierung und äußerliche Systematisierung ohne Erkenntnis der Zusammenhänge ist höchstens erst Vorarbeit für die Erkenntnis geleistet. Diejenigen, welche die Zusammenhangserkenntnis förderten, die Galilei und Newton, die Kant und Laplace, die Darwin und Marx, sind die eigentlich Großen in der Geschichte.

So sehen wir, daß selbst auf unserem gewöhnlichen und erst recht auf dem wissenschaftlichen Erkenntniswege — dem Wege, den wir *begehen müssen*, um überhaupt erkennen zu können — eine ganze Reihe von Irrtumsweisern stehen, denen wir nur bei geschärftester Aufmerksamkeit allmählich einigermaßen ausweichen können. Aber nun kommt dazu, daß das, was uns äußerlich nur vermöge des Aufeinanderwirkens von mehreren Kräften als Ursache und Wirkung erscheint, in uns gleichsam wie ein Wunder der Tiefe als Lebensstrom emportaucht, in dessen Fühlen, Wollen und Vorstellen sich die Bestandteile der Außenwelt und der Innenwelt in unentwirrbarer Weise vermengen. Da taucht vielleicht manch ein uns überraschendes, ja erschütterndes Erleben urplötzlich bei irgendeiner Gelegenheit wie ein Zauber herauf. Und wir glauben in eine neue Welt zu sehen, die

sich uns geoffenbart hat, während nur längst Dagewesenes, das im Lebensstrom dunkel beiherlief, zum Selbstbewußtsein emporsteigt. So entdecken wir auch wohl eine Schönheit der Natur an einer Stelle, die wir zuvor tausendmal betrachtet hatten, als neue Erscheinung.

Und dann kommen jene Dränge und Triebe zur inneren Einhelligkeit und zu all den Zielen, die wir im kleinsten wie im größten in Erkenntnis wie im Gefühl und Willen weiter und weiter ausdehnen möchten bis dahin, wo die Flugkraft versagt und blaue »Unendlichkeiten« vor uns liegen. Diese ins Unendliche führenden Gedanken heißen »Ideen«. Auch der Pfad der »Ideen« ist notwendig für das Erkennen wie für das Leben. Ohne das unendlich Kleine und das unendlich Große gibt es keine mathematische Wissenschaft; ohne das Unendliche, das zum Vollkommeneren weist, sind wir nur Tiere. Auf dem Wege zu diesen Unendlichkeiten liegen alle Strebungen zum Erkennen des Richtigeren, alle Wünsche unserer Seele, alle Glut unserer Liebe, alle Pläne zum Besseren, alle Ideale, die wir uns bauen können. Aber auf dem Ideenweg treiben sich auch Irrideale und irrbegehrende Wünsche in Massen herum, und der einseitige Ideentrieb bevölkert wohl gar das gänzlich Unbekannte, das Unendliche mit den Gestaltungen endlicher Phantasie und zieht uns ab von den Ideen, die das Leben selber befreien und höher gestalten könnten.

»O, glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!« Und die Masse der Menschen bis jetzt, sie, die in die Tiefen dieses Labyrinths noch nie einzudringen versucht oder nur damit gekändelt hat, sie legt sich, wenn sie einmal ein wenig zu suchen gestrebt hatte, wieder gar zu gern einen jener Majaschleier vor die Augen, durch den sie den Abgrund, vor dem ihr graut, mit lieblichen Gestalten verkleidet sieht. Gerade in Zeiten des sturmgleichen Wechsels und ungeheuren, den meisten ganz unverständlichen Schicksals wie heute geschieht das. Eine Erntezeit für alle Cagliostros. Und der Teufel grinst dann: »Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab' ich dich schon unbedingt.«

All das, soll das wieder sein? Soll's nochmals helfen, uns zur Tiefe zu tragen? Das ist heute wieder auf allen Gebieten ernsteste Frage. Langsam freilich, Schritt um Schritt nur und nach zahllosen Fehlschlägen und Verbesserungen wächst die Wissenschaft zur Leiterin heran. Sie weist uns nur allmählich die Mittel, wie wir die Irrlichter vermeiden und die Kräfte finden, die Natur wie uns selbst in immer weiterem Maße zu verstehen und zu beherrschen. Aber sie weist sie uns nur, wenn wir den Ideenweg zu höherer Einsicht klaren Auges und mit nimmermüdem Mute wandern und vor allem den W i l l e n haben, an keinem Gedanken, und wäre er der liebste, zu haften, wenn wir zweifeln müssen an dessen Wahrheit. Unverschleiert in den Abgrund sehen können, statt ihn von jener Maja verbergen zu lassen, ist unerläßlich, wenn wir nicht Ungelöstes gelöst wähnen und in Ruhe versinken sollen. Eine schwere Aufgabe! Eine schwere Selbstverpflichtung! Und so auch keinen Fehler aus Taktik nach außen festhalten wollen! Denn das ist doch Feigheit. Innerlich wahr sein vor sich selber! Nur dann werden wir hoffen können, auch nach außen an Erwerbskraft zu gewinnen.

Gerade uns Sozialisten, die wir heute ebenfalls vor der Frage nach der Notwendigkeit des Umbaus manch alter, liebgewordener und zum Teil durch verehrte Autoritäten gestützter Lehrmeinungen stehen, muß die Bedeutung

und die Schwierigkeit der Entscheidungen aufs deutlichste vor die Seele treten. Das darf unseren Mut zu deren Lösung nicht lähmen, aber es muß zur besonnensten und unvoreingenommen sachlichen Zusammenarbeit spornen, zu einer Arbeit, die den Fragen ganz elementar auf den Grund geht, sich nicht in Allgemeinheiten verliert und in rechthaberischem Streit gegeneinander erhitzt. Und das nicht etwa nur in bezug auf Programmfragen, sondern auf allen Gebieten. Nur wenn wir fest sind im Willen nach Wahrheit und fest im Entschluß, allen Einflüsterungen derer zu widerstehen, die auf anderem als auf dem dornbesäten wissenschaftlichen Wege Wahrheit verspenden möchten, können wir hoffen, unsere Aufgaben zu lösen. Darum aber bedarf es auch der Erkenntnis sowohl der Bedingungen, unter denen allein wir Wahrheit zu finden vermögen, als auch Erkenntnis der Irrtumsbahnen, in die gerade diese Bedingungen selbst uns zu leiten imstande sind, wenn wir nicht genügend zu kontrollieren vermögen. Nur wenn wir danach behutsam verfahren, kommen wir allmählich zu sicheren Ergebnissen auch im besonderen. Diese Erkenntnisse aber sind die Vorbedingungen zur richtigen Tat.

Das Problem einer Neugliederung des Reichs

Von L. Radlof (Bremerhaven)

Genosse Richard Perner hat in Nr. 11 der Neuen Zeit vom 9. Dezember 1921 das Problem Groß-Hamburg aufgerollt und an der Hand einer Reihe von Tatsachen den Nachweis zu führen versucht, daß die Erfüllung der Forderungen Hamburgs keinen Aufschub erleiden dürfe, wenn es seinen weltwirtschaftlichen Aufgaben genügen solle. Der neuernannte Staatskommissar Dr. Südekum wird die von Hamburg geltend gemachten Gründe gründlich prüfen müssen. Es wird sich dann zeigen, ob eine gebieterische Notwendigkeit besteht, daß Hamburg die Einverleibung preußischer Städte und Gemeinden braucht, um seine wirtschaftlichen Aufgaben erfüllen zu können. Sicher ist nicht ohne Bedeutung, daß auch die Sozialdemokratie der Nachbarstädte Hamburgs diese Einverleibung fordert. Andere Genossen wie Noske, Kürbis sind der Meinung, daß Hamburg partikularistische Interessen vertritt, die nicht im Einklang stehen mit den Interessen des Reiches und Preußens. Es wird von ihnen betont, daß durch die Angliederung preußischer Gebiete nur noch eine größere Zerrissenheit des Reiches eintreten würde. Es müsse — so sagen diese Genossen — das Ziel fest im Auge behalten werden, so oder so den Einheitsstaat herzustellen, und dieses Streben führe zu dem Gedanken, Hamburg in Preußen und das Deutsche Reich aufgehen zu lassen. Hamburg könne nicht bestreiten, daß es — was seine Schiffahrt angehe — seinen Stand von 1913 zu 80 Prozent wieder erreicht habe, was darauf schließen lasse, daß es auch ohne die Einverleibung preußischer Städte und Gemeinden vorwärtskomme.

Der Artikel 18 der neuen Reichsverfassung bietet die Möglichkeit, mit der Kleinstaaterei aufzuräumen. Das Problem Hamburg rollt also gleichzeitig das Reichsproblem auf. Wir müssen anerkennen, daß die drei Jahre nach der Revolution eine Kette von verpaßten Gelegenheiten bilden. Schon lange vor dem Kriege schwebte uns der Einheitsstaat Deutschland als Ideal vor. Wir wußten, daß die Kleinstaaterei uns eine große Masse Geld gekostet und daß diese uns auf fast allen Gebieten der Wirtschaft, des Rechts, der geistigen Kultur und der Verwaltung ungeheure Hindernisse bereitet hat. Jeder Kleinstaat glaubt ein Anrecht auf eine kostspielige eigene Regierung, ein Landesparlament und eine eigene Verwaltung zu haben. Das Bürgertum hat heute noch vielfach ein Interesse daran, diese Kleinstaaterei zu erhalten. Um so mehr sollten wir den Gedanken der Kleinstaaterei in unseren Reihen be-

kämpfen. Es ist bekannt, daß das preußische Landesparlament sich zu wiederholten Malen für das Aufgehen in den Reichseinheitsstaat erklärt hat. Es scheint mir falsch zu sein, heute noch zu sagen, Preußen können wir kein Vertrauen entgegenbringen. Das heutige Preußen sieht denn doch etwas anders aus als das vormalige monarchistische. Die Sozialdemokratie bekleidet in der preußischen Regierung wichtige Ämter, und unsere Fraktionsstärke im Preußenparlament bietet die Gewähr, daß das Ziel des Einheitsstaats nicht aus den Augen verloren wird. Daß Preußen sich wertvolle Glieder nicht einfach abschneiden lassen will, ist verständlich, auch deshalb, weil dann sofort andere Staaten kommen, die aus dem Kuchen Preußen ebenfalls ein Stück herausschneiden möchten. Nicht minder ist es zu verstehen, daß Preußen den bedrohten Städten und Gemeinden — wie zum Beispiel Altona — mit der Gewährung von Staatsgeldern zur Erfüllung ihrer Aufgaben unter die Arme greift, damit sie von den anderen Ländern nicht »übergeschluckt« werden.

Nach den neueren Meldungen sieht es so aus, als ob zwischen Hamburg und Preußen ein Kompromiß angestrebt werden soll. Ich kann bis heute nicht finden, daß man damit der Sache dient, für die wir als Sozialdemokraten eintreten. Es besteht vielmehr die Gefahr, daß auch in anderen Ländern der Gedanke des Kompromisses populär und das ganze Problem auf ein falsches Geleise geschoben wird. Es wird dann auf Grund dieses Kompromisses fortgewurstelt, der »neue« Zustand stabilisiert und das Ziel einfach »vergessen«.

Uns in den Unterweserstädten drückt eine ähnliche Sorge wie Hamburg. Dr. Koch, Minister a. D., der sich in seinem bekannten Exposé über Hamburg auch mit dieser Frage beschäftigt hat, ist der Meinung, daß die Unterweserstädte — Bremerhaven, Lehe und Geestemünde —, die wirtschaftlich zusammengehören, auch politisch zusammengeschlossen werden müssen. Das Problem für uns liegt insofern anders, als es sich nicht wie bei Hamburg um die Mutterstadt, sondern um die Tochterstadt Bremerhaven handelt, die mit zwei preußischen Gemeinden Lehe und Geestemünde zusammengeschlossen werden soll. Seit Jahr und Tag schweben darüber Verhandlungen zwischen Preußen und Bremen. Auch Oldenburg wird in den Verhandlungen erwähnt. Aber zu einem greifbaren Entschluß sind die verantwortlichen Stellen noch nicht gekommen. Das Wort »schweben« hat einen unangenehmen Beigeschmack. Man weiß niemals, was man darunter verstehen soll. Als die Revolution ausbrach, hörten wir den Stoßseufzer: Ach, wenn doch der Soldatenrat mit einer kräftigen Proklamation die politische Zusammengehörigkeit einfach verkünden wollte. Wir hätten uns dann mit dieser Frage nicht mehr abzuquälen brauchen. Preußen sowohl wie Bremen hätten sich dann mit der vollzogenen Tatsache abgefunden, und alle aufgetauchten Ablösungs- und Entschädigungsforderungen wären abgetan gewesen.

Aus der Geschichte der Stadt Bremerhaven sei dazu folgendes angeführt: Der Staatshafen in Bremerhaven wurde auf Kosten des Staates Bremen gebaut. Im Jahre 1897 wurde das Werk gekrönt, neues Gelände erworben und zur neuen Hafeneinfahrt die Gründungspfosten der neuen Kammerschleuse gerammt. Der Bahnverkehr sollte neu geregelt werden, um überflüssige und unerwünschte Gütergeleise aus dem Stadtverkehr und dem Hafengelände zu entfernen. Ein Verschubbahnhof wurde angelegt. Der Krieg machte die weitere Arbeit zunichte. Nun steht Bremerhaven da ohne die Hilfe von Bremen, das infolge der ungeheuren Verteuerung der Baukosten nichts mehr beisteuern kann und will. Bremerhaven ist aber auch sonst in seiner Entwicklung gehemmt. Geestemünde betrachtet man als die sogenannte reiche Stadt, hier sind die Werften von Tecklenborg und Seebeck, die viele Tausende von Arbeitern und Angestellten beschäftigen, hier hat sich eine gewaltige Fischindustrie entwickelt, und der von Preußen bewilligte Millionenzuschuß zum Ausbau des Fischereihafens in Geestemünde trägt nicht unwesentlich dazu bei, daß Bremerhaven im Schatten leben muß. Dazu kommt, daß Bremerhaven neben allem sonstigen mit der sogenannten Industrie- und Fischereiklausel behaftet ist und trotz Erwerbs großen Geländes in der Hafengegend nichts Rechtes unternehmen kann. Von Preußen liegt

Berechnung in dem Plane, daß es Geestemünde in so ausreichendem Maße unterstützt. In dem Gebietsabtretungsvertrag zwischen Bremen und Preußen ist bestimmt worden, daß nur ein Teil des Bremerhavener Hafens zur Seefischerei benutzt werden darf und auch nur ohne Hilfe Bremens.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn die drei Unterweserstädte politisch eins wären, ein Aufblühen nicht in Frage käme. Leider besteht auch in den politischen Vertretungen der drei Städte keine einheitliche Auffassung über die hohe Bedeutung eines politischen Zusammenschlusses. Von Lehe, dieser reinen, aber armen Arbeiterstadt, geht wohl der geringste Widerstand gegen eine Vereinigung aus, dagegen wird von Geestemünde der stärkste Widerstand geleistet. Geestemünde fürchtet, daß es bei einem Aufgehen in den Dreistädtekomplex leiden wird und seine relativ blühende Entwicklung gehemmt werden könnte. Interessant war die vor etlichen Monaten einsetzende Pressefehde über die Aufhebung der Fischerei- und Industrieklausel, soweit Bremerhaven in Frage kommt. Von den maßgebenden Herren in Geestemünde wurde mit starken Worten betont, daß es in die Aufhebung dieser Klausel nicht willigen könne. Während in vielen anderen Fragen die sozialdemokratischen Fraktionen — die in allen drei Städten die Mehrheit haben, wenn man die U.S.P. uns zurechnet — einträchtiglich zusammenarbeiten, steht die in Geestemünde in der Klauselfrage auf dem verneinenden Standpunkt! Die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion in Geestemünde wird damit begründet, daß es im Interesse der Fischerei und ihrer Entwicklung liege, wenn sie nur auf *einem* Platze blühe. Man kann diesen Standpunkt begreiflich finden. Diese hier obwaltenden Schwierigkeiten wären aber sofort beseitigt, wenn die drei Unterweserstädte politisch vereinigt würden. Bremerhaven könnte es dann nur recht sein, wenn die blühende Fischindustrie sich nur auf einer Stelle weiterentwickelt. Die Fischerei- und Industrieklausel, um deren Aufrechterhaltung sich Geestemünde und Bremerhaven streiten, hätte jeden Sinn verloren.

Wie aber steht es sonst um die hier aufgerollte Frage des politischen Zusammenschlusses?

Jede der drei Städte hat eine eigene Verwaltung und ein eigenes Rathaus. Jede Stadt ein Wasserwerk und Elektrizitätswerk. Das Gaswerk haben Lehe und Bremerhaven gemeinsam. Geestemünde hat sein eigenes. Der Schlachthof ist allerdings für alle drei Städte gemeinsam. Jede Stadt aber hat ihr Wohlfahrtsamt und ihr Finanzamt. Bahnhöfe sind in Lehe und Geestemünde. Bremerhaven, das im Zentrum liegt, mußte auf einen Bahnhof Verzicht leisten.

Indem wir diese Dinge hier kurz Revue passieren lassen, wollen wir damit nur zum Ausdruck bringen, daß bei allseitigem gutem Willen viel Geld gespart werden könnte, nicht nur an Material, sondern auch an Beamten. Bei Zusammenlegung der drei Städte könnte die Verwaltung vereinfacht werden. Der jetzige Zustand bedingt ein kompliziertes System. Trotz der gemeinsamen wirtschaftlichen Verhältnisse haben wir zwei Handelskammerbezirke. Der eine umschließt Lehe und Geestemünde, der andere Bremerhaven — gehört aber zu Bremen! Städtische und staatliche Interessen durchkreuzen sich und spielen einander Schabernack. Bei einiger Überlegung und mit gutem Willen auf allen Seiten ließe sich wirtschaftlich, finanziell und kulturell ein besseres Resultat erzielen.

Am besten wäre eine friedliche Lösung des Problems zwischen den beteiligten Ländern Preußen und Bremen. Die Verschmelzung muß kommen. Heute ist Bremerhaven von allen Seiten eingeschnürt. Es kann nichts Größeres unternehmen. Wäre es mit den Nachbarstädten politisch verbunden, dann brauchte es um seine Zukunft nicht zu sorgen.

Die Unterweserstädte befinden sich also in einer ähnlichen Lage wie Hamburg, und wenn das Problem eines größeren Hamburg in Angriff genommen wird, müssen auch die Verhältnisse der Unterweserstädte neu geregelt werden.

Literarische Rundschau

Konrad Häniſch, Neue Bahnen der Kulturpolitik. Aus der Reformpraxis der deutſchen Republik. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., und Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 182 Seiten. Preis geheftet 18 Mark.

Die Schrift des Genoſſen Häniſch iſt in gewiſſem Sinne eine Rechtfertigungsſchrift. Sie ſoll Rechenſchaft davon ablegen, was ſeit dem November 1918, ſeit der Übernahme des preußiſchen Kultusminiſteriums durch Häniſch, auf den verſchiedenen Gebieten des Volksſchul- und Hochſchulweſens, der Kirchenpolitik und der Kunſtpflege geleiſtet worden iſt. Zugleich ſucht Häniſch auf Grund ſeiner praktiſchen Erfahrungen darzuſtellen, auf welche Reformarbeiten ſich das kulturpolitiſche Streben der Sozialdemokratie in den nächſten Jahren vornehmlich richten muß und was unter Berückſichtigung der beſonderen preußiſchen Machtverhältniſſe und der überlieferten eingewurzelten Inſtitutionen erreichbar ſcheint.

Die Tätigkeit des Genoſſen Häniſch als Leiter des Kultusminiſteriums oder, wie es jetzt heißt, des Miniſteriums für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volksbildung hat in den Reihen unſerer Parteigenoſſen verſchiedentlich eine herbe Kritik erfahren. Vereinzelt iſt ſogar behauptet worden, daß auf dem Gebiet der Schulreform viel weniger geſchehen ſei als in anderen unter ſozialiſtiſchen Miniſtern ſtehenden Miniſterien. Daß dieſe Anſicht völlig unrichtig iſt und gerade auf dem Gebiet des Schulweſens in den Jahren 1918/21 viele in kultureller wie in politiſcher Hinſicht höchſt bedeutſame Reformen durchgeführt worden ſind, war ſchon bisher jedem bekannt, der ſich die Arbeitsleiſtungen des Kultusminiſteriums unter Häniſchens Führung genauer angeſehen hatte, und wird durch die überzeugenden Ausführungen des vorliegenden Buches klar und deutlich nachgewieſen. Freilich, im Vergleich zu dem, was manche die politiſchen, finanziellen und organiſatoriſchen Schwierigkeiten verkennende radikale Schul- und Kunſtreformer forderten, mögen die durchgeführten Reformen nur als ſchwächliche Teilkonzeſſionen erſcheinen. Aber das iſt nicht die Schuld von Häniſch. Wo alle nötigen Vorbedingungen fehlen, vermag auch der beſte, intenſivſte Wille eines Miniſters keine Erfolge zu erzielen. Zudem kommt bei der Betrachtung der Amtstätigkeit des Genoſſen Häniſch in Betracht, daß gerade auf dem Felde kulturpolitiſcher Arbeit die Früchte meiſt ziemlich langſam reifen. Manche Anregung, manche Saat, die Häniſch ausgeſtreut, wird erſt in ſpäteren Jahren Wurzel ſchlagen und aufgehen.

Mit der Art, wie Häniſch ſeinen Stoff behandelt, bin ich nicht ganz einverſtanden. Von der politiſchen Lage ausgehend, in der ſich das preußiſche Kultusminiſterium nach der Novemberrevolution befand, ſchildert Häniſch auf 116 Seiten ſeiner Schrift die mannigfachen Neuerungen, die ſeitdem im geſamten Schul- und Theaterweſen ſowie auf kirchenpolitiſchem Gebiet durchgeführt worden ſind — aber nicht in der Weiſe eines Berichterſtatters, der ſich ſtreng an ſein Thema hält und den Stoff nach beſtimmten Geſichtspunkten gliedert. Allzu gerne geht er auf allgemein kulturphiloſophiſche und literariſche Fragen über, ſpricht rein perſönliche Anſichten aus und gefällt ſich in der Skizzierung von ſchönen Zukunftsperſpektiven. Dadurch gewinnt ſein Buch etwas Lockeres und Unterhaltendes, ich möchte faſt ſagen Feuilletoniſtiſches. Das wird zwar manchem Leſer behagen, iſt aber nach meiner Anſicht dennoch ein Fehler. Es wäre weit beſſer, wenn der Verfaſſer den Stoff mehr zuſammengepreßt und ſich auf eine politiſch-informatoriſche Behandlung beſchränkt hätte, denn das vorliegende Buch hat doch nicht den Zweck, amüſant und unterhaltend zu ſein. Es hat vielmehr nach meiner Anſicht in erſter Linie die Aufgabe, den unberechtigten Angriffen der Parteifreunde und Parteifeinde auf die Reformtätigkeit des Genoſſen Häniſch entgegenzutreten, zu ſchildern, was unter ſeiner Miniſterſchaft an Reformen durchgeführt iſt und zugleich den ſozialdemokratiſchen Journaliſten, Agitatoren und Verſammlungsrednern ein leicht faßliches und verwendbares Material

an die Hand zu geben, das sie befähigt, den Verdächtigungen, wie sie hauptsächlich in katholischen Arbeiter- und Kleinbürgerkreisen umlaufen, wirksam zu begegnen. Für diesen Zweck, der durchaus nicht als nebensächlich betrachtet werden darf, ist jedoch die von Hänisch gewählte feuilletonistische Fassung seiner Schrift wenig geeignet.

Heinrich Cunow

Hanns Günther, **Radiotechnik, das Reich der elektrischen Wellen.** Stuttgart 1921, Franckhsche Verlagshandlung. Preis geheftet M. 5,20, gebunden M. 7,80.

Unter den Buchbeilagen, die die Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde in diesem Jahre herausgebracht hat, nimmt die »Radiotechnik« von Hanns Günther eine hervorragende Stellung ein. Sind die Kosmosbüchlein — der Unterzeichnete kennt eine große Zahl von ihnen aus eigener Anschauung — bisher schon meist Treffer gewesen, so ist das vorliegende Werkchen ein Haupttreffer. Schon die erste Bildbeilage, auf der wir »die Pioniere der Radiotechnik« sehen, ist wertvoll, und weitere 28 Abbildungen im Text unterstützen die Anschaulichkeit des Buchinhalts.

Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, in gemeinverständlicher Weise die wesentlichsten Tatsachen der Funkentelegraphie herauszuheben. Auch ein völlig Uneingeweihter wird nach der Lektüre des Buches über die physikalischen Grundlagen der Radiotechnik und ihre große praktische Bedeutung durchaus im klaren sein. Ein besonders großer Vorzug des Büchleins ist ferner die Einstellung des ganzen Problems in den Rahmen des modernen wirtschaftlichen und politischen Geschehens. Die Radiotechnik zeigt sich hier nicht nur als eine Glanzleistung der neueren Physik und Technik, sondern zugleich als ein Werkzeug der heutigen Kulturmenschheit, die wirtschaftspolitischen Dinge zu fördern und zu meistern. Diese Synthese aus Naturwissenschaft und Technik einerseits, Wirtschaft und Politik andererseits, die heute leider erst in so wenigen Werken angetroffen wird, mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß es schon jetzt, kurze Zeit nach seinem Erscheinen, sich weiter Verbreitung erfreut.

Was den Inhalt des Buches im einzelnen anbelangt, so schildert der Verfasser zunächst die physikalischen Grundlagen der Radiotechnik. Weitere Abschnitte behandeln die Anwendungen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie, die sehr viel des Interessanten bieten. Es sei nur auf die Beziehungen zwischen der Radiotechnik und der Presse, dem See- und Luftverkehr hingewiesen. Schließlich wird die allgemeine wirtschaftliche und politische Bedeutung dieses Kulturwerkzeugs der modernen Menschheit im Kriege wie im Frieden in einzelnen Abschnitten beleuchtet.

Anläßlich dieser Besprechung der Güntherschen »Radiotechnik« möchte ich auf ein früher erschienenes Werk desselben Verfassers, betitelt »Elektrotechnik für alle« (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung) hinweisen, das zur Einführung in die Grundlehren der Elektrotechnik wie kaum ein anderes geeignet ist.

Max Schön

Ludwig Thoma, **Der Ruepp.** Roman. München, Verlag A. Langen. 304 Seiten. Preis geheftet 24 Mark, gebunden 38 Mark.

Im letzten Sommer ist Ludwig Thoma gestorben. Drei Monate nach seinem Tode brachte der Verlag den vorliegenden Roman heraus. Das Buch gibt eine Bauerntragödie aus Thomas ehemals fruchtbarster Domäne, aus Oberbayern, und darf nächst dem wacker gestalteten »Andreas Vöst« und dem ebenso wertvollen »Wittiber« seinen Platz beanspruchen. Thomas in der Zwischenzeit veröffentlichte Romane »Altaich« und »Der Jagerloisl« waren von anderer, leichterer Art, im »Ruepp« aber steckt wieder altes Thomasches Künstlertum — Urwüchsigkeit und herbe Derbheit. Kurz, das Rückgrat der Fabel: Der Rueppbauer ist ein Tunichtgut, ein Saufaus, der lediglich im Wirtshaus seinen Mann stellt, der den Hof verkom-

men läßt und Frau und Kindern eine Last ist. Auf seinem Anwesen lebt eine alte Dienstbotin, die eines Tages stirbt und der der verkommene Bauer in der Todesstunde ihr Erspartes entwendet. Die Sache wird ruchbar, und der in verzweiflungsvolle Enge Getriebene sieht keinen anderen Ausweg als den Strick, mit dem er sich im nahen Gehölz erhängt.

Was Thoma hier zum Vorwurf nahm, ist freilich nur ein Einzelschicksal, kein typisches Zeitbild, dennoch: in dem engen Rahmen des Stoffes hat der Verfasser Tüchtiges geleistet. Niemand wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Kl.

Ernst Preczang, **Im Strom der Zeit.** Gedichte. Vierte, wesentlich vermehrte Auflage. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. und Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 212 Seiten. Preis gebunden 20 Mark.

Daß Preczangs Gedichtbuch »Im Strom der Zeit« in Arbeiterkreisen guten Anklang gefunden, beweist die nunmehr vorliegende Auflage des hübsch ausgestatteten Buches. Der Inhalt hat gegenüber den früheren Auflagen eine wesentliche Bereicherung dadurch gefunden, daß die in der Kriegszeit entstandenen Strophen unseres Dichters in der neuen Auflage Raum bekamen. Von der Tiefe und Formvollendung der Preczangschen Gedichte braucht hier nicht groß die Rede zu sein; ihre zündende, fein durchgearbeitete, in leiser Nachdenklichkeit schwingende Art ist zur Genüge bekannt. Es ist eines von jenen Büchern, die man in stimmungsvollen Feierstunden lesen muß, dann erschließt sich einem die ganze Gemütstiefe unseres Dichters. Rein und klar und phrasenfrei kommen ihm die Worte, quellen ihm die Bilder. Und wie das Buch Auflage um Auflage seinen Leserkreis erweitert, so wird sicherlich auch der vorliegenden neuen Auflage ein wachsender Wirkungskreis beschieden sein. Wir möchten das wenigstens dem äußerlich schmucken und inhaltlich tiefen und gehaltvollen Bändchen aufrichtig wünschen. L.

Bernard Shaw, **Back to Methuselah.** A Metabiological Pentateuch. 87 und 267 Seiten. London 1921, Constable & Co.

Bernard Shaw geht in seinen Werken stets tiefernsten Problemen nach. In diesem Buche handelt er von der Möglichkeit der Verlängerung des Lebens. Er gibt seinen Gedanken Ausdruck in einer biologisch-metaphysischen Einleitung und fünf dramatischen Dichtungen. Wer einigermaßen die moderne Biologie kennt, sieht sofort, daß Shaw nicht in dem Maße mit den Ergebnissen der neueren Forschungen vertraut ist, wie es von jedem verlangt werden muß, der sich an eine so wichtige Frage heranwagt. Er predigt einen phantastischen Neovitalismus und Neo-Lamarckismus und sucht die Lehre von der natürlichen Auslese als Prinzip der Gestaltung der Lebewesen zu diskreditieren. Das nimmt nicht wunder von einem Manne, dessen Gedankenflüge sich gar so leicht über die nüchterne Wirklichkeit emporschwingen; ein solcher muß selbstverständlich zu einer Weltanschauung kommen, welche den Lebensvorgängen teleologische Deutung gibt. Bei der Sicherheit, mit der Shaw seine Auffassungen vorträgt, und seiner Art des Herunterreißens der neueren auf Darwin folgenden biologischen Forschung kann dieses Buch in den weiten Kreisen des Publikums, für die es bestimmt ist, nur Verwirrung stiften.

Shaw nennt seine Auffassung vom Leben »schöpferische Evolution«. Er hängt dem Gedanken an, daß der Wille, wenn er nur stark genug ist, die Entstehung neuer Organe ebenso veranlassen kann wie den Verfall und das Schwinden von Organen. So sei auch die Lebensdauer nicht durch äußere Umstände bedingt, sondern durch den Willen; denn wie wäre es zu erklären, frägt unser Autor, daß ein Papagei zehnmal so lange lebt wie ein Hund und daß eine Schildkröte fast unsterblich ist. Die Lebensdauer des Menschen kommt Shaw viel zu kurz vor. Wir seien bloße Kinder, wenn wir sterben. Doch, um das Leben zu verlängern, sei nichts nötig — als der feste Wille dazu.

Beachtung verdient der Gedanke Shaws: Organische Änderungen, die Bestand haben sollen, dürfen nicht zufällig und ungewollt erfolgen; nur wenn der Wille mitwirkt, sei der Bestand einer Abänderung gesichert, und aus diesem Grunde müssen die Tierversuche zur Feststellung der Vererbung erworbener Eigenschaften zu negativen Resultaten führen, denn es mangelt der »Wille« der Versuchstiere (ihre psychische Disposition) zu der erstrebten Umgestaltung. H. Fehlinger

Notizen

Der Drang zum Universitätsstudium. Gar manches ist seit Beginn des Weltkriegs ganz anders verlaufen, als die gewöhnliche Schulweisheit oder der vielgepriesene »hausbackene« Menschenverstand sich träumen ließen. Zu diesen Dingen, die »anders gekommen sind«, als vor einigen Jahren allgemein angenommen wurde, gehört auch die Entwicklung des Universitätsstudiums. Wer zur Zeit des furchtbaren Kriegszusammenbruchs im Oktober 1918 verkündet hätte, trotz unserer finanziellen Not, der Hinwegraffung großer Teile unserer männlichen Jugend durch den Krieg, der enormen Lebensmittelteuerung, der ungeheuren Preissteigerung der Lehr- und Lernmittel und vor allem der niedrigen Entlohnung der geistigen Arbeit im Vergleich zur gewöhnlichen Handarbeit werde ein enormer Andrang zu den Universitäten stattfinden, wäre ausgelacht worden. Und doch hat sich die Masse der Studierenden in den letzten Jahren ganz beträchtlich vermehrt. Während im Sommersemester 1914 an den deutschen Universitäten (damals 21, jetzt, nachdem Hamburg und Köln dazugekommen sind, 23) im ganzen 60 748 Studierende immatrikuliert waren, belief sich deren Zahl im Sommersemester 1921 auf 87 530. Dazu hat freilich die steigende Teilnahme des weiblichen Geschlechts am akademischen Unterricht manches beigetragen, wenn auch nicht in dem Maße, wie oft behauptet wird. Im Sommersemester 1914 belief sich die Zahl der weiblichen Studierenden nur auf 4057, 1921 auf 8295. Sie hatte sich also mehr als verdoppelt.

Als das Seltsamste erscheint aber, daß dieser Zuwachs von fast 27 000 Studierenden fast ausschließlich auf die rechts- und staatswissenschaftlichen Fächer mit Einschluß der Volkswirtschaftslehre entfällt. Außer diesen Wissenschaften haben nur noch die Zahnheilkunde, die Mathematik und Naturwissenschaft sowie die Chemie und Landwirtschaftslehre eine nennenswerte Zunahme von Studierenden aufzuweisen. Es studierten nämlich im Sommersemester:

	1914		1921	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Evangelische Theologie	4316	18	3281	72
Katholische Theologie	2055	—	2149	—
Rechts- und Staatswissenschaften	9617	57	19398	618
Volkswirtschaftslehre	2360	128	9945	865
Medizin	15461	979	14712	2025
Zahnheilkunde	932	38	4675	304
Philologie und historische Wissenschaften	10832	1877	9550	2725
Mathematik und Naturwissenschaften	6148	733	6203	932
Chemie	885	29	2832	195
Pharmazie	1076	10	848	145
Landwirtschaft	1353	7	3118	49
Sonstige Fächer	1656	181	2524	365
Gesamtzahl	56691	4057	79235	8295

Was, wenn diese Anziehungskraft der Rechts-, Staats-, Wirtschaftswissenschaften anhält, Deutschland schließlich mit seinem Überschuß an Juristen und Volkswirtschaftlern anfangen soll, bleibt rätselhaft.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 19 40. Jahrgang ◆ 1. Band 3. Februar 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

UNIVERSITY OF ... APR ... LIBRARY

Inhalt des Heftes

Zur politischen Lage in Bayern. Von Johannes Timm (München).

Die amerikanische Krise. Von H. Willig.

Gewerkschaftskampf und Unternehmergewinne. Von A. Ellinger.

Ethnologische Wirtschaftsforschung. Von H. Cunow.

Neugliederung des Reichs. Von R. Perner (Hamburg).

Außenpolitische Rundschau. Von J. St.-J.

Literarische Rundschau: W. Reimes, **Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte.** ◆ Dr. Karl Weule, **Die Anfänge der Naturbeherrschung.**

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Borchardt, Julian, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von der Urzeit bis zur Gegenwart. Erster Band: Bis zum Ende der Hohenstaufen. Berlin, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten. 196 S. Geh. 18 M., geb. 25 M.

Damaschke, Adolf, Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Neunzehnte Auflage. Jena, Gustav Fischer. 484 S.

Rhein, Saar und Ruhr im Lichte der französischen Presse. Als Manuskript gedruckt. Oktoberheft 1921. Selbstverlag des Herausgebers. 82 S.

Russische Korrespondenz. Jahrgang II, Band 2, Nr. 7 bis 9, Juli-Oktober 1921. Leipzig, Kommissionsverlag Franke. 12 M.

Sozialistische Steuerpolitik. Kritik und Vorschläge. Von einem preußischen Staatsbeamten. Herausgegeben von „Aufbau und Werden", Gesellschaft für praktische Volksaufklärung. Berlin, Firnverlag. 43 S. Geh. M. 7.50.

Ursachen des Milliardendefizits der Reichseisenbahn im Lichte geschichtlicher Tatsachen. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Eisenbahnerverbandes. 158 S.

Zum Jahrestag der proletarischen Revolution in Rußland, 1917 bis 1921. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Karl Hoym Nachfolger. 74 S. Geh. 2 M.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart

In neuer Auflage ist soeben erschienen:

Volkstümliche Geschichte der Philosophie

Von Karl Vorländer

Zweite Auflage

Internationale Bibliothek Nr. 62 ✦ Preis gebunden 40 Mark

Zu verkaufen: Neue Zeit. Jahrgänge 23 bis 35 in 26 Original-Leinenbänden mit Register. Diverse Jahrgänge Sozialistische Monatshefte. Angebote an B. Schuster, Buchhandlung, Gleiwitz, Oberschlesien, Zernikerstraße Nr. 19.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 19 Ausgegeben am 3. Februar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur politischen Lage in Bayern

Von Johannes Timm (München)

1. Die Absägung des Herrn v. Kahr

Unter der anderthalbjährigen Regierung des Ministerpräsidenten v. Kahr wurde Bayern von dem durch die Räteputsche verängstigten Bürgertum allgemein als »Ordnungszelle« gepriesen. Kahr galt als Mann, der die »Ruhe und Ordnung« in Bayern wiederhergestellt habe. Mit Unrecht, denn Herr v. Kahr übernahm im März 1920 ein Staatswesen, das sich auf dem besten Wege zu seiner Konsolidierung befand. Mit zäher Energie bekämpfte die sozialistische Regierung unter dem Ministerpräsidenten Hoffmann im April und Mai 1919 von Bamberg aus erfolgreich die zur Auflösung des Staates treibenden kommunistischen Putsche, die sich besonders in Südbayern austobten. Als die erste Phase dieses Kampfes überwunden war, verbreiterte Hoffmann seine Regierung. Von den bürgerlichen Parteien wurde die Bayerische Volkspartei und die Deutsche Demokratische Partei mit der Sozialdemokratischen Partei zur Regierungsbildung herangezogen. Anfangs Juni 1919 kam eine Koalitionsregierung auf dieser Basis zustande. Sie bestand aus fünf bürgerlichen und vier sozialdemokratischen Vertretern. Dem Sozialdemokraten Johannes Hoffmann wurde das Ministerpräsidium übertragen. Die Bayerische Volkspartei, obgleich die stärkste Partei, lehnte es noch im Herbst 1919 ganz entschieden ab, den Ministerpräsidenten für das in seiner Mehrheit aus bürgerlichen Politikern bestehende Ministerium zu stellen. Offen wurde ausgesprochen, die Sozialdemokratie müsse nach außen durch ihre Firma die Verantwortung für die Wirren übernehmen, die infolge der Ernährungsschwierigkeiten während des bevorstehenden schlimmen Winters entstehen könnten.

Und die Sozialdemokratie hat damals die Verantwortung auf sich genommen. In der Regierung war sie bestrebt, dem neuen Freistaat Bayern ein festes Gefüge zu geben. Dem energischen Willen des Ministerpräsidenten Hoffmann gelang es auch, bereits im August 1919 die neue republikanische Verfassung Bayerns unter Dach zu bringen. Ruhe und Ordnung — um einmal diese vielfach falsch angewendeten bürgerlichen Schlagworte beizubehalten — wurden durch eine entsprechende soziale Politik gegen neue Putsche gesichert. Ohne daß auch nur ein einziges Mal, nach den niedergezwungenen Räteputschen im Frühjahr 1919, größere Militär- und Polizeiverbände eingesetzt zu werden brauchten, blieb die äußere Ordnung unter dem Ministerium Hoffmann vollständig gewahrt. Der Landtag konnte zum Beginn der Herbst- und Wintersession 1919/20 wieder von Bamberg nach München verlegt werden, hauptsächlich auf Betreiben der Sozialdemokraten, welche die Zustände in München nunmehr für eine ordnungsmäßige Tagung des

Parlaments als genügend gesichert hielten. In bürgerlichen Kreisen bestanden damals noch mannigfache Bedenken.

Die schwierige Arbeit der Wiederaufrichtung begann. Inzwischen war dem deutschen Volke der Friede mit seinen ungeheuerlichen Verpflichtungen in Versailles diktiert worden. Sollte Erträgliches für Deutschlands Zukunft herauskommen, so mußte das Volk geschlossen unter der neuen Staatsform auf republikanisch-demokratischer Grundlage zum einheitlichen Handeln zusammengeführt werden. Der deutsche Einheitsstaatsgedanke mußte also im Vordergrund stehen. Der bayerische Ministerpräsident Hoffmann stellte seine Politik auf diesen Boden ein. Die Innenpolitik wurde in ihrer Wirkung auf das Reich und auf die Außenpolitik gewertet. Dabei ergaben sich allerdings große Differenzen mit jenen Kreisen, die, mit den Schlagworten des Partikularismus arbeitend, eine Sonderpolitik Bayerns im Reiche vertraten. Noch immer begreifen diese Schichten nicht, daß die Umgestaltung der Verhältnisse der Einzelländer zum Reiche eine notwendige Folge des Krieges und der Bedingungen des Versailler Vertrags ist.

Dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Hoffmann erwuchsen daher aus seiner Politik mannigfache Widerstände. Obwohl seine Kulturpolitik — Hoffmann war zugleich Kultusminister — die Rechte der religiösen Volksschichten durchaus respektierte, erregten doch einige von ihm erlassene freiheitliche Verordnungen in den Kreisen der Bayerischen Volkspartei Anstoß. Eine wüste Hetze gegen den verhaßten Hoffmann begann in der bürgerlichen Presse. Das Bürgertum fühlte sich wieder im Sattel. Durch die Folgen der Rätewirren zusammengeschweißt, lief es Sturm gegen die sozialdemokratische Regierung, vergaß dabei aber, daß die eigenen Anhänger darin die Mehrheit hatten. Die Sozialdemokraten in Bayern wurden für alles und jedes, was den Reaktionären nicht in den Kram paßte, verantwortlich gemacht.

So standen die Dinge beim Ausbruch des Kapp-Putsches im März 1920. Der Kapp-Putsch wäre in Bayern ohne Folgen geblieben, wenn sich nicht das Militär eingemischt hätte. Die Zeitfreiwilligen, meistens Studenten, standen mit ihrer Sympathie auf seiten Kapps. Ohne genügenden Grund verlangten sie in München die Übertragung der militärischen Gewalt auf den General Möhl. Zu einem Teil gab die Regierung dem Druck nach — der Generalstreik und der Rücktritt der sozialdemokratischen Minister aus der Regierung war die Folge.

Ein rein bürgerliches Ministerium mit Herrn v. Kahr an der Spitze wurde gebildet. Damit trat zugleich ein neuer Kurs in der bayerischen Politik ein. Bayern sollte als alter Bundesstaat auf föderalistischer Grundlage allmählich wieder neu erstehen. Das war die politische Absicht des Ministerpräsidenten v. Kahr. Eine starke Stütze fand er in diesem Streben bei der Bayerischen Volkspartei, die sich inzwischen von der deutschen Zentrumspartei trennte, weil diese ihr zu »unitaristisch« war. In Bamberg gab sich die Bayerische Volkspartei ein eigenes föderalistisches Programm, das, wie Dr. Heim auf der Tagung betonte, aus außenpolitischen Gründen schnell fertiggestellt werden müsse. Damals war noch in der Bayerischen Volkspartei die Meinung verbreitet, Bayern würde in Fühlung mit der französischen Politik gewisse Sonderbestrebungen durchsetzen können. Freilich ist die Mission des französischen Gesandten, Herrn Dard, in München unter der Zeit der Kahrregierung noch nicht durchsichtig genug, doch steht fest, daß das

imperialistische Frankreich die Entstehung einer protestantischen norddeutschen Republik und einer süddeutschen Monarchie begünstigte, um dadurch das deutsche Volk dauernd in Spaltung und Zerklüftung zu halten.

Es war auf die Dauer eine Unmöglichkeit, in Bayern eine Politik zu treiben, die zu der Reichspolitik im Gegensatz stand und die im Ausland, besonders in Frankreich, schadenfrohe Hoffnungen erweckte. Zwar betonte Herr v. Kahr bei jeder Gelegenheit die Treue Bayerns zum Reiche. Allein seine Taten standen damit in offenem Widerspruch. Das starre Festhalten an der Einwohnerwehr, selbst noch zu einer Zeit, als für jeden einsichtigen Politiker feststand, daß die Einwohnerwehren nach dem Abkommen von Spaa nicht mehr zu halten waren, ist nur eines der Beispiele dafür, wie wenig dieser Mann, dessen willfährige Presse ihn als den bedeutendsten deutschen Staatsmann rühmte, staatsmännischen Blick besaß.

Freilich die sogenannten »deutschnationalen« bayerischen Kreise hatten ihre helle Freude an den Kahrschen Extratouren. Sie behaupteten, endlich bekomme die Entente einmal einen starken Willen zu spüren, der Berliner Liebedienerei dem Ausland gegenüber werde ein kräftiger Stoß versetzt und die Würde Deutschlands von Bayern verteidigt. Von der »Ordnungszelle« Bayern aus müsse die »Gesundung« des Reiches betrieben werden.

Herr v. Kahr predigte in bezug auf seine innere Politik die Versöhnung aller Volkskreise; aber auch hierin klaffte ein tiefgehender Widerspruch zwischen seinen Worten und Taten. Bei seinem Amtsantritt übernahm er eine Ausnahmeverordnung, die als eine vorübergehende Maßnahme galt und die notwendig war zu einer Zeit, als Bayern seine neue Staatsform gegen gewalttätige innere Angriffe schützen mußte. Die Kahrsche Regierung aber baute den Ausnahmezustand nicht nur nicht ab, sie handhabte ihn auch ganz einseitig nach links. In der Justiz- und Polizeiverwaltung Bayerns, besonders bei der Behandlung politischer Fälle, traten krasse Mißbräuche hervor. Die Fremdenpolizei wurde streng, oft sogar schikanös gehandhabt, Hauptbeteiligte am Kapp-Putsch aber, obwohl steckbrieflich verfolgt, konnten sich in Bayern ungehindert aufhalten. Schließlich trafen die Schüsse auf Erzberger in ihrer Auswirkung auch den bayerischen Ministerpräsidenten v. Kahr. Zum Schutze der deutschen Republik erließ der Reichspräsident seine bekannte Verordnung vom 29. August 1921. Die Ausnahmeverordnungen der Länder sollten fallen. Darob entstand große Erregung in den Regierungskreisen Bayerns. Der Ministerpräsident erklärte, ohne Ausnahmegesetze nicht regieren zu können. Die Verhandlungen mit der Reichsregierung schienen eine geeignete Grundlage zur Verständigung zu bieten. Der ständige Ausschuß des Bayerischen Landtags beschloß denn auch mit Mehrheit, unter der Voraussetzung eines weiteren Entgegenkommens der Reichsregierung in noch einigen Punkten der Aufhebung des bayerischen Ausnahmezustandes »nähertreten« zu können. Dieses »Nähertreten« wurde lediglich als ein sprachlicher Ausdruck benutzt, um Bayerns Zugeständnis der Reichsregierung gegenüber nicht als Unterwerfung erscheinen zu lassen. Der Vorsitzende der Bayerischen Volkspartei legte den Ausdruck selbst so aus, daß damit zugegeben werden solle, Bayern würde alsbald nach Inkrafttreten der abgeänderten Reichsverordnung von sich aus den bayerischen Ausnahmezustand aufheben. Einen Tag später verlangte jedoch überraschenderweise die bayerische Regierung durch Herrn v. Kahr noch den

Zusatz: »wenn es die Verhältnisse gestatten«. Diese Zumutung lehnte aber selbst die Mehrheit des ständigen Landtagsausschusses ab. Die Folge war der Rücktritt der Regierung Kahr.

In diesem Zusammenhang ist noch des Mannes zu gedenken, der neben dem deutschnationalen Justizminister Dr. Roth die stärkste Stütze des Herrn v. Kahr war: des Münchener Polizeipräsidenten Pöhner. Nach der bayerischen Ausnahmeverordnung übte Herr Pöhner zugleich das Amt eines Staatskommissars für München-Stadt und -Land aus. Er zeichnete sich durch sein schroffes Vorgehen gegen linksgerichtete Kreise und durch seine Toleranz gegen allerlei Ausschreitungen politisch rechts gerichteter Schichten aus. Alsbald nach dem Rücktritt des Herrn v. Kahr benutzte der Polizeipräsident Pöhner die bevorstehende Aufhebung des bayerischen Ausnahmezustandes als Anlaß, um von seinem Amte zurückzutreten — nicht ohne vorher der Öffentlichkeit in einem besonderen Anschlag die Gründe seines Rücktritts bekanntgemacht zu haben. In diesem Anschlag prophezeite er für die nächsten Monate die schwersten Erschütterungen des wirtschaftlichen und politischen Lebens Bayerns, die zweifellos durch sicherheitsgefährliche Elemente und landfremde Agitatoren herbeigeführt werden würden. Die Art dieser Kundgebung war eine so ungewöhnliche, daß sie selbst in rechtsbürgerlichen Kreisen verurteilt wurde.

Hätte Kahrs kleinliche, bornierte Politik nicht in ihrer Wirkung auf den Zusammenhang mit dem Reiche so bitterernste Folgen gehabt, so könnte manche Episode aus der Zeit seiner Regierung als lustiges Krähwinklerstück gelten. Schon der Abgang dieses immer noch von seinen Lobrednern als staatsmännisches Genie gepriesenen Mannes mit dem »unbeugsamen Staatswillen« ist kleinlicher Art. Ein Mann, der sich nicht getraut, ohne Ausnahmegesetze zu regieren in einer Zeit, wo es galt, unter Zusammenschluß aller politisch denkenden Kreise die gemeinsamen Interessen Deutschlands wahrzunehmen, besitzt sicherlich nicht die Befähigung zum Staatsmann. Das Lob seiner Getreuen: »er sei vor dem zerstörenden Radikalismus und verfassungswidrigen Berliner Zentralismus nie und nimmermehr auch nur um eines Fußes Breite gewichen«, wird Herrn v. Kahr nicht davor schützen, daß künftige Historiker seine Regierungshandlungen höchst abfällig beurteilen werden.

Die Einsetzung einer neuen Regierung nach dem Kahrschen Rücktritt erfolgte nicht ohne große Schwierigkeiten. Eine wüste Hetze deutschnationaler Kreise setzte ein, und überall wurde die Parole ausgegeben, dafür zu arbeiten, daß Herr v. Kahr wieder als Ministerpräsident auf den Schild erhoben werde. Der sogenannte bayerische »Ordnungsblock« organisierte einen Depeschensturm auf den Landtag. Aus großen und kleinen Orten liefen in Masse Telegramme ein mit dem Verlangen der Wiedereinsetzung des Staatsretters Kahr. Sogar in der Bayerischen Volkspartei, die Kahr hatte fallen lassen, trat nachträglich eine starke Strömung hervor, die unter Vorschützung eines Mißverständnisses seine Wiederernennung zum Ministerpräsidenten betrieb. In der Tat wurde mit ihm verhandelt und sogar die Zweckdienlichkeit einer Landtagsauflösung erwogen. Mit allen Mitteln wurde die Hetze gegen das Parlament betrieben. In den Straßen Münchens wurden Pamphlete in Massen verteilt mit der Aufforderung: wenn man Kahr jetzt wegekele, dann müßten die Massen auf die Straße heraus und gegen ein Par-

lament demonstrieren, das dem bayerischen Volke auf der Nase herumtanze, sich um den Volkswillen und den Willen der Wählermassen einen Pfifferling kümmere und lediglich das gefügige Werkzeug der Berliner Börsenjuden sei.

Ein Abgeordneter der Bayerischen Volkspartei erzählte später in einer Versammlung, daß die Situation durchaus ernst gewesen sei; wäre doch das Wort gefallen: »Wir haben die Maschinengewehre!« Und aus dem Munde eines Führers der Mittelpartei fiel das Wort: »Wir stehen in der Revolution! Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.«

Auf Veranlassung der Bayerischen Volkspartei mußte denn auch Herr v. Kahr, der zur Erholung nach Berchtesgaden gereist war, aber immer noch amtsmäßig die Geschäfte seines Ressorts zu führen hatte, mit einem Aufruf an die Bevölkerung zur Beruhigung eingreifen. Der Aufruf warnte dringend alle Teile des Volkes vor unüberlegten Schritten und etwaigen Versuchen gewaltsamen Eingreifens in die Verfassungsbestimmungen.

Nach Abschluß der Regierungskrise versuchte man in deutschnationalen Kreisen, den gesamten Putschversuchen eine harmlose Deutung zu geben; doch der zweite Vorsitzende der Landtagsfraktion der Bayerischen Volkspartei, Abgeordneter Stang, kam auf der Tagung seiner Partei Ende Oktober 1921 auf die Vorgänge zurück und erklärte: »Wir haben uns mit aller Schärfe gegen den ‚Belagerungszustand' vor dem Finanzausschuß verwahrt, ebenso gegen sogenannte Putschversuche von rechts, die tatsächlich keine Gefahr bildeten. Nachrichten aus den Ministerien sowohl wie aus der Polizeidirektion haben darüber keinen Zweifel gelassen.«

Am 21. September 1921 wurde die bayerische Regierungskrise gelöst. Der Landtag wählte mit 86 Stimmen bei 39 Stimmenthaltungen der sozialistischen Parteien und der Kommunisten den Grafen Hugo v. Lerchenfeld zum Ministerpräsidenten. Die sogenannte Mittelpartei, das heißt die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationale Partei, gab 20 Stimmen für Herrn v. Kahr ab. Am 22. September 1921 wurde dann im Landtag das bayerische Ministerium folgendermaßen zusammengesetzt: Ministerpräsident, gleichzeitig Minister des Äußern und der Justiz: Graf Lerchenfeld; Minister des Innern: Dr. Schweyer; Minister für Unterricht und Kultur: Dr. Matt; Minister für Finanzen: Dr. Krausneck; Minister für soziale Fürsorge: Oswald; Minister für Landwirtschaft: Wutzlhofer; Minister für Handel, Industrie und Gewerbe: Hamm. Die ersten fünf Minister gehören der Bayerischen Volkspartei, der Landwirtschaftsminister dem Bayerischen Bauernbund und der Minister für Handel, Industrie und Gewerbe der Demokratischen Volkspartei an.

Die Regierungskoalition in Bayern hat sich demnach zunächst verengert. Die Mittelpartei, die bisher durch den deutschnationalen Justizminister Dr. Roth in der Regierung vertreten war, ist ausgeschieden. Der Versuch, Dr. Roth wieder als Justizminister in die Regierung hineinzubringen, scheiterte an dem Widerstand der Demokraten und Bauernbündler. So hat denn Graf Lerchenfeld zunächst die Justiz mit übernommen. Die neue Regierungskoalition stützt sich auf folgende Parteien: Bayerische Volkspartei 65 Mitglieder, Deutsche Demokratische Partei 13, Bayerischer Bauernbund 12, zusammen 90 Mitglieder. Demgegenüber stehen folgende Parteien: Sozialdemokratische Partei 26 Mitglieder, Bayerische Mittelpartei 20, Unabhän-

gige Sozialdemokratische Partei 15, Vereinigte Kommunistische Partei 7, zusammen 68 Mitglieder.

Die Sozialdemokratische Partei kam für die neue Regierungsbildung in Bayern nicht in Frage. Die bürgerlichen Parteien legten Wert darauf, nach außen zu betonen: »Es darf in Bayern kein Linkskurs gesteuert werden.« Von einem Hereinnehmen der Sozialdemokraten in die Regierung könne deshalb keine Rede sein. Die Sozialdemokratie stand bei der ganzen Aktion Gewehr bei Fuß! (Schluß folgt)

Die amerikanische „Krise"

(Amerikanischer Brief)

Von J. Willig

Chicago, den 8. Januar 1922

Aus der deutschen Tagespresse erfahre ich, daß die Vereinigten Staaten von Amerika zurzeit eine »schwere« wirtschaftliche Krise durchzumachen haben. Dies Zeitungsgerede erinnert mich an den fest auf seinem Geldsack sitzenden Harpagon, der von seinen »furchtbaren Sorgen« spricht, wenn ihm jemand freundlich auf die Schulter klopft und sich teilnahmvoll nach seinem Befinden erkundigt. Er weiß, daß er angepumpt werden soll, und klagt, um vorzubeugen, über schlechte Zeiten, schwere Verluste, dunkle Aussichten usw.

In diesem Lichte betrachte ich die absichtlich übertreibenden Krisenberichte der amerikanischen Presse, nach deren Darstellung sich ja meist die ausländischen Blätter, besonders die europäischen, ihr Urteil bilden. Ich kann mein Urteil auch nicht deswegen ändern, weil die offiziellen Berichte der Börsen und Handelskammern vielfach dieselben Jeremiaden herleiern. Ich lehne entschieden ab, in gleicher Tonart das Lied von der schweren Not der Zeit oder der Not der schweren Zeit zu singen; denn diese Klagen des Kapitalismus sind angesichts der Tatsache, daß wir durch die »uns« unvergleichlich günstige Konjunktur der Kriegsperiode Europa »ausgepowert« haben, unberechtigt. Die Milliarden, die den amerikanischen Kapitalisten so reichlich zuflossen, weil »wir« allein produktionsfähig blieben, einen relativ sicheren Seeverkehr mit Europa unterhalten konnten und im Vergleich zur Vorkriegszeit zwei-, drei-, vierfache Preise erhielten — diese Milliarden sind doch nicht etwa verflogen. Das Gold ist da, und auch die Schuldverschreibungen nebst »Collaterals« sind immer noch in den Banken. Freilich, falls das schon eine Krise genannt werden darf, wenn die Industrie eines Landes in einem anormalen Zustand der Weltwirtschaft ihre Kapazität um das Doppelte steigerte und dann, wenn nach Kriegsende die Hochflut abebbt, sich auf dem natürlichen Niveau wiederfindet, dann — ja dann haben auch »wir« eine Krise. Aber die Konsumtionskraft der 110 Millionen Amerikaner respektive Einwohner hat nicht gelitten, die Gewerkschaftsmitglieder in der Bauindustrie kämpfen immer noch gegen eine Reduktion ihrer Löhne von 10 Dollar für acht Arbeitsstunden, die Fleischer in den Arbeitervierteln der Großstädte klagen immer noch, daß die geringen Sorten Ochsenfleisch keine Abnahme finden, und die Spareinlagen sind nicht nur absolut gestiegen, sondern betragen noch über 30 Dollar mehr pro Einleger als vor einem Jahre.

Man sprach vor vier, fünf Monaten von 5 bis 6 Millionen Arbeitslosen und prophezeite *fürchterliche Zustände* für den Winter. Der Prä-

sident berief daher eine Konferenz nach Washington, die das Arbeitslosenproblem lösen sollte. Alle Schichten waren vertreten: das »Kapital«, das »Volk« und die »organisierten Arbeiter«. Der Präsident aber — man beachte, was ich eingangs über den reichen Harpagon sagte — machte es der Konferenz von vornherein klar, es sei gar nicht daran zu denken, daß das Schatzamt der Vereinigten Staaten sich anpumpen lasse. Doch das »drohende Massenelend« zu verhüten, war ja Christenpflicht. Die Konferenz war sich auch dessen bewußt. Sie brachte nämlich mit fast unheimlicher »Fixigkeit« einen Bericht zum Vorschein, der alle Merkmale der fertig mitgebrachten wohl ausgeklügelten Arbeit aufwies — aufgemacht von jenen Kapitalistencliquen, welche allein vorbereitet waren und ein festes positives Ziel im Auge hatten. Die Sorge für das »heraufziehende Elend« wurde einfach auf die Kommunen abgeschoben. Damit war man schon am zweiten Tage fertig. Dann aber kam der Pferdefuß hervor: man suchte einen Konferenzbeschluß durchzusetzen, der die »*unabweisbare Notwendigkeit einer Herabsetzung der Löhne*« anerkannte. So endete die Konferenz, die angeblich dazu bestimmt war, einer sicheren Katastrophe vorzubeugen. Und merkwürdig, schon zwei Wochen nach der Tagung dieser mit so vielem Tamtam einberufenen Konferenz konnte »man« offiziell zur Beruhigung des Landes mitteilen, die Zahl der Arbeitslosen sei auf drei Millionen gesunken, und nach weiteren zwei Wochen waren gar nur noch zwei Millionen Arbeitslose vorhanden.

War solche Wirkung nicht ein glänzendes Resultat der Konferenz? Und doch hatte man inzwischen nichts von Notstandsarbeiten oder von einer Wiederaufnahme der Tätigkeit industrieller Unternehmungen gehört.

Damit will ich durchaus nicht sagen, *daß es keine Arbeitslosigkeit gegeben hat und noch gibt*; ich bestreite aber, daß sie den Umfang hatte, der in der kapitalistischen Presse behauptet wurde. Die Übertreibung ist größtenteils auf die Absicht zurückzuführen, die Löhne zu drücken, und zwar gerade in den Industrien, die es sich am besten leisten könnten, eine Zeitlang, wie man hier sagt, von ihrem »Fett zu zehren«. Ganz natürlicherweise ist nach dem Ende des Krieges auch hier eine Abflauung eingetreten. Die europäische Bevölkerung könnte zwar mehr amerikanische Erzeugnisse gebrauchen, doch da sie zu einem wesentlichen Teil »ausgepowert« ist, so ist sie unfähig, mehr zu kaufen. Unser Außenhandel mußte deshalb zusammenschrumpfen. Er ist aber immer noch bedeutend größer als in der Vorkriegszeit. Abgesehen vom Getreidepreis, sind auch die Preise für Nahrungsmittel noch immer recht »anständig« hoch. In Mark umgerechnet kosten zum Beispiel 12 Unzen gleich 350 Gramm Weizen- oder Roggenbrot 15 bis 18 Mark, ein Pfund Schweinskoteletts 60 bis 70 Mark. Und das sind doch wohl Artikel, die wir in Mengen produzieren wie fast kein anderes Land der Erde.

In der Tat hört man denn auch hier kaum noch von dem Bankrott eines Fleischers, Bäckers oder Viktualienhändlers. Dagegen sind vielfach während des Kalamitätsschwindels beträchtliche Lohnreduktionen erfolgt, namentlich in der kapitalkräftigen Stahlindustrie, in den Großschlächtereien, den Eisenbahnbetrieben und dem gesamten Verkehrswesen. Am schwersten ist die Metall- und Maschinenindustrie betroffen worden. Die Löhne der Maschinisten sind um 60 bis 80 Prozent gefallen. Die Maschinenindustrie wurde nämlich zunächst durch die plötzliche Beendigung des Krieges fast vollständig

lahmgelegt, weil sie sich am meisten auf Kriegsartikel eingerichtet hatte oder hatte einrichten müssen, da Eisen und Stahl während des Krieges von der Regierung beschlagnahmt waren. Jeder Artikel, der nicht Kriegszwecken diente, wurde als »non essential«, das heißt, weil nicht kriegsverwendbar, als entbehrlich bezeichnet, und es bedurfte eines Erlaubnisscheins der Regierung, um ein Pfund Stahl erhalten zu können. Da die Fabrikanten also ihre Werkzeugmaschinen durch Spezialmaschinen ersetzen mußten, so florierte die Maschinenindustrie wie noch nie. Diese Spezialmaschinen aber sind nun fast wertlos geworden, und was davon verwendbar ist, wurde meist von der Regierung zu Schleuderpreisen angeboten. Wenn ich demnach eine Krise im allgemeinen, das heißt in der Schärfe, wie sie dargestellt worden ist, bestreite, so muß ich sie doch für die Maschinenindustrie zugeben. Namentlich in der Industrie der landwirtschaftlichen Maschinen und der Werkzeugmaschinen herrscht fast absolute Stille. Die erstere hängt von der Kaufkraft des Farmers ab; die letztere leidet infolge ihrer ungeheuren Expansion unter der Unsicherheit der Zukunft. Auch die Unsicherheit darüber, wie der in den nächsten sechs Monaten fertigzustellende neue Zolltarif ausfallen wird, trägt wesentlich zu dieser Stagnation bei. Ebenso ist die Automobilindustrie notleidend, denn sie hängt hier zum guten Teil wie die Ackerbaumaschinenbranche von der Kaufkraft der Farmer ab.

Es ist klar, daß, wenn die Landbevölkerung, die 48 Prozent der Gesamtbevölkerung beträgt, einen Teil ihrer Kaufkraft einbüßt, die Gesamtwirtschaft leidet. Die Regierung hat denn auch, obgleich dies dem Geist des Amerikanertums widerspricht, ihren Geldbeutel aufgemacht und die »War-Finanz-Corporation« wieder zum Leben erweckt, die den Farmern Vorschüsse auf ihre in die Getreidespeicher gelieferten Weizen-, Roggen- und Hafervorräte gibt. Früher gaben die Banken solche Vorschüsse, aus Angst verweigerten sie diese aber später. Das war eine der Ursachen, weshalb die Farmer, die nicht kapitalkräftig sind — namentlich Pächter und solche, die infolge der hohen Getreidepreise ihre Pachtgüter auf Abzahlung oder zu unerhörten Preisen gekauft haben —, ihre Vorräte um jeden Preis losschlugen. Einer versuchte dem anderen zuvorzukommen. Der Markt wurde derart überschwemmt, daß man weit mehr von einer seelischen Panik der Farmer als von einer ökonomischen sprechen kann.

Eine Krise der Landwirtschaft war nicht zu leugnen, etwas mußte getan werden, und die Republikanische Partei, deren Hauptstütze jetzt die Farmer sind, würde schon sowieso aus politischen Gründen geholfen haben. Aber bei alledem darf nicht eine der Hauptursachen der Farmerkrise übersehen werden — eine Ursache, die jedem, der etwas von Volkswirtschaft versteht, schon durch die Gegenüberstellung einiger amtlichen Zahlen klargemacht wird. Die Zahl der Farmer betrug nach dem Zensus im Jahre 1910 6 361 502, im Jahre 1920 6 448 343. Der Wert der Farmen aber betrug im Jahre 1910 40 991 449 090 Dollar, im Jahre 1920 dagegen 77 924 100 338. Das beweist, daß der Bodenpreis ganz unmäßig hinaufgeschraubt worden ist. Während der Periode vor dem Kriege prosperierten die Farmer bei einem Weizenpreis von 1 Dollar pro Bushel — und sie waren zufrieden. Infolge der durch nichts gerechtfertigten Erhöhung der Bodenpreise ist jedoch der Getreidepreis zu gering geworden, um noch eine gute Verzinsung des Kapitals zu garantieren.

Dazu kommt eine beträchtliche Aktienverwässerung der Eisenbahnen und Industrien. Gerechtfertigt wird dieser »Grabsch« mit dem Worte »anticipated profit«. Man wartet nicht erst ab, den Profit zu machen, sondern man kapitalisiert ihn schon in der Erwartung, daß er kommen werde. Und wenn er nicht kommt, nun, dann schreit man den Staat um Hilfe an oder erhöht die Preise, sofern man kann. In dieser »Krise« befindet sich ein Teil der Industrie und des Verkehrswesens. Auf dem Grunde liegt die Überkapitalisierung. Die Dividenden einer nicht geringen Zahl von Gesellschaften wurden in den Kriegsjahren so fett, daß »man« sich beinahe schämte, sie zu verteilen. Dem »Surplusfonds« konnte oder wollte man auch nicht noch mehr überweisen, als man schon ohnehin tat, und so gab man Aktien als Extradividenden aus. Nun sollen aber nach Forderung der Kapitalisten diese Aktien sich auch jetzt noch gut verzinsen, nachdem die Hochkonjunktur wieder normalen Zuständen Platz zu machen begonnen hat. Ich muß dieser Art von »Elend« meine Sympathie versagen; mir tut die Klasse leid, die nichts profitieren konnte: die Millionenscharen der Werksangestellten und professionellen Arbeiter, die keine Macht hatten, ihre Löhne den gesteigerten Warenpreisen anzupassen.

Zum Schlusse noch etwas aus den Usancen des amerikanischen Großkapitals. Der höchste Gerichtshof des Landes hat vor kurzem eine Entscheidung gefällt, die von weittragender Bedeutung für die Preisfixerei des Handels und der Industrie sein wird. Er hat die zur Mode gewordenen »Luncheons« der »Business Associations« für eine Verschwörung zum Zweck der »Preisregulation« — darunter ist natürlich stets eine Preiserhöhung zu verstehen — erklärt und deren Auflösung angeordnet. Diese Associationen müssen in Zukunft als preistreibende und daher den Konsum einschränkende Grabscher nach dem Antitrustgesetz verfolgt werden. In voriger Woche sind die Untersuchungen hier eröffnet worden, und die Regierung will diesmal mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs durchführen. Das Department of Commerce and Labor sammelt bereits Unterlagen für die Untersuchung. Die folgende Tabelle ist ein Muster. Das Justizdepartement macht auf Grund dieser Berichte seine eigenen Erhebungen. Es braucht nur die Gruppe, deren Warenpreise sich immer noch auf einer nach Ansicht der Konsumenten ungerechtfertigten Höhe halten, »ins Verhör« zu nehmen.

In nachfolgender Tabelle wird ein Normalpreis von 100 — gemäß dem Preis der Waren im Jahre 1913 — zugrunde gelegt:

	1921 Nov.	1921 Okt.	1920 Nov.	1920 Mai
Landwirtschaftliche Produkte	114	119	165	244
Nahrungsmittel	142	142	195	287
Kleidung	185	190	234	347
Brennmaterial und Beleuchtung	186	182	258	235
Metallartikel	119	121	170	193
Baumaterial	197	192	274	341
Chemische Produkte	162	162	207	215
Wohnungseinrichtungen	218	218	369	339
Verschiedenes	145	145	220	246
Durchschnittlich	149	150	207	272

Danach müssen wir im Großhandel trotz des Sinkens der Warenpreise immer noch im Durchschnitt 1,49 Dollar für dasselbe Warenquantum bezahlen, das

wir im Jahre 1913/14 mit 1 Dollar bezahlten. Im Kleinhandel liegen die Dinge aber noch viel schlimmer; Artikel, die am meisten konsumiert werden, wie Brot, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Obst, kosten im Durchschnitt das Doppelte wie 1913/14. Das ist ohne Zweifel zumeist das Resultat der »Luncheons« und der »Dealers Associations«. Es ist eben alles »unionisiert«. Inmitten eines gewaltigen Überflusses zahlt Amerika Notstandspreise, als ob es Mißernten auf allen Gebieten gehabt hätte. Dem Staat wird — am energischsten von den Herren Gesetzgebern selbst — das Recht abgesprochen, gegen diesen Wucher vorzugehen. Die Regierung kann nur alte vergessene Gesetze auskramen, und wenn nicht die Gerichte anstatt nach dem kodifizierten nach dem sozialen Recht entscheiden, dann kann ruhig weiter geräubert werden. Dagegen hat das Publikum nur das eine Mittel: Streik, das heißt Vermeidung jeder Ausgabe, die nicht absolut nötig ist.

Inmitten der großen Krise ist es übrigens, wie Wallstreet berichtet, dem Kapitalismus während des Jahres 1921 immerhin noch möglich gewesen, 3000 Millionen Dollar in Neuanlagen der Industrie und 1300 Millionen Dollar in Munizipal-, Staats- und Vereinigte-Staaten-Bonds zu investieren. Sämtliche unter der »Reserve Bank Akte« arbeitenden Banken haben ihre Schulden an die Central Bank schon abgezahlt. Auch das ist doch wohl ein Beweis für eine gute Wirtschaftslage. Nicht nur das Trommeln gehört zum Handwerk, auch die Hobstade muß zuzeiten — wenn man fürchtet, angepumpt zu werden — ihre Schuldigkeit tun.

Gewerkschaftskampf und Unternehmergewinne

Von A. Ellinger

In einem Artikel »Neue Aufgaben der Gewerkschaften« (Neue Zeit, Nr. 16, 39. Jahrgang, 2. Band) habe ich ausgeführt, daß die Gewerkschaften heute mit ihren alten Kampfmitteln ihren ursprünglichen Zweck, die Arbeiter vor kapitalistischer Ausbeutung zu schützen und ihre Lebenslage zu verbessern, nicht mehr in wünschenswertem Umfang erreichen können, und daß sie daher neue Kampfmittel anwenden müssen, wenn sie nicht ihre Existenzberechtigung in absehbarer Zeit verlieren wollen. Mit Lohnkämpfen allein, so sagte ich dort, könnten heute die Gewerkschaften die Lebenshaltung für die Gesamtarbeiterklasse nicht mehr verbessern, weil das stark organisierte und kartellierte Unternehmer- und Händlertum jede Lohnerhöhung durch einen starken Gewinnaufschlag jederzeit auf die Verbraucher abwälzen könne. Was heute eine Gewerkschaft könne, sei dies, daß sie mit Hilfe einer besonders guten Konjunktur oder besonders guter Organisationsverhältnisse oder auch infolge der besonderen Wichtigkeit einer Arbeitergruppe im Wirtschaftsleben vorübergehend auf Kosten aller übrigen Arbeiter — nicht aber auf Kosten des kapitalistischen Profits — eine Besserung der Lebenshaltung ihrer Mitglieder erreiche. An den kapitalistischen Profit, an das arbeitslose Einkommen käme heute keine Gewerkschaft mehr mit Lohnerhöhungen heran. Für die Arbeiterschaft als Klasse hätten aber Lohnerhöhungen nur dann einen Zweck, wenn sie vom kapitalistischen Profit bestritten würden, oder wenn sie zurückzuführen seien auf eine Steigerung der Produktion. Demgemäß bezeichnete ich es als dringliche Aufgabe der Gewerkschaften, durch die Um-

wandlung der kapitalistischen Privatwirtschaft in eine sozialistische Gemeinwirtschaft gleichzeitig auf die Beseitigung des arbeitslosen Einkommens und auf die Steigerung der Produktion hinzuwirken.

Wie erfolglos die Politik der gewerkschaftlichen Lohnkämpfe für die Gesamtarbeiterschaft heute ist, wie wenig sie eine Belastung des Kapitalprofits und eine Schmälerung des arbeitslosen Einkommens bedeutet und wie notwendig infolgedessen eine neue Zielsetzung für die Gewerkschaften ist, geht aus folgenden Beispielen aus dem Baugewerbe mit aller Klarheit hervor:

In Frankfurt a. M. sind im vergangenen Jahre durch das städtische Hochbauamt die Tagelohnsätze für das Baugewerbe neu festgesetzt worden. Ein besonderer Prüfungsausschuß hat sich zu diesem Zweck bemüht, die »angemessenen Geschäftsunkosten und Verdienstquoten« im Baugewerbe zu ermitteln. Die Ergebnisse seiner Untersuchung sind in einer vom städtischen Hochbauamt herausgegebenen »Denkschrift über die Festsetzung der Tagelohnsätze im Baugewerbe« veröffentlicht worden. Die Denkschrift selbst ist später durch eine Rundverfügung des Reichsschatzministers allen Landesfinanzämtern des Reiches wegen des darin enthaltenen »wertvollen Materials« zur unverzüglichen Anschaffung empfohlen worden. Ihr Inhalt hat somit eine weit über Frankfurts Grenzen hinausgehende Bedeutung, zumal er den im Baugewerbe allgemein üblichen oder doch von den Bauunternehmern allgemein angestrebten Verhältnissen entspricht.

In der Denkschrift wird zunächst die Verzinsung des Eigenkapitals der Unternehmer mit jährlich 25 bis 35 Prozent als angemessen erklärt und dieser Satz unter anderem damit begründet, daß durch die jährlichen Rücklagen den Gewerbetreibenden »ein sicherer Lebensabend« ermöglicht werden müsse. Im übrigen ist festgesetzt, daß sowohl die Unkosten wie die Gewinne der Unternehmer nach den jeweiligen Löhnen der Bauarbeiter berechnet werden. Steigen die Löhne, so steigen stets im gleichen Verhältnis auch die Summen, die die Unternehmer als »Gewinne« beziehungsweise als »Geschäftsunkosten« über die jeweils verauslagten Löhne hinaus erhalten. Die prozentualen Unkosten- und Gewinnzuschläge selbst sind so hoch angesetzt, daß in den einzelnen Gewerben auf je 100000 Mark Lohnsumme 80000 bis 159000 Mark Unkosten und Gewinne entfallen. So kommen auf 100 000 Mark Lohnsumme im Malergewerbe 86 000 Mark, im Steinmetzgewerbe 91 600 Mark, im Töpfergewerbe 80 400 Mark, im Maurer- und Zimmerergewerbe 94 900 Mark, im Schlossergewerbe 126 000 Mark, im Tischlergewerbe 118 000 Mark, im Schmiedegewerbe 140 000 Mark, im Pflasterergewerbe 99 400 Mark, im Glasergewerbe 125 400 Mark, im Dachdeckergewerbe 129 200 Mark, im Zentralheizungsgewerbe 155 700 Mark, im Installateurgewerbe 159 000 Mark als Geschäftsunkosten und Gewinne.

Angesichts dieser Verhältnisse können die Unternehmer des Baugewerbes jede Lohnforderung der Bauarbeiter und jede Preiserhöhung für Baustoffe ruhig bewilligen, ohne davon selbst den geringsten Schaden zu haben. Im Gegenteil: je höher die Baustoffpreise und die Löhne der Bauarbeiter sind, um so höher ist ihr eigener Verdienst.

So ist es im Baugewerbe bei Tagelohnarbeiten; bei Meisterakkord ist es nicht viel anders. Die Bauunternehmer sind heute so fest organisiert, kartel-

liert, in Preis- und Wirtschaftsverbänden zusammengeschlossen, daß sie beim Unternehmerakkord ohne weiteres die Preise diktieren und jede Lohnerhöhung auf die Verbraucher abwälzen können. Vielfach werden die Preise für Bauarbeiten nicht mehr von dem einzelnen Unternehmer festgesetzt, der die Arbeit ausführt, sondern von der Unternehmerorganisation, der Innung, dem Wirtschaftsverband, dem Preis-Ring, und zwar werden sie so hoch festgesetzt, daß nicht nur der ausführende Unternehmer einen anständigen Verdienst hat, sondern so daß auch die ausfallenden Firmen am Gewinn teilnehmen können. Der Wettbewerb der einzelnen Unternehmer untereinander ist in großem Umfang untersagt. So hat zum Beispiel die »Vereinigung der Berliner Beton-, Eisenbeton- und Deckenbaugeschäfte« ihren Mitgliedern bei hohen Strafen verboten, sich unter Umgehung des Geschäftsamtes der Vereinigung auf eigene Faust um Arbeit zu bewerben. Die Unternehmer müssen zunächst dem Geschäftsamt von der Absicht der Bewerbung Mitteilung machen und können Offerten erst abgeben, nachdem das Geschäftsamt gemeinsam mit den Bewerbern die Preise festgesetzt und die Firma bestimmt hat, die die Arbeiten ausführen soll. In welcher Weise dabei vorgegangen wird, zeigt folgendes vor einiger Zeit in der Presse veröffentlichte Originalprotokoll der genannten Vereinigung:

»Betrifft: Bau Danziger Straße, Gaswerk, Hochbehälter.

Beteiligte: Herr Direktor Patzsch für A.-G. für Beton- und Monierbau, Herr Krammig für Wayß & Freitag A.-G., Herr Diplomingenieur Mertens für Johann Odorico.

Es wird vereinbart: Die Beton- und Monierbau-A.-G. wird genannt und gibt mit 463 968 Mark den billigsten Preis ab, den Odorico um 3 Prozent, W. & F. um 5 Prozent, D. & S. um 8 Prozent schützend überbieten.

Die Firma, welche den Auftrag erhält und die Arbeit ausführt, verpflichtet sich, aus dem zu erzielenden Unternehmergewinn an die hierdurch gebildete Interessengemeinschaft eine Submissionsschadenversicherung von $4^1/_2$ Prozent — viereinhalb Prozent — der Abrechnungssumme zur gleichen Verteilung unter die ausfallenden Firmen zu zahlen.

Monierbau verpflichtet sich, bei der nächsten Ausschreibung der Berliner städtischen Gaswerke, eventuell auch bei einem anderen Objekt, zugunsten der Firma Odorico zurückzutreten.«

So sichern sich die Bauunternehmer auf Kosten der Allgemeinheit ihre Gewinne. Kein Wunder, daß die großen Bauunternehmungen in den letzten Jahren nach gehörigen Abschreibungen bis zu 30 Prozent, die großen Zementstoffabriken sogar bis zu 70, in einem Fall sogar 200 Prozent Dividende verteilen konnten. In anderen Industrien ist es nicht besser, sondern zum Teil noch schlimmer. (Die Baumwollspinnerei Mittweida in Sachsen verteilte nach ihrem kürzlich veröffentlichten Geschäftsbericht bei einem Betriebskapital von 5 Millionen Mark nach Abzug aller Unkosten einen Jahresreingewinn von $24^1/_2$ Millionen Mark verteilt.)

Angesichts dieser Verhältnisse ist es ganz klar, daß die Gewerkschaften durch ihre bisherigen Kampfmittel an den Profit des Unternehmertums nicht mehr herankommen, und daß jener englische Gildensozialist recht hat, der sagte, der Sinn des Gewerkschaftsgedankens könne heute nicht mehr darin bestehen, die Bedingungen der Lohnsklaverei zu bessern, sondern dieses System selbst aufzuheben.

Ethnologische Wirtschaftsforschung

Von **Heinrich Cunow**

Professor Dr. Max Schmidt, **Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre.** Erster Band: Die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft. 222 Seiten. Zweiter Band: Der soziale Wirtschaftsprozeß der Menschheit. 226 Seiten. Stuttgart 1920/21, Verlag von Ferdinand Enke. Preis pro Band geheftet 18 Mark, gebunden 24 Mark.

Die Wirtschaftsgeschichte hat, soweit sie sich nicht in ihrer Darstellung auf die Wirtschaftsentwicklung der heutigen Kulturvölker beschränkt, sondern auf die vorkapitalistischen und vorfeudalen Wirtschaftsformen zurückgreift, trotz ihrer relativ kurzen Lebensdauer bereits mehrfache Wandlungen durchgemacht. Der klassischen englischen Nationalökonomie galten durchweg die damaligen kapitalistischen Verhältnisse noch als etwas Naturgegebenes und an sich Natürliches, dessen Grundformen, Kategorien und Gesetze schon immer vorhanden gewesen seien — seit die Menschen sich zu Gesellschaften zusammengeschlossen haben und damit zueinander in wirtschaftliche Beziehungen traten; nur daß nach dieser Auffassung die kapitalistischen Verhältnisse zunächst noch weit einfacher, primitiver, durchsichtiger gewesen waren und sich erst nach und nach zu jener Kompliziertheit entwickelt hatten, die man an ihnen im achtzehnten Jahrhundert fand. Doch wenn sie auch einst primitivere Formen gehabt haben, so haben doch Lohnarbeit, Unternehmerschaft, Tauschverkehr und demnach auch Lohn, Unternehmergewinn, Handelsprofit usw. seit jeher existiert. Demnach finden wir denn auch, daß die damaligen volkswirtschaftlichen Theoretiker, wenn sie die Eigenart der wirtschaftlichen Zusammenhänge ihrer Zeit erklären wollen, sich mit Vorliebe Robinsonaden konstruieren und nun an den Beziehungen Robinsons zu seinem Freitag die Entstehung der Kategorien des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu demonstrieren suchen.

Als dann in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allerlei Spezialforschungen auf dem Gebiet der Agrarwirtschaft der alten Germanen, Kelten und Slawen einsetzten, erkannte man, daß der kapitalistischen Wirtschaftsweise schon eine andere ältere Wirtschaftsform vorausgegangen sein müsse: die markgenossenschaftlich-agrarkommunistische. Diese Erkenntnis führte jedoch keineswegs dazu, daß nun die Wirtschaftshistoriker dazu übergingen, weiter nachzuforschen, ob nicht der agrarkommunistischen Wirtschaftsform, wie man sie bei den alten Germanen, Kelten und dann im weiteren Verfolg auch bei verschiedenen anderen alten Völkern gefunden hatte, bereits eine noch ältere Wirtschaftsverfassung vorausgegangen sei. Die neu entdeckte Wirtschaftsform wurde vielmehr kurzweg als »Urform« der Wirtschaftsentwicklung aufgefaßt und der gemeinsame Besitz der Dorf- und Markgenossenschaften an Grund und Boden als »Ureigentum« betrachtet. Der belgische Wirtschafts- und Kulturhistoriker Emile de Laveleye nannte denn auch sein 1874 erschienenes Werk über den markgenossenschaftlichen Agrarkommunismus noch »De la propriété et de ses formes primitives« (Vom Eigentum und seinen primitiven Formen), und Karl Bücher wählte für seine Übersetzung und Ergänzung dieses Buches den charakteristischen Titel »Das Ureigentum«. Tatsächlich glaubte man während des siebten und achten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts noch fast allgemein in volkswirtschaftlichen Kreisen, daß nach dem Übergang der einstigen Jäger- oder der viehzuchttreibenden Nomadenstämme zum Ackerbau die sich in einer Gegend niederlassenden Geschlechter und Dorfschaften das beschlagnahmte Gebiet unter sich aufgeteilt und in der Weise bewirtschaftet hätten, wie Cäsar und Tacitus uns dies von den Germanen berichten.

Die um jene Zeit schnell fortschreitende ethnologische Forschung zeigte jedoch bald, daß bei den ackerbautreibenden Indianern Nord- und Südamerikas wie auch bei den polynesischen und melanesischen Stämmen der Südsee noch weit primitivere Wirtschaftsformen zu finden sind als jene der alten Germanen und Kelten. Erst auf jener

Kulturstufe, die einst in Asien die arischen Inder, in Amerika die Altperuaner, Chibchas, Azteken einnahmen, finden wir ähnliche Wirtschaftsverfassungen wie jene der alten Germanen. Folglich können auch die markgenossenschaftlich-agrarkommunistischen Wirtschaftsformen dieser Völkerschaften keine Urformen sein; sie müssen vielmehr als Wirtschaftsgestaltungen einer relativ späten Entwicklungsperiode gelten.

Das sah man auch auf seiten der Kultur- und Wirtschaftshistoriker ein. Nicht mehr ließen sich in Werken, die eine Übersicht über die allgemeine Wirtschaftsentwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis zum heutigen Kapitalismus bieten sollten, die Wirtschaftsformen der Naturvölker einfach übersehen. Die Ergebnisse der ethnologischen Wirtschaftsforschung heischten Berücksichtigung; und wir sehen denn auch, wie nun nicht nur Geschichtschreiber, wie zum Beispiel Karl Lamprecht im ersten Bande seiner »Deutschen Geschichte«, sondern auch die Wirtschaftshistoriker in die graue Vorzeit hinabsteigen. Darunter auch Karl Bücher. In der ersten Ausgabe (1893 erschienen) seiner »Entstehung der Volkswirtschaft« hatte er seine Darstellung noch mit einer Schilderung der sogenannten geschlossenen Hauswirtschaft begonnen, in den später erschienenen Auflagen gehen diesem Kapitel zwei Abschnitte über den »Wirtschaftlichen Urzustand« und »Die Wirtschaft der Naturvölker« voraus.

Betrachtet man freilich die Schilderungen der wirtschaftlichen Urzustände in den neueren wirtschaftshistorischen Schriften, so läßt sich gegen diese, und zwar gerade gegen die von volkswirtschaftlichen Fachleuten geschriebenen, sowohl vom ethnologischen wie vom allgemein entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt gar vieles einwenden. Nehmen wir zum Beispiel die erwähnte Darstellung Büchers, so finden wir, daß ihm die Methodik der ethnologischen Forschung und ihre verschiedenen Richtungen fast völlig fremd geblieben sind, ebenso ihre Unterscheidung wirtschaftskultureller Stufenfolgen. Er geht von den begrifflichen Unterscheidungen der modernen Nationalökonomie aus und sucht diese auf das Wirtschaftsleben der Naturvölker anzuwenden: ein Verfahren, das notwendig nicht nur zur Einzwängung primitiver Wirtschaftsvorgänge in eine moderne Begriffsschematik führt, sondern auch zur Betrachtung solcher Vorgänge von modernen Gesichtspunkten aus — das heißt zur Betrachtung durch eine hohlgeschliffene Kulturbrille. So verkennt zum Beispiel Bücher vollkommen den engen Zusammenhang der Wirtschaftsweise und der Wirtschaftstechnik (im besonderen der Werkzeugtechnik) der Naturvölker mit der Naturumgebung. Die Gebundenheit bestimmter Wirtschaftskulturen und ihrer weiteren Fortschritte an bestimmte Naturbedingungen kommt ihm nur ganz undeutlich zum Bewußtsein. Immer wieder faßt er, in dem Bestreben, allgemeine Wirtschaftszüge zu finden, spezielle, naturbedingte Erscheinungen verschiedener Wirtschaftskulturen auf bloße äußerliche Ähnlichkeiten hin zusammen und verallgemeinert sie in einem völlig unzulässigen Maße. Ohne genaue Unterscheidung der einzelnen wirtschaftlichen Zusammenhänge und der Abhängigkeit des Wirtschaftsmechanismus unzivilisierter Völker von den bedingenden Einflüssen ihres geographischen Lebensraumes reiht er die von Reisenden und Forschern gemachten Beobachtungen unter modernen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aneinander und zieht daraus Folgerungen, die in ihrer Allgemeinheit meist weder auf die eine noch auf die andere Stufe der Wirtschaftsbildung passen.

Fehlt den Wirtschaftshistorikern à la Karl Bücher meist eine genügende Kenntnis der verschiedenartigen Methoden ethnologischer Forschung sowie des Zusammenhangs der Wirtschaftsgestaltung mit dem geographischen Lebensraum und der sozialen Organisation des in diesem Lebensraum hausenden Volkes, so andererseits meist den ethnologischen Wirtschaftsforschern eine genügende Kenntnis der Wirtschaftshistorik, vor allem — aber der theoretischen Nationalökonomie mit ihren mannigfachen Begriffsunterschieden. Deutlich zeigt sich dieser Mangel schon darin, daß oft die Ethnologen die Frage nach der Art des Wirtschaftsprozesses eines primitiven Volkes schon damit erledigt zu haben glauben, daß sie uns die Beschaffenheit der bei der Produktion benutzten Werkzeuge und allenfalls deren Anwendung schildern.

Was erzeugt wird, das heißt welche verschiedenen Arten von Produkten gewonnen werden, wieweit bei ihrer Erzeugung ein Zusammenarbeiten und eine Arbeitsteilung zwischen den Mitwirkenden stattfindet, welcher Art die sachlich-technischen und die sozialen Voraussetzungen der betreffenden primitiven Sachgüterproduktion sind, inwieweit die Mitwirkenden einen Anspruch auf das Gesamtprodukt haben oder anderweitig entschädigt werden, wie und nach welchen Wertmaßstäben sich der Tauschverkehr vollzieht; alle diese und eine Reihe anderer Fragen, die sich dem denkenden Volkswirtschaftler sofort aufdrängen, bleiben von den Ethnologen bei ihrer Wirtschaftsforschung ganz unbeachtet — manchmal, weil sie sich schwer beantworten lassen, doch häufiger noch, weil der Ethnologe diese Fragen gar nicht sieht oder sie ihm als etwas ganz Nebensächliches erscheinen.

Besonders finden wir solche Vernachlässigung wirtschaftlicher Fragen, wenn sie ohne eine gewisse Kenntnis der primitiven Rechtsverhältnisse nicht zu beantworten sind. Und das ist recht häufig der Fall; denn Wirtschaftsbeziehungen zwischen den einzelnen und Gruppen sind zugleich Rechtsbeziehungen. Welche unrichtigen Ansichten sich manchmal aus der Unkenntnis der Rechtsverhältnisse und Rechtsbegriffe primitiver Völker ergeben, habe ich erst kürzlich in dem Aufsatz »Der Urkommunismus im Lichte der ethnologischen Forschung« (Neue Zeit, 40. Jahrgang, 12. Heft, S. 276) an dem Beispiel des Ethnologen Dr. Wilhelm Koppers gezeigt, der, weil er nicht zwischen Besitz und Eigentum und noch weniger zwischen mittelbarem und unmittelbarem Besitz unterscheidet, die Frau, die zu Beginn des primitiven Bodenanbaus mit Zustimmung ihrer Dorfschaft ein Stückchen Land in Besitz nimmt und bebaut, als Landeigentümerin betrachtet und daraus dann die Folgerung ableitet, daß mit dem Übergang eines Jägervolkes zur Bodenkultur der bebaute Grund und Boden aus Gemeinschaftseigentum zu Privateigentum wird.

Diese Mängel der ethnologischen und der volkswirtschaftlichen Wirtschaftshistorik möchte das oben angezeigte Werk des Professors Max Schmidt, zurzeit Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde zu Berlin und Privatdozent an der Berliner Universität, möglichst beseitigen. Schmidts »Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre« will gewissermaßen die sich mit der Wirtschaft der Naturvölker beschäftigenden Ethnologen volkswirtschaftlich, die Volkswirtschaftler hingegen ethnologisch denken lehren oder, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, es soll dem Ethnologen das Volkswirtschaftliche und dem Volkswirtschaftler das Ethnologische verständlich gemacht werden. Das Schmidtsche Werk enthält denn auch keine Schilderung der Wirtschaftsverfassungen primitiver Völker in ihrer historischen Entwicklung; sondern es stellt sich als eine besonders die primitiven Wirtschaftsformen der sogenannten Naturvölker berücksichtigende volkswirtschaftliche Systematik dar. Was der Verfasser mit seinem Werke bezweckt, sagt er deutlich im zweiten Kapitel des ersten Bandes. Er kritisiert dort die Art und Weise, wie häufig von Volkswirtschaftlern die Angaben ethnologischer Forschungsreisenden über die Wirtschaftsverhältnisse niedrigstehender Völkerschaften zur Konstruktion wirtschaftlicher »Zerrbilder« benutzt worden sind, und sagt dann, gegen die Ethnologen gewandt (S. 23):

»Diesem im vorigen geschilderten Bedürfnis der Volkswirtschaftslehre, die Ergebnisse der Ethnologie zum Vergleich und bei der Erklärung ihrer Theorien heranzuziehen, steht auf der anderen Seite das Bedürfnis der Ethnologie gegenüber, sich die Ergebnisse der in einem viel höheren Maße zu einem einheitlichen System ausgearbeiteten Nationalökonomie zunutze zu machen. Es fehlt bisher völlig an systematischen Arbeiten, die einen geeigneten Rahmen für das an allen Stellen der vielseitigen ethnologischen Literatur zerstreute Material über die Wirtschaftsformen der einzelnen Völker abgeben könnten. Wir können mit Recht behaupten, daß bisher wohl kein Zweig der Ethnologie so vernachlässigt worden ist, wie gerade ihre wirtschaftliche Seite. Ist es doch noch nicht lange her, daß auch von den Sammlungsreisenden für die Museen die alltäglichen Gerätschaften

des wirtschaftlichen Lebens der Völker kaum Beachtung fanden, während Zeschmuck, Zeremonialgeräte, Fetischdarstellungen und dergleichen mehr in gro Mengen den Museen zuströmten. Noch bis in die Gegenwart hinein ist man vielfach geneigt, die Werke menschlichen Unternehmungsgeistes viel mehr religiösen und mystischen Zwecken zuzuschreiben als praktischen, auf wirtschaftlicher Grundlage beruhenden. Erst aus einer genauen systematischen Verarbeitung der einzelnen Wirtschaftsarten, der Urproduktion, der Stoffumwandlung, der verschiedenen Arbeitsmethoden usw. kann die große Wirkung klar werden, welche das Ziel der Befriedigung der menschlichen Lebensbedürfnisse als solches auf das menschliche Handeln, und zwar auch dasjenige der Naturvölker, auszuüben vermag. Durch die stärkere Betonung der wirtschaftlichen Gesichtspunkte werden dann auch die Forschungsreisenden von selbst veranlaßt werden, fernerhin ihren ethnologischen Beobachtungen mehr Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Naturvölker zu verwenden und somit von ihrer Seite dazu beitragen, daß auch dieser Zweig der Ethnologie allmählich in die seiner Wichtigkeit entsprechende Stellung unter den anderen ethnologischen Zweigwissenschaften einrückt.«

Schmidts Werk besteht aus zwei Bänden. Der erste Band behandelt die soziale Organisation der menschlichen Wirtschaft, der zweite Band den sozialen Wirtschaftsprozeß. Im ersten Band untersucht er, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen das Wirtschaften der primitiven Gemeinschaftsgruppen zustande kommt, und schildert darauf im besonderen die Einflüsse der Naturumgebung, klimatischen Verhältnisse, Bodengestalt, Pflanzen- und Tierverteilung usw. auf die Wirtschaft der Menschen — eine Darlegung, der sich eine Erläuterung der ursprünglichen Verkehrs- und Verständigungsmittel sowie der gemeinwirtschaftlichen Verkehrsorganisationen anschließt. Der zweite Band beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Wesen und den verschiedenen Arten der primitiven Sachgüterproduktion sowie den Formen der Sachgüterbewegung, des Tauschverkehrs.

Auf die einzelnen Kapitel kann hier nicht eingegangen werden, und noch weniger vermag ich mich in einem kurzen Aufsatz über die lange Reihe der behandelten Fragen kritisch mit dem Verfasser auseinanderzusetzen. Die obige kurze Angabe des Inhalts beider Bände muß genügen. Im ganzen zeigt sich Professor Schmidt entschieden weit bewanderter auf dem Gebiet der theoretisch-systematischen Volkswirtschaftslehre als die meisten der Fachethnologen: eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß er früher Jurist und Nationalökonom war und sich erst später der Neigung der Völkerkunde zugewandt hat. Andererseits muß ich, um nicht den Leser auf falsche Fährte zu führen und in ihm den Eindruck zu erwecken, er habe ein populärwissenschaftliches Werk vor sich, offen bekennen, daß Professor Schmidt meines Erachtens oft reichlich formalistisch verfährt. Zwar zieht er zur näheren Erläuterung seiner Ausführungen hin und wieder Beispiele aus dem Gebiet der Völkerkunde heran, aber diese Bezugnahmen auf das Wirtschaftsleben bestimmter Naturvölker, vornehmlich der südamerikanischen Indianer, treten zu wenig plastisch hervor und wirken daher auch nicht in genügendem Maße illustrativ. Vielfach kann man nur von bloßen Andeutungen sprechen, die lediglich der mit jenen Völkern schon näher bekannte Ethnologe zu verstehen vermag. Zweifellos wird der Schmidtsche »Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre« von nachhaltiger Wirkung auf die ethnologische Wirtschaftsforschung sein; aber über einen bestimmten engen Interessenkreis wird er schwerlich hinausdringen. Auf die eigentliche Wirtschaftshistorik kann er meiner Meinung nach in der vorliegenden Form kaum von erheblichem Einfluß sein. Und doch hätte sich leicht durch Zusammendrängung des rein theoretischen Teiles und durch Einfügung von mannigfachen Einzelbeispielen aus dem Wirtschaftsleben der Jäger- und Fischer- sowie der niederen und höheren Ackerbauvölker eine größere Wirkung erzielen lassen.

Neugliederung des Reichs

Von R. Perner (Hamburg)

Die Ausführungen des Genossen L. Radlof im vorigen Heft der Neuen Zeit lassen ich klar erkennen, welche Form des Zusammenschlusses der Unterweserstädte er r die richtigste hält: den Anschluß Geestemündes und Lehes, vielleicht mit Einlehung weiterer preußischer und oldenburgischer Gebietsteile, in den Freistaat remen oder das Aufgehen Bremens in Preußen. Seine Stellungnahme zum Großamburg-Problem läßt freilich vermuten, daß ihm der letztgenannte Weg ratsamer cheint, weil nach seiner Meinung auf diese Weise das Ziel, der deutsche Einheitsat, rascher zu erreichen ist. Das zwingt mich zu einer näheren Untersuchung der age, was wir Sozialdemokraten uns unter »dem organisch gegliederten Einheitsat« des Görlitzer Parteiprogramms praktisch vorzustellen haben.

Genosse Philipp Scheidemann hat unlängst in einem Aufsatz der »Frankfurter tung« über die Not der Gemeinden, die durch Überspannung des Zentralisationsankens im Finanzwesen entstanden ist, auf die Wesensunterschiede zwischen ranken und Schwaben, Ostpreußen und Bayern hingewiesen und gemeint, bei r Sympathie für die Einheit des Reiches sei nicht zu wünschen, daß diese Unterede bei der Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse einfach weggeleugnet rden. Solche Unterschiede bestehen aber nicht allein zwischen Süd-, Mittel- und rddeutschland, sie machen sich auch in anderer Richtung innerhalb der vorgenannten ebiete geltend. Auf die Stammeseigentümlichkeit soll dabei durchaus kein überebenes Gewicht gelegt werden. Bei der heutigen Freizügigkeit und der gerade vom alistischen Standpunkt aus zu begrüßenden fortschreitenden Vermischung aller olksteile darf bei der politischen Neugliederung des Reiches das aus der Vergenheit genährte Gefühlsmoment der Stammeszugehörigkeit jedenfalls keine ausaggebende Rolle mehr spielen. Desto wichtiger aber sind die wirtschaftchen Zukunftsaufgaben, die jedem Landesteil im neuen Reiche zufallen, läßt man dies ins Auge, wird man keineswegs zu der Ansicht des Genossen Radlof langen, daß Hamburg nichts Besseres tun könne, als seine staatliche Selbständigit zugunsten Preußens aufzugeben, wie das vordem schon die Genossen Kürbis d Noske, die beiden Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein und Hannover, und hren Spuren folgend — die soeben erschienene Denkschrift des preußischen Handelsministeriums »Zur Frage einer Abtretung preußischer Gebietsteile an Hamburg« mpfehlen.

Ich weiß mich persönlich frei von jeder Neigung für einen groß-hamburgischen Partikularismus und darf versichern, daß von solcher Neigung auch nur bei einem hr kleinen Teil der Arbeiterschaft des groß-hamburgischen Gebiets etwas zu spüren ist. Die Republik Hamburg war bis zur Novemberrevolution immer nur im bürgerlichen Sinne demokratisch — was sich allerdings zur Zeit des Sozialistengesetzes auch für die Arbeiterbewegung vorteilhaft bewährt hat. Im übrigen war der Klassengegensatz zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum kaum irgendwo anders im Reiche schärfer ausgeprägt als hier. Aber durch die Novemberrevolution hat die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Hamburg unter Ausschaltung linksradikaler Diktaturpossen eine Machtposition gewonnen, mit der sich die heutige Stellung der Sozialdemokratie in Preußen nicht vergleichen kann, und die Unterordnung Hamburgs unter die preußische Staatshoheit, selbst wenn an der Spitze von Preußens Regierung ein sozialdemokratischer Ministerpräsident steht, würde manches von dieser Position gefährden. Doch diese parteipolitische Erwägung selbst außer Betracht gelassen: wo bliebe die bewußt einseitige Förderung des größten deutschen Seehafens, die bisher durch die Jahrhunderte hindurch Hamburg als seine ganz besondere wirtschaftspolitische Aufgabe betrachtet und erfüllt hat? Es ist gar keine Frage, daß sie von Preußen beim besten Willen nicht erfüllt werden kann, denn die preußische Staatsregierung muß selbstverständlich eine gewisse Parität

zwischen den verschiedenen Hafenstädten walten lassen. Sie räumt auch in ihrer Denkschrift ein, daß sie Hamburg keine Monopolstellung gewähren könne. Was bedeutet das für das Reich? Eine Kräftezersplitterung, wo Zusammenfassung das Gebot der Stunde ist; ein Konkurrenzstreit, wo Arbeitsteilung einzig den größten Erfolg verbürgt.

Der Überseeverkehr, von dessen künftiger Entwicklung zum guten Teil der Neuaufbau deutscher Wirtschaft abhängt, kann nur von Bremen und Hamburg in wirklich rationeller Weise bewältigt werden, und zwar auch nur dann, wenn diese beiden Stadtstaaten wie bisher so auch künftig ihre Häfen und was damit unmittelbar zusammenhängt frei von jeder Bevormundung durch andere Regierungsstellen verwalten können. Dazu bedürfen sie der eigenen Staatshoheit. Es liegt meines Erachtens im eigenen Interesse des Reiches, insbesondere der industriell hochentwickelten Länder Mitteldeutschlands, den beiden Seestädten ihre staatliche Selbständigkeit innerhalb des Reiches zu erhalten. Glaubt man, daß die Ansprüche, die in der hamburgischen Denkschrift auf preußisches Gebiet zur Ausgestaltung des Hafens erhoben werden, über das notwendige Maß hinausgehen, so wird sich im Wege der Verhandlung zeigen, was von diesen Ansprüchen abgestrichen werden kann. Keinesfalls aber sollte, weil die Notwendigkeit, speziell den Hamburger Hafen zu erweitern, heute für das Binnenland noch nicht so greifbar hervortritt, wie das fraglos im Verlauf weniger Jahre geschehen wird, kostbare Zeit verloren werden, die das Ausland nur zum Schaden Deutschlands ausnutzen wird. Wenn die preußische Denkschrift auf Antwerpen und Rotterdam als Beispiele dafür hinweist, daß große Seehäfen nicht notwendig von Stadtstaaten verwaltet werden müssen, so entbehrt dieses Beispiel jeder Beweiskraft, denn Belgien und Holland sind nicht mit Preußen zu vergleichen, weder in ihrer Ausdehnung noch hinsichtlich der Stellung, die Preußen als Gliedstaat im Reich einnimmt.

Der Kleinstaaterei ein Ende zu machen, muß unser aller Bestreben sein; aber Hamburg ist nur seinem Landgebiet nach einer der kleinsten Staaten im Reiche. Seiner Bevölkerungszahl und auch seiner Finanzkraft nach rangiert es gleich hinter die größten Mittelstaaten, etwa zwischen Baden und Hessen. Würden seine Grenzen mindestens so erweitert, daß es die Gemeinden umfaßte, die heute schon mit ihm völlig verwachsen sind und die mit ihm eine Arbeitsgemeinschaft bilden, so entstände ein Staat, der als lebenswichtiges Organ des deutschen Reichskörpers eine nicht minder wichtige Aufgabe zu erfüllen hätte wie Sachsen oder Thüringen. Es gibt Kleinstaaten mitten im preußischen Staatsgebiet, deren Aufgehen in Preußen dieses reichlich für den sehr bescheidenen Gebietsverlust entschädigen könnte, der für eine rationelle Lösung der Groß-Hamburg-Frage in Betracht kommt.

Am treffendsten widerlegt die preußische Regierung ihren ablehnenden Standpunkt jeder Gebietsabtretung an Hamburg selbst damit, daß sie sagt, die Haltung der Bevölkerung jener preußischen Gemeinden, die die Vereinigung mit Hamburg anstrebten, sei nicht durch politische, sondern durch wirtschaftliche Erwägungen bestimmt. Ist die Wirtschaft nicht gerade das, was die Politik, wenn sie vernünftig sein will, berücksichtigen muß?

Ein Wort schließlich noch zu der Frage der Vereinfachung, die unser Parlaments- und Verwaltungsapparat in Deutschland zweifellos gut vertragen kann. Wie steht es damit beim Aufgehen Hamburgs in Preußen? In Hamburg ist das Stadtparlament, die Bürgerschaft, zugleich Landesparlament. Sie ist die gesetzgebende Körperschaft für das ganze Staatsgebiet, das bis auf einige Walddörfer, Bergedorf und Cuxhafen, in das Stadtgebiet eingemeindet ist. Die preußischen Gemeinden Altona, Wandsbek, Schiffbek, Wilhelmsburg usw. würden bei ihrer Vereinigung mit Hamburg ihre kommunale Vertretung in der gemeinsamen Bürgerschaft finden, die zugleich das Landesparlament bliebe, so daß eine Verminderung, keine Vergrößerung des Apparats stattfände. Umgekehrt würde beim Anschluß Hamburgs an Preußen wohl auch an eine Verschmelzung der jetzt getrennt voneinander arbeitenden Ge-

meinde parlamente zu denken sein, nicht aber an die gerade für hamburgische Verhältnisse so wichtige Verbindung von Stadt- und Landparlament. Alle über die engere Kommunalpolitik hinausgehenden Fragen müßten vor den Provinziallandtag beziehungsweise den Preußischen Landtag gebracht werden. Das würde den Verlust aller ökonomischen Vorteile für Stadt und Hafen bedeuten, die sich aus der dauernden Zusammenarbeit der Bürgerschaft mit den Behörden an Ort und Stelle bisher ergeben haben. Diese großen Vorteile preiszugeben, liegt weder im Interesse Hamburgs, noch im Interesse des Reiches, noch selbst in dem Preußens oder seiner hier in Frage stehenden Gebietsteile.

Außenpolitische Rundschau

Keine Sanktionen mehr — Die Schlinge von Versailles — Herabdrückung der Arbeiter, Vertrustung des Kapitals — Amerika gegen Frankreich — Eine Niederlage der spanischen Militaristen — Ungarische Demokratie — Die österreichische Krise

Der Abbruch der Konferenz von Cannes infolge der Zurückziehung Frankreichs hat die provisorische Neuregelung des Ultimatums von London auf unbestimmte Zeit vertagt. Bekanntlich hat Deutschland nach diesem Abkommen jährlich 2 Milliarden Goldmark und 26 Prozent des Wertes seiner Ausfuhr an die Alliierten abzuliefern. Am 14. Dezember hatte die deutsche Regierung formell den Antrag gestellt, die am 15. Januar und 15. Februar fälligen Raten zu stunden, da es ihr unmöglich sei, aus eigenen Kräften die volle Summe aufzubringen und eine in London versuchte Anleihe gescheitert ist. Immerhin hat die Reparationskommission nach Anhörung der von Rathenau geführten deutschen Delegation dem Antrag der Reichsregierung stattgegeben. Sie hat beschlossen, daß an Stelle der fälligen Milliarde bis auf weiteres alle zehn Tage 31 Millionen Goldmark zu zahlen sind, und die Reichsregierung ersucht, innerhalb zwei Wochen bestimmte Vorschläge über die Zahlungen und die Sanierung der deutschen Finanzen zu machen. Das System der Sanktionen ist somit beseitigt. Die Reichsregierung und der Reichstag müßten große Dummheiten begehen, um es wieder aufleben zu lassen. Denn die Rodomontaden Poincarés reichen dazu nicht aus. Nach § 13 der Anlage II zum Teil VIII des Vertrags von Versailles ist für die Beschlußfassung der Reparationskommission Einstimmigkeit erforderlich, wenn es sich um einen Zahlungsaufschub für eine Dauer von mehr als drei Jahren handelt. Ein Zahlungsaufschub bis zu drei Jahren kann hingegen mit einfacher Stimmenmehrheit beschlossen werden. Das ist in Cannes geschehen, obwohl Briand bereits zurückgetreten war. Es wäre also z. B. wohl denkbar, daß die Reparationskommission, die ja nur ein ausführendes Organ der alliierten Regierungen ist, von drei zu drei Jahren Deutschlands Zahlungspflichten regelt, und zwar unter Berücksichtigung sowohl der deutschen Zahlungs- wie der alliierten Aufnahmefähigkeit, somit praktisch das Ultimatum von London abändert, ohne an dessen theoretische Rechtskraft zu rühren. Es ist aber undenkbar, daß eine französische Regierung einem solchen Beschluß der Reparationskommission zum Trotz auf eigene Faust sogenannte Sanktionen ergreift, weil Deutschland mit seinen von der Reparationskommission erlassenen Zahlungen im Rückstand ist. Ein solcher Versuch der französischen Regierung ist schon vor zwei Jahren, als Frankfurt besetzt wurde, schließlich an dem Widerstand der Alliierten gescheitert.

Wenn diese Zeilen erscheinen, wird die vierzehntägige Frist abgelaufen sein. Bei der Niederschrift sieht es nicht so aus, als genüge die Frist der Regierung und den Parteien, auf die sie sich stützt. Die Ausführungen Rathenaus, deren nachdrückliche Verbreitung im Ausland notwendig wäre, würden verpuffen, wenn ihnen nicht entsprechende Taten folgen. Solange man aber an der Devisenspekulation vorbeigeht und die Ausfuhrgewinne nicht erfaßt, solange ferner die in Papiermark ausgedrückten

Milliardengewinne der deutschen Industrie noch als Agitationsmittel in Frankreich, England, Italien, Belgien und Amerika verwertet werden können, wird der Chauvinismus leichtes Spiel haben.

* * *

Wenn einmal die internationale Atmosphäre durch die Erfassung und Unterbindung der deutschen Konjunkturgewinne entgiftet sein wird, dann wird die Erkenntnis überall durchdringen, daß die deutschen Zahlungen *die Alliierten und die Neutralen schwer schädigen*. Lloyd George hat dies in seiner Denkschrift, die Briand vor seinem Rücktritt veröffentlichen ließ, für England ziffernmäßig ausgedrückt, indem er feststellte, daß die 2 Millionen Pfund, die der englische Staat wöchentlich zur Unterstützung seiner zwei Millionen Arbeitslosen ausgibt, den Betrag weit übersteigen, den England bei voller Zahlung der deutschen Reparationen erhalten würde. In diesem unwahrscheinlichen Falle hätte England gegenwärtig Anspruch auf 700 bis 800 Millionen Goldmark, während es für seine Arbeitslosen etwa 2 Millionen jährlich aufbringen muß. Dazu müssen die ungleich höheren Summen gerechnet werden, die die englische Wirtschaft infolge der Krise verliert.

In Wirklichkeit ist der Vertrag von Versailles und ebenso das Ultimatum von London eine Schlinge, mit dem das Wirtschaftsleben der ganzen Welt erdrosselt wird und wobei natürlich die Arbeiterklasse und die sogenannten Mittelschichten am meisten leiden. Wir werden in den nächsten Wochen und Monaten in den skandinavischen Ländern Wirtschaftskämpfe sich abspielen sehen, wie sie in dieser Ausdehnung und Heftigkeit in diesen Ländern noch nicht dagewesen sind. Ein ähnlicher Kampf wird sich in den Vereinigten Staaten im Bergbau abspielen. Hier wie dort ist die Ursache der Kämpfe die gleiche. In den skandinavischen Ländern, in den Vereinigten Staaten, in geringerem Maße noch in einigen Berufen anderer Länder haben die Arbeiter während des Krieges die für sie günstige Konjunktur ausgenutzt, um ihre Lebenshaltung in die Höhe zu treiben. Trotz Verkürzung der Arbeitszeit sind heute die Löhne der Arbeiter Skandinaviens im Verhältnis zu ihrer Kaufkraft höher als 1914. Das müssen sie zunächst mit einer Arbeitslosigkeit büßen, wie sie in diesem Umfang und dieser Dauer noch nicht vorgekommen ist. Die Unternehmer wollen nun die Wirtschaftskrise bannen, indem sie *die Löhne herabdrücken*.

Dieses Vorgehen der Unternehmer ist übrigens international. Soeben hat der französische Bergarbeiterverband in eine neue Lohnherabsetzung von 3,25 Franken pro Woche einwilligen müssen. Im Herbst streikten 60 000 nordfranzösische Textilarbeiter über zwei Monate lang, um eine Lohnherabsetzung abzuwehren. Der Streik endete mit einem halben Mißerfolg. Ähnliche Kämpfe spielen sich in allen industriellen Ländern außerhalb Deutschlands und Österreichs ab. Natürlich werden sehr häufig und ganz allgemein Lohnherabsetzungen vorgenommen, ohne daß es zu einem offenen Kampfe kommt.

Würde der Vertrag von Versailles auch nur zur Hälfte durchgeführt werden, dann wären die Folgen in wirtschaftlicher Beziehung ganz unübersehbar. Die Unternehmer würden systematisch versuchen, die Löhne der Arbeiter auf das Niveau der Löhne der deutschen Arbeiter hinabzudrücken, um gegenüber der deutschen Industrie konkurrenzfähig zu sein. Da aber Deutschland gezwungen ist, um die Zahlungen leisten zu können, alljährlich eine entsprechende Menge von Waren auszuführen, ohne dafür entsprechende Gegenwerte einzuführen, *muß* die deutsche Wirtschaft Schmutzkonkurrenz treiben — ganz abgesehen von den Valutaschwankungen. Eine Anpassung der Löhne des Auslandes an die deutschen Löhne würde also ganz automatisch ein weiteres Sinken der deutschen Löhne im Verhältnis zu ihrer Kaufkraft zur Folge haben. Das Spiel müßte von vorn beginnen.

In Wirklichkeit wird dieses schon seit bald zwei Jahren getrieben. In Deutschland bemühen sich die Gewerkschaften vergebens, die Entwertung der Mark durch Erhöhung der nominellen Löhne einzuholen. Im Ausland bemühen sich die Gewerkschaften vergebens, das Herabdrücken der Löhne zu verhindern. Es sind aber nicht

allein die Arbeiter, die bei diesem Spiel unter die Räder kommen, sondern auch, dank der Erstarkung der Arbeiterorganisationen, die Unternehmer. Unter diesen allerdings nur die kleinen und mittleren. Die Vertrustung des Kapitals, die der Krieg beschleunigt hat, wird von dem Vertrag von Versailles fortgesetzt. In dieser Gefahr liegt zugleich das Heil.

* * *

Die beiden Angelpunkte bei dem von Lloyd George unternommenen Versuch, das Wirtschaftsleben wieder ins Gleichgewicht zu bringen, sind Frankreich und die Vereinigten Staaten. Beide zeigen sich aber noch recht bockbeinig. Die französische Regierung aus politischen, die amerikanische aus wirtschaftlichen Gründen, die sich freilich oft ins Politische umsetzen. In diesem Sinne ist die Annahme der Resolution MacCormick im amerikanischen Senat zu interpretieren. Die Resolution ersucht bekanntlich die amerikanische Regierung, die europäische Finanzlage und die Rückwirkung der europäischen Landrüstungen auf die Schulden der europäischen Staaten gegenüber Amerika zu untersuchen. MacCormick hat seine Resolution in einem Briefe an die »Chicago Tribune« kommentiert, der jeden Zweifel über ihren Zweck ausschließt. Nachdem er die Verschuldung Europas an Amerika einerseits, die Verschleuderung der öffentlichen Gelder durch militärische Ausgaben, Zinsendienst für innere Schulden, Beamtenüberfluß und ein Wiederaufbaubudget, das in keinem Verhältnis zu den Einnahmen steht, feststellt, kommt er zu dem Schluß, »daß am Ende der Rechnung der amerikanische Steuerzahler die europäischen militärischen Rüstungen bezahlen muß«. Die Kritik an der europäischen Wirtschaft bezieht sich in der Hauptsache auf Frankreich und Polen. Besonders auf Frankreich.

Man ist in Amerika im allgemeinen nicht sonderlich gut auf Europa zu sprechen. Die Amerikaner glauben, ohne Europa leben zu können. Die Konferenz von Washington hat diese üble Laune noch verstärkt. Wenn die Konferenz auch nicht ganz erfolglos war, besonders bezüglich der amerikanisch-japanischen Differenzen, so hat sie nichts weniger als einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Die Amerikaner zeigen also wenig Neigung — fast ebensowenig wie Poincaré —, in Genua praktische Arbeit zu leisten.

Wie Poincaré von politischen Garantien spricht, so stellt die amerikanische Regierung vor allem wirtschaftliche Bedingungen. Wir werden darauf bei Besprechung der Konferenz von Genua zurückkommen. Eines ist jedoch von vornherein als sicher anzunehmen: die Politik Poincarés treibt unausweichlich zu einem Duell zwischen Amerika und Frankreich.

Und hauptsächlich darin liegt die Stärke der Position von Lloyd George. Herr Poincaré glaubt natürlich sehr schlau zu sein, indem er sich auf allerlei juristische und diplomatische Spitzfindigkeiten versteift. In Wirklichkeit ist er von vornherein verloren. Denn er hat nicht nur die wirtschaftliche Weltkrise gegen sich, die das Allheilmittel Poincarés, der Vertrag von Versailles, geschaffen hat, er befindet sich auch im politischen, moralischen und wirtschaftlichen Gegensatz zu Amerika.

* * *

Im allgemeinen sind spanische Ministerkrisen eine Familienangelegenheit der politischen Cliquen, die Spanien regieren. Die letzte Krise macht davon eine Ausnahme. Bekanntlich hat das konservative Kabinett Maura am 11. Januar seine Demission eingereicht, um eine Woche später wieder die Regierung zu übernehmen. In der Zwischenzeit hatte der spanische König vergebens versucht, eine andere Regierung zu bilden.

Die Ironie wollte es, daß die Männer, die in der spanischen Politik die äußerste Reaktion repräsentieren, Maura und La Cierva, gezwungen waren, gegen die »Juntas militares« vorzugehen, die eine Art Diktatur ausübten. Diese Offiziersvereinigungen, die 1917 gegründet wurden, deren Wurzeln aber weiter zurückreichen, beanspruchen nicht allein in militärischen, sondern auch in politischen Dingen

eine Art Vetorecht. Dagegen hat das Kabinett Maura Front gemacht, indem es ein Dekret ausarbeitete, wonach es den Juntas verboten sein sollte, sich mit anderen als wirtschaftlichen Angelegenheiten zu befassen. Dieses Dekret zu unterschreiben, weigerte sich aber Alfons XIII. Darauf die Demission.

Und damit saß der König und saßen die spanischen Säbelraßler in der Tinte. Sind diese an sich wenig beliebt, so haben sie durch ihre notorische Unfähigkeit, die Riffmarokkaner zu unterwerfen, sich völlig kompromittiert. Die schwere Niederlage, die sie sich vor einigen Monaten in Marokko holten, ist jetzt in Spanien besiegelt worden. Die Militärs und ihr gekröntes Oberhaupt mußten sich der Zivilgewalt unterwerfen.

* * *

In Ungarn soll eine Wahlreform gemacht werden. Man gibt sich in Budapest jetzt sehr demokratisch. Es handelt sich aber um eine Magnatendemokratie. Danach soll etwa ein Drittel der ungarischen männlichen Bevölkerung von vierundzwanzig Jahren vom Wahlrecht ausgeschlossen bleiben, weil es aus Analphabeten besteht, ebenso sämtliche Frauen, sofern sie nicht dreißig Jahre alt und Mutter von drei Kindern sind. Im übrigen — und das sagt genug — wird öffentlich abgestimmt. Nur in den Großstädten, wo die öffentliche Abstimmung für die Minderbemittelten nicht so gefährlich ist, will man vielleicht geheim abstimmen lassen.

Man begreift also, warum Bethlen der Bauernpartei beigetreten ist. Er ging auf Bauernfängerei aus. Stimmen die Bauern diesem Entwurf zu, dann geschieht ihnen recht, wenn sie künftig politisch ausgeschaltet werden und die Herren Magnaten wieder uneingeschränkt regieren.

* * *

Der Vertrag von Lana hat zu dem Ausscheiden der Großdeutschen aus der österreichischen Regierung geführt. Das wird wohl niemand bedauern. Die Christlichsozialen regieren also vorläufig allein — geduldet und unterstützt von der Sozialdemokratie. Und da jede Regierung in Deutschösterreich abwirtschaften muß, werden die Christlichsozialen diese Selbstaufopferung bald satt haben. Auch Wahlen können aus diesem Dilemma nicht helfen. Keine österreichische Regierung kann leben, weil Österreich allein gar nicht lebensfähig ist. J. S.-J.

Literarische Rundschau

W. Reimes, **Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte.** Sechs volkstümliche Vorträge. Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Cunow. Stuttgart und Berlin 1922, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. 207 Seiten. Preis gebunden 24 Mark.

Wenn es je eine Zeit gegeben hat, in der das Studium und die Kenntnis der Wirtschaftsgeschichte für die breiten Bevölkerungsschichten gebieterisch notwendig war, so die Zeit nach dem Weltkrieg, insbesondere in Deutschland. Mit der Durchsetzung der Demokratie eröffnen sich jetzt für die Arbeiterbewegung ganz andere Möglichkeiten, neben den politischen auch die wirtschaftlichen Zustände ihres Landes zu beeinflussen. In der Demokratie wird jeder Machtfaktor des staatlichen Lebens mitverantwortlich sowohl für die äußere als auch die innere Wirtschaftspolitik des Landes. Verantwortliche Wirtschaftspolitik treiben kann man mit Erfolg aber nur dann, wenn man aus der geschichtlichen Wirtschaftsentwicklung die allmähliche Gestaltung der großen Wirtschaftsmächte innerhalb der Gütererzeugung und des Güterverkehrs kennt, die Mächte der Unternehmung und der Arbeit, ihre Entfaltung in verschiedenen aufeinanderfolgenden Gesellschaftsformen, ihre Veränderungen unter dem Druck der wirtschaftlichen Bedürfnisse und der technischen Verbesserungen sowie die ganz verschiedenen Wirkungen, die sie zu verschiedenen Zeiten in ihren mehr

oder weniger entwickelten gesellschaftlichen Formen jeweilig auf die Gesamtwirtschaft eines oder mehrerer Völker ausüben. Nur wer darüber unterrichtet ist, wie sich nach der antiken Haus- und Sklavenwirtschaft die mittelalterliche Lokal- und Gebietswirtschaft der Grundherrschaften und Städte entwickelte, wie die Stadtwirtschaft den Frühkapitalismus gebar, wie dieser am beginnenden Weltverkehr emporwuchs, die mittelalterliche Gebundenheit des Grundbesitzes und der Gewerbe überwand und mit Hilfe der Verkehrs- und Arbeitsmaschine zur weltwirtschaftlichen Massenproduktion und zum Finanzkapitalismus auswuchs — alles dies muß wenigstens in den Grundzügen demjenigen modernen Wirtschaftspolitiker geläufig sein, der die wirtschaftliche Entwicklung auf dauerhaften Grundlagen weiterführen und Rückfälle in Überwundenes vermeiden will. Denn jede neue Wirtschaftsmaßregel verspricht nur dann Wirkung und Dauer für die Interessen der Gesamtheit, wenn sie diejenigen Kräfte einsetzt, die sich in jener Entwicklung lebens- und gestaltungsfähig auch für die Zukunft erwiesen haben. Deshalb kann die Wirtschafts- und Sozialgeschichte gar nicht hoch genug bewertet werden für die politische Bildung der geistigen und körperlichen Arbeiter.

Wohl haben die Bildungseinrichtungen der deutschen Arbeiterklasse seit Bebel, Liebknecht und Lassalle politische und ökonomische Belehrung von jeher bevorzugt, aber zur besonderen Pflege der Wirtschaftsgeschichte ist man trotz des klassischen Vorbilds von Karl Marx so lange nicht gekommen, als der Kampf um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung noch die Hauptkraft der Bewegung in Anspruch nahm. Erst jetzt beginnen wir die wirtschaftsgeschichtlichen Ergebnisse der Wissenschaft für die Belehrung der Massen übersichtlicher und vollständiger zu sichten und sowohl einzelne Perioden als den gesamten wirtschaftlichen Geschichtsablauf in gemeinverständlicher Darstellung zusammenzufassen. So war es ganz bezeichnend, daß es ein Werkchen wie das von Gradnauer und Schmidt über die Geschichte der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert vor dem Weltkrieg in unserer Bildungsliteratur nicht gab. Die Betriebsräteschulen haben die wirtschaftsgeschichtliche Arbeit aufgenommen und zu verbessern gesucht. Und diese Arbeit, erweitert auf das Gebiet der Wirtschaftsgeschichte Europas seit den vorhistorischen Zeiten, wird jetzt zum ersten Male durch eine Schrift aus unseren Reihen durch das vorliegende Büchlein gestützt. Es kommt wirklich ganz zur rechten Zeit, entspricht einer dringenden politischen Bildungsnotwendigkeit und wird hoffentlich entsprechend von der deutschen Arbeiterklasse eingeschätzt werden. Der Verfasser ist seiner Auffassung durch eine erfreuliche Frische der Darstellung, die bis zum Schluß anhält, aber auch durch eine ganz außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit der Behandlung und Beherrschung der geschichtlichen Tatsachen gerecht geworden. Er beweist außerdem großes Geschick darin, in großen und eindringlichen Zügen zu schildern, ohne doch gelegentlich besonders typische und einprägsame Einzelheiten als wirksame Illustrationsproben zu vergessen. Geradezu musterhaft ist es, wie sparsam und doch an der rechten Stelle er die Statistik verwendet. So wirkt sie immer, und die fortlaufende Geschichtsdarstellung bleibt doch flüssig und anziehend. Die ursprüngliche Form der Vorträge, die die sechs Kapitel der Schrift hatten, trägt offenbar zu jenen Vorzügen der Darstellung bei. So führt Reimes den Leser in fünf Abschnitten vom Urkommunismus über die altgermanische Markwirtschaft und über die auf Sklaverei gegründete Wirtschaft der antiken Gesellschaft zum Wirtschaftssystem der mittelalterlichen Grundherrschaften und zur Entwicklung der Städte und des städtischen Handwerks. Das Schlußkapitel allein umspannt dann den Zeitraum vom spätmittelalterlichen Frühkapitalismus der italienischen Städte bis zum modernen Großkapitalismus und den von ihm erzeugten sozialistischen Kräften und Richtungen, die sich aus dem kapitalistischen Mutterschoß losringen.

Hier setzt ein Wunsch ein, den wir für die sicher bald zu erwartende zweite Auflage vormerken möchten, gerade weil wir von dem erfreulichen Werkchen so viel halten. Die wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung der großen Staatsumwälzung von

1789 mit ihren mächtigen Wellenschlägen nach allen Seiten ist natürlich bei Reimes nicht vergessen. Aber sie müßte mit allen ihren umstürzenden wirtschaftlichen Wirkungen für ganz Europa viel ausführlicher gekennzeichnet und geschildert werden, als es der knappe Raum des jetzigen letzten Kapitels allein gestattet. Der Abbruch aller agrarischen und gewerblichen Feudalrechte war entscheidend für die Herstellung der Gewerbefreiheit und freien Konkurrenz, die der Großkapitalismus brauchte. Die Eisenbahnen vollendeten das Zerstörungswerk am lokalen und territorialen Markt des Handwerks. Und gerade weil in Deutschland dies alles erst vorbereitet wurde durch eine ziemlich stille und langsame Inkubationsperiode des Kapitalismus in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die abschloß mit 1848 und dem Jahrzehnt der großen wirtschaftlichen und nationalen Einigungsbewegungen, weil die deutsche Arbeiterbewegung selbst erst emporwuchs an der plötzlichen und raschen Entfaltung der kapitalistischen Tendenzen in den sechziger und siebziger Jahren, so daß Bebel, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, sich noch 1861 beim Eintritt in den Leipziger Arbeiterbildungsverein beileibe nicht »Arbeiter«, sondern »Geselle« nennen ließ — deshalb ist die ausführlichere Behandlung dieser wirtschaftlichen Geschichtsvorgänge in Mitteleuropa ein lebhafter Wunsch, den wir im Interesse der Bildung der deutschen Arbeiterklasse des zwanzigsten Jahrhunderts so dringend als möglich aussprechen möchten. Jene Vorgänge sind den Arbeitern von heute noch so nahe, daß sie eine ausführlichere Behandlung fordern. Niemand kann diesen Wunsch besser erfüllen als Genosse Reimes in seiner volkstümlich-gediegenen Wirtschaftsgeschichte, der ersten für deutsche Arbeiter, die wir danach nicht mehr besonders zu empfehlen brauchen. Max Quarck

---

Dr. Karl Weule, **Die Anfänge der Naturbeherrschung.** 1. Frühformen der Mechanik. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Max Wilhelm. Stuttgart 1921, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 76 Seiten. Preis geheftet M. 5.20, gebunden M. 7.80.

Dr. Karl Weule, der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, betrachtet in diesem kleinen Bändchen die Frühformen der Mechanik. Mit den mehr verwickelteren Formen primitiver Technik soll sich ein späterer Band beschäftigen. »Den Begriff Kultur definieren wir«, meint Weule, »für gewöhnlich als die Gesamtsumme aller geistigen Errungenschaften einer Zeit.« Demgegenüber könnte man auch sagen: Kultur ist Naturbeherrschung. »Wer der Natur und ihren Gegebenheiten als Herr gegenübersteht,« erklärt Weule, »besitzt Kultur, die um so höher sein wird, je unumschränkter sich jene Beherrschung darstellt.« Der Autor will daher zeigen, daß in der Befreiung der Hand vom Naturzwang die erste große Tat des Menschen auf dem Wege zum Fortschritt lag. Erst dadurch, daß der Mensch die Hände frei gebrauchen lernte, vermochte er bedeutsame Veränderungen an den Naturerzeugnissen vorzunehmen. Das älteste Werkzeug ist der Grabstock, es folgen Hebel, Rolle, Rad, Keil und Schraube. Der Pflug hat mit der quergestellten Feldhacke seinen Ausgangspunkt in der Astgabel. Wichtiger als die Aufzählung der nachgewiesenermaßen benutzten Werkzeuge wäre es, eine Erklärung zu bringen, weshalb der Eskimo gewisse Werkzeuge und der Australneger andere Werkzeuge zur vollendeten Ausbildung brachte. Dazu wäre ein Hinweis auf die Verschiedenheiten der natürlichen Verhältnisse nötig. E. Neumann

---

Nachtrag. Dem Leitaufsatz »Die Demokratisierung der Gemeindeverfassung« in Nr. 14 der Neuen Zeit vom 30. Dezember 1921 ist S. 316, Zeile 7 von oben nachzutragen, daß eine weitere Ausgabe des Bayerischen Selbstverwaltungsgesetzes vom 22. Mai 1919 aus der Feder von Max Roesch im Verlag J. Schweitzer (Artur Sellier), München, Berlin und Leipzig erschienen ist.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 20/21 40. Jahrgang ◆ 1. Band 17. Februar 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Was will England in Genua? Von Dr. Artur Heichen.

Gefährliche Schulpolitik. Von Dr. Richard Lohmann.

Das internationale Arbeiterprogramm von Karl Marx. Von Paul Kampffmeyer.

Zur politischen Lage in Bayern. Von Johannes Timm (München). Schluß.

Soziallöhne. Von Albert Steinmetz (Hamburg).

Außenpolitische Rundschau. Von J. S.-J.

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart. Von Dr. Alfred Guttmann.

Anton Wildgans als Lyriker und Dramatiker. Von Joseph Kliche.

Fremde Märchenwelten. Von Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau. ◆ Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

An unsere Leser!

Durch die abgeschnittenen Verbindungen mit Berlin infolge des Eisenbahnerstreiks waren wir nicht in der Lage, die Nummer 20 der Neuen Zeit rechtzeitig erscheinen zu lassen. Wir geben daher diesmal eine Doppelnummer (Nr. 20/21) heraus, womit der Ausfall gedeckt wird.

Redaktion und Verlag der Neuen Zeit.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Eberle, Frz. Xav., Katholische Wirtschaftsmoral. Freiburg i. B., Herder & Co. 118 S. Kart. 20 M.

Heinig, Kurt, Das notleidende Kapital. Berlin und Stuttgart, Buchhandlung Vorwärts und J. H. W. Dietz Nachf. 32 S.

Holek, Wenzel, Vom Handarbeiter zum Jugenderzieher. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters. Mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Th. Greyerz. Jena, Eugen Diederichs. 173 S. Geh. 25 M., geb. 42 M.

Hoyos, A., Der deutsch-englische Gegensatz und sein Einfluß auf die Balkanpolitik Österreich-Ungarns. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 105 S. Geh. 14 M.

Israel, Walter, Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus. Eine erkenntnistheoretische Studie. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 33 S.

Kampffmeyer, Paul, Sozialistische Theorien und sozialdemokratische Programme. Eine volkstümliche Einführung in den Sozialismus. Berlin und Stuttgart, Buchhandlung Vorwärts und J. H. W. Dietz Nachf. 19 S.

— Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland. Ein politisch-wirtschaftliches und sozial-kulturelles Bild deutscher Entwicklung. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 354 S.

Kleine Bibliothek der russischen Korrespondenz. In Kommission: Frankes Verlag, Leipzig.

Nr. 55: **N. L. Meschtscherjakow**, Das menschewistische Georgien. Anmerkungen zur Broschüre Kautskys über Georgien. 36 S. Geh. 50 Pf.

Nr. 56/57: **N. Lenin**, Die Politik der Kommunistischen Partei Rußlands. Referat auf dem dritten Kongreß der Kommunistischen Internationale Juni-Juli 1921. 53 S. Geh. 1 M.

Nr. 58/59: **A. Chrjaschtschjew**, Zur Charakteristik der russischen Bauernwirtschaften in der Kriegs- und Revolutionszeit. 45 S. Geh. 1 M.

Marchionini, Karl, Sieben Jahre deutscher Hungerkrieg. Leipzig, Leipziger Buchdruckerei A.-G. 54 S. Geh. 9 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 20/21 Ausgegeben am 17. Februar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Was will England in Genua?

Der Wandel der Reparationsideologie

Von Dr. Artur Feichen

Die Zahlung der ersten Goldmilliarde zum 31. August 1921 hat die Undurchführbarkeit des Zahlungsplans des Londoner Ultimatums bewiesen — bewiesen vor allem den Reparationsempfangsberechtigten, die durch die deutsche Zahlung fast mehr geschädigt wurden als Deutschland selbst. Jene Zahlung löste bekanntlich den Zusammenbruch der Markvaluta aus, der wiederum dem deutschen Dumpingexport den stärksten Anstoß gab und in Deutschland selbst zu einer unerhörten industriellen Hochkonjunktur, namentlich der Exportindustrie, führte. In den hochvalutarischen Ländern aber — eine hochwertige Valuta wirkt als Ausfuhr- beziehungsweise Einfuhrzoll, eine sinkende Valuta dagegen als Exportprämie — mußten die Fabriken feiern. Allenthalben wurden Betriebseinschränkungen vorgenommen. Ein wachsendes Arbeitslosenheer zehrte an den öffentlichen Mitteln. Freilich wäre es eine Übertreibung, zu behaupten, daß die Weltwirtschaftskrisis lediglich eine Folge der Reparationszahlungen sei; die Weltkrisis hat daneben noch tiefere und allgemeine Ursachen, aber die Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen, daß die Reparationszahlungen die Krisis, namentlich zu Lasten einzelner weniger Länder, verschärft haben. Die Zuspitzung der Krisis in der zweiten Hälfte des Jahres 1921 hat England — das beweisen die Ziffern für die englische Kohlen- und Eisenproduktion sowie die Lage des englischen Schiffbaus und der Schiffahrt — relativ am schärfsten getroffen. Gegenüber dem Zusammenbruch der deutschen Mark und des dadurch hervorgerufenen deutschen Valutadumpingexports sahen sich nämlich die verschiedenen Länder in einer durchaus verschiedenen Lage. Relativ am schwersten wurden die Länder betroffen: 1. die am währungsgesündesten waren, und 2. deren volkswirtschaftliche Struktur am meisten auf Exportindustrie und Außenhandel eingestellt war.

England hat nun das Pech, daß es in der letzteren Hinsicht an der Spitze marschiert und in der ersteren Hinsicht so ziemlich mit an erster Stelle rangiert. Das englische Pfund, obwohl eine Papierwährung, ist verhältnismäßig intakt und wird in dieser Hinsicht nur vom Dollar und vom Schweizer Franken übertroffen. Die amerikanische Währung hat selbst in der kritischen Zeit der Jahre 1916 bis 1918 die Goldbasis niemals verlassen. Die Schweiz ist vor wenigen Wochen, wenn auch noch nicht währungsgesetzlich, so doch tatsächlich zur Goldwährung zurückgekehrt. Der nächste Staat, der berufen ist, in die Reihe der Goldwährungsländer zurückzukehren, ist — England. Im abgelaufenen Jahre betrug das Disagio des Papierpfundes gegenüber dem Vorkriegsgoldpfund nur noch 15 bis 25 Prozent. Überdies aber — und

das ist wohl am meisten ausschlaggebend für die Wandlung der englischen öffentlichen Meinung gegenüber dem Reparationsproblem — ist wohl kein Land vom Außenhandel und von der Exportindustrie so abhängig wie England. Gegenüber der industriellen Produktions- und Exportkapazität dieses Landes spielt der heimische Markt keine ausschlaggebende Rolle. Sind doch in der englischen Landwirtschaft nur etwa 8 Prozent der Gesamtbevölkerung tätig.

Anders liegen die Dinge schon in den Vereinigten Staaten, obwohl auch dieses Land alle Nöte einer gesunden Währung zu verspüren bekommt. Dort ist die wirtschaftliche Konjunktur in viel geringerem Maße auf die Prosperität des Außenhandels eingestellt, aus dem das Land nur einen kleinen Bruchteil seines gesamten Volkseinkommens zieht. Das wirtschaftliche Rückgrat des Landes bildet vielmehr die Konsumkraft des amerikanischen Farmers.

In einer ähnlichen Lage befindet sich das zudem noch durch eine unterwertige Währung begünstigte Frankreich. Dieses Land ist seiner volkswirtschaftlichen Struktur nach mehr oder weniger ein sich selbst genügender Agrarstaat, auch wenn es sich jetzt bemüht, mit Hilfe der in Lothringen neu erworbenen Eisenerze und der deutschen billigen Reparationskohlen in einen Exportindustriestaat hineinzuwachsen. Die Wogen der Weltwirtschaftskrisis treffen aber die Agrarstaaten am wenigsten, weil deren Wirtschaft gewissermaßen »in sich« ruht. Von der Markkatastrophe ist Frankreich verhältnismäßig nur recht wenig berührt worden. Die deutsche Dumpinggefahr hat für dieses Land bei weitem nicht die aktuelle Bedeutung wie für England oder Holland oder Skandinavien. Deshalb ist auch sein Interesse an einer Stabilisierung der Mark zur Beseitigung der deutschen Dumpinggefahr nicht groß. Größer ist jedenfalls sein fiskalisches Interesse am Bezug deutscher Reparationsbar- und -sachleistungen zwecks Balancierung und Entlastung seines Budgets. Diese Tatsachen — ganz abgesehen von der militaristischen Intransigenz seiner Staatsleiter und seines Parlaments — machen es erklärlich, warum die Reparationsideologie Frankreichs gewissermaßen auf dem toten Punkte verharrt, warum es wie Shylock auf seinem Versailler Schein beharrt und warum es von einer Revision des Londoner Zahlungsplans nicht viel wissen will. Wäre Frankreich ein Exportindustriestaat mit einer hohen Währung wie England, dann wäre die Lage eine andere. Dann wäre die Geneigtheit zu einem Schuldnachlaß für Deutschland — aus seinem wohlverstandenen eigenen Wirtschaftsinteresse heraus — vielleicht ebenso groß wie heute schon die Englands. (Nebenbei bemerkt: es war ein Kardinalirrtum der »Kontinentalpolitik«, um die es heute recht still geworden ist, diese Zusammenhänge zu übersehen beziehungsweise nicht zu sehen. Die Kontinentalpolitik war eine aprioristische politische Konstruktion, die mit den gegebenen ökonomischen Tatsachen in striktem Widerspruch stand.)

Wie liegen die Dinge nun für England? Weshalb ist sein Interesse an einer Revision des Londoner Zahlungsplans, an einem unmittelbaren Schuldnachlaß für Deutschland so besonders groß? Welche Gründe führten also England nach Cannes, und in welcher Sonderstellung wird es auf der Weltwirtschaftskonferenz in Genua erscheinen? Das Volumen des gesamten Welthandels ist etwa auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Um die restliche Hälfte ist

ein erbitterter Kampf aller Außenhandel treibenden Länder erstanden — ein Kampf, in dem die tiefvalutarischen Länder, namentlich Deutschland, den hochvalutarischen Ländern eine Niederlage nach der anderen beibringen. In dieser Bedrängnis greifen die hochvalutarischen Länder zu Abwehrmaßnahmen. Es entstand eine protektionistische Welle, die allenthalben zu zollpolitischen Schutzmaßnahmen führte. Aber bald zeigte es sich, daß sich das Übel mit Zollgesetzen nicht bannen läßt. Es bedarf anderer Maßnahmen, um den Dumpingexport der tiefvalutarischen Länder einzuschränken und zu beseitigen. Auch kann man mit Zollbarrieren und mit kleinen Krediten von Fall zu Fall nicht die alte Kaufkraft Kontinentaleuropas wiederherstellen. Die Wiedergewinnung dieser Absatzmärkte für England, die Wiederbelebung des internationalen Handels bedarf anderer und tiefer greifender Maßnahmen. Diese Ziele sind nur durch eine Stabilisierung der internationalen Wechselkurse und insbesondere der Reichsmark zu erreichen. Eine stabilisierte Mark beseitigt die Exportprämie für die deutsche Mark, verschlechtert die Konkurrenzbedingungen für die deutsche Industrie und verbessert die der englischen Industrie — und öffnet zugleich die Abzugskanäle für den englischen Export nach Mitteleuropa. Das aber ist das jetzige Hauptziel der englischen Wirtschaftspolitik, das Ziel, das Lloyd George nach Cannes geführt hat und mit dem er in Genua wiedererscheinen wird. Nur auf dem Wege über eine Reparationspolitik im Sinne eines Schuldnachlasses für Deutschland und einer gründlichen Abänderung des Londoner Zahlungsplanes (Herabsetzung der Gesamtverpflichtung, Umwandlung von Devisen- in Sachleistungen als Grundprinzipien!) ist dieses Ziel zu erreichen; denn eine Stabilisierung der Mark ist nur möglich mittels einer Reaktivierung der deutschen Zahlungsbilanz durch Beseitigung des Überdrucks, der heute noch infolge überhoher Goldzahlungsverpflichtungen auf der Markdevise lastet.

So erklärt sich die Bereitschaft Englands, zu seinem Teil auf seinen halben oder ganzen Reparationsanteil zu verzichten. Diese englische Politik steht jedoch in einem strikten Gegensatz zu den Stimmungen der französischen Politik. Frankreichs Argumente sind die Ruinen in Nordfrankreich, England aber verweist auf die unsichtbaren Ruinen seines zerrütteten Handels. Alle Politik ist eine Summe von Kompromissen. Auch England wird sein Ziel, das sich zunächst mit dem Interesse Deutschlands deckt, nur etappenweise gegen den Widerstand Frankreichs durchsetzen können. Eine solche Etappe wird auch Genua sein. Das Endziel einer endgültigen Regelung des Reparationsproblems liegt noch in der Ferne!

Der energischste Verfechter dieser englischen Politik ist die Londoner City. Die Krise des englischen Wirtschaftslebens spiegelt sich nicht nur in der englischen Urproduktion (Kohle und Eisen) wider, die auch heute noch überwiegend ihr Heil in einem gegen Deutschland gerichteten Protektionismus erblickt, sondern vor allem in den Geschäftszweigen, die mit dem englischen Außenhandel und dem internationalen Handel überhaupt am wenigsten verknüpft sind: also Bank, Schiffahrt und Versicherung. Das aber ist die Londoner City! Schon vor Jahresfrist ist Lord Inchcape von der Royal Mail Steamship Comp. für eine Reparationspolitik in diesem Sinne eingetreten. Die Dialektik der Dinge hat seitdem — insbesondere seit der Markkatastrophe in den Sommer- und Herbstmonaten — die englische Reparations-

ideologie in beinahe revolutionärem Wandel vorwärtsgetrieben. Die Propagandistik Professor Keynes', der nicht nur theoretischer Nationalökonom, sondern auch Aufsichtsratsvorsitzender einer der größten englischen Versicherungsgesellschaften ist, ist der deutschen Öffentlichkeit ausreichend bekannt. Die neueste Nummer des »Economist« berichtet über zwei Generalversammlungen großer englischer Aktienbanken. In beiden Versammlungen stand das Reparationsproblem zur Diskussion. Auf der Versammlung der Aktionäre der Barclays Bank entfaltete Mr. Goodenough, in der der London Joint City and Midland Bank kein anderer als Mc Kenna selbst seine Dialektik zugunsten einer Revision der deutschen Zahlungsverpflichtungen mit Argumenten, wie sie von deutscher Seite zwar schon seit Jahren vertreten worden sind, aber auch jetzt nicht umfassender und tiefgründiger hätten vertreten werden können. Den gleichen Wandel der Dinge zeigt die englische Tagespublizistik, von der »Daily News« und dem »Manchester Guardian« angefangen bis zur »Times«.

Gefährliche Schulpolitik

Von Dr. Richard Lohmann

»Erstarkte Bewegungen gewöhnen sich daran, von ihren Zielen jeweilig nur das auf gegebener Stufe der Entwicklung Mögliche für den unmittelbaren Kampf ins Auge zu fassen. In dieser Ökonomie des Wollens aber liegt die sicherste Gewähr der Erreichung des Gewollten.« Diese Worte, mit denen Eduard Bernstein seine soeben erschienenen Streitfragen des Sozialismus (»Der Sozialismus einst und jetzt«) abschließt, sollten gerade unsere Schulpolitiker einmal recht ruhig durchdenken. Sie finden dann in ihnen vielleicht auch den Grund — einen Grund zum mindesten — für die mit so viel Unmut und mit so viel Recht beklagte Tatsache, daß es gerade mit der Neugestaltung unseres Schulwesens so langsam vorangeht.

Auf keinem anderen Gebiet hat man so himmelstürmende Hoffnungen an den politischen Zusammenbruch, den man die Novemberrevolution nennt, geknüpft als auf kulturellem. Auf keinem anderen Gebiet hat man wenigstens diese Hoffnungen auch über die Tage des Besinnens hinaus zäher festgehalten als hier. Das ist psychologisch zu einem Teil erklärlich. Unser Schul- und Erziehungswesen ist in seiner Entwicklung um fast ein Menschenalter hinter der sozialen Entwicklung auf anderen Gebieten zurückgeblieben; die Schule der Gegenwart, die in ihrer schroffen Zweiteilung noch immer Herren und Knechte von klein auf heranzubilden bestrebt ist, war schon vor der Revolution ein Anachronismus in einer Zeit, der man wenigstens das Streben nach einer Überbrückung sozialer Gegensätze und Härten nicht absprechen kann. Was Wunder, daß man instinktiv von der Novemberumwälzung einen sichtbaren Ruck nach vorwärts erwartete! Eine solche Tat wäre etwa die Aufhebung der Unterstufen der höheren Lehranstalten, die Schaffung einer sechsjährigen Grundschule durch Diktat der Volksbeauftragten gewesen. Es hätte dann diese — gewiß zunächst durchaus äußerliche — Maßnahme einen ähnlichen Fels in den kulturellen Kämpfen der folgenden Jahre abgegeben wie der Achtstundentag in den sozialen. Die Gelegenheit war gegeben, sie wurde aus sachlichen und persönlichen Gründen verpaßt.

In den Köpfen der sozialistischen Kulturpolitiker aber brannte sich gerade darum der Gedanke der »Revolution« ganz besonders fest. Weil man die tatsächlich vorhandene Spannung zwischen der »neuen« Zeit und der alten Schule nun doppelt lebhaft empfand, darum versprach man sich das Heil nicht mehr von Reformen, sondern baute auf eine in nahester Zukunft erwartete »Schulrevolution«. Auch in unserer Partei spukt das Schlagwort bis in diese Tage hinein. Während wir auf allen anderen Gebieten längst einsehen gelernt haben, daß wir durchaus noch nicht an der Schwelle einer sozialistischen Wirtschaftsordnung stehen, glauben unsere Kulturpolitiker zu einem großen Teil noch immer an das anbrechende Morgenrot einer ganz auf den Gemeinschaftsgedanken und das Gemeinschaftsgefühl eingestellten neuen Kultur. Sie vergessen über der kleinen Schar selbstloser Wegbereiter scheinbar völlig das große Heer von Egoisten, das die Masse unserer Volksgenossen von der neuen Bourgeoisie bis hin zum letzten Arbeiter noch immer darstellt. Sie sehen nicht, daß die ersten zaghaften Klänge des Evangeliums vom Gemeinschaftsgedanken einstweilen noch fast ungehört verhallen inmitten einer Welt beispielloser Gewinnstrebens und krassester Selbstsucht. Sie haben kein Gefühl dafür und kein historisches Augenmaß, daß die wirtschaftliche wie die kulturelle Entwicklung zum Sozialismus noch eine lange Spanne Zeit erfordern wird, während deren die beiden Pole der gemeinschaftbildenden Kraft, der wirtschaftlichen und der kulturellen, sich gegenseitig allmählich, ganz allmählich verstärken werden.

Nur eine völlige Verkennung des Tempos der Entwicklung, nur eine auf geschichtlicher Unkenntnis beruhende Ungeduld hat die Hoffnung auf eine sozialistische Schulrevolution im Sinne einer heute schon möglichen plötzlichen Umstellung gebären können. Unterstützt wurde dieser Glaube durch die enge Zusammenarbeit mit unabhängigen und kommunistischen Schulpolitikern, die in einigen Ländern und in vielen Gemeinden mit sozialistisch-kommunistischer Mehrheit sich als ein Gebot der Notwendigkeit herausstellte. Diese Unabhängigen und Kommunisten brachten aus der Ideologie ihrer Parteien den Glauben an die in Bewegung befindliche Endrevolution des Proletariats mit. Und da man — bewußt oder unbewußt — aus dem richtigen Satze, daß es kein verschiedenes Kulturprogramm unter den sozialistischen Parteien gäbe, den ganz falschen Satz machte, daß auch ihre Kulturpolitik dieselbe sein müsse, so ergab es sich fast von selbst, daß auch unsere Genossen draußen im Lande ihre Politik so einstellten, als ob das Tausendjährige Reich bereits angebrochen sei.

Die Gefahr dieser Politik liegt darin, daß unsere kulturpolitisch interessierten und kulturpolitisch tätigen Genossen zu einem erheblichen Teil vollkommen die Maßstäbe für das Notwendige und im Augenblick Wesentliche verloren haben. So hat die Schulpolitik der Sozialdemokratie in den Ländern und den Gemeinden, also den noch immer wichtigsten Zellen kultureller Fortentwicklung, ein so zerfahrenes und zielunsicheres Gepräge angenommen, daß man vergebens nach einer einheitlichen Linie und nach den ersten Anfängen einer planmäßigen Umgestaltung der alten Schule sucht. Der Erfolg ist der, daß die Reaktion in der Tat heute noch wie vor drei Jahren die Schule fast uneingeschränkt als ihr Bollwerk betrachten kann, daß insbesondere die soziale Vereinheitlichung unseres Schulwesens, die Hebung und Erweiterung der Volksschule, die Schaffung von Übergangs-

möglichkeiten, die Umwandlung schwach besuchter Gymnasien in Aufbauschulen, die Zusammenlegung von Schulen noch immer nicht tatkräftig in Angriff genommen ist. Und das alles, obgleich wir in etlichen Ländern und in vielen Gemeinden sozialistische Mehrheiten, sozialistische Kultusministerien und Schulverwaltungen haben.

Sind alle diese organisatorischen Fragen wirklich so unerheblich, so nebensächlich, wie man sie gewöhnlich hinzustellen beliebt? Wenn man den Traum von der Schulrevolution träumt, freilich. Aber ich glaube mich nicht zu den Pessimisten rechnen zu müssen, wenn ich annehme, daß unsere Enkelkinder immer noch in Schulen gehen werden, die in Volks- und höhere Schulen getrennt sind, in denen es Lehrpläne und Lehrstoffe gibt und die ein bestimmtes Quantum abfragbaren Wissens vermitteln. Ich glaube vielmehr, daß ich mit dieser Annahme nur das Tempo der gesellschaftlichen Entwicklung richtig einschätze und die inneren Zusammenhänge zwischen der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung in Rechnung stelle. Solange wir Gesellschaftsklassen haben werden — und die werden in zwei Menschenaltern von keiner Revolution und von keinem Wirtschafts- oder Kulturpropheten beseitigt sein —, so lange werden wir auch keine Einheitsschule im höchsten Sinne des Wortes haben.

Daraus folgt, daß wir unmöglich in der Schaffung von »Gemeinschaftsschulen« als idealen Schultypen im Sinne unserer letzten Forderungen die wichtigste schulpolitische Aufgabe der Gegenwart sehen dürfen. Der Versuch ist gut und soll gemacht werden. Man kann einmal hier und dort der Entwicklung vorauseilen, um zu zeigen, daß die Wegbereiter, von denen ich oben sprach, doch schon da sind — mag es auch nur ein kleines Häuflein sein. Aber man soll sich klar darüber sein, daß solche Schulen etwas Unorganisches darstellen, daß sie Fremdkörper sind in dem gesellschaftlichen Leben unserer Zeit, nicht anders als die veralteten Standesschulen ihrerseits auch: jene aus der Vergangenheit stehengeblieben, diese aus der Zukunft vorweggenommen. Man darf also unmöglich auf diese Einzigartigkeit die gesamte Kraft konzentrieren, man darf vor allem um ihretwillen nicht etwa all die wichtigeren schulpolitischen Aufgaben vernachlässigen. Und ich freue mich, daß ich gerade in dieser Auffassung mit Paulsen, an dessen Namen sich ja ein gut Stück jener Versuchsschularbeit anknüpft, durchaus konform gehe.

Den Gefahren, die sich aus der Herrschaft der Reaktion über unsere Schulen und aus der sozialen Rückständigkeit unseres Schulwesens ergeben, begegnen wir damit jedenfalls nicht. Wer das nicht glaubt, der braucht nur das Verhalten der reaktionären Schulpolitiker solchen Versuchen und Versuchsschulen gegenüber zu beobachten. Unter einem Scheingefecht kultureller Entrüstung wird ihre stillschweigende Duldung proklamiert. Man weiß, daß damit das Gebäude der alten Schule nicht erschüttert wird, daß es vielleicht sogar um etliche Jahre mehr konserviert werden kann: man kann ja die etwa andrängenden Reformer damit abschütteln, daß man erst den Erfolg der »Versuche« abwarten müsse. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und man wird die Versuche selbst unter der Maske des Wohlwollens mit den Mitteln der Schulaufsicht oder der Schulverwaltung auf »halbe Kraft« abdrosseln, wie es das preußische Kultusministerium in Harburg getan hat und demnächst in Berlin tun wird.

Die Bewegung für die »Gemeinschaftsschulen« im Sinne der Hamburger Versuche ist auch deshalb nicht unbedenklich, weil sie sich zurzeit mit der Bewegung für die weltliche Schule kreuzt. Und ich halte die letztere im Augenblick für wichtiger. Ich bin von jeher der Ansicht gewesen, daß die Reichspolitik in der Frage der Konfessionalität der Schulen insofern richtig gewesen ist, als sie den Grundsatz der Duldung im großen proklamiert hat. Ein Kulturkampf würde uns Verluste an Kräften und politischen Werten bringen, der in gar keinem Verhältnis zu dem Erreichten stände, denn gerade hier auf weltanschaulichem Gebiet arbeitet die Entwicklung so schnell für uns, daß wir dem Gedanken des Zwanges auch dann absagen könnten, wenn wir uns sonst zu ihm bekennen würden. Die Reichspolitik bringt uns aber nun auf diesem Gebiet die Freiheit, die wir bisher nicht hatten, die Freiheit zur Errichtung weltlicher Schulen.

Ich ziehe daraus den Schluß, daß wir nun mit allen Kräften ans Werk gehen müßten, um solche Schulen zu schaffen. Gerade wenn wir im *ganzen* tolerant sind, müssen wir im *einzelnen* um so tatkräftiger sein. Aber schon tönt es uns aus dem Munde unserer eigenen Freunde fast als ein Vorwurf entgegen: *Nur* weltliche Schulen? Und es wird — im Kern zweifellos richtig — darauf hingewiesen, daß das Fehlen des Religionsunterrichts in einer Schule ein durchaus äußerliches Moment sei, daß wir damit noch längst nicht eine Schule unseres Geistes schüfen. »Gemeinschaftsschulen, nicht weltliche Schulen« — so lautet schon hier und dort der Schlachtruf. Man jagt also nach der Taube auf dem Dache und läßt den Sperling in der Hand fliegen. Und man müßte doch wissen, als Marxist, als Historiker, als Soziologe ebenso wie als Schulpolitiker, daß ein Kultusminister des Jahres 1922 und eine Gesellschaft des Jahres 1922 wohl verfassungsmäßig gewährleistete weltliche Schulen zulassen werden, aber niemals »Gemeinschaftsschulen« im Sinne der Hamburger Versuchsschulen. Selbst wenn wir in viel schnellerer Zeit, als ich es zu hoffen wage, wirkliche Arbeitsschulen und Gemeinschaftsschulen als Normaltyp der deutschen Schule erhalten sollten, so müßte doch für die Gegenwartspolitik die Parole lauten: »Über die weltliche Lern- und Klassenschule zur weltlichen Arbeits- und Gemeinschaftsschule!« Oder ist die Weltlichkeit der Schulen, die im Erfurter Programm noch als nahezu einzige sozialdemokratische Schulforderung steht, nun, wo sie erreichbar ist, plötzlich eine gänzliche Belanglosigkeit geworden? Dann wäre der Kampf dafür und dann wäre der Kampf um das Weimarer Schulkompromiß allerdings recht überflüssig gewesen.

Die sich selbst überstürzende Bewegung für die Hamburger Gemeinschaftsschule, deren enragiertester Vertreter alle andere Reform- und Kleinarbeit verachten, findet leider noch von einer anderen Seite her Unterstützung, auf der man im gegenwärtigen Augenblick die Propaganda für wichtiger hält als die Tat, weil diese Tat nach Lage der Sache im Hinblick auf unser Ziel etwas sehr Unvollkommenes, eine Halbheit, vielleicht auch nur eine Viertelheit oder noch weniger sein muß. Unabläßige Propaganda, Kleinarbeit des Wortes, Werbung von Gesinnungsgenossen wird hier als die Aufgabe des Tages angesehen, während die praktische Mitarbeit sozialistischer Schulreformer an der Schule der Gegenwart als aussichtslose Kraftvergeudung und als Diskreditierung des reinen Gedankens unseres Schulideals hingestellt wird. Auch diese Auffassung, die ihrem Wesen nach unserer Parteipolitik in den letzten

Jahren so fremd wie nur möglich ist, hat Freunde unter den parteigenössischen Schulreformern gefunden und sogar dahin geführt, daß man — durchaus folgerichtig — eine besonders wertvolle Tat darin sieht, wenn ein zum Leiter einer altmodischen Schule gewählter Sozialist diese Wahl ablehnt. Die weitere Konsequenz, daß die Sozialisten auch nicht Lehrer an solchen Schulen sein dürfen, hat man bisher allerdings seltsamerweise noch nicht gezogen.

Wir erkennen aber daraus, welche Gefahren diese politische Einstellung für unser Schulwesen und seine Entwicklung mit sich bringen kann. Es wird auf jener Seite völlig übersehen, daß wir schon eine große Aufgabe geleistet haben, wenn wir in zehn Jahren aus unserer Schule eine republikanische Anstalt gemacht haben, daß überall dort, wo ein Republikaner an irgendeiner Stelle in unserem Schulwesen tätig ist, zum mindesten die Wühlarbeit gegen die Republik unmöglich gemacht wird. Denn augenblicklich liegen die Dinge doch so, daß ein großer Teil unserer Volksschulen und fast alle unserer höheren Schulen monarchistische Rekrutendepots mit ganz offenkundiger antirepublikanischer Tendenz sind. Hier hat unsere Schulpolitik ihre wichtigste Gegenwartsaufgabe zu erfüllen, mag man darin auch nur etwas Negatives sehen.

Diese Aufgabe hat den Vorzug, daß sie erfüllbar ist. Denn wir haben in vielen Ländern und Gemeinden ebenso wie auch im Reiche republikanische Parlamentsmehrheiten. Diese Kräfte galt und gilt es zunächst zusammenzufassen, statt sie durch weltanschauliche oder spezifisch sozialistische Schulfragen zu zersplittern. Wir haben weder im Reiche noch in Preußen eine Mehrheit für die weltliche Schule, wir haben keine Mehrheit für eine sozialistische Schule, aber wir könnten eine Mehrheit für die Republikanisierung unserer Schulen zusammenbringen, und darum hätte das längst geschehen müssen. Dann hätten wir heute keine Lesebücher mehr voller Monarchenanekdoten und Kriegsverherrlichung, dann hätten wir keine Geschichtsbücher mehr, die den gesellschaftlichen Fortschritt nach gewonnenen Kriegen und eroberten Provinzen messen, keine Lehrpläne mehr, die den Neunjährigen als Pensum die Lebensgeschichte der drei letzten Kaiser vorschreiben und die Zwölfjährigen ein Jahr lang mit brandenburgischen Kurfürsten traktieren.

Wir klagen so viel — und mit Recht — darüber, daß wir im letzten Jahre auf kulturpolitischem Gebiet wichtige Positionen verloren haben, daß dem bayerische Kultusministerium das preußische gefolgt ist. Aber wir sollten darüber nicht vergessen, daß die parlamentarischen Mehrheiten geblieben sind, daß wir sie nur zusammenzufassen verstehen müssen, um eine republikanische Schulpolitik treiben zu können, die auch zweifelhafte Republikaner auf Ministersesseln nicht zu sabotieren vermögen. Wir haben uns in unserer Schulpolitik überhaupt viel zu viel auf Verwaltungen und Behörden verlassen, wir haben viel zu viel — im Reiche wie in den Ländern — die sogenannten Fachleute mit dreinreden lassen, wir haben über der Schule die Politik vergessen. Die Fachleute in Ehren — sie sollen sprechen, wenn es sich um pädagogische, unterrichtstechnische Fragen handelt. Aber ob die Schule der deutschen Republik eine monarchistische oder eine republikanische Anstalt sein soll, das ist eine Frage der Politik, dazu brauchen wir keine Fachleute als Ratgeber. Wir brauchen sie auch nicht, um zu entscheiden, ob das deutsche Schulwesen organisch zusammengefaßt werden kann, ob eine soziale Vereinheitlichung möglich ist.

Und damit komme ich zu der zweiten wichtigen Frage, die ich oben schon streifte. Die soziale Vereinheitlichung unseres Schulwesens ist so gar nicht vorangekommen, weil wir in ihr viel zu sehr eine schulische statt eine politische Frage gesehen haben. So haben uns die »Fachleute« den Kloß der technischen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten vor die Füße wälzen können. Der organische Aufbau des deutschen Schulwesens, von dem die Reichsverfassung so schön spricht, ist aber keine schultechnische Frage, sondern eine Sache des politischen Glaubensbekenntnisses. Und auch hierfür ist mindestens von den Demokraten an eine parlamentarische Mehrheit vorhanden.

Das ist keine sozialistische Schulreform, ganz gewiß nicht. Die Demokraten sehen die Einheitsschule so schematisch, so rein konstruktiv, daß immer »höhere« und »niedere« Schulen bleiben; sie fassen den »Aufstieg der Begabten« durchaus als ein Hilfsmittel für die Förderung der klassenstaatlichen Spitzenkultur auf. Das muß klar herausgestellt werden, um die Grenzen der Weltanschauung nicht zu verwischen. Aber wäre es wirklich kein Fortschritt, wenn wir zunächst auf dem Wege der konstruierten Einheitsschule mit ihren »Aufstiegsmöglichkeiten« weiterkämen? Ist uns und der kulturellen Entwicklung mehr damit gedient, wenn auch die organisatorische Zweiteilung unseres Schulwesens bleibt, als wenn wir hier erst einmal Brücken bauen? Glaubt man wirklich im Ernst, in etwa zehn Jahren eine innere Schuleinheit schaffen zu können, ohne zuvor Übergangsformen ermöglicht zu haben?

Es gibt auch hier seltsame Käuze. Erst kürzlich erwiderte mir ein unabhängiger Schulpolitiker auf diese Fragen mit der Gegenfrage: »Ja, sollen wir denn wirklich uns darum reißen, Proletarierkinder auf die höheren Schulen zu bringen? Wollen wir unseren Eltern raten, ihre Kinder etwas ‚werden' zu lassen?« Wer auf diesem Standpunkt steht — und ich weiß, daß ihn auch Parteigenossen teilen —, mit dem ist allerdings keine praktische Schulpolitik zu treiben. Denn auch dies ist, so wunderbar prinzipiell es klingen mag, im Grunde nichts anderes als ein Stück jener Verzichtstheorie, von der ich oben sprach: Solange es Volks- und höhere Schulen in starrer Trennung gibt, gehören Proletarierkinder in die Volksschule. Nein, im Gegenteil, es kommt alles darauf an, daß wir schleunigst und mit allen Mitteln einen breiten Strom von Kindern des Volkes, der Arbeiterschaft in die bisher — trotz aller Statistiken — so exklusiven höheren Schulen leiten. Gewiß sollen sie etwas »werden«! Denn noch besteht unsere kapitalistische Gesellschaftsordnung, und da gibt es nur zweierlei: die leitenden Stellen in Wirtschaft und Verwaltung der alten und der neuen Bourgeoisie als Domäne überlassen oder durch den »Aufstieg der Begabten« allmählich die Kraft und den Einfluß des Proletariats stärken und damit die innere Überwindung des Kapitalismus vorbereiten. Der »Aufstieg« ist nur dann bedenklich, wenn er so zaghaft von unserer Seite angefaßt wird, daß die aufsteigenden Kräfte in ihrer Vereinzelung den Zusammenhang mit ihren Klassengenossen verlieren und sich zur Bourgeoisie schlagen. Es ist nicht nur unbedenklich, sondern ein notwendiges Übergangsmittel, wenn wir das Problem so herzhaft anpacken, daß wirklich weiten Kreisen des Proletariats der Besuch höherer Schulen ermöglicht wird.

Ich habe absichtlich nur von sogenannten Äußerlichkeiten gesprochen, weil ich der Meinung bin, daß sich hierauf unsere erste Arbeit konzentrieren muß, und daß wir hier schon längst hätten größere Erfolge erringen können, wenn

wir unsere Stoßkraft darauf vereinigt hätten. In der schulpolitischen Arbeit der meisten Kommunen vermißt man jede Systematik und Planmäßigkeit. Nur vereinzelt hört man, wie jetzt aus Frankfurt a. M., daß sich unsere Fraktion auf ein Mindestprogramm mit klaren Terminen für die Durchführung geeinigt hat. Es ist ungemein interessant, daß in der Schulpolitik der Länder Thüringen mit seinem unabhängigen Kultusminister hier voranzugehen scheint und sich nicht scheut, ein ausgesprochen reformistisches Schulprogramm aufzustellen, zu dessen Durchführung offenbar alle Parteien von den Demokraten bis zu den Kommunisten bereit sind. Auch Kommunisten haben dort eingesehen, daß man mit der Schulrevolution keinen Hund hinterm Ofen hervorlockt, wenn man zu praktischer politischer Arbeit berufen ist.

Die Jagd nach zu fernen Zielen hat das seltsam Zerflatternde und Systemlose unserer praktischen Schulpolitik verschuldet. Dadurch ist es auch gekommen, daß wir die Eltern, diese gegebenen Helfer bei jeder schulpolitischen Arbeit, nicht als treibende Faktoren haben einstellen können. Die reaktionären Elternbünde haben diese Aufgabe mustergültig geleistet, weil sie ein nächstes politisches Ziel hatten. Wir aber haben mit dem Vielerlei der Zielsetzung die sozialistische Elternschaft nur verwirrt. Die aktivsten unserer kulturpolitisch interessierten Sozialisten zermürben Kopf und Kraft an der Schaffung einer Versuchsschule, während die Millionen sozialistischer und demokratischer Eltern ihre Kinder nun schon drei Jahre lang, obgleich es anders sein könnte und müßte, weiter in die kümmerlichen Volksschulen mit dem Lehrplan und Lehrstoff und den Lehrbüchern des alten monarchischen Klassenstaats schicken, ohne daß immer noch den Begabten ein Übergang auf höhere Bildungsstätten während der Schulzeit oder nach Abschluß der Volksschule möglich wäre. So ist es in Berlin, so ist es in Hamburg, so ist es noch viel schlimmer draußen auf dem Land oder in der Kleinstadt, deren lebensschwaches »Gymnasium« längst zu einem kraftvollen Aufbau auf die Volksschule umgewandelt sein könnte. Es kommt nur darauf an, daß wir die wirkliche Schulnot sehen lernen.

Fritz Karsen hat unlängst ein tiefschürfendes Schriftchen über die »Schule der werdenden Gesellschaft« veröffentlicht. Ich glaube, daß auch er die Symptome des Neuen und das Tempo des Werdens, wie es sich aus dem Charakter einer solchen Untersuchung nur zu leicht ergibt, wesentlich überschätzt. Aber der Wert der Untersuchung wird dadurch nicht berührt, er liegt vielmehr in der Darlegung eben dieses allmählichen Werdens der neuen Schule in innerem Zusammenhang mit der sich allmählich erneuernden Gesellschaft. Wenn wir dies erkennen und festhalten, daß die Gesellschaft noch nicht neu ist und daß darum auch noch nicht die Schule einer neuen Gesellschaft gebaut werden kann, dann werden wir über der Utopie der neuen Schule nicht die Aufgaben praktischer Schulpolitik vergessen. Die Schule der Gegenwart kann keine Gemeinschaftsschule, keine Schule der sozialistischen Gesellschaft sein, weil diese Gemeinschaft und diese Gesellschaft noch nicht da ist, weil wir bestenfalls die ersten Symptome einer dorthin strebenden Umwandlung zu erkennen vermögen, die in Kurven und Wellen, bald vorwärtsdrängend, bald scheinbar rückwärtsflutend Leben und Schaffen vieler Generationen erfüllen wird. Um so energischer aber können und müssen wir darauf hinarbeiten, daß die Schule dem jetzigen Stande der Entwick-

lung äußerlich und innerlich angeglichen wird, daß sie die Schule eines zwar kapitalistischen, aber sozial empfindenden, republikanischen und demokratischen Zeitalters wird. Sie dazu zu machen, ist die schulpolitische Aufgabe der Gegenwart.

Das internationale Arbeiterprogramm von Karl Marx

Von Paul Kampffmeyer

I

Das deutsche Proletariat besitzt keine vollwertige, einer strengen Kritik standhaltende Ausgabe der »Inauguraladresse« der Internationale. Diese betrübende Entdeckung machte ich, als ich das Archiv der Sozialdemokratischen Partei nach einer Ausgabe der von Marx verfaßten »Inauguraladresse« durchsuchte. Es drängte sich daher die Notwendigkeit auf, endlich diese Adresse, die zuletzt 1894 in dem Wiederabdruck der Verhandlungen des Bebel-Liebknecht-Hepnerschen Hochverratsprozesses erschien, neu übersetzen und kommentieren zu lassen. Zu meiner großen Freude fand sich die Genossin Kautsky bereit, diese Übersetzung nach der sehr selten gewordenen englischen Originalausgabe anzufertigen. Karl Kautsky schrieb eine längere Vorrede zu dieser Übersetzung und fügte die von Marx redigierten Statuten und die von unserem großen theoretischen Lehrmeister verfaßten richtunggebenden Resolutionen der Internationale dieser Publikation bei.

Große Massen der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft wissen heute leider nicht, daß ihr Marx in der »Inauguraladresse« ein großzügiges, noch heute in seinem wesentlichen Inhalt maßgebendes Programm gegeben hat. Noch heute strömt diese Adresse heißen Lebensodem aus. Sie fordert nämlich die Erweiterung und Vertiefung der Arbeiterschutzgesetzgebung, die staatliche, sich im großen nationalen Rahmen vollziehende Unterstützung des Genossenschaftswesens, die vollständige Beseitigung der verlogenen Geheimdiplomatie und die Überwachung der auswärtigen Politik durch die Arbeiterschaft.

Die »Inauguraladresse« von Marx spricht weiter die Forderung aus, die jetzt noch das eigentliche Rückgrat des Programms jeder kämpfenden sozialdemokratischen Arbeiterpartei bildet: die Eroberung der politischen Macht durch die arbeitende Klasse. Das ist allerdings ein schon vom Kommunistischen Manifest ausgegebener Schlachtruf. Aber welchem politisch-wirtschaftlich veränderten Rahmen fügt er sich in der »Inauguraladresse« ein! Diese sieht in dem Zehnstundentag den Sieg eines von der Arbeiterklasse vertretenen neuen Wirtschaftsprinzips; sie begrüßt in der englischen Genossenschaftsbewegung das Werden einer neuen Wirtschaftsordnung! In dieser Adresse schlägt Marx gleichsam verbindende Brücken zwischen dem Kapitalismus und Sozialismus. Von der Notwendigkeit einer gewaltsamen Sprengung der kapitalistischen »Produktionsverhältnisse«, den Rechts- und Eigentumsverhältnissen, durch die sich gigantisch entfaltenden Produktivkräfte spricht er überhaupt nicht. Von jedem revolutionär-proletarischen Doktrinarismus, von der Propaganda jedes gewaltsamen Umsturzgedankens hält er sich völlig fern. Und doch beseelt die Befreiung des internationalen Proletariats, beseelt der sozialistische Welt-Arbeitergedanke in

gleicher Weise die Inauguraladresse wie das Kommunistische Manifest. Aber diese Idee nimmt in der Adresse viel innigere, wärmere Fühlung mit den tatsächlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen des Proletariats als die programmatische Umsturzkundgebung des Jahres 1847. Marx vertieft sich völlig in die Existenzverhältnisse der englischen Arbeiterklasse seiner Zeit, und aus diesen rechtfertigt er sein proletarisches Emanzipationsprogramm. Er schafft damit zugleich ein mustergültiges historisches Bild von der Lage der arbeitenden Klasse um 1860 bis 1864. Schon allein das Festhalten dieser Schilderung des Elends und der Not der arbeitenden Klasse Englands würde reichlich den Wiederabdruck der Inauguraladresse motivieren. Aber die Adresse ist ja mehr als ein historisches Dokument, sie ist — wie wir bereits betont haben — ein noch heute hochaktuelles Programm des heutigen Proletariats. Marx hat in der Inauguraladresse eben eine wirkliche Blutsgemeinschaft zwischen dem internationalen sozialistischen Gedanken und der aufstrebenden Arbeiterklasse geschaffen. Und da in der Adresse schon alles das lebt, was damals schon auf die große Zukunft der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft deutete, so weist sie heute noch dem kämpfenden Proletariat den Weg zu hohen Zielen.

Die Marxsche Inauguraladresse verdankt ihre Existenz einer großzügigen internationalen Kundgebung der Londoner Arbeiter für das unterdrückte und blutig mißhandelte Polen. Nach der grausamen Verfolgung polnischer Insurgenten durch den russischen Zarismus wandte sich eine Deputation Londoner Arbeiter an Lord Palmerston, den damaligen Lenker der auswärtigen Politik Englands, und forderte ihn in einer Adresse zum sofortigen Einschreiten zugunsten des niedergetretenen Polens auf. Zugleich erließen diese Arbeiter im Interesse einer wirksamen Aktion für die polnischen Insurgenten einen Aufruf an die Pariser Arbeiter. Die Londoner Weltausstellung 1862, namentlich das internationale Verbrüderungsfest vom 5. August 1862 hatte zu einer erfreulichen Annäherung englischer und französischer Arbeiter geführt, so daß die Engländer sicher waren, ihre Kundgebung für Polen würde bei den Pariser Arbeitern die wärmsten Sympathien wecken. Und so fand denn am 28. September 1864 ein großes Meeting (eine Massenversammlung) der internationalen Arbeiterschaft in London in Saint Martinshall statt, um eine machtvolle Demonstration gegen das schmachvolle Knutenregiment Rußlands zu inszenieren.

Das Meeting erwählte ein Komitee von Arbeitern aus fast allen Kulturnationen und beauftragte es mit der Redaktion des Programms und der Statuten für eine internationale Arbeiterassoziation. Das Komitee setzte sich aus fünfzig meist dem englischen Arbeiterstand angehörigen Männern zusammen; unter ihnen waren aber auch führende Köpfe des Sozialismus vertreten: Männer wie Marx, Ferdinand Wolf, Eccarius, Leßner. Das vielköpfige Komitee bildete ein Subkomitee und übertrug diesem die Abfassung des Programms und der Statuten der Internationale. In diesem Subkomitee siegte Marx vollständig über die vom Geist Mazzinis erfüllten programmatischen Entwürfe. Er verfaßte die Inauguraladresse und die Statuten der Internationale.

Diese Statuten werden von den Grundgedanken getragen, daß »die Emanzipation der arbeitenden Klassen durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden muß« und »daß der Kampf für diese Emanzipation nicht einen

Kampf für Klassenprivilegien und Monopole, sondern *für gleiche Rechte und Pflichten* und für *die Abschaffung aller Klassenherrschaft* bedeutet«. Die Statuten bezeichnen »*die ökonomische Abhängigkeit* der Männer der Arbeit vom Monopolisten, der Werkzeuge der Arbeit, der Quellen des Lebens« als »die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit«. Deshalb wird »*die ökonomische Emanzipation* der arbeitenden Klassen als das große Ziel« hingestellt, dem sich jede politische Bewegung als bloßes Hilfsmittel unterordnen sollte.

Diese lapidaren Sätze sind in die sozialdemokratischen Programme übergegangen; so fast wortwörtlich in das Nürnberger Programm des Deutschen Arbeitervereinstags (1868), so in das Eisenacher Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (1869), so in das Gothaer Programm der geeinten Sozialdemokratie (1875). Nach dem Erfurter Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom Jahre 1891 bedeutet die Monopolisierung der Produktionsmittel »wachsende Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung«.

Man erkennt aus den Programmen der Sozialdemokratie sofort, in welchem Maße sie von den Grundgedanken der Inauguraladresse und der Statuten der Internationale beeinflußt wurden.

Die Statuten heben dann hervor, »daß alle auf dies große Ziel (die Emanzipation) gerichteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jedes Landes und an dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind«. Das zeige deutlich, »daß die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales noch nationales, sondern ein soziales Problem« sei, das *alle* Länder umfaßt, »in denen moderne Gesellschaft existiert, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt, und daß das gegenwärtige Wiederaufleben der arbeitenden Klassen in den gewerbtätigsten Ländern Europas, während es neue Hoffnungen rege macht, eine feierliche Warnung vor einem Rückfall in alte Irrtümer enthält« und eine unmittelbare Verbindung der noch getrennten Bewegungen erfordert. In ihren Statuten bezeichnet die Internationale Arbeiterassoziation »*Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens untereinander* und *gegen alle* ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntnis oder Nationalität«. »Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte.«

Die Internationale Arbeiterassoziation soll nach dem Statut ein zentrales Mittel der Verbindung und Kooperation zwischen den in verschiedenen Ländern bestehenden Arbeitergesellschaften schaffen: den Generalrat.

Die Inauguraladresse suchte durch ein gehäuftes Material beweiskräftiger Tatsachen die internationale Arbeiterschaft von der Notwendigkeit einer vollständigen Änderung der »wirtschaftlichen Grundlage des Bestehenden« zu überzeugen. Diese Grundlage war in dem Monopolbesitz der Kapitalisten und Grundbesitzer gegeben, sie bedingte »das Elend der werktätigen Massen«. Die Statuten der Internationale zogen nun die aus der historischen Notlage der englischen Arbeiterschaft sprechende Theorie in wenige Sätze zusammen

und begründeten aus ihr die unumgängliche Notwendigkeit eines internationalen Zusammenschlusses der Arbeiterschaft. Für diesen Zusammenschluß schufen die Statuten eine feste, stark zentralistische internationale Organisation. Die Grundlinien der Politik der organisierten Internationale waren schon, wie wir gesehen haben, in der Inauguraladresse festgelegt worden. Der leitende Gedanke dieser Politik war die Eroberung der politischen Macht. Karl Marx brannte mit flammenden Worten den Arbeitern die Wahrheit ein, daß die Herren von Grundbesitz und Kapital stets ihre politischen Vorrechte zur Verteidigung ihrer ökonomischen Monopole aufbieten würden. Er verwies auf das brutal wahre Wort Lord Palmerstons: Das Haus der Gemeinen ist ein Haus von Grundbesitzern, und knüpfte daran die Schlußfolgerung: Deshalb ist es die Pflicht der arbeitenden Klassen, politische Macht zu erobern. Diesem Marxschen Gedanken folgend, nahm die Internationale lebendigsten Anteil an der Bildung der englischen Reformliga, deren Agitation die Parlamentsreform von 1867 hervorrief. In England griffen die politischen Ideen der Internationale auf den »Neuen Unionismus« (die neuen Gewerkschaften) über und drängten diesen in das demokratische Fahrwasser. Die Fragen der Bodenverstaatlichung und der »Nationalisierung« der Eisenbahnen, angeregt durch die Debatten und Beschlüsse der Internationale, beschäftigten lebhaft die führenden Köpfe der neuen Gewerkschaftsbewegung.

Marx wollte die Gewerkschaften mit der Idee des demokratischen Sozialismus beseelen; er suchte sie zu Klassenkampforganisationen fortzubilden. Der Klassenkampf ist nach Marx ein politischer Kampf: ein die Kapitalherrschaft erschütternder und sie schließlich aufhebender Kampf. Dieser Gedanke lebte in der von ihm verfaßten englischen Gewerkschaftsresolution des Genfer Internationalen Kongresses (1866). In der englischen Denkschrift des Generalrats wurden die Gewerkschaften für den täglichen Kampf zwischen Kapital und Arbeit, für diese »wahren Guerillagefechte« als »unumgänglich« anerkannt; als »weit *wichtiger*« aber wurden sie befunden »als *organisierte Beförderungsmittel*« der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit und Kapitalherrschaft. Gegenwärtig haben nach Marx »die Gewerkvereine den unmittelbaren Kampf gegen das Kapital zu ausschließlich vor Augen«. Sie haben »ihre eigene Macht der Tätigkeit gegen das heutige Produktionswesen noch nicht vollkommen verstanden. Sie haben sich deshalb von der allgemeinen sozialen und politischen Bewegung ferngehalten. Jedoch in neuerer Zeit, in England wenigstens, sind sie zum Bewußtsein ihrer großen geschichtlichen Aufgabe erwacht.« Beweis ist die mit der Internationale sympathisierende Sheffielder Gewerkschaftsdelegiertenkonferenz! Und nun steckte Marx der Gewerkschaftsbewegung dieses neue große Ziel: »Abgesehen davon,« so heißt es in der englischen Gewerkschaftsresolution des Generalrats, »daß die Arbeiter den unmittelbaren Übergriffen des Kapitals entgegenwirken, müssen sie nunmehr lernen, bewußterweise als Brennpunkte der Organisation der Arbeiterklasse zu handeln, im großen Interesse ihrer vollständigen Emanzipation. Sie müssen *jede soziale und politische Bewegung*, die auf dieses Ziel lossteuert, unterstützen, sich selbst als die *handelnden Kämpen* und Vertreter der ganzen Klasse betrachten; dieses muß unfehlbar die außerhalb Stehenden anziehen (bewegen), sich sorgfältig um die Interessen der am schlechtesten be-

zahlten Arbeiter zu kümmern, zum Beispiel die Landarbeiter, die aus ausnahmsweise ungünstigen Umständen bisher nicht den geringsten organisierten Widerstand leisten konnten, und der großen Masse der Arbeiterklasse die Überzeugung aufdrücken, daß ihr Ziel (das der Gewerkschaften), weit entfernt, ein selbstsüchtiges zu sein, auf die allgemeine Befreiung der niedergetretenen Massen lossteuert.«

In diesen Gedanken pulst heiß und urkräftig schon die Gewerkschaftsresolution des Jahres 1919. In den Sommertagen dieses Jahres faßte nämlich der zehnte Gewerkschaftskongreß in Nürnberg eine Resolution, die zielklar sozialistisch so ausklingt: »Die Gewerkschaften dürfen wir nicht auf die streng berufliche Interessenvertretung ihrer Mitglieder beschränken, sie müssen vielmehr zum Brennpunkt der Klassenbestrebungen des Proletariats werden, um den Kampf für den Sozialismus zum Siege zu führen.«

Das sozialistische Befreiungsziel ist die treibende Kraft in der Inauguraladresse, in den Statuten und in den Resolutionen des Generalrats. Ganze Sätze der Marxschen Statuten konnten daher wortwörtlich in das Nürnberger und Eisenacher Programm der aufstrebenden deutschen Sozialdemokratie übergehen — und nach dem Zusammenbruch der ersten Internationale auch in die grundsätzlichen Kundgebungen fast aller sozialdemokratischen Parteien der Alten und Neuen Welt. Marx lief überall der Sturmtruppe des politischen Sozialismus voraus. Und als Vorläufer trug er einen sozialistischen Grundzug in alle Bewegungen des Kontinents hinein. So in die Kommunebewegung des Jahres 1871. Er schrieb zum Schutz und Trutz dieser Erhebung seinen »Bürgerkrieg in Frankreich«, und seine Anhänger standen in den vordersten Reihen dieser Revolution und starben als Blutzeugen des Sozialismus. Aus seiner flammenden Streitschrift leuchtete der programmatische Satz: »Wo immer und in welcher Gestalt immer und unter welchen Bedingungen der Klassenkampf irgendwelchen Bestand erhält, da ist es auch natürlich, daß Mitglieder unserer Assoziation in den Vordergrund treten.«

Leider konnte die sich auf den politischen Kampf einstellende Marxsche Richtung in der Internationale nicht den sogenannten unpolitischen, auf eine gewaltsame Putschtaktik eingestellten Bakunismus niederwerfen.

II

Von nicht minderer Bedeutung sind die von Marx aufgestellten Forderungen bezüglich der Arbeiterschutzpolitik. Sie kommen in den vom Genfer Kongreß (1866) beschlossenen »Instruktionen für die Delegierten des provisorischen Nationalrats« zum Ausdruck. Dieser Kongreß der Internationale hat eigentlich das Prinzip der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung und die Propaganda für den Achtstundentag auf gesetzlicher Grundlage geboren. In den Instruktionen wurde die Beschränkung der Arbeitszeit als »eine Präliminarbedingung« charakterisiert, »ohne die alle weitergehenden Verbesserungs- und Emanzipationsversuche fehlschlagen« müßten. Sie sei notwendig, einmal, um die Gesundheit und natürliche Energie der Arbeiterklasse, der großen Masse jeder Nation, wiederherzustellen, sodann, um die Möglichkeit der geistigen Fortentwicklung, des gesellschaftlichen Verkehrs, der sozialen und politischen Tätigkeit zu gewähren. Des-

halb möge der Kongreß sich zugunsten einer gesetzlichen Beschränkung der Tagesarbeit auf 8 Stunden pro Tag erklären. Die Instruktionen sprachen schon in vollem Einklang mit den modernsten sozialen Anschauungen von dem »Recht der Kinder und der Jugend«, das »geschützt« werden müßte. Der aufgeklärte Teil der Arbeiterklasse begriff sehr wohl, »daß die Zukunft der Klasse, und das ist die Zukunft der Menschheit, ganz und gar von der Heranbildung der aufkeimenden arbeitenden Generation abhänge. Die Arbeiter müßten sehr wohl, daß vor allem anderen die Kinder und jugendlichen Arbeiter aus den Krallen des gegenwärtigen Arbeitssystems gerettet werden müßten. Dies könne nur dadurch geschehen, daß die soziale Einsicht in soziale Macht verwandelt würde, und zwar unter gegebenen Verhältnissen durch allgemeine von der Staatsgewalt in Ausführung zu bringende Gesetze. Wenn die Arbeiterklasse die Regierung bei Ausführung solcher Gesetze unterstütze, stärke sie keineswegs die Macht der Regierung. Im Gegenteil, sie mache die Macht, die jetzt gegen sie gebraucht werde, sich selbst dienstbar. Durch einen allgemeinen Akt bewirke sie, was sonst vergebens durch eine Menge vereinzelter individueller Bemühungen versucht werden würde.« Kein Vater und kein Arbeitgeber dürfe befugt sein, »jugendliche Arbeiter anders als in Verbindung mit Erziehung zu beschäftigen«.

Und nun entwerfen die »Instruktionen« Grundsätze für einen ganz modern gerichteten Arbeits- und technologischen Unterricht. Die »Erziehung« soll sich nämlich erstrecken: erstens auf »die Ausbildung des Verstandes«, zweitens auf »die Ausbildung des Körpers, wie sie in Schulen durch Turnunterricht und militärische Übungen stattfindet«, drittens auf die »technologische Ausbildung, welche die allgemeinen Prinzipien aller Produktionsprozesse erklärt und gleichzeitig das Kind und die Jugend in den praktischen Gebrauch und die Handhabung der Elementarwerkzeuge aller Gewerbe einweiht. Ein stufenweiser und fortschreitender Kursus geistiger, körperlicher und technologischer Erziehung sollte der Klasseneinteilung der jugendlichen Arbeiter zugrunde liegen. Die Kosten der technologischen Schulen sollten teilweise durch den Verkauf ihrer Produkte gedeckt werden. Diese Vereinigung bezahlter produktiver Arbeit, geistiger Erziehung, körperlicher Übung und technologischen Unterrichts werde die Arbeiterklasse hoch über das Niveau der Aristokratie und Bourgeoisie erheben.«

Für die Stellung von Karl Marx zum Staat sind diese Ausführungen von großer prinzipieller Wichtigkeit. Sie bedeuten eine kräftige Bejahung der staatlichen Tätigkeit, sie erweitern förmlich die Funktionen des Staates. Der Staat hilft dem Arbeiter, soziale Einsicht in soziale Macht zu verwandeln. Die Arbeiterklasse macht sich im Arbeiter-, im Kinderschutz die staatliche Gewalt direkt für ihr großes Befreiungsziel dienstbar.

In der Inauguraladresse begrüßte Karl Marx die englische Genossenschaftsbewegung, die Produktivgenossenschaften, als einen noch größeren Sieg über die politische Ökonomie des Kapitals, als den von der Arbeiterschaft errungenen Zehnstundentag. In der englischen Denkschrift des Generalrats, deren leitende Sätze als Resolutionen und Instruktionen von dem Genfer Kongreß angenommen wurden, wird dem despotischen kapitalistischen System das genossenschaftliche, das republikanische System der Assoziation freier und gleicher Produzenten gegenübergestellt. Vor den Augen von Marx standen

noch nicht die gewaltigen genossenschaftlichen Schöpfungen der Großeinkaufsgesellschaften, der auf Konsumvereinen aufgebauten Genossenschaftsfabriken. Daher sprach Marx noch ziemlich wegwerfend von »Kooperativkrämereien«. So hieß es auch in der englischen Denkschrift, deren Programmsätze vom Internationalen Kongreß zu Beschlüssen erhoben wurden, wörtlich: »Wir empfehlen den Arbeitern, sich vielmehr auf Kooperativproduktionen als auf Kooperativkrämereien einzulassen. Die letzteren berühren nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Wesens, die ersteren greifen es in seinen Grundfesten an.« Marx strebte eine staatlich unterstützte Kooperativbewegung größten Stils zur Umgestaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems an. So führte er in der englischen Denkschrift aus: »Aber die Kooperativbewegung, beschränkt auf die zwerghaften Formen der Entwicklung, die ihr individuelle Lohnarbeiter durch ihre Verbindungen geben können, ist nicht imstande, durch sich selbst die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten. Um die soziale Produktion in ein großes und harmonisches System der freien und korporativen Arbeit zu verwandeln, bedarf es allgemeiner gesellschaftlicher Veränderungen, Veränderungen der allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft, die nie verwirklicht werden können ohne die organisierten Gewalten der Gesellschaft; nämlich die Staatsmacht muß aus den Händen der kapitalistischen und Landeigentümer genommen und von den Arbeitern selbst geübt (ausgeübt) werden.« Indem Marx auf die Notwendigkeit umfassender Staatshilfe zur Förderung der Genossenschaften hinwies, lehnte er durchaus nicht die Initiative der Genossenschaften selbst ab. »Wir empfehlen allen Kooperativgenossenschaften,« so hieß es in der englischen Denkschrift des Generalrats, »einen Teil ihres Gesamteinkommens in einen Fonds für die Propaganda zu verwandeln, ihre Grundsätze sowohl durch Beispiele als auch durch Vorschriften, mit anderen Worten durch Beförderung der Errichtung von neuen Geschäften zur Kooperativproduktion, durch theoretische und praktische Anleitung zu lehren und zu predigen.«

Eine Befruchtung des Genossenschaftswesens durch ein organisiertes Zusammenwirken der Arbeiterorganisationen erstrebte Karl Marx bewußt. So wurde zum Beispiel dem Genfer Internationalen Kongreß das Studium der Idee der genossenschaftlichen Vereinigung aller gegründeten und noch zu gründenden Kreditanstalten zu einer späteren Zentralbank der Internationalen Arbeiterassoziation anempfohlen. Das Kreditsystem bot nach Marx (siehe »Kapital«, III) »die Mittel zur allmählichen Ausdehnung der Kooperativunternehmungen auf mehr oder minder nationaler Stufenleiter«. Die Kooperativfabriken sind gerade wie die Aktiengesellschaften als »Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise zu betrachten«.

Das Genossenschaftswesen, das im sozialdemokratischen Erfurter Programm noch völlig unbeachtet blieb, ist heute im neuen Görlitzer Programm kurz gewertet worden. Es verlangt staatliche »Förderung der nicht auf Erzielung eines Profits gerichteten Genossenschaften«.

Die Inauguraladresse und die Statuten der Internationale eröffneten einen grundsätzlichen Kampf gegen die auswärtige Geheimpolitik der Großmächte. Marx richtete seinen Angriff vor allem gegen den russischen Zarismus, weil diese »finstere asiatische Macht« von der Aristokratie und Bourgeoisie als letzte Zuflucht gegen das Vorschreiten der Ar-

beiterklasse betrachtet würde. Von der Existenz eines demokratischen Polens hinge es ab, »ob Deutschland ein Vorposten der Heiligen Allianz oder ein Verbündeter vom republikanischen Frankreich ist«. Diese Sätze der englischen Denkschrift wurden vom Genfer Kongreß durch einen Zusatz Johann Philipp Beckers erweitert, in dem es hieß: »Da sich die Internationale Arbeiterassoziation die Emanzipation der Arbeiterklasse aller Länder, somit die Bekämpfung jedweder Gewaltherrschaft und die Verwirklichung der Gleichberechtigung aller Menschen und aller Völker zur Aufgabe stellt, so ist in ihren Bestrebungen die Beseitigung des imperialistischen Einflusses Rußlands und die Wiederherstellung eines sozialdemokratischen Polens (?) mit eingeschlossen.«

Unter der sichtbaren Führung von Marx steuerte die auswärtige Politik der Internationale auf die Aufhebung der großen stehenden Heere und auf eine allgemeine Volksbewaffnung los. Beseitigung des bewaffneten Friedens, Verbrüderung aller Völker forderten die Kongresse der Internationale in Lausanne und Brüssel. In Brüssel wurde sogar schon der Streik als Mittel gegen den Krieg beschlossen.

In der von wüstem Kriegsgeschrei erfüllten Epoche — 1866 bis 1870 — organisierte die Internationale große Friedensdemonstrationen. Am 23. Juli 1870 verkündete der Generalrat der Internationale bereits, daß die Todesglocke des zweiten Kaiserreichs läute, und er ermahnte die deutschen Arbeiter, dafür Sorge zu tragen, daß der Deutsche Krieg nicht seinen defensiven Charakter verlöre. Und die deutschen sozialdemokratischen Arbeiter folgten der ernsten Mahnung der Internationale; der Ausschuß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei veröffentlichte am 5. September 1870 ein Manifest für einen ehrenvollen Frieden Deutschlands mit Frankreich. Er veröffentlichte in diesem Manifest folgende Zeilen aus einem Marxschen Briefe gegen das Annektieren von Elsaß-Lothringen: »Es ist das unfehlbarste Mittel, den kommenden Frieden in bloßen Waffenstillstand zu verwandeln, bis Frankreich so weit erholt ist, um das verlorene Terrain herauszuverlangen. Es ist das unfehlbarste Mittel, Deutschland und Frankreich durch wechselseitige Selbstzerfleischung zu ruinieren.... Nehmen sie Elsaß und Lothringen, so wird Frankreich mit Rußland Deutschland bekriegen. Es ist überflüssig, an die unheilvollen Folgen zu denken.« Dieser mutige Appell an das deutsche Volk entfesselte eine rasende Wut in den »pangermanistischen« (alldeutschen) Kreisen Deutschlands. Der Braunschweiger Ausschuß wurde in Ketten geworfen, und man bedrohte ihn mit einem Landes- und Hochverratsprozeß. Wenige Tage nach der Veröffentlichung des Braunschweiger Manifests wandte sich der Generalrat der Internationalen Arbeiterassoziation an alle Sektionen in Europa und Amerika, um einen ehrenvollen Frieden für Frankreich und die Anerkennung der französischen Republik durchzusetzen. In diesem Manifest prophezeite Marx einen Rassekrieg, »einen Krieg Deutschlands mit den verbündeten Slawen und Romanen«. Und diesen kommenden Krieg bezeichnete Marx in einem Privatbrief vom 1. September 1870 als »Hebamme der unvermeidlichen sozialen Revolution in Rußland«. Wunderbare Voraussicht!

Vor mehr als einem halben Jahrhundert ist Marx als der grundsätzliche Gegner jeder europäischen Vergewaltigungspolitik aufgetreten. Als er seine Inauguraladresse niederschrieb, forderte er den einmütigen Protest der ar-

beitenden Klasse gegen die Verknechtung Polens durch Rußland. Sechs Jahre später suchte er das Gewissen der Welt gegen die alldeutsche Gewaltpolitik aufzurütteln. Gleichsam gegen jede Gewaltpolitik richteten sich diese seine mahnenden Worte: »Die Geschichte wird ihre Vergeltung bemessen nicht nach der Ausdehnung der von Frankreich abgerissenen Quadratmeilen, sondern nach der Größe des Verbrechens, daß man in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Politik der Eroberungen aufs neue ins Leben gerufen hat.«

Wann wird die Internationale den auf der Eroberungspolitik ruhenden Fluch aufheben? Sobald sie den Grundsätzen der auswärtigen Politik der Marxschen Inauguraladresse zum Siege verhelfen wird — diesen Grundsätzen, deren Erkämpfung nach Marx »einen Teil des allgemeinen Kampfes für die Emanzipation der arbeitenden Klassen« bildet.

Zur politischen Lage in Bayern

Von **Johannes Timm** (München)

(Schluß)

2. Unter dem Regime Lerchenfeld

Was wird nun die Regierung Lerchenfeld dem Lande bringen? Diese Frage wurde bei der Regierungsumbildung vielfach erörtert. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in Bayern kein Systemwechsel eingetreten ist; die Männer der neuen Regierung waren sämtlich in dem alten Kabinett. Nur der Justizminister Dr. Roth wurde ausgeschifft.

Wie sein Vorgänger, ist auch Graf Lerchenfeld aus der Beamtenlaufbahn hervorgegangen. Die Lerchenfelds gehören einem alten bayerischen Geschlecht an, dessen Mitglieder zeitweilig im Staatsdienst hervorragende Stellen bekleideten. Der gegenwärtige bayerische Ministerpräsident war zuletzt als Bevollmächtigter der Reichsregierung bei den südwestdeutschen Ländern in Darmstadt tätig.

Soweit die politische Zusammenarbeit zwischen Bayern und dem Reich in Betracht kommt, wird der neue bayerische Ministerpräsident sicherlich nicht so engstirnig handeln wie sein Vorgänger. Allein auch hier sind ihm die Flügel beschnitten durch die »Begrenztheit bayerischer Partikularismen«, wie sie im Programm der Bayerischen Volkspartei liegt, deren Mitglied Graf Lerchenfeld ist und auf die er sich hauptsächlich stützen muß. Immerhin, in seinen ersten kurzen programmatischen Erklärungen im Bayerischen Landtag hat Lerchenfeld offen seine unverbrüchliche Treue zum Reich betont. Er will sich mit den übrigen Ländern und Regierungen bemühen, nicht nur nach der negativen, sondern auch nach der positiven Seite hin das Verhältnis von Reich und Staat in lebendiger Entwicklung des Verfassungslebens zu pflegen. Er will im Verkehr mit dem Reich ein reges persönliches Einvernehmen mit den leitenden Reichsstellen unterhalten, um so Reibungen möglichst zu vermeiden und eine »Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens« herzustellen.

Diesen Erklärungen folgte insoweit die Tat, als Lerchenfeld die Verhandlungen wegen der Aufhebung des bayerischen Ausnahmezustandes wieder aufnahm und sie zu einem beiderseitig befriedigenden Abschluß brachte. Die kochende bayerische Volksseele konnte sich beruhigen; und sie hat ja in-

zwischen auch ausgekocht. Es hat sich dabei herausgestellt, wie einfach gewisse Dinge, die zu einer großen Staatsaktion künstlich aufgebauscht wurden, zu erledigen sind, wenn sie mit der nötigen Ruhe und Leidenschaftslosigkeit von allen Teilen behandelt werden.

Gewisse Richtungen in den bayerischen bürgerlichen Parteien suchten den Beschluß des Reichstagsausschusses bezüglich der Untersuchung der Verhältnisse in der bayerischen Festungsanstalt Niederschönenfeld und der Aufhebung der Ausnahmeverordnung des Reichspräsidenten durch den Reichstag zwar zu einer besonderen Aktion gegen das zentralistische Berlin auszunutzen — am wildesten gebärdete sich dabei die Presse der Deutschnationalen —, allein auch dieser Sturm im Glase Wasser ist verflogen, ohne besondere Folgen zu hinterlassen. Den bayerischen deutschnationalen Partikularisten konnte vorgehalten werden, daß ihre Anhänger im Reichstag selbst den Beschlüssen zugestimmt hätten.

Die Reise des bayerischen Ministerpräsidenten Mitte November des verflossenen Jahres nach Berlin war ein weiterer Anlaß zur Aufregung, besonders wieder in der deutschnationalen Presse. Es wurde darin eine neue Wendung in der bayerischen Politik erblickt. Weitere wichtige bayerische Hoheitsrechte sollten in einer politischen Aussprache des bayerischen Ministerpräsidenten mit dem Reichskanzler preisgegeben worden sein; denn der bayerische Vertreter der Reichsregierung, Graf Zech, angeblich »Unitarist von reinstem Wasser«, sei dem Grafen Lerchenfeld nach Berlin nachgereist. Die Bayerische Volkspartei wurde aufgefordert, gegen die »offenbar bevorstehende weitere Entrechtung Bayerns« Stellung zu nehmen. Der Führer der Mittelpartei, Dr. Hilpert, warnte dringend vor einer allzu regen Reisetätigkeit des Ministerpräsidenten nach der Reichshauptstadt, denn Berlin habe eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Höhle des Löwen, in die die Spur hinein-, aber nicht mehr herausführt. Der Ministerpräsident konnte jedoch die an seine Berliner Reise geknüpften Befürchtungen im Landtag leicht entkräften.

Auf dem Parteitag der Bayerischen Volkspartei, Ende Oktober 1921, nahm Graf Lerchenfeld Gelegenheit, sich deutlicher als im Bayerischen Landtag über die Wege seiner Politik zu äußern. Er betonte dort, daß sein Programm sich in keiner Weise von dem Kurs unterscheiden werde, den sein Vorgänger eingeschlagen habe, wenn auch zwei verschiedene Persönlichkeiten sich in ihren einzelnen Methoden oder in allen Gedankengängen natürlich nicht gleich sein könnten. Er sei entschieden gewillt, die Rechte der Länder im Reich zu wahren und darüber zu wachen, daß die bayerische Selbständigkeit und Bayerns staatliches Eigenleben nicht beeinträchtigt würden. Ein gesunder oder »aufgeklärter« Föderalismus und Partikularismus liege nicht nur im Interesse Bayerns, sondern des ganzen Reiches. »Wir müssen trachten,« so sagte Lerchenfeld, »daß unser Verfassungsleben sich organisch entwickelt und daß, soweit die Weimarer Verfassung Fehler aufweist, sie auf verfassungsmäßigem Wege wieder beseitigt werden.« Zu dem Zweck will er engste Fühlung mit den anderen Ländern suchen. Die Errichtung einer bayerischen Gesandtschaft in Stuttgart wurde als notwendig erklärt. Die jetzigen steuerlichen und verkehrstechnischen Schwierigkeiten wären nicht vorhanden, wenn in Weimar eine richtige föderalistische Auffassung auch in diesen Fragen Platz gegriffen hätte.

Bezüglich seiner Stellung zum Zentrum hob Graf Lerchenfeld als seine persönliche Auffassung hervor, daß man trotz aller Verschiedenheiten nie vergessen solle, was die Bayerische Volkspartei mit dem Zentrum, namentlich in bezug auf Weltanschauungsfragen, verbinde. Etwas anders stände es aber in dieser Beziehung mit den sozialdemokratischen Parteien. Es sei von besonderer Wichtigkeit, hier den Trennungsstrich klar, wenn auch ohne Haß und Leidenschaft, zu ziehen. Wir müssen, so meinte Lerchenfeld, bei unseren künftigen Versammlungen im Lande in dieser Hinsicht, mit Rücksicht auf die Koalition im Reiche zwischen der christlichen Partei und der sozialistischen Partei, besonders auf der Hut sein, die grundlegenden Unterschiede nicht verwischen zu lassen. »Wir sehen, daß die Sozialdemokratie ja auch dort, wo sie zur Herrschaft kommt, ihr eigentliches Programm zu verwirklichen nicht imstande ist.«

Die Bayerische Volkspartei müsse mit einem großen Kulturprogramm hervortreten, das die Pflege der bayerischen Eigenart und die Pflege des Verantwortlichkeitsgefühls im ganzen Volke an die Spitze stelle, aber nicht nur deutsch, nicht nur national, nicht nur demokratisch, auch christlich müsse die Partei sein. Es gelte, einen Kreuzzug zu unternehmen und mit dem Rufe der Kreuzfahrer: »Gott will es!« zum Aufbau des Volkes zu schreiten.

Diese Rede des gegenwärtigen bayerischen Ministerpräsidenten ist der beste Wegweiser seiner bayerischen Politik. Die Personen haben wohl gewechselt; doch der frühere Kurs wird weitergesteuert, wie in Anbetracht der Zusammensetzung der Regierung auch nicht anders erwartet werden konnte. Graf Lerchenfeld ist konzilianter in seinem Wesen und Auftreten als sein Vorgänger. Er wird nicht überall offene Türen einzurennen suchen, er wird nicht Halsstarrigkeit und Stiernackigkeit für unbedingte Eigenschaften eines Staatsmannes halten, aber auch *seine* Politik wird den Stempel des bayerischen Partikularismus tragen.

Vielleicht hatte er bei seiner Rede schon die Verhandlungen im Auge, die gegenwärtig zwischen Bayern und dem Vatikan über das abzuschließende Konkordat gepflogen werden, von denen der Öffentlichkeit nur so viel mitgeteilt wird, daß »für die gläubigen katholischen oder überhaupt kirchlich positiv gerichteten Volksteile kein Anlaß zur Besorgnis« gegeben ist. Die Schul- und anderen Kulturfragen werden sicher bei dem Abschluß dieses Staatsvertrags eine hervorragende Rolle spielen und später im Landtag einen wichtigen Beratungsgegenstand darstellen. Es wird also darauf ankommen, aufzupassen, daß die verfassungsmäßigen Rechte der nicht kirchlich positiv gerichteten Volksteile nicht verletzt werden.

Bei der Aussprache im Landtag bildete die Lerchenfeldsche Rede auf dem Parteitag der Bayerischen Volkspartei einen wichtigen Beratungsgegenstand. Die Vertreter der Sozialdemokratie ließen keinen Zweifel über ihre Stellung zu den aufgeworfenen Problemen. Die scharf markierte Grenzlinie gegen die Sozialdemokratie wurde akzeptiert, hat doch die Sozialdemokratie selbst ein Interesse daran, daß die Grenzlinie zwischen Bayerischer Volkspartei und Sozialdemokratie in den »Versammlungen im Lande« nicht verwischt wird. Hervorgehoben zu werden verdient noch, daß die Bayerische Volkspartei zwei Forderungen propagiert, die sie bald durchgesetzt sehen möchte: die Schaffung des Amtes eines Staatspräsidenten und die Wiedereinführung einer Zweiten Kammer. Dem Staatspräsidenten sollen weit-

gehende Befugnisse, besonders in Personalangelegenheiten, eingeräumt werden. Gegen diese Forderung besteht nicht bloß in den sozialistischen Parteien Widerstand. Auch in bürgerlichen Parteien sind erhebliche Bedenken dagegen vorhanden. Der Ministerrat soll sich nach Presseäußerungen mit der Schaffung eines Staatspräsidenten beschäftigt haben, aber vorläufig nicht geneigt sein, die Frage weiter zu verfolgen. Da es sich in beiden Fällen um Verfassungsänderungen handelt, zu denen eine Zweidrittelmehrheit notwendig ist, so werden diese zwei Forderungen vorerst wohl noch bloßes Agitationsmaterial für die sie vertretenden bürgerlichen Parteien bleiben.

Im allgemeinen bietet die gegenwärtige politische Lage in Bayern wenig erfreuliche Ausblicke, selbst wenn man sie nicht von dem besonderen sozialdemokratischen Standpunkt aus betrachtet. Jeder großdeutsch denkende Reichsangehörige, der im Interesse unserer Außenpolitik wünscht, daß wir auf dem Boden der gemeinsamen deutschen Republik fest zusammenstehen, hat Grund, mit Sorge die Entwicklung der Verhältnisse in Bayern zu verfolgen. Die Republik Bayern wird von Personen regiert, die fast sämtlich im Innern ihres Herzens Monarchisten sind, und unter den bürgerlichen Parteien ist nicht einmal die Demokratische Partei zuverlässig republikanisch. Gewiß, sie erkennt an, daß zurzeit in Bayern wie in Deutschland die republikanische Staatsform die allein mögliche ist, aber sie stellt ihren Anhängern frei, sich als Monarchisten oder Republikaner zu bekennen. Der Beschluß der Deutschen Demokratischen Partei vom 13. November 1921 auf ihrem Parteitag in Bremen, welcher die Demokratische Partei als »ausgesprochen republikanische« festlegt, wird in den demokratischen Kreisen Bayerns heftig angegriffen. Ebenso die auf dem Bremer Parteitag einstimmig gefaßte Entschließung, die zum Zwecke der Demokratisierung der Verwaltung fordert, daß alle Beamten in Ministerien oder sonstigen politischen Stellungen, die in ihrem Amte die Demokratisierung unterbinden oder außerhalb des Amtes die Republik verächtlich machen, entfernt und durch unbedingt verfassungstreue Beamte ersetzt werden.

Die Zahl der im bayerischen Bürgertum noch vorhandenen wirklichen Demokraten muß äußerst gering veranschlagt werden. Die Presse der Deutschen Demokratischen Partei schwenkt in Bayern immer weiter nach rechts ab. Die wenigen Organe des linken Flügels führen einen harten Existenzkampf. Die bis zum 1. Januar dieses Jahres in München als Tageszeitung erschienene gut geleitete »Süddeutsche Presse« erscheint jetzt nur noch als Wochenblatt.

Als Ruprecht von Wittelsbach, der ehemalige Kronprinz von Bayern, den Beisetzungstag seines Vaters dazu benutzte, in verschleierter Form Ansprüche auf einen nicht mehr bestehenden Königsthron in Bayern zu erheben, war es nur die Sozialdemokratie, die in einer besonderen Kundgebung entschieden gegen solche dynastische Ansprüche Stellung nahm. Die Regierung und mit ihr natürlich die Rechtsparteien hatten dagegen nichts einzuwenden. Aber auch die bayerischen Demokraten verhielten sich den Absichten Ruprechts von Wittelsbach gegenüber sehr lau.

Was ist's mit dem Bayerischen Bauernbund? Er ist im Landtag durch 12 Mitglieder vertreten und hat den Landwirtschaftsminister Wutzlhofer in die Regierung entsandt. Unter seinen Vertretern befinden sich noch hervor-

tagende Führer der Revolution von 1918. Kurt Eisner war damals sogar der festen Überzeugung, der Bayerische Bauernbund werde in Zukunft die festeste Stütze der Republik bilden. Freilich war damals die Gärung in der Landbevölkerung groß. Infolge des vierjährigen Krieges und des schließlichen Zusammenbruchs der Obersten Heeresleitung erschien auch dem bayerischen Landvolk die Staatsumwälzung als Erlösung aus Druck und Not. Manche Bauernräte stellten ihre Arbeitskraft in den Dienst der Revolution, zwar nicht immer aus Idealismus; viel eigensüchtiges Streben ging mit einher. Aber jedenfalls nahm der Bayerische Bauernbund in der revolutionären Bewegung eine sehr beachtenswerte Stellung ein. Einzelne seiner Mitglieder machten sogar die Entwicklung bis zur Räterepublik mit. Inzwischen hat sich aber eine Rückwandlung vollzogen. Der Bauernbund vertritt allerdings auch heute noch die republikanische Verfassung, aber mehr aus praktischen Gründen als aus innerer Überzeugung.

Im übrigen verlegt der Bauernbund seine Haupttätigkeit auf die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen seiner Anhänger. Die Dr. Heim und Dr. Schlittenbauer arbeiten unausgesetzt daran, den Bayerischen Bauernbund zur Bayerischen Volkspartei herüberzuziehen. In Kulturfragen stehen sich beide Parteien zweifellos sehr nahe. Wenn trotzdem bis jetzt der Zusammenschluß noch nicht gelungen ist, so liegt die Ursache hauptsächlich darin, daß der Bauernbund glaubt, für sich allein seine wirtschaftlichen Zwecke besser verfolgen zu können. Er möchte nicht in allen Fällen an die Politik der Bayerischen Volkspartei gebunden sein. Der Reichspolitik bringt auch der Bayerische Bauernbund, der mit den 13 Mitgliedern der Deutschen Demokratischen Partei den linken Flügel der bürgerlichen Parteien des Landtags bildet, wenig Sympathie entgegen.

Eine gewisse Stütze hat dagegen die Reichspolitik in den Kreisen der christlichen Arbeiter und Angestellten. Eine Landeskonferenz dieser Gruppen, die während des Parteitags der Bayerischen Volkspartei eine Sondertagung abhielten, beschloß, daß sie die Reichsverfassung als zu Recht bestehend anerkenne. Diese Schichten stehen der Politik der Zentrumspartei näher als der Bayerischen Volkspartei; sie wären jederzeit für die Wiedervereinigung der beiden Parteien zu haben.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Vorgang, der sich auf dem Ende Oktober in Kaiserslautern tagenden Parteitag des Pfalzverbandes der Bayerischen Volkspartei abgespielt hat. In der Schlußabstimmung erklärten sich 75 Delegierte für einen engeren Anschluß an die Bayerische Volkspartei, 34 dagegen. Die letzteren verließen unter Protest den Saal. Dem Parteitag war eine Besprechung der Vertreter der katholischen Arbeitervereine und der christlichen Gewerkschaften vorausgegangen, die einmütig die Forderung erhoben, den Pfalzverband bestehen zu lassen, die bisherige Zusammenarbeit mit dem Zentrum im Reich aufrechtzuerhalten und unter keinen Umständen einem Anschluß an die Bayerische Volkspartei unter Loslösung vom Zentrum zuzustimmen. Erwähnt mag noch werden, daß sich bei der Spaltung zwischen Reichszentrum und Bayerischer Volkspartei im rechtsrheinischen Bayern unter dem Namen »Christlichsoziale Partei Bayerns« eine Vereinigung gebildet hat, deren Anhänger hauptsächlich aus den früheren Mitgliedern der Zentrumspartei bestehen, überwiegend Arbeiter und Angestellte. Das Organ dieser Vereinigung, das in Würzburg erscheinende »Neue Volk« führt einen

scharfen Kampf gegen die separatistische Politik der Bayerischen Volkspartei. Zurzeit freilich hat diese Vereinigung keine große Anhängerschaft.

Die kleinbürgerliche Bewegung hat in Bayern, besonders in Altbayern, einen stark antisemitischen Einschlag gewonnen. Alle Folgen der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzung, deren Zusammenhänge mit dem Weltkrieg der Kleinbürger nicht sieht, schreibt er auf das Schuldkonto der Juden. Die Judenhetze wird besonders von einer Gruppe sich »Nationalsozialisten« nennender Schreier betrieben. Die Attentate auf unsere Kollegen Auer und Sänger fallen wahrscheinlich den Nationalsozialisten zur Last.

Die Sozialdemokratie in Bayern hat unter diesen Verhältnissen einen schwierigen Kampf auszufechten. Da und dort hat man sich in sozialdemokratischen Kreisen darüber gewundert, wie gerade in Altbayern sich der Rätewahnsinn so hemmungslos austoben konnte. Und doch ist die Erklärung hierfür nicht allzu schwer. Die Preisgabe des Krieges durch die deutsche Oberste Heeresleitung löste überall eine gewaltige seelische Erschütterung aus. In solchen Lagen sind die zermürbten Massen wenig für realpolitische Erwägungen zu haben. Die am radikalsten scheinenden Pläne, mögen sie auch noch so wenig Aussicht auf Erfüllung haben, finden den meisten Anklang. Wer am skrupellosesten phantastische Zukunftsprojekte zur Erlösung aus aller Not und allem Elend den Massen vorgaukeln kann, hat sie zunächst für sich. Eine neue Glaubenswelle kam aus Rußland. Die dortigen Zustände nach der Revolution unter der Bolschewistenherrschaft wurden in den rosigsten Farben geschildert. Eine Revolution ohne Räteherrschaft und ohne die Diktatur des Proletariats habe überhaupt keinen Wert. Das waren die Schlagworte der Befürworter russischer Methoden für Bayern. Der demokratische Sozialismus sei durch die eingetretenen Ereignisse überwunden. Die neue Idee appellierte weniger an den Verstand als vielmehr an das Gefühl. Sie trat als Glaubensformel auf. So legte denn eine große Masse den alten Glauben ab und nahm den neuen an. Und wie alle Fanatiker des Glaubens, warfen sie sich in religiöser Begeisterung für die neue Idee in den Kampf. Inzwischen ist aber das Erwachen aus dem Taumel erfolgt. Viele der neuen Gläubigen, die den Sozialismus nicht kannten, sind inzwischen wieder in das Lager der bürgerlichen Parteien zurückgekehrt. Besonders die alldeutsche Bewegung, die ja auch hauptsächlich an das Gefühl appelliert, hat viele dieser ehemaligen spartakistischen Kämpfer in ihre Reihen aufgenommen, und ein anderer, nicht geringerer, Prozentsatz lebt wieder wie früher in politischer Gleichgültigkeit dahin.

So hatte die Sozialdemokratie in Bayern eine schwere Arbeit der Wiederaufrichtung. Als Partei, von rechts und links angegriffen, mußte sie mit einem Rückschlag rechnen. Dieser stellte sich denn auch bei den Wahlen zum Reichstag und Landtag im Juni 1920 ein. Die Partei zeigte sich geschwächt, und infolge ihres verringerten Einflusses kam sie in Bayern für die Regierungsbildung nicht mehr in Betracht.

Seitdem ist auch in Bayern wieder ein Aufstieg unserer Parteibewegung zu verzeichnen. Unsere Politik geht parallel mit der unserer Gesamtpartei. Wir können der engen partikularistischen Politik der bayerischen bürgerlichen Parteien keine Konzessionen machen. Die Sozialdemokratie hat niemals der Politik einer öden Nivellierung das Wort geredet. Stammesart und Eigenleben wollen auch wir nicht unterdrückt wissen, aber unsere Politik

muß auf die Geschlossenheit des ganzen Reiches eingestellt sein. Sie muß auf die feste Verankerung der republikanischen Verfassung gerichtet sein. Eine fruchtbringende Außenpolitik ist zukünftig in Deutschland nur einem demokratisch-republikanischen Volke möglich.

Sozialllöhne?

Von Albert Steinmetz (Hamburg)

Von der durch den Krieg und das Friedensdiktat von Versailles verschuldeten Verschlechterung der Lebenshaltung des Arbeiters, der Angestellten und kleinen Beamten werden die kinderreichen Familien am schwersten betroffen. Deshalb werden in letzter Zeit immer mehr sogenannte »Sozialllöhne« gefordert, das heißt eine Entlohnung der Arbeiter und Angestellten nach dem Familienstand. Besonders läßt der »Bund kinderreicher Familien« sich die Vertretung dieser Forderung angelegen sein.

Müssen wir als Gewerkschaftler und Sozialisten diese Forderung unterstützen? Die von uns erstrebte sozialistische Wirtschaftsweise unterscheidet sich von der kapitalistischen vornehmlich durch die anders organisierte Produktion und Produktenverteilung. In der kapitalistischen Gesellschaft wird nur des Profits halber produziert. Läßt sich aus einem Rohstoff ein notwendiger Massenkonsumartikel herstellen, ebenfalls aber auch ein überflüssiger Luxusartikel, so wird statt des dringend notwendigen Massenkonsumartikels die Luxusware hergestellt, falls ihre Herstellung höheren Profit verspricht. Demgegenüber kennzeichnet sich die sozialistische Wirtschaftsweise als Bedarfswirtschaft. Das Motiv zur Produktion gibt hier nicht der Profit, sondern der planmäßig festgestellte Bedarf. Dem entspricht natürlicherweise eine ebenso planmäßige, nach dem Bedarf des einzelnen sich richtende Verteilung der hergestellten Waren, soweit diese allgemeine Gebrauchsgüter sind. In einer sozialistischen Gesellschaft wird also ein Junggeselle nur das beanspruchen können, was er für seine Person bedarf, während einem Familienvater von dem Arbeitsertrag so viel zukommt, wie nötig ist zum Lebensunterhalt seiner Familie. Da in einer planmäßig organisierten sozialistischen Gesellschaft die Bedürfnisse des einzelnen dem Bedarf entsprechend befriedigt werden, kann man diese Verteilung der Waren eine Entlohnung nach dem Familienstand nennen. Somit wären die eingangs erwähnten »Sozialllöhne« im Grunde genommen einem sozialistischen Ideengang entsprungen. Der Unterschied ist nur der, daß man einen in der sozialistischen Gesellschaft selbstverständlichen Vorgang einfach auf die kapitalistische Wirtschaftsordnung verpflanzen will. Ob das ohne weiteres geht, wäre zu untersuchen.

Die Signatur der kapitalistischen Wirtschaftsepoche ist durch und durch individualistisch. Selbst dort, wo eine Verbindung von mehreren Kapitalisten zur gemeinschaftlichen Produktion stattfindet, geschieht das nur, um durch die Verbindung den eigenen Vorteil zu vergrößern. Das eigene Wohl, der eigene Verdienst ist maßgebend. Ein jeder ist auf sich selbst gestellt. Der Kapitalist bezahlt den Arbeiter nicht nach seinen Bedürfnissen, sondern er behandelt den Familienvater mit sechs Kindern genau so wie den Ledigen. Für ihn ist der Arbeiter nicht ein Mensch mit menschlichen Bedürfnissen, sondern der Träger der Arbeitskraft, die ihm Mehrwert einbringt. Die Arbeiterbewegung hat sich diesen in der kapitalistischen Wirtschaftsweise begründeten Tendenzen nicht entziehen können. Sie paßte sich in ihrem Kampfe um die bessere Lebenshaltung diesen Tendenzen an in der richtigen Erkenntnis, daß die der Arbeiterschaft schädlichen Kräfte des Kapitalismus wohl abgeschwächt, aber erst gänzlich beseitigt werden können mit dem Sturz des kapitalistischen Systems.

Da ein Abstufen des Lohnes nach Bedürfnissen dem Wesen des Kapitalismus widerspricht, setzte sich die Arbeiterschaft für die Erringung eines gleichmäßigen Lohnes ein, der so hoch bemessen sein muß, daß es auch dem Arbeiter mit großer

Familie möglich ist, mit dem Lohn auszukommen. Die strikte Durchführung der Forderung eines völlig gleichen Lohnes würde jedoch die unausbleibliche Folge haben, daß nicht vollwertige Arbeiter (Invaliden usw.) überhaupt keine Arbeit finden würden. Es bildete sich daher im Laufe der Jahre die inzwischen zum festen Bestand aller Gewerkschaften gewordene Forderung heraus: Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Man schied grundsätzlich jede individuelle Verschiedenheit der Leistung aus und sah alle erwachsenen, vollkräftigen Arbeiter als gleichwertig bezüglich ihrer Leistung an. Nicht die Bedürfnisse des einzelnen, nicht seine mehr oder minder große Familie, sondern die Leistung war ausschlaggebend. Vom Arbeiterstandpunkt aus zweifellos keine »gerechte« Lösung, denn sie besagt, daß der Vater seine sechs Kinder für das gleiche Geld ernähren soll, das ein anderer nur für zwei Kinder oder gar nur für sich selbst verbraucht. Aber in dem wirtschaftlichen Kampfe, den die Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus führt, wird die Taktik ebensowenig wie in jedem anderen Kampfe durch ethische Gesichtspunkte bestimmt. Die zwingenden Verhältnisse, die Notwendigkeiten entscheiden. Sie gaben der Forderung die Prägung: Gleichen Lohn für gleiche Arbeit!

Eine taktische Forderung wie diese bleibt so lange richtig, wie die Verhältnisse, unter denen sie aufgestellt wurde, bestehen bleiben. Ändern sich die Verhältnisse, so muß unter Umständen die Taktik geändert werden. Da die Forderung von Soziallöhnen eine Änderung der gewerkschaftlichen Taktik bedeuten würde, müßte diese Änderung durch neuartige Verhältnisse bedingt sein. Die Frage, ob wir als Gewerkschafter und Sozialisten der Forderung nach Soziallöhnen zustimmen können, reduziert sich also auf die Frage: Haben sich die Verhältnisse, unter denen der Kampf zwischen Kapital und Arbeit geführt wird, seit Aufstellung der Forderung: »Gleichen Lohn für gleiche Leistung!« wesentlich geändert?

In den Fragen der Politik, der Gleichberechtigung der Arbeiter, des Arbeitsrechts usw. haben sich die Verhältnisse zweifellos bedeutend geändert. Aber, wie oben dargelegt wurde, ist die Forderung des gleichen Lohnes bedingt durch die in der kapitalistischen Wirtschaftsweise begründeten und sich auswirkenden Tendenzen. Eine Änderung dieser Tendenzen ist nicht erfolgt und kann auch gar nicht erfolgen, denn sie sind im innersten Wesen des Kapitalismus begründet und können erst beseitigt werden mit dem Aufrichten einer sozialistischen Wirtschaftsweise. Das Wesen des Kapitalismus ist eben individualistisch; ein »sozialer« Kapitalismus ist ein Unding: daran ändert auch die beste politische Verfassung und der demokratischste Staat nichts.

Ist somit die Forderung von Soziallöhnen vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus zu verwerfen, so spricht auch die einfache Gerechtigkeit gegen diese Forderung. Wie oben gezeigt, würden im sozialistischen Staate die »Soziallöhne« (um das Wort beizubehalten) das Gegebene sein. Wie wird diese Forderung aber, falls sie allgemein durchgeführt würde, im kapitalistischen Staate wirken? Da ein Familienvater mit vier Kindern den entsprechenden Lohn für eine sechsköpfige Familie, mit zwei Kindern für eine vierköpfige Familie usw., der Junggeselle aber nur für seine Person bekommen würde, so wäre er verurteilt — ewig Junggeselle zu bleiben. Das Heiraten würde ein Privileg der Besitzenden werden. Wer sich von seiner Hände Arbeit ernähren muß, würde vom Heiraten ausgeschlossen sein, denn wie soll er die zirka 20 000 Mark, die heute zum Einrichten eines Haushalts notwendig sind, zusammensparen, wenn er immer nur so viel verdient, wie er gebraucht? Was in der sozialistischen Gesellschaft selbstverständlich ist (denn dort ist es Aufgabe der Gesellschaft, alle Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu befriedigen, also auch die Beschaffung von Wohnung und Hausrat), wird in der kapitalistischen zum Unsinn.

Wie ungerecht die Forderung der Soziallöhne in der heutigen Wirtschaft wirken würde, mag ein besonders krasser Fall zeigen. Zwei junge Männer trugen sich bei Kriegsausbruch mit dem Gedanken, zu heiraten. Beide sind im Besitz von, sagen wir mal, 2000 Mark, eine Summe, die vor dem Kriege genügte, um einen beschei-

denen Hausstand zu gründen. Der eine heiratet, ehe er eingezogen wird. Dem anderen kommen Bedenken, er schiebt die Heirat auf bis zum Kriegsschluß. Wie sind nun beide nach dem Kriege wirtschaftlich gestellt? Der eine ist im Besitz eines Hausstandes, dessen Wert sich durch die Geldentwertung mindestens verzehnfacht hat. Der andere ist im Besitz von — 2000 Mark plus Zinsen, für die er sich heute kaum einen guten Anzug, geschweige denn einen Hausstand kaufen kann. Statt nun dem so schwer Geschädigten zu helfen, verkürzt man ihm noch den Lohn aus sogenannten »sozialen Gründen«, denn er ist ja nicht verheiratet, er »braucht ja nur für sich zu sorgen« usw. Außerdem wird dieser Lohn vom Steuerfiskus schärfer angefaßt, und die Junggesellensteuer schwebt drohend über seinem Haupte.

»Aber der Verheiratete muß ja auch für zwei sorgen,« sagen unsere Soziallohnforderer und berufen sich dabei meistens auf die Existenzminimumstabellen, aus denen hervorgeht, daß Mann und Frau selbstverständlich fast doppelt soviel brauchen als ein Lediger. Ein Arbeiter heiratet aber meist kaum, um seine Frau gut zu kleiden und zu nähren und sie im übrigen in den Glasschrank zu stellen. Für den Arbeiter bedeutet die Frau einen wirtschaftlichen Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das sieht in der Jetztzeit am besten der — Junggeselle ein, wenn er seine Wäsche von den Waschanstalten zurückbekommt und sehen muß, daß trotz fast unerschwinglicher Preise das Gewebe der Wäsche durch die scharfen Waschmittel zerstört wird, oder wenn er so manches Stück Zeug, das ein Verheirateter noch verschiedentlich ausbessern läßt, einfach ausrangieren muß, weil ihm keine Gelegenheit zum Ausbessern geboten ist.

Daß die Lebenshaltung des Ledigen heute fast noch teurer ist als die des Verheirateten ohne Kinder (man denke nur an die Mieten in Großstädten für ein Zimmer von 25 bis 40 Mark wöchentlich, das sind 1200 bis 2000 Mark jährlich, ein Betrag, den wohl kaum ein verheirateter Arbeiter für Miete ausgibt, dazu das teure Wirtshausessen usw.), wird selbst von einsichtigen Anhängern der Soziallöhne anerkannt, indem sie den bei fremden Leuten wohnenden Ledigen dem Verheirateten gleichsetzen. Aber auch dem bei den Eltern wohnenden Ledigen gebührt der gleiche Lohn, denn man kann keiner Mutter zumuten, umsonst für ihren erwachsenen Sohn tätig zu sein. Daß vielleicht die Mutter manche Arbeit unbezahlt für den Sohn tut, ist eine interne Familienangelegenheit.

In einigen Lohnverträgen ist bereits festgelegt, daß Verheiratete einen Aufschlag auf den Lohn der Ledigen bekommen. Von einem ernsthaften Widerstand der Unternehmer gegen diese Forderung hat man nichts gehört. Das sollte eigentlich jeden denkenden Arbeiter stutzig machen! Was dem Unternehmertum ernstlich schaden könnte, würde wohl nicht so glatt bewilligt werden. Den Aufschlag für Verheiratete zahlt nämlich der Unternehmer nicht aus seiner Tasche, sondern er setzt den jeweilig gezahlten Höchstlohn, also den der Verheirateten, bei seinen geschäftlichen Kalkulationen ein und streicht die Differenz zwischen Junggesellen- und Verheiratetenlöhnen schmunzelnd als Extraprofit ein. Selbst den günstigsten Fall angenommen, daß der Kalkulation der Durchschnittslohn zugrunde gelegt würde, hieße das nichts anderes als ein bloßes Verschieben des Produktionsanteils der Arbeiter. Das Ziel einer jeden Arbeiterorganisation ist aber die Erringung eines größeren Anteils an den geschaffenen Werten! Das wird durch »Soziallöhne« nicht erreicht, sondern erschwert.

Daß die herrschende Teuerung die kinderreichen Familien am schwersten belastet, ist unbestreitbar und Hilfe dringend nötig. Aber für diese Hilfe kommt lediglich der Staat in Betracht durch Steuererleichterung, Schulspeisungen usw. Keinesfalls darf die Hilfe auf Kosten der übrigen Arbeiter erfolgen. Denn trotz der herrschenden Geldentwertung versteht es der Kapitalismus, ungeheure Gewinne aus der deutschen Wirtschaft zu ziehen, während die Löhne der Arbeiter mit der Teuerung nicht Schritt halten. Und in dem so unendlich schweren Kampfe der Arbeiterschaft zur Erlangung von Löhnen, die einigermaßen der herrschenden Teuerung

angepaßt sind, wirken die Soziallöhne geradezu zersetzend, weil sie die Einigkeit der Arbeiter untergraben. »Teile und herrsche« ist noch immer ein gültiger Satz. Dem Unternehmer paßt es vorzüglich in den Kram, durch Lohndifferenzierungen Keile in die Arbeiterschaft zu treiben. Soll es einen jungen Mann nicht erbittern, der schwer um einen eigenen Hausstand kämpft, wenn sein Arbeitskollege, der vielleicht ein eigenes Haus hat und in guten Verhältnissen lebt, für dieselbe Arbeit weit mehr Lohn bekommt, nur weil er zufällig verheiratet ist? Will man nach Bedürfnissen entlohnen, dann darf das Verheiratetsein und das Kinderhaben nicht allein die Bedürftigkeit erweisen, dann müssen sämtliche persönlichen Verhältnisse daraufhin geprüft werden. Ob das heute möglich ist, möchte ich bezweifeln. Wir sehen also, daß »Soziallöhne« von einem großen Teile der Arbeiterschaft als ungerecht empfunden werden. Schon aus diesem Grunde kann dieser Forderung nicht ohne weiteres zugestimmt werden.

Trotz der zahlenmäßigen Erstarkung der Gewerkschaften sind diese nach dem Kriege nicht in der Lage gewesen, in den Löhnen gleichen Schritt mit der Teuerung zu halten. Es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, wollte man das nicht aussprechen. Auf die Ursachen dieser Erscheinung soll hier nicht näher eingegangen werden. Nur scheint mir die Soziallohnforderung in ursächlichem Zusammenhang mit dieser Erscheinung zu stehen. Was der Arbeiterschaft im allgemeinen nicht gelang, den Lohn auf der alten Höhe zu halten, das wollte man zum wenigsten teilweise durch Soziallöhne erreichen. Da sich im ersteren eine Schwäche der Organisationen offenbarte, konnte auch im letzteren nicht von einem Erfolg die Rede sein. Wenn hier und da Soziallöhne eingeführt sind, dann eben auf Kosten der nicht an denselben teilnehmenden Arbeiter.

Außenpolitische Rundschau

Der neue Außenminister — Stinnes — Die Konferenz von Genua Der anglo-belgische Garantievertrag — Die italienische Doppelkrise — Der Vertrag mit Jugoslawien

Die Ernennung Rathenaus zum Außenminister verdient eine nähere Beleuchtung. Wie man auch sonst zu den politischen und wirtschaftlichen Anschauungen des neuen Außenministers stehen mag, eine Tatsache wird von jedem bestätigt werden, der sich mit den Problemen der Außenpolitik näher befaßt hat und über die Strömungen im Ausland informiert ist: Walter Rathenau gehört zu den wenigen Deutschen, die politisch tätig sind und die die Gedankengänge und Gefühlswallungen anderer Völker so in sich aufzunehmen fähig sind, daß sie ihre eigenen Gedanken diesen Völkern einzuflößen vermögen. Und das ist für den Leiter der deutschen Außenpolitik sehr viel. Es ist deshalb nicht überraschend, wenn Rathenau, vor seiner Ernennung, so ziemlich der einzige deutsche Politiker war, der im Ausland eine gewisse Popularität genoß.

Diese sympathische Teilnahme datiert noch aus der Zeit vor dem Kriege. Die Schriften, die Walter Rathenau während des Krieges erscheinen ließ, wurden damals selbst in den feindlichen Ländern sympathisch beurteilt und fanden allgemeine Beachtung. Der Reichskanzler hat daher mit der Ernennung Rathenaus zweifellos einen guten Griff getan.

Um so mehr mußte es überraschen, daß diese Ernennung gerade in Deutschland eine gewisse Opposition hervorrief, oder sagen wir in der Deutschen Volkspartei. Die Mitteilungen des Londoner Korrespondenten der »Frankfurter Zeitung« über den mysteriösen Besuch von Stinnes in London Mitte November des Vorjahrs werfen allerdings ein merkwürdiges Licht auf diese Opposition und ein noch merkwürdigeres auf Stinnes. Dieser hat zu den Mitteilungen bisher geschwiegen (denn das anonyme Dementi der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« ist

keine Antwort von Stinnes). Man muß demnach die Mitteilungen der »Frankfurter Zeitung« als wahr unterstellen. Dazu ist man um so mehr berechtigt, wenn man sich des skandalösen Vorgangs erinnert, der sich anfangs November in Berlin abspielte und bei dem es sich gleichfalls um die Auslieferung der Reichseisenbahn an das Privatkapital handelte.

Wie man sich erinnern wird, haben im letzten Herbst die deutschen Unternehmerorganisationen der Reichsregierung ein Kreditangebot gemacht, um dieser die Zahlung der Raten an die Alliierten zu ermöglichen. Die Verhandlungen darüber waren eingeschlafen, als anfangs November die Reparationskommission infolge des Marksturzes nach Berlin kam, um sich über die deutschen Zahlungsmöglichkeiten zu informieren. Diesen Augenblick wählte die Spitzenorganisation der deutschen Unternehmerverbände, um an die Reichsregierung das Ansinnen zu stellen, die Reichseisenbahn dem Privatkapital auszuliefern als Gegenleistung eines Kredits von 2 bis 3 Milliarden Goldmark.

Nach dem Vertrag von Versailles haftet das Deutsche Reich mit allen seinen Einnahmen zur Bezahlung der Reparationsschulden. Die Reparationskommission befindet sich in Berlin, beunruhigt über die deutschen Finanzverhältnisse. Diesen Augenblick wählen die deutschen Unternehmer, präsidiert von Herrn Dr. Sorge, inspiriert von Herrn Stinnes, um zu verkünden: Geld zur Zahlung der deutschen Schulden ist da! Vorausgesetzt, die Reichsregierung »saniert« die Eisenbahn, indem sie diese dem Privatkapital ausliefert. Es bedurfte einer großen Geschicklichkeit der Regierung, um diese Bedingung abzulehnen, ohne der Reparationskommission den Eindruck des »bösen Willens« zu geben.

Was aber tut Herr Stinnes, nachdem er in Berlin nicht durchgedrungen ist? Er fährt nach London und macht dort den Engländern denselben Vorschlag! Glücklicherweise hatte man in England bereits begriffen, daß die deutschen Zahlungen nicht die Notlage der englischen Wirtschaft beseitigen können, sondern umgekehrt, diese verursachen. (In der letzten Rundschau, Nr. 19 der Neuen Zeit vom 3. Februar 1922, S. 452, 14. Zeile, muß es natürlich »2 Milliarden jährlich« und nicht »2 Millionen« heißen.) Und deshalb wurde der Vorschlag des Herrn Stinnes, mit Hilfe der Engländer ihm die Reichseisenbahn auszuliefern, in London abgelehnt. »Es wird nicht verwundern,« schreibt der Korrespondent der »Frankfurter Zeitung«, »daß sowohl in der City wie in der Whitehall bei denen, die dieses Angebot kennen und seinen vollen Sinn erfassen, nur mit Ironie oder mit einer für den deutschen Hörer peinlichen Entrüstung darüber (über den Vorschlag von Stinnes) geurteilt wird. Es wird darauf verwiesen, daß Herr Stinnes, dessen Vorschlag die Idee eines Moratoriums überhaupt nicht erwähnt, nichts anderes habe erreichen wollen, als dem Deutschen Reiche lumpige (so war der englische Ausdruck) 500 Millionen zu verschaffen gegen die Verpfändung der ... in seine Hände übergehenden Eisenbahnen.«

Hier kann man wohl sagen, wenn man sich an die Vergangenheit Stinnes' und den unmittelbar der Londoner Reise vorhergehenden skandalösen Versuch in Berlin, angesichts der Notlage Deutschlands und der Reparationskommission die Auslieferung der Reichseisenbahn zu erpressen, erinnert, die Enthüllungen der »Frankfurter Zeitung« sind mehr als wahrscheinlich. In jedem anderen Lande als in Deutschland würde ein Mann, dem ein solch hochverräterisches Treiben ungestraft nachgesagt werden kann, gezwungen sein, aus der Öffentlichkeit zu verschwinden. Und in Deutschland würde jede andere Partei als die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationale Volkspartei einen Abgeordneten, der seine eigenen Privatinteressen auf Kosten des Deutschen Reiches und mit Hilfe unserer Gläubiger wahrzunehmen versuchte, sofort gezwungen haben, sein Mandat niederzulegen. Die Deutsche Volkspartei dagegen versuchte eine Regierungskrise zu provozieren, weil Herr Rathenau Außenminister wurde, dem es gelungen war, das von Stinnes heraufbeschworene Unheil abzuwehren und für Deutschland ein Moratorium zu erzielen.

* * *

Im Vordergrund der internationalen Erörterung steht noch immer die Konferenz von Genua. Es scheint jetzt ziemlich sicher zu sein, daß wohl sämtliche europäische Regierungen, die russische einbegriffen, zu den in Cannes aufgestellten Bedingungen an der Konferenz teilnehmen werden, daß aber die Vereinigten Staaten sich allerhöchstens »inoffiziell« daran beteiligen werden. Damit wäre der Konferenz von vornherein ein wesentlicher Teil ihrer Tragweite genommen. Und das wäre an sich kein großes Unglück. Denn Frankreich, Belgien, aber auch die anderen alliierten Staaten verfolgen in Genua die Absicht, die Sanierung Europas durch ihre eigene Sanierung herbeizuführen, soweit diese mit den finanziellen Verpflichtungen gegenüber den Vereinigten Staaten zusammenhängt. Das ist gerade die Ursache der amerikanischen Zurückhaltung. Diese aber wieder wird die europäischen Staaten, in erster Linie die Alliierten, zwingen, ihr Heil in der gegenseitigen Solidarität zu suchen, wodurch Europa von Amerika weniger abhängig würde. Erst die Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Europa und Amerika dürfte dieses geneigt machen, auf einen Schuldennachlaß einzugehen, das heißt auf einen kleinen Teil der Kriegsgewinne zu verzichten. Die Reduzierung der Konferenz kann also die Grundlage ihres Erfolgs sein. Voraussetzung dazu ist allerdings allseitiges Verständnis für die wirtschaftliche Solidarität Europas. Gerade hier aber hapert es sehr, besonders in Frankreich.

Diese Solidarität betonte der belgische Ministerpräsident, als er am 24. Januar auf eine Interpellation des liberalen Abgeordneten Mechelinck über die Durchführung des Vertrags von Versailles antwortete. Herr Theunis schloß seine Ausführungen mit der Mitteilung, daß Belgien versuche, seine Bündnispolitik zu vervollständigen, und im Begriff sei, diesen Versuch zu verwirklichen.

Wenige Tage darauf wurde der anglo-belgische Garantievertrag veröffentlicht, wonach England sich verpflichtet, jeden Angriff gegen Belgien mit allen militärischen Kräften zurückzuschlagen, während Belgien sich verpflichtet, die nötigen Maßnahmen zur Verteidigug seiner Grenzen zu treffen und keinen Vertrag zu schließen, der mit diesem unvereinbar wäre. Die Bedeutung dieses Bündnisvertrags liegt vor allem in seiner negativen Seite. Mit ihm ist dem französisch-belgischen Militärbündnis die aggressive Spitze abgebrochen. Belgien verpflichtet sich, keinerlei Abkommen zu treffen, das eine andere Absicht haben kann als die Zurückweisung eines Angriffs auf seine Landesgrenzen.

Mit diesem Vertrag hat Lloyd George das enge Zusammengehen Frankreichs und Belgiens, das schon in Cannes sich aufgelöst hatte, aufgehoben. Und das war schließlich der Zweck des Vertrags. Wenn Lloyd George seine Reparationspolitik durchsetzen will, die auf die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts zielt, muß er Frankreich isolieren. Gegenüber Belgien hatte er ein ziemlich einfaches Mittel. Nach Kriegsschluß hatte Belgien, um seine Wirtschaft und seine zerstörten Gebiete möglichst schnell wiederherzustellen, die deutschen Zahlungen vorweggenommen und in England Schulden gemacht. Lloyd George machte also Belgien bezüglich der Rückzahlung dieser Schulden Konzessionen, natürlich unter der Bedingung, daß Belgien dagegen die englische Reparationspolitik unterstützt. Das ist ja auch in Cannes geschehen.

Damit ist das Duell zwischen Poincaré und Lloyd George freilich keineswegs abgeschlossen. Herr Poincaré ist ein hartköpfiger Lothringer, der an seiner Auffassung von der Welt mit Zähigkeit festhält. Sein Antrag, wegen des deutschen Eisenbahnerstreiks das Ruhrgebiet zu besetzen, zeigt das mit aller Deutlichkeit.

* * *

Die Demission des Ministeriums Bonomi beleuchtet die politische Unsicherheit in Italien. Sie ist nicht allein erfolgt, weil die demokratische Kammerfraktion dem Ministerium die Freundschaft kündigte. Gleichzeitig mit dieser Absage von rechts, die vielleicht überkleistert hätte werden können, erfolgte eine Absage von links, das heißt von der Sozialistischen Partei. Diese hat freilich nie der Regierungs-

koalition angehört, aber zwischen einer offenen Unterstützung und einer offenen, rücksichtslosen Bekämpfung ist ein weiter Spielraum. Je nachdem eine große Partei diesen Spielraum ausnutzen wird, und die Sozialistische Partei Italiens verfügt über ein Viertel der Kammersitze, wird sie einer Regierung die Existenz erleichtern oder erschweren.

Der Italienische Gewerkschaftsbund war nun an die Parteileitung mit dem Verlangen herangetreten, diesen Spielraum zugunsten der Wiederherstellung der öffentlichen Freiheit und Sicherheit auszunutzen. In Italien herrscht noch immer der weiße Terror der Faszisten. Diese reaktionäre Selbsthilfe ist entstanden infolge der bolschewistischen Praktiken, die eine Zeitlang in der italienischen Arbeiterbewegung überhand genommen hatten und sich vornehmlich in der Besetzung von Fabriken und Landgütern äußerten. In der Begründung seines Antrags an den Parteivorstand wies d'Aragona, der Sekretär des Italienischen Gewerkschaftsbundes, darauf hin, daß durch den Abwehrkampf gegen die Faszisten zwei kostbare Jahre verlorengegangen seien. Weder die sozialen Versicherungsgesetze noch die Arbeitslosenunterstützung seien errungen worden. Die Massen seien enttäuscht und hätten das Gefühl, daß die Sozialistische Partei nicht die vielen Opfer aufwiege, die die Gewerkschaften für die Partei gebracht haben.

In seinem Beschluß untersagte der Parteivorstand ausdrücklich der Parlamentsfraktion jedes taktische Zusammengehen mit irgendeiner anderen Fraktion, selbst wenn dadurch die Existenz einer Regierung gefährdet würde, die eine Politik verfolgt, die die proletarische Bewegung gegen die Gewaltaten und Unterdrückungen schützt. Mit diesem Beschluß ist aber das Problem nicht gelöst, das darin besteht, wie die italienische Arbeiterbewegung von der Defensive wieder zur Offensive übergehen kann. Und da andererseits in Italien heute keine Regierung auf die Dauer gegen die organisierten Arbeiter regieren kann, ist dadurch auch die Lösung des Regierungsproblems erschwert.

* * *

Am 31. Januar hat die Skupschtina den deutsch-jugoslawischen Handelsvertrag angenommen. Damit ist ein weiterer Schritt auf dem Wege der Umstellung der Staaten der »kleinen Entente« gegenüber Deutschland vollzogen. Interessant ist, daß der frühere Minister Jovanowitsch dabei die Tatsache enthüllte, daß der Vertrag schon vor einem Jahre abgeschlossen war, aber infolge des Einspruchs der Alliierten nicht dem Parlament unterbreitet werden konnte. Von dem neuen deutschen Außenminister, der die internationalen Wirtschaftsfragen und ihre Bedeutung wie wenige kennt, darf man erwarten, daß er den einzig möglichen Weg einer großzügigen Auslandspolitik internationaler Wirtschaft mit Entschlossenheit geht. J. S.-J.

Musikalische Charakterköpfe der Gegenwart

Von Dr. Alfred Guttmann

Einleitung

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ragt in der deutschen Musik die Persönlichkeit Richard Wagners so hoch empor, daß alles, was nach ihm kommt, in seinem Schatten steht. Immer und immer wieder bemühen sich die strebenden Kräfte, von ihm loszukommen, über ihn hinauszugehen — und immer wieder erkennt der Betrachter, daß sich alles doch im Grunde auf Richard Wagners Neuschaffungen aufbaut. Trotzdem hat sich unter den Nach-Wagnerianern eine ganze Reihe von Persönlichkeiten zu einem eigenen Stil entwickelt — abgesehen von jener Einschränkung. Deutlich heben sich unter den Schaffenden seit Wagners Tode neue geistig-künstlerische Führer heraus, die die Hauptstimmungen in unserer zeitgenössischen

Musik bestimmen. Einige dieser Charakterköpfe zu umreißen, ist der Zweck dieser Skizzen. Der Betrachter zeitgenössischer Musik wird natürlich niemals zu objektivem Maßstab kommen. Er ist gefangen in der im Flusse befindlichen Entwicklung des einzelnen und des ganzen Musiklebens und steht heute zu einem und demselben Künstler und zu seinen Zeitgenossen anders als vor zwanzig Jahren. Daher beabsichtigen diese Skizzen auch nur eine subjektive, wenngleich auf objektive Maßstäbe gestützte Andeutung einiger der wichtigsten Persönlichkeiten unserer musikalischen Epoche zu geben. Es sei mir deshalb auch erlaubt, in diesen Studien nicht den Stil des Geschichtschreibers anzuwenden, sondern mehr die persönliche Einstellung hervortreten zu lassen.

1. Richard Strauß

Rund dreißig Jahre ist es her, da setzte der alte Meistersinger Eugen Gura auf das Programm eines Berliner Konzertes, in dem er, wie stets, Löwesche Balladen sang, zum Schlusse eine Reihe von Liedern von Richard Strauß. Wir jungen Studenten von damals fragten uns: »Warum Lieder vom Walzer-Strauß hinter so ernsthaften Balladen?« Und: »Welches Mitglied der Walzer-Straußschen Familie heißt denn eigentlich Richard?« Dann begann Gura diese Lieder zu singen, und wir lauschten alle überrascht diesen neuen Tönen, die so völlig abstachen von allem, was wir bis dahin von Liedern gehört hatten. Ganz verwirrt und stark gepackt verließ man den Saal; man besorgte sich sofort beim Musikalienhändler diese merkwürdigen Lieder und begann sie zu studieren. Und schon einige Wochen darauf lud man seine musikalischen Freunde zu sich, hielt ihnen einen Vortrag über dies neue Genie und sang ihnen seine Lieder vor. Das war ja gar keiner aus der »Walzer-Strauß«-Familie, sondern der Sohn des Münchener Waldhornisten, der einst unter Wagner selbst geblasen hatte, aber der Kunst dieses Meisters sehr abhold war. Er soll, als Wagner ihn einst zur Rede stellte, wie er denn im »Siegfried« eine Hornkantilene so schön blase und doch ein Wagnergegner sei, brummig geantwortet haben, das habe gar nichts miteinander zu tun. So erzog er auch seinen Richard, der dort das Gymnasium besuchte, streng in der klassischen Schule.

Der Junge zeigte früh musikalische Begabung. Bei Schulfeiern wurden Werke des Primaners aufgeführt, ja das berühmteste Streichquartett Münchens erwies dem Gymnasiasten die Ehre einer Erstaufführung. Dann kam er mit Chören zu Worte, die sich ganz im Rahmen musikalischer Vorbilder bewegten; noch sein Opus 9 ist ganz in Brahms' Art geschrieben. Dann aber gerät der junge Student in den Kreis der sogenannten »Neudeutschen Schule« in Weimar, also unter den Einfluß Wagners und der Liszt'schen Kunstrichtung. Dort beginnt er seinen Stil zu wandeln. Lieder, Chorwerke, sinfonische Dichtungen, eine Oper entstehen in rascher Folge. Doch seine Gesundheit ist bedroht; er muß auf längere Zeit nach dem Süden. Die ägyptisch-afrikanische Landschaft gibt ihm neue künstlerische Anregungen; immer eigenartiger und origineller entwickelt sich sein Stil. Der Öffentlichkeit aber ist er noch verhältnismäßig unbekannt, obwohl er schon in Weimar als Hilfsdirigent von Bülow, dem berühmten Orchesterleiter, in sehr ostentativer Weise ausgezeichnet wird. Nun wird man auch in weiteren Kreisen der Musikwelt auf ihn aufmerksam. Er kommt nach seiner Vaterstadt München an das Opernhaus als Dirigent, wird aber sowohl von der Presse

als auch vom konservativen Publikum als ungeratener Sprößling des braven alten Hornisten keineswegs anerkannt.

Ende der neunziger Jahre habe ich dann in München unter Strauß Mozartdarbietungen von einer Schönheit gehört wie nie wieder in meinem Leben. Die Welt des Rokoko wurde von ihm in dem (ganz im Stile des Rokoko gebauten) Residenztheater zart und doch zu glutvollem Leben neu erweckt. Ein Jahrzehnt später schuf er selbst das Werk, das, ganz dem Geiste des Rokoko entstammend, doch die modernste Musiksprache redet, das Werk, das seinen Ruhm verbreitet hat, den »Rosenkavalier«. Inzwischen aber wurde er nach Berlin ans Opernhaus gerufen, und von hier beginnt sein Weltruf als Dirigent. Schon befinden wir uns in der Zeit seiner großen und schweren Werke, in denen er seine durchaus neue, eigenartige Sprache redet. Ich nenne die allen musikinteressierten Menschen bekannten sinfonischen Dichtungen »Ein Heldenleben«, »Also sprach Zarathustra«, »Till Eulenspiegel« usw.; ich nenne die Bühnenwerke »Salome«, »Elektra«, das burleske Singspiel »Feuersnot« (eine satirische Abrechnung von Strauß und dem Textdichter Wolzogen mit dem Münchener Bierphilisterium).

Doch jetzt begann die Zeit, in der viele einst schärfste Parteigänger an Strauß irre wurden: es schien, als ob die große Routine des Meisters, sein fabelhaftes Wissen und Können ihn veranlaßten, mit allzu leichter Hand, allzu unbekümmert seine Werke in die Welt hinauszulassen. Wir hatten alle mehr erhofft und fanden uns enttäuscht; die Maßstäbe der »Sinfonia domestica«, der »Alpensinfonie«, der »Frau ohne Schatten« standen nicht recht im Verhältnis zum Inhalt. Das hatte er uns eigentlich in seinen früheren Werken schon gesagt; und wir, die hofften, er würde uns weiter ins Neuland führen, erkannten allzu oft in den Werken dieser Periode Wiederholungen. Man wurde mißtrauisch, verstimmt und suchte sein Urteil nachzuprüfen, indem man andere neue Meister mit ihm verglich. Man fand, daß Hugo Wolf vor Strauß im Liede unendlich mehr von sich und seinem Wesen gegeben und sich doch dabei ähnlicher Mittel bedient hatte wie Richard Strauß. Man fand, daß Gustav Mahlers Sinfonien doch viel mehr Innerlichkeit bargen als die blendenden und geistsprühenden Orchesterwerke Straußens. Man fand, daß Busonis neue Klangkombinationen noch weit über den Farbenreichtum des Straußschen Orchesters hinausgingen. Freilich sei Strauß unvergessen, daß er als erster Musiker von Ruf in unserer Zeit es gewagt hat, Probleme sozialer und ethischer Art in Liedern zu verkonen, die Dehmel, Mackay und andere moderne Dichter zuerst besungen haben.

Trotzdem—immer und immer wieder packt einen der große Zauberer. Man wird nicht müde, den genialen Verknüpfungen der Instrumente und Stimmen, der Verarbeitung seiner Motive, dem kunstvollen Geflecht des Gewebes zu folgen. Man staunt über sechzehnstimmige Chöre von unglaublicher Technik und bezaubernder Klangwirkung. Man bewundert, mit wie wenigen Mitteln er die zahlreichsten Farbstufungen des Klanges hervorruft. Man wird hingerissen vom Schwunge seiner großzügigen Melodien, sinnverwirrenden Zusammenklänge und kühnen Rhythmen. Und man denkt immer wieder zuerst an ihn, wenn die Frage gestellt wird: »Wer repräsentiert am stärksten die moderne deutsche Musik?« — Und auch nach außen hin. Strauß ist zurzeit wohl der berühmteste deutsche Musiker der Welt. Für schwindelhaft hohe Honorare reist er in allen Erdteilen herum, und wir armen, valuta-

schwachen Landsleute haben nur selten Gelegenheit, ihn unter uns zu sehen, und müssen uns trösten, daß er im Ausland so für deutsche Musik Pionierdienste leistet (die ihm allerdings Millionenhonorare einbringen).

Soll man es bedauern? Es muß gesagt werden: Dieser Mann, einer der größten Dirigenten unserer Zeit, hat auch als Orchesterleiter seinen Höhepunkt überstiegen. Ich kann es mit gutem Gewissen behaupten, der ich etwa fünfundzwanzig Jahre lang ihn in Hunderten von Konzerten gehört habe.[1] Ihm, dem ich früher vorbehaltlos zugestimmt hatte, kann ich oft nicht mehr folgen. Mehr und mehr — so scheint es mir — ersetzt auch da die Leichtigkeit des Handgelenks das, was einst Ausdruck der Gemütsbewegung, Ausfluß künstlerischer Erregung gewesen ist. Und so meine ich, daß das große Phänomen, dieser Wunderkünstler für die Zukunft unserer deutschen Musik etwas Neues nicht mehr zu sagen hat. Er hat den Typus der Wagnerschen Kunst wohl aufs höchste gesteigert und zweifellos seinen eigenen Charakterkopf deutlich der Welt gezeigt. Und trotzdem kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß auch er nur der Abschluß einer Bewegung, kein Anfang einer neuen Entwicklung ist. Er stellt den Höhepunkt dar und zeigt zugleich die Grenze der Kunstform, die, von Wagner ausgehend, drei Vierteljahrhundert lang die Musik beherrscht hat.

Anton Wildgans als Lyriker und Dramatiker

Von Joseph Kliche

Als die maßgebenden literarischen Kreise Wiens vor Jahresfrist sich den Dramatiker Wildgans zum Direktor des Hofburgtheaters erkoren, geschah dies nicht nur deshalb, weil dieser Autor bereits über einen geachteten Namen verfügte — der neue Mann verkörperte in seinem Schaffen auch eine neue Richtung der dramatischen Kunst. Die vier von ihm vorliegenden Dramen verrieten ebenso wie seine vier Gedichtbände einen neuen, eigenwilligen Deuter und Former: ein Auffangen der Zeitprobleme, ein Aufgehen in ihnen und schließlich eine poetisch-visionäre Art der Formung. Am nächsten schien er noch den sich mit viel Geräusch gebenden Expressionisten zu kommen. Doch lag in seinem Schaffen Selbständigkeit und Originalität.

Wenden wir uns zuerst dem Lyriker zu, als welcher Wildgans seinen Schaffensweg begann. Ein gutes Jahrzehnt ist es her, seit die beiden Bände »Herbstfrühling« und »Und hättet der Liebe nicht...« erschienen. Schmale Bändchen mit einigen Dutzend Gedichten: im Vordergrund der Lebensrhythmus, die sinnliche Liebe, das Soziale, besonders das Los der vom Lebensglück wenig begünstigten Mädchen und Frauen.

Aus dem ersten Band zwei Proben, in denen der Dichter Wiener Straßen besingt. »Lastenstraße« heißt das eine Gedicht mit folgendem Wortlaut:

Schwer hüllt des Sommertages schwüle Brunst
Die lange Straße ein in Staub und Dunst.

Keuchende Pferde stampfen schwergeschirrt,
Die Achsen ächzen und das Pflaster klirrt.

[1] Die wissenschaftlichen, musikpsychologischen Ergebnisse dieser meiner Konzertstudien habe ich in einer Arbeit unter dem Titel »Das Tempo« im »Melos«, Jahrgang 1, Heft 7, niedergelegt. Dort habe ich — gerade auf Grund einer großen Reihe von zahlenmäßigen Belegen — versucht, mit dem oberflächlichen Kritikergerede über die »schnellen Tempi« von Strauß abzurechnen.

Träg ist der Trott, mit eingekrümmtem Rumpf
Kauern die Kutscher, und ihr Blick ist stumpf.

Weiß jeder doch von allem, was er führt,
Daß ihm daraus kein kleinstes Stück gebührt.

Kein Ziegel für sein eigenes Gemach,
Kein Eisen und kein Balken für sein Dach;

Drum hocken sie, die Augen stumpf verglast,
Und führen willenlos die fremde Last.

Hurtig vorüber an den Wagenreihn
Ein Karren knarrt und holt sie alle ein.

Ein Kasten, schwarz bespannt, und obenauf
Verdorrt ein Bettelkranz am Deckelknauf.

So eilig? Ach, was stumm und eingesargt,
Ist leichte Ware auf des Lebens Markt.

Sie aber greifen fromm an ihren Hut,
Sinnend: Der hat's vollbracht, und dem ist gut.

Die zweite Versreihe nennt sich »Das Lied der Straßen«. Man beachte, daß sie fünf Jahre vor dem Kriege und also noch unter der alten »Ordnung« geschrieben wurde. Die Straßen erzählen von dem, was sie sehen und erleben. Aus dem Gedicht einige an die Gesellschaft gerichtete Strophen:

Eure Dirnen, Bresthaften und Armen,
Die um falscher Ordnung willen schmachten,
Und die Einsamen, die euch verachten,
Suchen uns — denn wir sind das Erbarmen.

Und wir dulden eure Narrenzüge,
Eurer harten Füße blindes Treten
Hinter Heiligen und Trugpropheten,
Euren Götzendienst vor Macht und Lüge.

Und wir dauern noch, wenn längst zunichte
Eure Macht von Fürsten und Tribunen —
Andre Völker deuten dann die Runen
Unsrer Steine — wir sind die Geschichte!

Die angeführten Proben lassen erkennen, daß Wildgans im Kreise der bürgerlichen Lyriker eine besondere Stelle einnimmt. Auf den gleichen Ton gestimmt ist auch der zweitgenannte Gedichtband. Auch hier werden die sozialen Gebrechen, Leid und Elend, die körperlich Bresthaften, die freudlose Jugend, die Waisenhauskinder und ähnliche Motive dichterisch gestaltet. Mit starker Einfühlung in den Stoff findet der Dichter neue und eigene Rhythmen. So in den »Die armen Mädchen« überschriebenen Versen:

Ich will ein Lied von den Mädchen singen,
Von den Mädchen des Volkes, die blaß und müd,
Von ihren Reizen, die bald vergingen,
Von ihren Seelen, die nicht mehr schwingen —
Ich will ein Lied von den Mädchen singen,
Um deren Schläfen das Leiden blüht.

Sie haben ihre Kindheit verbracht
In Zimmern, die keine Sonne beschienen,
Sie leben in Höfen wie in Kaminen,
Wo trübe der Tag und stickig die Nacht.

Einmal waren auch ihre Hände
Biegsam und anzufühlen wie Flaum,
Aber die niedrigen Gegenstände,
Ätzende Lauge und beizender Schaum
Schufen sie rissig und schwülig, kaum
Mehr zu erkennen als Mädchenhände.

Manche freilich, die haben Füße
So ohne Makel und unversehrt,
Als wär' ihrer Brüste, die längst verheert,
Verhaltenes Blühen und junge Süße
In diese armen verachteten Füße
Ganz leise gesunken und eingekehrt.

Oder in dem »Dienstboten« benannten Gedicht, aus dem die folgenden Verse zitiert seien:

Sie sind immer nur da, um zu dienen,
Niemand fragt sie nach ihrem Begehr.
Solang sie gehorchen, ist man zu ihnen
Freundlich so wie zu Fremden — nicht mehr.

Sie wohnen mit uns im selben Quartiere,
Aber für sie muß der schlechteste Raum
Gut genug sein. Für unsere Tiere
Sorgen wir zärtlicher als für ihre
Menschlichen Wünsche — die kennen wir kaum.

Sie sind die Hände, die nie bedankt sind;
Wir wechseln sie aus wie brüchigen Stahl
Einer Radachse. Wenn sie erkrankt sind,
Müssen sie aus dem Haus ins Spital.

Diese tiefmenschlichen Töne, die er dem Los der Armut und der harten, freudlosen Arbeit widmet, findet Wildgans auch für jene, die die Reize ihres Körpers zu Markte tragen. Auch hier weicht er von der herkömmlichen Ansicht, daß man es in jenen Bedauernswerten lediglich mit übermütigen, sündhaften Kindern der Lust zu tun habe, ab; auch hier schaut er tiefer ins innerste Mark unserer kapitalistischen Gesellschaft.

Neben diesen rein sozialen Tönen finden sich in den beiden Bänden bereits leise Anklänge an den Franzosen Baudelaire (vergl. Neue Zeit, 39. Jahrgang, 2. Band, S. 39 ff.), die dann in dem einige Jahre später erschienenen Gedichtband »Mittag« sich nachhaltiger bemerkbar machen. Die Stoffe, die den genialen Franzosen reizten, finden Wildgans' Beifall ebenso wie die von Baudelaire angewendete Form. Und wie aus den Strophen dieses frühen Vorläufers der Modernen strömt auch aus Anton Wildgans' Lyrik ein reiches Gefühlsleben. Glutwilde, scharf pointierte Verse springen uns entgegen, eine neugefundene Verinnerlichung des sprachlichen Ausdrucks pocht aus den Rhythmen, dazu eine absolute Rücksichtslosigkeit gegenüber den bisherigen Stoffen und Formen, ein entschiedenes Verachten der Tradition.

Wo andere mit Problemen und Stoffen, wie beispielsweise dem erotischen, nur kitzelnd und scheu spielen, da wendet der Wiener Dichter seine schärfste lyrische Kraft an, um den Stoff in seiner Tiefe zu packen und zu formen. Heute ist man ja über jene Zeit hinaus, in der man sich über die Einbeziehung des »Häßlichen« in die Kunst mehr oder weniger prüde zu entrüsten beliebte, dennoch: ein Bild, wie es uns Wildgans in den »Mittag«-Gedichten (»Unter der Stadt«) vor den geistigen Blick führt, dürfte doch manchem als wenig zur dichterischen Behandlung geeignet erscheinen. Der Dichter schildert hier, wie unten in der Kanalisation sich zwischen den menschlichen Exkrementen, zwischen Schleim und Gestank ein Leben abspielt.

Wie sich die Ratten dort mästen und begatten. Dieses alles aber in Gegensatz gestellt zu den geputzten Frauen der vornehmen Welt!

So nahm Anton Wildgans Leid und Laster, Schmutz und Schminke unter seine scharfe Sonde. Alles dichterisch sehend und meisterlich formend. Kein bloßer Armeleut-Besinger; in seiner Lyrik vielmehr ein selbständiger Schüler Baudelaires. Und wie dieser in seinem poetischen Schaffen getragen von hoher ethischer Gesinnung.

Originell und selbständig wie der Lyriker ist auch der Dramatiker Wildgans. Auf den ersten Blick mag es allerdings scheinen, als ob eine gewisse Nachahmung Sudermanns in den Werken des Wieners vorhanden wäre, sowohl im Stofflichen wie auch im Technischen. Zuweilen etwas viel Schöngeisterei und Anpassung an den Geschmack der Menge. Doch das scheint nur dem oberflächlichen Betrachter so; in Wirklichkeit sind die Stoffe, an denen Wildgans sich bisher versuchte, durchaus neu- und eigenartig behandelt. Dazu leuchtet eine starke poetische Kraft aus seinen Bühnenstücken. Der Dramatiker und der Lyriker begegnen sich in diesen Arbeiten.

Nächst einem wenig bedeutenden Einakter erschien Wildgans erstmalig vor sieben Jahren auf der Bühne mit einem Trauerspiel, »Armut« betitelt. Fünf knappe Akte aus Wien; Armeleutetragik aus der Sphäre der »verschämten Armut«. Im Hause des Postbeamten Joseph Spuller guckt aus allen Ecken das graue Elend. Der Verdienst des Mannes, der ein Menschenalter im kargbezahlten Joche ging, langt nicht aus. Marie, die Tochter, geht ins Kontor. Sie verdient etwas dazu. Dennoch langt's nicht. Warum verschenkt sie sich nicht dem reichen Studenten, der bei ihnen wohnt? Die Mutter gibt ihr's deutlich zu verstehen. Das wäre eine Rettung, selbst der kranke Vater könnte für dieses Geld Heilung finden. Eines Tages — der gerufene Winkeljude mochte für den alten Sekretär, auf dessen verblichenen Holzplatten zuweilen die Nachmittagssonne Erinnerungen aus glücklichen Tagen wachruft, nichts zahlen — tut sie es. Sie geht zu ihm ins Zimmer und bietet sich ihm an. Ohne Liebe, nur um des kranken Vaters wegen. Doch nun kommt die Wendung, die schon gar mancher Dramatiker vor Wildgans brauchte; ich denke an Maeterlincks »Mona Vanna« und an dieses und jenes andere Drama. Angesichts des Edelmuts und der Reinheit des Mädchens schwindet alle Sinnenlust des Zimmerherrn, und keusch und groß endet die Szene. Für den abgearbeiteten Kranken hätte der Süden ohnehin keine Rettung mehr bringen können. Schon am nächsten Tage stirbt er.

So, kurz umrissen, der Inhalt der Handlung. Die sozialen Unterschiede, der Fluch der Armut schreien aus jeder Zeile dieser Tragödie. Trotz des krassen Elendsstoffs liegen in dem Werke schöne Stimmungen. Voll ergreifender Wucht ist die Szene, in der der verkleidete Tod an das Bett des Sterbenden tritt. Wildgans ist nicht zuletzt bestrebt, die aus sozialer Not resultierenden seelischen Folgen zu zeigen.

Sudermännisch scheint der Dichter in seinem nächsten Drama, der 1916 entstandenen Tragödie »Liebe«. Hier leben Mann und Frau in einer rein konventionellen Ehe. Die mühsam zurückgehaltenen Triebe brechen durch, und sowohl der Mann als auch die Frau suchen nach Glück außerhalb des ehelichen Lebensbundes, beide allerdings in gedämpften Tönen. Der Besuch eines Jugendfreundes droht der Frau des Dr. Martin zum Verhängnis (man kann auch Glückserfüllung sagen) zu werden, die mangelnde Tiefe des Ehelebens führt den Mann zu einem anderen Weibe. Indes kommt es in beiden Fällen nicht zum letzten; das tragische Dulden der Frau wird zur verzweifelten Klage über die Rolle ihres Geschlechts; der Mann hebt sich über das bloß Geschlechtliche hinaus. Ob im Leben mit solchem Ausweg etwas anzufangen ist, bleibt freilich eine andere Frage.

Auf Wedekind zu steuert der Dichter in seiner wieder zwei Jahre später erschienenen Tragödie »Dies irae«. Nach der Tragödie der Armut und der Liebe jetzt die der Jugend oder besser: der elterlichen Schuld. Der Gegensatz zwischen Eltern und Kindern, die Auflehnung gegen die alten Autoritäten innerhalb der Familie hat in unserer Zeit mehrfach Behandlung im Drama gefunden. Am krassesten wohl

durch Hasenclever in dessen »Sohn«. Wie in Strindbergs »Vater« streiten sich in dem Wildgansschen Werk (zu deutsch: Der Tag des Gerichts) die Eltern über die Erziehung des Kindes. Die Mutter will anders als der Vater. Noch schlimmer: Hubert Fallmer ist das »ungewollte« Kind. Weder Vater noch Mutter wünschten sein Geborenwerden, und seit er da war, wurde er zum Streitapfel zwischen den Eltern. Oder, wie Huberts Freund Rabanser sagen würde, »des Gesindels, das mit dreister Stirn Spottgeburten in die Welt setzt«. Schließlich zerbricht der junge Fallmer an seinem Schicksal und schießt sich die Kugel in den Kopf. Sein Freund Rabanser aber, der von der Schule Verwiesene, hält im Schlußakt scharfes Gericht mit dem Vater. Als Ankläger »von Millionen am Frevel der Zeugung Hingestorbener« schleudert er dem Vater Trotz- und Wutworte ins Gesicht und gibt somit der Tragödie Sinn und Stempel. Zum Schlusse singt ein mystischer Chor mit Glocken und Gerichtsposaunen in Güte und Rabanserscher Auffassung den phantastischen Ausklang.

Wildgans wühlt in diesem Werk zweifellos in Menschheitstiefen, aber anzufangen ist mit ihm kaum etwas. Wenn nur alle die »ins menschenzeugende Bett« steigen dürften, »die geheiligten Sinnes sind« und aus edelstem Wunsch und Willen und nicht aus Wollustraserei heraus auch das Kind als gewollte Folge des Beischlafs wünschen — ja, mit naturwissenschaftlichen Erwägungen darf man eben hier nicht kommen! Mir scheint trotz aller erfolgreich aufgewendeten Sprachgewalt das mit alten lateinischen Kirchenversen schließende Werk die schwächste der Wildgansschen Bühnenarbeiten zu sein. Hasenclever und Strindberg wurzeln hier zweifelsohne stärker in den Lebensmöglichkeiten. Und selbst die Wedekindsche Mystik in »Frühlings Erwachen« mutet uns entschieden »erdgeborener« an.

Bei Anton Wildgans ist noch alles im Werden. Entgegen der Methode vieler anderer Bühnendichter kennt er kein Verweilen auf einmal erklommenen Höhen. Immer höher hinauf ist ihm Losung. Als ein Gestalter von leidenschaftlicher lyrischer Kraft zeigt er sich in dem vor anderthalb Jahren erschienenen mythischen Gedicht »K a i n«, dem ersten Teil einer geplanten Trilogie, deren zweites und drittes Stück »Moses« und »Jesus« heißen sollen. Von der alten dunklen Gewalt zum versöhnenden Licht, vom materiellen zum ideellen Menschheitswollen soll der Weg führen. Und so wird der alte Bruderstreit zwischen Kain und Abel zum Menschheitsproblem erweitert. Aber vorerst herrscht noch Kain. »Immer wieder wird Abel geboren, und immer wieder wird Kain den Abel erschlagen!« heißt es am Schlusse des fünfzeiligen Werkes. Die in früheste Urlandschaft gestellte Dichtung hat etwas Zyklopisches an sich. Wuchtig vollzieht sich die primitive Handlung, das Dichterische in den Strophen wird vom Philosophischen tief durchdrungen, Sprache und Gesten sind kraftvoll.

Anton Wildgans ist heute vierzig Jahre. Wo sein dramatisches Schaffen ausmünden wird, ist noch ungewiß, doch von seinem ersten Gedichtband bis zu seinem gegenwärtig letzten Drama offenbart er sich als ein über soziale Erkenntnis und sprachliche Wortkraft verfügender, von edler und hoher Gesinnung getragener Tragödiendichter. Nicht überall gebietet er über eine bühnenwirksame Dramatik, indes ist ehrliches Suchen und Wollen allen seinen Schöpfungen eigen. Bloßer Techniker ist er nirgends, auch sinkt sein Dialog an keiner Stelle zum bloßen Feuilletongeplauder herab.

Fremde Märchenwelten

Von **Heinrich Cunow**

T h e o d o r K o c h - G r ü n b e r g, **Indianermärchen aus Südamerika.** Jena 1922, Verlag von Eugen Diederichs. Preis in Pappband 15 Mark.

E l s e L ü d e r s, **Buddhistische Märchen aus dem alten Indien.** Jena 1921, Verlag von Eugen Diederichs. Preis in Pappband 20 Mark.

Leo Frobenius, **Volksmärchen der Kabylen.** Drei Bände. Jena 1921, Verlag von Eugen Diederichs. Preis pro Band geheftet 50 Mark, gebunden 62 Mark.

Während man früher an den Sagen und Märchen der primitiven und halbkultivierten Völker achtlos vorüberging, da man in den bunten und farbenreichen Gebilden dieser Märchenwelt mit ihren seltsamen naiven Motivierungen und ihren der modernen Naturkunde oft gründlich widersprechenden Kausalauffassungen nichts anderes sah als Erzeugnisse einer überhitzten Phantasie, ist man seit dem Aufblühen der Folkloristik und der vergleichenden psychologischen Völkerkunde mehr und mehr dazu übergegangen, die Märchen der Natur- und Halbkulturvölker sorgfältig zu sammeln; denn weit mehr als in historischen Schilderungen spiegeln sich gerade in den Märchenerzählungen die Eigenheiten des Volks- und Rassencharakters, die Denkungsart und Empfindungsweise eines Volkes wider. Keineswegs sind die Märchen, wie der Nichtethnologe oft auf Grund oberflächlicher Lektüre annimmt, bloße buntschillernde Erzeugnisse der Fabulierkunst. Sind sie auch in grellwirkende, phantastische Lokalkolorits eingehüllt, so sind doch ihre Stoffe meist dem sozialen Leben und der einheimischen Naturumgebung entlehnt und stellen sich vielfach als naive Antwortversuche der Völker auf die sich ihnen aufdrängenden Fragen nach dem Ursprung der Welt und der Naturerscheinungen, nach der Eigenart des Jenseits und dem Leben in diesem Jenseits, nach der Herkunft der Geschlechter und Sippen oder nach der Entstehung der überlieferten Liebes- und Ehesitten dar. Freilich setzt gerade deshalb das völlige Verstehen primitiver Märchen oft eine gewisse Kenntnis der Lebensverhältnisse der betreffenden Völker, der Bodengestaltung, Flora und Fauna ihres Gebiets, nicht selten auch ihrer totemistischen Anschauungen und ihrer Religion voraus.

In Anbetracht dieser Bedeutung der Märchen für die Völkerkunde und Völkerpsychologie verdient es hohe Anerkennung, daß der Verlag von Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel »Die Märchen der Weltliteratur« eine lange Reihe von Märchensammlungen aus allen Weltteilen herausgibt. Die obengenannten beiden ersten Bücher gehören zu dieser Sammlung, während die drei Bücher mit Volksmärchen der Kabylen in eine neben dieser einherlaufende besondere Sammlung afrikanischer Volksmärchen und Volksdichtung eingereiht sind, die den Gesamttitel »Atlantis« führt.

An phantastischer Gestaltungskraft und zugleich an naiver Urwüchsigkeit übertrifft die Märchenwelt der südamerikanischen Indianer bei weitem die der buddhistischen Inder und der nordafrikanischen Kabylen. Die bunte Vegetation Guayanas und Brasiliens, besonders des vielgestaltigen Stromgebiets des Amazonas mit seinen Urwäldern und seiner farbenprächtigen Vogelwelt, tritt uns in diesen südamerikanischen Märchen in voller Schönheit entgegen. Aus den Märchen- und Sagensammlungen der Forschungsreisenden und Missionare hat der Ethnologe Th. Koch-Grünberg das Beste ausgewählt und durch eigene Aufzeichnungen ergänzt. Im ganzen enthält das Buch 117 Märchen, zumeist aus den Stämmen der Warrau, Arowaken, Karaiben, Taulipang, Tembe und Kauschinaua: ein gar buntes Material, in dem Schöpfungs- und Heldensagen mit bunten Verwandlungsmärchen, lustigen Tierfabeln und humoristischen Düpierungserzählungen abwechseln. Dazwischen allerlei Märchenschilderungen aus dem Jenseits oder, wie wir sagen würden, »aus dem Himmel« — eine charakteristische Eigenart der südamerikanischen Märchenwelt.

Neben der Freude des Indianers an derbkomischen Situationen kommt in diesen Märchen eine wildblühende Phantasie zum Ausdruck, die sich nicht selten bis ins Groteske, bisweilen sogar ins Unheimlich-Ungeheuerliche steigert. Dabei finden wir in einzelnen Fällen hübsche Anklänge an unsere deutschen Märchen. So erinnert das Märchen der Pehuenche vom Wettlauf zwischen Fuchs und Bremse an unser bekanntes Märchen vom Hasen und Igel.

Einen ganz anderen Märchentypus veranschaulichen uns die buddhistischen Märchen. Auch hier sehen wir eine bunte Fabelwelt und Szenerie vor unserem

Blick auftauchen. Die prächtigen Paläste der indischen Fürsten, die Klöster buddhistischer Mönche, die im Walde verborgenen Felsenhöhlen frommer Einsiedler erstehen vor unseren Augen. Gottesfürchtige Heldenjünglinge kämpfen mit schauerlichen Dämonen und Ungetümen. Aber von dem Gefallen der südamerikanischen Indianer an derbsinnigen Späßen und Irreführungen ist wenig zu spüren. Die buddhistischen Märchen marschieren gewissermaßen in feierlich-religiöser Prozession auf. Sie erzählen meist von überaus tugendreichen, gottesfürchtigen und natürlich auch sehr schönen Fürstensöhnen, Wiedergeburten des Bodhisatta (das heißt Buddhas vor seiner Erleuchtung unter dem Bodhibaum), die nicht nur selbst den strengen Pfad der Tugend wandeln, sondern durch ihre edlen Taten und ihre Ergebenheit in Gott selbst die furchtbarsten Scheusale zur Gottesfurcht bekehren.

Zumeist sind diese Märchen philosophisch-religiöser Art. Sie sollen dem Menschen an Beispielen zeigen, wie nützlich ein tugendhaftes Leben, stilles Gottvertrauen und strenge Selbstbeherrschung ist, und endigen denn auch meist mit einer ethisch-religiösen Nutzanwendung, die oft in Versform als Lehrsprüche (sogenannte Gathas) der Erzählung angehängt sind.

Alle in dem oben angezeigten Buch enthaltenen, von Else Lüders aus dem Pali (einer jüngeren Schwestersprache des Sanskrit) übersetzten 70 Märchen sind der unter dem Namen Dschatakam bekannten Schriftsammlung der buddhistischen Schule des Wibhadschawadins entnommen. Die Auswahl (die Dschatakamsammlung enthält ungefähr 500 solcher Märchenerzählungen) ist eine gute und die Übersetzung geradezu vortrefflich.

Ganz anders ist die Märchenwelt der zur Berberrasse gehörenden nordafrikanischen Kabylen beschaffen. Leo Frobenius beschränkt sich nicht auf eine bloße Wiedergabe der kabylischen Märchen mit erläuternden Noten, sondern leitet sein Werk durch eine instruktive Abhandlung über »Die geistige Kultur und Volksdichtung der Kabylen« ein. Vergleicht man die Märchen der Kabylen mit denen der Indianer Brasiliens und des Orinokogebiets, ergeben sich merkwürdige Kontraste. Weder kennt der Kabyle die Urwalds- und Blumenpoesie und das Hinausschweifen über die Sterne ins weite, wundersame Land der Abgeschiedenen, noch jene eigenartige Allbeseelung der Natur und naiv-poetische Liebeslust, die uns bestrickend aus den phantastischen Indianermärchen Südamerikas entgegentritt und uns in einzelnen Zügen an Chateaubriands »Atala« erinnert. Selbst die heiße Farbenglut des eigentlichen Orients fehlt. Dagegen finden wir in den Märchen der Kabylen eine eigenartige vernünftelnde Lebensklugheit, ein Trachten nach Besitz und Herrschaft und vor allem eine wilde Sinnlichkeit und Geschlechtsgier, eine Lust am Begattungsakt, die nicht selten in Schamlosigkeit ausartet. Selbst die halbreligiösen Schöpfungsmythen zeugen von einer starken Sinnenlust der Kabylen. So spielt in der großen Sage von der Entstehung und Wanderung der ersten Ureltern nicht etwa die Frage nach dem Ursprung von Himmel und Erde, von der Erschaffung der Pflanzen und Tiere oder der ersten Menschen die Hauptrolle, sondern die Frage, weshalb Mann und Weib in geschlechtlicher Hinsicht verschieden gestaltet sind und wie sie in Erkenntnis dieser Verschiedenheit zur ersten Begattung gelangten. Tatsächlich zeigt uns denn auch der erste Geschlechtsakt der Menschen nach der Schöpfung diese als wilde, brünstige Tiere, die in ungezügelter Gier übereinander herfallen. Und zwar erweist sich in den Sagen und Märchen der Kabylen zumeist das Weib als die Geschlechtsgierigste, die, von wilder Liebesbrunst getrieben, den Gatten betrügt, mit anderen Männern entflieht und ihren Ehemann, wenn dieser ihr im Wege steht, mitleidslos ermordet, ohne irgendwelche Gewissensbisse zu empfinden. Märchen, in denen eine Frau trotz äußerer Anfechtungen ihrem Gatten die Treue hält oder sich gar ihm aufopfert, sind sehr selten. Durchweg spielt in den Liebesmärchen der Kabylen die Frau die Rolle der geschlechtslüsternen Eva, die den Mann zu allerlei Untaten verführt und über seine Sippe und Familie widrige Schicksalsschläge heraufbeschwört.

Diese Betrachtung der Frau als des bösen Elements im Familienleben hängt natürlich mit den Ehesitten und der Stellung der Frau in der patriarchalischen Sippenbildung der Kabylen eng zusammen. Von ihrem Manne oder dessen Familie gekauft, oft schon in früher Jugend, folgt das Weib diesem meist widerwillig in sein Heim und wird oft nicht nur von ihrem Gatten, sondern auch von seinen Brüdern als Lustobjekt betrachtet, das, wenn es nicht gefügig ist, in raffinierter Weise gequält wird.

Die Folge ist, daß in den kabylischen Sippen eine widerliche, abstoßende Geschlechtsmoral eingerissen ist. Sehr richtig sagt Frobenius in der Einführung zum ersten Band seiner Märchensammlung: »Die konsequente Durchführung dieser Anschauung hat zu Gewohnheiten geführt, die in ihrer Primitivität geradezu erschütternd sind, die auch weder der Islam noch eine moderne französische Gesetzgebung aus der Welt zu schaffen vermochten. War die junge Frau besonders reizvoll, so war sie nicht nur den Belästigungen ihrer Schwäger ausgesetzt, sondern auch der Verfolgung und Vergewaltigung durch den Schwiegervater, ja sogar durch den Schwiegergroßvater. Islam und französisches Gesetz haben diese eigenartige Gesittung, wie gesagt, nicht ausrotten können; sie haben beide nur zu einer Verheimlichung, das heißt zu einer Verschlimmerung geführt. Die grauenvollen Bilder, die sich vor den Augen der tiefer Blickenden abspielen, lassen an Schamlosigkeit kaum Schlimmeres erdenken. Diese Anschauung im Bereich einer geradezu viehischen Sinnlichkeit, wie sie den Kabylen eigen ist, hat in dem Sippenbau eine wollüstig-schwüle Atmosphäre geschaffen, die nichts zu tun hat mit einer biologisch naiven Pantogamie, sondern in raffiniertester Genußsucht gipfelt.«

Solche Familienverhältnisse haben einen eigenen Frauentypus im Kabylenland erzeugt. Die kräftige, schlaue kabylische Frau hat sich nicht etwa demütig der Sitte gebeugt; sie sucht sich vielmehr am Ehemann für ihr Sklavenlos zu rächen, indem sie ihn betrügt und heimlich ihrer aufgestachelten Sinnenlust folgt. Man kann sagen, daß dieses Betrügen des Ehemannes geradezu zu einem Sport der jungen Kabylenfrauen geworden ist, dessen sie sich untereinander rühmen. Um den Ehemann hintergehen zu können, haben sie das Täuschungs- und Versteckspiel, die Liebesheuchelei, vielfach bis zur Meisterschaft ausgebildet.

Gelten die jungen hübschen Frauen als Lustobjekt, so die alten als Hexen, als »Setut«, ein Wort, das zugleich »altes Weib« und »Hexe« bedeutet. Derartige Hexen spuken gar vielfach in den Kabylenmärchen. Sie sind nach der Ansicht der Kabylen zu einem großen Teil »die Quelle alles Übels« im Stamm, denn nichts bereitet ihnen mehr Freude, als durch Zauberei oder böse hinterlistige Verhetzung Zwist, Streit, Krankheiten in die Sippen und Familien hineinzutragen. Nur ganz selten findet man in den Märchen der Kabylen eine gütige Matrone, die am Wohltun innerhalb ihres Familienkreises Befriedigung findet.

So leuchten die Märchen tief in das Seelenleben und die Lebensverhältnisse des Volkes hinein, in dessen Mitte sie entstanden und während langer Generationen ausgestaltet worden sind. Dadurch aber bieten sie dem Ethnologen und Völkerpsychologen ein höchst wertvolles Material, in die Psyche der verschiedenen Völker einzudringen und ihre Anschauungs- wie Gefühlswelt kennenzulernen. Freilich gehört, da die Märchen immer wieder auf die Lebensumstände und die Sitten der betreffenden Völker Bezug nehmen, zu ihrem Verständnis ein gewisses Maß von ethnologischem Wissen. Für Kinder sind diese Märchensammlungen nicht bestimmt, auch nicht für die sogenannte reifere Jugend. Kindern die Frobeniusschen Kabylenmärchen in die Hand zu geben, wäre ein recht gefährliches Experiment. Sie sind durchweg für den gereiften Mann, besonders den Wissenschaftler bestimmt, der Länder und Völker gesehen hat und dem nichts Menschliches fremd geblieben ist.

Literarische Rundschau

Fritz Karsen, **Die Schule der werdenden Gesellschaft.** Stuttgart und Berlin 1921, J. H. W. Dietz Nachfolger und Buchhandlung Vorwärts. Preis geheftet 7 Mark.

In der bald unübersehbaren Literatur, die sich mit der so dringend notwendigen Neugestaltung unseres Schulwesens befaßt, überwiegt heute durchaus die ideologische Betrachtung. Es wird ein meist sehr abstrakt formuliertes Erziehungs- und Bildungsideal konstruiert, das teils allgemeinen humanitären Forderungen, teils einer irgendwie vorausgesetzten Zukunftsgesellschaft entsprechen soll, und demgemäß werden Bildungsformen und Bildungswege programmatisch ausgedacht und den heutigen Einrichtungen gegenübergestellt. Wer die Schulkämpfe, besonders der letzten drei Jahre, genau verfolgt hat, wird sich nicht wundern, daß diese ideologischen Formulierungen, so weit sie auch agitatorisch verbreitet worden sind, ziemlich unfruchtbar geblieben sind. Nur wo Schulpolitik im engeren Sinne getrieben wurde, kann man von Erfolgen sprechen. Die Neugestaltung unseres Schul- und Bildungswesens kann nicht als isoliertes Problem, sondern nur als Ausdruck der neu sich gestaltenden Gesellschaft begriffen werden. Die Aufgabe ist heute, nach streng soziologischer Methode die wirtschaftlichen und sozialen Grundformen der »werdenden Gesellschaft« begrifflich herauszuheben und zur Erkenntnis zu bringen, um die aus diesem Zusammenhang sich ergebenden Ansätze und Formungsversuche einer »neuen Schule« als entwicklungsnotwendig aufzuzeigen. Nur solche methodische Vorarbeit bahnt erkenntnismäßig begründete Umstellung des einzelnen zur organisierenden Tat.

In sehr klarer, begrifflich scharf gefaßter Darstellung entwickelt Karsen das Problem der Schule aus der Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, dem Entstehen der arbeitenden Gemeinschaft. Die neue Schule gestaltet sich aus dieser Gemeinschaft und für sie. In der wirtschaftlich-sozialen Umstellung, in der Frauen- und Jugendbewegung, in zahlreichen Schulversuchen, in Einbeziehung der Eltern (Schulgemeinschaften), in der Abkehr vom toten »Stoff« zum erlebten Wissen, in der Umstellung von äußerlich aufgezwungener Autorität zur sinnvollen Einordnung in das Leben der engeren und weiteren Gemeinschaft zeigen sich die Ansätze für die »Schule der werdenden Gesellschaft«.

Die Schrift behandelt die Frage ebenso knapp wie gründlich; sie verlangt energisches Mitdenken, und es ist dringend zu wünschen, daß sie viele nachdenkliche Leser findet.

Marquardt

Rudolf Wissell und Dr. A. Striemer, **Ohne Planwirtschaft kein Aufbau.** Gemeinschaftskultur, Heft 1. Herausgeber Siegfried Nestriepke. Stuttgart 1921, Verlag von Ernst Heinrich (Inhaber Franz Mittelbach).

Die Schrift von Wissell und Striemer enthält eine gute Darstellung der bekannten planwirtschaftlichen Forderungen Wissells, die schon in der Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums vom Mai 1919 aufgestellt worden sind. Wissell und Striemer gehen davon aus, daß heute eine völlige Sozialisierung des deutschen Wirtschaftslebens noch nicht möglich ist, daß wir aber deswegen nicht darauf zu verzichten brauchen, zum Sozialismus vorwärtszuschreiten. Die Planwirtschaft scheint nun den Verfassern des vorliegenden Buches eine geeignete Zwischenstufe zwischen Kapitalismus und Sozialismus zu sein. Durch staatliches Gesetz sollen Fachverbände errichtet werden, die die Aufgabe haben, Produktion und Verkauf möglichst zweckmäßig zu gestalten und die Gütererzeugung dem Bedarf anzupassen. Durch sorgfältige Errechnung des Kostenwerts jeder Ware soll das Publikum vor Ausbeutung und Übervorteilung geschützt werden. Der Vergeudung von menschlicher Arbeitskraft im Handel infolge des Bestehens einer übergroßen Zahl von Handelsgeschäften soll dadurch entgegengetreten werden, daß der Handel konzessionspflichtig gemacht wird.

Es ist nach meiner Ansicht bedauerlich, daß die sozialistischen Parteien der Planwirtschaft bisher so wenig Verständnis entgegengebracht haben. Gewiß würde durch eine Planwirtschaft, wie sie Wissell und Striemer vorschwebt, der Kapitalismus nicht beseitigt werden, aber der Wirkungsgrad unserer Arbeit würde erhöht, die Menge der Güter, die uns zur Verfügung stehen, vermehrt, und daher könnte die Lage der Massen wesentlich verbessert werden. Gerade jetzt, wo wir unter den Nachwirkungen des Krieges und der Niederlage so schwer zu leiden haben, brauchen wir eine Planwirtschaft, wie sie die Verfasser des vorliegenden Buches erstreben.

Max Sachs

A. Woldt, Dozent an der Universität Münster, **Wirtschaftliche Schulungsarbeit und gewerkschaftliches Führertum.** Leipzig 1921, Verlag von Quelle & Meyer. 99 Seiten. Preis geheftet 8 Mark.

Aus welchen Organisationen und nach welchen Hauptrichtungen sich die wirtschaftliche Schulung der Arbeiter unter der jungen Wirtschaftsdemokratie des deutschen Volksstaats und zu ihren Zwecken bereits zu entwickeln begonnen hat, das sucht Richard Woldt im vorliegenden Schriftchen an der Hand der Tatsachen darzulegen. Also ein sehr belangreicher Versuch! Und zwar durchgeführt nicht spekulativ mit ideologischer Zielsetzung, sondern rein induktiv, indem ausgegangen wird von der greifbaren Wirklichkeit der neuen Wirtschaftsdemokratie und ihren Bedürfnissen und indem *daran* gemessen wird, was an positiven Schulungsveranstaltungen diesen schreienden Bedürfnissen bisher entgegenzukommen suchte. Die gewerkschaftliche Selbsthilfe wie die staatlichen Schulungspläne für Preußen werden vom sachkundigen Verfasser gleich nachsichtig und liebevoll dargestellt und vorsichtig beurteilt. Daß die Kurse in Münster besonders plastisch und lebensvoll vor das Auge treten, ist selbstverständlich, da der Verfasser mit voller Hingabe bei ihnen tätig ist. Aber oft könnte er an den konkurrierenden Veranstaltungen schärfere Maßstäbe anlegen, zum Beispiel hinsichtlich der Lehrer, die doch wohl immer mindestens innerhalb der Wirtschaftsdemokratie und des republikanischen Volksstaats stehen müßten, wenn sie Gehilfen für diese Systeme bilden sollen. Obgleich Woldt selbst das Muster eines solchen Lehrers ist, vermeidet er aus dem ehrlichsten Streben nach Sachlichkeit auch diese, ein einziges Mal nur ganz schwach angedeutete Kritik. Daß sie aber praktisch weit mehr durchgeführt werden müßte, zeigen gerade seine authentischen Mitteilungen, mit denen unseres Wissens zum erstenmal ein vollständiger Überblick überhaupt gegeben wird. Das einfachste und selten versagende Hilfsmittel zur Auslese der Lehrer ist unseres Erachtens, daß von jedem von ihnen wirtschafts*geschichtliche* Beherrschung und Behandlung seines Stoffgebiets verlangt wird. Da erkennen auch die Arbeiterschüler sofort, wo sich Fähigkeit und Unmöglichkeit scheiden, zusammen zu arbeiten. Was das Schülermaterial für die wirtschaftliche Schulungsarbeit angeht, so wäre vielleicht noch die Frage zu erörtern, ob nicht auch neben den gewerkschaftlichen Führern die an politischer Führerstelle stehenden Arbeiter und Angestellten Gelegenheit zur Beteiligung erhalten sollten.

Daß die zukünftige Organisationsform für die Wirtschaftsschulung wahrscheinlich aus dem Erprobten bei *allen* den verschiedenen Veranstaltungen herauswachsen wird, von der kommunistischen Berliner Betriebsräteschule bis zur Frankfurter Akademie der Arbeit, scheint auch Woldt anzunehmen. Die Hauptschwierigkeit besteht wohl noch darin, daß aus sehr natürlichen Gründen der langsamen persönlichen, sozialen und politischen Entwicklung die an den deutschen Hochschulen tätigen wissenschaftlichen Lehrer in ihrer Mehrheit sich erst sehr allmählich zur praktischen Notwendigkeit der »viel engeren unmittelbaren Berührung mit dem Leben der Gewerkschaften« (und der Arbeiterwelt überhaupt! O.) »draußen in der Wirtschaft« hindurcharbeiten können. Auch in Münster steht bekanntlich nicht entfernt auch nur

die Mehrheit der ernsthaften Wissenschaftler tätig hinter der Arbeit von Plenge und Woldt. Daß unter den Lehrmethoden das Mittel der Arbeitsgemeinschaft, wie sie Woldt S. 96 empfiehlt, eine viel entscheidendere Rolle als bisher spielen muß, das möchte ich noch viel stärker unterstreichen aus meinen praktischen Erfahrungen in der Volksbildung heraus, und zwar gerade auch dort, wo viel kürzere Schulungszeiten als zum Beispiel das eine Jahr der Frankfurter Arbeiterakademie in Frage kommen. Vorlesungen mit Diskussion müssen ergänzen. Aber ohne Arbeitsgemeinschaften in allen Hauptfächern geht gründliche Schulungsarbeit überhaupt nicht. Und nun mögen neben den Bildungsorganisatoren namentlich die Parlamentarier aller demokratischen Parteien das Woldtsche Werkchen aufmerksam studieren. Sie brauchen es unumgänglich für ihre Mitarbeit an den Kultusetats der deutschen Länder im Sinne der politischen Wirtschaftsdemokratie. Max Quarck

---

Dr. Sophie Schöfer, **Soziale Frauenarbeit in der Gemeinde.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts und Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 16 Seiten. Preis geheftet M. 1.50.

— **Ausbau der Kinderfürsorge durch die Gemeinde.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 36 Seiten. Preis geheftet M. 2.75.

Bürgerliche Politiker, die den Eintritt der Frau in die Politik, ihr Mitbestimmungsrecht in Fragen der Verwaltung in Reich, Staat und Gemeinde ungern und mit Skepsis gesehen haben, glaubten vielfach, den Fraueneinfluß von der »große« Politik auf listige Art abgelenkt zu haben, indem sie die Mitarbeit der weiblichen Kollegen hauptsächlich auf das Gebiet der Wohlfahrtspflege, der sozialen Einrichtungen drängten. Tatsächlich ist damit den Frauen ein Gebiet zugefallen, das von grundlegender Wichtigkeit für Gegenwart und Zukunft ist: das Gebiet der Menschenökonomie! Die Frau wird damit zur Hüterin des kostbarsten Gutes aller gesunden Entwicklung, der menschlichen Arbeitskraft, der Gesundheit des Leibes und der Seele und, was das Wichtigste ist, der Pflege und Hinaufentwicklung der jungen Generation. Höchste Menschenökonomie, wie kapitalistische Unternehmer aus materiellem Interesse Sachökonomie treiben, ist das Ziel der Sozialpolitik und sollte das Grundlegende aller Politik überhaupt sein. Gerade in der Gemeinde hat sich der weibliche Einfluß auf diesem Gebiet schon in den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit segensreich bemerkbar gemacht, da die größte praktische Arbeit in der Sozialpolitik zweifellos den Gemeinden, nicht dem Reich oder den Ländern zufällt. Wenn auch die durch die Not der Zeit gebotene Sparsamkeit stark hemmend wirkte — in Zeiten wirtschaftlicher Blüte hatte man im allgemeinen »Wichtigeres« zu tun, als Menschenökonomie zu treiben; das beweist der Reichsetat der Vorkriegsjahre —, so ist doch auf dem Gebiet der Säuglings- und Jugendfürsorge, Schwangerschaftsversicherung, Wohnungshygiene, Schulgesundheitspflege usw. viel getan worden. Genossin Schöfer weist in der kleinen Schrift »Soziale Frauenarbeit in der Gemeinde« ferner auf die Kinderkrankheiten hin, die sich bei der praktischen Kleinarbeit oft einstellen und für den Erfolg aller Mühe leicht verhängnisvoll werden. Sie kommt in diesem Zusammenhang ausführlich auf die »Wohltätigkeitsbestrebungen« bürgerlicher Frauen und Vereine zu sprechen und gibt einen Überblick über die einzelnen Fürsorgegebiete, der beweist, daß der soziale Frauenaufgabenkreis ein viel größerer ist, als er auf den ersten Blick zu sein scheint.

Ein besonders wichtiger Zweig der Sozialpolitik ist der »Ausbau der Kinderfürsorge durch die Gemeinde«, mit dem sich die an zweiter Stelle genannte kleine Schrift beschäftigt. Die Knebelung der freien Meinungsäußerung im militärischen Interesse während der Kriegsjahre brachte es fertig, wissenschaftliche Feststellungen und Statistiken über den jammervollen Volksernährungszustand, unter dem die unentwickelten Kinder am meisten litten, zu unterdrücken, damit der Gegner nicht erfahre, wie weit er auf dem Wege, Deutschland auszuhungern, schon gelangt war.

Noch 1918 schämten sich deutsche Staatsmänner nicht, den allgemeinen Ernährungszustand als »zufriedenstellend« zu bezeichnen. Erst nach Beendigung des Krieges konnte man in genauen Statistiken bestätigt finden, was sich jedem aufmerksamen Beobachter schon in den vergangenen Jahren als grauenhafte Erkenntnis erschloß: nicht nur unsere waffenfähigen Männer forderte der Krieg als Opfer, sondern auch Unmengen der Wehrlosesten in der Heimat verhungerten langsam oder siechten dahin an der verheerenden Volksseuche, der Tuberkulose. Die Nachkriegszeit, die für pekuniär Stärkere bessere Ernährungsmöglichkeiten bot, hat auf der anderen Seite höchste wirtschaftliche Not nicht verhindern können, und so werden auch heute noch eine Unmenge Kinder von unterernährten Frauen geboren, denen elterlicherseits nicht die Pflege und Ernährung gewährt werden kann, deren ein so zartes Pflänzchen bedarf, um zu gedeihen. Hier hat die kommunale Kinderfürsorge einzusetzen.

»Die allgemeine Kinder- und Jugendfürsorge ist von solcher Wichtigkeit für unsere innere und äußere Gesundung, daß sie nicht mehr Sache von Einzelpersonen oder von wohltätigen Vereinen allein bleiben darf«, sagt die Verfasserin und gibt auf den 36 Seiten ihrer Broschüre in knappen Worten eine Übersicht über die verschiedenen Zweige der Kleinkinder-, Schulkinder- und Jugendlichenfürsorge. Ferner bietet sie statistisches Material und lehrreiche Einzelheiten über Säuglingsheime, Schülerspeisungen, Kinderhorte, Landaufenthalte, Berufsberatung, Tätigkeit der Schulpflegerinnen usw.

Im ganzen handelt es sich bei beiden Broschüren, die einander in vortrefflicher Weise ergänzen, um ein Material, das allen in der Gemeinde ehrenamtlich oder beruflich tätigen Männern und Frauen als wertvolle Wegweiser für ihre Tätigkeit dienen kann. M. Schipfmann

---

Dr. Max Quarck, **Gegen Prostitution und Geschlechtskrankheiten.** Berlin 1921, Verlag von Robert Engelmann.

Die kleine Schrift von Quarck ist in Görlitz auf dem Frauentag verteilt worden. Es liegt ihr ein Referat zugrunde, das Quarck auf dem Bevölkerungspolitischen Kongreß in Köln gehalten hat. Quarck sieht, wie er in der Vorrede sagt, den Wert einer zielsicheren Bevölkerungspolitik vornehmlich in dem Erlaß des geplanten Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, dessen Entwurf er beifügt und damit »der Heimlichkeit der Akten« entzieht. Er bezeichnet die Forderungen dieses Entwurfes, den er für gefährdet hält, als außerordentlich maßvoll. Zum Vergleich fügt er den französischen Gesetzentwurf vom 7. Dezember 1906 und den Züricher Regierungsbeschluß betreffend Anzeigepflicht sämtlicher Geschlechtskrankheiten vom 2. Oktober 1920 bei. Außerdem enthält Anhang II die bisher geltenden Vorschriften über Reglementierung der Prostitution in Berlin vom 1. Oktober 1902. Gerade dieses der kleinen Schrift beigefügte Material ist außerordentlich lehrreich.

Quarck wendet sich energisch gegen die Reglementierung, ein Kampf, den schon die sogenannten Abolitionisten seit langem geführt haben. Tatsächlich hat sich herausgestellt, daß für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten die Reglementierung keinen Wert hat. Da, wo man von der Reglementierung keinen Gebrauch macht, oder in Ländern, die sie nicht kennen — Quarck führt Frankreich an —, ist der Prozentsatz der geschlechtlich Erkrankten nicht größer als da, wo die Reglementierung und das Bordellwesen besteht. Die Geschlechtskrankheiten werden im ganzen mehr durch Männer als durch Frauen verbreitet. Nach einer Statistik von Dr. Busch (Schriften des Verbandes deutscher Städtestatistiker) wurden in einem Monat in 37 Großstädten 73 218 Personen wegen Geschlechtskrankheiten ärztlich behandelt, 75 Prozent davon männliche, 25 Prozent weibliche. Die geheime Prostitution, die nicht durch die Reglementierung erfaßt wird, ist zudem unendlich viel größer als die offene. Auch die Entwicklung in und seit der Kriegszeit bespricht Quarck. Trotz der Einrichtung von Bordellen hinter der Front haben die Geschlechts-

krankheiten ihren Vormarsch genommen und sich besonders auf das platte Land ausgedehnt. Von einer Beseitigung der Reglementierung verspricht sich Quarck ein Zurückdrängen der Prostitution im Straßenleben und eine Verminderung des Zuhälterunwesens.

Den Schluß der Schrift bilden Leitsätze, in denen die vorbehaltliche Beseitigung der kriminellen Strafbarkeit der Prostitution sowie der polizeilichen Einschreibung und Sittenkontrolle gefordert wird. Diese kriminelle Strafbarkeit ist in der Tat eine rechtliche Ungeheuerlichkeit, denn wo in der Strafrechtspflege ist es sonst angängig, für eine Handlung, an der zwei Personen in ganz gleichem Maße beteiligt sind, nur den einen Teil verantwortlich zu machen? Ferner verlangt Quarck Änderung des Kuppeleiparagraphen, der das Vermitteln von Wohnungen an Prostituierte unter Strafe stellt und dadurch diese jeder Ausbeutung durch die Vermieter aussetzt. Der neue Strafgesetzentwurf von 1919 trägt dem bereits Rechnung und will das Vermieten nur unter Strafe stellen, wenn die Prostituierte noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht oder mit dem Vermieten ein Ausbeuten oder Anhalten zur Unzucht verbunden ist. Weiter wird die Anzeigepflicht bei allen Geschlechtskrankheiten und gleichmäßige Anwendung des Gesetzes auf Mann und Frau verlangt.

Henni Lehmann

Max Schippel, **Amerikas Wirtschafts- und Finanzlage und die Wiederaufrichtung Europas.** Heft 79 der »Finanz- und volkswirtschaftlichen Zeitfragen«. Stuttgart, Verlag Enke. Preis 4 Mark.

Durch die öffentliche Meinung Europas geht ein Zug des Wunderhoffens von Amerika. Auch ernsthaft zu nehmende Wirtschaftspolitiker glauben, daß den Vereinigten Staaten die Erlöserrolle zugedacht ist. Amerika hat doch das größte Goldvermögen, sein Papiergeld ist mit 128 Prozent gedeckt — also überdeckt —, der Wert des Dollars steht hoch über dem der Geldzeichen anderer Länder. Es hat von den Alliierten 10 Milliarden Golddollar zu fordern und erhebt dafür keine Zinsen. Es hat die zweitgrößte Handelsflotte, hat einen noch immer beträchtlichen Ausfuhrüberschuß, während sämtliche europäische Staaten eine passive Handelsbilanz haben. Seine Zahlungsbilanz ist günstig; bei den europäischen Staaten ist fast ausschließlich das Gegenteil der Fall.

Dem äußeren Schein nach ist der Wunderglaube also begründet. Max Schippel hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er in der vorliegenden Schrift den Schleier von den inneren wirtschaftlichen und namentlich finanziellen Zuständen der Vereinigten Staaten weggezogen und damit die unter Umständen gefährlichen und illusorischen Hoffnungen auf die freien Hilfskräfte Amerikas für die europäische Wiederaufrichtung zerstört hat. Die Folgen des Krieges und des Diktatfriedens haben Amerika ebenso in schwerste Sorgen gestürzt wie Europa. Amerikas innere Verschuldung und wirtschaftliche Lähmung hindert, von dort in größerem Maße materielle Hilfe für Europa zu leisten. Europa muß sich klar sein, daß es den Weg in die Zukunft mit eigenen Kräften bauen muß.

Das reich mit authentischem Material ausgestattete Büchlein Schippels sollte jeder lesen, der sich mit wirtschaftspolitischen Fragen beschäftigt. Erwin Barth

---

Ottilie Baader, **Ein steiniger Weg.** Erinnerungen. Stuttgart, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. und Berlin, Verlag Vorwärts. Preis 16 Mark.

Ottilie Baader ist eine Veteranin der sozialdemokratischen Frauenbewegung, mit deren Wachstum und Werden ihr eigenes Leben eng verbunden ist. So ist die Geschichte ihres Lebens gleichzeitig ein Stück Parteigeschichte. Sie hat dem Buch, das zuerst den Titel »Empor zum Licht« führen sollte, den Namen »Ein steiniger Weg« gegeben. In ihrem Zusammenhang ergeben diese beiden Titel den Werdegang, den die sozialdemokratische Arbeiterinnenbewegung und den Ottilie Baaders Leben

nahm. Sie ist den steinigen Weg des hart arbeitenden Proletariermädchens gegangen, das sich durchkämpft zur Freiheit der Überzeugung und im Alter vor sich das Licht der Zukunft sieht.

Ottilie Baader sagt im Beginn, sie habe nicht von sich selbst sprechen wollen, doch sie tut es, weil alles in ihrem Leben sich aufbaut auf ihrer Arbeit und ihr Leben dem von Tausenden anderer Arbeitermädchen ihrer Zeit gleicht — übermäßige Arbeitszeit, 15, 16 Stunden täglich, völlig ungenügende Entlohnung, die sie dazu zwang, nach zwölfstündiger Arbeit in der Berliner Wäschenäherei noch Manschetten zum Durchsteppen mit nach Hause zu nehmen, ungesunde Arbeitsbedingungen, dazu Abzüge der Unternehmer, denen gegenüber die nichtorganisierte Arbeiterin ganz wehrlos war. Dann kam sie in die erste sozialdemokratische Versammlung, und was dort besprochen ward, war ihr wie eine Erlösung und Erleuchtung.

Sehr lebendig schildert Ottilie Baader die Kämpfe unter dem Drucke des Sozialistengesetzes und, nachdem dies gefallen, die geistige Not der Frauen, die nicht das Recht hatten, an politischen Vereinen und Versammlungen teilzunehmen. Mit unsäglicher Mühe gelang es jedoch allmählich, die Frauen immer weiterer Kreise zu organisieren, zu politischer Mitarbeit zu schulen und zu gewinnen. Ottilie Baader ward Zentralvertrauensperson der Genossinnen für Deutschland. Die Verleihung des politischen Wahlrechts an die Frauen wird von ihr als die Krönung ihrer Lebensarbeit betrachtet.

Erschütternd sind die Einblicke, die man gewinnt in die Not der ungenügend entlohnten Arbeiterin. Das Nähen von glattgesäumten 20 Zentimeter langen Hemdchen wurde mit 10 Pfennig für das Dutzend bezahlt. Eine ganze Familie zusammen, Mann, Frau, Kinder, die einander in die Hand arbeiteten, schafften sich gemeinsam (Spielzeugindustrie) einen Wochenverdienst von 19 Mark. — Interessant ist auch die Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Frauenbewegung, gegen die Ottilie Baader einen scharfen Strich zieht. Sie ist, nicht mit Unrecht, der Meinung, daß hier die Arbeiterinnenfragen nie die entsprechende Behandlung finden können. Ihre eigene Lebensgeschichte, gegenübergestellt den Erinnerungen von Helene Lange, die ich kürzlich an dieser Stelle besprach, liefert in der Tat den Beweis für die grundverschiedene Einstellung der Vorkämpferinnen der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung. Dort das Buch, hier das drängende Leben.

Allen, die sich mit der Entwicklung der proletarischen Frauenbewegung befassen wollen, insbesondere Funktionärinnen, sei das Buch von Ottilie Baader empfohlen.

H. L.

Robert Walter, **Die christliche Mördergrube.** Hamburg, Konrad Hanf Verlag D. W. B. 40 Seiten. Preis 6 Mark zuzüglich Teuerungszuschlag.

Wie alle Publikationen des Hanf-Verlags eine ausgeprägte pazifistische Note haben — und in dieser Beziehung den Veröffentlichungen des Rascher-Verlags in Zürich ähnlich sind —, so auch das vorliegende Heftchen. Inhaltlich gibt es sich sprachlich und bildlich als Legende: Christus kommt in den Jahren des Weltkriegs nochmals auf die Erde und durchlebt als Soldat alle Leiden der Menschheit. Auf dem Wege nach seinem zweiten irdischen Golgatha geht er mit den Machthabern jener kriegswütigen Tage gründlich ins Gericht. Das Wortchristentum wird dem Tatchristentum gegenübergestellt. Inhaltlich wirkt die Schrift als »verspätet«. Die Trugbilder, gegen die der Autor Sturm läuft, sind längst verschwunden. Immerhin verdient das Schriftchen Beachtung.

-n.

Heinrich Schulz, **Aus meinen vier Pfählen.** Mit Zeichnungen von Otto Dalling. Leipzig, Quelle & Meyer. 117 Seiten. Preis gebunden 16 Mark.

Dieses Buch unseres bekannten Genossen ist früher unter dem gleichen Titel in einem unserer Parteiverlage erschienen. Hat das Buch jetzt nun auch ein anderes

— schmuckeres — Gewand bekommen, sein Inhalt ist der alte geblieben: es ist ein Kinderbuch für Eltern. Denn so wie Schulz plaudert, kann nur ein Vater plaudern, dem seine Kleinen Tag um Tag eine neue Welt erschließen: eine Welt unbegrenzter Freuden und lachender Lebenshoffnungen. Ganz kleine Geschichten sind es, die den Inhalt des Buches füllen, leicht ausgesponnene Beobachtungen, ein Hinhorchen auf die erwachende Kindesseele. Namentlich Eltern sollten das Büchlein lesen; sie könnten viel aus ihm lernen. Denn nicht alle Eltern verstehen es, mit ihren Kindern umzugehen. Nicht der Erwachsene und der Erzieher soll im Zusammenleben zwischen Eltern und Kind das Wort führen; der Freund soll es. Und nur der Freund, der sich voll und ganz in die Kindesseele hineindenken kann, der mit den Augen des Kindes zu sehen und mit den Ohren des Kindes zu hören vermag. Das aber versteht Heinrich Schulz meisterlich. Und wer sich einige Mühe gibt, ihm gleichzutun, der wird sein Buch, dem wir auch im neuen Gewand einen vollen Erfolg wünschen, nicht nutzlos in die Hand genommen haben. In

Notizen

Die Arbeitslosigkeit in England. Als hervorragendes Industrieland auf den Export von Industriewaren und die Einfuhr von Rohstoffen, sogenannten Halbstoffen und Lebensmitteln angewiesen, leidet auch England schwer unter den wirtschaftlichen Folgen des Weltkriegs. Anstatt einer neuen Handelsblüte, die ihm als Resultat eines siegreichen, die Konkurrenz Deutschlands brechenden Krieges von manchen seiner Politiker verheißen wurde, erlebt es eine schwere Industriekrise, die nicht nur große Teile seiner Industriearbeiterschaft, sondern auch der am Transport beteiligten Arbeiterschichten arbeitslos gemacht hat. Sowohl der mitteleuropäische wie der russische und orientalische Absatzmarkt haben ihre frühere Aufnahmefähigkeit für englische Industrieartikel verloren, und in den überseeischen Gebieten macht sich mehr und mehr der kommerzielle und finanzielle Wettbewerb der nordamerikanischen Union geltend.

Wie stark diese veränderte Wirtschaftslage den englischen Arbeitsmarkt beeinflußt, zeigt die Zunahme der Arbeitslosen. Von den durch die Arbeitslosigkeitsgesetze von 1920 und 1921 erfaßten Arbeitern, deren Zahl sich Mitte Dezember vorigen Jahres auf rund 11 900 000 Personen belief, waren am 9. Dezember 1 865 332, also 15,7 Prozent völlig erwerbslos, 273 796 gleich 2,3 Prozent nur zeitweilig beschäftigt (sogenannte Kurzarbeiter).

Die folgende Tabelle zeigt die Zahl der Arbeitslosen, die ihre Arbeitslosenkarte am 2., 9. und 16. Dezember 1921 vorgelegt haben (die Zahlen für den 2. und 9. Dezember sind endgültige, für den 16. Dezember provisorische):

	Vollerwerbslose			Kurzarbeiter		
	2. Dez.	9. Dez.	16. Dez.	2. Dez.	9. Dez.	16. Dez.
Männer . . .	1457055	1454298	1446962	146998	150723	152149
Knaben	48535	47891	47617	8296	8629	8374
Frauen	330962	334378	333547	102747	104558	104904
Mädchen . . .	28618	28765	28114	10107	9886	10095
Insgesamt . .	1865170	1865332	1856240	268148	273796	275522

Angesichts dieser Zahlen ist es begreiflich, daß auch in der englischen Arbeiterschaft sich mehr und mehr die Ansicht Bahn bricht, der Versailler Friedensvertrag müsse gründlich revidiert und Mitteleuropas wie auch Rußlands Wirtschaftslage gehoben werden.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 22 40. Jahrgang ✦ 1. Band 24. Februar 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
APR 11 1922
UNIV. OF MICH.

Inhalt des Heftes

Streikrecht. Von Franz Laufkötter.

Das Resultat von Washington. Von J. Steiner-Jullien.

Zwangsanleihe. Von Artur Heichen.

Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung. Von Dr. K. Landauer (München.) I.

Philosophische Neuerscheinungen. Von Karl Vorländer (Münster i. W.).

Literarische Rundschau: Alexander Cartellieri, **Geschichte der neueren Revolutionen.** ✦ A. M. de Jong, **Untergang.** Ein Lebensfragment.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleich M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Marcks, Erich und **K. A. von Müller,** Meister der Politik. Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Erster Band 704 Seiten, zweiter Band 657 Seiten.

Meißner, Dr. **Otto,** Das neue Staatsrecht des Reichs und seiner Länder. Systematisch dargestellt. Berlin, Reimar Hobbing. 359 S. Kart. 40 M.

Potthoff, Heinz, Die innere Verflechtung der deutschen Wirtschaft. Berlin, Zentralverlag. 39 S.

Prager, Eugen, Geschichte der U. S. P. D. Entstehung und Entwicklung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Berlin, Verlagsgenossenschaft Freiheit. 240 S.

Price, M. Philips, Die russische Revolution. Erinnerungen aus den Jahren 1917 bis 1919. Hamburg, Karl Hoym Nachf. 495 S.

Schenk, Walter, Kampfjugend. Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Verlag Jugend voran, Arbeiterjugend. 31 S.

Schützinger, H., Das Wirtschaftsproblem des Völkerbundes und der Sozialismus. Die Zwischenstaatliche Organisation als Problem der sozialistischen Wirtschaftsauffassung. München, Verlag des Bayerischen Staatsblattes. 96 S.

Schwantje, Magnus, Hans Paasche. Sein Leben und Wirken. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 28 S. Geh. 4 M.

Seligmann, Rafael, Mensch und Welt. Versuch einer neuen Metaphysik auf erkenntnistheoretisch-psychologischer Grundlage. Berlin, Weltverlag. 239 S.

Sommerfeld, Th., Der Gesundheitsschutz im Betriebe. Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 55 S.

Stampfer, Friedr., Das Görlitzer Programm. Erläuterung. Berlin und Stuttgart, Buchhandlung Vorwärts und J. H. W. Dietz Nachf. 56 S. Geh. 2 M.

Steinitz, Martha, Die englischen Kriegsdienstverweigerer. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 32 S. Geh. 4 M.

Thoma, Ludw., Der Ruepp. Roman. München, Albert Langen. 304 S. Geh. 36 M., geb. 38 M.

Verband der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder Deutschlands, Protokoll der Verhandlungen der siebzehnten ordentlichen Generalversammlung. Abgehalten in Frankfurt a. M. Juni 1921.

— Zehnter internationaler Bericht der Zentralverbände der Maler.

— Verbot der Bleiweißverarbeitung im Malergewerbe. Material zu den Verhandlungen der Internationalen Arbeitskonferenz zu Genf.

— Die Bleischädigungen im Maler- und Lackierergewerbe unter dem Gesichtswinkel des Arztes und des Gesetzgebers. Vortrag des bayerischen Landesgewerbearztes Dr. Koelsch, München. Alle vier vorgenannten Schriften im Verlag von Otto Streine, Hamburg.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 22 Ausgegeben am 24. Februar 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Streikrecht

Von Franz Laufkötter

Vom rein privatrechtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet ist ein Streik eine sehr einfache Sache: der Besitzer der Arbeitskraft löst sein Vertragsverhältnis mit dem Besitzer der Produktionsmittel, indem er ihm erklärt, er wolle ihm seine Arbeitskraft zu den bisherigen Bedingungen nicht mehr überlassen. Er verweigert also die Arbeit und tritt in den Streik. Das ist sein gutes Recht, denn er ist Eigentümer seiner Arbeitskraft und hat über sie das freie Verfügungsrecht, er kann infolgedessen nicht gezwungen werden, seine Arbeitskraft einem Unternehmer zu verkaufen, ebensowenig wie letzterer gezwungen werden kann, Arbeitskräfte in Arbeit zu stellen, die er nicht haben will. Das Recht auf Streik und Aussperrung, das auf dem Recht des freien Kaufs und Verkaufs beruht, erscheint also in der kapitalistischen Wirtschaft als eine Selbstverständlichkeit; der Streik ist ein Streit, der zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erledigt werden muß, ohne daß sich ein Dritter hineinzumischen hat.

Diese Auffassung über das Streikrecht hat sich erst allmählich durchgerungen, wie ja jedes neue Recht sich erst allmählich durchsetzt. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt der Streik bei uns als ein Unrecht, das verhindert und bestraft werden müsse, und es hat schwerer Kämpfe bedurft, um das gesetzlich gewährleistete Streikrecht zu einem tatsächlichen Recht zu machen. Es ist bekannt, daß die Behörden ursprünglich jeden Streik als einen Rechtsbruch ansahen, hinter dem »die Hydra der Revolution« hervorlugte; später versuchten sie den Streik indirekt zu bekämpfen, indem sie die Begleiterscheinungen: Streikpostenstehen, Belästigung des Publikums, Verkehrsstörung usw., unter Strafe stellten; endlich blieb nur noch als einziges Mittel übrig, die Streikenden beziehungsweise die Streikleitung für den dem Unternehmer zugefügten Schaden ersatzpflichtig zu machen. Aber auch dieser letzte Notanker zerbrach, denn das Reichsgericht gelangte zu der Entscheidung, daß der Streik eine berechtigte Waffe im Wirtschaftskampf sei, und daß daher der bestreikte Unternehmer den ihm durch den Streik zugefügten Schaden mit in den Kauf nehmen müsse, weil der Streik ja den Zweck verfolge, den Unternehmer zu schädigen und ihn dadurch zu zwingen, die Forderungen der Streikenden zu bewilligen.

So war denn das Streikrecht der Arbeiter zu einer Tatsache geworden, es war grundsätzlich und tatsächlich anerkannt. Den Arbeitern erschien es erklärlicherweise als ein Siegespreis, um den sie schwer hatten kämpfen müssen und den sie unter keinen Umständen wieder aus den Händen geben wollten, woraus sich die bekannte Erscheinung erklärt, daß jedesmal, wenn das Streikrecht wirklich oder auch nur scheinbar angetastet wird, ein Sturm der Entrüstung durch die Arbeitermassen braust.

So einfach die Frage des Streiks bei den Arbeitern liegt, so wird sie doch wesentlich schwieriger, wenn es sich um festangestellte Beamte handelt. Das Streikrecht der Beamten ist ein vielumstrittener Zankapfel, eine Frage, die heute noch nicht endgültig entschieden ist. Zweifellos ist das Arbeitsverhältnis eines Beamten ein ganz anderes als das eines Arbeiters. Letzterer steht in einem losen Vertragsverhältnis zu seinem Arbeitgeber, er kann jeden Augenblick die Arbeit niederlegen, falls er nicht durch Tarifverträge gebunden ist, er kann auch jeden Augenblick entlassen werden, falls er nicht durch das Betriebsrätegesetz geschützt wird. Ein Arbeiter lebt aber von der Hand in den Mund, er schwebt zwischen Tür und Angel, er steht mit dem einen Fuß im Betrieb und mit dem anderen draußen. Der Beamte dagegen befindet sich in einem gesicherten Arbeitsverhältnis, er hat Anspruch auf ein bestimmtes Gehalt, das in regelmäßigen Zwischenräumen steigt; er hat auch Anspruch auf Pension für sich und seine Hinterbliebenen, und endlich kann er nicht willkürlich entlassen werden. Nur wenn er sich grobe Verstöße zuschulden kommen läßt, kann er durch ein Disziplinarverfahren aus seinem Amt entfernt werden. Für die Sicherheit seiner Stellung spricht auch noch der Umstand, daß er in seiner Existenz von den Schwankungen des Wirtschaftslebens unabhängig ist, er kennt keine Arbeitslosigkeit, sein Gehalt ist an bestimmten Kalendertagen fällig — ein Vorteil gegenüber den Arbeitern, der nicht zu übersehen ist. Hinzu kommt noch, daß es ein Staats- oder Gemeindebeamter nicht mit einem Privatunternehmer zu tun hat, sondern daß er im Dienst der Allgemeinheit steht.

Daraus ergibt sich die unbestreitbare Folgerung, daß das Streikrecht der Arbeiter nicht einfach rein schematisch auf die Beamten übertragen werden darf und kann. Der Beamte hat besondere Rechte, die der Arbeiter nicht hat, er muß deshalb auch besondere Pflichten übernehmen, die man dem Arbeiter nicht auferlegen kann. Solange er nicht auf sein festes Anstellungsverhältnis verzichtet, muß er auf das Recht, in jedem Falle und unter allen Umständen seinen Dienst zu verlassen, Verzicht leisten. Noch in anderer Beziehung besteht ein wesentlicher Unterschied. Wenn Arbeiter in den Streik treten, so schädigen sie den Unternehmer, den sie zum Nachgeben zwingen wollen, wenn Beamte streiken, so schädigen sie nicht ihre Vorgesetzten, mit denen sie in Differenzen geraten sind, sondern die Allgemeinheit. Sie fechten die Kämpfe auf dem Rücken des an dem Streit völlig unbeteiligten Publikums aus. Berücksichtigt man diese beiden wesentlichen Unterschiede, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß man Arbeiterstreikrecht und Beamtenstreikrecht nicht über einen Kamm scheren darf. Es ist ein Unglück, daß es heutzutage so viele Beamte und Arbeiter gibt, die nicht Denkkraft und Unterscheidungsvermögen genug besitzen, um diese zwei ganz verschiedenen Dinge auseinanderhalten zu können.

Aber auch wenn man von einem allgemeingültigen Streikrecht sprechen wollte, so gewinnt dieses Recht doch sofort ein anderes Gesicht, sobald man den Streik aus der Sphäre des Privatrechts in die des Sozialrechts hebt, wenn man ihn vom Gesichtspunkt des Allgemeininteresses aus betrachtet und bewertet. Sozialrechtlich und sozialsittlich gesehen ist nämlich zwischen Streik und Streik ein himmelweiter Unterschied. Es gibt Streiks, die sich lediglich zwischen Arbeitern und Unternehmern abspielen, ohne daß die Allgemeinheit

davon berührt wird, es gibt aber auch Streiks, bei denen weniger die Unternehmer leiden als das völlig unbeteiligte Publikum, das dabei der leidende Teil ist. Hierin liegt der Kern des Problems, der Angelpunkt, um den sich die Frage des Streikrechts dreht. Handelt es sich um einen Streik ersterer Art, so besteht ein unbeschränktes Streikrecht, und die beiden Gegner mögen ihre Fehde nach Herzenslust miteinander ausfechten; handelt es sich aber um einen Streik letzterer Art, so hat die Allgemeinheit das Recht, einzugreifen und den Kämpfenden die Waffen des Streiks aus der Hand zu schlagen. Darüber kann unter vernünftigen Leuten eigentlich kaum ein Zweifel bestehen, daß das an und für sich bestehende Streikrecht zu einem Streikunrecht wird, wenn höhere Interessen auf dem Spiele stehen.

Es wäre ja der helle Wahnsinn, wollte man irgendeiner Kategorie von Arbeitern oder Beamten das Recht einräumen, ihre Forderungen, gleichviel, ob sie berechtigt oder unberechtigt sind, auf dem Wege des Streiks durchzusetzen, wenn durch den Streik die Allgemeinheit aufs schwerste geschädigt wird. Man denke sich zum Beispiel — es sind dies leider keine Fiktionen — die Arbeiter und Angestellten einer Gemeinde treten in den Streik ein und schneiden den Bewohnern Wasser und Licht ab, sie lassen die Kranken in den Krankenhäusern im Stich, sie weigern sich, die Toten zu begraben usw. Oder die Eisenbahner legen den Verkehr still, so daß Personen, die notwendige Reisen zu machen haben, tagelang irgendwo festsitzen, daß keine Milch, keine Lebensmittel, keine Kohlenzüge mehr ankommen, daß Arbeitsbetriebe geschlossen und daß die Menschen hungern, frieren, krepieren müssen. Kann und darf sich die Allgemeinheit so etwas gefallen lassen, oder hat sie nicht vielmehr das Recht, ja die Pflicht, gegen einen solchen Unfug frontzumachen? Der gesunde Menschenverstand und das natürliche Rechtsbewußtsein sagt uns, daß kein Mensch und keine Gruppe das Recht haben kann, das eigene Interesse rücksichtslos über das Allgemeininteresse zu stellen. Und der Sozialismus lehrt uns, daß man wohl das Recht hat, um ein besseres Los zu kämpfen, daß man aber diesen Kampf nicht führen darf auf Kosten seiner Volksgenossen.

Wenn man den Maßstab der sozialen Moral an die Frage des schrankenlosen Streikrechts legt, so ergibt sich, daß in einem menschlichen Zusammenleben jedes Recht durch eine entsprechende Pflicht beschränkt wird, daß es also ein unbeschränktes Recht überhaupt nicht gibt. Sicherlich hat ein Mensch und eine Gruppe das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein im weitesten Sinne des Wortes, aber dieses Recht wird eingeengt durch die Pflicht der bewußten Rücksichtnahme auf das Wohl und Wehe anderer Menschen. Es ist unsittlich, im Kampfe ums Recht Mittel anzuwenden, die andere Menschen schädigen und das Allgemeinwohl verletzen, es ist also unsittlich, das Wirtschaftsleben eines Landes lahmzulegen und dadurch das Leben und die Existenz zahlreicher Mitmenschen zu gefährden, um auf diese Weise Sondervorteile herauszuschlagen. Das ist kein Sozialismus (und auch kein Kommunismus!); das ist ganz gewöhnlicher Gruppenegoismus. Aber noch ein anderer Punkt ist von Bedeutung. Wo in einer Menschengemeinschaft ein höheres Recht in Frage kommt, muß auf ein niedrigeres Recht, das einem an und für sich zusteht, verzichtet werden. Nun steht zweifellos das Recht eines Volkes auf Leben und Gedeihen höher als das Recht einer ein-

zelnen Gruppe auf bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen. *Darum ist es eine Grundforderung sozialer Sittlichkeit, daß in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit alle Methoden vermieden werden, die das Lebensrecht der Allgemeinheit in Frage stellen.*

Auch vom praktischen Standpunkt aus kann man einem unbeschränkten Streikrecht nicht das Wort reden. Es gibt Streiks, besonders in staatlichen, gemeindlichen und gemischtwirtschaftlichen Betrieben, bei denen diejenigen, die eigentlich getroffen werden sollen, überhaupt nicht getroffen werden. Bei einem Verkehrsstreik zum Beispiel befindet sich die Betriebsleitung außerhalb der Schußlinie, ihr stehen immer noch Mittel zur Verfügung (Autos, Sonderzüge usw.), wenn der normale Verkehr stockt; aber die große Masse des Publikums muß die weiten Wege zu Fuß zurücklegen, in Schnee- und Regenwetter wandert sie zur Arbeitsstätte, aber die Wohlhabenden fahren stolz im Auto an ihr vorüber. Dasselbe trifft zu auf Streiks in Lebensmittelbetrieben. Auch hier sind die Besitzenden imstande, sich vorher reichlich einzudecken, aber die armen Proletarierfamilien müssen sich den Hungerriemen fester schnüren. Das sind doch ganz verrückte, unhaltbare Zustände, das sind Dinge, die der Vernunft, dem Recht und der Sittlichkeit geradezu ins Gesicht schlagen! Wundern muß man sich, daß so etwas heutzutage überhaupt noch möglich ist.

Ganz allgemein gesprochen erscheint die Frage sehr diskutabel, ob ein Streik in unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage überhaupt noch praktischen Wert, *ob er noch dieselbe Berechtigung hat wie früher*. Bei gründlicher Untersuchung der Lage, in der sich Deutschland und das deutsche Volk heute befinden, muß man zu der Überzeugung kommen, daß ein jeder umfangreiche Streik ein Luxus ist, den wir uns nicht mehr erlauben können, und daß deshalb der Frage, wie die Streiks zu verhindern und zu vermeiden sind, die größte Aufmerksamkeit gebührt. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um jede Streikgefahr von vornherein zu beseitigen, indem man einen vernünftigen, gerechten Ausgleich schafft zwischen den beiderseitigen Ansprüchen. Glücklicherweise stehen der Arbeiter- und Beamtenschaft, weil sie zu einer Macht im Staat und in der Gesellschaft geworden ist, andere Mittel zur Verfügung, um ihre berechtigten Forderungen durchzusetzen, als das rein mechanische Mittel des Streiks. Dazu ist ein besserer Ausbau unseres Schlichtungswesens vonnöten und auch *eine gründlichere gewerkschaftliche Erziehung*. Es muß jenen verantwortungslosen Elementen das Handwerk gelegt werden, die entweder aus perverser Lust an der Zerstörung oder als bezahlte Subjekte die Arbeiter in immer neue Streiks hineintreiben. Die übergroße Mehrheit unseres Volkes ist des fortwährenden Streikens und Putschens müde geworden; sie sehnt sich nach Ruhe und Ordnung, um am Wiederaufbau unseres wirtschaftlichen und politischen Lebens arbeiten zu können. Sie *hat* keine Lust mehr, die Kosten zu tragen für den Starrsinn und die Hartnäckigkeit der an einem Streik Beteiligten, die sich nicht verständigen können oder wollen. Vernünftige Leute fragen sich mit Recht, warum nicht *vor* dem Streik eine Verständigung gefunden wird anstatt *nach* dem Streik, nachdem ein ungeheurer Schaden angerichtet worden ist. Wenn dasselbe gegenseitige Entgegenkommen, das einem Streik ein Ende macht, gezeigt würde,

ehe der Kampf ausbricht, so wäre das nicht nur vorteilhafter für die unmittelbar Beteiligten, sondern auch für das gesamte deutsche Volk.

Das soll natürlich nicht besagen, daß die Arbeiter aller Kategorien auf das Streikrecht verzichten sollen; es wird nur verlangt, daß sie, *wenn höhere Interessen in Frage kommen*, von diesem Rechte keinen Gebrauch machen sollen. Besonders gilt dies von solchen Betrieben, die keine Privatbetriebe sind, in denen es die Arbeitnehmer also nicht mit Unternehmern im eigentlichen Sinne zu tun haben, in denen vielmehr die Allgemeinheit der Arbeitgeber ist. Hier ist das Streikrecht bereits heute zu einem Streikunrecht geworden; hier ist der Streik im wahrsten Sinne des Wortes ein zweischneidiges Schwert, das nicht nur die Kämpfer verwundet, sondern auch den Unbeteiligten schwere Wunden beibringt. Es wäre zu wünschen, daß auch in der Frage des Streiks nach all dem Wirrwarr der letzten Zeit bald die ruhige Überlegung und die nüchterne Entscheidung wieder Platz greift.

Das Resultat von Washington

Von J. Steiner-Jullien

Als Harding am 12. November 1921 die Abrüstungskonferenz in Washington eröffnete, da war man vielfach mit dem Urteil über die Konferenz schnell fertig. Man sprach ihr von vornherein jeden praktischen Erfolg ab, oder aber man knüpfte an sie überschwängliche Hoffnungen. In diesen extremen Urteilen, und oft sind es dieselben Politiker und Schriftsteller, die von einem Extrem in das andere verfallen, spiegelt sich das verlorene wirtschaftliche Gleichgewicht der Welt wider, um das die kapitalistische Produktion mit ihrem Auf und Ab von Krise und Hochkonjunktur balancierte.

Jetzt, nachdem das Resultat der Konferenz vorliegt, weiß man nichts Rechtes damit anzufangen. Besonders in Deutschland. Der Deutsche muß zum Weltbürger wie überhaupt zum Politiker erst erzogen werden. Auch seine »Industrieherzöge« sind politische Kindsköpfe. Stinnes ist ein typisches Beispiel dafür. In Frankreich ist man enttäuscht. Nicht so sehr über das, was die Konferenz geschaffen hat, als vielmehr, was sie *nicht* gebracht hat: den Schuldennachlaß und den Eintritt Amerikas in den Völkerbund. Bitter enttäuscht ist man in China. Und das ist begreiflich. Denn China ist in Washington durchaus Handelsobjekt gewesen. Und in England, etwas weniger in Amerika, ist man von dem Resultat der Konferenz befriedigt.

Sehen wir uns dieses einmal nach der praktischen Seite an. Zunächst das Resultat bezüglich der Abrüstung selbst. Die Abrüstung zu *Lande* ist gänzlich *ausgefallen*. Daran ist nicht allein die Weigerung Frankreichs schuld. Wäre Amerika an der Abrüstung zu Lande ebenso direkt interessiert wie an der Abrüstung zur See, dann würde Hughes sich nicht mit der Ablehnung Frankreichs ohne weiteres abgefunden haben. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den anderen in Washington vertretenen Staaten. Der Hauptinteressent an der Abrüstung zu Lande, *Deutschland*, war abwesend; ja, es hatte nicht einmal einen diplomatischen Vertreter in Washington. Die Ernennung des Herrn Lange hinkte der des Herrn Dresel so sehr nach, daß sie für die Konferenz überhaupt nicht mehr in Betracht kam. Und auch heute haben wir in Washington noch keinen Botschafter. Wir wollen hoffen, daß

der neue Außenminister Deutschlands begriffen hat, von welcher Bedeutung Washington für uns ist. Es ist höchste Zeit.

Zu dem geringen Interesse der Vereinigten Staaten kam das noch geringere Verständnis der innerpolitischen Verhältnisse Europas. Sonst hätte man unmöglich ruhig hingenommen, daß Briand den General Ludendorff als den »Inspirator der großen Partei der Professoren, Philosophen und Schriftsteller«, den eigentlich führenden Kopf Deutschlands hingestellt hat. Der englische Außenminister Curzon, der von den europäischen Verhältnissen erheblich mehr versteht als Hughes, antwortete zwar am 24. November in London in einer sehr scharfen Rede auf die Rede, die Briand drei Tage vorher in Washington gehalten hat, aber dabei blieb es. Herr Balfour hielt es nicht für nötig, sich in rednerische Unkosten zu stürzen. Im übrigen war man sich offenbar darüber einig, auf das Problem der Landabrüstung nicht weiter einzugehen, wenn Frankreich nicht wollte.

Mit der Beseitigung der Landabrüstung war aber auch das andere, im Hintergrund lauernde Problem des interalliierten Schuldenausgleichs und damit die Aufrollung der Reparationsfrage beseitigt. Denn Amerika konnte nur veranlaßt werden, dem Wirtschaftsproblem Opfer zu bringen, wenn die hauptsächlich interessierten Staaten den ersten Schritt machten. Der erste Schritt aber ist die Umstellung der Machtpolitik in eine wirtschaftliche Gegenseitigkeitspolitik. In Frankreich ist man noch nicht so weit. Der Ursachen dieser langsameren Entwicklung in Frankreich sind viele. Eine wesentliche Ursache ist die Tatsache, daß man in Frankreich Elsaß-Lothringen, das Saargebiet und das linke Rheinufer als Ausbeutungskolonien behandelt, die bislang noch insofern erheblichen Nutzen abwerfen, als sie ein nach Hunderttausenden zählendes Heer von Militärs und Zivilbeamten eine sorglose und mühelose Existenz sichern.

England und Amerika, die treibenden Kräfte der Konferenz, hatten vor allem im Auge, die japanisch-amerikanischen Gegensätze auszugleichen und die Machtposition Japans in China zurückzudrängen. Und deshalb ließen sie Briand einen leichten, aber nicht billigen rednerischen Sieg davontragen und konzentrierten ihr Interesse auf die Abrüstung zur See, die Situation in China und im Stillen Ozean. Und da Japan bei weitem nicht so unzugänglich war wie Frankreich, kam es in allen diesen Fragen zu einem für alle Teile erträglichen Kompromiß.

Japan fühlte von vornherein seine große Inferiorität gegenüber England — dessen nomineller Verbündeter es wohl war, auf dessen Unterstützung es jedoch längst aufgehört hat zu rechnen — und Amerika. Wollte es Japan nicht zum Bruch treiben, so mußte es nachgeben. Und Japan konnte gar nicht anders als nachgeben. Ein Bruch bedeutete über kurz oder lang Krieg. Und für diesen ist Japan trotz des Riesenaufschwungs seiner Industrie den Amerikanern nicht gewachsen. Eine einzige Zahl wird das illustrieren. Zum Kriegführen gehört heute vor allem Eisen. Obwohl sich die japanische Eisenproduktion während des Krieges mehr als verdoppelt hat, produzierte es doch im Jahre 1918 an Eisen und Stahl nur etwas über 600 000 Tonnen. Amerika dagegen produzierte 1920 nicht weniger als 36 Millionen Tonnen. Daß die Ausbeutung der riesigen Eisenvorkommen in der Mandschurei bei einem Kriege mit Amerika gefährdet wäre, liegt auf der Hand, denn Rußland wie China würden die Gelegenheit wahrnehmen, um den japanischen Eindring-

ling zu verjagen. Ein rechtzeitiges Einlenken war also für Japan eine Lebensfrage.

Wäre man in den Vereinigten Staaten von jenem Machtkitzel besessen, mit dem allein die unheilvollen und unheilbaren Politiker der deutschen Reaktion Außenpolitik zu machen für möglich halten, so würden sie keine Verständigung gesucht haben. Aber die Amerikaner sind keine Machtpolitiker im gewöhnlichen landläufigen Sinne. Die Hauptsache für sie ist nicht ein großes Heer, eine große Flotte, ein großes Kolonialreich, kurz »in der Welt voran« zu sein nach wilhelminischen Begriffen, sondern große Gewinnchancen zu haben und diese ausnutzen zu können.

Die Amerikaner haben sich während des Krieges eine große Handelsflotte geschaffen, da die deutschen Schiffe fehlten und die der Alliierten mit dem Transport zur Führung des Krieges in Anspruch genommen waren. 1919 wurde ein Schiffahrtsministerium (Shipping Board) geschaffen, das die Welt mit amerikanischen Schiffahrtslinien überziehen sollte. Von den 12 Millionen Tonnen, die dem Shipping Board zur Verfügung standen, lagen im letzten Herbst 7 Millionen unbeschäftigt in den amerikanischen Häfen, und der Betrieb der übrigen Schiffe ergab im Jahre 1920 ein Defizit von 380 Millionen Dollar.

Die Situation Japans und Amerikas hat zu dem Kompromiß von Washington geführt. Es geht aus von einer bei näherem Zusehen etwas fragwürdigen Einschränkung der Flottenrüstungen und führt zu einer Verständigung im Stillen Ozean und in China.

Das Flottenabkommen beschränkt sich in der Hauptsache auf den Bau von Großkampfschiffen. Die vertragschließenden Länder — England, die Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich und Italien — verpflichten sich, kein Kriegsschiff von mehr als 35 000 Tonnen zu bauen. Das ist eine grundlegende Bedingung, weil größere Schiffe nicht durch den Panamakanal können. Würden größere Schiffe gebaut, dann müßte Amerika eine doppelte Großkampfflotte unterhalten. Die Gesamttonnenzahl dieser Großkampfschiffe (einschließlich der Flugzeugmutterschiffe) wurde so verteilt, daß Amerika und England je 670 000 Tonnen, Japan 381 000, Frankreich und Italien je 235 000 Tonnen unterhalten können. Nach dem Stande der Großkampfflotten verlieren: Amerika 593 000, England 237 000, Japan 276 000 Tonnen. Es sind also die Vereinigten Staaten, die die größten »Opfer« bringen.

Damit ist aber die Abrüstung erschöpft. Es sei noch angeführt, daß die Großkampfschiffe keine Kanonen von mehr als 40,6 Zentimeter Kaliber, die Flugzeugmutterschiffe von mehr als 20,3 Zentimeter haben sollen. Von den übrigen Kriegsschiffen ist nur bestimmt worden, daß sie nicht mehr als 10 000 Tonnen Verdrängung und keine Kanonen von mehr als 20,3 Zentimeter Kaliber haben sollen. Ihre Zahl ist aber nicht beschränkt worden. Ebenso ist keine Verständigung über den Verzicht des Kaperns von Handelsschiffen, deren Bewaffnung (die Kanonen bis zu 15 Zentimeter Kaliber haben dürfen), die Abschaffung oder Einschränkung der Unterseeboote zustande gekommen. Man hat wohl eine lahme Erklärung über den Unterseebootkrieg angenommen, die aber praktisch wertlos ist. Und dies hat die ohnehin nicht gerade herzliche Stimmung zwischen Frankreich und England noch um einige Grade verschlechtert.

Das sogenannte Viermächteabkommen zwischen Amerika, England, Japan und Frankreich ersetzt das englisch-japanische Bündnis. »Zwecks Erhaltung des Weltfriedens und zum Schutze ihrer Rechte betreffs ihrer insularen Besitzungen und ihrer insularen Dominions im Stillen Ozean« garantieren sich die vier Staaten »ihre Rechte« in dem genannten Gebiet und verpflichten sich, bei gegenseitigen »Meinungsverschiedenheiten« eine Verständigung auf einer gemeinsamen Konferenz herbeizuführen. Außerdem werden sie sich, »sollten die erwähnten Rechte durch die aggressive Haltung einer anderen Macht bedroht werden«, »verständigen, um zu einem Einvernehmen über die wirksamsten Maßnahmen zu gelangen, die sie gemeinsam oder gesondert ergreifen werden, um allen Erfordernissen der Lage gerecht zu werden«. Der Vertrag ist also ein Defensivbündnis, für die Dauer von zehn Jahren abgeschlossen, und unterliegt noch der Ratifizierung. Wenn es sich gegen jemanden richtet, so kann das nur Rußland oder China sein. Bemerkenswert ist, daß man wohl Frankreich als Vertragskontrahent aufgenommen, das weit mehr interessierte China aber ausgeschlossen hat.

Dieses allgemeine Abkommen ist nur der Rahmen für die Spezialverträge betreffend die ehemals deutschen Inseln und Schantung. Hier ist es vor allem Japan, das die Kosten der Verständigung trägt. Es tritt ein Kabel an die Vereinigten Staaten ab und garantiert diesen die Möglichkeit, auf der vielumstrittenen Insel Jap eine funkentelegraphische Station errichten zu können. Außerdem dürfen auf keiner der nördlich dem Aquator liegenden Inseln Befestigungen gebaut werden.

Auf der Halbinsel Schantung übergibt Japan an China die Eisenbahn von Kiautschou nach Tsingtau gegen Zahlung von 53 Millionen Goldmark und behält nur einen Eisenbahnkontrolleur. Es zieht alle Truppen zurück und übergibt an China alle anderen ehemals deutschen Besitzungen der Halbinsel. England und Frankreich erklärten, Weihaiwei und Kwangtschou an China zurückgeben zu wollen. Von ihren anderen ostasiatischen Besitzungen sprachen sie nicht, ebensowenig wie Japan etwa auf die Mandschurei verzichtet.

Das sind in Kürze die Ergebnisse der Konferenz von Washington, soweit sie sichtbar und gewissermaßen greifbar sind. Doch in der Politik, zumal in der internationalen Politik, gibt es nicht allein sichtbare Faktoren. Die unsichtbaren, die Imponderabilien, sind unter Umständen von noch größerer Bedeutung. Hier ist von größter Bedeutung die Verschiebung der vertragschließenden Parteien zueinander und gegenüber den anderen Staaten.

Zunächst ist der japanisch-amerikanische Gegensatz zwar nicht beseitigt, doch vorläufig seiner gefährlichen Wirkung beraubt. Es sind ihm die Giftzähne ausgebrochen. Amerika hat also den Rücken frei. Seine Stellung gegenüber Europa wird damit eine andere. Sie ist unabhängiger und zugleich gebundener, denn zu den Bürgen der amerikanischen Sicherheit gehören jetzt drei europäische Staaten: England, Frankreich und Italien. Der wesentliche Partner dabei ist England. Die Wirkung dieses neuen Verhältnisses auf die Gestaltung Europas wird nicht ausbleiben.

Der zweite wichtige Faktor ist die Beseitigung des Wettkampfes um die maritime Hegemonie zwischen England und Amerika. Statt Gegner sind sie Verbündete. Aber sie sind es nicht wie Japan und Amerika, die nur Verbündete sind, um nicht Gegner zu sein. Das Verhältnis zwischen den beiden

angelsächsischen Staaten ist ein wirkliches Freundschaftsverhältnis, wobei alte, geistige Einflüsse Englands in Amerika eine große Rolle spielen. Die Lösung der irischen Frage — trotz der blutigen Zwischenfälle der jüngsten Zeit kann man doch die Frage als im Kern gelöst betrachten — hat viel zu diesem intimen Verhältnis beigetragen. Denn in Amerika besitzen die aus ihrer Heimat ausgewanderten und vertriebenen Irländer einen großen politischen Einfluß. Auch diese Umbildung des Verhältnisses zwischen Amerika und England wird sich auswirken.

Der wichtigste Faktor ist jedoch die überragende Stellung, die England in diplomatischer Beziehung gewonnen hat. Man kann sagen, England ist heute der diplomatische Schiedsrichter der Welt. Ohne England wäre die Konferenz nicht zustande gekommen, und ohne seinen Einfluß wäre sie gescheitert. Dessen ist man sich besonders in Amerika und in Japan bewußt. Noch mehr aber als England an Ansehen, Einfluß und geistiger Macht gewonnen, *hat Frankreich verloren*. Briand, der in Washington den starken Mann mimte, hat schnell herausgefühlt, daß er auf dem Holzweg war. Und deshalb hat er ebenso schnell umgesattelt. Man weiß aber, daß er vom Pferde steigen mußte und daß Herr Poincaré jetzt Parade reitet. Dies zusammengenommen wird seine Wirkung tun.

Auf den ersten Blick mag das Resultat von Washington mager erscheinen. Wer tiefer sieht, wird Umschichtungen entdecken, die für die Zukunft von großer Bedeutung sein können. Das wird sich schon in *Genua* bemerkbar machen.

Zwangsanleihe

Von **Artur Heichen**

Die Grundsätze des im Reichstag abgeschlossenen Steuerkompromisses sind bekanntlich im wesentlichen folgende: Erhöhung der Umsatzsteuer von $1^1/_2$ auf 2 Prozent, Erhöhung der Kohlensteuer auf 40 Prozent. Ferner soll — und das ist das Kernstück — eine *Zwangsanleihe* in Höhe von einer Milliarde Goldmark ausgeschrieben werden, die in den ersten drei Jahren unverzinslich bleiben soll. Diese Zwangsanleihe soll lediglich für Reparationszwecke, nicht zu Ausgaben für die Verkehrsanstalten Verwendung finden. Sie wird etwa ausreichen, um *knapp die Hälfte* der eigentlichen laufenden Reparationsausgaben (ohne die Nebenleistungen wie Besatzungskosten, Clearingzahlungen usw.) zu fundieren. Nicht einmal die aus der Abdeckung der Sachleistungen sich ergebenden Verpflichtungen des Reiches können damit ausgeglichen werden, denn die Sachleistungen werden wahrscheinlich eine Milliarde Goldmark beträchtlich überschreiten.

Der Zahlungsplan, wie er in London zwischen Briand und Lloyd George vor der Konferenz in Cannes vereinbart worden war, stellte folgendes Schema auf, das allerdings inzwischen durch den Sturz Briands hinfällig geworden ist: Barzahlung 0,720 Milliarden Goldmark, Sachlieferungen 1,450 Milliarden Goldmark, Summa 2,170 Milliarden Goldmark.

Der Zahlungsplan des Londoner Protokolls sah bekanntlich eine Gesamtbelastung von 3,3 Milliarden Goldmark vor, so daß der für Cannes vorgesehene Lösungsversuch demgegenüber eine wesentliche Erleichterung (etwa im Verhältnis 3 : 2) bedeutet hätte. Überdies wäre vielleicht die vorgesehene Gesamt-

belastung von 2,17 Milliarden Goldmark nicht voll in die Erscheinung getreten. Die Festsetzung der Sachleistungen auf 1,45 Milliarden Goldmark würde nämlich eine obere maximale Grenze, ein bloßes Bezugsrecht darstellen, das bestenfalls ausgeübt werden kann, nicht aber unbedingt ausgeübt werden muß. Nach den bisherigen Erfahrungen mit den in dem Friedensvertrag statuierten Bezugsrechten auf Sachleistungen muß man aber annehmen, daß dieses Bezugsrecht tatsächlich nicht bis zur vollen Höhe ausgenutzt worden wäre. Es würde sich nämlich sehr bald gezeigt haben, daß die Struktur der in Frage kommenden Volkswirtschaften zur Aufnahme und Verdauung so großer Quantitäten von Sachleistungen gar nicht geeignet ist. Die Ablenkung der deutschen Sachleistungen in gewisse koloniale Gebiete — der an sich gesunde Gedanke entstammt englischen Hirnen — hätte aber gewiß so große Schwierigkeiten geboten, daß auch hier sich eine Begrenzung von selbst ergeben hätte. Man hätte danach mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß die Gesamtbelastung mit Reparationen jene 2,17 Milliarden tatsächlich nicht erreicht hätte. Vielleicht hätte sich eine Ziffer von zirka 2 Milliarden Goldmark ergeben gegen 3,3 des Londoner Zahlungsplans. Daraus ergibt sich, daß die Zwangsanleihe gerade hinreichen würde, um eben knapp die Hälfte der Gesamt-Reparationsverpflichtung abzudecken beziehungsweise zu fundieren.

Vom staatsfinanziellen Gesichtspunkt aus wäre die Lage folgende: Der ordentliche Etat für 1922, der Steuern in einem Umfang von fast 100 Milliarden Papiermark aufweist, ergibt einen kleinen Überschuß (16,5 Milliarden). Dagegen ergeben der außerordentliche Etat und die Etats der Betriebsverwaltungen insgesamt ein Defizit von etwa 183,3 Milliarden Mark. Die Zwangsanleihe von 1 Milliarde Goldmark würde rund 48 Milliarden Papiermark ergeben. Es verbleibt demnach noch immer ein ungedeckter Betrag von etwa 135 Milliarden. Dieses Defizit könnte nur durch Vermehrung der schwebenden Schuld durch eine innere oder äußere Anleihe gedeckt werden. Eine innere freie Anleihe hat, solange die Inflation andauert, wenig Aussichten. Der Drang nach Sach- und Realwerten (Aktien usw.) ist so groß, daß Staatsanleihen, selbst wenn sie mit steuerlichen Vorteilen ausgestattet sind, nur wenig Beachtung finden. Gothein, die finanz- und steuerpolitische Autorität der Deutschdemokratischen Partei, ist freilich anderer Ansicht. Aber dieser »Demokrat«, dessen steuerpolitische Doktrinen denen der Schwerindustrie durchaus adäquat sind und den höchstens seine Rassenzugehörigkeit und gewisse wenig erhebliche manchesterliche Reminiszenzen von den beiden Rechtsparteien trennen, ist immer dabei gewesen, wenn es galt, durchgreifende Finanzmaßnahmen zu hintertreiben. Erst galt seine Kritik der Erzbergerschen Finanzreform, heute gilt sie Wirth, und morgen wird sie allen denen gelten, die für eine Belastung auch des Produktivkapitals sowie dafür eintreten, daß die Auswirkungen der Inflation auf alle Staatsbürger möglichst gleichmäßig verteilt werden. Heute ist die Lage doch die: neben den sichtbaren direkten und indirekten Steuern steht die große unsichtbare Steuer der Geldentwertung, die durch die Ausgabe ungedeckter Noten durch den Staat fortlaufend erzeugt wird und die leider im wesentlichen nur auf dem Arbeits- und Renteneinkommen lasten bleibt. All die Sach- und Realwertbesitzer, von den Landwirten angefangen bis zu den Fabrikanten, Aktionären und Warenbesitzern, werden aber von der in-

direkten Steuer der Inflation nur recht wenig berührt. Freilich werden aber gerade diese Leute, die für den Erfolg einer Zwangsanleihe doch ausschlaggebend sind, sich kaum von ihrem Sachwertbesitz, den keine Inflation zernagen kann, trennen, um dafür Staatsschuld-Titres einzutauschen, deren Realwert und Kaufkraft in dem Maße sinkt, wie der Geldumlauf wächst.

Die Aussichten einer inneren Papiermarkanleihe sind zweifellos recht schlecht. Die letzte freie innere Anleihe seit der Revolution (Sparprämienanleihe) erbrachte 1,8 Milliarden Mark Bargeld. Heute wäre wahrscheinlich ein Betrag von 20 Milliarden ein außerordentlich günstiges Ergebnis. Aber auch das wäre ja nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Soll der bequeme Ausweg der Erhöhung der schwebenden Schuld vermindert werden, dann gibt es nur ein Mittel: eine äußere internationale Anleihe etwa auf der Basis des Kreditangebots der deutschen Industrie gegen Verpfändung eines Teils ihrer Sachwerte. Die Zwangsanleihe hat die freiwillige Kreditaktion der Industrie keineswegs überflüssig gemacht, obwohl die Führer der deutschen Industrie heute aus engherzigen Interessen heraus dieser Auffassung zuneigen. Wenn eine Sanierung der Reichsfinanzen überhaupt möglich ist, dann nur auf dem Wege der äußeren Anleihe, die dem Reiche Devisen verschafft. Denn eine innere Anleihe wie die Zwangsanleihe erbringt nur Papiermark. Das Problem der Devisenbeschaffung besteht in unverminderter Schärfe fort. Die Papiermark müssen in Devisen umgewandelt werden, so daß der Überdruck auf die Markvaluta fortbesteht. Diese Umwandlung ist so lange für die Markvaluta von nur geringer Gefahr, als es gelingt, die Zwangsanleihe so zu konstruieren, daß ihr Gegenwert entweder aus Produktivitätserhöhung oder aber aus Konsumeinschränkung aufgebracht werden kann. Wenn das nämlich der Fall ist, dann kann ein entsprechender Warenstrom, der dem Inlandkonsum entzogen beziehungsweise durch eine relativ verstärkte Produktion geschöpft ist, dem Ausland zugeführt werden. Dieser Warenausfluß aber wirkt devisenerzeugend, so daß Mark gegen Devisen eingetauscht werden können, ohne das valutarische Gleichgewicht zu stören. Nach den bisherigen Erfahrungen aber wird man annehmen können, daß eine Zwangsanleihe nicht in dieser Richtung wirken wird, einfach aus dem Grunde, weil sie zusammen mit den anderen Lasten aus dem Friedensvertrag die Sparkraft der Nation überschreitet. Die Zwangsanleihe wird also wahrscheinlich von sich aus die Inflation — wenigstens teilweise — weitertreiben. Diejenigen nämlich, die zur Zwangsanleihezeichnung verpflichtet sind, werden erforderlichenfalls ihre Forderung an den Staat liquidieren — indem sie diese in die Preise einkalkulieren und abwälzen oder auf dem gleichen Umweg über die Kalkulation und Preisfortwälzung stillschweigende Abschreibungen auf ihren Zwangsanleihebesitz vornehmen. Das wäre eine indirekte und versteckte Inflation. Daneben würde die Inflation unmittelbar befördert, wenn die Zeichnungspflichtigen, weil sie flüssige Betriebsmittel brauchen, sich gezwungen sehen würden, die Anleihe zu lombardieren. Irgendwie würde sich dann der Staat die Mittel, die er für diese Lombardierungszwecke braucht, durch Bank- oder Staatsnotenemission oder durch eine anderweitige Erhöhung der schwebenden Schuld verschaffen müssen.

Die Zwangsanleihe stellt somit keine Lösung des deutschen Finanzproblems dar. Ihre Wirkung in Richtung einer Finanzsanierung wird nur

gering sein. Eine durchgreifende Sanierung hat dreierlei Bedingungen zur Voraussetzung:

1. Die Sachwertbesitzer, das heißt Industrie und Landwirtschaft, müssen sich bereit finden beziehungsweise dazu gezwungen werden, ihre Sachwerte in einer solchen Weise zur Verfügung zu stellen, daß darauf Auslandskredite zwecks Devisenbeschaffung aufgenommen werden können.
2. Das Ausland muß sich kreditwillig und kreditfähig zeigen.
3. Die Reparationslasten müssen so weit ermäßigt werden, daß die deutsche Wirtschaft — nicht nur die Staatsfinanzen — sich aus sich selbst heraus erhalten kann und ohne Defizit zu arbeiten vermag. Erst dann wird die Sparkraft der Nation hinreichen, so daß Deutschland seinen Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag nachkommen kann.

Eine günstige Nebenwirkung kann immerhin von der Zwangsanleihe, falls nicht etwa ihre Erhebung unglücklicherweise mit einer Wirtschaftskrisis zusammentreffen sollte, insofern ausgehen, als wahrscheinlich mit ihrer Einziehung eine Versteifung des Geld- und Kapitalmarktes verknüpft sein wird. Bisher aber krankte die deutsche Wirtschaft an einer Geldflüssigkeit, die eine Folge der Inflation war und die das Gründungsfieber heraufbeschworen hat, dessen Zeugen wir gegenwärtig sind.

Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung

Von Dr. **Karl Landauer** (München)

Dem Genossen Wissell kann auch sein entschiedenster Gegner nicht das Verdienst bestreiten, daß er schärfer als irgend jemand vorher das Problem des Weges zum Sozialismus aufgeworfen hat. Dieses Verdienst kann für die sozialistische Bewegung nur fruchtbar gemacht werden, wenn man seine Ideen, an denen sich nun einmal zum großen Teil die Geister geschieden haben, fortlaufend mit den Erfahrungen vergleicht, die uns die Entwicklung liefert. Das Jahr, das seit der Planwirtschaftsdebatte des Kasseler Parteitags verstrichen ist, hat uns nun Erfahrungen gebracht, die für die Stellungnahme zum Grundgedanken der Planwirtschaft von großer Bedeutung sind.

Wir haben in Deutschland drei große planwirtschaftliche Organisationen, die in ihrem Aufbau und in ihren Befugnissen ungefähr dem entsprechen, was Wissell als erste Entwicklungsstufe der von ihm vorgeschlagenen wirtschaftlichen Selbstverwaltungskörper betrachtet: den Reichskohlenrat mit Reichskohlenverband, den Reichskalirat mit Kalisyndikat und den Eisenwirtschaftsbund. Gewiß wäre es unzulässig, aus dem Erfolg oder Mißerfolg dieser Organisationen unmittelbar auf die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit des planwirtschaftlichen Organisationsprinzips zu schließen. Wissell und seine Anhänger machen mit Recht geltend, daß die Leistungen der Planwirtschaft sich zum Teil erst zeigen können, wenn die ganze Volkswirtschaft in Selbstverwaltungskörpern unter zentraler Aufsicht organisiert ist; die Gegner können anführen, daß sich die Gewährung wirtschaftlicher Selbstverwaltung möglicherweise auf einem bestimmten Produktionsgebiet als nützlich erweist, ohne daß sie sich deshalb als allgemeines Prinzip der Wirtschaftsorganisation zu bewähren braucht. Wenn wir aber Erfolg und Mißerfolg der bisherigen plan-

wirtschaftlichen Versuche genau auf ihre Ursachen prüfen, so erkennen wir, inwieweit der Ausfall durch den partiellen Charakter der planwirtschaftlichen Organisation oder auch durch die Eigenart des betreffenden Produktionszweigs hervorgerufen wurde, und wir können uns eine Meinung darüber bilden, ob sich aus dem Ergebnis allgemeine Schlüsse ziehen lassen. Eine Verwertung der Ergebnisse in diesem Sinne kann uns wichtige Anhaltspunkte zur Beurteilung des planwirtschaftlichen Systems geben.

Die Verfechter der Planwirtschaft mußten erwarten, daß die Selbstverwaltungskörper sich als fähig erweisen würden, den Mißständen des Privatwirtschaftssystems entgegenzuwirken. Die Gegner haben erwartet — auch der Schreiber dieser Zeilen hat diese Erwartung geteilt und ausgesprochen —, daß die Selbstverwaltungsverbände, weil sie eben als reine Unternehmerkartelle wirken, den Unternehmern als willkommenes Mittel zur Eroberung der Macht über Staat und Wirtschaft dienen würden. Die Entwicklung der letzten anderthalb Jahre hat vorerst der ersten Erwartung fast ganz, der zweiten zum Teil unrecht gegeben. Die Planwirtschaftsverbände haben sich im allgemeinen zu ordnenden Eingriffen in das Getriebe der kapitalistischen Wirtschaft *nicht* als fähig erwiesen, sie haben aber auch beim Unternehmertum keinerlei Sympathien gefunden. Die bisherige Entwicklung zeigt, im großen gesehen, eine weitgehende Wirkungslosigkeit der Selbstverwaltungskörper. Sie lehrt, daß diese sich wenigstens vorläufig *nur rein äußerlich* in den Körper der Volkswirtschaft eingefügt haben, aber nicht zu wirklicher Funktion als deren Organ gelangt sind.

I

In der Kohlenwirtschaft erwuchs dem Selbstverwaltungskörper zunächst als alleinige Aufgabe die Preisregelung. Will man das Wirken des Reichskohlenrats beurteilen, so darf man natürlich den gegenwärtigen Zustand nicht mit dem völlig freier Kohlenwirtschaft vergleichen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß wir bei unregulierter Marktentwicklung noch weit höhere Kohlenpreise gehabt hätten. Aber auch vor dem Erlaß des Gesetzes über die Regelung der Kohlenwirtschaft, das uns den Reichskohlenrat und den Reichskohlenverband gebracht hat, war die Kohlenwirtschaft keineswegs frei; die staatliche Höchstpreisregelung und Zwangsbewirtschaftung, ausgeübt durch den Reichskohlenkommissar und das Reichswirtschaftsministerium, bestand und hatte sich mit einem viel höheren Wirkungsgrad in der Praxis durchgesetzt als ähnliche staatliche Eingriffe auf anderen Gebieten. Daß sich der Selbstverwaltungskörper bewährt hat, könnte nur dann behauptet werden, wenn er die Wirksamkeit der staatlichen Regelung noch verstärkt hätte. Dies ist aber nicht der Fall gewesen. Optimistische Beurteiler mochten vielleicht meinen, daß die Teilnahme der Arbeitnehmer- und Verbrauchervertreter dazu beitragen werde, eine energische Wahrung des allgemeinen Konsumenteninteresses in der Preispolitik durchzusetzen. Aber gerade dieses Moment hat sich weit eher als ein Hindernis wie als eine Förderung der Regierungsbestrebungen auf Niederhaltung des Kohlenpreises erwiesen. »Die Mitwirkung von Arbeitern bei der Preisbestimmung«, sagte Unterstaatssekretär Hirsch am 15. April 1920 bei der Vorbesprechung der Sozialisierungskommission über den Kohlenbergbau, »*bietet keine Garantie gegen unberechtigte Preissteigerungen*. Der Arbeiter ist vielfach

nicht in der Lage, die Unkosten nachzuprüfen. Vielfach fehlt ihm auch der Wille dazu, besonders wenn ihm von den Unternehmern Lohnerhöhungen als Gegenleistung oder auch vorher zugesagt werden.«

Auch Steiger Werner wies am 22. und 30. April 1920 nachdrücklichst auf die Gründe hin, aus denen ein solches Versagen der Arbeitnehmervertreter sich zwingend ergibt:

»Den Vertretern der Arbeiter und Angestellten, die im Reichskohlenverband sitzen, kann kein Mensch zumuten, daß sie bei den heutigen politischen Verhältnissen gegen die durch Lohnerhöhungen begründeten Preiserhöhungen stimmen. Wir sind Angestellte vom Verband der Grubenbeamten oder der Arbeiter. Uns ist das Hemd näher als der Rock. Wir müssen, wenn wir draußen nicht unter die Räder kommen wollen, die Kohlenpreise bewilligen.... Das Interesse der Unternehmer und der Arbeiter geht leider bei der gesamten heutigen Entwicklung in der Preisfrage in gleicher Richtung. Man kann ein noch so guter Sozialist sein, man kann überzeugt von dem Standpunkt sein, daß die heutige Preisentwicklung ein ungeheuer großes Unglück für das Volk ist, wenn man aber als Vertreter von Arbeiterorganisationen in diesem Kreise sitzt, so muß man sich dort — das Hemd liegt näher als der Rock — den Verhältnissen fügen; man vertritt das Interesse der Bergarbeiter.«

In gleichem Sinne sprach Otto Hue in der Sitzung vom 11. Juli 1920 von der »Privatinitiative« der »Interessenten einschließlich der Arbeiter und Angestellten«. Nach der Erklärung des Unterstaatssekretärs Hirsch in der Sitzung der Sozialisierungskommission vom 4. Mai 1920 ist das Ministerium »physisch einfach nicht in der Lage, von sich aus zu sagen: ‚Halt. Bis hierher und nicht weiter!', wenn die ganze Wucht der zusammengeschlossenen Interessenten, Unternehmer wie Arbeitnehmer, sowie die ganze Wucht der sonstigen sogenannten Interessierten in den Selbstverwaltungskörpern dagegen steht«.

Man kann nur bedauern, daß dieses Material anscheinend allen Rednern des Kasseler Parteitags unbekannt war. Hätte es damals vorgelegen, so wäre es möglich gewesen, die ablehnende Haltung des Parteitags gegenüber den Wissellschen Projekten noch wirkungsvoller zu begründen, und vielleicht wäre dann auch in den Parteiorganisationen nicht so viel unkritische Voreingenommenheit zugunsten der Planwirtschaft im Sinne Wissells geblieben.

II

Noch lehrreicher als die Vorgänge in der Bewirtschaftung der Kohle ist die Tätigkeit der Zwangsorganisation für Kali, des Reichskalirats. Was zunächst die Vorgänge der Preisentwicklung anbelangt, so verliefen sie nach dem Beispiel der Kohlenindustrie, das heißt die Arbeitnehmer stimmten der Preiserhöhung zu gegen Gewährung einer Lohnerhöhung. Nur vollzog sich dies hier unter stärkeren Reibungen wie in der Kohlenproduktion, weil im Kalibergbau infolge der besonders rückschrittlichen sozialpolitischen Anschauungen des Unternehmertums die Stimmung zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern eine besonders gereizte ist.

Aber dem Selbstverwaltungskörper eröffnete sich im Kalibergbau noch eine andere Aufgabe als die der Preisregulierung. Eine Aktion großen Stils zur Rationalisierung der Industrie ist notwendig. Die Kaliindustrie hat schon vor dem Kriege, teilweise unter dem Einfluß verhängnisvoller Mißgriffe des

Gesetzgebers im Kaligesetz von 1910, die Zahl ihrer Schächte weit über das Maß des Wirtschaftlichen hinaus gesteigert. Rückgang des Absatzes im In- und Ausland, Verlust des Weltmonopols durch Abtretung der elsässischen Gruben und durch Funde in Spanien trifft nunmehr mit den Wirkungen dieser Übergründung zusammen und bedroht die Industrie mit Ruin. Abhilfe ist nur möglich, wenn die zuviel niedergebrachten Schächte, das heißt diejenigen, deren Produktionsbedingungen für die heutigen Absatzverhältnisse zu hoch sind, alsbald stillgelegt werden. Geschieht das, dann sinken mit der Konzentration der Erzeugung auf die bestarbeitenden Betriebe die Selbstkosten voraussichtlich so stark, daß die Preise erheblich gesenkt werden können, und das bedeutet die Gewähr für weltwirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit und die Wahrscheinlichkeit für Wiederanregung des Bedarfs.

Die Parole ist also: Stillegung aller weniger rationell arbeitenden Schächte. Insoweit sind sich alle einig. Die Ausführungsbestimmungen zum Kaliwirtschaftsgesetz vom Juli 1919 geben dem Reichskalirat das Recht, zu solchen Stillegungen zu schreiten: freilich nur »nach Maßgabe noch zu erlassender weiterer Bestimmungen«. Diese haben anderthalb Jahre auf sich warten lassen — eine geradezu sträfliche Verschleppung, da nach dem einstimmigen Urteil aller Sachverständigen höchste Eile geboten ist, damit das deutsche Kali seine Stellung auf dem Weltmarkt behaupten oder wiedererlangen kann. Die einzig wesentliche Förderung, welche die Angelegenheit in dieser langen Frist erfahren hat, nämlich die Einholung der Voten der Sozialisierungskommission, hätte sich in ebensoviel Wochen bewerkstelligen lassen müssen, wie das Reichswirtschaftsministerium Monate gebraucht hat, um die Vorschriften herauszubringen. Aufgabe des Reichskalirats wäre es gewesen, gegen diese Verschleppung anzukämpfen; aber die Initiative des Selbstverwaltungskörpers war zum mindesten nicht so kräftig. Allerdings hat er sehr frühzeitig, schon im Sommer 1919, dem Reichswirtschaftsministerium einen Entwurf unterbreitet, der in vielen Punkten den nunmehr erlassenen Bestimmungen zugrunde liegt; aber während dieser ganzen anderthalb Jahre sind zwar viele Äußerungen aus dem Reichskalirat an die Öffentlichkeit gelangt, aber keine hat sich mit dieser unverantwortlichen Vergeudung kostbarer Zeit befaßt, während es doch Pflicht gewesen wäre, alle Wirtschaftskreise gegen die bureaukratische Verschleppungspolitik in Sachen eines so wichtigen Zweiges der deutschen Produktion aufzurufen. Wenn die Selbstverwaltungskörper in solchen Fällen nicht aus ihrer Sachkunde und speziellen Interessiertheit die Organe der staatlichen Wirtschaftsbureaukratie mahnen und drängen, dann stellen sie auch diejenigen Vorzüge in Frage, die ihnen gegenüber einer staatszentralistischen Wirtschaftsleitung bisher nicht bestritten sind.

Die Bedenken gegen die Aktivität des Rationalierungswillens solcher Selbstverwaltungskörper werden aber am stärksten unterstützt durch den Inhalt der Vorschläge, die der Reichskalirat einstimmig, aber auch mit den Stimmen der freigewerkschaftlichen Arbeitnehmer beschlossen hat, gegen die sich in der Sozialisierungskommission alle sozialistischen Vertreter gewandt haben. Nach diesen Vorschlägen behalten die stillgelegten Werke ihre Syndikatsquoten, also ihr Lieferkontingent. Sie selbst, da sie stillgelegt sind, können dieses zwar nicht ausnutzen, sie können es aber an andere, weiterverarbeitende Werke verkaufen. Der so zu erlangende Quotenverkaufspreis bedeutet ihre Entschädigung für die Stillegung. Diese komplizierte Art der Entschädi-

gung ist, wenn man sich die Gesichtspunkte des Reichskalirats zu eigen macht, nicht unzweckmäßig gewählt. Der Reichskalirat ging vor allem von dem Gedanken aus, daß, wenn möglich, eine zwangsweise Stillegung vermieden werden müsse, daß man zunächst versuchen wolle, auf dem Wege der Freiwilligkeit zu einem Ergebnis zu gelangen. Eine solche Stillegungsaktion auf Grundlage der Freiwilligkeit konnte nur dann zu einem Ergebnis führen, wenn ein Anreiz zur Stillegung geschaffen wurde; also mußte die Entschädigung für die stillzulegenden Werke hoch sein. Auf der anderen Seite sind die Aussichten für die Kaliindustrie in den kommenden Jahren recht unsichere; es erschien also bedenklich, die weiterarbeitenden Werke mit festen Entschädigungssummen von bedeutender Höhe zu belasten. Indem man nun einfach die Quoten den stillgelegten Werken beließ, ihnen nur den Verzicht auf eigene Ausnutzung auferlegte, aber den Verkauf freistellte, bewirkte man, daß sich die Entschädigungssummen nach der Rentabilität der Kaliindustrie bemessen werden; je bessere Ergebnisse die Kaliindustrie erzielt, um so höher wird der Marktwert der Quote steigen.

Wenn man es also auch durchaus verstehen kann, daß der Reichskalirat als die Interessenorganisation, die er nun einmal ist, einen solchen Vorschlag gemacht hat, so bringt er doch tatsächlich in vielen wichtigen Punkten das Gegenteil dessen hervor, was vom Standpunkt der Volksgesamtheit aus gewünscht werden muß. Die vorgeschlagene und nunmehr verwirklichte Regelung belastet die weiterarbeitenden Werke, wie die sozialistischen Mitglieder der Sozialisierungskommission zutreffend ausgesprochen haben, »mit der Verzinsung der volkswirtschaftlich unnütz aufgewandten Kapitalien«, die in den stillgelegten Werken stecken. Denn wenn die weiterarbeitenden Unternehmungen die Quoten der stillgelegten ankaufen, so geht Verzinsung und Amortisation der Kaufpreise in die künftigen Produktionskosten als Bestandteil ein.[1] Die Folge ist eine Überteuerung der Produkte, deren Schaden die Abnehmer und die ganze Volkswirtschaft zu tragen haben und die der so dringend nötigen Wiederbelebung des Absatzes entgegenwirkt. Die getroffene Regelung bringt in keiner Weise zur Geltung, daß es sich bei den stillzulegenden Werken um verlorenes Kapital handelt, für dessen Eigentümer die angemessene Entschädigung im Sinne der Verfassung nicht bestimmt werden kann durch die Anlagekosten[2] oder gar durch die technische Produktionsfähigkeit — eine wirtschaftliche ist ja nicht gegeben, sobald der Staat nicht mehr durch ein Monopolgesetz hilft —, sondern nur durch den Nutzen ander-

[1] Die von seiten der bürgerlichen Mitglieder der Sozialisierungskommission dagegen vorgebrachten Einwände sind nicht stichhaltig. Eine Auseinandersetzung darüber ist an dieser Stelle nicht möglich. Es sei nur darauf hingewiesen, daß diese Verzinsung Bestandteil der Produktionskosten wird, ob nun das weiterarbeitende und das stillgelegte Werk einem Konzern angehören oder nicht, und daß das Argument Vogelsteins (Protokoll, S. 409), die Preise seien von Produktionskosten dieser Art unabhängig, nur bei der Konkurrenzpreisbildung, nicht aber bei der im vorliegenden Fall allein in Frage stehenden Monopolpreisbildung anerkannt werden kann.

[2] Der Sachverständige Geheimrat Prentzel suchte vor der Sozialisierungskommission für den Fall der zwangsweisen Stillegung sogar einen Rechtsanspruch auf Entschädigung in Goldmark für die stillzulegenden Werke zu begründen, »da sie in Goldmark gebaut sind« (Protokoll, S. 410), als ob nicht die Rechtsprechung in viel bedenklicheren Fällen an der Fiktion einer völligen Kontinuität unseres Geldsystems im Sinne von Goldmark gleich Papiermark festhalten würde.

weitiger Verwendung der in den Werken vorhandenen Maschinen und Materialien, soweit die weiterarbeitenden Werke sie gebrauchen können. Will man aus Zweckmäßigkeitsgründen, um die Widerstände gegen die Stillegung zu mindern, zu dem so bestimmten Betrag noch ein Aufgeld geben, so ist dies, an der vernünftig ausgelegten verfassungsrechtlichen Verpflichtung gemessen, bereits ein übriges.

Es kann auch nicht anerkannt werden, daß eine an sich ungerecht hohe Entschädigungssumme notwendig ist, weil man nur auf dem Wege der Freiwilligkeit die Stillegungsaktion durchführen könne und deshalb eines Anreizes unbedingt bedürfe. Sogar der Vertreter des preußischen Handelsministeriums äußerte bei den Verhandlungen der Sozialisierungskommission die größten Bedenken, ob der Weg der Freiwilligkeit überhaupt zum Ziele führt.[8] Keinesfalls aber ist auch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür erbracht, daß eine zwangsweise Stillegung, wenn sie zweckmäßig durchgeführt wird, längerer Zeit bedarf oder in irgendeiner anderen Hinsicht unbefriedigender verlaufen muß als die freiwillige Aktion. Insbesondere hätte die Verfolgung des Vorschlags Lederer (Bildung eines gemischtwirtschaftlichen Trusts) einen sehr aussichtsreichen Weg eröffnet, die Stillegungsaktion mit tunlichster Beschleunigung durchzuführen und dabei nicht, wie bei der jetzigen Regelung, Gefahr zu laufen, daß bis zum nächsten Frühjahr die freiwillige Aktion ungenügende Ergebnisse zeitigt und daß schließlich doch mit Zwang durchgegriffen werden muß, für den dann noch nicht einmal die Organe geschaffen sind. Man kann es verstehen und billigen, daß unter sonst annähernd gleichen Umständen eine freiwillige Aktion dem Zwange vorgezogen wird; aber hier ist die Vermeidung des Zwanges bei weitem zu teuer bezahlt.

Nun soll gewiß nicht behauptet werden, daß der Reichskalirat an dieser wenig erfreulichen Regelung allein schuld sei. Gewiß hat es auch die Regierung an manchem fehlen lassen, gewiß hätte auch in der Sozialisierungskommission vieles anders behandelt werden sollen. Aber erstens ist die heutige Regelung doch vom Reichskalirat zuerst vorgeschlagen worden. Zweitens: Wenn die Selbstverwaltungskörper nicht sachkundiger und tatkräftiger sind als die staatlichen Zentralstellen, wozu braucht man sie denn überhaupt? Und drittens: Wer nachliest, was vor der Sozialisierungskommission diejenigen Persönlichkeiten gesagt haben, die im Reichskalirat und im Kalisyndikat ausschlaggebend sind, der kann nicht daran zweifeln, daß selbst der beste und entschiedenste Wille der Reichsregierung zur rücksichtslosen Durchsetzung gerechter und zweckmäßiger Maßnahmen und ein einstimmiges Votum der Sozialisierungskommission im gleichen Sinne hier auf einen Widerstand gestoßen wären, *an dem sie hätten scheitern müssen*. Besonders bemerkenswert ist es, wie die Arbeitnehmerinteressen gegen die Stillegung ausgespielt werden. Die geschlossene Front der Interessenten gegen ihnen unbequeme Maßnahmen des Staates, die natürlich auch ohne die Selbstverwaltungskörper zutage treten würde, wird durch diese aber doch in der denkbar wirksamsten Weise organisiert; und deshalb sind die Selbstverwaltungskörper in ihrer heutigen Form — und eine wesentlich neue ist bis jetzt noch nicht einmal in Vorschlägen aufgetaucht — geradezu ein Mittel zur Unterhöhlung des Staatswillens; der Kapitalismus der Zukunft — warum es der heutige nicht tut, ist später noch zu begründen — wird wahrscheinlich

[8] Protokoll, S. 40.

diese oder ähnliche Bildungen als seine gegebene Anpassungsform an die politischen Bedingungen betrachten, die durch die Revolution der Ausübung wirtschaftlicher Macht in Deutschland gesetzt sind.

III

Wenn man die dritte planwirtschaftliche Organisation, den Eisenwirtschaftsbund, ins Auge faßt, so zeigt sich in der Preispolitik das gleiche Bild: willenloses Mitgehen der Arbeitnehmervertreter bei Erhöhungen oder höchstens ein vorübergehender, bald aufgegebener Widerstand. Trotzdem zeigt die Entwicklung des Eisenwirtschaftsbundes den einzigen wesentlichen Erfolg der bisherigen planwirtschaftlichen Versuche. Es ist ihm nämlich gelungen, trotz heftigen Widerspruchs der Unternehmervertreter die Ausfuhr von Roheisen und zum Teil auch von Walzwerkserzeugnissen in dem Umfang zu hindern, in dem dies volkswirtschaftlich dringend geboten erschien. Gewiß wäre es theoretisch denkbar gewesen, die schädliche Ausfuhr von Rohmaterial auch auf dem Wege des staatszentralistischen Ausfuhrverbots zu bekämpfen, aber es ist zum mindesten die Annahme erlaubt, daß damit weniger Erfolge erzielt worden wären als bei der Ausfuhrregelung durch den Selbstverwaltungskörper. Denn gerade die Zulassung oder Verhinderung der Ausfuhr ist ein Gebiet, auf dem größte Anpassungsfähigkeit an wechselnde Bedingungen erforderlich ist.

Es erscheint nicht auf den ersten Blick verständlich, woher es kommt, daß gerade in der Eisenwirtschaft wenigstens bei der Ausfuhrregelung die Arbeitervertreter sich den Wünschen der Erzeugerunternehmer weniger zugänglich erwiesen haben, als das sonst zu beobachten ist. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, daß die für die Arbeitnehmervertreter maßgebenden Interessen hier mit den Wünschen der Erzeuger viel schwieriger in Einklang zu bringen waren. Die Arbeitervertreter im Eisenwirtschaftsbund sind durch die Metallarbeiterverbände (mehr oder weniger formell) delegiert. In den Angehörigen dieser Verbände gehören nicht nur Arbeiter der Hochofen- und Walzwerksindustrie, sondern auch der weiterverarbeitenden Metallbranchen. Tritt im Inland eine starke Knappheit an Rohmaterial ein, dann müssen wesentliche Teile der in der Fertigindustrie tätigen Arbeiterschaft auf der Straße liegen. Dieser Gesichtspunkt mußte für die Vertreter der Arbeiter im Eisenwirtschaftsbund in erster Linie maßgebend sein. Er mußte bei ihnen sogar vielleicht in noch stärkerem Grade wirken als bei den Verbraucherunternehmern, weil diese sich auch bei eingeschränktem Produktionsumfang durch Preiserhöhung teilweise schadlos halten können.

Es liegt nahe, zu prüfen, ob diese günstige Erfahrung nicht für andere Fälle verwertet werden kann. In der Tat wird es sich empfehlen, in Zukunft den Arbeitnehmern der verbrauchenden Gewerbe in allen Selbstverwaltungskörpern Einfluß einzuräumen. Freilich dürften auch für diesen Einfluß die Erfolgsmöglichkeiten eng begrenzt sein. Er wird überall versagen, wo die Interessen der Verbraucherunternehmer mit denen der Erzeugerunternehmer übereinstimmen oder auch nur im Wege eines für beide Teile gewinnbringenden Kompromisses in Einklang gebracht werden können; denn dann wird in der Sphäre der verbrauchenden Industrie das Spiel: Lohnerhöhung gegen Preiserhöhung einsetzen. Immerhin wird die Vereinigung aller Interessenten gegen den letzten Konsumenten erschwert. (Schluß folgt)

Philosophische Neuerscheinungen

Von Karl Vorländer (Münster i. W.)

Karl Joël, **Geschichte der antiken Philosophie.** Erster Band. Tübingen 1921, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XVI und 990 Seiten.

Martin Grabmann, **Die Philosophie des Mittelalters.** Sammlung Göschen Nr. 826. Berlin und Leipzig 1921, Walter de Gruyter & Co., Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 122 Seiten Kleinoktav. Preis 6 Mark.

Rudolf Eucken, **Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt.** Neue Grundlegung einer Weltanschauung. Vierte, umgearbeitete Auflage. Berlin und Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. VIII und 336 Seiten. Preis geheftet 38 Mark, gebunden 44 Mark.

Philosophische Propädeutik im Anschluß an Probleme der Einzelwissenschaften. Unter Mitwirkung von E. Goldbeck, M. Gruner, E. Hoffmann, P. Lorentz, A. Messer von G. Lambeck, Geheimer und Oberregierungsrat. Leipzig und Berlin 1919, Verlag von B. G. Teubner. VII und 236 Seiten.

Johs. M. Verweyen, **Der religiöse Mensch und seine Probleme.** München 1922, Verlag von Ernst Reinhardt. 399 Seiten. Preis 26 Mark, gebunden 36 Mark.

Heinrich Scholz, **Die Religionsphilosophie des Als ob.** Eine Nachprüfung Kants und des idealistischen Positivismus. IV und 160 Seiten. Preis 24 Mark, gebunden 33 Mark.

Remigius Stölzle, **Darwins Stellung zum Gottesglauben.** Leipzig 1921, Verlag von Felix Meiner. Preis 6 Mark.

Wilhelm Friedmann, **Dante.** Gedächtnisrede am 25. September 1921. Leipzig 1921, Verlag von Felix Meiner.

Walter Israel, **Zur wissenschaftlichen Fortbildung des Sozialismus.** Eine erkenntnistheoretische Studie. Berlin-Fichtenau 1921, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 33 Seiten.

Paul Natorp, **Stunden mit Rabindranath Thakkur.** Jena 1921, Verlag von Eugen Diederichs. 25 Seiten. Preis geheftet 5 Mark.

Eine reiche philosophische Literatur füllt noch immer den gegenwärtigen Büchermarkt, wie die vorstehende stattliche Liste zeigt. An die Spitze stellen wir nicht bloß seines größeren Umfangs, sondern auch seiner inneren Bedeutung wegen das Buch des Baseler Universitätsprofessors Karl Joël. Joël ist auf dem Gebiet der griechischen wie der neuesten Philosophie gleichmäßig zu Hause. Er hat sich auf jenem durch zwei umfangreichere ältere Werke (»Der echte und der xenophontische Sokrates«, 1892 bis 1901, und »Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik«, 1906), auf diesem durch »Nietzsche und die Romantik« (1905) und »Die philosophische Krisis der Gegenwart« (1914), daneben durch eigene systematische Schriften, wie »Seele und Welt« (1912) und anderes, auch in weiteren Kreisen bekanntgemacht. Im vorliegenden Bande schenkt er uns nun eine, bis jetzt freilich nur bis vor Plato reichende »Geschichte der antiken Philosophie«, die fraglos zu dem Hervorragendsten auf diesem bis zur Gegenwart so viel behandelten Gebiet gehört, ja die ich neben dem bekannten mehrbändigen Werke von Eduard Zeller geradezu für die beste Darstellung (wenn man nach diesem ersten Bande schließen darf) halten möchte. Und zwar als ergänzendes Gegenstück zu dem rein objektiven, sozusagen unpersönlichen Monumentalwerk Zellers, von einer vielseitigen, in lebendigster Beziehung zur Gegenwart stehenden und doch mit allen philosophisch-historischen Grundlagen bis ins einzelne vertrauten Persönlichkeit erdacht und geschrieben, ja man könnte sagen innerlich erlebt. So findet denn der Leser, einerlei, ob er in der Einleitung sich über die Lebensbedingungen und Grundzüge, die Klassizität und den

Kreislauf des griechischen Denkens zu orientieren sucht, oder ob er den »kosmisch-absolutistischen« Geist des sechsten Jahrhunderts an den vorsokratischen Denkern von Thales bis Heraklit studiert, ob er die Aufklärungszeit des fünften Jahrhunderts in der glänzenden Schilderung der Sophistik oder des Sokrates und seiner nach verschiedenen Richtungen auseinandergehenden Schüler verfolgt: überall gediegenste Belehrung problem- wie kulturgeschichtlicher Art, durchflochten mit häufigen Parallelen zu den Denkern aller Zeiten bis zu der unserigen, und zwar in fesselnder Darstellung, so daß nicht bloß der Fachmann, sondern auch der Studierende und der Gebildete überhaupt ebensoviel Nutzen wie Genuß davonträgt (wobei der Nichtfachmann gut tut, die öfters ziemlich ausgedehnten spezialistischen Anmerkungen zunächst zu überschlagen). Gewiß braucht man nicht allen Auffassungen des Verfassers beizupflichten, wie man es ja beispielsweise bei Mommsens römischer oder bei Treitschkes deutscher Geschichte auch nicht tut; das ist neben den Licht- die Schattenseite von solchen, *persönliche* Farbe tragenden Büchern. So kann man namentlich bezüglich der ältesten griechischen Philosophen, von denen uns leider nur so wenig zuverlässige Bruchstücke vorliegen, manches anders ansehen oder bezüglich der Sokratiker meinen, daß der Verfasser, um ein lebendiges Gemälde ihrer Persönlichkeit zu malen, hier und da Anekdotenhaftes aus dem viel später lebenden Diogenes Laertius zu stark herangezogen hat. Das sind Nebendinge im Verhältnis zu den großen Vorzügen des Buches, dessen zweiten Band, der von Plato bis zum Neuplatonismus reichen soll, wir lebhaft heranwünschen.

Ganz im Gegensatz zu dem großzügigen und tiefdringenden Werke Joëls bezweckt der kleine Göschen-Band M. Grabmanns nur eine allererste Einführung in die *Philosophie des Mittelalters*. Der Wert des Büchleins liegt darin, daß hier ein genauer Sachkenner, der durch mannigfache Quellenforschungen auf dem Gebiet der mittelalterlichen Philosophie bekannte Münchener Professor Martin Grabmann, das Wichtigste aus diesem seinem Forschungsgebiet in knapper Darstellung wiedergibt, das heißt nach einer kurzen Einleitung über Augustin und die mohammedanisch-jüdische Philosophie, vor allem die Lehre des Hauptes der Scholastik, Thomas von Aquino (S. 75 bis 109), und eine allgemeine Charakteristik der scholastischen Philosophie überhaupt (S. 26 bis 58), als deren »treibende Grundkraft« (S. 36) ganz offen die »Vorbereitung für das Jenseits« bezeichnet wird. Interessant ist die in der Tat »überraschende Feststellung«, daß »die Scholastiker des vierzehnten Jahrhunderts an der Pariser Universität die — Mechanik des Galilei und das kopernikanische Weltsystem«, das doch später noch jahrhundertelang von der Kirche verdammt wurde, »antizipiert haben« sollen! (S. 48). Die äußere Form der Darstellung mit ihren häufigen lateinischen und griechischen Titeln, überhaupt zahlreichen Fremdwörtern ist wohl mehr auf den repetierenden oder sich vorbereitenden Studenten als auf den Leser aus dem Volke berechnet.

Rudolf Euckens Name ist weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt; er ist vielleicht dort draußen unter den jetzt lebenden deutschen Denkern der bekannteste. Er hat vor einigen Jahren den Nobelpreis erhalten und eine ganze Reihe vielgelesener, zum Teil in fremde Sprachen übersetzter Werke verfaßt. Wir bedauern, in das Lob des fünfundsiebzigjährigen, aber immer noch geistesfrischen Jenaer Gelehrten nicht einstimmen zu können. Auch wir rechnen uns zu den Idealisten, aber Euckens Metaphysik des Geisteslebens vertritt mit seinem »Bei-sich-selbst-sein« des Lebens oder reinen Geistes einen so abstrakten, an die üblen Seiten der Fichte, Schelling, Hegel erinnernden Idealismus, daß wir da nicht mitzumachen vermögen; schon die blutleere, fast nur in Allgemeinheiten sich bewegende Sprache stößt uns ab. Kein Wunder, daß Eucken den Sozialismus nicht versteht, der ihm zufolge das »Lebensproblem« »viel zu knapp und flach beantwortet«, »hinter den geistigen Forderungen der Zeit weit zurückbleibt«, und zwar, weil er sein Streben »ganz und gar auf den menschlichen (!) Kreis beschränkt« (S. 289). Auf was für einen anderen soll er sich denn erstrecken? Gewiß, der Sozialist und gerade der entschiedene Sozialist

wird an vielen menschlich-allzumenschlichen Erscheinungsformen des heutigen Sozialismus genug auszusetzen haben; aber deshalb die Frage »entschieden zu verneinen«, ob die sozialistische Bewegung an sich »einen geistigen Lebensinhalt erreichen kann« (ebenda): das verrät doch entweder Übelwollen oder eine für einen so berühmten Philosophen wie Eucken sträfliche Unkenntnis der Tatsachen. Wenn Eucken gleichzeitig im Sozialismus »manche Probleme« sieht, »die uns viel zu tun geben« (S. 288 f.), so müssen wir sagen: ein offener Gegner ist uns lieber als solche laue Halbheit. Freilich, wer mit Eucken die »Größe« des Weltkriegs preist und das »Abbrechen mitten im Werke« mit dem »verhängnisvollen« Beschluß vom 19. Juli 1917 bedauert (S. 334), der hat auch heute noch nicht die wahren Zeichen der Zeit erkannt.

Daß die Philosophie auch den Unterricht in den obersten Klassen unserer höheren Schulen vertiefen und befruchten kann und muß, darüber sind sich gerade heute wohl die meisten Philosophen und Schulmänner einig; nur über das *Wie* trennen sich die Ansichten. Wir sind der Meinung Lambecks, des Herausgebers der »*Philosophischen Propädeutik*«, der gegen eine systematische, auf bloßes Erzielen von Wissen und Kenntnissen gerichtete Unterweisung, aber für gelegentliche, möglichst doch nach einem vorher ausgedachten Plan angestellte philosophische Erörterungen eintritt, die an bestimmte Fragen des Unterrichts in den einzelnen Fächern anknüpfen und zuletzt, wenn die betreffenden Lehrerpersönlichkeiten vorhanden sind (was überhaupt die Hauptsache ist!), in einem abschließenden Kursus zusammengefaßt und in inneren Zusammenhang miteinander gebracht werden können. Das Buch zeigt dann an einzelnen Fächern wie: Mathematik und Physik (von Gymnasialdirektor Goldbeck), Biologie (Studienrat Gruner), Geschichte (Herausgeber), Deutsche Literatur (Direktor Lorentz), der Antike (Dr. Hoffmann), wie dies gemacht werden kann, um mit einem zusammenfassenden Überblick durch Professor A. Messer (Gießen) zu schließen. Wir behalten uns vor, bei größerer Muße auf Einzelheiten zurückzukommen, und wollen deshalb hier nur auf einen Mangel des Buches hinweisen. Bei allem Wertvollen, was ohne Frage von den verschiedenen Mitarbeitern geleistet worden ist, sind doch gerade die den Primaner am meisten interessierenden *religiösen* und *politischen* Probleme von der Erörterung ausgeschieden. Gewiß, ihre Behandlung ist nicht leicht — schon im Deutschen und mehr noch in der Geschichte macht sich der persönliche Standpunkt der Verfasser auch in unserem Buche geltend —, aber das schadet nichts, auch im Unterricht selbst nicht, falls nur der Lehrende völlig freie Aussprache gewährt und volle Toleranz auch gegenüber den ihm am stärksten entgegengesetzten Ansichten übt. Über diesen Punkt waren unter anderen der kürzlich hier zu früh für Wissenschaft und Erziehungskunst verstorbene Paul Cauer und ich, trotz unserer stark differierenden politischen Anschauungen in den Gesprächen, die wir darüber führten, uns einig. Das Ziel des gesamten philosophischen Unterrichts muß natürlich dasselbe sein, was schon Kant bei seinen Vorlesungen vorschwebte: die Zuhörer keine dogmatisch bestimmte Philosophie, sondern sie philosophieren lehren!

So faßt auch Verweyen in seinem neuesten und, wie mir scheint, bisher tiefsten Buche über Religionsphilosophie seine Aufgabe auf, indem er sich an die »redlichen *Sucher* in allen religiösen Lagern« wendet und seine Leser zu selbständiger Prüfung des von ihm auf dem Wege entschlossener Wahrheitsforschung Erkannten und Erlebten auffordert. Die Naiv-Religiösen und die Naiv-Irreligiösen (S. 2) freilich werden sich von solcher Untersuchung abwenden, die kritisch Suchenden um so lebhafter davon angezogen fühlen. Ob man dann mit dem Verfasser schließlich mit dem Typus des »*kosmischen*« Menschen endet, der, trotz entschiedener Absage an alte Gottesvorstellungen und Jenseitsglauben, doch mit dem »Herz der Welt«, dem »ewigen Sein«, der »unendlichen Schöpferkraft alles Lebens« sich im Einklang weiß (S. 397) oder ob man nüchterner auch solchen Vorstellungen gegenüber Montaignes skeptisches »Was weiß ich?« aufrechthält, das ist letzten Endes Nebensache. Jedenfalls wird der ernsthaft über die letzten Daseinsprobleme, die nun

einmal seit Jahrtausenden die Menschheit in Bejahung und Verneinung leidenschaftlich bewegt haben, Nachdenkende dem Bonner Philosophen für reiche Belehrung von Kopf und — Gemüt dankbar sein. Gegliedert ist der Stoff in der nach der alten Weise des Jahrhunderts der Aufklärung erfolgten Dreiteilung: Gottes-, Freiheits-, Unsterblichkeitsproblem; nur daß eben aus den Dogmen der »Aufklärung«, nicht zum wenigsten durch Kants Kritik, Probleme geworden sind. Wir müssen bezüglich aller Einzelheiten den Leser auf Verweyen selbst verweisen und beschränken uns, um wenigstens eine Ahnung von dem reichen Inhalt zu geben, auf die Zitierung der sechs Themen des ersten Teils: Psychologie des Gottesglaubens, Logik der Gottesbeweise, Kritik der Gottesoffenbarung, Ethik des Gottesgedankens, Soziologie (Verweyen selbst ist Sozialist) der Gottesgemeinschaft und Geschichte des Gottesproblems.

Gewissermaßen ein historisches Einzelbeispiel zu diesem Kapitel stellt die im letzten Frühjahr, wenige Wochen vor seinem Tode gehaltene Rektoratsrede des Würzburger Philosophieprofessors Stölzle über Darwins Stellung zum Gottesglauben dar. In allgemeinverständlicher Sprache und rein sachlicher Weise, ohne jede Voreingenommenheit etwaiger »katholischer« Philosophie, zeigt der Verfasser drei verschiedene Stufen in der religiösen Entwicklung des berühmten, von dem »darwinistischen« Jesuitenpater Wasmann ebenso eifrig für den Theismus wie von Aveling und Haeckel für den Atheismus in Anspruch genommenen Naturforschers auf: 1. Bis etwa 1859: Annahme eines persönlichen Gottes (S. 7 bis 9), 2. Zweifel an der Gültigkeit der Gottesbeweise (S. 9 bis 20, Stölzle zählt sechs skeptische Bedenken Darwins auf) und 3. als seinen endgültigen Standpunkt, wobei er sich auf meine in meiner Philosophie-Geschichte ausgedrückte Ansicht beruft, den des Agnostizismus, das heißt bewußten Verzicht auf Erkenntnisgewißheit, populär ausgedrückt: das »Nichtwissenkönnen« (S. 20 bis 34).

Verwandt mit dem Agnostizismus ist die schon von Kant begründete, durch Vaihingers seit einigen Jahren viel genannte »Philosophie des Als ob« weitergebildete Ablehnung aller theoretischen Beweise für das Dasein Gottes; nur daß hier eine veränderte praktische Stellung hinzukommt, nämlich eine sittliche Lebensführung gefordert wird, als ob es ein höchstes Wesen gebe. Der Kieler Religionsphilosoph H. Scholz legt nun in einer sehr übersichtlich und klar geschriebenen, ursprünglich in den »Annalen der Philosophie« erschienenen Schrift die Entstehung einer Religionsphilosophie des »Als ob« an Forberg und Kant, ihren gegenwärtigen Stand an Vaihinger und den englisch-amerikanischen Pragmatisten (James, F. L. S. Schiller) und schließlich ihre systematische Bedeutung, das heißt ihre erkenntnistheoretischen Voraussetzungen und ihren religionsphilosophischen Ertrag, dar. Die Leser der Neuen Zeit wird besonders die im letzten Grunde atheistische Weltanschauung des früh verschollenen Forberg (1770 bis 1848) interessieren, der 1796 den bekannten Fichteschen Atheismusstreit veranlaßte und die Religion in »nichts anderem als dem Glauben an das Gelingen der guten Sache« erblickt (Näheres siehe S. 12 bis 34). Bei Kant liegt nach Scholz die Sache wesentlich anders, als Vaihinger es annimmt, er soll an Gottes Dasein nicht gezweifelt haben, wenn er auch zuletzt nur noch ein Erleben »Gottes« im kategorischen Imperativ des Sittengesetzes angenommen habe (S. 35 bis 88). Ob man da noch von einem »Gottesglauben« im gewöhnlichen Sinne reden kann, ist freilich sehr die Frage. Nach Vaihinger ist das Dasein Gottes eine bloße Fiktion, womit indes Religion als sittliche Lebenshaltung nicht aufgehoben zu sein braucht (S. 88 bis 94). Ähnlich denkt der Pragmatismus (Näheres S. 95 bis 124). Scholz selbst lehnt Vaihingers Standpunkt aus religiösen und philosophischen Gründen ab (S. 152 bis 154), während er dem des Pragmatismus, dem Religion die Bestimmtheit des menschlichen Handelns durch die Gottesidee bedeutet (S. 95), näher steht.

Die Dante-Gedächtnisrede Friedmanns führt uns zunächst den Politiker Dante vor, der, zur Partei der Weißen oder Ghibellinen, wirtschaftlich des wohl-

habenden Bürgerstandes gehörig, von den Gegnern verbannt, ja zum Tode verurteilt, heimatlos umherirrt, bis er schließlich am Fürstenhof zu Ravenna Aufnahme und sein Grab findet. Aber gerade das Elend der Verbannung hat ihn zu der gewaltigsten seiner dichterischen Schöpfungen, der »Hölle« seiner »Divina commedia«, begeistert, in der, trotz der mittelalterlichen Gesamtanschauung, schon ganz der Einzelmensch der modernen Zeit zum poetischen Ausdruck kommt, während »Fegefeuer« und »Paradies«, abgesehen von einzelnen Perlen der Poesie, für uns Heutige doch zu stark scholastisches und didaktisches Gepräge tragen. Das Schriftchen liest sich sehr gut.

Die kleine Schrift von Dr. Walter Israel strebt, in engem Anschluß an die sogenannte Marburger Schule (besonders H. Cohen und E. Cassirer), die wissenschaftliche Begründung des Sozialismus weiterzuführen. Die erste Hälfte behandelt die von uns und anderen schon oft erörterte ethische Wurzel des Sozialismus; die zweite sucht für ihn als Wissenschaft »das Urteil der Wirklichkeit« in der Wissenschaft der Geschichte, wobei die Tatsache des beständigen Werdens und Fortschreitens in der Geschichte ebensowenig ein methodisches Hindernis bildet, wie in der dem Verfasser aus eigenen Studien vertrauten mathematischen Naturwissenschaft. Im Gegensatz zu der Marx-Hegelschen Kontrasttheorie (S. 26 f.) betont Israel, meiner Ansicht nach mit Recht, stärker die geschichtliche Kontinuität (S. 25) des Eindringens der Klasse Proletariat in die Klasse Bourgeoisie (S. 28), wodurch der Begriff des Widerstreits (S. 32 f.) zu seinem Rechte kommt. Bezüglich der Einzelheiten der oft recht subtilen, für den Laien wohl etwas schwierigen Ausführungen verweisen wir auf die Abhandlung selbst.

Kant hat einmal gesagt: die Philosophie lehre, was man tun müsse, um ein Mensch (im wahren Sinne des Wortes) zu sein. Zu diesem praktischen Endzweck aller Philosophie leitet uns das letzte Büchlein, das wir hier anzeigen wollten: die zwei Dutzend Seiten, auf denen einer unserer tiefsten heute lebenden Philosophen, Paul Natorp (Marburg), über sein Zusammensein mit dem indischen Dichter und Denker Rabindranath Thakkur (Tagore ist bloß englische Schreibung) in Darmstadt berichtet. Danach — und wir kennen Natorp genug, um uns auf sein Urteil zu verlassen — ist der weise Inder nicht die »dumme Sensation« (S. 2), welche eine modesüchtige Presse aus ihm gemacht hat, auch kein Heiland oder Wundermann, kein Reformator oder Apostel, der etwa den Westen zur Kultur oder Religion des Ostens bekehren will, sondern einfach ein innerlich gesammelter, tiefgründiger, ideal gesinnter ganzer Mensch, dessen Gedanken unsere zerrissene Zeit sehr gut gebrauchen kann, wenn er selbst uns auch nicht aus unseren Nöten herauszuführen vermag. Denn ein Politiker ist er ganz und gar nicht und will er nicht sein. Und wenn er zuletzt noch im Garten des Darmstädter Gewerkschaftshauses zu den Arbeitern besonders gesprochen und »in ausdrücklichem Bezug auf ihre Nöte und ihren Klassenkampf den gewiß richtigen Satz ausgesprochen« hat, »daß die Errettung stets von den Unterdrückten, nicht von den Unterdrückern kommt« (S. 24), so war das schwerlich politisch gemeint. Gleichwohl haben ihn, meint Natorp (S. 3), die Arbeiter verstanden und, »so fern er ihren Parteianschauungen steht, doch in wesentlichen Dingen sich zu ihm, ihn zu sich gehörig empfunden und ihm Liebe und Verständnis nicht versagt«.

Literarische Rundschau

Alexander Cartellieri, **Geschichte der neueren Revolutionen.** (1642 bis 1871.) Leipzig 1921, Verlag der Dykschen Buchhandlung. Preis broschiert 25 Mark, gebunden 32 Mark.

Die deutsche Novemberrevolution hat eine Reihe von Schriften zur Folge gehabt, die lediglich den Zweck zu haben scheinen, den Verfassern zu Schriftstellerhonoraren und unbeschäftigten Druckereien zu Druckaufträgen zu verhelfen — Ge-

legenheitsschriften, zu deren Abfassung die Autoren lediglich durch das Motiv bestimmt wurden, die durch die politischen Ereignisse geweckte Nachfrage nach gewissen Arten sogenannter revolutionärer Literatur rechtzeitig zu ihrem Vorteil auszunutzen.

Das oben angezeigte Buch des Herrn Alexander Cartellieri, zurzeit Geschichtsprofessor an der Universität Jena, gehört zu dieser Gattung von Gelegenheitsschriften. Eine Geschichte der neueren Revolutionen, welche die in den revolutionären Bewegungen der letzten Jahrhunderte zum Durchbruch gelangten Entwicklungstendenzen miteinander vergleicht, die Gleichartigkeit (beziehungsweise Verschiedenartigkeit) der einzelnen Vorgänge feststellt und die Bedingungen einer erfolgreichen Durchführung der revolutionären Absichten untersucht, kurz ein Geschichtswerk, das, von geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten ausgehend, eine Charakteristik des Wesens der neueren Revolutionen bietet, könnte von höchstem Werte für Politik und Geschichtswissenschaft sein. Tatsächlich fehlt es an einem solchen das »Gesetz der revolutionären Entwicklung« veranschaulichenden Werk. Aber das Buch Cartellieris bietet nichts dergleichen. Es enthält nichts als einige oberflächliche, seichte Auszüge aus einer Reihe zum Teil recht guter älterer Geschichtswerke. Eigene Gedanken, Betrachtungen und Folgerungen fehlen fast ganz, und die Motivierungen, durch die der Autor die geschichtlichen Ereignisse erklärt, sind zum größten Teil derart, wie man sie in den Geschichtslehrbüchern höherer Mädchen-, Pardon: »höherer Töchterschulen« findet. Zum Beispiel ist die englische Revolution deshalb ausgebrochen, weil in England »von alters her ein besonders starker Drang nach Freiheit vorhanden war«, die große Französische Revolution entstand, weil Ludwig XVI. nur »Freuden des Privatmannes kannte« und zur dumpfen Entschlußlosigkeit neigte, Marie Antoinette aber nicht genügende Einsicht hatte, »um auf die Staatsgeschäfte einen heilsamen Einfluß zu üben«, und der Kampf zwischen Robespierristen und Dantonisten hat sich deshalb entsponnen, weil der unglückliche Danton dem machtgierigen Robespierre im Wege stand usw.

Es ist recht schade, daß Herr Professor Cartellieri seiner inneren Stimme gefolgt ist, die ihm gebot, seine im August 1920 in den Jenaischen Ferienkursen gehaltenen Geschichtsvorträge zu einer populären Schrift zu verarbeiten. Er hätte das lassen sollen. Die Welt würde nichts verloren haben, wenn dieses Werk niemals erschienen wäre, und die Druckerei hätte an Druckpapier gespart. Heinrich Cunow

---

A. M. de Jong, **Untergang.** Ein Lebensfragment. Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Georg Gärtner. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 188 Seiten. Preis gebunden 14 Mark.

Dieses Tagebuch eines aus Holland nach London Geflüchteten ist erfüllt von einer furchtbaren Tragödie. Es ist die Geschichte eines mittellos gewordenen Arbeitsuchenden. Trotzdem er überall zugreift, wo sich ihm Beschäftigung bietet — er ist Tellerwischer, Heizer, Handlanger usw. —, kommt er doch tiefer und tiefer unter die Räder des Schicksalswagens. Wie ein Sonnenblick flackert sein Zusammenleben mit einer Prostituierten auf. Aber ein jäher Tod reißt sie von seiner Seite. Und wieder versinkt er in das große, graue Nichts der Riesenstadt. In Asylen und unter Torbogen wählt er nachts seine Lagerstatt. Tage hindurch kann er seinem Magen nichts anderes als Wasser zuführen. Schließlich gelangt er in die Krallen einer alten Kuppelmutter. Für sie muß er an einer Straßenecke als »Blinder« Geld zusammenbetteln. Der Tod, der ihn rasch ereilt, wird ihm zur Erlösung. Alles das ist in mehr oder weniger lang ausgesponnenen Tagebuchaufzeichnungen erzählt. Geschickt und überaus wirkungsvoll erzählt, so daß man das Buch erschüttert aus der Hand legt. Die Geschichte und das Schicksal dieses Arbeitslosen dürfte Arbeiter sicherlich interessieren. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 23 40. Jahrgang ◆ 1. Band 3. März 1922

MAY 13 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
MAY 13 1922
UNIV. OF MICH.

Inhalt des Heftes

Kommunale Selbstverwaltung oder nicht? Von Dr. Richard Lohmann.

Das Strafensystem im Strafgesetzbuchentwurf von 1919. Von H. Marx, Staatsanwalt (München).

Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung. Von Dr. K. Landauer (München). Schluß.

Außenpolitische Rundschau. Von J. Steiner-Jullien.

Der Entwurf eines Wohlfahrtsgesetzes für Thüringen. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Zurück zum Boden. Siedler-Bücherei, erster Band.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Albrecht, Otto, Freies Volk auf freiem Grund. Eine kurze und bestimmte sozialistische Antwort auf die Frage: Was soll zur Sozialisierung des Bodenrechts geschehen? Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 38 S. Geh. M. 5.50 und 50 Prozent Verlagssteuerungszuschlag.

Baader, Ottilie, Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 103 S. Geb. 16 M.

Birt, Theodor, Von Homer bis Sokrates. Ein Buch über die alten Griechen. Leipzig, Quelle & Meyer. 466 S. Geb. 52 M.

Block, Alexander, Die Zwölf. Berlin, Newaverlag. 34 S.

Eucken, Rud. und **Carsun Chang,** Das Lebensproblem in China und Europa. Leipzig, Quelle & Meyer. 200 S. Geb. 28 M.

Goerrig, Franz, Das Betriebsbilanzgesetz in der Hand des Betriebsrates. Duisburg, Echoverlag. 100 S. Geb. 10 M.

Hiersemann, Karl W., Katalog: Geschichte Nordwesteuropas. 74 S.

Walther, Johannes, Geologie Deutschlands. Eine Einführung in die heimische Landschaftskunde für Lehrende und Lernende. Mit 286 Profilen, Karten und Landschaftsbildern, einer farbigen geologischen Karte und einer Zeittafel. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. 510 S. Geb. 50 M.

Wendemuth, Karl, Gewerbe — Kapitalismus. Waldenburg, Schlesische Bergwacht. 23 S.

— Anfänge der Familie. Waldenburg, Schlesische Bergwacht. 24 S.

Wiese, L. v., Soziologie des Volksbildungswesens. München, Duncker & Humblot. 578 S. Geh. 120 M.

Witte, Erich, Der Unterricht im Geiste der Völkerversöhnung. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 39 S. Geh. 5 M.

Der Friedensvertrag in 101 Forderungen. Was jedermann vom Friedensvertrag wissen muß. Herausgegeben vom Reichsbürgerrat, Berlin.

Die Reichsbahn. Schriften und Mitteilungen aus dem Reichsverkehrsministerium. Heft 1: Aufsätze von Gröner, Stieler, v. Breitenbach u. a. Berlin, Georg Stilke. 60 S.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von L. Elster, Ad. Weber, Fr. Wieser. Sechste Lieferung: Handelspolitik — Hausindustrie. Jena, Gust. Fischer. Jede Lieferung 15 M.

Im Dienste der Entente. Ein französischer Geheimbericht. Berlin und Stuttgart, Buchhandlung Vorwärts und J. H. W. Dietz Nachf. 20 S.

Jahrbuch für Arbeiterkinder 1922. Herausgegeben von der Kommunistischen Jugend Deutschlands. Berlin, Verlag Junge Garde. 128 S.

Taschenkalender der K. P. D. 1922. Berlin, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten. Geh. 5 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 23 | Ausgegeben am 3. März 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kommunale Selbstverwaltung oder nicht?

Von Dr. **Richard Lohmann**

»Reich, Länder und Gemeinden« erscheinen in mehr als einem Artikel der neuen deutschen Reichsverfassung als gleichberechtigte und gleichinteressierte Faktoren bei wichtigen sozialen und kulturellen Aufgaben. Das von ihnen geforderte »Zusammenwirken« setzt eine gewisse Selbständigkeit der Entschließung bei allen dreien voraus. Man mag grundsätzlich zum Zentralisationsprinzip stehen, wie man will — diese Reichsverfassung und eine sich auf ihr aufbauende praktische Innenpolitik hat die Selbstverwaltung der Gemeinden zur unbedingten Voraussetzung, eine Selbstverwaltung mindestens im Sinn und Umfang der kommunalen Selbstverwaltung innerhalb des alten Obrigkeitsstaats, nach meiner Überzeugung sogar eine darüber hinausgehende, auf dem Grundsatz noch größerer Entschlußfreiheit und noch geringerer Bevormundung aufgebaute Verwaltung der eigenen Angelegenheiten, die lediglich durch Richtlinien der zentralen Behörden des Reiches und der Länder in ihren großen Zügen festgelegt ist.

Es ist aber kein Geheimnis mehr, daß der große Gedanke einer einheitlichen Reichs- und Landespolitik und der kleinliche Geist eines reaktionären Bureaukratismus sich in der deutschen Republik zusammengetan haben, um der kommunalen Selbstverwaltung ihre Schwungfedern systematisch auszureißen. Selbstverwaltung ist kein absoluter Begriff, solange man die höhere staatliche Einheit anerkennt. Der Gedanke der Selbstverwaltung darf für uns ganz gewiß kein Götze werden, dem man die Interessen von Reich oder Land zu opfern bereit ist, oder zu dem man immer dann um Hilfe betet, wenn die Reichs- oder Landespolitik einem gerade wider den Strich läuft. Selbstverwaltung im Sinne schlechthinniger Selbständigkeit kann es für keinen Organismus innerhalb eines staatlichen Gemeinwesens geben, hat es nie gegeben. Es ist Sache der staatlichen Behörden, den Rahmen festzulegen, in dem Entschlußfreiheit zugestanden werden soll; aber es ist widersinnig, den einzelnen Entschluß lenken und beeinflussen zu wollen und gleichzeitig von Entschlußfreiheit zu reden. Darum haben wir uns ja auch von jeher gegen das Bestätigungsrecht staatlicher »Aufsichtsbehörden« bei kommunalen Wahlen gewehrt.

Es ist aber noch widersinniger — und dies blieb leider der deutschen Republik vorbehalten —, eine Selbstverwaltung so aufzuziehen, daß man das Einnahmebudget zentralisiert, damit der Entschlußfreiheit der Kommunen entzieht und dann trotzdem Ausgaben und Aufgaben dezentralisiert und den Kommunen zur »Selbstverwaltung« überläßt. Auf die Finanznot der Gemeinden ist in den letzten Monaten oft genug hingewiesen worden, aber dieser Kernpunkt ist wohl nicht klar genug herausgearbeitet

worden. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder. Wenn den Gemeinden die Einnahmequellen entzogen werden, wenn man ihnen nicht mehr das Recht und die Fähigkeit zugesteht, ihre Steuern unter Berücksichtigung des großen Ganzen, staatlicher und sozialer Interessen, selbständig zu gestalten, so muß man ihnen auch das Recht selbständiger kommunaler Aufgabenlösung nehmen, dessen Nichterfüllung zugleich die Verletzung einer moralischen Pflicht in sich birgt. So muß man den Mut haben, die städtischen Verwaltungen zu Organen der staatlichen zu machen, wie dies ja von seiten der staatlichen Bureaukratie seit langem angestrebt wird. Will man das nicht, so muß man wohl oder übel an dem Dogma der Finanzhoheit des Reiches rühren, und es ist die Frage, ob die Einkommensteuer als Privileg des Reiches für die Sozialdemokratie ein Dogma sein kann oder nicht.

Da ist vorweg zu bemerken, daß alle jetzt den Kommunen vorbehaltenen Steuern vom steuerdogmatischen Standpunkt aus bedenklicher sind als die Reichseinkommensteuer. Wenn man also den jetzigen Sachverhalt belassen wollte, so müßte man eine stärkere Zuweisung aus der Reichseinkommensteuer an die Kommunen verlangen, statt diesen zuzumuten, notwendige soziale Aufgaben aus grundsätzlich weit bedenklicheren Steuern zu erfüllen.

Die Sozialdemokratie hat sich bisher in allen Kommunen mit der Erfindung neuer indirekter Steuern einverstanden erklärt, weil andere Einnahmequellen schlechterdings nicht mehr vorhanden waren. Sie hat sich bemüht, solchen Steuern einen stark sozialen Einschlag zu geben, und bei dem zahlenmäßigen und moralischen Einfluß der sozialdemokratischen Fraktionen in den meisten Großstädten ist dies auch gelungen. Leider sind auch hier die sozialen Maßnahmen der Kommunen konsequent von der Bureaukratie der staatlichen Finanzministerien durchkreuzt worden, die sich im letzten Jahre immer weniger gescheut hat, ihr »Aufsichtsrecht« in den Dienst eigener Interessen und der Interessen ihrer gesellschaftlichen Schichten zu stellen. Das Schicksal städtischer Steuerordnungen im letzten Jahre ist eine einzige Kette systematischer Brüskierungen der Selbstverwaltung. Es ging ja doch so weit, daß das preußische Finanzministerium der Stadt Berlin an Stelle einer von ihr beschlossenen, sozial allenfalls zu rechtfertigenden Hausangestelltensteuer einfach das Konzept einer neuen Steuerordnung zurückreichte, in der die »Haustöchter« den Proletariertöchtern gegenüber bevorzugt, die Ministerialbeamten besser gestellt waren als die übrigen Sterblichen — ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß der erwartete Ertrag der Steuer durch die verlangten steuertechnischen Quisquilien illusorisch gemacht wurde. Was solche »Friß-Vogel-oder-stirb«-Politik noch mit dem Gedanken der Selbstverwaltung zu tun haben soll, ist einfach unerfindlich. Das Aufsichtsrecht des Staates wird dazu mißbraucht, den fortschrittlichen Kurs »sozialistischer« Gemeinden auf das der Bureaukratie genehme Niveau zurückzuschrauben. Und die angebliche Selbständigkeit der Gemeinden in der Erfindung neuer Steuern, dieser kümmerliche Stumpf finanzieller Entschlußfreiheit, wird auch noch zur Farce gemacht.

Dabei können die Erträgnisse neuer Steuern selbst bei einer Kommune von der Größe der Einheitsgemeinde Berlin bestenfalls nach Millionen zählen, während der Etat Milliarden verlangt. Es ist auch bei der Finanznot des Reiches selbst eine vorauszusehende und ganz natürliche Konsequenz, daß Reich und Gemeinden bei der Inanspruchnahme ertragreicher Steuerquellen immer mehr in Idealkonkurrenz treten werden. Die Grundsteuern stehen ja

bereits am Scheideweg. Das einzige Rückgrat der städtischen Finanzen bildet noch die Gewerbesteuer, sie wird bereits in allen großen Kommunen bis zur Grenze des kaum noch Erträglichen angespannt; Groß-Berlin wird im laufenden Jahre aus ihr bis zu dreiviertel Milliarden Mark, nach den Berechnungen der Interessenverbände sogar eine runde Milliarde ziehen. Die Anspannung der Gewerbesteuer ist sowohl vom städtischen Interesse aus als auch vom Standpunkt sozialistischer Steuerpolitik nicht unbedenklich. Zahlreiche Gewerbe sind durchaus nicht auf Gedeih und Verderb mit einer bestimmten Stadtgemeinde verbunden, und die Gewerbesteuer gehört zu denjenigen Steuern, die am leichtesten auf den Konsum abzuwälzen sind.

Es mag hier eingeschaltet sein, daß allerdings mit dem Prinzip der »Abwälzbarkeit« neuerdings namentlich von kommunistischer Seite aus ein genau so großer Unfug getrieben wird wie einstmals mit der kategorischen Scheidung zwischen direkten und indirekten Steuern. Steuern, die *nicht* abwälzbar sind, gibt es überhaupt nicht. Und der Kreislauf ist erst geschlossen, wenn man bedenkt, daß die Einkommensteuer des Arbeiters wieder auf den Produzenten »abgewälzt« wird, indem der Arbeitnehmer bei Lohn- und Gehaltsforderungen den Steuerabzug bewußt oder unbewußt mit in Rechnung stellt. *Mit irgendeiner auf ein altes oder neues »Prinzip« aufgebauten Steuerdogmatik kommt man also nicht durch*, sondern allein mit der auf vernünftige Abwälzung des Für und Wider gegründeten Erkenntnis, daß die unmittelbaren Abgaben von Besitz und Einkommen die in sozialer Hinsicht gerechtesten Steuerformen darstellen, und daß man darum auch den schwindelnd hohen Turm kommunaler Finanzpolitik auf diesem Grundstein aufbauen sollte.

Der andere Weg, die kommunale Selbstverwaltung völlig auf dem Ertrag *werbender* Unternehmungen aufzubauen, ist zurzeit völlig ungangbar. Es ist sicherlich auch vom Standpunkt sozialdemokratischer Gemeindepolitik aus richtig, daß man die kommunalen Betriebe verpflichtet, sich aus ihren Einnahmen selbst zu erhalten. Es ist auch gerechtfertigt, daß man von ihnen bescheidene Renten erwartet, um daraus allgemeine soziale Aufgaben erfüllen zu können. Aber es geht nicht an, die werbenden Unternehmungen der Städte lediglich als milchende Kühe im Sinne des Privatkapitalismus anzusehen, weil wir doch in der Übernahme solcher Betriebe in städtische Verwaltung mit Recht eine Pflicht auch der Allgemeinheit gegenüber erblicken und weil ein Gemeinwesen sich eben darin von einer Privatunternehmung unterscheiden soll, daß es den Gedanken der Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit und gegenüber dem engeren Kreise seiner Arbeiter und Angestellten *über* den Gedanken des Profits zu stellen hat. Es mag der Vollständigkeit halber hinzugefügt sein, daß die Kommunen Millionen- oder Milliardenüberschüsse aus ihren Werken selbst dann nicht erzielen könnten, wenn sie es wollten. Für eine so weitgehende »Rentabilität« wären bei den im Kriege heruntergewirtschafteten Betrieben geradezu widersinnige Tariferhöhungen erforderlich.

Bei dieser Sachlage bleibt wohl überhaupt kein anderer Ausweg als der, die Einnahmen der Gemeinden erneut auf der *Einkommensteuer* aufzubauen. Wer in der bureaukratischen Behinderung und Gängelung der städtischen Selbstverwaltung einen erwünschten Zustand sieht und ihn darum zum Dauerzustand machen möchte, der wird einer Erhöhung des städtischen

Einkommensteueranteils ohne Änderung der bestehenden Rechtslage das Wort reden. Und ein Blick in die Reichstagsverhandlungen vom 19. Januar genügt, um zu zeigen, daß man schon dieser Lösung so viel grundsätzliche und praktische Schwierigkeiten entgegenkürmt, daß man bei einem endlichen Nachgeben hoffen kann, die weitergehenden Forderungen der Städte ad calendas graecas vertagt zu haben. Der Gedanke einer »Reichshilfe« auf Grund der Augenblicksschwierigkeiten, die den Gemeinden durch die neuen Besoldungserhöhungen erwachsen sind, droht die grundsätzliche Lösung der Frage: Selbstverwaltung oder nicht? zu verschieben. Wenn man sich auf den Boden stellt: das Reich verlangt Ausgaben, also muß das Reich auch Mittel von sich aus geben, so fügt man der bisherigen Knebelung der Selbstverwaltung nur eine neue hinzu. Richtig muß die Schlußkette vielmehr heißen: die Gemeinden halten die Ausgaben für notwendig, also müssen die Gemeinden die Möglichkeit haben, sich die Mittel selbst zu verschaffen.

In der Tat ist der jetzige Zustand einfach unmöglich. Das Reich hat durch sein Sperrgesetz die Gemeinden verpflichtet, seinen Besoldungsnormen automatisch zu folgen; das Reich beschließt eine Erhöhung, die Gemeinden folgen; das Reich erzielt aus den Besoldungserhöhungen der Gemeinden für sich eine erhebliche Einnahme, weil ihm ja die erhöhte Einkommensteuer zufließt, es weigert sich aber, den Gemeinden ihrerseits neue Einnahmequellen zu gestatten. Das ist Erpressung, aber keine Politik.

Für eine solche Finanzpolitik kann die Sozialdemokratie meines Erachtens die Verantwortung nicht tragen. Und eine solche Politik des Selbstbetrugs — denn die Übernahme von Ausgaben auf schwebende Schulden täuscht doch nur über den tatsächlichen Sachverhalt hinweg — wird nicht durch eine einmalige »Reichshilfe« korrigiert, sondern jedermann weiß, daß es sich hier um Dauerbelastungen handelt, die nur durch Dauereinnahmen ausgeglichen werden können. Wir haben also die Tatsache, die wohl eigentlich gar nicht mehr bewiesen zu werden brauchte, daß die Gesamtausgaben des Reiches und der Gemeinden erheblich gestiegen sind, daß das Reich den Gemeinden einen Teil seiner Steuerquellen abtreten muß, weil diese keine eigenen Quellen mehr ausschöpfen können, und daß das Reich dieses Defizit als einen ebenso notwendigen Posten wie die übrigen bei seiner Finanzreform mit einzustellen hat. In Betracht kommt hierbei nur die Einkommensteuer, bei der das Reich von seinem prozentualen Anteil herablassen muß, wenn es eine stärkere Anspannung dieser Steuer, einen Kommunalzuschlag neben der Reichssteuer in bisheriger Höhe mit uns für unmöglich hält. Jedenfalls muß aber der Anteil der Kommunen in gewissen Grenzen beweglich gestaltet werden, so daß die Kommunen ihrer finanziellen Lage entsprechend wie jetzt bei der Gewerbesteuer, so dann bei der Einkommensteuer variieren können. Der gleichmäßige Prozentsatz, der scheinbar alle Staatsbürger unabhängig von ihrem jeweiligen Wohnsitz am gerechtesten belastet, ist in Wirklichkeit eine Ungerechtigkeit gegen die Gemeinden und damit zugleich eine Ungerechtigkeit gegen ihre Bürger.

Alle anderen Mittel, die Finanznot der Gemeinden zu mildern, können nur Augenblickswert für sich beanspruchen, denn sie versuchen den Bären zu waschen, ohne seinen Pelz naß zu machen. Der Kern der ganzen Misere ist eben der, daß man einen prinzipiellen Fehler begangen hat, als man die

Selbstverwaltung der Gemeinden mit ihrem finanziellen Kostgängerdasein beim Reiche für vereinbar hielt. Es gilt also, den Gemeinden auch die Selbstverwaltung ihrer Finanzen in einem gewissen Rahmen wiederzugeben. Hiergegen kann sich nur sträuben, wer in der finanziellen Beengtheit der Gemeinden und ihrer daraus folgenden Abhängigkeit vom Staat ein willkommenes Mittel sieht, um die kommunale Selbständigkeit überhaupt zu beschneiden. Ich glaube, daß wir grundsätzlich eine solche Politik nicht mitmachen dürfen, gleichgültig, wie die politische Konstellation im Einzelfall sein mag.

Daß es sich hierbei tatsächlich um Sein und Nichtsein der Selbstverwaltung überhaupt handelt, mag zum Schlusse an der Politik des preußischen Kultus- und Finanzministeriums auf dem Gebiet des Schulwesens gegenüber der Stadtgemeinde Berlin gezeigt werden. In Groß-Berlin bestehen etliche Dutzend Privatmädchenschulen, die die Stadt grundsätzlich in städtische Anstalten umwandeln würde, wenn ihr dies aus finanziellen Gründen möglich wäre. Der Staat erklärt sich bereit, 40 Prozent Zuschuß zu diesen Anstalten zu zahlen, wenn die Stadt ihrerseits 40 Prozent übernimmt. Er will nun diesen seinen Zuschuß von Bedingungen abhängig machen, verweigert aber der Stadt das Recht, ihrerseits Bedingungen wie den Abbau der Vorschulen zu stellen. Das heißt also: die Bureaukratie des Kultusministeriums im trauten Verein mit der des Finanzministeriums will den ihr politisch unbequemen vorzeitigen Abbau der Vorschulen auf dem Umweg über die Zuschußbewilligung unmöglich machen. Zu derselben Zeit hält das Kultusministerium die Gewährung eines 30prozentigen Zuschusses zu allen städtischen höheren Lehranstalten der Stadt als lockenden Köder hin. Die bedrängte Finanzverwaltung ist selbstverständlich bereit, hier zuzuschnappen, und das Opfer, das die städtische Schulverwaltung zu bringen hätte, bestände »nur« in dem Verzicht auf die selbständige Etatisierung der Anstalten und auf das Recht der Wahl ihrer Lehrkräfte. Das heißt also: »nur« in einem Verzicht auf die Selbstverwaltung. Die fortschrittliche Berliner Schulpolitik würde auf dem Umweg über die finanzielle Unselbständigkeit und Abhängigkeit gebremst werden können.

So sehen die naturnotwendigen Folgen der jetzigen Beschränkung der städtischen Selbstverwaltung aus. Eine solche Bevormundung muß ihrem Wesen nach retardierend wirken und kann unter keinen anders gearteten Verhältnissen durch ein vorwärtsdrängendes Moment ausgeglichen werden.

Es kommt also für die Lösung der akut gewordenen Probleme alles darauf an, daß wir die Selbstverwaltung wollen, daß wir ihre Notwendigkeit bejahen. Auch ein Volksstaat oder vielmehr gerade ein Volksstaat muß von unten aufgebaut werden, kommunale Selbstverwaltung ist durchaus vereinbar mit den Grundsätzen staatlicher Zentralisation. Einheitlichkeit im großen verträgt sich mit der Freiheit im Einzelentschluß. Vor dem großen Gedanken einer einheitlichen Gesamtpolitik braucht die Selbstverwaltung nicht bange zu sein, ihm kann und muß und wird sie sich jederzeit ohne Preisgabe ihres Wesens unterordnen. Sie hat nur einen Feind zu fürchten: den Polizeigeist, der sie auf Umwegen, durch Bevormundung, Schikane und finanzielle Hemmungen lahmzulegen droht. Sie hiergegen zu schützen, ist die Aufgabe aller sozialdemokratischen Faktoren in Regierung, Parlament und Verwaltung.

Das Strafensystem im Strafgesetzbuchentwurf von 1919

Von H. Marx, Staatsanwalt (Mannheim)

Ein Vergleich zwischen den Strafgesetzbüchern der modernen Kulturnationen ergibt, daß sie im wesentlichen die gleichen Handlungen unter Strafe stellen. Die Verschiedenheiten sind nicht derart, daß sich allein nach ihnen bestimmte Typen von Strafgesetzbüchern unterscheiden ließen. Was einem Strafgesetzbuch sein eigentümliches Gepräge verleiht, sind auch nicht die unter Strafe gestellten Handlungen (Tatbestände), sondern die angedrohten Strafen, die Strafarten, die der Gesetzgeber zur Erreichung des Strafzwecks verwendet, wobei das Verhältnis der Strafen zueinander und ihre praktische Ausgestaltung eine bedeutsame Rolle spielen. So weicht der Entwurf von 1919 gerade im Strafensystem, diesen Begriff allerdings in dem unten näher zu erläuternden weiteren Sinne verstanden, am erheblichsten vom geltenden Recht ab, und es finden sich in ihm die wesentlichsten Neuerungen.

Der Entwurf von 1919 bedeutet ebensowenig wie seine Vorgänger, der Vorentwurf von 1909 und der Gegenentwurf dazu, der als Privatarbeit der Professoren Kahl, v. Lilienthal, v. Liszt und Goldschmidt im Jahre 1911 erschienen ist, einen völligen Neubau unseres Strafrechts nach einem einheitlichen Prinzip, wie ihn zum Beispiel der Vorentwurf zu einem italienischen Strafgesetzbuch von 1921 unternimmt. Wie ich schon in den politisch-kritischen Bemerkungen (Neue Zeit Nr. 14 dieses Jahrganges) hervorgehoben habe, bringt er in der Hauptsache die Einarbeitung neuer Gedanken, Ergänzungen, die durch die neuen Verhältnisse bedingt sind, und eine Neufassung.

Auch im Strafensystem kommt dieser mehr eine Revision des Strafgesetzbuchs als eine wirkliche Reform bedeutende Charakter des Entwurfs zum Ausdruck. Die Denkschrift zum Entwurf bestätigt diese Ansicht. Auf S. 10 heißt es: »Eine wesentliche Bereicherung der Strafmittel des geltenden Rechts wird nicht vorgeschlagen, wohl aber werden die vorhandenen Strafmittel ausgebaut und biegsamer gestaltet und die Art ihrer Verwendung mehr als bisher in die Hände des Gerichts gelegt.« Damit will man die Möglichkeit schaffen, die Strafe, die nach geltendem Recht sich vor allem gegen die Tat als solche richtet und von dem Gedanken der Vergeltung beherrscht wird, »in Art und Maß der Eigenart des Verbrechens anzupassen«. Die Denkschrift hat allerdings bei diesen Äußerungen vermutlich nur die reinen Strafen, nicht auch die sogenannten Maßnahmen zur Besserung und Sicherung im Auge. Jedoch auch unter deren Berücksichtigung behalten sie ihre Richtigkeit. Der Gedanke der Anpassung der Strafe an den Verbrecher ist jedoch nicht konsequent durchgeführt. Wäre er es, so müßten alle Strafmaßnahmen auf die geringere oder größere Gefährlichkeit des Verbrechers abgestellt sein. Dies ist jedoch nicht der Fall, vielmehr hat man die Grundsätze der Vergeltung, der Besserung und der Sicherung der Gesellschaft vor dem Verbrecher miteinander zu verknüpfen versucht. Gewisse Unstimmigkeiten sind wie bei jedem Kompromiß nicht vermieden worden.

Dies zeigt sich gleich bei dem Strafmittel, das der Entwurf an die Spitze seiner Strafmaßnahmen gestellt hat: der Todesstrafe. Seit langem ist sie heiß umstritten. Die achtundvierziger Grundrechte haben sie zunächst beseitigt, bald

aber ist sie in den meisten Bundesstaaten wieder eingeführt worden, so daß sie im Jahre 1870 bei Beratung des Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund, der Grundlage unseres geltenden Strafgesetzbuchs, in fast ganz Deutschland angewandt wurde. An der Frage der Aufnahme der Todesstrafe wäre dann fast das Zustandekommen des Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund gescheitert. In der zweiten Lesung war sie mit 118 gegen 81 Stimmen abgelehnt worden. Unter dem Drucke Bismarcks auf den Norddeutschen Reichstag hat dieser dann schließlich mit 127 gegen 119 Stimmen, also mit ganz knapper Mehrheit die Einfügung der Todesstrafe in das Strafensystem des Strafgesetzbuchs beschlossen. So kennt auch unser geltendes Strafrecht die Todesstrafe. Eine ganze Reihe ausländischer Staaten, wie Italien, Holland, Norwegen und teilweise auch die amerikanischen Bundesstaaten haben die Todesstrafe abgeschafft, die Schweiz will es nach ihrem neuesten Entwurf ebenfalls tun.

Die Todesstrafe ist ein Überrest des Talionsgrundsatzes: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Sie ist Sühne und hat daher eigentlich nur vom Standpunkt der Vergeltung aus innere Berechtigung. Wo dieser auch nur teilweise aufgegeben ist, ist sie grundsätzlich nicht mehr am Platze. Trotzdem hat der Entwurf die Todesstrafe wieder an die Spitze gestellt. Die Verfasser verzichten auf eine nähere Begründung, begnügen sich vielmehr damit, die vielfachen und bis in die neueste Zeit reichenden Erörterungen über das Für und Wider der Todesstrafe zu verweisen. Sie können sich zweifelsohne nur auf das in Deutschland vorhandene Volksempfinden berufen. Überall, wo eine schwere Bluttat begangen ist — zuletzt wieder im Falle des Heidelberger Doppelmordes, sicher allerdings eine der grauenvollsten Taten, die die deutsche Verbrechensgeschichte kennt —, zeigt sich, wie sehr die Überzeugung von der Blutsühne noch in allen Schichten der Bevölkerung verwurzelt ist. Unter dem Gesichtspunkt letzter Prinzipien rechtsphilosophischer Betrachtung wird man die Frage aufwerfen dürfen, ob sich der Gesetzgeber mit solchen Volksanschauungen in Widerspruch setzen darf. Schließlich muß aber die Erwägung ausschlaggebend sein, daß der Gesetzgeber nicht nur, wie es ihm wohl eine historische Betrachtungsweise zuschieben mag, die Aufgabe hat, den Niederschlag allgemeiner Überzeugungen in Normen zu fassen, sondern daß er auch als Schrittmacher der Kultur das Volk zu veredelteren Anschauungen zu führen hat. Hiervon ausgehend muß man zu der Forderung gelangen, daß die Todesstrafe aus dem Entwurf nicht in das endgültige Strafgesetzbuch übergehen soll.

Die eigentlichen *Freiheitsstrafen* des Entwurfs entsprechen genau denen des geltenden Rechts. Sie sind in folgender Weise abgestuft: Zuchthaus, Gefängnis, Einschließung (neue Bezeichnung für die bisherige Festungshaft), Haft. Man hat vorgeschlagen, die Freiheitsstrafen auf zwei Arten zu beschränken, auf Gefängnis als die entehrende und Haft als die nicht entehrende Strafe, und die Schwere der Tat durch die Dauer der Freiheitsentziehung und die Art des Vollzugs auszugleichen. Ich möchte jedoch die Zuchthausstrafe für schwerste Rechtsbrüche nicht vermissen. Es scheint mir deshalb der Entwurf von 1909 das Richtige zu treffen, indem er Zuchthaus, Gefängnis und Haft vorschlägt. Die Festungshaft wollte er mit Recht beseitigt sehen, weil sie ein Klassenprivileg darstellt, und sie durch einfache Haft ersetzen. Es ist kein Grund einzusehen, und die Denkschrift zum

Entwurf von 1919 führt auch keinen an, weshalb die Festungshaft, wenn auch unter anderem Namen, erhalten bleiben soll. Die Denkschrift erklärt auf S. 56, daß die Einschließung »sich in der Entziehung der Freiheit erschöpft«. Nach den Ausführungen auf S. 57 muß man annehmen, daß die Haftstrafe des Entwurfs mit der Haftstrafe des geltenden Rechts inhaltlich übereinstimmt. Diese besteht aber nach § 18 Absatz 2 des Strafgesetzbuchs nur in Freiheitsentziehung. Da die Haftstrafe nicht entehrend ist, so besteht nicht der geringste Anlaß, die Einschließung beizubehalten und damit zwei Strafen mit lediglich verschiedenem Namen zu schaffen und zugleich die Grundlage für die Verewigung eines bisher schon ärgerniserregenden Klassenprivilegs zu bieten. Wenn der Zweikampf, was man als sicher erwarten muß, als besonderer Tatbestand aus dem künftigen Strafgesetzbuch gestrichen wird, wird ohnehin, befriedete Zustände vorausgesetzt, das hauptsächlichste Anwendungsgebiet der Einschließung wegfallen.

Zuchthaus ist heute, und soll es auch nach dem Entwurf bleiben, die Strafe für das Verbrechen. Bekanntlich unterscheidet das Strafgesetzbuch zwischen Verbrechen und Vergehen. Der Entwurf behält diese Unterscheidung bei. Welche Handlungen als Verbrechen zu betrachten sind und welche als Vergehen, bestimmt sich nach der angedrohten Strafe. Androhung von Zuchthaus stempelt eine Tat zum Verbrechen, eine nur mit Gefängnis oder Einschließung (bis zu fünf Jahren) bedrohte gilt als Vergehen.

Gegen die Verwendung der Strafmittel zur Kennzeichnung der Schwere der einzelnen Handlungen ist an sich nichts einzuwenden. Sie müssen dann aber auch wirklich kennzeichnend sein. Zuchthaus ist aber im Entwurf zu häufig angedroht (68mal), um wirklich als Kennzeichen der schwersten Taten gelten zu können. So ist für Diebstahl auch geringwertiger Dinge, wenn er mittels Nachschlüssels begangen wird, ebenso Zuchthaus angedroht wie für den Totschlag. Die unter allen Umständen entehrende Strafe des Zuchthauses sollte aber nur für die allerschwersten Rechtsbrüche und für die erheblich Rückfälligen vorgesehen bleiben. In allen übrigen Fällen kann der erstrebte Zweck auch mit der Gefängnisstrafe erreicht werden, dies um so mehr, als Gefängnis nunmehr auch als Verbrechensstrafe anerkannt ist und in großen Gefängnisanstalten der Vollzug dem des Zuchthauses sehr angepaßt werden kann. Es wird dadurch möglich sein, die Mindestdauer der Zuchthausstrafe von einem Jahr auf etwa zwei Jahre heraufzusetzen, eine Zeit, in der auch eher eine Einwirkung auf den Verbrecher möglich ist, als in der verhältnismäßig kurzen Frist eines Jahres, von der häufig noch ein beträchtlicher Teil durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erklärt wird. Die allgemeine Systematik des Gesetzes braucht bei diesen Änderungen nicht aufgegeben zu werden.

Die Forderung nach vollständiger Beseitigung der Zuchthausstrafe scheint mir im Augenblick wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Darauf bestehen, hieße jedenfalls erhebliche Kämpfe hervorrufen und dadurch, ohne daß sie von unbedingt grundsätzlicher Bedeutung ist, dazu beitragen, ein neues Strafgesetzbuch wieder in weitere Ferne zu rücken.

Die Höchstdauer der Zuchthausstrafe soll nach dem Entwurf wie bisher grundsätzlich fünfzehn Jahre betragen. Nur für einzelne Fälle ist lebenslanges Zuchthaus vorgesehen. Die lebenslange Zuchthausstrafe ist indessen vom Standpunkt moderner Kriminalpolitik ein Unding. Wenn ein Gericht

einen Menschen nicht mehr für würdig hält, in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren, so gehört er nicht in eine Besserungsanstalt, die auch das Zuchthaus noch ist, vielmehr zusammen mit Unverbesserlichen in eine besondere Anstalt. Die Strafdrohung des lebenslangen Zuchthauses hat deshalb keinen Platz in einem modernen Strafgesetzbuch.

Wenn auf Zuchthaus nur noch wegen der schwersten Taten erkannt werden kann, scheint meines Erachtens auch kein Bedenken zu bestehen, die fakultative Aberkennung der Fähigkeit, öffentliche Ämter zu bekleiden, und der bürgerlichen Ehrenrechte im allgemeinen zuzulassen. Insbesondere unverbesserliche Verbrecher, die auch sonst als der Gesellschaft unwürdig erachtet werden, verdienen auch nicht den Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte.

Die Gefängnisstrafe hat im Entwurf insofern an Bedeutung gewonnen, als sie nunmehr auch als primäre Verbrechensstrafe anerkannt ist und sich ihre Höchstdauer auf fünfzehn Jahre erstreckt. Hinsichtlich der Mindestdauer ist leider die Anpassung an die neuzeitlichen Forderungen nicht erfolgt. Noch immer sieht der Entwurf die Mindeststrafe von einem Tag Gefängnis vor, trotzdem die vollkommene Nutzlosigkeit der kurzfristigen Freiheitsstrafen von seinen Verfassern anerkannt ist. Von dieser Erkenntnis aus sollte die Mindestdauer der Gefängnisstrafe auf einen Monat angesetzt werden. Der Schweizer Entwurf sieht bereits eine Mindestdauer von zwei Wochen vor. Im übrigen wird es bei der Gefängnisstrafe vor allem auf die Ausgestaltung ankommen, der bei der Abfassung des Strafvollzugsgesetzes besondere Aufmerksamkeit zu schenken sein wird.

Eine gegenüber dem geltenden Rechte gänzlich geänderte Stellung nimmt die Haftstrafe ein. Sie war bisher die Freiheitsstrafe für die Übertretungen und Ersatzstrafe für Geldstrafen bei den leichtesten Vergehen. Sie besteht, wie schon gesagt, in bloßer Freiheitsentziehung und soll künftig nur als Ersatzstrafe für uneinbringliche Geldstrafen dienen. Wie ausgeführt, ist sie durchaus geeignet, die Einschließung zu ersetzen. Allerdings darf sie dann nicht wie bisher im Gefängnis vollstreckt werden, sonst wird sie eben zur Gefängnisstrafe, und es könnte mit Recht von einem Etikettenschwindel gesprochen werden. Das Volk fragt, worauf man auch schon hingewiesen hat, häufig weniger danach, welche Strafe jemand erhalten hat, als wo er sitzt.

Das geltende Strafrecht litt bisher an einer zu weitgehenden Verwendung der Freiheitsstrafen, was in der letzten Zeit zu einer Überfüllung der Strafanstalten, insbesondere der Gefängnisse, und im Zusammenhang damit vielfach zur Unmöglichkeit der Strafvollstreckung und einer Überlastung der Gnadeninstanzen geführt hat. Dieser Mißstand ist inzwischen durch die Teilreform des Gesetzes vom 21. Dezember 1921 zur Erweiterung des Anwendungsgebiets der Geldstrafe und zur Einschränkung der kurzfristigen Freiheitsstrafe behoben worden. Die wesentlichen Neuerungen dieses Gesetzes bestehen darin, daß nunmehr auch bei Vergehen, für die nach den bisherigen Vorschriften Geldstrafe überhaupt nicht oder nur neben Freiheitsstrafe zulässig war, dann wenn keine höhere Strafe als drei Monate verwirkt wäre, womöglich an Stelle der Freiheitsstrafe auf Geldstrafe erkannt werden und es dem Verurteilten gestattet sein soll, eine nicht beitreibbare Geldstrafe durch freie Arbeit zu tilgen. Der Rahmen für diese Abarbeitung der Geldstrafe wird erst noch durch Reichsgesetz zu schaffen sein. In der Bestimmung, wonach Gefängnisstrafen von unter drei Monaten, wenn es der Strafzweck

gestattet, durch Geldstrafen ersetzt werden sollen, geht das Gesetz vom 21. Dezember 1921 über die Vorschläge des Entwurfs hinaus, der im allgemeinen auch bestrebt ist, das Anwendungsgebiet der Geldstrafe zu erweitern. Sehr zweckmäßig erscheint mir der Gedanke des § 55, wonach bei Straftaten, die auf Gewinnsucht beruhen, auf Geldstrafe bis zu 100 000 Mark neben Freiheitsstrafe erkannt werden kann. Die Beschränkung auf 100 000 Mark dünkt mir jedoch unzureichend. Es ist durchaus gerechtfertigt, wenn in solchen Fällen die Geldstrafe bis zum Betrag des Gewinns erhöht werden kann. Der Strafzweck wird dadurch in vielen Fällen besser erreicht werden können als durch hohe Freiheitsstrafen.

Höchst unzweckmäßig dagegen erscheint mir der Vorschlag des § 59, die Ersatzfreiheitsstrafe erst, wenn feststeht, daß die Geldstrafe unbeibringlich ist, durch Gerichtsbeschluß festsetzen zu lassen. Das erkennende Gericht wird auf Grund einer eingehenden mündlichen Verhandlung in aller Regel den sichersten Eindruck vom Angeklagten erhalten und deshalb am ehesten in der Lage sein, die Ersatzstrafe festzusetzen. Der Gerichtsbeschluß dagegen ergeht im schriftlichen Verfahren, und es kann dann vorkommen, daß keiner der beteiligten Richter den Angeklagten je gesehen hat. Das bisherige Verfahren, die Ersatzstrafe im Urteil sofort auszusprechen, sollte deshalb beibehalten werden. Die Ersatzstrafe ist eben doch ein Teil des Urteils, und alle Gründe, die für öffentliche Verkündung des Urteils sprechen, treffen auch für sie zu. Der Bestrafte geht auch im letzteren Falle der im Gesetz vorgesehenen Vergünstigungen, wie Teilzahlung, Unterbleiben der Vollstreckung oder Tilgung durch freie Arbeit, nicht verlustig.

Die mildeste Strafe ist auch nach dem Entwurf der Verweis. Während aber das geltende Recht ihn nur für Personen unter achtzehn Jahren kennt, sieht ihn der Entwurf auch für Erwachsene in den Fällen vor, in denen dem Gericht vom Gesetz die Befugnis gegeben ist, die Strafe nach freiem Ermessen zu mildern. Der Verweis soll in einer dem Verurteilten mündlich erteilten Rüge bestehen. Um sein Anwendungsgebiet erweitern zu können und seine bei mündlicher Erteilung erfahrungsgemäß geringe Wirkung zu steigern, wäre zu erwägen, auch die öffentliche Erteilung des Verweises, sei es in der Form des Anschlags an der Gemeindetafel oder durch Einrücken in die Zeitung, zuzulassen.

Wenn man von den Ehrenstrafen, von denen schon oben kurz die Rede war, von der Urteilsbekanntmachung und der Einziehung, die im wesentlichen aus dem geltenden Recht übernommen sind und die der Entwurf selbst nur als Nebenstrafen bezeichnet, absieht, so hätte man in den behandelten Strafmitteln das vollständige Strafensystem des Entwurfs zu erblicken. Indessen ist dieses damit keineswegs erschöpft. Die Verwahrung bei fehlender oder verminderter Zurechnungsfähigkeit, Wirtschaftsverbot, Unterbringung in einer Trinkerheilanstalt, Unterbringung liederlicher und arbeitsscheuer Personen im Arbeitshaus, Verwahrung gefährlicher Gewohnheitsverbrecher, Aufenthaltsverbot und Reichsverweisung sind in Wirklichkeit nichts anderes als Strafmittel, auch wenn sie im Entwurf Maßregeln der Besserung und Sicherung genannt werden und räumlich ziemlich weit von den Strafen getrennt geregelt sind. Sie verfolgen im Grunde auch keinen anderen Zweck als die vom Entwurf als eigentliche Strafen bezeichneten Strafmittel. Offenbar handelt es sich hier um eine der Stellen, wo der alte Streit der klassischen

und der modernen Strafrechtsschule zutage tritt. Was Strafe ist, muß aber auch als solche benannt werden. Deshalb ist eine Verbindung der Abschnitte »Strafen« und »Maßnahmen der Besserung und Sicherung« zu wünschen. Diese wird insbesondere dem letzteren Abschnitt zugute kommen, dessen einzelne Maßnahmen, wie sehr man auch im allgemeinen mit ihnen einverstanden sein kann, in der Ausgestaltung doch noch mancher Abänderung bedürfen. Sie stellen den interessantesten, zugleich aber auch den problematischsten Teil des Entwurfs dar, weil ihre Durchführung zahlreiche Neueinrichtungen notwendig machen wird, deren Verwirklichung, wie der Entwurf selbst bemerkt, die Finanzlage des Reiches und der Länder unter Umständen nicht zulassen wird. Die Maßnahmen hier einer näheren Betrachtung zu unterziehen, würde zu weit führen. Es muß dies einem weiteren Aufsatz vorbehalten bleiben.

Das Prinzip der Planwirtschaft und die neueste Wirtschaftsentwicklung

Von Dr. **Karl Landauer** (München)

(Schluß)

IV

In der Literatur des letzten Jahres ist verschiedentlich versucht worden, die Einwände zu entkräften, die gegen die Planwirtschaft im Sinne Wissells erhoben worden sind. Ströbel hat in seinem Buche »Die Sozialisierung«[4] eine Reihe von Punkten aufgeführt, die nach seiner Ansicht von den Gegnern Wissells nicht genug beachtet worden sind. Der wichtigste darin enthaltene Gegeneinwand ist folgender: »Die Gemeinwirtschaft, sagt man, die Wissell auf die gesamte Produktion ausdehnen will, wird nach den Erfahrungen im Bergbau dahin führen, daß Unternehmer und Arbeiter sich durch hohe Preisfestsetzungen auf Kosten der Verbraucher, das heißt des gesamten Volkes, also in erster Linie der Arbeiter selbst, Sondervorteile zu verschaffen suchen. Aber würde diese Gefahr nicht gerade durch die *Verallgemeinerung beseitigt* werden? Denn sämtliche Unternehmer und Arbeiter der Gemeinwirtschaft können sich doch unmöglich gegenseitig übervorteilen; Monopolpreise können sich doch nur einzelne Industrien schaffen.« (S. 144.)

Mit diesem Argument könnte man beweisen, daß die ungeheure Geldentwertung, die wir doch in täglich fortschreitendem Maße erleben, nicht stattgefunden haben kann; denn die bekannte »Schraube ohne Ende« ist ja eine »gegenseitige Übervorteilung sämtlicher Unternehmer und Arbeiter« in dem Sinne, daß die durch Preiserhöhung gewonnenen Vorteile sich mit ihrer Verallgemeinerung ausgleichen. Aber wir wissen alle, daß derjenige Produzent, der mit der Preiserhöhung beginnt, *einen erheblichen Konjunkturgewinn macht*; denn bis das durch die Verteuerung

[4] Berlin 1921 (Firn-Verlag). Es ist der beinahe einzige, allerdings wesentliche Mangel des Buches, daß der Verfasser die gegen Wissell gerichteten Konsequenzen aus dem von ihm selbst angeführten Material nicht mit der nötigen Entschlossenheit zieht. Auch zu diesem Fehler wird er offensichtlich nur durch das berechtigte, allerdings von ihm zu weit getriebene Bestreben veranlaßt, alle diejenigen zu einigen, die für die Entfaltung einer kräftigen Initiative in Sachen der Sozialisierung eintreten.

des einen Produkts gestörte Gleichgewicht der Preise sich auf einer tieferen Stufe des Geldwerts wiederhergestellt hat, konnte er billig einkaufen, aber teuer verkaufen. Dieser Sachverhalt würde in der Planwirtschaft der gleiche sein. Bleiben würde deshalb auch das Haften der Erzeuger um den Vorsprung bei der Preissteigerung, nur daß eben die Selbstverwaltungsverbände ein vortreffliches Mittel bilden, um diese Preisentwicklung nach oben gegen die Wirkungen der Konkurrenz zu sichern und gegen alle Hemmnisse politischer und ähnlicher Art durchzusetzen. Die Ausbreitung der Selbstverwaltungsverbände über das Gebiet des ganzen Wirtschaftslebens würde nicht die Wirkung eines völligen Kräfteausgleichs zwischen Urproduzenten und Weiterverarbeitern haben, auch wenn in der Geschlossenheit der Organisation kein Unterschied besteht. In klassischer Weise hat das bekannte Buch von Kestner »Der Organisationszwang«[5] den Unterschied in der Wirkung zwischen den großen Rohstoffkartellen und den Verbänden der Fertigindustrie dargestellt, und was er für die freie Kartellbildung festgestellt hat, das gilt auch für öffentlich-rechtliche Zwangsverbände, daß nämlich die Beherrschung der Produktionsgrundlagen ein ganz anderes Maß von Macht verleiht als die Regelung in irgendeinem Zweige der Fertigindustrie. Wenn Kestner mit Recht sagt: »Der Stahlwerksverband und der Verein Solinger Scherenschleifer sind für die Volkswirtschaft ebensowenig vergleichbar wie die Deutsche Bank und ein kleiner Provinzialbankier«, so trifft das gleiche auch zu auf das Verhältnis der Zwangsorganisation der Großeisenindustrie zur etwa zu schaffenden Zwangsorganisation der Scherenschleifer.

Aber wenn auch die allgemeine Verbreitung der Zwangsorganisationen nicht zur völligen Machtgleichheit aller Produktionszweige führen könnte, so würde sie doch keineswegs wirkungslos bleiben. Sie würde es der weiterverarbeitenden Industrie ermöglichen, die Preiserhöhungen rascher und sicherer an ihre eigenen Abnehmer weiterzugeben, ja auch von sich aus, soweit nicht etwa die Rohstoffverbände dies verhindern (was aber nur in einer sehr begrenzten Zahl von Fällen möglich ist), viel häufiger mit Preiserhöhungen zu beginnen oder wenigstens auf Rohstoffverteuerungen bei der Weitergabe von sich aus kräftige Aufschläge zu nehmen. Der Konjunkturgewinn der Rohstoffindustrie würde im einzelnen Falle vermindert, weil die Zeitspanne bis zur Verallgemeinerung des höheren Preisniveaus kurz wäre, im ganzen aber würde nur die Schraube ohne Ende in raschere Umdrehung versetzt. Den Schaden hätten diejenigen zu tragen, deren Pressionsmittel die schwächsten sind und die deshalb die Geldentwertung immer nur teilweise ausgleichen können: die große Masse der Arbeiter und Angestellten, die Rentner, die nicht mehr Arbeitsfähigen. Die Berliner Elektrizitätsarbeiter werden nicht ins Hintertreffen kommen, Verkehrsbeamte und Kohlenarbeiter werden sich auch bei der größten wirtschaftlichen Zerrüttung das Notwendige sichern können, was sich aber nicht wehren kann, kommt rettungslos unter die Räder. Das wäre das unvermeidliche Ende einer Politik, die wirtschaftliche Vernunft dadurch herstellen will, daß sie die Herrschaft über die Wirtschaft den Interessenten anvertraut in einem Zeitpunkt, in dem ein schwacher Staat ganz und gar unfähig wäre, die Kräfte zu bändigen, die er nach jenem Rezept selbst organisieren müßte.

[5] Berlin 1922, S. 388.

In der neuerschienenen Schrift von Wissell und Striemer »Ohne Planwirtschaft kein Aufbau!«[6] ist ein Vorschlag gemacht, der die wenig günstigen Ergebnisse verbessern soll, die bisher die Teilnahme der Arbeitnehmervertreter an der Leitung von Selbstverwaltungskörpern gezeitigt hat. Es wird empfohlen, daß die Arbeiter sich als Vertreter nicht bloß Leute aus dem Arbeiterstande selbst, sondern vor allem geschulte Spezialisten, Volkswirte, Techniker und Juristen wählen, die als kundige Sachwalter viel eher befähigt seien, den Unternehmervertretern das Gegengewicht zu halten. Wahrscheinlich könnte in Einzelheiten auf diese Weise manches besser gemacht werden; der Kern der Sache wird aber dadurch nicht getroffen. Zunächst einmal wäre es falsch, zu glauben, daß die Unternehmervertreter in den Selbstverwaltungskörpern, soweit sie nicht selbst Unternehmer sind, etwa nur auf Grund ihrer akademischen Bildung den Arbeitervertretern überlegen seien. Ausschlaggebend sind die Informationen, die sie von den Unternehmern erhalten und die sie allerdings auf Grund ihrer geistigen Schulung zu verwerten verstehen. Wenn heute die Arbeiter des Kohlenbergbaus einen Volkswirtschaftler anstellen, um sie im Reichskohlenrat zu vertreten, so wird er noch lange nicht an Kenntnis den Unternehmervertretern gleich sein; denn die Unternehmer können deshalb, weil sie die Wirtschaftsleiter sind, ihre Vertreter in ganz anderem Maße über die ausschlaggebenden Tatsachen auf dem laufenden halten, wie die Arbeiter das vermögen. Daher ist zwischen dem Sachwalter der Arbeiter und dem der Unternehmer immer ein Unterschied wie zwischen einem Kriegsberichterstatter, der sich von einem Kompagniefeldwebel informieren läßt, und einem anderen, der seine Nachrichten vom Generalstabschef bezieht. Wenn auch beide Berichterstatter gleich tüchtig sind, und wenn auch der Kompagniefeldwebel nicht weniger begabt ist wie der General, so wäre es doch recht verfehlt, eine Gleichwertigkeit der Berichte anzunehmen.

Aber wenn man sich an die im vorigen Artikel zitierten Äußerungen Hues und Werners erinnert, so zeigt sich, daß für die ungünstigen Erfahrungen die größere Sachkenntnis der Unternehmer nicht allein und wahrscheinlich sogar nicht in erster Linie bestimmend waren. Entscheidend war, daß sich die Arbeiter in erster Linie als Interessenten ihres Berufszweigs, nicht aber als Proletarier schlechthin oder als letzte Konsumenten fühlten. Das wird nicht besser, wenn man anders vorgebildete Vertreter in die Körperschaften schickt. Im Gegenteil wird der Akademiker, weil er mit größerem Mißtrauen in den eigenen Reihen zu kämpfen hat, noch weniger in der Lage sein, den Sonderinteressen seiner Wähler dort entgegenzutreten, wo sie mit den Interessen der Allgemeinheit oder der Gesamtarbeiterschaft zusammenstoßen.

V

Merkwürdigerweise haben die Anhänger der Planwirtschaft von einem sehr naheliegenden und auf den ersten Blick sehr einleuchtenden Argument keinen Gebrauch gemacht, das sich ihnen geboten hätte. Die Kritiker Wissells, angefangen von dem bekannten Flugblatt des Parteivorstandes bis zur Besprechung des Buches von Wissell-Striemer im »Vorwärts« (Nr. 606 vom 24. Dezember 1921) befürchteten von der Verwirklichung der Planwirtschaft

[6] Rudolf Wissell und Dr. A. Striemer, »Ohne Planwirtschaft kein Aufbau!« Berlin 1921.

eine Stärkung des Unternehmertums. Besteht diese Befürchtung zu Recht, dann sollte man annehmen, daß die Unternehmer die Planwirtschaft freudig begrüßt hätten. Die Wirklichkeit bestätigt dies aber nicht. Vielmehr sehen wir mit ganz wenigen Ausnahmen in allen Kreisen der Industrie nur schroffste Gegnerschaft gegen die Wissellschen Projekte. Gewiß war es der Aufnahme des Planwirtschaftsgedankens durch die Unternehmer nicht günstig, daß der Gedanke von seinen Anhängern als Vorstufe zur Sozialisierung aufgefaßt wird. Aber mag dieser Umstand zunächst auch die Quelle starker stimmungsmäßiger Hemmungen gewesen sein, so müßte das Unternehmertum sich doch längst zu einer sachlichen Betrachtung zurückgefunden haben. Die Ablehnung der Planwirtschaft durch die Unternehmer läßt sich mit der Auffassung der sozialistischen Kritiker des Planwirtschaftssystems nur in Einklang bringen, wenn irgendein Moment gefunden werden kann, das die Unternehmer auch dann von dem Eintreten für die Planwirtschaft abhalten muß, wenn sie noch so klar die Vorteile für ihre Machtstellung einsehen.

Die Unternehmer selbst bekämpfen die Planwirtschaft mit dem Argument, daß sie ihre Bewegungsfreiheit einenge und damit ihre Initiative lähme. An der Aufrichtigkeit dieses Arguments kann man nicht zweifeln; aber die Kartellentwicklung vor dem Kriege zeigt deutlich, daß die Unternehmer damals sehr bereitwillig um der Vorteile der Organisation willen eine weitgehende Einengung ihrer Bewegungsfreiheit in Kauf genommen haben. Warum ist das heute anders?

Es fehlt heute eine Voraussetzung, die vor dem Kriege dem Unternehmertum den Zusammenschluß auf horizontaler Grundlage so sehr erstrebenswert erscheinen ließ: die Stetigkeit des Wirtschaftslebens. Damals war die Möglichkeit, im Rahmen der Inlandswirtschaft durch einmalige geschäftliche Aktionen sehr große Gewinne zu erzielen, verhältnismäßig gering. Denjenigen Unternehmungen, die sich nicht stark im Ausland betätigen konnten, mußte es daher in erster Linie auf die Gewinnspanne ankommen, die sich im regulären, im alltäglichen Geschäft erzielen ließ. Wurde durch die Teilnahme an einem Kartellmonopol die Spannung zwischen den Produktionskosten und dem Verkaufspreis im täglichen Absatz auch nur um ein Viertel oder Drittel erhöht, so waren die Grundlagen des Unternehmens sehr wesentlich verbessert. Auf der anderen Seite konnte die Bindung an die Kartellbedingungen verhältnismäßig wenig schaden, wo die Wirtschaft sich im ganzen in berechenbaren Bahnen bewegte, wo, von Ausnahmen abgesehen, nicht plötzliche Anpassung an unvorhergesehene Zustände notwendig wurde. Heute liegen die Dinge ganz anders. Schon die unsicheren Währungsverhältnisse haben den spekulativen Charakter der Unternehmertätigkeit ganz außerordentlich verstärkt. Was würde heute für viele Unternehmer eine Erhöhung der Gewinnspanne um ein Drittel oder Viertel im täglichen Geschäft bedeuten, nachdem sie durch geschicktes und rasches Vorgehen bei einzelnen günstigen Gelegenheiten vielleicht ein Vielfaches von dem verdienen können, was sonst ihr ganzer Jahresgewinn ausmacht! Jedenfalls sind heute sehr viele Unternehmungen nicht bereit, um einer Erhöhung des normalen Gewinnsatzes willen eine Hemmung für das Ausnutzen außerordentlicher Gelegenheiten auf sich zu nehmen, wie es die Kontingentsbindung jedes Kartells darstellt. Dies aber bedeutet eine Minderung der Werbekraft des Kartellgedankens, und tatsächlich ist die Entwicklung des Kartellwesens

im ganzen rückläufig geworden. Das ist besonders deutlich in der Eisenindustrie zu sehen: Der Stahlwerksverband, dieses kunstvolle Produkt langjähriger Organisationsarbeit und sorgfältiger gegenseitiger Abwägung von Interessen der Weiterverarbeiter und Interessen der Halbfabrikaterzeuger, von Existenznotwendigkeiten der reinen Werke gegen das Expansionsbedürfnis der gemischten Unternehmungen, ist auseinandergegangen; auch im Gebäude der anderen Eisenkartelle knistert es bedenklich. Daß diese Erscheinungen allgemeine Bedeutung haben, zeigt recht deutlich die auf dem Kartelltag des Reichsverbandes der deutschen Industrie im Januar 1921 gehaltene Rede Dr. Tschierskys, in der dieser entschiedenste Anhänger des Kartellgedankens die schwere Zeit beklagt, welche die Kartelle durchzumachen haben, und nach einer »Neuorientierung« sucht, die einem Aufgeben der alten Kartellzwecke gleichkommen würde. (Kartellrundschau, Heft 1, 1921.)

In einer Zeit, in der die Bindungen des freien Kartellwesens so drückend empfunden werden, daß man mehr an sie als an die Vorteile der Kartelle denkt, steht nicht zu erwarten, daß die Werbekraft des Organisationsgedankens stark genug ist, um die Zwangsverbände der Planwirtschaft den Unternehmern erwünscht erscheinen zu lassen. Das Wirtschaftsleben ist durch den Verlust an Ausgeglichenheit und Stetigkeit wenigstens in einer Hinsicht aus der Periode des Hochkapitalismus auf eine mittlere Stufe kapitalistischer Entwicklung zurückgeschleudert worden, und diese Stufe erträgt die Organisationsform des horizontalen Verbandes nicht oder nur sehr schwer. *Weil der horizontale Verband unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit der Grundtendenz des Wirtschaftslebens im Widerspruch steht und daher die Erfüllung der Unternehmerfunktion beeinträchtigt, damit aber auch die Gewinnaussichten der Unternehmer mindert, hat im Augenblick das Wissellsche Selbstverwaltungsprinzip für die Unternehmer nichts Verlockendes. Dies aber wird sich ändern.* Der ungestüme Wellenschlag des Wirtschaftslebens wird einer neuen Periode annähernder Ausgeglichenheit Platz machen, die dem solidarischen Zusammenschluß des Unternehmertums günstig ist. Hat bis dahin die Entwicklung nicht zu Bildungen politischer oder wirtschaftlicher Art geführt, die einen Ausbau dieses Zusammenschlusses trotzdem hindern, dann kann schwere Gefahr für den demokratischen Staat entstehen. Und diese Gefahr würde noch sehr erheblich gesteigert, wenn dem Unternehmertum außer den freiwilligen Zusammenschlüssen auch noch das Instrument der Zwangsverbände zu Gebote stände, die aus vielen Gründen eine weit größere Stoßkraft entfalten können.

VI

Wir machen es uns meistens viel zu wenig klar, welche ungeheure Aufgabe wir in Deutschland mit der Einführung der politischen Demokratie übernommen haben. Überall in der Geschichte haben bisher die Beherrscher der Produktionsmittel auch politische Vorrechte besessen. Die moderne Demokratie hat diese Vorrechte formell und in weitem Umfang auch tatsächlich beseitigt. Aber der Gedanke, »daß Krupp nicht mehr in der Politik zu sagen haben soll als irgendeiner seiner Arbeiter«, geht vielen Menschen schwer in den Kopf, und am schwersten natürlich den Unternehmern. In Deutschland ist die Opposition des Unternehmertums größer als anderswo, weil die Or-

ganisation der Arbeiterklasse die politische Demokratie wirksamer macht als in Frankreich oder Amerika, und weil Sicherheitsventile fehlen, wie sie für England das britische Imperium mit seinen reichen Betätigungsmöglichkeiten für Herrschaftsinstinkte des Unternehmertums bietet. Heute mangelt dem deutschen Unternehmertum noch die richtige Organisationsform, um seine wirtschaftlichen Machtmittel gegen den demokratischen Staat zu gebrauchen. Der Vorstoß gegen die Reichsbahnen war ein kindischer Streich, weil keine Organisation vorhanden ist, die dieses Machtmittel im solidarischen Interesse der Unternehmer gebrauchen könnte. Die »Industrieherzöge« Stinnes, Wolff, Sichel usw. sind weniger gefährlich als die Kartellbildungen, denen sie zum Teil wohl auch für die Zukunft entgegenwirken, weil die großen Vertikalkonzerne sich notwendigerweise untereinander bekämpfen müssen und daher — wohl auch wegen ihrer Wirkung auf Teile der Fertigindustrie — die Interessen des Unternehmertums mehr spalten als zusammenfassen.

Der Augenblick stärksten Druckes der Unternehmermacht gegen den Staat kommt erst, sobald die Wirtschaftsentwicklung der solidarischen Zusammenfassung der Unternehmerinteressen nach dem Organisationsprinzip der Kartelle wieder günstig ist. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dem Unternehmertum für diesen Zeitpunkt die wirksamsten Organisationsmittel zur Verfügung zu stellen. Die Bildung industrieller Selbstverwaltungskörper an einzelnen Punkten des Wirtschaftslebens läßt sich aller Voraussicht nach nicht immer umgehen; wir aber müssen danach trachten, diese Bildungen auf einen möglichst geringen Umfang zu beschränken und mit der Übertragung mittelbarer Staatsgewalt an sie so sparsam als irgend tunlich zu sein. Vor allem ist es unsere Aufgabe, die Bedrohung des Staates den Zeitgenossen zum Bewußtsein zu bringen und die Erkenntnis zu verbreiten, daß der Staat *eigener* Herrschaft über Produktionsmittel bedarf, um sich dieser Gefahr zu erwehren. Ohne solche Herrschaft ist auch politische Demokratie auf die Dauer unter deutschen Verhältnissen nicht haltbar. Da allem Anschein nach in der Staatsaktiengesellschaft eine Form gefunden ist, die wirtschaftlich rationelle Verwaltung des Staatsbesitzes an Produktionsmitteln gewährleistet, so ergeben sich für eine zielbewußte Sozialisierungspolitik große Möglichkeiten. Es muß gelingen, die Werbekraft der sozialistischen Idee aus dem Schatz des Staatsgefühls zu stärken, das die geschichtliche Entwicklung im deutschen Bewußtsein so tief verankert hat. Es müssen alle aufgerufen werden, die nicht die staatliche Gewalt zu einer leeren Hülle werden lassen wollen, während das Schicksal der Volksgenossen durch einige Kartelldiktatoren bestimmt wird. Den bürgerlichen Demokraten muß immer wieder gezeigt werden, daß die rein politische Demokratie, soviel Wert auch sie bereits in sich trägt, etwas Halbes ist, das für sich allein nicht stehen kann. Gelingt es dem Staat, die Eigenherrschaft über weite Gebiete des Wirtschaftslebens zu sichern, die »Herrschaft des im freien Volksstaat organisierten Volkswillens über die Wirtschaft« zu erringen, dann wird auch die planmäßige Ordnung der wirtschaftlichen Vorgänge möglich sein, die gewiß die wichtigste Hoffnung des Sozialismus bilden, aber eine Hoffnung, die nicht verwirklicht werden kann, solange die überwiegende Mehrzahl der Produktionsmittel im privatkapitalistischen Eigentum steht.

Außenpolitische Rundschau

Die italienische Krise — Österreich und Deutschland — Die Kapitalflucht Eine Entscheidungsschlacht der Gegenrevolution — Der Kampf um Genua — Eine Milchmädchenrechnung

Die neue italienische Ministerkrise ist den Bemühungen Poincarés, die Konferenz von Genua zu verschieben, um sie wenn möglich auf ein falsches Geleise zu schieben, zu Hilfe gekommen. Eigentlich handelt es sich gar nicht um eine neue Regierungskrise in Italien. Sie besteht latent oder akut seit den letzten Wahlen. Giolitti hatte das Parlament aufgelöst, um sich eine feste bürgerlich-demokratische Mehrheit zu sichern, und zwar durch die Schwächung der katholischen Volkspartei wie der Sozialisten. Der Terror der Faszisten war ihm dabei nicht so unerwünscht, wie er sich den Anschein gab.

Aber die Berechnung Giolittis erfüllte sich nicht. Die Populari wurden n i c h t geschwächt. Und wenn die Sozialistische Partei infolge der kommunistischen Spaltung und der eigenen taktischen Fehler weit mehr als infolge des faszistischen Terrors stagnierte, ja sogar etwa zwanzig Mandate einbüßte, so war sie doch nicht so geschwächt, daß man eine offene antisozialistische Politik machen konnte. Und die in sich nichts weniger als geschlossene Demokratische Partei, die eigentlichen Giolittisten, verfügten nur über 157 von 525 Kammersitzen. Die Sozialisten haben 134, die Populari 108 Sitze. Der Rest verteilt sich auf die Reformsozialisten, Republikaner, Faszisten, Kommunisten usw. Man mag also rechnen wie man will: eine feste Regierungsmehrheit gibt es in der italienischen Kammer nicht — solange die Sozialisten es ablehnen, von ihrer parlamentarischen Macht einen anderen als einen rein oppositionellen Gebrauch zu machen. Nun wird zwar angenommen, daß Nitti wegen seiner Außenpolitik auf die wohlwollende Neutralität der Sozialisten rechnen könne. Nitti tritt insbesondere für eine gründliche Revision des Vertrags von Versailles und für einen internationalen Schuldennachlaß ein. Aber wenn er aus außenpolitischen Gründen sich der Protektion der Sozialisten erfreuen würde — etwa wie das Kabinett Wirth sich der »allergetreuesten« Opposition der Unabhängigen »erfreut« —, so stößt er aus denselben Gründen auf die Opposition des rechten Flügels der Demokraten. Und da die italienischen Sozialisten sich ebensowenig wie die deutschen Unabhängigen entschließen können, offen zu tun, was sie im tiefsten Innern wünschen, hängt auch das einzig mögliche Ministerium in der Luft.

Man darf auch nicht vergessen, daß in Italien seit einem Jahre ein erheblicher Umschwung in außenpolitischer Beziehung eingetreten ist. Während man früher auch in großkapitalistischen Kreisen durchaus geneigt war, auf die deutschen Zahlungen zu verzichten, will man jetzt nicht der »Dumme« sein. Diese Haltung ist an sich um so unbegreiflicher, als Italien selbst von einer schweren Wirtschaftskrise heimgesucht ist, die auf seinen Finanzen lastet. Es hat unter anderem mit einem Arbeitslosenproblem ganz besonderer Art zu tun. Vor dem Kriege wanderten alljährlich 300 000 italienische Arbeiter aus, um nur während einiger Wintermonate in der Heimat zu leben. Die Ersparnisse dieser Auswanderer halfen wesentlich zum Ausgleich der italienischen Handelsbilanz. Jetzt, da in den Ländern, wo die italienischen Auswanderer früher arbeiteten, entweder Arbeitsmangel herrscht, wie in der Schweiz und in Frankreich (hier wäre wohl Arbeit, aber es fehlt an den finanziellen Mitteln), oder so niedrige Arbeitslöhne bezahlt werden wie in Deutschland und dem Gebiet des früheren Österreich-Ungarn, die besonders bei der niedrigen Valuta dieser Länder keinerlei Ersparungsmöglichkeiten zulassen, sind die italienischen Auswanderer zur Arbeitslosigkeit und zum Elend verurteilt. Zudem ist bei dem herrschenden System der Abschließung der Länder eine Massenauswanderung besonders erschwert.

* * *

Über dieses Absperrungssystem sind, soweit Österreich in Frage kommt, kürzlich im Reichstag einige schüchterne Worte gesagt worden. Wir haben hier bei Besprechung des Vertrags von Lana (in Nr. 15 vom 6. Januar) bereits darauf hingewiesen. Das ganze Verhalten unserer Behörden gegenüber Österreich könnte man als Skandal bezeichnen, wenn man nicht wüßte, daß es durchaus nicht von bösem Willen eingegeben, sondern ein Ausfluß der Unfähigkeit und Nachlässigkeit ist. Man denke: bei den Wahlen zur Nationalversammlung waren alle in Deutschland lebenden Österreicher ohne weiteres wahlberechtigt. Erst der Einspruch der Entente hat das geändert. Aber während Engländer, Franzosen, Belgier frei und ohne Paß von England nach Belgien und Frankreich fahren können, während selbst Holländer ohne Paß nach diesen Ländern und umgekehrt Franzosen nach Holland reisen können, werden dem Deutschen, der nach Österreich, oder dem Österreicher, der nach Deutschland reisen will, immer noch die ebenso nutzlosen wie geld- und zeitraubenden Paßschikanen auferlegt.

Man muß sich nur wundern, daß ein Mann wie Genosse Köster, der es doch besser weiß, sich zum Sprachrohr der bureaukratischen Einwände gegen die Aufhebung des Paßzwangs hergeben konnte. Daß der Paßzwang die Kapitalflucht *nicht* verhindert, weiß doch schließlich jeder, der einmal eine Reise ins Ausland gemacht hat. Warum versucht man nicht, einen gegenseitigen *Deklarationszwang* des bei den Banken hinterlegten ausländischen Kapitals herbeizuführen? Warum nicht eine gegenseitige Mitteilung der Regierungen über das ausländische Kapital, das in Unternehmungen und Grundstücken angelegt ist? In Österreich würde man dabei sicher auf *keinen* Widerstand stoßen. Und diese Maßnahmen in Verbindung mit der Abschnürung der Devisenspekulation sind die einzig wirksamen, um die Kapitalflucht zu erfassen. Alles andere sind nur Papierwände, hinter die sich die bureaukratische Unbeholfenheit verschanzt — oft freilich, weil gewisse hohe und höchste Beamte sich nicht veranlaßt fühlen, der Republik gegen die kapitalistische Sabotage zu Hilfe zu kommen.

Eine Nebenbemerkung: Man konnte kürzlich in der Presse eine Mitteilung über die Vorarbeiten zur Konferenz von Genua lesen. Hat man daran gedacht, Vorschläge auszuarbeiten, um die *Kapitalflucht zu verhindern*? Was man bei den Alliierten der deutschen Regierung unter anderem zum Vorwurf macht, ist ihre Passivität gegenüber der Kapitalflucht. Diese kann aber wirksam nur bekämpft werden mit Hilfe der ausländischen Regierungen. Hat man die nötigen Vorschläge vorbereitet, um die Alliierten zu zwingen, Farbe zu bekennen und ihnen zugleich das Argument von der Mithilfe der deutschen Regierung bei der Kapitalflucht aus der Hand zu schlagen? Wollen wir wirklich unseren guten Willen bekunden und zugleich den bösen Willen derjenigen ausländischen Regierungen, die unter der Herrschaft der Hochfinanz stehen, an den Pranger stellen, hier haben wir die beste Gelegenheit dazu.

Aber von allen anderen Erwägungen abgesehen, wäre es höchste Zeit, daß wir uns auf eine Politik gegenüber Österreich besinnen. Nicht allein sentimentale und nationale Erwägungen brauchen dabei den Ausschlag zu geben. Jetzt, wo England, Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei der österreichischen Republik finanziell zu Hilfe kommen, um sich auf Grund dieser Brosamen *Privilegien* zu verschaffen, wäre es wohl an der Zeit, uns die geographische Bedeutung Österreichs klarzumachen. Es gab wohl eine Zeit, da man in Prag die Illusion hatte, daß der Verkehr von Westen nach Osten und Südosten nicht mehr über Berlin und Wien, sondern über die Hauptstadt der tschechoslowakischen Republik geleitet werden könne. Von dieser Illusion ist man so ziemlich geheilt. Man sucht jetzt aus Preßburg einen großen Handelsplatz für den Südosten Europas zu machen. Ohne uns etwa auf eine antitschechische Politik festzulegen, denn mit dieser jungen Republik verbinden uns alte wirtschaftliche und kulturelle Bande, die durch den Vertrag von Versailles zwangsweise enger geworden sind, haben wir doch wirklich keine Ursache, tatenlos

zuzusehen, wie man Geld verschwendet, um wirtschaftliche Abflußkanäle zu schaffen, die niemand nützen können. Die Österreicher bringen die schwersten Opfer, um ohne fremde kapitalistische Hilfe den Kohlenmangel ihres Landes durch die Ausnutzung seiner reichen Wasserkräfte einigermaßen auszugleichen. Deutsche Tatkraft und deutsches Organisationstalent haben hier ein weites Feld, das uns mit Jugoslawien, mit Ungarn und Italien in direkte Berührung bringt.

* * *

In Ungarn liefern jetzt die Magnaten, die mit der preußischen Junkerkaste wesensverwandt sind, nur daß sie mehr Schläue und mehr Biegsamkeit besitzen als ihre nordischen Klassengenossen, eine Entscheidungsschlacht. Sie suchen das Terrain, das sie durch die Revolution verloren haben, wieder zurückzugewinnen. Die Gemeierten werden, wenn die Magnaten siegen, wieder die Bauern sein. Man könnte beinahe sagen, daß diese es nicht besser verdienen, wüßte man nicht, daß die Bauern im allgemeinen die politisch unfähigste Klasse sind. Die Arbeiterschaft ist ja durch das Sowjetexperiment des Bela Kuhn bereits um die Früchte der Revolution gebracht worden.

Wie man sich erinnern wird, hat der Graf Bethlen, einer der geriebensten Magnaten, nachdem er feierlich der republikanisch angehauchten Bauernpartei beigetreten war, seinen »Wahlreform«-Entwurf eingebracht, der bestimmt war, eben dieser selben Bauernpartei den Kragen umzudrehen. Durch allerlei Klauseln sollte die traditionelle Wahlmache in Ungarn wieder auferstehen und damit die politische Herrschaft der Magnaten. Die Bauernabgeordneten merkten zwar den Braten, aber nicht rechtzeitig genug. Sie konnten wohl verhindern, daß die »Wahlreform« Gesetz wurde; sie konnten aber nicht mehr für eine Bauernregierung sorgen. Und nun hat Bethlen freie Bahn. Wie er es machen wird, um die Wahlen nach seinem Vorschlag vorzunehmen, darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Er wird es jedenfalls machen. Vorläufig läßt er verkünden, daß sich allerlei Parteien »seiner« Partei — nämlich der Bauernpartei — angeschlossen haben: die Tisza-Partei, die Ordnungspartei, die Altliberalen und weiß Gott welche erfundenen Parteien sonst noch. Mit anderen Worten: in der »Bauernpartei« ist der Einfluß der Bauern ausgeschaltet und der der Magnaten eingeschaltet worden. Es fragt sich nur, wie sich die Bauern schließlich auf dem flachen Lande dazu stellen werden, wenn man von ihnen verlangen wird, sie sollen für den »Bauernkandidaten« des Schloßbesitzers stimmen.

* * *

Am 9. Februar veröffentlichte die Havasagentur eine Note der französischen Regierung an ihre Vertreter im Ausland, die identisch ist mit der an England gerichteten Note bezüglich der Stellung der französischen Regierung zur Konferenz von Genua. Herr Poincaré verlangte in dem langen Aktenstück, daß die Alliierten erst untereinander zusammenkommen, um sich über den Sinn und die Tragweite der Beschlüsse von Cannes einig zu werden und eine gemeinsame Richtlinie für ihre Haltung auf der Konferenz festzulegen. Auf den Inhalt dieser Note einzugehen, erübrigt sich. Soweit bekannt ist, hat die englische Regierung darauf nicht geantwortet. Und eine Antwort ist auch schließlich überflüssig; denn Herr Poincaré verlangt, daß »die bestehenden Verträge, das heißt jene, die aus der Friedenskonferenz hervorgegangen sind«, »nicht angetastet werden dürfen«. Unter diesen Umständen hätte es keinen Sinn, die europäischen Regierungen zusammenzutrommeln. Oder der Sinn wäre vielmehr: die Neutralen sollen Deutschland Geld pumpen, welches Geld in die Kassen der Alliierten zu zahlen ist.

Anders kann man sich nämlich in Frankreich eine internationale Kreditoperation nicht vorstellen. Daß man damit ebensowenig Glück haben wird wie mit der Flüssigmachung der deutschen »Goldbons« — in Papier —, sollte man in Frankreich, wo man sich doch auf lukrative Finanzoperationen versteht, endlich begriffen haben. In einer Note vom 18. Februar teilt England als Antwort auf eine andere Note Frankreichs mit, daß es bereit sei, die Regelung der deutschen Zahlungen für 1922

der Reparationskommission zu überweisen, wenn Frankreich die in Cannes in Aussicht genommenen Vereinbarungen als endgültig anerkenne. Natürlich wird Poincaré das nicht tun, sondern mit neuen Noten antworten. Es wird also nichts anderes übrigbleiben, als den Dingen ihren Lauf zu lassen — auch ohne vorherige Zustimmung Poincarés.

Würde man nicht die politischen Hintergedanken kennen, dann könnte man überrascht sein von den Rechenexempeln der Franzosen, die doch ausgezeichnete Mathematiker sind, sowie sie auf die deutschen Zahlungen zu sprechen kommen. Herrn Landry, ein gewesener und künftiger Minister, rechnete kürzlich in der Deputiertenkammer aus, daß das deutsche Budget, wenn man sparsam wäre, jetzt schon einen Überschuß von 15 Milliarden Franken für Reparationen ergeben würde!

Angenommen, die Rechnung des Herrn Landry wäre richtig und das deutsche Budget würde einen Überschuß von 15 Milliarden Franken gleich 240 Milliarden Papiermark ergeben. Hätte dadurch Frankreich einen Vorteil? Was würde es den Franzosen nutzen, wenn wir ihnen einige Waggonladungen Papiermark schickten? Es ist doch schließlich nicht schwer zu begreifen, daß ein Staat ausländische Schulden nur auf zwei Wegen zahlen kann: durch die Ausfuhr von Gold oder von Waren. Gold haben wir keines. Unsere Warenausfuhr beträgt gegenwärtig 4 Milliarden Goldmark, um 1 Milliarde weniger als unsere Einfuhr. Womit sollen wir also die phantastischen Summen zahlen, die man in London festgesetzt hat?

* * *

Genosse de Brouckère ist im Brüsseler »Peuple« bei Besprechung der deutschen Note an die Alliierten in Cannes zu einer ähnlichen Feststellung gekommen. Er nimmt zwar an, daß die Ausfuhr Deutschlands höher sei, weil die Schätzungen immer hinter dem Wert zurückbleiben (de Brouckère vergißt allerdings, daß es sich ebenso mit der Ausfuhr aus den anderen Ländern, das heißt mit der deutschen Einfuhr verhält), aber diese Ausfuhr hält er doch nicht für groß genug, um damit auch nur die in Cannes in Aussicht genommenen 720 Millionen Goldmark zu zahlen. de Brouckère hat eben die handgreifliche Tatsache, wie man Auslandschulden zahlen kann, begriffen.

Und doch kommt de Brouckère zu dem überraschenden Schluß, daß Deutschland nicht nur die 720 Millionen von Cannes, sondern sogar die Milliarden von London zahlen könne. Wie? Das ist sehr einfach. Vor dem Kriege, sagt Genosse de Brouckère, betrug die deutsche Ausfuhr 10 Milliarden Goldmark, und diese Ausfuhr wuchs ständig. Diese 10 Milliarden würden heute infolge der Preissteigerungen 12 Milliarden sein. Bei ruhiger Entwicklung würde also Deutschland eine Ausfuhr von mindestens 15 Milliarden Goldmark haben. Angenommen, fährt de Brouckère in seiner Milchmädchenrechnung fort, auch die Einfuhr würde sich dementsprechend steigern, also 10 Milliarden betragen, so blieben also noch 5 Milliarden Goldmark übrig....

Et qui m'empêchera de mettre en notre étable,
Vu le prix dont il est, une vache et son veau ...

Genosse de Brouckère vergaß nur einige Kleinigkeiten. Zum Beispiel, daß durch den Friedensvertrag Deutschland drei Viertel seiner Eisenproduktion verloren hat; daß ihm die Saarkohlen und ein großer Teil der oberschlesischen Zink- und Kohlengruben genommen wurden; daß man ihm außer 7 Millionen Menschen, die Kaligruben von Elsaß-Lothringen und die landwirtschaftlichen Überschußgebiete Posens und Westpreußens genommen hat; daß man ihm ferner den größten Teil seiner ausländischen Besitzungen, seine Handelsflotte und seine Kabel genommen hat, von den Kolonien gar nicht zu reden; weiter, daß Deutschland heute nicht mehr 70, sondern nur noch 60 Millionen Einwohner zählt, worunter sich etwa 2 Millionen Kriegsbeschädigte befinden; daß die Getöteten und Krüppel gerade die kräftigsten

Arbeiter waren, daß also die Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeiter stark gesunken ist; daß aber selbst *vor* dem Kriege die Einfuhr Deutschlands um anderthalb Milliarden *größer* war als die Ausfuhr.

Adieu veau, vache, cochon, couvée.

Nun wird man begreifen, wie es in den Köpfen der Chauvinisten von der anderen Seite des Rheins aussehen mag, wenn ein so nüchtern und klar denkender Kopf wie Genosse de Brouckère sich zu einer solchen Milchmädchenrechnung versteigen kann. J. S.-J.

Der Entwurf eines Wohlfahrtsgesetzes für Thüringen

Von **Henni Lehmann**

Die Wohlfahrtsgesetzgebung im Reiche hält ein langsames Tempo ein. Daher ist es nicht verwunderlich, daß, nachdem Württemberg vorangegangen, erst jetzt Thüringen ein Wohlfahrtsgesetz vorbereitet. In der Begründung des Entwurfs wird hervorgehoben, daß es unzweckmäßig sei, die Verabschiedung der Reichsgesetze abzuwarten, da sonst »zu viel kostbare Zeit« verloren ginge. Die besonderen Verhältnisse Thüringens, in dessen einzelnen Teilen die Handhabung der Wohlfahrtspflege bisher außerordentlich verschieden und, wie die Begründung des Entwurfs sagt, »wenig systematisch« war, lassen in der Tat jetzt nach der Vereinigung eine einheitliche gesetzliche Zusammenfassung sehr wünschenswert erscheinen. Der Entwurf hat kürzlich dem Thüringer Landtag vorgelegen; er wurde — ein seltsames Vorkommnis im parlamentarischen Leben — von allen Parteien im wesentlichen sympathisch begrüßt und passiert zurzeit die Kommission, um voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit an den Landtag zurückzugelangen.

Der Entwurf präsentiert sich — das ist von allgemeiner Bedeutung — als Präzedenzfall für die kommende Gesetzgebung, als ein Gesetz, das in der Hauptsache den formalen Aufbau, die Organisation der Wohlfahrtspflege regelt, nicht in gleichem Umfang ihren materiellen Inhalt. In der Begründung ist hierzu angegeben, daß das Arbeitsgebiet nicht fest zu umgrenzen sei und Differenzen über einzelne Begriffe beständen. Letzterer Grund ist kaum stichhaltig. Es hat sich in der Wohlfahrtsarbeit für alles Wesentliche eine ziemlich feststehende Terminologie herausgebildet, über die man sich einig ist. Wo dies nicht der Fall ist, läßt sich auf Grund des Gesetzes eine einheitliche Auslegung schaffen. Der erste Grund ist dagegen sicherlich beachtenswert. Wollte man ganz bestimmte Aufgaben als ausschließliche Ziele des Gesetzes festlegen, so würde man sich für die Zukunft die Hände binden und einer fortschreitenden Entwicklung der Verhältnisse nicht gerecht werden. Indessen läßt sich wohl denken, daß zunächst einige bestimmte festumrissene Arbeitsgebiete festgelegt werden, um auf diese alle praktische Tätigkeit energisch zu konzentrieren, und daß ferner für weitere Arbeit und Entwicklung durch eine entsprechende Formulierung Raum geschaffen wird. Das könnte Vorzüge haben. Auch der Entwurf skizziert in der Begründung einzelne Arbeitsgebiete und gibt allgemein an, daß Fürsorge zu betreiben sei »von der Wiege bis zur Bahre«. Ich muß gestehen, daß mir der Entwurf besser gefiele, wenn in dem § 1 dieser Gesichtspunkt der behütenden Fürsorge etwas schärfer zum Ausdruck gekommen wäre. Jetzt lautet § 1: »Als Wohlfahrtspflege im Sinne des Gesetzes gilt die Förderung des Volkswohls in geistiger, gesundheitlicher, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht.« Sicherlich ist das alles Wohlfahrtspflege im besten Sinne, und ich möchte keinesfalls, daß Volksbildungsbestrebungen, hygienische Anordnungen, Arbeitsfürsorge usw. abgesplittert würden; andererseits ist es jedoch ganz unmöglich, daß die Wohlfahrtspflege und insbesondere die Wohlfahrtsämter *alle* diese Förderungen des Volkswohls übernehmen. Auf dem Gebiet des Bildungswesens zum Beispiel können es sicher nur Teilgebiete sein. Das gesamte Unterrichtswesen wird man nicht einbeziehen wollen und können. Die eigentliche erste Arbeit

der Wohlfahrtsämter wird immer ein Schutz der wirtschaftlich Schwachen sein und ein Behüten vor wirtschaftlicher Schwäche. Es sollte das deutlich im § 1 zum Ausdruck kommen.

Als besondere Arbeitsgebiete werden in der Begründung hervorgehoben: die Fürsorge für Kinder und Jugendliche, für Krüppel, Blinde, Taubstumme und Epileptiker, Bekämpfung bestimmter Krankheiten und der Trunksucht sowie Wohnungsfürsorge, Kranken- und Hauspflegewesen, Einrichtung von Wanderbüchereien, Rechtsberatung und Rechtshilfe, Heimatpflege usw. Erfreulich in dieser Aufzählung berührt, daß die Bekämpfung der Trunksucht ausdrücklich als Aufgabe der Wohlfahrtspflege genannt ist. Das hat moralische Bedeutung, die erziehlich wirkt. Gern sähe ich auch, wenn man die Polizeipflege, die Fürsorge für Gefährdete und Gefallene (letzterer Ausdruck ist für mein persönliches Empfinden abscheulich, aber er ist nun einmal geprägt) als besonderes Arbeitsgebiet nennen würde. Von der jetzt aufgeführten Fürsorge werden in dieser Richtung nur Jugendliche erfaßt. Wer die Arbeit kennt und die Tätigkeit der Polizeipflegerinnen, der weiß, wie oft gerade für ältere Prostituierte Rat und Hilfe nötig ist von solcher weiblicher Seite, die Autorität und Verantwortung besitzt.

Der Begründung zum § 1 geht eine allgemeine Begründung voraus, deren Richtlinien erfreulich sind. Es wird gesagt, daß Partei und Glaubensbekenntnisse in der Wohlfahrtspflege auszuschalten sind, daß die Stellen, die Pionierarbeit geleistet haben, auch fernerhin mitarbeiten sollen, daß Selbstachtung und Verantwortlichkeit des einzelnen gehoben werden müsse. Letzterwähntes Streben in den Geist der Wohlfahrtspflege einzuhämmern, wäre wünschenswert. Der Geist der bisher üblichen Armenpflege war allzuoft danach angetan, Selbstachtung zu ersticken und Selbstverantwortung durch Bevormundung zu schwächen.

Außerdem wird gesagt, daß alle Zweige der Volkswohlfahrt und der freien Liebestätigkeit zusammenzufassen sind. Das entspricht dem § 2 des Entwurfs, in dem hervorgehoben wird, daß die freiwillige Liebestätigkeit zur Förderung der Wohlfahrtspflege durch Religionsgemeinschaften, Anstalten, Stiftungen usw. durch das Gesetz nicht beeinträchtigt werden sollen. Es hatte bei den Landtagsverhandlungen den Anschein, als ob einige sehr linksstehende Fanatiker gegen diese Stellungnahme des Gesetzes zu der freien Liebestätigkeit Sturm laufen wollten. Man kann solche Unbedachtsamkeit nur beklagen. Sozialisierung der Wohlfahrtspflege ist ebenso ein Schlagwort wie das Wort Sozialisierung an anderen Stellen auch. Mann kann auch in der Wohlfahrtspflege nur die »reifen Betriebe« sozialisieren, d. h. die für Verwaltung durch die Allgemeinheit geeigneten. Es wird sich dabei voraussichtlich um Einrichtungen der geschlossenen Wohlfahrtspflege, Anstalten und ähnliches handeln. Offene Wohlfahrtspflege kommt seltener in Betracht, vielleicht Hauspflege und dergleichen. Noch eines kommt hinzu, die finanzielle Frage. Manche solche Einrichtungen, insbesondere Anstalten besitzen bedeutendes Eigenvermögen oder erhalten sich durch Beiträge von privater Seite. Es ist völlig undenkbar, daß Reich, Länder, Kreise oder Gemeinden auch nur die allernotwendigsten dieser Einrichtungen bei der gegenwärtigen ungewissen Finanzlage zu übernehmen und fortzuführen vermögen. Dabei ginge auch eine große Zahl wertvoller Hilfskräfte verloren. Das würde, ebenso wie einen Verlust an Können, einen solchen an unentgeltlich geleisteter Arbeit, also eine neue finanzielle Belastung bedeuten. Unbedingt gesetzlich festzulegen wäre jedoch meines Erachtens, daß die Träger der Wohlfahrtspflege, Wohlfahrtsämter usw. *mitverantwortlichen Einfluß auf alle Einrichtungen der freien Liebestätigkeit gewinnen, unabhängig davon, ob solche Einrichtungen Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln beziehen oder nicht.* Die Form könnte die sein, daß das in Frage kommende Wohlfahrtsamt für einen Vertreter Sitz und Stimme in der Leitung oder dem Vorstand einer jeden Organisation der freien Liebestätigkeit erhält und bei Mißständen in äußersten Fällen Schließung der Einrichtungen verlangen kann.

Wichtig und zu begrüßen ist § 3, demzufolge Zuwendungen, die aus öffentlichen Mitteln an einzelne gemacht werden, nicht als öffentliche Armenunterstützung gelten. Demzufolge haben sie auch keine armenrechtlichen Folgen.

Der zweite Abschnitt des Entwurfs, § 5 bis 11, hat den Aufbau der Wohlfahrtsämter zum Inhalt, die bei jeder Kreisverwaltung errichtet werden sollen. Die Kreiseinteilung in Thüringen ist gegenwärtig eine umstrittene gesetzgeberische Aufgabe, von deren Lösung natürlich auch Zahl und Umfang der Wohlfahrtsämter abhängen wird. Der Vorstand des Wohlfahrtsamts ist fünfgliedrig gedacht, also nicht zu groß. Ihm tritt ein neungliedriger Pflegerat zur Seite. Dem Vorstand soll ein von der allgemeinen Ortskrankenkasse gewähltes Mitglied und ein sozialhygienisch geschulter Arzt angehören. Bei dem Pflegerat ist vorgesehen, daß ihm vier Mitglieder angehören, die in der Wohlfahrtspflege erfahren sind, darunter mindestens ein Vertreter der freien Liebestätigkeit. Es wäre wünschenswert, festzulegen, wie auch von Rednern verschiedener Parteien hervorgehoben wurde, daß Frauen dieser Körperschaft angehören müssen. Abschnitt 3, § 12 bis 16, fordert ehrenamtliche, ebenfalls fünfgliedrige Ortspflegeausschüsse für die Gemeinden. Kleinere Gemeinden sollen zu einem Pflegebezirk zusammengeschlossen werden können. Auch hier sollen im Pflegeausschuß Ortskrankenkasse und, wenn möglich, die freie Wohlfahrtspflege vertreten sein. Abschnitt 4, § 17, 18, bestimmt, daß beim Landwirtschaftsministerium ein höchstens fünfgliedriger Landesbeirat für Wohlfahrtspflege zu errichten ist. Es sollen durch das Ministerium in der Wohlfahrtspflege erfahrene und bewährte Personen hineinberufen werden. Prinzipiell unterscheidet sich der Landesbeirat vom Vorstand des Wohlfahrtsamts, Pflegerat und Pflegeausschuß dadurch, daß er vom Ministerium berufen werden soll, während jene durch Wahlen zustande kommen. Abschnitt 5 ist überschrieben: Gemeindeschwestern. Er enthält im § 19 die sehr erfreuliche Bestimmung, daß möglichst in jeder Gemeinde eine oder mehrere Gemeindeschwestern zur Anstellung kommen sollen. Ganz unfaßbar ist mir jedoch im Zusammenhang damit, daß nicht eine Vorschrift getroffen ist für die Anstellung von Kreisfürsorgerinnen, obschon die Begründung deren Bedeutung ausführlich behandelt und nachdrücklich sagt: »Jedes Wohlfahrtsamt muß mindestens eine gut vorgebildete Kreisfürsorgerin anstellen.« Das gehört in das Gesetz, nicht bloß in die Begründung. Vielleicht hat man die pekuniäre Belastung durch solch erweiterte Vorschrift gescheut. Die pekuniäre Belastung wird hier wie anderswo meines Erachtens nicht so stark sein, wie von manchen Seiten angenommen wird. Es handelt sich bei der Umänderung der Wohlfahrtspflege nicht unbedingt um Vermehrung der Ausgaben, sondern häufig nur um Verlegung in einen anderen Etat.

Die Kosten der Wohlfahrtsämter sollen nach Abschnitt 6, § 22, 23, soweit sie nicht durch staatliche Zuschüsse oder andere Zuwendungen gedeckt werden, von den Kreisen, die Kosten der Ortspflegeausschüsse von den Gemeinden getragen werden. Es ist fraglich und wird von der neuen Kreiseinteilung abhängen, ob nicht hierdurch stellenweise eine Doppelbelastung der Gemeinden geschaffen wird.

Dies der wesentliche Inhalt des Gesetzes. Es ist durchaus zu begrüßen, daß in Thüringen eine solche systematische Regelung der Wohlfahrtspflege in Angriff genommen wird. Hoffentlich folgen andere Länder und das Reich in nicht zu langer Zeit dem Beispiel Thüringens.

Literarische Rundschau

Zurück zum Boden. Siedler-Bücherei, erster Band, Leitfaden für das Siedlungswesen unter Berücksichtigung der Verhältnisse in Sachsen. Unter Mitwirkung von Ministerialrat Dr. Edelmann, Dr. Kreis, Regierungsbaumeister Dr. Kruschwitz, Ministerialrat Dr. Sala, K. Schilling, Regierungsbaurat Stegemann, Direktor Zehl bearbeitet von Oberregierungsrat Dr. jur. et phil. Rusch.

Herausgegeben von der Landessiedlungsgesellschaft »Sächsisches Heim«, Dresden. Dresden 1921, Verlag Oskar Laube.

Das Siedlungswesen hat in der Nachkriegszeit eine große Bedeutung gewonnen. In der ersten Zeit nach dem Kriege hat man vielfach geglaubt, daß es möglich sein werde, einen erheblichen Teil der städtischen Bevölkerung wieder zur Landwirtschaft zurückzuführen. Inzwischen hat sich gezeigt, daß die Verwandlung eines Industriearbeiters in einen Landwirt gerade unter den heutigen Umständen kaum möglich ist. Einmal, weil die Anlage neuer Bauerngüter ein zu großes Kapital erfordert, und ferner, weil der Industriearbeiter oder Angestellte in den meisten Fällen weder Lust noch Eignung zum landwirtschaftlichen Beruf hat. Zudem ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Industrie auf die Dauer gar keinen Überfluß an Arbeitskräften haben wird. Die Siedlungsbestrebungen haben deswegen nicht aufgehört, aber man denkt, wenn heute von Siedlung gesprochen wird, nicht so sehr an die Schaffung neuer Bauernstellen als an die Errichtung von Wohnstätten für Menschen, die im Hauptberuf in der Industrie, im Handel und im öffentlichen Dienst beschäftigt sind. Leider herrscht wenig Klarheit darüber, was unter Siedlung zu verstehen ist. Dr. Rusch gibt in dem von ihm herausgegebenen Buche zunächst einmal eine Begriffsbestimmung des Wortes Siedlung. Siedlung ist nach ihm die »Seßhaftmachung der Bevölkerung in unmittelbarer oder mittelbarer Verbindung mit dem Boden«. Dabei braucht unter Seßhaftmachung nicht verstanden zu werden, daß der Siedler Eigentümer seiner Wohnstätte wird, sondern es kommt nur darauf an, daß der Siedler eine »eigentümerähnliche« Stellung hat und daß er vor unbegründeter Kündigung geschützt ist, wie das bei Wohnungen, die gemeinnützigen Bauvereinigungen gehören, regelmäßig der Fall ist. Die Wohnung muß ferner in einem Kleinhaus gelegen sein, das nicht unbedingt ein Einfamilienhaus zu sein braucht, sondern bis zu vier Wohnungen enthalten kann. Es muß ferner dem Wohnungsinhaber ein Stück Land zur Verfügung stehen. Rusch unterscheidet diese Wohnsiedlung von der Vollsiedlung, die den Siedler vollkommen ernährt, und von der sogenannten Kleinsiedlung, die dem Siedler den größten Teil seiner Ernährung gewährt, aber im Nebenberuf ausgeübt wird.

Die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Vorteile, die mit der Siedlung verbunden sind, werden in dem vorliegenden Buch ausführlich geschildert. Man kann den Siedlungsbestrebungen, die besonders den Industriearbeiter wieder in nähere Beziehungen zum Boden bringen wollen, nur den besten Erfolg wünschen. Auch wer das Großhaus für eine notwendige und berechtigte Wohnform hält, wird zugeben müssen, daß wir jetzt genug Mietkasernen haben. Im Interesse unserer Volksgesundheit ist es dringend notwendig, daß die Wohnungen, die heute entstehen, möglichst im Flachbau erstellt werden und mit jeder neuen Wohnung ein Garten verbunden wird. Freilich kann vorläufig nur einem kleinen Teil der Großstadt- und Industriebevölkerung ein Stück Land gegeben werden, das sich als Kleingarten bewirtschaften läßt.

Keinem Siedler sollte daher mehr Land zugewiesen werden, als er mit seiner Familie ohne Beeinträchtigung seiner Leistungsfähigkeit im Hauptberuf zu bestellen vermag. Wenn auch die Gartenarbeit nach Feierabend vom gesundheitlichen Standpunkt als ein sehr erwünschtes Gegengewicht gegen die Einseitigkeit der Berufsarbeit anzusehen ist, so darf doch die Gartenfläche nicht so groß sein, daß die Arbeit im Garten zu viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt und der Arbeiter dadurch von politischen, gewerkschaftlichen und Bildungsbestrebungen ferngehalten wird.

In den Aufsätzen, die das hier besprochene Buch enthält, werden die wirtschaftlichen, juristischen und technischen Fragen des Siedlungswesens eingehend behandelt. Die Schrift berücksichtigt besonders sächsische Verhältnisse; sie wird aber auch außerhalb Sachsens jedem, der sich mit Wohnungs- und Siedlungsfragen beschäftigt, sehr gute Dienste leisten. *Max Sachs*

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 24 40. Jahrgang ◆ 1. Band 10. März 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

GENERAL LIBRARY
MAY 13 1922
UNIVERSITY OF MICH.

Inhalt des Heftes

Wie Poincaré siegte. Von J. Steiner-Jullien.

Sozialisierungsbewegung im deutschen Baugewerbe. Von A. Ellinger.

Arbeitsrecht und Parteiprogramm. Von Dr. Johannes Biensfeldt (Hamburg).

Landwirtschaftliche Gegenwartsfragen. Von G. Schmidt.

Die Arbeiterjugend-Internationale. Von E. Ollenhauer.

Literarische Rundschau: Hermann Schlüter, **Die Chartistenbewegung.** ◆ Dr. V. Geilen, **Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur. Wiedergeburt der Mathematik aus dem Geiste Kants.** ◆ Ernst Rob. Curtius, **Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich.**

Notizen.

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Hoffmann, W., Die Reifezeit. Probleme der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik. Leipzig, Quelle & Meyer. 256 S. Geh. 34 M.

Instituts Solvay, Revue de l'Institut de Sociologie. Zweiter Jahrgang, Nr. 1. Selbstverlag des Instituts in Brüssel.

Jäckel, H., Kampf und Politik der Gewerkschaften und der Deutsche Textilarbeiterverband. Rede vor dem Verbandstag der Textilarbeiter. Berlin, Deutscher Textilarbeiterverband.

Karsen, Fritz, Die Schule der werdenden Gesellschaft. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 7 M.

Kautsky, Karl, Irland. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit". 32 S. Geh. 6 M.

Kommunistische Schriften:

Braud, E. und **H. Walecki,** Der Kommunismus in Polen. Drei Jahre Kampf auf vorgeschobenem Posten. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung: Karl Hoym Nachf., Hamburg. 85 S. Kart. 4 M.

Bremer, Karl, Der nahende Zusammenbruch der deutschen Bourgeoisie und die K. P. D. Hamburg, Verlag Karl Hoym Nachf. 36 S. Geh. 2 M.

Kleine Bibliothek der Russischen Korrespondenz. Nr. 60/61: **A. M. Kollontai,** Die Arbeiterin und Bäuerin in Sowjetrußland. Nr. 62/63: **E. Varga,** Sozialismus und Kapitalismus in Sowjetrußland. Kommissionsverlag Franke, Leipzig. Je 48 S. Geh. M. 1.50.

Russische Korrespondenz. Jahrgang II, Band 2, Nr. 12. Kommissionsverlag Franke, Leipzig. 18 M.

Sinowjew, G., Alte Ziele — Neue Wege. Über die proletarische Einheitsfront. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung: Karl Hoym Nachf., Hamburg. 31 S.

Zetkin, Klara und **Henri Walecki,** Dem Reformismus entgegen. Reden auf dem Parteitag der Sozialistischen Partei Italiens in Mailand mit einer Einleitung über die Ergebnisse des Parteitags. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung: Karl Hoym Nachf., Hamburg. 72 S. Kart. M. 3.50.

La Géorgie sous la Domination des Armées Bolschévistes. Paris, Édition de la Présidence de L'Assemblée Constituante de la République Géorgienne. 41 S.

Le Prolétariat Géorgien contre l'Impérialisme Bolschéviste. Constantinopel, Bureau de Presse Géorgien. 51 S.

Mayer, Gust., Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx. Nebst Briefen von Friedrich Engels und Jenny Marx an Lassalle und von Karl Marx an Gräfin Sophie Hatzfeldt. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Julius Springer, Berlin. 411 S.

Mombert, P., Besteuerung und Volkswirtschaft. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei. 105 S. Geh. 18 M.

Noack, Viktor, Taschenbuch für Kommunalpolitiker. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 340 S. Geb. 18 M.

Nouveau Crime Bolschéviste en Géorgie. Édition du Journal „La Géorgie Libre". 16 S.

Pfülf, Antonie, Kultur- und Schulpolitik. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 30 S. Geh. 2 M.

Quarck, Max, Sozialpolitik. Erläuterungen zum Görlitzer Programm. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 16 S. Geh. M. 1.50.

Schlüter, Hermann, Die Chartistenbewegung. Ein Beitrag zur sozialpolitischen Geschichte Englands. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 368 S.

Simon, Helene, Aufgaben und Ziele der neuzeitlichen Wohlfahrtspflege. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. und Buchhandlung Vorwärts. 23 S. Geh. M. 2.50.

Zimmermann, Die höhere Schule des Landes (Rektoratschule). Köln, Vereinsdruckerei. 71 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 24 | Ausgegeben am 10. März 1922 | 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wie Poincaré siegte

Von J. Steiner-Jullien

Es ist eine jetzt schon drei Jahre alte Geschichte, doch bleibt sie unseren Zeitungsmenschen ewig neu: die Geschichte vom Friedensvertrag, dem Völker- und und den sogenannten Wiedergutmachungen. Jedesmal, wenn aus Paris irgendeine Nachricht kommt, die von der Havasagentur als Sieg des französischen Standpunktes ausgegeben wird, fallen unsere Zeitungsleute darauf hinein, die Mark tut desgleichen und die Spekulanten haben wieder einmal ein paar besonders gute Tage. Es wäre endlich Zeit, daß man sich in den Redaktionen etwas mehr Sachkenntnis und kritisches Unterscheidungsvermögen aneignete, um nicht das Opfer der eigenen Stimmungen und der französischen Siegbulletins — die man in Deutschland tragisch, in Frankreich längst nicht mehr ernst nimmt — zu werden.

Die Leidensgeschichte der Konferenz von Genua, die nunmehr auf den 10. April einberufen wurde, ist typisch für diese deutsch-französische Stimmungsmacherei, bei der das Geschrei der deutschen Presse den französischen Nachtpolitikern erst das richtige Relief gibt. So verhalf die deutsche Presse Herrn Briand zu dem ganz unberechtigten Ruf eines Politikers der »Verständigung« und half damit Herrn Poincaré in den Sattel, und das Wehgeschrei der deutschen Presse war es erst, das aus der Zusammenkunft von Boulogne einen »Sieg Poincarés« machte. Es ist Zeit, diesen Legenden endlich den Garaus zu machen.

* * *

Briand war nach Washington gefahren, um dort die Rolle des Schiedsrichters zu spielen. Von seinen Beamten des Quai d'Orsay ließ er sich dazu verführen, den Versuch zu machen, Japan gegen Amerika und Amerika gegen England auszuspielen. Er ist damit gründlich abgefallen und fuhr deshalb schleunigst heim. Mit der ihm eigenen großen Anpassungsfähigkeit suchte er sich dann mit England zu verständigen, woraus die Konferenz von Cannes resultierte. Was ist in Cannes eigentlich beschlossen worden?

Zweierlei. Einerseits ist a b w e i c h e n d vom Londoner Zahlungsplan eine H e r a b s e t z u n g der deutschen Zahlungsverpflichtungen für 1922 ins Auge gefaßt worden, o h n e daß dadurch die Ansprüche Frankreichs berührt wurden. Bis zur endgültigen Festsetzung dieser Zahlungen sind die am 15. Januar und 15. Februar fälligen Raten von je 500 Millionen Goldmark g e s t u n d e t und in zehntägige Zahlungen von je 31 Millionen verwandelt worden. Andererseits wurde beschlossen, eine internationale Wirtschaftskonferenz nach Genua einzuberufen, zu der alle europäischen Staaten eingeladen werden sollen. In der in Cannes angenommenen Resolution heißt es wörtlich, daß die dort vertretenen Mächte der Ansicht sind, »daß eine derartige Konferenz

einen wirklichen und wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Mittel- und Osteuropas bildet.... Die alliierten Mächte sind der Ansicht, daß die Wiederaufnahme des internationalen Handels in ganz Europa sowie die Entwicklung der Hilfsquellen aller Länder notwendig sind, um die Menge der im Wirtschaftsleben Tätigen zu vergrößern und die Leiden, denen die Bevölkerung Europas ausgesetzt ist, zu vermindern. Gemeinsame Anstrengungen der kräftigsten Staaten sind notwendig, um dem europäischen Wirtschaftssystem seine Widerstandskraft wiederzugeben. Diese Anstrengungen müssen die Beseitigung aller Hindernisse zum Gegenstand haben, die den Handel hemmen. Sie müssen auch auf die Bewilligung weitgehender Kredite an die schwächsten Länder ausgedehnt werden, ebenso auf die Zusammenarbeit aller für die Wiederherstellung normaler Produktionsleistungen.«...

Wie man sieht, ist hier von den deutschen Reparationszahlungen oder von den Friedensverträgen keine Rede. In den sechs Programmpunkten, wovon einige bis zu sechs Unterfragen enthalten, ist ebensowenig davon die Rede. Punkt 3 lautet ausdrücklich: »Die unerläßlichen Vorbedingungen für die Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens im internationalen Verkehr ohne Verletzung der bestehenden Verträge.« Als Poincaré seine Regierung der französischen Deputiertenkammer vorstellte, erklärte er, daß das Reparationsproblem in Genua nicht angeschnitten werden dürfe. Darauf entspann sich folgender Dialog:

Briand: Das ist auf der Konferenz beschlossen worden.

Poincaré: Ich habe das Protokoll in Händen.

Briand: Es ist beschlossen worden, daß die bestehenden Verträge nicht diskutiert und die Wiedergutmachungen nicht auf der Tagesordnung stehen würden.

Poincaré: Sie wissen, daß man Sicherheiten nehmen muß, damit Deutschland nicht auf indirektem Wege die Frage anschneidet.

Diesen »Sicherheiten« diente die lange Note, die Poincaré einige Tage später der englischen Regierung schickte und auf die keine Antwort erfolgt ist. Vielmehr war die Antwort die Zusammenkunft von Boulogne am 25. Februar. Poincaré wollte allerdings von solchen Zusammenkünften nichts wissen. Er wollte »die gesunden diplomatischen Traditionen« des Notenaustausches wiederherstellen. Und was ist nun in Boulogne beschlossen worden? Das offizielle Kommuniqué sagt darüber:

> Die beiden Premierminister haben sich besonders mit der Konferenz von Genua beschäftigt und sind vollständig über die politischen Garantien übereingekommen, die zu ergreifen sind, damit weder den Prärogativen des Völkerbundes, noch den in Frankreich geschlossenen Verträgen, noch den Rechten der Verbündeten auf Wiedergutmachung Abbruch geschieht. Die Sachverständigen werden in London innerhalb eines kurzen Zeitraums zusammentreten, um die wirtschaftlichen und technischen Fragen zu prüfen. Die italienische Regierung wird gebeten werden, die Konferenz von Genua zum 10. April einzuberufen.

Der große Sieg Poincarés, den die deutschen Blätter auf Grund der Siegesfanfaren der französischen Regierungspresse und der gegen Lloyd George gerichteten polemischen Artikel der englischen Oppositionspresse in

alle Winde schrien, besteht also in Wirklichkeit in einer Einschränkung der Konzessionen, die Lloyd George in Cannes Briand gemacht hatte, und in einer durch die italienische Ministerkrise unvermeidlich gewordenen Einberufung der Konferenz zu einem etwas späteren Datum, als in Cannes vorgesehen war. Daß Lloyd George seine in Cannes gemachten Konzessionen eingeschränkt hat, oder daß er vielmehr Herrn Poincaré eine Bedingung auferlegt hat, die er Briand nicht gestellt hätte, ist aus dem Kommentar der Havasagentur selbst leicht nachzuweisen.

* * *

Doch bevor wir diesen Punkt ins rechte Licht rücken, ist ein für allemal festzustellen, um was es sich in Genua handeln kann, genauer gesagt, um was es sich dort nicht handeln kann. In Genua werden nicht allein die Alliierten, sondern alle europäischen Mächte vertreten sein, also außer den ehemals Neutralen auch Deutschland, Österreich, Ungarn und Rußland. Diese Tatsache allein müßte bereits genügen, um von vornherein die Frage auszuscheiden, ob die Reparationen oder gar die Friedensverträge in Genua abgeändert werden sollen. Denn ein Vertrag oder eine aus ihm resultierende Bestimmung kann nicht von allen europäischen Mächten, sondern von den Vertragsmächten allein abgeändert werden. Wäre beabsichtigt gewesen, eine derartige Änderung in Genua zur Diskussion zu stellen, dann würden die am Vertrag nicht beteiligten Mächte es abgelehnt haben, nach Genua Vertreter zu entsenden. Denn nach den obwaltenden Umständen würde das bedeutet haben, die Neutralen aufzufordern, eine Mitverantwortung für die Verträge zu übernehmen. Und diese Mitverantwortung wäre durchaus nicht allein moralischer Art.

In Genua soll es sich — das geht aus der von uns zitierten Resolution von Cannes deutlich genug hervor — vor allem um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands und um eine Kreditaktion zugunsten der Mittelmächte handeln. Dann sollen Beschlüsse gefaßt werden über den Abbau der internationalen Absperrungsmaßnahmen (Paßwesen, Niederlassung der Ausländer usw.), und schließlich will man versuchen, die Stabilisierung der Währungen herbeizuführen. Ob es gelingen wird, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, das wirtschaftliche Gleichgewicht wiederherzustellen, ohne an die Friedensverträge zu rühren, ist eine andere Frage. Die Revision des Friedensvertrags ist eine Angelegenheit, die wohl die ganze Welt interessiert, aber nur von den Vertragsmächten vorgenommen werden kann — allenfalls noch vom Völkerbund.

* * *

Und damit kommen wir auf die angedeutete Bedingung. In dem Kommentar der Havasagentur beziehungsweise Poincarés zu dem offiziellen Kommuniqué von Boulogne wird zunächst festgestellt, daß nicht allein die in Frankreich abgeschlossenen Verträge, sondern auch der Vertrag von Brest-Litowsk und die anderen von Rußland abgeschlossenen Verträge in Genua nicht diskutiert werden dürfen. Wohl infolge der Ente, die von einer englischen, aber mit französischem Gelde arbeitenden Depeschenagentur verbreitet wurde (und die in Deutschland eine von Stinnes »kontrollierte« Agentur eifrigst weitergab), wonach zwischen Rußland und Frankreich auf Kosten Deutschlands eine Verständigung erfolgt sei, hat Lloyd George diese Vorsichtsmaßregel ergriffen.

Weiter sagt der Kommentar Poincarés, indem er sich auf eine angebliche Sicherung des Rechts auf Sanktionen zu beziehen scheint: »Es handelt sich nur darum, den Artikel 10 des Völkerbundsstatuts zu erneuern, indem man ihn auf die Nationen ausdehnt, die, wie Rußland und Deutschland, dem Völkerbund noch nicht angehören.«

Was sagt nun dieser Artikel 10? »Die Gliedstaaten des Bundes verpflichten sich, die territoriale Unversehrtheit und die bestehende politische Unabhängigkeit aller dem Bunde angehörenden Staaten zu achten und gegen jeden äußeren Angriff aufrechtzuerhalten.« Wenn also, wie die offiziöse Havasagentur mitteilt, dieser Artikel 10 auf Deutschland und Rußland ausgedehnt werden soll, so bedeutet das nichts anderes als die ausdrückliche Unterbindung aller angeblichen »Sanktionen«, zu denen Herr Poincaré sich in seiner Regierungserklärung ausdrücklich für berechtigt erklärt hatte. Und dasselbe bezieht sich auf das Verhältnis zu Rußland.

Wenn man dem »Matin« glauben darf — und der hat ja die besten Beziehungen zu Poincaré, der sein Leitartikler war, seit er nicht mehr Präsident der Republik ist und bevor er Ministerpräsident wurde —, dann soll die französische Regierung bereit sein, nach Genua Deutschlands, später Rußlands Aufnahme in den Völkerbund zuzustimmen. Diese Bereitschaft dürfte wohl nicht von ungefähr sich nach der Zusammenkunft von Boulogne ergeben haben.

Es ist aber besonders wichtig, auf den Text des offiziellen Kommuniqués selbst einzugehen. Es heißt da, daß den in Frankreich abgeschlossenen Verträgen kein Abbruch geschehen soll. Das Zahlungsabkommen ist in London getroffen worden. Wenn an diesem nichts geändert werden sollte, dann würde man nicht ausdrücklich die Worte »in Frankreich« eingeschaltet haben. Dann wird von den Vorrechten des Völkerbundes gesprochen, ohne daß auf den ersten Blick einzusehen ist, was der Völkerbund mit der ganzen Angelegenheit zu tun hat. Der zitierte Havaskommentar bringt bereits etwas Licht in den dunkeln Sinn der Rede. Da der Völkerbund eine Gründung der Alliierten und sein Statut ein integrierender Bestandteil des Vertrags von Versailles ist, wirft diese dunkle Andeutung ein Schlaglicht auf die Taktik Lloyd Georges und auf den »Sieg« Poincarés. Doch das Kapitel »Deutschland und der Völkerbund« wird besonders zu behandeln sein.

Welches sind aber die wirtschaftlichen, diplomatischen und finanziellen Resultate von Boulogne? Hier sagt das Kommuniqué nur, daß die Sachverständigen die wirtschaftlichen und technischen Fragen prüfen werden. Von dem englisch-französischen Garantievertrag, der in Cannes bereits redigiert war, ist vorläufig nicht mehr die Rede. Sein Abschluß ist bis nach Genua verschoben worden. Als ein Erfolg Poincarés kann das gerade nicht bezeichnet werden. Am allerwenigsten sieht es wie ein Erfolg aus, wenn Sachverständige die wirtschaftlichen Fragen »prüfen« sollen. Es ist nicht mehr die Rede von dem Verzicht Englands zugunsten Frankreichs auf seinen Anteil aus der Augustmilliarde, noch gar von irgendwelchen neuen wirtschaftlichen Konzessionen.

Was ist also das Fazit der Politik Poincarés? Die Konferenz von Genua findet statt genau mit dem in Cannes festgelegten Programm. Der Abschluß des englisch-französischen Garantievertrags ist vertagt worden, aber auf Deutschland und Rußland soll der Artikel 10 des Völkerbundsvertrags ausgedehnt werden. Alle wirtschaftlichen Konzessionen Eng-

lands sind zurückgenommen, neue nicht gegeben worden. Poincaré muß also die Politik Briands in ihrem letzten Stadium machen, aber unter viel schwierigeren moralischen und diplomatischen Bedingungen. Und das nennt man dann auf beiden Seiten des Rheins einen »Sieg Poincarés«!

Die Sozialisierungsbewegung im deutschen Baugewerbe

Von A. Ellinger

Es sind jetzt über drei Jahre her, seit von den deutschen Arbeitermassen die Sozialisierung zum ersten Male stürmisch gefordert wurde. Unter den Folgen des Krieges und der Niederlage war die politische Herrschaft des alten kapitalistischen Staates zusammengebrochen; Arbeiter und Soldaten hatten die politische Macht ergriffen und waren bemüht, eine dauernde Herrschaft des Volkes aufzurichten. Damals hofften große Arbeitermassen, daß sich als Folge der politischen Umwälzung in kurzer Zeit auch eine wirtschaftliche Umwälzung ergeben würde. Von der damaligen Regierung wurde diese Hoffnung genährt. Eine Sozialisierungskommission wurde eingesetzt, die die Möglichkeit der Sozialisierung und die besten Wege zu ihrer Durchführung prüfen sollte. An allen Straßenecken klebten damals Plakate mit der Aufschrift: »Die Sozialisierung marschiert«.

Was ist aus diesen Hoffnungen und Versprechungen geworden? Nichts! Bis jetzt ist zur Inangriffnahme der Sozialisierung praktisch gar nichts geschehen, und es besteht anscheinend auch gar keine Aussicht, daß in absehbarer Zeit etwas geschehen wird. Der Kapitalismus ist erneut im Aufbau begriffen und beutet das Volk in einer Weise aus, wie es selbst in der Vorkriegszeit niemals geschehen ist. Um so bedeutungsvoller ist es, daß sich die Verbände der baugewerblichen Arbeiter und Angestellten aus eigener Kraft zur Sozialisierung entschlossen und bereits einen großangelegten Sozialisierungsversuch gemacht haben.

Der Gedanke, daß das Baugewerbe sozialisiert werden müsse, tauchte unter den baugewerblichen Kopf- und Handarbeitern und bei öffentlichen Baubehörden bald nach Beendigung des Krieges auf. Er entsprang einerseits der gewaltigen Wohnungsnot und der Einsicht, daß es eine Pflicht der Allgemeinheit sei, durch Staat und Gemeinden Wohnungen bauen zu lassen, andererseits trug die Abneigung der Bauarbeiter, ihre Arbeitskraft im Betrieb und zum Nutzen privater Unternehmer so produktiv anzuwenden, wie dies zur Verbilligung des Bauens und zum Wiederaufbau unserer zerrütteten Wirtschaft notwendig ist, stark zu seiner Ausbreitung bei. Festere Gestalt bekam der Gedanke im Frühjahr 1919, wo sich fast gleichzeitig in Berlin eine — hauptsächlich aus höheren Baubeamten bestehende — freie Sozialisierungskommission für das Baugewerbe und der Verbandstag des Deutschen Bauarbeiterverbandes in Weimar mit der Sozialisierung des Baugewerbes beschäftigten. Damals herrschte über das, was unter »Sozialisierung« im allgemeinen und unter »Sozialisierung des Baugewerbes« im besonderen zu verstehen sei, noch große Unklarheit. Mit den Fragen: Wer soll das Baugewerbe sozialisieren? Was soll als Bauwirtschaft sozialisiert werden? Wer soll Träger der sozialisierten Bauwirtschaft sein? Wer soll die sozialisierte

Bauwirtschaft leiten? usw. hatten sich nur wenige beschäftigt. Nicht einmal darüber war man sich einig, was alles unter dem Begriff »Baugewerbe« zu verstehen sei. Man verstand darunter im allgemeinen alles, was mit dem Bauen und Wohnen zusammenhängt: die Bauunternehmertätigkeit ebenso wie die Erzeugung der Baustoffe, den Handel mit Baugrundstücken und die Verwaltung der fertigen Wohnungen. Als man sich mehr in die Sache vertiefte und nach praktischen Wegen zur Durchführung der Sozialisierung suchte, fand man, daß das, was man sich im allgemeinen unter dem Begriff »Baugewerbe« vorstellte, ein viel zu großes und vor allem auch ein viel zu kompliziertes Wirtschaftsgebiet sei, als daß es sich einheitlich sozialisieren ließe. Man lernte die Sozialisierungsfrage ansehen als Eigentumsfrage und als Organisationsfrage, das heißt, man untersuchte, wer heute im Baugewerbe Eigentümer der Produktionsmittel und Träger der Wirtschaft ist und wer es in Zukunft sein kann. Indem man die einzelnen Wirtschaftsgebiete gegeneinander abgrenzte, fand man, daß man es — abgesehen vom Grundstückshandel — bei der Sozialisierung des gesamten Baugewerbes im großen und ganzen mit drei, zwar eng miteinander zusammenhängenden, aber doch völlig selbständigen Wirtschaftsgebieten und mit drei ganz verschiedenen Personenkreisen als Wirtschaftsträger zu tun hat, nämlich: 1. mit den Besitzern der vorhandenen Häuser; 2. mit den Unternehmern des Baugewerbes und der Baunebengewerbe; 3. mit den Baustoffindustriellen.

Jeder dieser Personenkreise hat in der Bauwirtschaft eine ganz bestimmte Aufgabe. Der Hausbesitzer ist Eigentümer der fertigen Häuser und des bebauten Grund und Bodens. Er hat den vorhandenen Hausbesitz zu verwalten und, soweit möglich, als Bauherr neue Häuser bauen zu lassen. Hausbesitzer sind heute Privatpersonen, Banken, Baugenossenschaften, Stiftungen, Gemeinden usw. Die Unternehmer des Baugewerbes und der Baunebengewerbe sind Besitzer der baugewerblichen Produktionsmittel. Sie haben im Auftrag der Bauherren die Ausführung von Bauten aller Art zu übernehmen und die Bauausführung zu leiten. Die Baustoffindustriellen sind Besitzer der zur Baustofferzeugung nötigen Produktionsmittel: der Ziegeleien, Kalkwerke, Zementwerke, Holzschneidereien usw. Sie haben in ihren Betrieben die erforderlichen Baustoffe zu erzeugen und sie entweder selbst oder durch die Vermittlung von Zwischenhändlern an die Unternehmer des Baugewerbes und der Baunebengewerbe zu verteilen. Jedem der drei Personenkreise stehen als wirtschaftliche Gegner andere Personenkreise gegenüber, nämlich den Hausbesitzern die Mieter, den Unternehmern des Baugewerbes die Bauarbeiter, den Baustoffindustriellen die Arbeiter der Baustoffbetriebe. Die rechtlichen Verhältnisse zwischen Hausbesitzern und Mietern sind ganz andere als die zwischen Bauarbeitern und Unternehmern. Der Hausbesitzer beutet die Mieter als Konsumenten aus, der Bauunternehmer und Baustoffindustrielle seine Arbeiter als Produzenten. Ebenso sind die Interessen der Bauarbeiter als Produzenten von denen der Mieter als Konsumenten ganz verschiedene. Diese Verschiedenheit der sozialen, ökonomischen und rechtlichen Verhältnisse sowie die Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Personenkreise machen die getrennte Sozialisierung der einzelnen Wirtschaftsgebiete des Baugewerbes nötig.

Von den Verbänden der baugewerblichen Arbeiter und Angestellten wird die Sozialisierung der gesamten Bauwirtschaft gefordert; als ihre ur-

eigene Angelegenheit betrachten sie aber nur die Sozialisierung der Baustoff- und Baubetriebe, das heißt jenes Wirtschaftsgebiets, bei dem ihre Mitglieder als Arbeiter in Frage kommen. Die Sozialisierung der Wohnungen betrachten sie als eine Angelegenheit der Wohnungskonsumenten, das heißt der gesamten Arbeiterklasse, da ja jeder Arbeiter an einer guten und billigen Wohnung interessiert ist. Aus diesem Grunde haben sie den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund gebeten, gemeinsam mit dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund und den sozialistischen Parteien die Führung im Kampfe um die Sozialisierung der Wohnungen zu übernehmen. Das ist auch geschehen. (Bekanntlich haben der A. D. G. B. und die Afa im Sommer vorigen Jahres dem Reichstag und der Öffentlichkeit »Richtlinien zur gemeinwirtschaftlichen Regelung des Wohnungswesens« unterbreitet.)

Die Sozialisierung der Baubetriebe ist übrigens auch keine Angelegenheit, die nur die Bauarbeiter angeht, sie wird auch nicht nur von den Bauarbeitern gefordert. Die bereits erwähnte freie Sozialisierungskommission für das Baugewerbe, die sich im Frühjahr 1919 gleichzeitig mit dem Verbandstag der Bauarbeiter mit der Sozialisierung des Baugewerbes beschäftigte, war einberufen von dem Vorsitzenden des Wohnungsverbandes Groß-Berlin, Stadtbaurat a. D. Beuster. Aus den Gründen, die er für die Einberufung der Sitzung geltend machte, ergibt sich das große Interesse der Allgemeinheit an dieser Frage mit aller Deutlichkeit. Beuster erklärte nämlich, »man stehe vor dem Zusammenbruch der Bauwirtschaft, wenn es nicht gelinge, die steigende Arbeitsunlust der Bauarbeiter zu beheben und durch eine rationelle Betriebsführung die Leistungen zu erhöhen, was nach seiner Meinung nur dadurch möglich sei, daß man die Bauarbeiter zu interessierten Mitarbeitern am Unternehmen mache«. Stadtbaurat Dr.-Ing. Martin Wagner hielt dann jenes bekannte Referat, in dem er aus dem gleichen Grunde wie Stadtbaurat Beuster die Gründung selbständiger sozialer Baugesellschaften durch die öffentlichen Gewalten und die Führung dieser Betriebe durch die baugewerblichen Kopf- und Handarbeiter in Vorschlag brachte. Wenige Tage später forderte der Verbandstag der Bauarbeiter in Weimar, ohne von der Arbeit der Berliner Kommission etwas zu wissen, die schrittweise Vergesellschaftung des Baugewerbes.

Als die öffentlichen Körperschaften auf diese Forderung nichts unternahmen — nur wenige deutsche Städte haben seit 1919 eigene städtische Baubetriebe geschaffen —, gingen die Bauarbeiter und ihre Verbände zur Selbsthilfe über, indem sie allein oder gemeinsam mit öffentlichen oder öffentlich-rechtlichen Körperschaften soziale Baubetriebe schufen. Der erste derartige Betrieb ist im Mai 1919 in Form einer Bauproduktivgenossenschaft in Nürnberg entstanden. Seine Gründung ist vom städtischen Bauamt angeregt worden. Über die Gründe dazu hat seinerzeit Regierungsbaumeister Schrag in der »Deutschen Bauzeitung« berichtet. Auch dieser Bericht zeigt deutlich, welch großes Interesse die Allgemeinheit an der Schaffung sozialer Baubetriebe hat, wenn auch darin nur die eine Seite der Sache, nämlich die Arbeiterseite aufgezeigt wird. (Die andere Seite, nämlich die des Unternehmergewinns, habe ich in dem Artikel »Gewerkschaftskampf und Unternehmergewinne« in Nr. 19 der Neuen Zeit behandelt.) Herr Schrag stellte nämlich fest, daß die Bauarbeiter nach dem Kriege weder im alten städtischen Regiebetrieb noch im Betrieb privater Unternehmer zu einer auch nur einigermaßen be-

friedigenden Arbeitsleistung zu bewegen waren, so daß die Bauarbeiten gewaltig verteuert wurden und nichts anderes übrigblieb, als durch die Gründung einer Genossenschaft die Arbeiter selbst zu Herren des Unternehmens zu machen und ihnen die städtischen Bauarbeiten zu übertragen. Über den Erfolg sagt Regierungsbaumeister Schrag: »Die Einrichtung hat die auf sie gesetzten Erwartungen erfüllt; es ist eine Baustelle entstanden, bei der wieder mit den heutigen Verhältnissen angemessenem normalem Fleiß gearbeitet wird und die bis jetzt, nach sechs Betriebsmonaten, zu keinen Beanstandungen oder Zwistigkeiten geführt hat.«

Auf einer anderen Baustelle, auf der nach dem Bericht des Regierungsbaumeisters Schrag die Arbeitsleistung »auf das denkbar niedrigste Maß« gesunken war, ist es durch die Vergebung der Arbeiten an eine Arbeitsgemeinschaft von Erdarbeitern gelungen, wieder geordnete Verhältnisse zu schaffen »und eine erhöhte Arbeitslust zu erzielen, die anhaltend normale Friedensleistungen hervorbrachte und bis zuletzt ein vollständiges Einverständnis zwischen Arbeitern und Betriebsleitung schuf«. Herr Schrag stellt schließlich in seinem Bericht fest, daß der soziale Baubetrieb um etwa 50 Prozent billiger gearbeitet habe als der Regiebetrieb der Stadt mit Zeitenlohnung und um etwa 15 bis 20 Prozent billiger als der private Unternehmerbetrieb.

Das Nürnberger Beispiel machte Schule. In rascher Folge entstanden in weiteren Orten Bauproduktivgenossenschaften, die anfangs zum Teil noch — da sie selbst nicht genügend Betriebskapital hatten — mit städtischen Produktionsmitteln arbeiteten. Gleichzeitig entwickelte sich unter Führung des damaligen Schöneberger Stadtbaurats Dr.-Ing. Martin Wagner von Berlin aus jene Sozialisierungsströmung, die auf die Gründung sozialer Bauhütten durch öffentliche Organe und auf die Führung dieser Bauhütten durch die organisierten baugewerblichen Kopf- und Handarbeiter hinauslief. Im Oktober 1919 wurde in Berlin nach hartnäckigem Kampf mit den Privatunternehmern die erste soziale Bauhütte gegründet. Ihr Entstehen hat sie zum guten Teil der Einsicht des damaligen preußischen Finanzministers, Genossen Südekum, zu verdanken, unter dessen Einfluß die vom preußischen Staat, von der Provinz Brandenburg und von den Gemeinden Groß-Berlins finanzierte »Märkische Heimstätte« für das neue Unternehmen eine Million Mark zur Verfügung stellte. Noch am Gründungstag der Bauhütte wurden vom privaten Unternehmertum die Berliner Handwerkskammer und die Wirtschaftsverbände für das Baugewerbe gegen die Gründung mobil gemacht. Als »Gutachter« prophezeiten deren Vertreter den baldigen Untergang der Bauhütte und den Verlust der als Stammkapital eingebrachten öffentlichen Mittel, da die Arbeiter nicht fähig seien, einen Betrieb ohne Verluste zu führen. Die Bauhütte ging aber nicht unter, sondern arbeitete so gut und für die Allgemeinheit so nutzbringend, daß inzwischen rund fünfzig weitere Bauhütten gegründet worden sind.

Die Form der Bauhütten ist die der Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Eine bessere gesetzliche Form war bis jetzt nicht zu finden. Kapitalgeber sind öffentliche und öffentlich-rechtliche Körperschaften, vor allem aber die Gewerkschaften. Die Betriebe werden in Selbstverwaltung der baugewerblichen Kopf- und Handarbeiter geführt; die Seele des Betriebs ist der Betriebsvorstand, der aus Vertretern der im Betrieb beschäftigten Kopf- und Handarbeiter sowie aus Vertretern der Bauarbeiterverbände besteht und der von

allen im Betrieb Beschäftigten gewählt wird. Der Sinn dieser Betriebsorganisation ist kurz der: Die Allgemeinheit stellt den baugewerblichen Kopf- und Handarbeitern die Produktionsmittel zur Verfügung, damit diese als Treuhänder der Allgemeinheit für die Allgemeinheit und in deren Auftrag neue Werte schaffen können.

Alles in allem gibt es heute in Deutschland etwa 250 soziale Baubetriebe (Genossenschaften und Bauhütten), die rund 25 000 Arbeiter beschäftigen und die im letzten Geschäftsjahr einen Auftragsbestand von etwa 5 Millionen Mark zu bewältigen hatten. An die Spitze der Bewegung haben sich die Verbände der baugewerblichen Arbeiter und Angestellten gestellt, die zur Führung der sozialen Bauwirtschaft, insbesondere zur Förderung der Sozialisierung, den Verband sozialer Baubetriebe geschaffen haben. Die baugewerblichen Gewerkschaften haben sich damit zu Trägern der baugewerblichen Sozialisierung und der kommenden sozialen Bauwirtschaft selber gemacht, in ähnlicher Weise, wie die englischen Gildensozialisten die Gewerkschaften unter dem Mandat des Staates zu Trägern der kommenden sozialistischen Wirtschaft machen wollen. Rund 8 Millionen Mark haben die baugewerblichen Gewerkschaften allein dem Verband sozialer Baubetriebe, eine annähernd ebenso große Summe seinen Unterverbänden zur Verfügung gestellt. In den Betrieben selbst haben die Gewerkschaften ebenfalls große Summen angelegt. Weitere Mittel werden dauernd geliefert. Seit langem erheben einzelne Gewerkschaften besondere Beiträge zur Förderung der Sozialisierung. Der Dachdeckerverband hat auf seinem Verbandstag in Thale beschlossen, daß von jedem bei der Verbandshauptkasse eingehenden Verbandsbeitrag 5 Prozent zur Förderung der Sozialisierung verwendet werden sollen. Dem Verbandstag der Bauarbeiter liegt ein Antrag des Verbandsvorstandes und des Verbandsbeirats vor, von jedem bei der Verbandshauptkasse eingehenden Verbandsbeitrag 50 Pfennig für die Förderung der Sozialisierung zu verwenden. Man erwartet davon jährlich einen Ertrag von 10 bis 12 Millionen Mark. Die christlichen Gewerkschaften unterstützen die Bewegung ebenfalls. Sie haben selbst soziale Baubetriebe gegründet und zu ihrer Förderung eine besondere Gesellschaft mit einem Stammkapital von 600 000 Mark ins Leben gerufen.

Der Verband sozialer Baubetriebe ist zusammen mit den Gewerkschaften lebhaft bemüht, Reich, Länder und Gemeinden sowie öffentlich-rechtliche Körperschaften zur finanziellen Beteiligung an sozialen Baubetrieben zu gewinnen. Etwa 8 Millionen Mark sind von diesen Körperschaften bis jetzt für diese Zwecke zur Verfügung gestellt. Die Hergabe weiterer Mittel werden diese Körperschaften angesichts der guten Erfolge, die man mit den sozialen Baubetrieben gemacht hat, nicht ablehnen können. Haben doch nach der Statistik des Verbandes sozialer Baubetriebe 26 Betriebe, an denen öffentliche Körperschaften mit rund 6 Millionen Mark Stammkapital beteiligt sind, allein im letzten Geschäftsjahr bei einem Umsatz von 75 Millionen Mark ihren Auftraggebern durch Unterbietung $5^1/_2$ Millionen Mark, also fast das ganze eingebrachte Stammkapital bar erspart. Diese Ersparnisse werden sich Jahr für Jahr wiederholen. Insgesamt haben die dem Verband sozialer Baubetriebe angeschlossenen 200 Betriebe — etwa 50 Betriebe gehören der christlichen Richtung an oder stehen außerhalb der vorhandenen Organisation —

die Privatbetriebe bei den erhaltenen Aufträgen im letzten Geschäftsjahr (350 Millionen) um 40 Millionen Mark unterboten. Das ist geschehen zu einer Zeit, als die sozialen Baubetriebe durch eine tüchtige Arbeitsleistung und die Ausschaltung übermäßigen Gewinns sowie durch eine rationelle Betriebsführung die Preise der Privatunternehmer zum Teil schon um 10, 20, 30 und mehr Prozent herabgedrückt hatten. (Schon im Jahre 1920 hatte der Wirtschaftsbund für das Baugewerbe den Unternehmern empfohlen, im Kampfe gegen die sozialen Baubetriebe »zur Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit die Geschäftsunkosten und den Unternehmergewinn auf ein Minimum zu beschränken«.) Man darf deshalb wohl erwarten, daß die Sozialisierungsbestrebungen der baugewerblichen Arbeiter- und Angestelltenverbände von der Allgemeinheit, insbesondere aber von den sozialistischen Vertretern in den Regierungen und Parlamenten des Reiches und der Länder sowie in den Gemeinden tatkräftig unterstützt werden.

Arbeitsrecht und Parteiprogramm

Von Dr. **Johannes Bienfeldt** (Hamburg)

Erst seit dem Zusammenbruch im Jahre 1918 ist die Schaffung eines einheitlichen Arbeitsrechts eine praktische Forderung des arbeitenden Volkes geworden, und erst seit jenem Tage beschäftigen sich Rechtsprechung, Rechtswissenschaft und Schrifttum mit einem »Arbeitsrecht«. Früher war dieser Ausdruck kaum gebräuchlich. In die Gesetzessprache eingeführt wurde der Ausdruck »Arbeitsrecht« erst durch Artikel 157 der deutschen Reichsverfassung. Früher kannte man zwar eine Sozialgesetzgebung, eine Arbeiterschutzgesetzgebung, das Recht des Dienstvertrags und die Sozialversicherung; von einem Arbeitsrecht war aber nie die Rede. Und in der Tat, es handelt sich hier nicht nur um verschiedene Worte, sondern um grundsätzlich verschiedene Begriffe. Schon ein Rückblick auf die Rechtslage bis 1918 wird dies erweisen.

Eine Grundlage für die Beurteilung der zivilrechtlichen Rechte und Pflichten der Arbeiter — wir begreifen unter Arbeiter im folgenden auch die sogenannten Angestellten und geistigen Arbeiter — bildete ausschließlich der Arbeitsvertrag. Zumeist war er als Dienstvertrag abgeschlossen. Je nach der Art der Dienste kamen als Rechtsquellen in Frage das Bürgerliche Gesetzbuch, das Handelsgesetzbuch oder die Gewerbeordnung; außerdem noch für eine Reihe von Sonderberufen Spezialgesetze, wie die Seemannsordnung, das Binnenschiffahrtsgesetz, die Berggesetze, die Eisenbahnordnungen und die Gesindeordnung. Alle diese Gesetze überlassen die Bestimmung der Arbeits- und Lohnbedingungen der freien Vereinbarung beider Parteien. Durchweg ist der Vertrag ähnlich dem Kaufvertrag geregelt. Die eine Partei leistet Arbeit als Ware und die andere gibt dafür den Entgelt als Lohn. Die übrigen Fragen, die sich aus der Besonderheit des Arbeitsvertrags ergeben, wie Arbeitszeit, Urlaub, Kündigung bei Krankheit und dergleichen mehr, entbehrten der gesetzlichen Regelung, und zwar mit Recht, wenn man, wie es die frühere Gesetzgebung tat, den Dienstvertrag nach seinem Vertragsinhalt dem Kaufvertrag gleichstellt; denn hier wie dort ist dann der Vertragsgegenstand Ware und Preis oder Arbeit und Lohn. Die Festsetzung des Lohnes entschied sich nach den gleichen Gesichtspunkten wie die Festsetzung des Preises. Es war

im wesentlichen bis in die neueste Zeit dabei geblieben, wie schon 1775 Adam Smith feststellte, daß nämlich der Arbeitslohn durch die Nachfrage nach Arbeit und durch den Preis für die Lebensmittel bestimmt wird.

Als man dann im Laufe der Zeit die Augen nicht mehr verschließen konnte vor den groben Mißständen, die sich aus der Gleichstellung von Arbeit und Ware ergaben, suchte man durch öffentlich-rechtliche Schutzgesetze dem einen oder anderen Übelstand abzuhelfen, hütete sich aber, das Grundübel zu beseitigen, nämlich die Arbeit als persönliche Leistung grundsätzlich anders zu behandeln als die Ware. Jene Schutzgesetze faßt man unter dem Begriff Sozialgesetzgebung zusammen. Zu ihr gehört auch die Sozialversicherung. Die Sozialgesetzgebung wollte die privatrechtliche Vertragsfreiheit zum Vorteil der Arbeiter in einigen Punkten beschränken; so entwickelte sich der Kinder- und Frauenschutz und der Betriebsschutz in gefährlichen Betrieben. Ferner wurden dem Arbeiter durch die Sozialgesetzgebung Rechte zur Sicherung seiner Lebensstellung gegeben, die er auf dem Wege privatrechtlicher Vertragsfreiheit niemals erlangt hätte (Sozialversicherung).

Es ist meines Erachtens bisher noch nicht genug hervorgehoben worden, daß die Sozialversicherung an die Stelle eines Anspruchs getreten ist, der dem Arbeiter für die Hingabe seiner Arbeit letzten Endes ausschließlich gegenüber seinem Arbeitgeber zusteht. Der Arbeiter hat das Recht, für die Hingabe seiner Arbeitskraft zum mindesten eine Sicherung seiner Lebensstellung zu verlangen. Allerdings würde sich dieser Anspruch in vielen Fällen praktisch nicht verwirklichen lassen. Man denke an die Versicherung bei Eintritt der Invalidität und des Alters, wenn der Arbeiter nicht bei einem, sondern bei einer ganzen Reihe in dem fraglichen Zeitpunkt gar nicht mehr feststellbarer Arbeitgeber seine Lebensarbeit verrichtet hat. Schon aus diesem Gesichtspunkt rechtfertigt sich, diese Rechte und Pflichten, die an sich ihre Wurzel im Privatarbeitsvertrag haben, durch das öffentliche Recht zu regeln.

Diese Sicherstellung war schon vor dem Kriege allerdings bei weitem nicht ausreichend. Der invalide oder altersschwache Arbeiter fiel in den meisten Fällen noch der Armenpflege zur Last. Daher wird der Ausbau der Sozialversicherung so anzustreben sein, daß die Lebenshaltung des Arbeiters wenigstens in bescheidenen Grenzen gewährleistet wird. Die Sozialversicherung wird um ein weiteres äußerst wichtiges Glied, die Arbeitslosenversicherung, ergänzt werden müssen. Es überrascht, wie schon hier bemerkt werden darf, daß das Parteiprogramm über die für die Arbeiterschaft lebenswichtigen Fragen des Arbeitsnachweiswesens und der Arbeitslosenversicherung nichts zu sagen hat und in seinem speziellen Teil nur den farblosen Ausdruck des Umbaus der Sozialversicherung zu einer allgemeinen Volksfürsorge anwendet. Bei einer konsequenten Anwendung jenes Grundgedankens wird man weiter in der Sozialversicherung eine andere Lastenverteilung anzustreben haben. Die Leistung für die Versicherung gibt der Arbeiter durch seine Arbeit; es bedeutet daher eine doppelte Belastung, wenn er gehalten wird, von seinem Lohn einen Teil zu den Lasten der Versicherung beizutragen. Geht man von dem Grundgedanken aus, daß allein schon die Arbeit die Lebensführung des Arbeitenden sicherstellen muß, so wird man die Unkosten der Versicherung im wesentlichen den Arbeitgebern zuzuweisen haben. Auf die Gründe, die für und gegen eine Heranziehung des Staates sprechen, soll hier nicht eingegangen werden.

So lobenswert die Sozialgesetzgebung war, an der für die Stellung des Arbeiters entscheidenden privatrechtlichen Wertung des Arbeits- und Dienstvertrags änderte sie grundsätzlich nichts. Der Arbeiter empfing nach wie vor für seine Arbeitsleistung den durch Einzel- oder in seltenen Fällen durch Kollektivvertrag vereinbarten Lohn. Die Arbeit war die Ware, der Lohn der Kaufpreis. Eine Wandlung vollzog sich erst unter dem Druck der Kriegsverhältnisse durch das Hilfsdienstgesetz,[1] das den allerdings noch sehr bescheidenen Versuch machte, der Arbeiterschaft das Recht einzuräumen, durch ihre Ausschüsse sich über Betriebseinrichtungen und Arbeitsverhältnisse gegenüber den Unternehmern wenigstens äußern zu dürfen. Die weitere Entwicklung bis zum Betriebsrätegesetz ist allgemein bekannt.

Der Betriebsrätegedanke hat insofern den volkswirtschaftlichen Lehren über Arbeit und Kapital entsprochen, als er zum erstenmal die rechtliche Konsequenz aus der wirtschaftlichen Gleichstellung der beiden Produktionsfaktoren zog. Das Betriebsrätegesetz brachte wenigstens den Anfang einer rechtlichen Gleichstellung von Arbeiter und Unternehmer im Betrieb. Leider sucht man zurzeit vergebens nach einer theoretischen Bearbeitung des Arbeitsrechts auf sozialistischer Seite. Schon längst wäre es Aufgabe einer Untersuchung gewesen, die Zusammenhänge zwischen dem Betriebsrätegedanken und der Stellung der Arbeit als Produktionsfaktor in der Volkswirtschaft nachzuweisen. Hier wird nur auf folgendes hingewiesen:

Die natürliche Vergütung für die Arbeit ist das Erzeugnis der Arbeit; den Arbeitenden gehört das Werk seiner Arbeit. Sofern die Arbeit des einzelnen Arbeiters nur ein Teilstück aus dem Arbeitsprozeß darstellt, gehört das Werk der Gesamtheit der an seiner Herstellung beteiligten Arbeiter. Der Gesamtheit der Arbeiter muß daher auch bestimmender Einfluß auf den Herstellungsprozeß von Anfang bis zu Ende eingeräumt werden. Gegenüber dieser innigen persönlichen Beziehung zwischen Arbeitserzeugnis und Arbeitern tritt die Bedeutung des Kapitals, welches das Werkzeug und Rohstoffe liefert, erheblich zurück. Die rechtliche Auswirkung dieser wirtschaftlichen Tatsachen muß im Arbeitsvertrag dem Arbeiter das Mitbestimmungsrecht über den gesamten Produktionsprozeß bringen. Wenn dieses Recht in der bisherigen Gesetzgebung noch keine Anerkennung gefunden hat, so deshalb, weil die Gesetzgebung auch von politischen Machtverhältnissen abhängt und diese der Arbeitnehmerschaft bisher ungünstig waren. Durch die wenigstens teilweise praktische Anerkennung jenes wirtschaftlichen Grundsatzes im Betriebsrätegesetz — eine theoretische Anerkennung bringt der Artikel 165 der Reichsverfassung — ist eine Änderung des privatrechtlichen Dienstvertrags eingetreten: Der Arbeiter erhält als Vergütung für seine Arbeit nicht mehr nur den Lohn, sondern auch jene Rechte des Betriebsrätegesetzes; diese Rechte heben ihn aus der Stellung eines Verkäufers seiner Arbeitskraft als Ware zu der Stellung eines selbständigen Unternehmers, der wie der Handwerker über Herstellung und Verwertung seines Werkes ein gewisses Mitverfügungsrecht hat.

Aber auch eine gefühlsmäßige und ethische Bewertung ist dem Betriebsrätegedanken zugrunde zu legen: die innige Beziehung zwischen Arbeiter und Werk, die noch dem Gesellen im Zeichen des Handwerks zugute kam, läßt sich nach ihrer Zerstörung durch das Maschinenzeitalter und seine weit-

[1] Vergl. Kastel, Arbeitsrecht, S. 169 ff.

gehende Arbeitsteilung nicht mehr herstellen. Im betriebstechnischen Arbeitsprozeß wird der Arbeiter unter der Herrschaft der Maschinen stets von dem Ergebnis seiner Arbeit getrennt bleiben. Hierdurch findet in immer größerem Umfang eine Entseelung der Arbeit statt. Das Gefühl der Unzufriedenheit der Arbeiterschaft über den Mangel eines innerlich befriedigenden Lebensberufs wächst. Es würde weder durch Verstaatlichung noch durch Arbeiteraktien beseitigt werden. Hier greift nun der Betriebsrätegedanke ein und versucht, die durch die Technik geschaffene Leere auszufüllen durch Änderungen auf betriebsorganisatorischem Wege. In der Organisation des Betriebs soll der Arbeiter wieder zurückgeführt werden zu jenem innigen Zusammenhang mit dem ganzen Produktionsprozeß und seinen Produkten. Erst hierdurch erwirbt die Arbeiterschaft das wieder, was ihr die Herrschaft der Maschinen und der Arbeitsteilung geraubt hat, den Lebensberuf. Die Arbeiterschaft hat sich in ihrem Betrieb eine Betriebsvertretung zu wählen. Diese Betriebsvertretung hat nicht nur die Interessen der Arbeiterschaft vielfach gleichberechtigt neben dem Unternehmer wahrzunehmen, sondern — und das ist das grundsätzlich viel Wichtigere — neben der Betriebsleitung sich an der Wirtschaftsführung des ganzen Betriebs mit Rat und Tat zu beteiligen. Dieses »Mitbestimmungsrecht am Produktionsprozeß« (§ 66 Ziffer 1 des Betriebsrätegesetzes) ist nun allerdings noch kein Recht der Entscheidung, sondern lediglich ein Recht der Beratung: erst muß sich die Arbeiterschaft nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch intellektuell in die Stellung hineinleben, daß sie durch Vermittlung des Arbeitsprodukts gemeinsame Interessen mit dem Unternehmer zu vertreten hat, und dann erst wird sie in der Handhabung dieser Interessen zunächst dem Unternehmer gleichgestellt werden können, um ihn dann, was allerdings heute für den Kenner der Verhältnisse noch weite Zukunftsmusik ist, mit der Zeit zu ersetzen. Das Betriebsrätegesetz hat das Gerüst für die Brücke zwischen Arbeit und Kapital gebaut; ihre weitere Ausführung muß der Arbeiterschaft selbst überlassen bleiben. Die nächste Aufgabe ist in dieser Beziehung eine allgemeine wirtschaftliche Schulung der Arbeiterschaft, wie sie unter anderem durch die bekannten Bestrebungen und Arbeiten von Richardt Woldt gekennzeichnet wird, denn die Eroberung neuer Rechte wird erst möglich, wenn die schon erworbenen Rechte voll in Anspruch genommen und ausgenutzt werden.

Neben der Betriebsgenossenschaft wird aber auch die Berufsgenossenschaft, die in den Berufsverbänden ihren Ausdruck findet, danach zu streben haben, daß das von ihr geschaffene Tarifvertragsrecht mit der Zeit an die Stelle des autoritativen Staatsgesetzes tritt. Nicht der Staat soll mehr die Gesetze für das mündig gewordene arbeitende Volk geben, sondern die in der Berufsgenossenschaft zusammengeschlossene Arbeiterschaft selbst, gemeinsam oder im Kampf mit dem Unternehmertum. Man betrachte nur den Werdegang der Arbeitsgesetze in der Gegenwart (zum Beispiel die Verhandlungen des Reichswirtschaftsrats über die Schlichtungsordnung), und man wird bestätigt finden, daß letzten Endes schon heute jedes sogenannte Reichsgesetz auf dem Gebiet des Arbeitsrechts lediglich das Endergebnis einer Auseinandersetzung zwischen zwei großen Gruppen, zwischen der Arbeitnehmerschaft und dem Unternehmertum ist. Gleichgültig bleibt, ob diese Gruppen nun im Wirtschaftsparlament sitzen oder sich um das Aushängeschild einer politischen Partei sammeln. Sehr richtig führt zum Beispiel Dr.

W. Vollbrecht (Arbeitsrecht, herausgegeben von Dr. Heinz Potthoff, November 1921, S. 265 f.) aus, daß nicht ein Arbeitsvertragsgesetz, sondern ein Reichsarbeitstarifvertrag angestrebt werden müsse. Man wende nicht ein, das Staatsgesetz habe gegenüber dem Tarifrecht die größere Autorität und den gesetzlichen Zwang voraus; man muß vielmehr endlich begreifen, daß bei einem freien Volke auf die Dauer niemals durch den Gendarm oder den Gerichtsvollzieher erzwungen werden kann, was nicht dem allgemeinen oder wenigstens überwiegenden Willen der beteiligten Kreise entspricht!

Dem materiellen Arbeitsrecht auf der Grundlage der Mitbestimmung der Arbeiterschaft im Produktionsprozeß und der autonomen Rechtsgestaltung durch die Berufsgenossenschaft entspricht das formelle Arbeitsrecht in seiner Schöpfung paritätisch zusammengesetzter Entscheidungsinstanzen: Einheitliche Arbeitsbehörden, »denen alle Aufgaben zu übertragen sind, die der Rechtspflege und Verwaltung auf dem Gebiet des Arbeitswesens erwachsen« (Hugo Sinzheimer, »Grundzüge des Arbeitsrechts«, S. 54), haben an die Stelle zu treten von Gerichten, in denen ein juristisch vorgebildeter Richter nach der aus dem Mittelalter übernommenen syllogistischen Methode das wirtschaftliche Leben in die Begriffsbestimmungen einiger Paragraphen zu pressen sucht. Mit den Schlichtungsausschüssen ist ein bescheidener Anfang gemacht; ihnen muß die gesamte Arbeitsgerichtsbarkeit folgen.

Dieser Fülle von Aufgaben des modernen Arbeitsrechts stelle man nun den Abschnitt des Parteiprogramms, der mit »Sozialpolitik« überschrieben ist, gegenüber. Schon die Überschrift ist ein Fehler, denn die erste Forderung »Einheitliches Arbeitsrecht« gehört, wie man schon aus den obigen allgemeinen Ausführungen entnehmen kann, zu den Forderungen für die Rechtspflege. Unter Sozialpolitik versteht man in erster Linie die gesamte Arbeiterschutzgesetzgebung, die weder begrifflich noch sachlich das geringste mit dem Recht der Arbeit zu tun hat. Das Recht der Arbeit dagegen entsteht aus dem ersten unter der Rechtspflege aufgeführten Grundsatz, aus der »Überwindung der herrschenden privatrechtlichen durch eine soziale Rechtsauffassung«. Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist die Schöpfung einer Epoche, die den Arbeitnehmer lediglich als Objekt der Gesetzgebung betrachtet, die den Arbeiter durch Gesetze schützen wollte, gleichzeitig ihm aber bewußt jede Möglichkeit nahm, sich selbst zu schützen. Diese Gesetzgebung lehnte jeden Rechtsanspruch der Arbeiterschaft auf ihre »Wohltaten« ab, die überwiegend im allgemeinen Staatsinteresse teils aus bevölkerungspolitischen (Frauen-, Kinder-, Gefahrenschutz), teils aus finanziellen und politischen (Sozialversicherung) Gesichtspunkten gewährt wurden. Aus dieser heute vollkommen verstaubten Waffenkammer schöpft das Parteiprogramm einer Arbeiterpartei seine Schlagworte, die überdies zum großen Teil schon heute ihre Verwirklichung gefunden haben!

Über das eigentliche Arbeitsrecht finden sich denn auch nur folgende Stichworte: »Einheitliches Arbeitsrecht, Sicherung des Koalitionsrechts. Wirksamer Arbeiterschutz: gesetzliche Festlegung eines Arbeitstags von höchstens 8 Stunden, Herabsetzung dieser Arbeitszeit in Betrieben mit erhöhten Gefahren für Leben und Gesundheit, äußerste Einschränkung der Nachtarbeit für Männer. Eine wöchentliche ununterbrochene Ruhepause von mindestens 42 Stunden. Jährlicher Urlaub unter Lohnfortzahlung. Beseitigung der Übelstände der Heimarbeit....«

Ein internationales Arbeitsrecht kennt das Parteiprogramm überhaupt nicht, lediglich einen internationalen Arbeiterschutz, um hierdurch wieder zu kennzeichnen, daß ihm der elementare Unterschied zwischen Arbeitsrecht und Arbeiterschutz durchaus unbekannt ist. Schon die durch die bürgerlichen Regierungen geschaffene Wirklichkeit ist hier viel weiter gegangen, denn sie hat ein internationales Arbeitsamt geschaffen, das nicht nur den internationalen Arbeiterschutz, sondern auch das Arbeitsrecht international regeln soll und die ersten Versuche auch schon mit Erfolg ausgeführt hat. Wenn das Programm ein einheitliches Arbeitsrecht fordert, so stimmt es in dieser Forderung mit der überwiegenden Zahl aller bürgerlichen Parteien überein. Ein einheitliches Arbeitsrecht wird auch von bürgerlichen Gelehrten und Praktikern übereinstimmend gefordert. Das Wesen dieses einheitlichen Arbeitsrechts aber ist es gerade, durch das sich eine sozialistische Partei von jenen bürgerlichen Seiten unterscheiden sollte: restlose Verwirklichung des Betriebsrätegedankens auch durch Schaffung geeigneter Betriebsvertretungen und Ausbau des Betriebsräterechts zur völligen Gleichstellung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Fortbildung des Rechtes der Berufsgenossenschaft im Sinne der Selbstbestimmung durch das Tarifrecht, endlich die Einrichtung selbständiger, von den Berufsverbänden geleiteter Arbeitsbehörden für die Verwaltung und Entscheidung im Arbeitsrecht.

Diese oder ähnlich formulierte Grundgedanken sucht man aber vergebens, obwohl gerade das Arbeitsrecht der für die Arbeiterschaft wichtigste Teil der ganzen Rechtspflege ist. Statt dessen wird mit einigen Stichworten der wilhelminischen Arbeiterschutzgesetzgebung aufgewartet, die zum Teil sogar noch mißverständlich sind. So wird der »Umbau der sozialen Versicherung zu einer allgemeinen Volksfürsorge gefordert«. Ja, war es denn dem Verfasser nicht bekannt, daß eine »Volksfürsorge« mit dem Grundsatz der Selbstverwaltung unvereinbar ist, daß ein mündiges Volk es endlich ablehnen sollte, sich befürsorgen zu lassen, und daß jede Fürsorge die Selbstverwaltung durch einen behördlich-bureaukratischen Apparat ersetzen muß, daß endlich eine »Fürsorge« mit dem Begriff der »Bedürftigkeit« operiert und immer operieren wird. Dagegen verleiht die auf der Selbstverwaltung gegründete Versicherung ihren Versicherten Rechtsansprüche, die völlig unabhängig von einer Bedürftigkeitsfeststellung im Rechtsweg durchgeführt werden können! Ist es nicht ein böses Mißgeschick gerade für dieses Schlagwort des Programms, daß bei der ersten Nutzanwendung, nämlich bei der Arbeitslosenversicherung, die Gewerkschaften gerade dem Versicherungsgrundsatz den Vorzug geben müssen? Doch genug! Es ist verwunderlich, daß eine Partei, die unter ihren Mitgliedern einen Forscher und Pionier des Arbeitsrecht wie Sinzheimer hat, gerade im Arbeitsrecht eine solche Dürftigkeit aufweist. Das mag vielleicht daher kommen, daß man dazu neigt, den sogenannten »Praktikern« immer den Vorzug zu geben. Man erinnere sich aber mit der Zeit daran, daß letzten Endes bei jedem Fortschritt erst der Gedanke da sein muß und daß jeder Bewegung nicht nur der Stillstand, sondern der Rückschritt drohen wird, die der Meinung ist, an dem Forschungsergebnis der Wissenschaft vorübergehen zu können; denn der durch die Wissenschaft herausgearbeitete Gedanke war von jeher der Pionier alles Fortschritts und wird es auch bleiben!

Landwirtschaftliche Gegenwartsfragen

Von **Georg Schmidt**

In den Vorschlägen über den Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftsgetriebes wird immer wieder auf die Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung hingewiesen. Gegenwärtig wird diese Frage besonders deshalb in der Presse behandelt, weil der Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft einen Plan veröffentlicht hat, der als das »Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft« bezeichnet wird. Sieht man sich diesen Vorschlag landwirtschaftlicher Unternehmervertretungen näher an, so findet man darin in schönen Worten das Versprechen, die landwirtschaftliche Produktion beträchtlich zu steigern. Bestimmte Angaben darüber, wie die im Reichsausschuß vereinigten Landwirte sich die Durchführung denken, werden freilich nicht gemacht. Man begnügt sich mit dem Hinweis, daß »die Landwirtschaft« alles allein erledigen wolle. Obwohl man der Auffassung sein kann, daß dieses Hilfswerk des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft hauptsächlich nur dazu dienen soll, die Landwirtschaft bei der Steuerreform als schonungsbedürftig hinzustellen, ist es doch angebracht, die Vorschläge zu prüfen und zu untersuchen, wie das Ziel der Produktionssteigerung erreicht werden kann.

Die Aufgaben dieses Hilfswerks der deutschen Landwirtschaft sind in folgenden Sätzen kurz zusammengefaßt:

> Intensivste Bodenbearbeitung und planmäßige Bodenverbesserung — zweckentsprechende und verstärkte Düngung — Förderung der Pflanzenzucht — richtige Sortenwahl, regelmäßiger Wechsel des Saatguts — planmäßige Unkraut- und Schädlingsbekämpfung — Vermehrung und Verbesserung des Hackfruchtanbaus — gesteigerte und verbesserte Futtererzeugung — Verallgemeinerung der Verwendung zweckmäßiger Maschinen und Geräte — Hebung und Förderung der Viehzucht, insbesondere zur Vermehrung von Milch und Fett — durchgreifende Bekämpfung der Tierkrankheiten.

Im Görlitzer Programm heißt es unter Wirtschaftspolitik: »Gesetzliche Maßnahmen gegen die Extensivierung oder das gänzliche Unbenutztlassen von landwirtschaftlichen Bodenflächen oder deren Verschwendung zu privaten Luxuszwecken.« Dieser Grundsatz unseres Programms besagt in kurzen Worten dasselbe, was der Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft als erstrebenswertes Ziel hinstellt. In dem Aufruf des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft heißt es aber ferner, daß jeder staatliche Zwang bei der Durchführung dieses Programms ausgeschlossen bleiben müsse. Nun haben aber schon früher Landwirte, darunter solche, die an dem Entwurf dieses Hilfswerks mitgearbeitet haben, selbst darauf hingewiesen, daß zur Durchführung ein gewisser staatlicher Zwang notwendig ist, weil es das Allgemeininteresse erfordert, daß der Fortschritt in der landwirtschaftlichen Produktion nicht auf eine Minderheit von landwirtschaftlichen Betrieben beschränkt bleibt. Es sei, so sagte man, notwendig, die Durchführung der aus der Wissenschaft und Technik gezogenen Mindestforderungen zu *erzwingen*.

Meine Auffassung ist, daß wir die Vorschläge des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft übernehmen, um dafür zu sorgen, daß die selbstverständliche Pflicht, den deutschen Boden möglichst sorgfältig zu bebauen und auszunutzen, tatsächlich erfüllt wird. Dazu sind aber gesetzliche Maßnahmen erforderlich, bei deren Durchführung folgende Grundsätze zu beachten sind.

Landwirte, die Wissen, Befähigung und Kapital dem Zweck dienstbar machen, die Produktion so zu steigern, soweit dies unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist, sollen von staatlichen Eingriffen in den Betrieb möglichst verschont bleiben. Dagegen sind säumige Landwirte durch Androhung beziehungsweise Verhängung von Strafen zu zwingen, die in der Reichsverfassung begründete Pflicht zu erfüllen, den Boden im Interesse der Gemeinschaft zu bebauen und auszunützen. Bei fortgesetzter

Weigerung der Erfüllung dieser gesetzlichen Pflicht ist solchen Betriebsinhabern die Bewirtschaftung des Betriebs zu entziehen oder erforderlichenfalls die Enteignung zugunsten des Reiches vorzunehmen.

Soll ein solches Programm, wie der Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft propagiert, durchgeführt werden, dann ist es weiter notwendig, zugunsten der in den landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigten Arbeitnehmer gesetzliche Maßnahmen zu treffen, damit eine bereitwillige Mitwirkung der Arbeiterschaft erzielt wird. Ich verstehe darunter die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse wie auch die sonstige Fürsorge für Arbeiter und Angestellte sowie den Schutz der Frauen, Jugendlichen und Kinder. Es ist allseitig bekannt, daß die ländliche Arbeiterschaft viel mehr von dem Unternehmer abhängig ist als die städtischen Arbeiter in Industrie und Gewerbe. Durch die Gewährung einer Wohnung, die einen Teil des Lohnes darstellt, wie durch den Naturallohn, der die Viehhaltung in der Eigenwirtschaft des Landwirts bedingt, ist es dem Arbeitgeber viel eher möglich, einen wirtschaftlichen Druck auf die bei ihm beschäftigten Arbeiter auszuüben, als dies bei gewerblichen und industriellen Arbeitern der Fall ist. Wohl hat sich in den letzten Jahren in dieser Beziehung vieles gebessert, aber es bedarf gegenüber jenen Unternehmern, die das alte Hörigkeitsverhältnis wieder einführen möchten, noch eines weitgehenden gesetzlichen Schutzes für die in der Landwirtschaft beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen.

Gerade in dem Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft, ganz besonders in den Kreisen des Reichslandbundes, des früheren Bundes der Landwirte, sind jene Scharfmacher zu finden, die nicht nur Gegner des Tarifvertrags, sondern auch Feinde jeder selbständigen Arbeiterorganisation sind. Jene Kreise reden und schreiben immer von den hohen Löhnen in der Landwirtschaft, die unerschwinglich sein sollen. Gemeint sind damit die Tariflöhne. Wie steht es denn damit? Gegenwärtig garantieren die neuesten Tarifabschlüsse den Landarbeitern etwa den fünfzehnfachen Betrag des Friedenslohns. Der Kartoffel- und Getreidepreis im freien Handel beträgt aber das Vierzig- bis Fünfzigfache des Friedenspreises. Übrigens gilt bei dem Verhältnis des Arbeitslohns zu den Preisen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, daß erst dann, wenn der Anteil des Landes wächst, den der Landwirt zur Entlohnung eines Arbeiters benötigt, die Opfer steigen, die der Landwirt für die Entlohnung aufzubringen hat. Trotz erhöhter Löhne und des Rückgangs der Ernteerträgnisse im Vergleich zur Friedenszeit kann gegenwärtig in vielen landwirtschaftlichen Betrieben nicht von einer tatsächlichen Erhöhung des Lohnkontos gesprochen werden. Im Reichslandbund, besonders in Pommern, betreibt man seit langem die Bildung von gelben Arbeitervereinen, von sogenannten Arbeitnehmergruppen, die von den Unternehmern beziehungsweise deren Organisationen abhängig sind und von diesen in jeder Beziehung gefördert werden. Trotz der angeblich hohen Tariflöhne erhalten die Mitglieder jener Arbeitnehmergruppen einen höheren Lohn als andere Arbeiter und noch außerdem besondere Zuwendungen. Jedenfalls ein Beweis, daß die Landwirte mehr zahlen können.

In den letzten Jahren hat ein stärkerer Wechsel im Besitz von Landgütern stattgefunden. Schon in der Vorkriegszeit ging durchschnittlich alle fünfzehn Jahre der Besitz land- und forstwirtschaftlich genutzter Flächen in andere Hände über. Dieser Besitzwechsel ist noch häufiger geworden. Zum Teil, weil manche Kriegsgewinne nach dem Lande abgewandert sind. Die Kriegsgewinnler hoffen, bei der Steuererfassung glimpflicher davonzukommen. Zudem aber betrachten die neuen Reichen es vielfach als »standesgemäß«, zu den Grundbesitzern zu zählen. Wenn das Kapital in Aktien angelegt wird, dann hat der Inhaber der Aktien in der Regel auf den Betrieb selbst wenig oder gar keinen Einfluß. Anders ist es aber, wenn ein Kapitalist, der vom landwirtschaftlichen Betrieb praktisch nichts versteht, einen größeren oder kleineren Gutshof käuflich erwirbt und dieses Gut nicht derartig bewirtschaftet, wie es der Fall sein müßte. Ich bin daher der Meinung, daß trotz aller Abneigung gegen den Befähigungsnachweis wir bei der Landwirtschaft eine Ausnahme machen

müssen, weil ein großer Schaden für die deutsche Volkswirtschaft daraus entsteht, wenn die Bodenfläche nicht richtig bebaut und ausgenutzt wird.

Auf dieses Kapitel ist ja im Görlitzer Programm dort hingewiesen, wo von der Verschwendung des Bodens zu privaten Luxuszwecken gesprochen wird. Man denke dabei auch an die landwirtschaftlich nutzbare Fläche, die in privaten Parks besteht oder an die Anlage von Wald auf Böden, die zu intensiver Landwirtschaft benutzt werden können, während andererseits manche Landwirte sich auf minderwertigem Boden abmühen, der zweckmäßiger aufgeforstet würde. Das alles hängt natürlich mit der Frage des Eigentumsrechts zusammen. Gesetzt den Fall, es gelänge, das Eigentumsrecht auf Grund und Boden zu beseitigen, so brauchte damit noch immer nicht das Besitzrecht der derzeitigen privaten Eigentümer aufgehoben zu werden. Das Besitzrecht, das natürlich die Spekulation ausschließt, ist zu gewährleisten, wenn die Besitzer die Pflicht übernehmen, dem Boden die höchstmöglichen Erträge abzugewinnen.

Im vorstehenden habe ich in kurzen Umrissen die Grundlage gezeigt, auf der sich zunächst die Betätigung der Sozialdemokratie auf dem Gebiet des Agrarwesens bewegen muß. Auf diesem Gebiet gibt es so viel zu tun, daß wir uns nicht mit Plänen zu befassen brauchen, die erst in ferner Zukunft verwirklicht werden können. Also Schutz und Förderung derjenigen Landwirte, die ihr Gewerbe im Interesse der gesamten Volkswirtschaft betreiben. Es ist längst erwiesen, daß in vorbildlich bewirtschafteten Betrieben der Landwirtschaft bedeutend höhere Ernteerträgnisse erzielt werden, als die amtliche Statistik nachweist. Um nur ein Beispiel anzuführen: Der Vorstand des Deutschen Landarbeiterverbandes hat im Herbst 1921 eine Ermittlung der Ernteergebnisse vorgenommen. Es wurden dazu etwa zweihundert befähigte, über das ganze Reich verteilte Vertrauensleute ausgesucht, denen die Aufgabe gestellt wurde, die Ernteergebnisse in einer Reihe Betriebe zu ermitteln. Dabei kamen ganz andere Ergebnisse heraus, als amtlich zugegeben wird. Die amtliche Ernteststistik, allerdings nur auf Vorschätzungen beruhend, gibt den Ernteertrag des Jahres 1921 pro Hektar an Kartoffeln im Reichsdurchschnitt auf 100 Doppelzentner an. Unsere Ermittlungen ergaben einen Durchschnittsertrag an Kartoffeln von 140 Doppelzentner pro Hektar. Das ist ein großer Unterschied, wobei bemerkt sei, daß sich eigentlich ein noch höherer Ertrag aus unseren Ermittlungen ergibt. Jedoch wollen wir nur 140 Doppelzentner pro Hektar annehmen. Rechnen wir den Doppelzentner Kartoffeln nur zu einem Erzeugerpreis von 100 Mark, dann wurde pro Hektar eine Bruttoeinnahme von 14 000 Mark erzielt.

Dieses Beispiel führe ich an, weil wir versuchen müssen, uns über die Ernteergebnisse besser zu unterrichten. Die amtlichen Ernteststistiken werden von interessierten Kreisen vorgenommen. Beauftragt werden damit in der Regel die Gemeindevorsteher, die meistens selbst Landwirte sind und Landwirte als Berater und Schätzer hinzuziehen. Ganz besonders die Kriegswirtschaft hat die Schätzung der Ergebnisse aus begreiflichen Gründen nach unten beeinflußt.

Die Tatsache, daß die Vertreter der Landwirtschaft in ihrer Mehrzahl politisch unsere schärfsten Gegner sind, darf uns nicht dazu verleiten, unseren politischen Gegnern nur rein agitatorisch entgegenzutreten. Ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß wenn man sich auf sachliches Material stützt, unsere Gegner gezwungen werden, auf unsere Beweisführungen auch sachlich zu erwidern. Auf der einen Seite Förderung und Schutz derjenigen Landwirte, die ihre Pflicht der Gemeinschaft gegenüber erfüllen; auf der anderen Seite aber Zwang gegenüber denjenigen Landwirten, die der Ansicht sind, daß sie auf ihrem Grund und Boden frei schalten und walten können, wie sie wollen. Es gibt viele Landwirte, die darum nicht ihre Pflicht erfüllen, weil ihnen die heutige politische Richtung nicht paßt. Sie sind zufrieden, wenn sie selbst ihre persönlichen Bedürfnisse durch Bebauung ihres Gutes befriedigen, und sprechen es ganz offen aus, daß die städtische und industrielle Bevölkerung mit dem zufrieden sein müsse, was sie abliefern.

Die Arbeiterjugend-Internationale

Von E. Ollenhauer

Bis jetzt ist nur selten über die internationalen Beziehungen der deutschen Arbeiterjugendbewegung berichtet worden. Zwar bestand schon vor dem Krieg eine internationale Verbindung der sozialistischen Jugend, aber an ihrer Organisation und ihrem Wirken konnte sich die deutsche proletarische Jugendbewegung infolge der damaligen politischen Zustände Deutschlands nicht beteiligen. Diese erste Jugendinternationale ist dann aus den Kriegs- und Revolutionsjahren als kommunistische Internationale hervorgegangen, so daß ein Anschluß des inzwischen gebildeten Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands aus diesem Grunde nicht erfolgen konnte. Da auch ausländische Jugendorganisationen sozialdemokratischer Richtung durch die Kriegsjahre die internationale Verbindung verloren hatten, trafen sich bald die Wünsche zur Schaffung einer eigenen sozialistischen Jugendinternationale, die schließlich nach vorbereitenden Konferenzen im August 1920 in Kiel, im Januar 1921 in Hamburg und zu Pfingsten 1921 in Amsterdam zur Gründung der »Arbeiterjugend-Internationale« führten.

Auf der Gründungskonferenz waren Deutschland, Dänemark, Schweden, Holland, Belgien und Frankreich vertreten. In dem dort beschlossenen Manifest an die arbeitende Jugend aller Länder wendet sich die Arbeiterjugend-Internationale gegen den Kriegswahnsinn sowie gegen die Moskauer Internationale: »Nicht auf falschem Kommunismus wollen wir bauen, sondern auf Sozialismus. Die Arbeiterjugend-Internationale ruft die arbeitende Jugend aller Länder auf, sich unter ihr Banner zu scharen und gleichzeitig die Front sowohl gegen die kapitalistische Diktatur als gegen den bolschewistischen Terror zu richten.« Es werden denn auch unter dem Ruf »Raum für die Jugend« freie Bahn für die körperliche, geistige und sittliche Bildung der Jugend im Sinne des Sozialismus, besserer Unterricht, ausgedehnterer und tief eingreifender Arbeiterschutz für Jugendliche gefordert und erklärt: »Gegenüber der Selbstsucht der kapitalistischen Gesellschaft, wo jeder nur sich selbst und dem eigenen Genuß lebt, stellt die Arbeiterjugend-Internationale das Ideal einer Gemeinschaft auf, wo Treue und Kameradschaft, Gemeinsinn und Solidarität die höchsten Gebote sind.«

In einer Prinzipienerklärung sind die Erziehungsaufgaben der Arbeiterjugendbewegung näher aufgeführt. Einleitend wird zunächst den angeschlossenen Verbänden das Recht und die Freiheit zugesichert, ihre eigene organisatorische Stellung und ihre eigene Arbeitsweise in Zusammenhang mit den politischen und ökonomischen Verhältnissen ihres Landes zu bestimmen. Als Ziel und Wesen der Arbeiterjugendbewegung wird in der Einleitung gesagt: »Alle Mitglieder sind im Geiste der sozialistischen Weltanschauung zur Selbsterziehung anzuleiten auf eine ihrem Alter, Geschlecht und ihrer psychologischen Beschaffenheit entsprechende Weise. Die Erziehung der Mitglieder soll vor allem gerichtet sein auf das Erwecken und Erhalten einer brüderlichen internationalen Gesinnung, auf Abscheu und Kampf gegen Militarismus und Krieg.«

Es wird ferner ausdrücklich die Notwendigkeit eines engen Zusammenwirkens mit der Partei und den Gewerkschaften des Landes betont: »Die proletarische Jugendbewegung kann nicht die Partei, die Gewerkschaft oder Genossenschaft ersetzen, sondern sie tritt ihnen als Kulturbewegung an die Seite mit dem Ziel, einen neuen Lebensstil, den des Sozialismus, zu begründen.« Und an einer anderen Stelle heißt es: »Die Arbeiterjugendbewegung kann sich folglich nur auf die sozialistische Arbeiterbewegung stützen. Ohne ihren Beistand und ihre Hilfe verliert sie ihre natürlichen Bundesgenossen.«

Außerordentlich wichtig ist ferner das ebenfalls in Amsterdam beschlossene Erziehungs- und Jugendschutzprogramm, das allgemeine erzieherische Forderungen sowie Forderungen für den wirtschaftlichen und körperlichen Schutz

der Jugend und Maßnahmen für die besonders gefährdete Jugend enthält. Diese Forderungen decken sich im allgemeinen mit denen der deutschen Arbeiterjugend. Als Grundlage für die internationale Jugendarbeit sind ferner zwei Resolutionen anzusehen, die sich gegen Krieg und Militarismus wenden. Davon proklamiert die eine die Idee eines freien Bundes der Völker, die andere bekundet den Willen der sozialistischen Jugendgruppen, »einen allgemeinen Frieden, der sich über die ganze Welt verbreitet, zu schaffen.... Die Arbeiterjugend-Internationale soll eine wirkliche Kraft für diesen Frieden sein.«

Trotz der heftigen Bekämpfung durch die Kommunisten und der Schaffung einer dritten internationalen Verbindung der arbeitenden Jugend im Anschluß an die Gründung der Wiener Internationale hat sich die Arbeiterjugend-Internationale im ersten Jahre ihres Bestehens gut entwickelt. Was ihr Wirken besonders wertvoll macht, ist die starke persönliche Fühlungnahme der Organisationsvertreter aus den einzelnen Ländern miteinander und das Zusammentreffen der arbeitenden Jugend bei internationalen Tagungen. Der erste internationale Jugendtag in Bielefeld, der etwa 10 000 Jugendliche aus fast allen angeschlossenen Organisationen zusammenführte, hat den Wert solcher Zusammenkünfte bewiesen. Nicht nur in den nordischen Ländern und in Holland hat diese internationale Tagung die Arbeit außerordentlich befruchtet, auch in Belgien hat sie sich sehr stark in einem für Deutschland günstigen Sinne ausgewirkt. In Bielefeld ist den anwesenden belgischen Genossen deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß ein neues Deutschland im Werden ist. Diese Auffassung haben die belgischen Teilnehmer auch in ihrer Heimat verbreitet und damit den Boden für ein freundschaftliches Zusammenarbeiten zwischen der deutschen und belgischen Organisation bereitet. Mitte Januar ist auf Wunsch der belgischen Genossen beschlossen worden, den diesjährigen internationalen Jugendtag in Belgien abzuhalten, damit die Bande von Land zu Land fester geknüpft werden. Es sind jetzt Verhandlungen im Gange, um einer möglichst großen Anzahl von deutschen Jugendlichen die Reise nach Belgien zu ermöglichen.

Die Arbeiterjugend-Internationale hat außerdem den Meinungsaustausch über die beste Methode der sozialistischen Jugenderziehung zwischen den einzelnen Organisationen außerordentlich gefördert. Die verschiedenen Verbände wenden nämlich ganz verschiedene Arbeitsmethoden an. Die dänische und schwedische Organisation zählen vor allem ältere Jugendliche zu ihren Mitgliedern, sie beteiligen sich daher aktiv am politischen Kampfe der Sozialdemokratischen Partei. Ähnlich liegt es bei der belgischen Gruppe, die zwar auch jüngere Mitglieder in ihren Reihen hat, aber durch den Kampf gegen den Militarismus in ihrem Lande sehr stark politisch eingestellt ist. Die holländische und die deutsche Organisation erfassen dagegen nur die jüngeren Jahresklassen und stellen sich daher in erster Linie erzieherische Aufgaben. Das können sie um so leichter tun, als in beiden Ländern die ältere Jugend zu besonderen Gruppen zusammengefaßt ist und durch diese in starkem Maße zu politischem Wirken herangezogen wird.

Der internationale Gedanke wurde ferner gefestigt durch die internationale Zeitschrift »Arbeiterjugend-Internationale«, die seit 1. Oktober 1921 erscheint und in allen Ländern, vor allem in Deutschland, einen beachtenswerten Bezieherkreis gewonnen hat. In der letzten Zeit ist es auch gelungen, mit neuen Organisationen Verbindungen aufzunehmen. So sind die sozialistischen Jugendgruppen Ungarns, Finnlands, Norwegens und Jugoslawiens der Internationale beigetreten. Auch mit England und einigen anderen Ländern wurden Beziehungen angeknüpft, so daß sich der Bund der Internationale in kurzer Zeit erheblich erweitern wird. Als erfreuliche Tatsache kann noch berichtet werden, daß sich das Verhältnis zwischen der Wiener Internationale und unseren Gruppen in der letzten Zeit gebessert hat. Mitte Januar fand in Leipzig eine Aussprache zwischen Vertretern beider Gruppen statt, die mit dem Beschluß endigte, eine dauernde Zusammenarbeit der beiden Verbindungen durchzuführen.

Die Hauptaufgabe der Jugendinternationale ist, die sozialistische Erziehungsarbeit der arbeitenden Jugend in allen Ländern tatkräftig zu fördern sowie den Kampf für einen ausreichenden Jugendschutz und eine Reform des Erziehungswesens zu führen. Ferner aber soll sie den internationalen Gedanken zum Erlebnis für die Jugend gestalten.

Literarische Rundschau

Hermann Schlüter, **Die Chartistenbewegung.** Ein Beitrag zur sozialpolitischen Geschichte Englands. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. 368 Seiten. Preis gebunden 50 Mark.

Schlüter hat sich seit langem mit der Geschichte der englischen Chartistenbewegung beschäftigt. Schon 1887 ist in der »Sozialdemokratischen Bibliothek«, die damals von der Volksbuchhandlung in Hottingen-Zürich herausgegeben wurde, eine Broschüre aus seiner Feder über die Chartistenbewegung in England (ohne Angabe des Verfassers) erschienen, bei der Friedrich Engels Gevatter stand. In Amerika und während eines längeren Aufenthalts in London hat Schlüter später seine Studien wieder aufgenommen. In der alten Astor-Library in New York fand er ein reiches Material an Flugschriften aus der Zeit der Chartistenbewegung, vor allem aber stützt sich seine Darstellung auf eine genaue Durchsicht des Hauptblatts der Chartisten, des »Northern Star«. Die Frucht dieser Studien ist das vorliegende Buch. Es ist 1916 vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg in New York erschienen. Nach Deutschland, für dessen Arbeiterschaft das Buch vornehmlich bestimmt war, sind, da der Krieg die Verbindung mit der nordamerikanischen Union völlig zerriß, nur verhältnismäßig wenige Exemplare herübergekommen. Deshalb hat die Dietzsche Verlagsbuchhandlung jetzt einen großen Teil der Auflage erworben.

Schlüter nennt sein Werk einen Beitrag zur sozialpolitischen Geschichte Englands, er hätte ebensogut sagen können »zur Wirtschaftsgeschichte Englands«; denn er leitet sein Buch mit einer längeren Schilderung der industriellen Umwälzung Englands zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und der Rückwirkung dieser Entwicklung auf die Lage der Arbeiter ein, an die sich eine eingehende Darstellung der erwachenden politischen Regungen in der englischen Arbeiterschaft, besonders ihrer Stellungnahme zur Reformbill und zur Antikornbillagitation, schließt. Ebenso bricht er seine geschichtliche Darstellung nicht kurzweg mit dem Zusammenbruch der Bewegung ab, sondern schildert in einem vierten Abschnitt die weiteren Folgen des Zusammenbruchs, die sogenannte »Kleine Charte«, O'Connors, des Hauptführers, Ende, die allgemeine Zersetzung der damaligen politischen Arbeiterbewegung Englands und das gewerkschaftliche Erwachen.

Es sind bittere Vorwürfe, die Schlüter an die Adresse der englischen Arbeiterschaft jener Zeit, der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, richtet — nicht unberechtigt, denn schon wenige Jahre nach dem Zusammenbruch hatten die Arbeiter ihren heißen Kampf um die Charte völlig vergessen und ließen ihre Führer, die ihnen Blut und Gut geopfert hatten, elendiglich verkommen.

»Als Julian G. Harney im November 1881«, so erzählt Schlüter, »in der Presse Englands einen Aufruf für Beiträge erließ, die dem siebzigjährigen John West, einem der besten und treuesten Agitatoren der Chartisten, die aus der Arbeiterklasse hervorgegangen waren, die Lasten der Arbeit am Webstuhl abnehmen und ihm die letzten Tage des Lebens sichern sollten, da war die zusammengebrachte Summe so klein, daß Harney sich schämte, sie zu nennen.... Ein Bergarbeiterdelegatenkörper, der tagte, als Harney seinen Aufruf für John West erließ, bewilligte von den Geldern der Bergleute 500 Pfund zu einem Denkmal für Gladstone. Man vergaß, auch nur 5 Pfund für den alten John West zu bewilligen, der als Chartist in Hunderten von Bergarbeiterversammlungen gesprochen, der den Grundstein der Or-

ganisation für sie mitgelegt hatte und der einst Gefängnis und Verfolgung und Elend erlitt für seine Kämpfe um des Volkes Charte.«

Weitläufiger noch als die Vor- und Nachgeschichte der Chartistenbewegung behandelt Schlüter natürlich diese Bewegung selbst, deren Charakter, Organisation, Agitationsweise und theoretische Anschauungen er im zweiten und dritten Abschnitt seiner Schrift ausführlich darstellt. Mehrfach kommt er zu anderen Auffassungen als andere sozialistische Schilderer jener Epoche, zum Beispiel als M. Beer und L. Pumpiansky. Zu entscheiden, wer mehr oder weniger recht hat, dazu halte ich mich nicht für kompetent; doch vermag ich mich nicht des Eindrucks zu erwehren, daß Schlüter einen Fehler begeht, der bei Marx in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts unter dem mächtigen Eindruck der verblutenden Bewegung, des ersten großen Klassenkampfes zwischen der englischen Lohnarbeiterschaft und der aufsteigenden Industriebourgeoisie, begreiflich erscheint, der aber in einem mehr als ein halbes Jahrhundert später erscheinenden Werk nicht wiederholt werden durfte: er überschätzt bei weitem den theoretischen Gehalt der Chartistenbewegung. Es ist durchaus verkehrt, die Auffassungen der damaligen englischen Arbeiterschaft nach denen eines Bronterre O'Brien oder Ernest Jones zu beurteilen, wie es verkehrt wäre, den geistigen Stand der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung zu Anfang der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts nach den Schriften Lassalles, oder der siebziger und achtziger Jahre nach den Schriften von Marx zu beurteilen. Jene Männer standen in ihrer Auffassungsweise nicht nur weit über der breiten Masse, sondern auch über deren Führerschaft.

Schlüter wendet sich S. 208 seines Buches dagegen, daß Professor H. Herkner in seinem Werke über die »Arbeiterfrage« die Chartistenbewegung die »gewaltigste Volksbewegung sozial-konservativer Art« genannt hat, die England im neunzehnten Jahrhundert erlebte. Sicherlich, in dieser Allgemeinheit ist Herkners Ausspruch unrichtig, aber ein recht ansehnliches Stück englisch-kleinbürgerlicher Denkungsart war immerhin im »Chartismus« der Masse enthalten. Deshalb waren auch schon in wenigen Jahren alle Kämpfe um die Charte vergessen — eine Tatsache, die sonst völlig rätselhaft bliebe.

Heinrich Cunow

Dr. V. Geilen, **Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur. — Wiedergeburt der Mathematik aus dem Geiste Kants.** Heft 53 der Sammlung »Tagesfragen aus den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik«. Braunschweig 1921, Druck und Verlag von F. Vieweg & Sohn. 94 Seiten. Preis geheftet 6 Mark und Teuerungszuschlag.

Rezensent würde als Nicht-Mathematiker nicht die Kühnheit besessen haben, die beiden Schriften Geilens hier anzuzeigen, wenn sie rein fachmännisch und nicht vielmehr für ein allgemeineres Publikum geschrieben wären. Insbesondere die erste kann von allen denen verstanden werden und wird alle diejenigen interessieren, welche O. Spenglers »Untergang des Abendlandes« gelesen haben; denn dies vielgenannte Werk ist es, das nächst einer Anregung Professor Plenges den Verfasser zu seiner Schrift, ursprünglich einem Vortrag im Staatswissenschaftlichen Institut zu Münster, veranlaßt hat. In der Einschätzung der Mathematik als »eines der wesentlichsten Grundpfeiler unserer Kultur« (S. 6) stimmt Geilen mit Spengler überein; ja er nennt sie sogar in einem stark übertriebenen Bilde »die Eisenkonstruktion, die den Bau der heutigen Kultur zusammenhält«! (S. 3) Aber er zieht aus dem Umstand, daß »das Mathematische im weitesten Sinne Urgrund und Kern der Kultur« ist (S. 14), andere Schlüsse als Spengler. Sehr richtig hält er dessen fatalistischem Pessimismus den allgemeinen Gedanken entgegen, daß wir nicht nur fragen müssen, »was wir von der Zukunft zu erwarten haben, sondern auch, was wir noch tun können, um unsere Zukunft zu einer möglichst ersprießlichen zu gestalten«. Und zwar erhofft er in dieser Hinsicht gerade viel von derjenigen Kultur der europäischen Völkergruppe, die sich in der Verbindung von Mathematik und

Philosophie von Pythagoras und Plato über Descartes und Spinoza bis zu Leibniz, Newton und Kant entwickelt hat. Das innerste Wesen des mathematischen Denkens findet er demzufolge in der »dem menschlichen Geiste ursprünglich innewohnenden konstruktiven Kraft in ihrer elementarsten, reinsten Form« (S. 18). Sie ist daher nicht bloß »eines Ursprungs mit der Fähigkeit, die uns umgebende Natur, den Kosmos, in unserem Geiste nachschaffend aufzubauen«, sondern auch (was freilich viel heißen will) »mit der Gabe zu architektonischem Aufbau in jeder Wissenschaft, wie in jeder bildenden und redenden Kunst, gleichbedeutend mit der Anlage zu organisatorischem Aufbau im Einzel- und Gemeinschaftsleben« (S. 18 f.).

Ein besonderes Anwendungsgebiet (vergl. auch den Titel der Schrift) findet der Verfasser dann in der Baukunst, was in den Abschnitten V und VI zunächst an der antiken und mittelalterlichen (ägyptische Pyramiden, griechische Tempel, römischer, romanischer und gotischer Baustil), dann an der Kunst der Renaissance und des Barockstils mit viel Geist, etwa in der Weise Spenglers, aufgezeigt wird. »Die Ergründung der Gesetze der ruhenden Schönheit war die Leistung der Griechen, die Ergründung der Gesetze der bewegenden Kraft wird seit Michelangelo und Galilei die große Aufgabe Mitteleuropas« (S. 28). Die alte Mathematik ist »starr und spröde wie ihre geometrischen Figuren, in sich geschlossen, scharfsinnig ..., deduzierend, analysierend und streng systematisch«; die neue »elastisch und lebendig wie ihre geschwungenen Kurven, großzügig und unbegrenzt aufnahmefähig«, schafft intuitiv Neues, verfährt induktiv, »wie aus einem Kerne sich immer reicher entfaltend« (S. 31 f.).

Der Neuklassizismus in bildender und dichtender Kunst wird dann freilich aus dem Auge verloren, auch die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts nicht weiter verfolgt und (S. 33) nur die Frage aufgeworfen, ob das seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Mathematik und Naturforschung geschaffene Neue »als Grundlage einer zukünftigen einheitlichen deutschen, ja vielleicht europäischen Kultur dienen« könne? In dem Wörtchen »vielleicht« steckt hier unseres Erachtens ein großes, wenn nicht das ganze Problem. Denn es gibt wohl innerhalb der allgemeinen auch eine besondere deutsche Kultur, nicht aber eine spezifisch »germanische« Naturwissenschaft (S. 43) oder Mathematik. Geilen mag seinen Ruf: »Zurück zur Anschauung, hin zur Natur!« (S. 37) als Deutscher wohl zuerst an die Mathematiker seines Volkes richten, die nach seiner Schilderung unter Führung von Winerstraß und anderen allzu abstrakt geworden seien: grundsätzlich muß ein solcher Ruf an alle gehen. Denn echte Wissenschaft ist international. Im übrigen wird man gern seiner Forderung recht geben. Nicht bloß die Physik, sondern auch Philosophie und Kunst müssen und können sich mit einer »lebendigen, natürlichen Mathematik verbinden; der Eingang in die Infinitesimalrechnung und zum Problem des Irrationalen sollte, durch größere Anschaulichkeit im Unterricht, der Jugend, ja allen Menschen mit klarem Verstand und gesunden Sinnen nicht bloß geöffnet, sondern auch anziehend gestaltet werden« (S. 42 f.).

Nur kurz sei des zweiten Aufsatzes (S. 49 bis 93) gedacht, der anfangs den »Kantstudien« zugedacht war, indessen den kritischen Philosophen eigentlich nur zu Anfang und am Schlusse berührt. Im übrigen sind die Erörterungen hier mehr wissenschaftlich-mathematischer Natur, wenn sie auch im Anschluß an die heute vielerorts zur Erörterung stehende »Mengenlehre« mathematisch-philosophische Grenzfragen behandeln. Geilen will auch hier von der Anschauung ausgehen, nämlich »das Endliche, die Einheit, zum Ausgangspunkt zu nehmen, um nach dem Unendlichen als letztem Ziel hinzustreben« (S. 69). Er benutzt dazu den Begriff der »Folge«, für den er sich ein besonderes Symbol F ausgedacht hat. Die »Wiedergeburt der Mathematik aus dem Geiste Kants« geschieht eigentlich erst im letzten Abschnitt, wenigstens erfolgt hier (S. 90 bis 93) erst die Zusammenfassung dahin: 1. Das bloße Denken überschreitet nicht ungestraft die Grenzen des Endlichen. 2. Gehen wir nach allgemeinen, aber ganz bestimmten Prinzipien des Denkens vor

(das bedeutet aber nicht, wie der Verfasser meint, den Ersatz der »Deduktion« durch »Induktion«). 3. Das Denken muß nicht Selbstzweck, sondern erkenntniskritisches Werkzeug zur Erforschung der »Erfahrung« sein, denn »Begriffe ohne Anschauung sind leer« (Kant). 4. Kants Kategorien, insbesondere die der Modalität, sollen auch heute noch die Entwicklungsstufen alles geistigen Neuschaffens sein. 5. Vereinigen wir, nach dem Vorbild Kants, die ewigen Gesetze des Naturgeschehens mit der Erkenntnis der sittlichen Welt. Karl Vorländer

---

Ernst Robert Curtius, Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich. Bonn 1921, Verlag von Friedrich Cohen.

Einer der eigentümlichen Reize des Pariser Geisteslebens ist es, daß in gewöhnlichen Zeitläuften alljährlich ein halbes Dutzend Revuen entstehen — und verschwinden —, deren Herausgeber überzeugt sind, die Lösung alles Übels, wenigstens des literarischen, gefunden zu haben. Und alle zehn Jahre etwa kommt es vor, daß sich eine solche »neue Schule« auch durchbeißt und einige Zeit — Schule macht oder wenigstens Aufsehen erregt. Nach weiteren zehn oder zwanzig Jahren wird das geistige Oberhaupt der neuen Schule in die Akademie der »Unsterblichen« gewählt, das heißt nachdem die neue Schule längst das Zeitliche gesegnet hat, und damit ist auch dieses einst geistige Oberhaupt in das Reich der Schatten hinabgestiegen.

Ernst Robert Curtius, der sich redlich bemüht, das französische Geistesleben zu erfassen — leider macht es ihm recht viel Mühe —, ist das Opfer einer solchen »neuen Schule« geworden, die sich von ihren Vorgängern nur insofern unterscheidet, als sie offenbar von kapitalkräftigen Leuten unterstützt wird (oder wurde); oder soll man richtiger sagen, daß jene kapitalkräftigen Leute das Opfer der C. T. I. (Confédération des Travailleurs intellectuels, in Anlehnung und im Gegensatz zur C. G. T., Confédération Générale du Travail, dem französischen Gewerkschaftsbund) geworden sind? Jedenfalls verschwendet Curtius eine große Gelehrsamkeit an eine an sich harmlose Sache, nämlich die »Entdeckung«, daß der Künstler und der Handwerker, der Gelehrte und der Arbeiter, die durch den Kapitalismus geschieden wurden, zusammengehören. Da diese »neue Schule« natürlich, wie alle ihre Vorgänger, die gesellschaftlichen Vorgänge der Zeit kritisiert, glaubt Curtius, daß sie von großer sozialer Bedeutung sei.

Notizen

Lohnabbau in Großbritannien. Nach den Angaben des englischen Arbeitsministeriums haben in elf Monaten des Jahres 1921 (für den Dezember fehlen noch die statistischen Mitteilungen) nicht weniger als 6 973 000 Arbeiter Lohnkürzungen im Gesamtbetrag von wöchentlich 5 563 000 Pfund Sterling erlitten, während nur 117 600 Arbeiter Erhöhungen von zusammen 20 000 Pfund erzielten. Dabei sind nicht berücksichtigt Landwirtschaft, Handels-, Bureau- und staatliche Angestellte. Die größten Kürzungen werden aus folgenden Industrien berichtet:

	Zahl der betroffenen Arbeiter	Wöchentliche Kürzung um Pfund Sterling
Baugewerbe	445 000	303 900
Bergbau	1 291 000	2 500 000
Eisen- und Stahlindustrie	239 000	431 700
Maschinen- und Schiffbau	1 359 000	652 200
Sonstige Metallgewerbe	360 000	200 000
Textilindustrie	1 004 000	594 800
Transportgewerbe	906 000	383 000
Öffentliche Dienste	314 000	125 000

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 25 40. Jahrgang ◆ 1. Band 17. März 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

MAY 13 1922
UNIV. OF MICH.

Inhalt des Heftes

Lassalle und Marx. Von Heinrich Cunow.

Verbilligung der Staatsverwaltung. Von Dr. Theodor Cassau.

Sowjet-Rußland im Rahmen der Weltwirtschaft. Von Dr. Hermann Schützinger (München).

Preußische Verwaltungsprobleme im vierten Jahre der Republik. Von J. Kleinmeyer.

Außenpolitische Rundschau. Von J. S.-J.

Literarische Rundschau: Paul Kampffmeyer, **Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung.** ◆ Artur Drews, **Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu.** ◆ Hanns Günther, **Wunder in uns.**

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die **Redaktion der Neuen Zeit** bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von **Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau,** Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die **Expedition** sind an den **Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart,** Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen:

Die Chartisten-Bewegung

Ein Beitrag
zur sozialpolitischen Geschichte Englands
von
Hermann Schlüter

368 Seiten Großoktav ⋄ Preis gut gebunden 50 Mark

Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte

Sechs volkstümliche Vorträge von **W. Reimes**
Mit einem Geleitwort von Prof. **Heinrich Cunow**

Band 63 der Internat. Bibliothek ⋄ Preis geb. 24 Mark

Professor Cunow schreibt in seinem Geleitwort:

Das vorliegende Buch bedarf weder einer Rechtfertigung noch einer Empfehlung; denn es fehlt in der sozialistischen Literatur an einer Schrift, die in gleicher gemeinverständlicher Weise den Arbeiter, der sich über die Entstehung und das Werden des heutigen kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes unterrichten möchte, in das weite Gebiet der Wirtschaftsgeschichte einführt....

Leider ist die Kenntnis der wirtschaftlichen Zustände früherer Zeiten noch in fast allen Bevölkerungsschichten Deutschlands eine recht oberflächliche, und doch ist sie eine notwendige Vorbedingung der richtigen Erkenntnis unserer heutigen Wirtschaftsrichtung. Diese Kenntnis zu mehren und das Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen zu wecken, ist das Reimessche Buch meines Erachtens wie kein anderes der sozialistischen Parteiliteratur geeignet. Ich wünsche ihm deswegen bei seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt den besten Erfolg.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 25 Ausgegeben am 17. März 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Lassalle und Marx

Von Heinrich Cunow

Der Briefwechsel zwischen bedeutenden Männern, die ihren Zeitgenossen neue Gedankenbahnen öffneten, hat nicht nur für Politiker und Geschichtschreiber, sondern für alle, die geistig schaffend mit ihrer Zeit leben, stets ein großes Interesse gehabt; denn klarer und ungeschminkter als in den für die große Öffentlichkeit bestimmten Schriften kommt im brieflichen Gedankenaustausch die Eigenart, die Charakterbesonderheit der betreffenden Personen zum Ausdruck. In seinen Werken erscheint der Autor gewissermaßen als Dozierender in einer zurechtgemachten Positur; in seinen Briefen, namentlich in vertrauten Briefen an nahe Freunde oder Gleichstrebende, hingegen als ein Mensch mit bestimmten Vorzügen, Schwächen und Fehlern. In dem einen Fall zeigt er sich in full dress, im anderen im Nachthemd oder doch wenigstens in Hemdärmeln.

Daher soll, wer einen sogenannten großen Mann wirklich kennenlernen will, sich an seine Briefe halten. Jedenfalls geben sie über sein Denken und Fühlen, seine Eigenschaften und inneren geistigen Wandlungen viel bessere Auskunft als eine Selbstbiographie oder die von seinen Freunden und Feinden in ihren Memoirenwerken entworfenen Charakterzeichnungen. Zeigen uns die ersteren, wie der Betreffende gerne vor der Welt aussehen wollte, so die letzteren, wie ihn der Memoirenschreiber von seinem Betrachtungsstandpunkt aus unter seinem persönlichen Gesichtswinkel sah. Deshalb sind die Charakterschilderungen fremder Persönlichkeiten in Memoirenwerken auch viel charakteristischer für den geistigen und ethischen Habitus des Memoirenschreibers selbst als für den, den er charakterisiert.

Es verdient deshalb vollste Anerkennung, daß Professor Dr. Gustav Mayer den im vorigen Jahre von ihm veröffentlichten »Briefen von und an Lassalle bis 1848« alsbald den Briefwechsel zwischen Lassalle, Marx und Friedrich Engels[1] hat folgen lassen, besonders aber, daß er nicht unter den Briefen der drei Genannten nach seinem Ermessen eine Auswahl getroffen, sondern alles aufgenommen hat, was sich in deren Nachlaß vorgefunden hat, ohne kleinlich danach zu fragen, ob nicht diese oder jene Briefstelle dem Ansehen des betreffenden Briefschreibers schaden und nicht der Legende Abbruch tun könnte, die gute, geschäftige Freunde wie um so manche anderen hervorragenden historischen Persönlichkeiten auch um die drei Männer gewoben haben, die einst an der Wiege der deutschen

[1] Gustav Mayer, Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx nebst Briefen von Friedrich Engels und Jenny Marx an Lassalle und von Marx an Gräfin Sophie Hatzfeldt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, und Berlin, Julius Springer. 411 Seiten. Preis geheftet 84 Mark, in Halbleinen gebunden 96 Mark.

Sozialdemokratie standen. Wir wollen den wirklichen Marx, den wirklichen Lassalle kennenlernen, nicht ein durch frisierte Briefe zurechtgestutztes legendarisches Abbild ihrer Persönlichkeit.

Freilich auch in ihren Briefen geben sich die Briefschreiber nicht immer frei und offen — besonders dann nicht, wenn sie dem, an den sie schreiben, mißtrauen, in ihm einen geistigen oder politischen Rivalen wittern oder sich durch einzelne seiner Charakterzüge abgestoßen, wenn nicht gar verletzt fühlen. Nur zu oft tritt dann an die Stelle der offenen ungeschminkten Aussprache, des offenen Tadels und des Widerspruchs die verschleiernde »konventionelle Lüge der Kulturmenschheit«. Das gilt auch von Marx und Engels in ihrem Briefwechsel mit Lassalle. Sie sind nie ein gewisses Mißtrauen gegen Lassalle losgeworden und haben immer wieder in ihm einen durch Motive des Ehrgeizes zu politischen Seitensprüngen geneigten wissenschaftlichen Jongleur gesehen. Namentlich gilt das von Friedrich Engels, dem das gespreizte Getue Lassalles durchaus zuwider war und der hinter dessen Ergebenheitsversicherungen lediglich Unaufrichtigkeiten sah. Man braucht nur den vor neun Jahren veröffentlichten, jetzt in zweiter Auflage erschienenen Briefwechsel zwischen Marx und Engels mit den Briefen beider Freunde an Lassalle zu vergleichen, um sofort zu sehen, wie sehr sie oft Lassalle gegenüber ihr wahres Gesicht verhüllt haben. Deshalb sollte der Leser, der das Verhältnis zwischen den dreien genau kennenlernen will, beim Durchlesen der vorliegenden von Gustav Mayer herausgegebenen Briefsammlung stets die vier Bände des Briefwechsels zwischen Friedrich Engels und Karl Marx [2] zur Hand haben, um nachschlagen zu können, wie sie, ohne sich durch konventionelle Rücksichten gebunden zu fühlen, über Lassalles Verhalten dachten.

Ein Teil der Briefe Lassalles an Marx, die sich in Gustav Mayers vorliegender Briefsammlung befinden, hat Franz Mehring bereits in dem 1902 erschienenen vierten Band des von ihm herausgegebenen literarischen Nachlasses von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle veröffentlicht. Da jedoch nicht alle Leser der von Mayer herausgegebenen Lassalle-Briefe zugleich im Besitz der Mehringschen Ausgabe sein dürften und zum vollen Verständnis mancher Marxschen Briefe die Kenntnis der vorausgegangenen Anschreiben Lassalles durchaus nötig ist, so hat Mayer sich nicht gescheut, das im ersten Band seines »Ferdinand Lassalle« aufgestellte Prinzip zu durchbrechen, nach welchem ausschließlich bisher unveröffentlichte Briefe und Schriftstücke in die Nachlaßpublikation aufgenommen werden sollten.

* * *

Marx und Lassalle sind zuerst im Jahre 1848 miteinander bekannt geworden. Marx stand damals an der Spitze der »Neuen Rheinischen Zeitung« in Köln, und Lassalle, der zu jener Zeit von Düsseldorf aus seinen Kampf gegen den Grafen Edmund v. Hatzfeldt-Wildenburg führte, sucht im Interesse des von ihm mit aller Leidenschaftlichkeit geführten Kampfes nahe Beziehungen zu Marx und dem von diesem geleiteten Blatt, dem revolutionärsten Organ der Rheinlande, zu gewinnen. Die ersten Briefe Lassalles an Marx und Engels

[2] Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx 1844 bis 1883. Herausgegeben von A. Bebel und Ed. Bernstein. 4 Bände. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. Preis gebunden 180 Mark, in Halbleinwand 220 Mark.

betreffen denn auch Klagen darüber, daß die »Neue Rheinische Zeitung« sich des Streitfalles nicht genügend angenommen und keinen »markigen Artikel« über die Verweisung Lassalles vor die Assisen und die Zuchtpolizei sowie über das Verfahren des Assisenhofes gebracht hätte. Marx sah damals in Lassalle zwar einen begabten, hoffnungsvollen Anhänger der revolutionären Bestrebungen; aber Lassalles Verhältnis zu der Gräfin Hatzfeldt stieß bei ihm auf manche politischen Bedenken. Selbst die radikal-demokratischen Kreise des Rheinlandes nahmen überall an den Mitteln, deren Lassalle sich im Streite zugunsten der Gräfin Sophie Hatzfeldt bediente, mannigfachen Anstoß, namentlich seit dem Kassettendiebstahl, und Marx hatte keine Neigung, sein Blatt, das ohnehin fortgesetzt mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, allzusehr mit der Streitsache Lassalle-Hatzfeldt zu belasten. Eine gewisse Zurückhaltung schien ihm das Vernünftigste, zumal sich schon in den ersten Briefen Lassalles zwei Eigenschaften Lassalles bemerkbar machten, die später schärfer hervortraten, sein überhebliches, in eitle Selbstgefälligkeit ausartendes Selbstbewußtsein und sein Unvermögen, in persönlichen Dingen Maß zu halten.

Dennoch bestand zwischen Marx und Lassalles, die sich dutzten, in den Jahren 1848/49 eine aufrichtige Freundschaft. Mehrmals fuhr im Herbst 1848 Lassalle zum Besuch nach Köln, und ebenso hat Marx mit seiner jungen Frau Lassalle in Düsseldorf besucht. Als dann im Juli 1849 der wegen einer in Neuß gehaltenen revolutionären Rede angeklagte Lassalle das Gefängnis verließ, war die Revolution am Rhein bereits niedergeschlagen und die »Neue Rheinische Zeitung« eingegangen. Engels stand als Willichs Adjutant im badischen Revolutionsheer, während Marx sich als Flüchtling auf französischem Boden befand, von dem aus er später nach London ging. Die Freundschaft zwischen Marx und Lassalle erlitt jedoch zunächst durch die Trennung keinen Abbruch. Besonders war Lassalle daran gelegen, das Freundschaftsverhältnis aufrechtzuerhalten. Wie aus seinen Briefen hervorgeht, galt ihm damals trotz seiner selbstgefälligen Eitelkeit Marx als der Weiterblickende, und um keines Gesinnungsgenossen Achtung und freundschaftliche Zuneigung hat er in gleichem Maße geworben wie um die seines »lieben« Freundes Marx, dem er immer wieder seine große Sympathie versicherte. Dagegen antwortete Marx auf Lassalles Briefe meist kühl und halb geschäftsmäßig, wie jemand, der kein inneres Drängen in sich verspürt, mit dem anderen in engerem Kontakt zu bleiben, sondern der nur aus einem gewissen konventionellen Anstandsgefühl, um sich nicht des Verstoßes gegen die gewöhnlichsten Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs bezichtigen zu lassen, zum Briefschreiben bequemt.

Gustav Mayer hat nach meiner Ansicht in psychologischer Hinsicht durchaus recht, wenn er das Verhältnis zwischen Marx und Lassalle zu Anfang der fünfziger Jahre folgendermaßen schildert:

In den Briefen, die er Marx schrieb, zeigte Lassalle sich von seiner besten Seite. Doch zu entgegengesetzt war ihre Wesensart, Marxens Vertrauen in seinen Charakter hatte zu enge Grenzen, die zu leicht sichtbar wurden, als daß ihre bloß auf brieflichen Verkehr angewiesenen Beziehungen während der Trennung den Grad von Wärme lange bewahren konnten, den sie im Revolutionsjahr angenommen hatten. Wohl behandelte Lassalle nach wie vor Marx nicht allein als Gesinnungsgenossen, er betrachtete ihn als seinen persönlichen Freund. Doch Marx, von Engels

beeinflußt, sorgte für Distanz und empfand schon frühzeitig die Freundschaftsbeteuerungen des anderen leicht einmal als Zudringlichkeit. Wenn in späteren Jahren auf Marxens Seite ein kaum mehr verschwindender gereizter Ton sich einnistete, so ließe sich dies aus politischen Meinungsgegensätzen, die hervortraten, erklären. Vor 1859 zeigten sich solche kaum. Und Lassalle war daran so unschuldig, wie sich nur denken läßt, daß im November 1855 bereits ihr Briefwechsel für anderthalb Jahre völlig ins Stocken geriet. Allein aus Marxens leicht zu weckendem Mißtrauen erwuchs die Entfremdung. Zwar glaubte er selbst sich gefeit gegen den Klatsch, der in Emigrantenkreisen so üppigen Boden findet. Aber so wenig er schon 1851 den Argumenten entgegengetreten war, die vorgebracht wurden, um Lassalle nicht in den Kommunistenbund aufnehmen zu müssen, so wenig sträubte er sich beim ersten neuen Anlaß, albernem Geschwätz Glauben zu schenken und den Stab über einen Menschen zu brechen, »dessen rein objektiven Charakter« er, wie Lassalle bei der späteren Abrechnung ihm mit Recht vorwarf, hätte kennen müssen. Widerstreben weckt es, das haltlose Gewäsch zu wiederholen, das 1853 in dem Kassiber aus Baltimore stand, den Marx sieben Jahre später, von Lassalle mit Recht unbilligen Mißtrauens bezichtigt und in die Enge getrieben, »mit einem superben Gestus« nach Berlin übersandte. Alles, was Lassalle darauf erwiderte, war buchstäblich wahr; in seinem Nachlaß befinden sich noch Papiere, die Einzelheiten erhärten.

Tatsächlich wurden denn auch die Briefe Marxens immer spärlicher, und da er 1855 längere Zeit gar nicht antwortete, stellte auch Lassalle das Briefschreiben ein. Zwar eigentliche direkte politische Gegensätze treten in ihren Briefen nicht hervor, doch waren die Lebensanschauungen beider zu verschiedenartig, als daß es zwischen ihnen zu einem ähnlichen Verhältnis zu kommen vermochte wie zwischen Marx und Engels. Marx sah, verleitet durch allerlei Partei- und Flüchtlingsklatsch, in Lassalle mehr und mehr einen politischen Dandy, dem es nur darum zu tun sei, in der politischen und noch mehr in der wissenschaftlichen Welt eine Favoritenrolle zu spielen. Dazu kam der Gegensatz der materiellen Lage. Während Marx im Londoner Exil hart um seinen Unterhalt zu kämpfen hatte und sich, um seine Familie nicht der bittersten Not anheimfallen zu lassen, zur Abfassung verhältnismäßig schlecht bezahlter Zeitungsartikel gezwungen sah, führte Lassalle das Leben eines wohlhabenden Bonvivants, zumal nachdem 1854 ein Vermögensvergleich zwischen dem Grafen und der Gräfin Hatzfeldt zustande gekommen war, der der letzteren und damit auch Lassalle ein reichliches Einkommen sicherte.

Wie damals Marx und Engels von Lassalle dachten, zeigen ihre Briefe vom 5. und 7. März 1856. Marx schreibt am 5. März an Engels in bezug auf Lassalle: »Er scheint sich ganz anders zu nehmen, wie wir ihn nehmen; er hält sich für weltbezwingend, weil er rücksichtslos in einer Privatintrige war, als ob ein wirklich bedeutender Mensch zehn Jahre einer solchen Bagatelle opfern würde.« Und Engels antwortet: »Es ist schade um den Kerl seines großen Talents wegen, aber diese Sachen sind doch zu arg. Er war immer ein Mensch, dem man höllisch aufpassen mußte; als rechter Jud von der slawischen Grenze war er immer auf dem Sprung, unter Parteivorwänden jeden für seine Privatzwecke zu exploitieren. Dann die Sucht, sich in die vornehme Welt einzudrängen.« ...

Ungefähr achtzehn Monate stockte der Briefwechsel. Lassalle machte inzwischen eine längere Orientreise; doch als er wieder wohlbehalten in Düsseldorf saß, drängte es ihn, die alten Beziehungen mit Marx neu anzuknüpfen. Er schrieb am 26. April 1857 nach London an Marx, und als Marx diesen

Brief ignorierte, nochmals am 17. Dezember. Zugleich kündigte er Marx das Erscheinen seines Heraklit an. Marx war unschlüssig, wie er sich verhalten sollte; er fragte bei Engels an, ob er antworten solle oder nicht. Engels riet Marx, aus Höflichkeit zu antworten, aber den Brief so abzufassen, daß Lassalle »sich plus ou moins erklären« müsse oder ihm künftig die Korrespondenz verleidet werde. Marx antwortete Lassalle am 21. Dezember 1857, aber in einer ziemlich nonchalanten Weise. Er beschuldigte Lassalle, auch nicht immer prompt geantwortet zu haben, äußerte einige oberflächliche Worte über die Bedeutung Heraklits als Philosophen und sprach dann von seiner Arbeit an einem Werk über die Grundzüge der politischen Ökonomie.

Wie schon die von Marx an Engels gerichtete Anfrage, ob er überhaupt Lassalle antworten solle, deutlich zeigt, lag Marx sehr wenig daran, wieder mit Lassalle in brieflichen Verkehr zu treten. Wenn er doch schließlich dessen Briefe beantwortete, so deshalb, um aus Berlin gelegentlich Näheres über die preußische Regierungspolitik zu erfahren und zugleich Lassalle als Vermittler bei der Herausgabe des ökonomischen Werkes zu benutzen, an dem er zurzeit arbeitete. Offenherzig schreibt er am 22. Dezember 1857 an Engels: »Vielleicht kann er (Lassalle) uns nützlich sein zum Auftreiben von Buchhändlern, wenn er nicht etwa fürchtet, der Ruhm, den er auch auf dem ökonomischen Felde sucht, möchte durch die Konkurrenz leiden und so der ‚Prozeß' verlorengehen.«

Der kühle Ton des von Marx am 21. Dezember 1857 an Lassalle abgesandten Briefes, der nur zu deutlich zeigt, wie wenig Marx einen Ideenaustausch mit Lassalle wünschte, scheint denn auch Lassalle etwas verschnupft zu haben. Er antwortete erst am 10. Februar 1858, doch war immerhin sein Brief viel wärmer gehalten als der von Marx. Auch in den folgenden Briefen bewies Marx wenig Entgegenkommen und Verständnis für Lassalles Wünsche. Lassalle hätte gar zu gerne recht bald ein Urteil von Marx über seinen »Herakleitos, der Dunkle von Ephesos« gehört. Die Vorstudien zu diesem Werk über den Hegel des Altertums hatte lange seine Arbeitskraft in Anspruch genommen; er hatte sich tief in die altgriechische Philosophie und Geschichte vergraben und glaubte, eine Arbeit geschaffen zu haben, die ihm für immer einen hervorragenden Platz in der Geistesgeschichte sichere — schmerzlich mußte er daher empfinden, daß Marx ihm zwar den Empfang des »Herakleitos« anzeigte, aber das Lesen dieses Werkes hinausschob, dagegen weitläufig von seiner ökonomischen Arbeit (der 1859 erschienenen Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie«) berichtete. Erst in seinem Briefe vom 31. Mai 1858 kommt Marx auf den Heraklit zurück. Er lobt die Wiederherstellung des heraklitischen Systems aus den einzelnen »Reliquien« und erkennt den Scharfsinn Lassalles in der Polemik an; aber im ganzen verrät doch seine Kritik, daß er die Beschäftigung Lassalles mit Heraklit für eine philosophische Liebhaberei, wenn nicht gar für eine bloße Spielerei hält.

Und tatsächlich schätzte Marx die Bedeutung des Lassalleschen Werkes ziemlich niedrig ein. Er sah darin gewissermaßen eine unnütz vertane geistige Mühe, deren Erfolg die Anstrengung nicht lohnt. Schon am 22. Dezember 1857 — also zu einer Zeit, als er Lassalle schrieb, er hätte dessen »Herakleitos« noch gar nicht gelesen, bemerkt er obenhin in einem Brief an Engels: »Der brave Lassalle hat die Philosophie, den Heraklit, getrieben wie

den Haßfeldtschen Prozeß und schließlich seinen ‚Prozeß' gewonnen, wenn ihm zu glauben. Es scheint in der Tat, daß die Alten — Philologen und Hegelianer — überrascht waren, eine solche posthume Blüte einer vergangenen Epoche wieder zu erleben.«

Dieses Marxsche Urteil ist nach meiner Ansicht nicht unberechtigt; aber Lassalle, der glaubte, sich mit seinem Heraklit ein großes geistiges Denkmal gesetzt zu haben, mußte unzweifelhaft die Art, wie Marx sein Werk behandelte, tief verletzen. Die folgenden Briefe zeigen denn auch, daß ein eigentlich freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden nicht mehr zustande kam, obgleich Lassalle mehrfach einen warmen Freundschaftston anschlug und sich eifrig bemühte, für Marxens Schrift »Zur Kritik der politischen Ökonomie« und später für Engels' »Po und Rhein« in Berlin einen Verleger zu finden; auch einige Male Marx aus Geldverlegenheiten heraushalf. Ein unbesiegliches Mißtrauen hatte Marx gegen Lassalle erfaßt, in dem er einen zwar begabten, aber auch sehr arroganten, zur Schulmeisterei geneigten Renommisten sah, dem der Erfolg alles sei. Selbst hinter den Freundschaftsversicherungen Lassalles witterte er selbstgefällige Eitelkeit und eigennützige Machenschaften. Anfang 1860 schien denn auch ein völliger Bruch zwischen Marx und Lassalle bevorzustehen.

Um mit Marx wieder in nähere Verbindung zu kommen, lud ihn Lassalle zum Besuch nach Berlin ein, hatten sich doch beide Männer seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen. Vom 1. bis 12. April 1861 hat Marx denn auch bei Lassalle als dessen Gast in der komfortablen Wohnung in der Bellevuestraße Berlins geweilt. Lassalle bot alles auf, um Marx angenehme Stunden zu bereiten, aber näher sind sich beide Männer doch nicht gekommen. Marx erkannte Lassalles Gastfreundschaft an; aber die Charaktere beider waren zu verschieden, als daß eine engere Freundschaft zwischen ihnen möglich gewesen wäre. Und dazu kam, daß ihre Ansichten über Italiens Stellung im europäischen Mächtekonzern, über die napoleonische Politik und Preußens Bedeutung für Deutschlands zukünftige Entwicklung doch in manchen Punkten ziemlich weit auseinandergingen.

Welchen Eindruck Marx von Lassalle gewann, darüber unterrichtet zur Genüge folgende Stelle aus einem Briefe, den er nach seiner Rückkehr am 7. Mai 1861 an Engels richtete: »Lassalle, geblendet durch das Ansehen, das er in gewissen Gelehrtenkreisen durch seinen Heraklit und in einem anderen Kreise von Schmarotzern durch guten Wein und Küche hat, weiß natürlich nicht, daß er im großen Publikum verrufen ist. Außerdem seine Rechthaberei; sein Stecken im ‚spekulativen Begriff' (der Kerl träumt sogar von einer neuen Hegelschen Philosophie auf der zweiten Potenz, die er schreiben will, seine Infektion mit altem französischem Liberalismus, seine breitspurige Feder, Zudringlichkeit, Taktlosigkeit usw.«

Noch weniger war der Gegenbesuch, den Lassalle im folgenden Jahre (Juli 1862) Marx in London machte, geeignet, ihr Verhältnis zueinander besser zu gestalten. Marx befand sich wieder mal in größter finanzieller Bedrängnis, und nun platzte in dieses Elend Lassalle hinein, so daß Frau Marx, um nur einigermaßen Lassalle anständig bewirten zu können, selbst unentbehrliche Wohnungsgegenstände ins Pfandhaus tragen mußte. Zudem trat, wie es scheint, Lassalle als verwöhnter reicher Mann auf. Als besondere Taktlosigkeit empfand Marx in seiner Überempfindlichkeit, daß »der Kerl«

(Lassalle) ihn gefragt hatte, ob er nicht eine seiner Töchter Gesellschafterin bei der Gräfin Hatzfeldt werden lassen möchte.

Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx wurde denn auch in den letzten Jahren vor Lassalles Tode immer spärlicher. Er betrifft meist nur persönliche Beziehungen oder nebensächliche politische Fragen und Ereignisse. Zu einem tieferen Gedankenaustausch über den Entwicklungsgang der sozialistischen Bewegung oder über neu erschienene politische Werke kommt es nicht. Lassalle versucht wohl verschiedentlich, einen solchen Gedankenaustausch herbeizuführen, indem er Marx seine Broschüren und Bücher schickt; aber dieser geht meist mit wenigen Worten über sie hinweg. Selbst Lassalles »System der erworbenen Rechte« behandelt er recht oberflächlich, so daß Lassalle ihm wütend schreibt: »Über Deine Manier, mein Werk zu lesen, bin ich recht verdrießlich! Wenn ich so ein Werk schreibe, geschieht es mit meinem besten Blut und Nervensaft und au fond und in letzter Instanz doch nur für sehr wenige Menschen. Denn viele können dies und das daraus begreifen und benutzen. Aber in seinem inneren Zusammenhang ganz begreifen können es nur sehr wenige. Von diesen wenigen sollte man wenigstens verlangen können, daß sie ein mit so großer Selbstzermarterung geschriebenes Werk auch genau in der Ordnung und Gedankenentwicklung lesen, in der es der Autor geschrieben hat.«

Es liegt eine gewisse Anerkennung seines eigenen Verschuldens darin, wenn Marx nach Lassalles Tod an die Gräfin Hatzfeldt schreibt:

Ich habe ihm, solange wir in Korrespondenz standen, auf der einen Seite stets meine wärmste Anerkennung über seine Leistungen ausgesprochen, auf der anderen stets rückhaltlos meine kritischen Bedenken über dies oder jenes mir mangelhaft Scheinende mitgeteilt.

Noch in einem seiner letzten Briefe an mich spricht er sich über die Befriedigung, die ihm dies gewährte, in seiner eigentümlich gewaltsamen Weise aus. Aber von aller Leistungsfähigkeit abgesehen, liebte ich ihn persönlich. Das Schlimme ist, daß wir es uns wechselseitig immer verhehlten, als sollten wir ewig leben.

Verbilligung der Staatsverwaltung

Von Dr. **Theodor Cassau**

Im Frieden war für die gesamte Verwaltung im Etat der sich nur langsam ändernde Rahmen gegeben. Der Krieg brachte eine Fülle neuer, dauernd wechselnder Aufgaben. Wie das Militär mußte auch die Zivilverwaltung in die Lage versetzt werden, ungehindert durch Etatschranken zu tun, was der Augenblick erforderte. Die Möglichkeit, aus dem Vollen wirtschaften zu können, war jedoch für die hergebrachte Sparsamkeit verhängnisvoll. Die Kriegsfondswirtschaft schuf in der Verwaltung ungeahnte Möglichkeiten und hatte ein gewisses Gründungsfieber zur Folge. Inzwischen ist zwar abgebaut worden, materiell und geistig, aber nur teilweise. Diese Hypertrophie wird in großen Teilen des Volkes lebhaft empfunden, Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung ist heute eine allgemeine Forderung. Wie sie erfüllt werden kann, ist unklar.

Für das Reich — auf das ich meine Vorschläge beschränken möchte — ist der Reichstag das Kontrollorgan. Er hat in einem Notetat für 1920 den

ganzen aus der Kriegsfondswirtschaft herausgewachsenen neuen Apparat zunächst etatmäßig gemacht, ihm dauerndes Leben gegeben und sich erst dann auf die Notwendigkeit, zu sparen und zu vereinfachen, besonnen. Die Folge war die Einsetzung eines Ausschusses zur Verbilligung und Vereinfachung der Verwaltung; ihr Ergebnis: eine leidliche statistische Übersicht über den Umfang der Reichsverwaltung.

Während dieser Ausschuß noch tagte, wurde Präsident Carl vom Landesfinanzamt Unterelbe als Finanzdiktator eingesetzt. Er entwarf ein Abbauprogramm und machte Vorschläge für die Reorganisation der Verwaltung, trat jedoch von seinem Amte, ohne etwas erreicht zu haben, zurück. Er scheiterte im wesentlichen an dem Widerstand des Reichsministers des Innern. Aber auch bei einer anderen Haltung dieses Ressorts wäre seine Arbeit zur Unfruchtbarkeit verdammt gewesen, da ein einzelner — Carl arbeitete ohne Personal — bei der Größe des Apparats gar nicht den nötigen Überblick gewinnen kann. Man nahm einen dritten Anlauf und setzte eine gemischte Kommission aus Abgeordneten, Regierungs- und Reichsratsmitgliedern ein. Über ihre Wirksamkeit ist nichts bekannt geworden. Das einzige positive Ergebnis all dieser Bemühungen war eine vom Finanzministerium ausgehende mechanische Reduzierung des Beamtenapparats. Nur ein Teil der freiwerdenden Stellen darf neu besetzt werden, die anderen sind in Stellen niedrigerer Besoldungsgruppen umzuwandeln oder ganz einzuziehen. Der Stand der Dinge ist demnach jetzt folgender:

Seit anderthalb Jahren besteht die Erkenntnis, daß unsere Reichsverwaltung vereinfacht werden muß, herausgekommen ist jedoch nichts als eine schematische Verringerung. Auch die neuesten Maßnahmen des Hauptausschusses laufen darauf hinaus. Der Grund dieses Versagens liegt klar zutage. Weder ein einzelner noch die Ausschüsse, die von Zeit zu Zeit tagen, können die Materie so durchleuchten, daß ein Eingriff erfolgen kann. Nur die Berufsarbeit einer Anzahl von Sachkennern vermag in Behörden von derartigem Umfang — es handelt sich um eine Jahresausgabe von 7 bis 8 Milliarden Mark — reformierend zu wirken.

Die Zentralbehörden verursachen im Jahr etwa eine halbe Milliarde Mark Verwaltungsunkosten. Bei ihnen ist zweifellos eine Nachprüfung aus organisatorischen Gründen am Platze. Wir haben zuviel Ministerien, und die Verhandlungen zwischen ihnen erschweren den Geschäftsgang. Nennenswerte Ersparnisse sind bei ihnen jedoch nicht zu erzielen. Die nachgeordneten Behörden sollen im Jahre 1922 nicht weniger als $6^1/_2$ Milliarden kosten. Hier und bei den Reichsbetrieben Post und Eisenbahn muß die Reformarbeit einsetzen. Die allerkleinsten Spezialbehörden kosten heute einige Millionen Mark, zum Beispiel die chemisch-technische Reichsanstalt $3^1/_2$ Millionen Mark. Eine Behörde von einigermaßen größerem Umfang kostet dagegen 30 bis 60 Millionen Mark, zum Beispiel das Reichskommissariat für Aus- und Einfuhrbewilligung 32 Millionen Mark. Die Verwaltungsunkosten der Versorgungsämter betragen 1 Milliarde, die der Landesfinanzämter über $3^1/_2$ Milliarden Mark.

In den Ländern (Gliedstaaten) ist wenig umorganisiert. Die durch Abgabe der Eisenbahnen und eines beträchtlichen Teiles des Finanzwesens verkleinerte Verwaltung läßt sich vielleicht in der alten Weise ausreichend kontrollieren; für das Reich mit seinen neuorganisierten Riesenverwaltungen

und der Fülle von neugeschaffenen nachgeordneten Stellen kann hingegen selbst der sparsamste und zuverlässigste Ministerialrat in der Etatabteilung des Finanzministeriums und der bestunterrichtete Etatreferent im Hauptausschuß nicht die Übersicht haben, die zu einem wirksamen Eingriff nötig ist. Alle Sparsamkeit kommt auf ein mechanisches Abstreichen hinaus, das unter Umständen mehr Schaden anrichtet als Ersparnisse bringt. Nur eine berufsmäßige Durchprüfung gerade der neuorganisierten und später auch der älteren Behörden kann uns hier weiterhelfen.

Zu dieser Prüfung sind Beamte und Kaufleute nötig; die Beamten wegen ihrer Kenntnis des Behördenapparats, die Kaufleute, weil sie gewohnt sind, zu kalkulieren. Der Beamte ist durch den Etat- und Revisionsbetrieb auf formalistische Betrachtung der Dinge vom Standpunkt der Spezialetatposition gestellt. Er ist ferner aus dem Obrigkeitsstaat gewohnt, für unbedingte Aufrechterhaltung der Staatsautorität und Durchfechtung des formalen Rechts des Staates einzutreten. Der Kaufmann dagegen wägt Unkosten und Ertrag gegeneinander ab und sieht Vereinfachungsmöglichkeiten gerade dort, wo der Beamte versagen muß, weil ihm die Vorstellung, daß die einzelnen Arbeitsvorgänge einen Anteil an den Generalunkosten tragen und man Generalunkosten durch Betriebsumstellung verringern kann, fehlt. Es scheint am Platze, daß unsere gesamte Reichsverwaltung, bei der über zwei Drittel der Gesamtunkosten durch neugeschaffene oder umorganisierte Behörden verursacht werden, einer systematischen Nachprüfung durch berufsmäßige Arbeit von modernen Beamten und kaufmännischen Organisatoren unterworfen wird.

Wir begnügen uns heute mit der Nachprüfung der Verwaltung durch den Rechnungshof des Deutschen Reiches, der etwas über 18 Millionen Mark Verwaltungsunkosten verursacht. Es ist viel wichtiger, die Zweckmäßigkeit der Aufwendungen zu kontrollieren als die Rechtmäßigkeit der Ausgaben. Wir brauchen eine Behörde mit gleicher Autorität, die die systematische Nachprüfung unserer Reichsverwaltung auf die Zweckmäßigkeit ihrer Organisation vornimmt. Dazu soll kein großer Apparat geschaffen werden. Der Rechnungshof hat 4 Direktoren und 24 Ministerialräte, die zusammen rund $2^1/_2$ Millionen Besoldung erhalten. Seine Unkosten werden im wesentlichen durch das Heer von Amtmännern verursacht (217 Ministerialamtmänner), die rund 10 Millionen Mark Besoldung erhalten. Für die hier vorgeschlagene Behörde wird man Amtmänner und Sekretäre nur in geringem Umfang brauchen. 25 Ministerialräte würden für die zu lösende Aufgabe wahrscheinlich ausreichend sein: mit ihnen kann man bereits mehrere Verwaltungen in Angriff nehmen, um durch den Meinungsaustausch zwischen verschiedenen zu gleicher Zeit arbeitenden Kommissionen die Sache zu fördern und die Arbeit zu beschleunigen. Der Kostenaufwand würde somit gering sein. Außerdem wäre keine Dauereinrichtung zu schaffen. Es würde sich empfehlen, daß die beamteten Mitglieder einem gewissen Wechsel unterworfen sind, und daß für neue Aufgaben jeweils neue Herren eintreten, die auf dem betreffenden Gebiet Spezialkenntnisse haben. Die Beamten würden also nach Beendigung ihrer Arbeit wieder in ihre Verwaltungen zurückkehren. Die 10 bis 12 Kaufleute brauchten nur auf einige Jahre verpflichtet zu werden.

Diese Revisionsstelle der Reichsverwaltung hätte in der oben skizzierten Reihenfolge die Verwaltung zu prüfen auf Personalbestand, Arbeitsmethoden,

entbehrliche Arbeiten. Diese Nachprüfung dürfte nicht nur kleine Ersparnisse zum Ziele haben, sondern sie müßte die rationelle Durchorganisierung des gesamten Geschäftsbetriebs erstreben. Der Personalbestand könnte in vielen Behörden durch Beurlaubung alter Beamter, die aus Furcht vor der materiellen Not die Pensionierung scheuen, verringert werden. Dies würde bereits Ersparnisse bringen. Zunächst ist, wie Ministerialdirektor Ritter in seinem sehr interessanten Büchlein »Von der öffentlichen Verwaltung« sagt, der ungeeignete Beamte der teuerste. Dann verursacht jedes Zuviel an Beamten durch deren Betätigungsdrang unnötige Arbeit und damit Unkosten für Hilfskräfte aller Art. Ein überflüssiger Abteilungsdirektor verursacht zum Beispiel stets auch eine unnötige Beschäftigung von Referenten und damit ferner von Registratur- und Kanzleibeamten. Der Bureaubetrieb der Behörden ist viel besser als sein Ruf, in den Grundzügen ausgezeichnet, aber im ganzen den Erfahrungen des kaufmännischen Großbetriebs und der heutigen Technik nicht angepaßt (zum Beispiel Verwendung von Bureaumaschinen). Von besonderer Bedeutung ist der dritte Punkt. Es wird zwischen den Dienststellen viel zuviel verrechnet; und es wird in Kleinigkeiten viel zuviel beaufsichtigt. Auch aus der im Grunde ausgezeichneten Einrichtung der Mitzeichnung ist vielfach ein grober Unfug geworden.

Bei dieser Reformarbeit müßte zugleich ein oft ausgesprochener, aber nie angewandter Grundsatz endlich in die Praxis umgesetzt werden: wenig Beamte, aber ausreichend bezahlt. Die Berufssolidarität scheint im Interesse der Anwärter die praktische Anwendung dieses Grundsatzes bisher verhindert zu haben. Vielleicht muß auch hier der Outsider, das ist in diesem Falle der kaufmännische Organisator, helfen.

Dienstaufsicht und Etatkontrolle sind gegenwärtig nicht imstande, die rationelle Durchbildung unserer Verwaltung und damit ihre Verbilligung herbeizuführen. Diese Aufgabe erfordert Berufsarbeit von Fachleuten aus Verwaltung und kaufmännischer Betriebsorganisation. Sie kann mit geringem Kostenaufwand erhebliche Verbilligung herbeiführen und das Grundmaterial für die große Verwaltungsreform bieten. Die Verhältnisse erforderten diese Arbeit und diese Institution bereits vor drei Jahren. In der Zwischenzeit hat die Aufgabe an Dringlichkeit nicht verloren. Wird der Reichstag die Einsicht in die Begrenztheit seiner Arbeitsmöglichkeiten haben und zur richtig angesetzten Berufsarbeit für die Reform übergehen?

Sowjetrußland im Rahmen der Weltwirtschaft

Von Dr. **Hermann Schützinger** (München)

1. Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands und der auswärtige Handel

Der innen- und zwischenstaatliche Güteraustausch Sowjetrußlands vollzieht sich gemäß der Verfassung des Obersten Volkswirtschaftsrats bis zur Stunde etwa folgendermaßen:

Dem Präsidium des Obersten Volkswirtschaftsrats unterstehen auf der einen Seite die »Produktionsabteilungen« mit ihren Unterabteilungen als Glieder der Planwirtschaft, auf der anderen Seite die »Lokalorgane« als Glieder der Güterverteilung. Dem Präsidium direkt untersteht das »Komitee für Außenhandel«.

Eine Hauptaufgabe des Komitees für Außenhandel ist die Ansammlung von Rohstoffen zur Bildung eines Fonds für den Export. An größeren Vorräten, die im Außenhandel realisiert werden können, kommen nur Flachs, Holz und Rauchwaren in Betracht. Die Ausfuhr dieser Rohstoffe soll nur gegen eine entsprechend wichtige Gegenleistung vorgenommen werden, nämlich gegen die Lieferung von Maschinen, Werkzeugen und Transportmitteln. Die Sammlung von Rohstoffen geschieht in der Weise, daß der Staat Monopole für bestimmte Rohstoffe proklamiert. Nur den Staatsorganen steht das Recht der Sammlung dieser Rohstoffe zu. In allen kleineren und größeren Wirtschaftszentren gibt es Sammelpunkte, wo die Rohstoffe angesammelt werden und von wo sie in die zentralen Lager des Obersten Wirtschaftsrats gelangen.

Der Verteilungsplan wird von einer »Ausnutzungskommission« festgelegt, worauf er vom Präsidium des Obersten Wirtschaftsrats bestätigt wird. Die für den Export bestimmten Rohstoffe bilden den »Exportfonds« und gehen in die Verwaltung des Komitees für den Außenhandel über. Dessen Aufgabe ist es, die Erfordernisse der weltwirtschaftlichen Konjunktur im Rahmen der russischen Nationalwirtschaft zur Geltung zu bringen.

Bis jetzt ist auf diesem Gebiet noch sehr wenig geschehen, doch sagt Miljutin in seiner 1921 erschienenen Schrift »Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland« (S. 23) mit einem gewissen Optimismus: »Die nächste Zukunft wird zeigen, in welchem Maße man die Rohstoffe bereitstellen muß, um sie im auswärtigen Handel verwenden zu können.« Aber seine Rohstofftabelle enthält keine Angaben über das Resultat der Holzsammlung; unter Kapitel »Wolle« heißt es: Die Sammlung hat erst kürzlich begonnen; Zuckerrüben sind ebenfalls für die Ausfuhr nicht zur Verfügung gestellt worden. Man hat auf Grund dieser Zusammenstellungen den Eindruck, als ob 1920 für die Bereitstellung der Ausfuhr praktisch noch nichts geschehen wäre.

So blieb als praktisches Ergebnis der russischen Außenhandelspolitik der Jahre 1919/20 lediglich die Erteilung von »Konzessionen« zur selbständigen Ausbeutung russischer Naturschätze durch ausländische Unternehmungen übrig. Gerne wurden sie sicherlich nicht erteilt. Radek sagt in seiner Schrift »Die auswärtige Politik Sowjetrußlands« (Moskau 1921): »Es ist ganz gewiß schlimm, wenn das russische Volk den englischen, amerikanischen und französischen Kapitalisten Erzkonzessionen erteilen muß, denn es könnte die Erze besser brauchen als zur Abzahlung von Tributen.... Die Frage, die zu entscheiden ist, lautet: Sozialistischer Aufbau im Rahmen eines einstweiligen Kompromisses oder Krieg ohne jeglichen wirtschaftlichen Aufbau.«

Schon im Frühjahr 1918 stand die Sowjetregierung vor der Frage wirtschaftlicher Kompromisse. Als der amerikanische Oberst Raimond Robins am 2. Mai 1918 von Moskau nach Washington abreiste, nahm er einen konkreten Vorschlag der Sowjetregierung mit sich, der die Bedingungen für wirtschaftliche Konzessionen enthielt. (Veröffentlicht in den Protokollen des ersten Kongresses der russischen Wirtschaftsräte in der Rede Radeks über die wirtschaftlichen Folgen des Brester Friedens.)

Gleichzeitig unterbreitete der Gehilfe des Volkskommissariats für Handel und Industrie Bronski in der ersten Sitzung mit den deutschen Vertretern Vorschläge für eine Zusammenarbeit mit dem deutschen Kapital. Doch be-

reits 1919 werden von eifrigen Verfechtern der Sowjetwirtschaft die Begrenzungen der ökonomischen Zugeständnisse an die kapitalistischen Unternehmungen des Auslandes gefordert. Der Grundsatz des Obersten Wirtschaftsrats war jedoch nur der: Maschinen und organisatorische Hilfe überall dort zu nehmen, wo sie am billigsten zu finden waren. Er wollte mit dem Minimum von Produktionskräften und -mitteln, die man vom kapitalistischen Ausland bekommen konnte, die eigene Wirtschaft neu organisieren. Hierzu erstrebte er die Herbeiziehung technisch geschulter Kräfte aus Deutschland. Nicht Warenaustausch und Kapitalhilfe in erster Linie, sondern Arbeitshilfe sollte die Grundlage der deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen bilden.

Die Grenzen der ökonomischen Zugeständnisse gegen das Ententekapital waren meist sozialer Natur. Die Arbeitsbedingungen innerhalb dieser kapitalistischen Ausbeutungsunternehmungen durften nicht schlechter sein als die des übrigen russischen Proletariats. Die Verträge sollten den Teil der Produktion bestimmen, welcher der russischen organisierten Wirtschaft zugute kommen müßte. Die russische Planwirtschaft sollte also von der Entwicklung der konzessionierten Betriebe sofort Nutzen ziehen dadurch, daß sie zu Selbstkostenpreisen einen bestimmten Teil der Produktion bezieht, um sie als Produktionsmittel zu verwenden.

Die Zusammenarbeit mit dem ausländischen Kapital sollte eben nach Möglichkeit abgekürzt werden. So sagt Radek auf S. 49 der oben erwähnten Schrift: »Wenn diese Zusammenarbeit lange Jahre dauern würde, während sich in Europa der Kapitalismus konsolidiert, so würde aus der Sowjetrepublik im besten Fall ein Staat werden nach der Art von Neuseeland oder Australien, ein kapitalistischer Staat, regiert durch Arbeiter und Farmer, in dem das Finanzkapital dem Proletariat weitgehende Zugeständnisse, was die Lebenshaltung anlangt, macht.«

So sieht sich also die Sowjetrepublik angesichts der Tatsachen weltwirtschaftlicher Zusammenhänge bei fortschreitender Isolierung vom kapitalistischen Weltmarkt *immer zwingender dazu gedrängt, ihren inneren Markt dem ausländischen Unternehmertum zu öffnen.*

2. Handelsverträge und Konzessionen zur Ausbeutung Sowjetrußlands

Die Entwicklungsphasen der Organisation der Volkswirtschaft Sowjetrußlands geben uns gewisse Anhaltspunkte für den Stand des russischen Außenhandels. Das erste Halbjahr des Sowjetregimes von November 1917 bis Mai-Juni 1918 erscheint als eine Periode der nichtwirtschaftlichen Arbeit und der reinen Vernichtung des Finanzkapitals. Die Periode Mai-Juni 1918 bis Januar-Februar 1919 steht unter dem Zeichen der ersten Organisationsversuche, einer bedeutenden Einschränkung des freien Marktes, einer völligen Stillegung des auswärtigen Handels, der Verschärfung der Transport-, Brennstoff- und Industriekrise. Der Zeitraum Januar-Februar 1919 bis Anfang 1920 erscheint als eine Periode des völligen Mangels an Rohstoffen und Lebensmitteln sowie einer unheimlichen Verschärfung der Industrie-, Brennstoff- und Transportkrise. Unter dem Drucke dieses wirtschaftlichen Zwanges wurden Verbindungen mit ausländischen Unternehmungen gesucht, die zum ersten Male zu wirklich umfangreicher wirtschaftlicher

Tätigkeit einiger schwedischer und amerikanischer Konzerne, meist in Form von Bahnbauten und Holzausbeutungen in Nordrußland, führten.

Außer dem Komitee für den Außenhandel des Obersten Wirtschaftsrats wird »das Kommissariat für auswärtigen Handel« aus dem ehemaligen Ministerium für Handel und Industrie gebildet und mit der schleunigen Aufnahme von Handelsbeziehungen mit dem Ausland beauftragt. Der »Oberste Rat für Transportwesen erhielt den Befehl, ihm die nötigen Transportmittel zur Verfügung zu stellen. Die Leitung der gesamten Produktion wurde dem »Zentralausschuß zur Ausnutzung der materiellen Hilfsquellen« des Obersten Wirtschaftsrats unterstellt, in dem vertreten waren: das Ernährungskommissariat, der Verteidigungsrat, der Allrussische Zentralrat der Gewerkschaften und das Kommissariat für auswärtigen Handel. L. Kritzmann sagt in seiner Schrift »Aufbau der Wirtschaftsorganisation in Rußland« (Moskau 1920) voller Stolz: »Der Ring der Blockade ist gesprengt. Die kapitalistischen Länder der Entente sehen sich unter dem Druck der Arbeitermassen gezwungen, mit Sowjetrußland in wirtschaftliche Beziehungen zu treten.« Dieses Selbstbewußtsein steht jedoch in merkwürdigem Gegensatz zu den Ausführungen seines Kollegen Larin, der in seiner Schrift »Das Wirtschaftsleben in Sowjetrußland« (Moskau 1920) behauptet (S. 27): »Die Verminderung der Anbaufläche von 1915 bis 1919 ist ungefähr um ein Fünftel zurückgegangen; das macht mehr aus als das, was Rußland ausgeführt hat und was es heute infolge des Mangels an Export hätte ansammeln können.«

Am 18 Februar 1920 wurde nun von deutscher und russischer Seite ein Protokoll aufgestellt, auf Grund dessen ein deutsch-russisches Handelsabkommen sich aufbauen konnte. Das Handelsabkommen enthält die Wiederinkraftsetzung rechtlicher Bestimmungen, zum Beispiel die Vereinbarung, daß für Geschäfte, die auf deutschem Boden abgeschlossen werden, deutsches Recht gültig ist. Ferner wird deutschen Kaufleuten, die sich auf Geschäftsreisen nach Rußland begeben, jeder Schutz gewährleistet für ihr Eigentum und ihren Gewinn. Im übrigen ist der Inhalt des Abkommens noch sehr wenig positiv; generelle Bestimmungen über Konzessionserteilung usw. enthält es zum Beispiel noch nicht.

Ein weiterer Fortschritt war das Eintreffen einer russischen Kommission in Berlin am 18. Januar 1922, die zur Belebung des deutsch-russischen Handels gewisse Wirtschaftsgarantien anbot, so die Herausgabe eines Handelsgesetzbuchs in Rußland unter Festlegung der Eigentumsrechte ausländischer Unternehmungen. An dem Außenhandelsmonopol hält die russische Regierung trotz aller Einwände der wirtschaftlichen Auslandskontrahenten immer noch zähe fest.

Ein Fortschritt im Sinne der Wiedereinführung des freien Außenhandels ist zweifellos auch die Errichtung der russischen Staatsbank am 4. Oktober 1921, welche neben der Kreditgewährung an staatliche Unternehmungen die Finanzierung privater Handelsunternehmen in Gestalt von Warenkrediten vorsieht. Die Gründung dieser Staatsbank ist zweifellos ein Anzeichen dafür, daß weite antibolschewistische Kreise nicht mehr den Umsturz, sondern die fortschreitende Reformierung des Bolschewismus als ihr Ziel ansehen.

Wir treten damit in die jüngste Periode der volkswirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands. Die schärfsten Gegner des neuen Regimes sind jeden-

falls nicht in den Reihen der Antibolschewisten, sondern auf dem linken radikalen Flügel der Kommunisten zu suchen, dessen Opposition gegen Lenins Reformismus schon auf dem achten Rätekongreß stark war. Daß aber diese Gruppe alle Maßnahmen gegen eine »Kolonisierung« Rußlands unterstützen würde, versteht sich bei ihrer wirtschaftspolitischen Einstellung von selbst, und so besteht gegen eine zu weitgehende »Konzessionspolitik« eine Einheitsfront.

Der Plan eines internationalen »Kolonisierungssyndikats« wird von dieser Einheitsfront entschieden abgelehnt. Bei der Gewährung von Konzessionen an Ausländer versucht die Sowjetregierung deshalb ständig, die Initiative in der Hand zu behalten und den gleichberechtigten Partner zu spielen. Wenn aber ein internationales Syndikat zustande käme, so glaubt man in Rußland, das ja auf Auslandshilfe angewiesen ist, allen Forderungen preisgegeben zu sein und nicht mehr imstande zu sein, die einzelnen Kontrahenten gegeneinander ausspielen zu können. So mußten die Leiter der russischen Nationalwirtschaft zu der Überzeugung kommen, daß der Wiederaufbau ihrer Großindustrie nicht allein durch Zusammenfassung in staatliche Trusts vor sich gehen kann. Eine Hebung der Gesamtproduktion wird mit einer solchen Konzentration allein noch nicht erreicht. *Erst die industrielle Durchdringung durch das Ausland wird hier Wandel schaffen können.* Ob diese sich ermöglichen läßt unter Aufrechterhaltung des staatlichen Außenhandelsmonopols, muß die Zukunft lehren.

3. Die bolschewistische Klassenkampfidee und der Wiederaufbau der Weltwirtschaft

Die russische Sowjetrepublik hat sich nicht darauf beschränkt, ihre Nationalwirtschaft nach den Gesichtspunkten ihrer Wirtschaftsauffassung umzugestalten, sondern in der richtigen Erkenntnis, daß ein isolierter sozialistischer Staat im Rahmen einer kapitalistischen Weltwirtschaft zugrunde gehen muß, das Äußerste getan, um die Ausbreitung ihrer Wirtschaftsideale in den großen Kulturvölkern nach Möglichkeit zu fördern. So suchte sie als Gegengewicht gegen den internationalen Gewerkschaftsbund, der ihr nicht gefügig war und den sie der Abhängigkeit von der »Liga der Nationen und deren Kreatur, dem internationalen Arbeitsamt«, verdächtigte, den »Internationalen Rat der Fach- und Industrieverbände« in allen Ländern zu propagieren. Der Moskauer Auffassung von der Rolle des internationalen Proletariats entsprach es, wenn Losowsky in seinem Buch »Der internationale Rat der Fach- und Industrieverbände« (Moskau 1921) auf S. 16 sagt: »Dieser Gewerkschaftsbund war eher ein Postkasten oder ein internationales Auskunftsbureau als eine internationale *Zentrale der proletarischen Klassenbewegung.*« Mit diesen Worten ist das Ziel der gesamten russischen Außenpolitik klargelegt.

Die Außenhandelspolitik der Sowjetmacht kann demnach nur als ein Zwischenstadium, ein zeitliches Kompromiß gewertet werden. Im Januar 1918 erließ der erste Allrussische Kongreß der Gewerkschaften ein Manifest, in dem die Einberufung eines Internationalen Allgemeinen Gewerkschaftskongresses zum 15. Februar nach Petrograd angeordnet wurde. Die Konferenz kam jedoch nicht zustande, trotz eines wütenden Rundschreibens des Allrussischen Zentralrats, das mit folgenden Worten schließt: »Entweder Liga der Nationen oder Dritte Internationale — eine Mitte gibt es nicht und

kann es nicht geben!« Erst im Juli 1920 gelang es der Dritten Internationale, auf dem Moskauer Kongreß ein Klassenzentrum der Gewerkschaftsbewegung zu schaffen. Der Staatsbegriff dieser Arbeitergruppen, wie ihn Losowsky in seinem oben erwähnten Buche (S. 41) formuliert, gibt uns Aufschluß von deren Auffassung über den zwischenstaatlichen Güteraustausch der Zukunft: »Der proletarische Staat ist eine vorübergehende Erscheinung und eine Übergangserscheinung nicht im gewöhnlichen, sondern im historischen Sinne, das heißt er bildet eine Waffe im Kampfe der Arbeiterklasse für Zwecke einer geschichtlichen Epoche. Mit Beseitigung der Klassen verschwindet auch der Staat in allen seinen Formen, und die Menschheit behält nur noch Organe für Produktion, Verteilung und Statistik bei, die den Bedürfnissen der breiten Masse dienen.«

Dieser Aufgabe entspricht es vollkommen, wenn auf dem oben erwähnten Kongreß eine »Deklaration« zur Annahme gelangte, derzufolge der Internationale Rat der Fach- und Industrieverbände als eine internationale Kampforganisation angesprochen wird mit dem Zwecke, den Revolutionierungsprozeß der Gewerkschaftsbewegung zu leiten. Die Anlage II des Kongreßprotokolls spricht es zudem aus, daß es Pflicht der Arbeiterklasse sei, alle gewerkschaftlich organisierten Kräfte zu einem machtvollen Bund zusammenzuschließen, der seine Kräfte entfalten müsse zur Errichtung einer Welträterepublik.

Die Wege, die dahin führen sollen, nennt die Anlage III, nämlich die Organisation internationaler Feldzüge in Momenten sich besonders zuspitzender Klassenkämpfe sowie Sammlungen zur Unterstützung der Streikenden bei großen sozialen Konflikten. Diese weitgesteckten Ziele hindern die Vertreter der Sowjetmacht aber nicht, unentwegt weiter mit den kapitalistischen Mächten des Auslandes zu paktieren.

Gerade die Leichtigkeit, mit der sie sich über die Durchbrechung ihrer eigenen Prinzipien hinwegsetzen, läßt genügend Schlüsse darüber zu, mit welcher Hartnäckigkeit sie an die Zerstückelung des kapitalistischen Weltmarkts durch sozialistische Nationalwirtschaften glauben. Die Stockung im Güterverkehr zwischen den valutaschwachen Ländern Kontinentaleuropas und den überseeischen valutastarken Ländern gibt ihnen Veranlassung, bereits von einem Aufhören des kapitalistischen Weltmarkts zu sprechen. So schreibt Varga in seiner Schrift »Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft« (Moskau 1921) auf S. 35: »Absolute Unterproduktion auf der einen Seite und relative Überproduktion auf der anderen Seite führen zu einem Ziel: dem Zerfall des Weltmarkts!« Selbstverständlich gibt es nach Varga nur einen Ausweg aus dieser Verstrickung: den kommenden proletarischen Weltkrieg mit seiner endgültigen Zerstörung des gesamten kapitalistischen Systems.

So betrachtet die russische Sowjetliteratur das Wiedererscheinen Rußlands auf dem Weltmarkt lediglich als eine Etappe auf dem Wege zum proletarischen Endkampf. Freihandel und Niederlegung der Zollschranken zum gegenseitigen Wiederaufbau zwischen den Völkern verachtet sie als untaugliche Mittel des nach ihrer Ansicht sterbenden Kapitalismus. Die negierende Tendenz des Bolschewismus und dessen schroffe Ablehnung der Arbeitsteilung zwischen den Völkern kann nicht deutlicher zum Ausdruck gebracht werden wie durch die Worte Radeks in seinem Buche

»Die auswärtige Politik Sowjetrußlands« (S. 82): »Der Kapitalismus ist dem Tode geweiht. Der einzige rettende Gedanke, den er der alten Cobdenschen Bibel entnommen hat, der Gedanke der Notwendigkeit der Behandlung der Weltwirtschaft als eines Ganzen, ist eine Utopie!«

Damit reißt Radek die letzte Planke von der Brücke, die zu einem aufrichtigen und ehrlichen Wiederaufbau aller unter dem Drucke des Weltkriegs erliegenden Nationalwirtschaften in gemeinsamer Arbeit führen könnte.

Preußische Verwaltungsprobleme im vierten Jahre der Republik

Von **J. Kleinmeyer**, Mitglied des Preußischen Landtags

Einige Fragen zuvor: Gibt es in Parteikreisen jemand, der in der preußischen Verwaltungspolitik auch nur den leisesten Anfang einer beginnenden planmäßigen Erneuerung zu entdecken vermag? Ist es daher nicht notwendig, ernstlich darüber nachzudenken, ob nicht die Zeit gekommen ist, die Verwaltungsprobleme, um sie in Fluß zu bringen, anders wie bisher zu behandeln? Wollen wir nicht endlich in Rückblick auf die drei letzten Jahre die stets wiederkehrende Behauptung, daß die Verwaltungsprobleme außerordentlich kompliziert seien und daher viel Zeit beanspruchten, auf das richtige Maß zurückführen?

Diese Behauptung geht von den Kreisen aus, die ein lebhaftes Interesse daran haben, das Bestehende möglichst lange zu erhalten und mit kleinen Verschönerungen zu konservieren. Tatsächlich, die preußische Verwaltung ist weit verzweigt, sie läßt sich nicht auf Kommando umgestalten, aber drei Jahre sind doch wirklich eine Spanne Zeit, in der wenigstens deutliche Ansätze zu einer Umgestaltung erkennbar sein sollten. Die dekorativ wirkende neue Fassade darf uns nicht täuschen. Den Luxus des ruhigen Abwartens mögen sich die bürgerlichen Parteien gestatten, für uns ist die Zeit zu kostbar. Suchen wir daher die Hindernisse zu ergründen, um sie aus dem Wege zu räumen.

Der erste Fehler, den wir machten, war der, der preußischen Verwaltungsbureaukratie die alleinigen Vorarbeiten für die Reformen zu überlassen. Wir setzten zu vieles voraus, was nicht vorhanden sein konnte. Zuerst den guten Willen und die nötige geistige Umstellung. Selbst wenn ersterer wirklich vorhanden war, war es für den berufsmäßigen Verwaltungsbeamten gar nicht möglich, ihn zur Auswirkung zu bringen, denn die Reformen konnten sich nur in dem äußeren Rahmen der alten preußischen Verwaltung bewegen. Großzügige Direktiven fehlten gänzlich. Und die geistige Umstellung? Hierzu fehlte der Boden. Wer hat denn diese Umstellung heute notwendig, wenn beispielsweise ein sozialdemokratischer Regierungspräsident noch gezwungen ist, seinen ablehnenden Bescheid an einen beschwerdeführenden Staatsbürger mit einer Kabinettsorder aus dem Jahre 1859 zu begründen.

Versuchen wir, den augenblicklichen Verhältnissen das Natürliche und Greifbare abzugewinnen, um den richtigen Weg zu finden.

Die preußischen Verwaltungsbureaukraten, seit Jahrzehnten darin geübt und erfahren, sämtliche Materien der Verwaltung als Teile eines einheitlichen Systems zu behandeln, sind durchweg hervorragende Gesetzestechniker. Aber gerade, weil sie gewohnt sind, alle Gesetze, alle verwaltungstechnischen Aufgaben in einem System zusammenzufassen und alles miteinander in Einklang zu bringen, sind sie zu ihrer Freude gezwungen, die Reformen in dem alten Verwaltungsbau des preußischen Staates enden und aufgehen zu lassen. Und wir? Der Drang zur Mitarbeit an der Bewältigung dieser Probleme tritt uns täglich aus allen Ecken des Landes entgegen. Theoretiker und Praktiker der Partei behandeln die ihnen geläufigen und am nächsten liegenden Stoffe mit Gründlichkeit — bis zu einem gewissen Punkte,

dann kommen sie nicht mehr weiter. Das ist der Punkt, an dem die preußische Verwaltungsbureaukratie ihre Reformentwürfe in das System der bestehenden preußischen Verwaltung einführt, selbstverständlich mit den Konzessionen an das Alte, die diese Einfügung bedingt. Wir aber sind gezwungen, unsere Reformentwürfe in einem hohlen Raum zu konstruieren, weil uns die Möglichkeit fehlt, sie in ein System einmünden zu lassen. Dafür fehlt uns auch die praktische Übung im Erkennen der Wechselwirkung der Probleme. Diese vielfach überschätzte Fähigkeit der Verwaltungsbeamten besteht nämlich lediglich in einer genauen Kenntnis des Gesamtorganismus auf Grund praktischer Übung.

Deshalb ist ein *Grundriß des inneren Neubaus des republikanischen Verwaltungsstaats Preußen* nötig. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die in nächster Zeit zu erwartenden Gesetzesvorlagen verzögert werden sollen. Nein, es soll nur die Möglichkeit geschaffen werden, diese Vorlagen bereits in das *neue* Verwaltungsgerippe organisch einzuordnen. Es ist vorhin bereits gesagt, daß es nicht möglich ist, irgendwo eine Neuerung in dem Verwaltungsorganismus einzuführen, ohne daß ein Dutzend anderer Gebiete in Mitleidenschaft gezogen werden. Jede Reform wird daher Flickwerk bleiben, wenn sie nicht generellen Richtlinien folgt. Eine unsystematische Neuordnung im Gesamtorganismus von Fall zu Fall muß notwendig zu einem wüsten Durcheinander führen, in dem sich niemand zurechtfindet. Die Vorlagen der neuen Städte- und Landgemeindeordnung stehen vor der Tür. Richtig ist, daß man mit der Grundlage des ganzen Staatsaufbaues, der Gemeinde, anfängt, doch müssen diese Reformen nach obenhin verlaufen in die Kreisordnung und von da in die Provinzialordnung. Letztere ist in ihrer Ausgestaltung abhängig von dem Ausbau der Autonomie der Provinzen. Eng verknüpft hiermit ist wiederum die gesamte Verwaltungsgerichtsbarkeit, deren Zusammensetzung, Zuständigkeitsbereich und Instanzenzug also unbedingt eine Änderung erfahren muß. Diese Selbstverwaltungskörper, so weit auch ihre Selbständigkeit ausgedehnt werden mag, müssen jedoch in engem Konnex mit der Wahrung der Staatsautorität stehen. Daher greifen solche Reformen auch unmittelbar in die eigentliche Staatsverwaltung ein.

Nehmen wir wahllos einige Probleme heraus. Beispielsweise den Einbau der Amtsverbände in die Landgemeindeordnung. Die Frage, wie dieser Einbau zu erfolgen hat, wird sicherlich sehr umstritten sein. Leichter wäre sie zu lösen, wenn heute schon feststünde, welcher Aufgabenkreis später den Kreisen zufallen wird. Diese Frage kann aber erst geklärt werden, wenn darüber Klarheit besteht, wie der Aufbau der Staatsverwaltung über die Kreise hinaus sich gestalten soll. Soll der fünffache Aufbau beibehalten werden, oder soll die Regierungsinstanz oder das Oberpräsidium künftig wegfallen?

Ein weiteres Problem, das ebenfalls in nächster Zeit gelöst werden muß: Wie soll die Organisation der *gesamten* Polizei gestaltet werden? Soll die Polizei in Rücksicht auf die augenblicklichen Verhältnisse vorübergehend verstaatlicht werden, um dann später wieder in die kommunale Verwaltung eingefügt zu werden? Oder soll sie dauernd als staatliche Organisation unter straffer Zentralisation ausgebaut werden? Letzteres ist bisher meist von unserer Partei abgelehnt worden, weil es mit den Grundgedanken der Selbstverwaltung im Widerspruch steht. Aber ganz gleich, wie diese Frage aufgefaßt wird, auf Grund des Polizeiverwaltungsgesetzes ist ihre Lösung unmöglich.

Diese kurzen Beispiele beweisen schon, wie die verschiedenen Probleme ineinandergreifen, so daß es schlechterdings unmöglich ist, sie einzeln zu lösen. Wir müssen aufhören mit den gesetzgeberischen Halbheiten und Gelegenheitsarbeiten. Wir kommen sonst den großen Problemen der inneren Politik nicht näher. Der innere Widerspruch, daß in einem Staate mit demokratischer Verfassung ein durchaus konservativer Verwaltungsapparat fortbesteht, lähmt das ganze Land und kann niemals eine demokratische Festigung bringen. Dieser innere Widerspruch muß so bald

wie möglich durch eine Neuorganisation des gesamten Staates auf völlig veränderter Grundlage beseitigt werden. Dazu ist nötig, daß die organische Neugestaltung des Gemeinde-, Kreis- und Provinzialrechts gleichzeitig erfolgt. Im Zusammenhang hiermit muß die Regelung des Verwaltungsrechts und die Autonomieausgestaltung stattfinden. Ferner muß das Staatsministerium dem Landtag baldigst eine Denkschrift vorlegen, die, fußend auf den neuen kommunalen Verwaltungsgesetzen, die generellen Richtlinien erkennen läßt, wie man sich den Neubau des gesamten preußischen Verwaltungsstaats denkt, insbesondere wie man sich das etappenweise Vorgehen denkt, um am Schlusse der Reform ein einheitliches Ganzes zu haben. Bei allen Beratungen der Einzelgesetze müssen diese allgemeinen Grundsätze als Richtlinien dienen. Auch bei den Ministerien selbst muß die Reform einsetzen. Vor allem wäre zu prüfen, ob die den einzelnen Ministerien übertragenen Arbeiten auch tatsächlich im inneren Zusammenhang mit dem betreffenden Ressort stehen. Die Ressorteifersüchteleien, die oft dahin führen, möglichst vieles in den Kompetenzbereich der einzelnen Ministerien hineinzuziehen, auch Materien, die zweifellos in andere Ressorts gehören, sind ja allgemein bekannt. Ob zum Beispiel die Organisation des Wohlfahrtsministeriums noch als richtig gelten kann, ist recht strittig. Die sämtlichen Bauangelegenheiten müßten einem einzigen Ministerium übertragen werden. Die beste Lösung wäre, Technik, Bau- und Siedlungsangelegenheiten restlos unter einem Ministerium zu vereinigen und ihm auch die Materialbeschaffung zu übertragen.

Wenn derart Klarheit über die zweckmäßige Verteilung der Verwaltungsaufgaben auf die einzelnen Ministerien geschaffen wäre — ein genauer Verteilungsplan der Arbeitsgebiete der vorhandenen Ministerialreferenten könnte hierbei wertvolle Dienste leisten —, müßten diese Arbeitsgebiete der Ressorts sich in gerader Linie fortsetzen bis zu den Oberpräsidien. Diese müßten genau so viele Abteilungen haben wie die Ministerien. Bei der Erwägung der Frage, ob die Bezirksregierungen wegfallen sollen, muß man sich von dem Gedanken leiten lassen, daß es durchaus notwendig ist, in den Provinzen neben der Provinzialselbstverwaltung eine staatliche Provinzialbehörde zu haben. Die Aufgaben der Bezirksregierungsbehörden wären auf die Kreise und die Oberpräsidien nach reinen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten zu übertragen. Die Provinzialschulkollegien würden z. B. zu vereinigen sein mit der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen. Daß die Oberrechnungskammer sich überlebt hat, braucht nicht erst begründet zu werden. Wenn man ohne ein Damoklesschwert für die Rechnungsbeamten nicht auskommen zu können glaubt, so genügt eine Rechnungsprüfungskommission, die in unregelmäßigen Jahreszeitabschnitten bei einzelnen Hauptkassen im Lande persönliche Prüfungen vornimmt. Bis diese Reformen durchgeführt sind, kann jedoch schon manche Vorarbeit innerhalb der Ressortkompetenz der Minister geleistet werden. Nötig erscheint mir zum Beispiel, daß die Minister den Etats ihren persönlichen Stempel aufdrücken. Die geheimrätliche Sprache sollte endlich »gemildert« werden. Heute ist beinahe jeder Etat noch genau so ein Buch mit sieben Siegeln wie vor fünfzig Jahren. Zum Schlusse noch ein zeitgemäßer Hinweis: Sollte es wirklich nicht möglich sein, den Geschäftsbereich der Ministerien von all dem Ballast an Verordnungen, Verfügungen, Kabinettsordern, Instruktionen usw. der letzten hundert Jahre zu befreien? (Der Geschäftsgang der inneren Verwaltung regelt sich nach Instruktionen aus den Jahren 1818 bis 1826.) Würde mit dieser generellen Bereinigung und Ersetzung durch zeitgemäße Anordnungen nicht ein Stück Demokratisierung geleistet? Um wie vieles leichter würden sich unsere Genossen, die in die Verwaltungen berufen werden, in die Praxis hineinfinden. Heute quälen sie sich mit Bergen von Akten ab.

Richten wir nach diesen Gesichtspunkten die Meilensteine der Demokratisierung auf, so werden wir die nächsten drei Jahre sicherlich eine gute Wegstrecke vorwärtskommen und den politischen Erziehungsprozeß der Beamtenschaft fördern helfen.

Außenpolitische Rundschau

Lloyd Georges Wahlvorbereitungen — Die Unabhängigkeit Ägyptens Englands Außenpolitik — Die Botschaft von Washington — Unsere außenpolitischen Aufgaben — Das Finanzproblem — Das polnische Beispiel

Die englische Krise, wir meinen die politische, die angeblich mit einem schriftlichen Ultimatum von Lloyd George zusammenhängt, man möge ihm den parlamentarischen Führer der Konservativen, den »Einpeitscher« Younger vom Halse schaffen, widrigenfalls er selbst seine Demission geben werde, hat innerhalb und außerhalb Englands viel Staub aufgewirbelt. Nachträglich wurde dann von den Beteiligten der Sache ein harmloseres Gepräge gegeben. Lloyd George habe weder ein Ultimatum gestellt noch geschrieben, sondern nur in einer freundschaftlichen Unterredung mit seinen konservativen Ministerkollegen unter Hinweis auf die persönlichen Angriffe des »Whip« Younger die Frage aufgeworfen, ob die Konservativen die Aufrechterhaltung der Regierungskoalition noch für wünschenswert hielten. Aber in welcher Form Lloyd George auch seine Bombe geworfen haben mag, jedenfalls hat sie eingeschlagen. Lloyd George ist ein viel zu geriebener Taktiker, um die Frage nicht so gestellt zu haben, daß die Antwort der Konservativen nicht anders als zu seinen Gunsten ausfallen konnte — auch wenn sie eine ablehnende Antwort sein sollte.

Die persönlichen Angriffe, über die sich Lloyd George beschwert, sind natürlich nur ein Vorwand. Solche Angelegenheiten werden in einem kleinen Zirkel geregelt. Aber wir stehen in England vor Neuwahlen — das Datum steht zwar noch nicht fest, man nimmt aber als gegeben an, daß sie in diesem Jahre, spätestens im Herbst, stattfinden werden —, und Lloyd George hat mit seiner Bombe nichts anderes gewollt, als damit die Wahlen vorzubereiten.

Schlag auf Schlag haben die drei letzten Nachwahlen in England mit der Niederlage der (konservativen) Regierungskandidaten geendet. Seit den Khakiwahlen im Dezember 1918 hat die Regierungsmehrheit 21 Mandate verloren. Sie ist zwar so groß, daß sie dadurch nicht im geringsten erschüttert ist, aber Lloyd George liebt es, mit dem Strom zu schwimmen, das heißt sich an die Spitze der Strömung zu stellen. Nun ist freilich zu beachten, daß bei den Wahlen zur Erneuerung eines Drittels des Londoner Grafschaftsrats am 2. März die Konservativen 13 Sitze gewannen, und zwar von den Liberalen, während die Arbeiterpartei stagnierte. Allerdings haben diese Wahlen keinen ausgeprägt politischen Charakter. Die Konservativen, die sich da Reformer nennen, führten ihre Kampagne unter dem in England jetzt so beliebten Schlagwort der Sparpolitik. Aber man ist in England allgemein der Überzeugung, daß die kommenden Wahlen der Arbeiterpartei und auch den Liberalen einen großen Zuwachs bringen werden. Man rechnet sogar mit 200 Abgeordneten der Arbeiterpartei. Bei dem geltenden Wahlsystem, das weder eine Verhältniswahl noch eine Stichwahl kennt, hängt vieles von Zufälligkeiten ab, so daß bei drei und mehr Kandidaten der Gewählte nur eine Minderheit zu vertreten pflegt, wie das bei den letzten Wahlen häufig zugunsten der Regierungskandidaten der Fall war.

Lloyd George will also entweder noch vor den Wahlen zur Opposition übergehen, um in einigen Monaten wieder Regierungschef zu sein oder freie Hand zu haben, um mit der Opposition noch vor den Wahlen ein Techtelmechtel anzufangen und mit ihr nach den Wahlen einen nach links verschobenen Regierungsblock zu bilden. Im Grunde verlangt demnach Lloyd George von den Konservativen, sich für seine Erhaltung als Regierungschef zu opfern. Zum Dank dafür wäre er bereit, den linken Flügel der Konservativen in den neuen Regierungsblock zu übernehmen, einmal weil er ihn als Gegengewicht gegen die Arbeiterpartei benutzen möchte, und nicht ganz sicher ist, ob er ihn nicht zur Bildung einer tragfähigen Mehrheit braucht, andererseits weil er durch die Auseinandersprengung der konservativen Partei diese zur Ohnmacht verurteilen würde, wie er die Liberalen zersetzt hat.

Das Spiel von Lloyd George scheint sicherlich sehr gewagt, aber seine Rechnung scheint zu stimmen. Austin Chamberlain und Balfour haben sich bereit erklärt, die Sprengung der konservativen Partei in die Wege zu leiten, während Lloyd George einen diplomatischen Bronchialkatarrh pflegt. Was wir also in den nächsten Wochen und Monaten an sensationellen innerpolitischen Nachrichten aus England erfahren werden, ist vornehmlich auf das Konto »Wahlmache« zu setzen.

* * *

Außenpolitisch wird sich nichts oder nur wenig an dem englischen Kurs ändern, welches auch die innerpolitische Entscheidung sein mag. Die proklamierte Unabhängigkeit Ägyptens wird nicht angetastet werden, auch wenn Lloyd George mit den ihm treu gebliebenen Koalitionsliberalen aus der Regierung provisorisch ausscheidet. Diese Unabhängigkeit hat allerdings einige ganz wesentliche Einschränkungen, die Ägypten zu einer englischen Kolonie wie Südafrika oder Australien machen. Durch das Reservatrecht, das sich England in bezug auf die Kanalzone, den Sudan, die Verteidigung Ägyptens und den Schutz der Minderheiten und Ausländer vorbehält, ist die Autonomie Ägyptens geringer als die Südafrikas. Allerdings soll dieses Reservatrecht zu einer endgültigen Regelung mit der nächsten konstitutionellen Regierung Ägyptens führen. In Wirklichkeit ist die von Lloyd George am 28. Februar im Unterhaus verlesene Erklärung die Vorbereitung zu Ägyptens Unabhängigkeit in der Form eines mit England verbündeten abhängigen Staates. Das ist ein weiterer Akt weltpolitischer Klugheit, über den nachzudenken unsere Eisenfresser gut täten.

Unbeeinflußt von innerpolitischen Änderungen wird auch Englands Kontinentalpolitik bleiben. Der Abbau der Reparationspolitik ist für England eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Er ist von demselben Lloyd George eingeleitet worden, der vor etwas über drei Jahren mit den Konservativen die Khakiwahlen gemacht hat unter dem Schlagwort »Tonne für Tonne«, während dieselben Leute heute seufzend eingestehen, es wäre für England besser gewesen, man hätte Deutschland seine Handelsflotte gelassen. Ein voller Sieg der Arbeiterpartei würde allerdings das Bündnis mit Frankreich in Frage stellen. Man glaube aber nicht, daß damit für Deutschland etwas Erkleckliches gewonnen wäre — es sei denn, wir stellten uns auf eine Katastrophenpolitik ein. Denn ein Bündnis bindet beide Teile. Das ist ja der eigentliche Grund, weshalb das Bündnis bei den französischen Chauvinisten auf Widerstand stößt. Noch weniger als durch das Abspringen der Vereinigten Staaten vom Friedensvertrag würde uns durch ein Abrücken Englands von Frankreich gedient sein.

Und hier stellen wir einschaltend nochmals die dringende Frage: »Wie steht es mit der Ernennung eines deutschen Botschafters in Washington?« Wie wir die Konferenz von Washington haben vorbeigehen lassen, scheint man in der Wilhelmstraße entschlossen zu sein, auch die Konferenz von Genua ungenutzt verstreichen zu lassen. Wir sind gewiß arm an diplomatischen Kapazitäten, und die wenigen Männer der Berufsdiplomatie, Herrn Dernburg eingerechnet, die Amerika kennen und sich auf die demokratische Republik umgestellt oder mit ihr ehrlich abgefunden haben, sind drüben vom wilhelminischen Regime her kompromittiert. Aber sollte es unter unseren Professoren und Wirtschaftlern von Ruf keinen Mann geben, der die nötigen Qualitäten besitzt, um den für uns lebenswichtigen Botschafterposten von Washington auszufüllen?

* * *

Die dumme Redensart, daß wir keine aktive Außenpolitik treiben könnten, dürfte doch hoffentlich heute endlich erkannt sein als das, was sie immer gewesen ist: ein Ausfluß der Unfähigkeit der Diplomaten der alten Schule, sich auf die neue Situation umzustellen.

Wir können auf dem Boden der Völkerverständigung eine sehr wirksame Außenpolitik führen, die auf die friedliche Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleich-

gewichts abzielt. Wer es anders meint, der tut freilich besser, die Finger aus dem Spiel zu lassen. Wir haben jetzt die Vorbereitung von Genua, den daneben her laufenden Ab- und Umbau der Reparationen, den Abbau der Besetzung, ihre Abkürzung, den Wiederaufbau Rußlands, die Probleme von Danzig und Memel, Oberschlesien, die wirtschaftliche und politische Durchdringung der Randstaaten, die Herstellung normaler Handelsbeziehungen zu den neuen und erweiterten Staaten, die um die Donau gruppiert sind; wir haben die Entgiftung unserer Beziehungen zu Frankreich, die Saarfrage, den Völkerbund; wir haben die Aufgabe, den Ruf der deutschen Zivilisation in der Welt wiederherzustellen — eine Wiederherstellung, die der Reichspräsident während der Frankfurter Goethe-Woche so klug und taktvoll begonnen hat — es fehlt uns also wahrlich nicht an positiven Aufgaben.

Aber freilich muß diese Außenpolitik unterstützt und getragen sein von einer entsprechenden Innenpolitik. Ohne eine Lösung des Finanzproblems ist jeder Erfolg in der Reparationsfrage nur ein sehr prekärer, wie der Erfolg von Cannes. Und die Lösung des Finanzproblems kann nicht gefunden werden, indem man einen Ausgleich mit den Weltmarktpreisen durch maßlose Preissteigerungen sucht. Denn diese Preissteigerungen haben eine ebenso maßlose Papierwirtschaft zur Folge. Die deutsche Inflation hat aber wieder zur Folge, daß das Mißverhältnis zwischen den in Zirkulation befindlichen Mark- und den Dollarwerten usw. immer größer wird, woraus sich eine weitere Entwertung der Mark automatisch ergibt. Der »Ausgleich« ist also nicht hergestellt. Da wir aber mit Hunderten von Milliarden wirtschaften, muß das im Ausland den Eindruck erwecken: wir könnten zahlen, wenn wir nur sparsamer wirtschafteten.

Ganz abgesehen von den innerpolitischen Wirkungen — denn die Aushungerung der Arbeiter und der Mittelschichten angesichts der Profitwirtschaft der Konzerne und der Landwirtschaft, für die man die Regierung, das heißt wahlpolitisch ausgedrückt die Sozialdemokratie verantwortlich macht, kann nicht ohne innerpolitische Folgen bleiben — aber ganz abgesehen davon belasten wir unser Reparationskonto ganz außerordentlich durch die Inflation. Diese bewirkt, daß wir unsere Waren im Ausland mehr oder weniger erheblich unter dem Weltmarktpreis verkaufen und unsere vom Ausland bezogenen Rohmaterialien und Lebensmittel überbezahlen. Bevor wir also den Alliierten die Wiedergutmachungsraten zahlen, haben wir schon den Neutralen einen Inflationstribut zahlen müssen. Dazu kommt, daß die Besatzungskosten, die von den Alliierten in Pfund und Franken vorgelegt, in Goldmark umgerechnet und schließlich vom deutschen Steuerzahler in Papiermark gezahlt werden, für diesen um so teurer werden, je mehr die Mark entwertet ist. Schließlich werden uns auch die Reparationskohlen zum Inlandspreis angerechnet.

Trotz aller Preissteigerungen hat die Inflation also zur Folge, daß der deutsche Verbraucher unter den Teuerungswellen, die gleich einer Sturzflut über ihn hereinbrechen, erstickt, die Grubenbesitzer riesige Reparationsgewinne einsacken, während wir die Kohlen den Alliierten teilweise umsonst liefern. Es ist höchste Zeit, daß Regierung und Parlament dieser Bankrottpolitik, die alle Welt gegen uns mißgelaunt macht und in Deutschland das Massenelend organisiert, ein Ende macht. An Handhaben fehlt es ihnen wahrlich nicht. Neben der schnellsten Einziehung der Zwangsanleihe und der schnelleren Einziehung der Steuern muß die Preispolitik der Rohstoffe, Halbfabrikate und landwirtschaftlichen Produkte im Sinne der Deflation geregelt werden. Wenn die Markzirkulation erst wieder in ein vernünftiges Verhältnis zu den ausländischen Zahlungsmitteln gebracht sein wird, dann wird auch eine größere Stabilität eintreten.

* * *

Es gab und gibt sehr viele Leute bei uns, die der Meinung waren, auf dem Wege der Inflation würde man zu Weltmarktpreisen kommen, damit zur Stabilität und zugleich zum Abbau der Reparationen, zur Wiedererlangung unserer wirtschaftlichen

und außenpolitischen Freiheit. Das Beispiel von Österreich, Polen und Rußland zeigt, daß dieser Weg zur wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit nach außen und zum wirtschaftlichen Elend im Innern führt. Man sehe sich einmal genau die Situation Polens an, das eine systematische Inflationspolitik getrieben hat. Es darf der Verbündete Frankreichs, das heißt sein Büttel sein; aber zu welchem Preis? Es muß den Rest seiner Reichtümer in Ostgalizien und Oberschlesien an französische Kapitalisten abtreten. Und statt durch die Billigkeit seiner Arbeitskräfte als gefährlicher Konkurrent auf dem Weltmarkt aufzutreten, wird es von ihm verdrängt, eben weil die Polenmark aufgehört hat, ein Kaufmittel zu sein und Polens Rohstoffe schon verpfändet sind. An Stelle einer Hochkonjunktur hat Polen eine wachsende Arbeitslosigkeit. Ähnliche Erscheinungen beginnen sich übrigens bereits auch in Österreich bemerkbar zu machen.

So ist also alle Großmacht- und Bündnispolitik Polens schließlich nichts anderes als auf einer anderen Stufe die Wiederholung jener »Politik«, die einst deutsche Potentaten trieben, die ihre Landeskinder als Soldaten verkauften, um mit ihren Mätressen ein glänzendes Leben zu führen. Dabei ist, wie die gescheiterte Einverleibungskomödie Wilnas gezeigt hat, die polnische Innenpolitik ebenso krank wie seine Finanzpolitik. Selbst wenn es Polen gelingen sollte, in der kleinen Entente Aufnahme zu finden und mit Finnland ein Bündnis abzuschließen — wobei es immer nur an Stelle des geographisch und wirtschaftlich entfernten Frankreich tritt —, so wird dadurch seine wirtschaftliche Ohnmacht um nichts gebessert sein. J. S.-J.

Literarische Rundschau

Paul Kampffmeyer, Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung. Geschichte, Politik und Literatur der Sozialdemokratie. Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts. 165 Seiten. Fünfte, verbesserte Auflage. Preis 15 Mark.

In der Vorrede zu der neuesten Auflage seines vielgelesenen Buches erklärt der Verfasser, daß seiner Arbeit der Plan zugrunde liege, die deutsche Sozialdemokratie als Massenbewegung zu schildern und alle jene Probleme zu erörtern, die seit den neunziger Jahren in der Theorie und Taktik der Sozialdemokratie tiefgreifende Wandlungen hervorgerufen haben. Diese dankenswerte Aufgabe, die er sich gestellt hat, löst er in mustergültiger Weise nach Inhalt und Form. Nachdem er einleitend die Vorgeschichte der sozialdemokratischen Bewegung gegeben hat, wobei er neben der wirtschaftlichen auch die kulturelle Seite behandelt, beschäftigt er sich mit der Agitation Lassalles und dem Lehrsystem von Marx. Beide Kapitel sind leichtverständlich geschrieben und führen den sozialdemokratischen Neuling gleichsam spielend in den Gedankenbau dieser bedeutenden Männer ein. An eine interessante Darstellung der Entwicklung der Sozialdemokratie von der Sektenbewegung zur Massenbewegung schließt sich eine Führung durch die vor 1914 erschienene sozialdemokratische Literatur über die verschiedenen Fragen, die in der geistigen und taktischen Wandlung der Sozialdemokratie eine Rolle gespielt haben (Frauenfrage, Bildungsfrage, Wohnungsfrage, Agrarfrage, Gewerkschafts- und Genossenschaftsfrage, Militarismus, Kommunalpolitik, Steuer- und Kolonialpolitik, Arbeiterschutz und anderes). Lesenswert sind auch die Kapitel über die werdende sozialdemokratische Kultur sowie über die Sozialdemokratie vor, in und nach dem Weltkrieg.

Das Buch verdient die wärmste Empfehlung, von ihm gilt in Wahrheit das viel mißbrauchte Wort, daß es in der Hand keines Arbeiters und keiner Arbeiterin fehlen sollte. Auch die Gegner der Sozialdemokratie könnten viel daraus lernen.

Franz Lauffkötter

Arthur Drews, Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu. Jena 1921, Eugen Diederichs. 326 Seiten mit 12 Abbildungen und 12 Sternkarten. Preis geheftet 60 Mark, gebunden 75 Mark.

Für den heutigen Kampf um die weltliche Schule im Gegensatz gegen die alleinherrschende konfessionelle ist die Frage nicht ohne Bedeutung, ob der angenommene Stifter der christlichen Religion wirklich gelebt habe — sei es als wirklicher, freilich einen recht starken Glauben erheischender Gottmensch, wie die Orthodoxie, sei es als bloßer Mensch, wie die liberal-protestantische Theologie will, oder ob der Christus nur eine, anderen gleichzeitigen Heidengöttern nachgebildete Mythengestalt sei. Die Frage ist mindestens so wichtig wie die, ob das Alte Testament, das die Judenchristen in ihren neuen Glauben hinüberretteten, von Mose und den Propheten geschrieben, oder ob es das Werk einer später lebenden organisierten Priesterschaft, modern gesprochen: einer Kirche sei. Die moderne Geschichtsforschung und die liberale Theologie haben sich für letztere Annahme entschieden. Sie halten die jüdischen Patriarchen bis herunter zu Moses, zum Teil auch noch angeblich jüngere Gestalten wie David und Salomo, für rein legendarische Figuren. Ja die Geschichtsforschung hat aus in ägyptischen Ruinen gefundenen Dokumenten den Beweis erbringen können, daß die zur Zeit der Perserherrschaft im fünften vorchristlichen Jahrhundert organisierte neujüdische Religion, wenn nicht gar von der persischen Regierung aufgenötigt, so doch ständig beaufsichtigt und reglementiert worden ist. (So konnte zum Beispiel die Judengemeinde im fernen Elephantine nicht einmal ihr unbedeutendes, bei irgendeinem Krawall zerstörtes Tempelchen ohne Regierungserlaubnis wieder aufbauen.)

Diese Erkenntnisse haben die Geschichtswissenschaft wenigstens prinzipiell von der Legende des Alten Testaments, die in der oben erwähnten Zeit gesammelt, systematisiert und frisiert worden ist, befreit — freilich noch nicht die Schule, in der sie noch fleißig traktiert wird, obwohl ihre Gestalten nichts weniger als Moralvorbilder für moderne Menschen sind.

An der neutestamentlichen Legende tragen wir noch schwerer. Katholizismus und protestantische Orthodoxie halten den Religionsstifter Jesus für einen Halbgott oder Gottmenschen — mächtiger als den Halbgott Herakles, der nur Kraft-, aber keine Wundertaten ausüben konnte. Man erinnere sich hierbei, daß auch dieser gen Himmel fuhr zu seinem Vater und dort mit der Göttin Hebe vermählt wurde. (Vergl. die Hochzeit des Lamms in der Offenbarung Johannis.) Zwar haben schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts die französischen Forscher Volney und Dupuis die Mythenhaftigkeit der Jesusgestalt und ihrer (ebenfalls wie bei Herakles) von den uralten Sternbildern des Himmels abgelesenen Geschichte und Schicksale zu erweisen gesucht, aber in den Stürmen der damaligen Kriege und der hierauf folgenden Kirchhofsruhe der Reaktion fand das nicht die genügende Beachtung. In Deutschland nahm der Schriftsteller Korn (Nork) diesen Gedanken erst wieder auf, nachdem Bruno Bauer des Jesus' Mythenhaftigkeit philosophisch-geschichtlich zu begründen versucht hatte durch den Hinweis auf das Ideal des stoischen »Weisen« und die erhofften und geglaubten Rettergestalten der Zeit, insbesondere der Cäsaren. Auch das wurde wieder beiseite gedrückt durch die zuerst von der Geistlichkeit fanatisch bekämpfte Halbheit von Strauß, die jetzt das Grundprinzip der liberalen Theologie (die aber eben deswegen gar keine Theologie mehr) geworden ist. Danach war der Religionsstifter Jesus ein wirklich existierender, vorbildlicher Mensch, dem die wunderbaren Taten, die man von ihm erzählt und die kein vernünftiger Mensch mehr glauben mag (wenn es nicht mißverstandene oder aufgebauschte natürliche waren), erst später angedichtet worden sind. Jedoch diese Auffassung ist ebenso unbeweisbar wie unlogisch und steht mit den altchristlichen Überlieferungen (Neues Testament und Kirchenväter), die einen Gott und keinen Menschen beschreiben, im schärfsten Widerspruch. Man muß doch den damaligen Menschen zugestehen, daß sie gewußt haben, an wen sie glaubten. Und das war ein Gottwesen und kein schwächliches Menschenkind.

Darum hat um die letzte Jahrhundertwende die englische und amerikanische und endlich auch die deutsche Wissenschaft die untheologische Betrachtung der Jesusgestalt wieder aufgenommen; sie ist, gestützt von der vorgeschrittenen Völkerkunde und Religionswissenschaft, zur festen Überzeugung von der Mythenhaftigkeit des angeblichen Religionsstifters gekommen und hat die christliche Religion als aus mehreren »heidnischen« Geheimkulten (Mysterien) entstanden erklärt, deren es in damaliger Zeit in den griechischen und vorderasiatischen Landen sehr viele gab. Wir erinnern an die des Attis, Adonis, Mithra, Dionysos, der Demeter und anderer weiblicher Gottheiten. Dazu kam dann das von den jüdischen Propheten geschaffene Bild des Messias und des leidenden Gottesknechts — wer immer damit gemeint gewesen ist. Daher denn auch die Gegensätzlichkeit vieler Lehren in den Episteln, Evangelien, bei den Kirchenvätern und den alten »Ketzern«. Von den Streitigkeiten der ersten christlichen Jahrhunderte über ihren Glauben können wir uns heute gar keinen Begriff mehr machen.

Einer der bekanntesten Vertreter dieser Gedanken in Deutschland ist Drews, der bereits vor dem Kriege das zweibändige Werk »Die Christusmythe« veröffentlichte, das zwar viel angegriffen, aber nicht ernstlich widerlegt worden ist. Jetzt hat der Genannte ein weiteres Werk erscheinen lassen, welches in geradezu frappierender Weise zeigt, daß das Markus-Evangelium, das als die älteste der Lebensbeschreibungen Jesu gilt, weil es am kürzesten und einfachsten ist, astralmythologischen Inhalts ist. Es ordnet seine Geschichten, die denen anderer Rettergestalten ähnlich zum großen Teil dem Alten Testament entnommen sind, genau nach dem Tierkreis. Der Verfasser weist einen dreimaligen Turnus durch die zwölf Zodiakalzeichen nach und kommt zu dem Schluß, daß der so »ehrliche« und »frische« Markus kein Zeuge für, sondern gegen die Gesetzlichkeit Jesus sei.

Lehrer- wie Laienkreise, die sich für die weltliche Schule einsetzen, dürfen an den Drewsschen Werken nicht achtlos vorübergehen. bf.

Hanns Günther, **Wunder in uns.** Ein Buch vom menschlichen Körper für jedermann. Unter Mitarbeit von H. Dekker, F. Kahn, Ad. Koelsch und C. L. Schleich. Zürich 1921, Rascher & Co. 381 Seiten mit Tafeln und Textbildern.

Es gibt wenige Bücher, die gleich diesem zur Einführung in die Kenntnis des Baues und der Tätigkeit des menschlichen Körpers geeignet sind. Inhaltlich entsprechen die Aufsätze dem Stande der Wissenschaft, und in der Form sind sie so gehalten, daß jedermann sie verstehen kann, ohne daß ihnen die gewöhnlichen Mängel volkstümlicher Darstellungen auf dem Gebiet der Menschenkunde anhaften. Der erste Aufsatz (S. 9 bis 90) aus der Feder Hanns Günthers und die ihn begleitenden Bilder gehen aus von der Auffassung des menschlichen Körpers als eines Fabrikbetriebs mit zahlreichen selbsttätig arbeitenden Abteilungen, ein Gedanke, der überall folgerichtig durchgeführt worden ist. Die Bilder, die ursprünglich in einem amerikanischen Sammelwerk erschienen, wurden nach Angabe des Herausgebers des vorliegenden Buches und unter unmittelbarer Aufsicht von Professor Winfield Scott Hall hergestellt. Sie machen die Funktionen sehr anschaulich. Nicht minder klar und eigenartig interessant ist Günthers Darstellungsweise.

Überdies enthält das Buch noch 23 kürzere Aufsätze über wissenschaftlich und praktisch gleichermaßen wichtige Fragen, zum Beispiel über Ermüdung (Koelsch), den Wärmehaushalt des Menschenkörpers (Koelsch), Überpflanzung lebender Organe (Dekker), Kümmerorgane und Rückschläge (Kahn), Selbstverzehrung (Koelsch), Telepathie der Zellen und Unsterblichkeit der Zellkerne (Schleich).

Zum Teil ziehen die Aufsätze auch Probleme der Wissenschaft in Betracht, die noch strittig sind, wie zum Beispiel die eben erwähnten Beiträge von Professor Schleich. H. Fehlinger

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Nummer 26 40. Jahrgang ◆ 1. Band 24. März 1922

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

MAY 13 1922

Inhalt des Heftes

Die amerikanische Offensive. Von J. Steiner-Jullien.

Der Ruhrsiedlungsverband und seine Arbeit. Von Alfred Thimm (Bochum).

Das Wanderungsproblem und die Internationale Arbeitsorganisation. Von H. Fehlinger.

Ein Blick hinter die Feldherrn-Attrappen des Weltkriegs. Von Dr. Hermann Schützinger.

Landwirtschaft und Bevölkerungskapazität. Von Wilh. Schöttler (Köln).

Prostitution, Sittlichkeit und Geschlechtskrankheiten. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Otto Schembor, **Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft.** ◆ Edgar Galin, **Platon und die griechische Utopie.**

Einzelheft 2 Mark 50 Pf., vierteljährlich 32 Mark 50 Pf.

Stuttgart
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich M. 32.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 2.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 32.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 32.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.50.

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten. Postscheckkonto Stuttgart 5963.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen:

Die Chartisten-Bewegung

Ein Beitrag
zur sozialpolitischen Geschichte Englands
von
Hermann Schlüter

368 Seiten Großoktav ◆ Preis gut gebunden 60 Mark

Ein Gang durch die Wirtschaftsgeschichte

Sechs volkstümliche Vorträge von W. Reimes

Mit einem Geleitwort von Prof. Heinrich Cunow

Band 63 der Internat. Bibliothek ◆ Preis geb. 24 Mark

Professor Cunow schreibt in seinem Geleitwort:

Das vorliegende Buch bedarf weder einer Rechtfertigung noch einer Empfehlung; denn es fehlt in der sozialistischen Literatur an einer Schrift, die in gleicher gemeinverständlicher Weise den Arbeiter, der sich über die Entstehung und das Werden des heutigen kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes unterrichten möchte, in das weite Gebiet der Wirtschaftsgeschichte einführt. ...

Leider ist die Kenntnis der wirtschaftlichen Zustände früherer Zeiten noch in fast allen Bevölkerungsschichten Deutschlands eine recht oberflächliche, und doch ist sie eine notwendige Vorbedingung der richtigen Erkenntnis unserer heutigen Wirtschaftsrichtung. Diese Kenntnis zu mehren und das Interesse für wirtschaftsgeschichtliche Fragen zu wecken, ist das Reimessche Buch meines Erachtens wie kein anderes der sozialistischen Parteiliteratur geeignet. Ich wünsche ihm deswegen bei seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt den besten Erfolg.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

1. Band Nr. 26 Ausgegeben am 24. März 1922 40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die amerikanische Offensive

Von J. Steiner-Jullien

Der doppelte Bombenwurf Amerikas in die interalliierte Finanzkonferenz von Paris ist eine Fortsetzung, aber noch lange nicht der Schluß der Tragikomödie der deutschen Reparationszahlungen. Die Vorgänge sind bekannt. In Boulogne war vereinbart worden, daß die Finanzsachverständigen der Alliierten noch vor Genua zusammenkommen sollen, um die Frage endgültig zu regeln, die durch das vorzeitige Auffliegen der Konferenz von Cannes nicht zum Abschluß gekommen waren. Zu diesem Zweck waren die alliierten Finanzminister in Paris versammelt. Es sollte vornehmlich die schon einmal vorgenommene Aufteilung der Milliarde Goldmark, die Deutschland im August gezahlt hatte, eine Aufteilung, gegen die nachträglich Frankreich Einspruch erhoben hatte, nochmals nachgeprüft werden. Auch über die Regelung der 720 Millionen Goldmark in bar und der 1450 Millionen in Sachleistungen, die Deutschland nach den Beschlüssen von Cannes im Jahre 1922 zu liefern hat, sollte nochmals gesprochen werden. Die 1450 Millionen Sachleistungen stellen ein Maximum dar; mehr soll von Deutschland nicht angefordert werden dürfen. Und in den 720 Millionen Goldmark sind auch die Besatzungskosten einbegriffen, was natürlich zur Folge haben muß, daß die Besatzungstruppen erheblich herabgemindert werden müssen, falls noch etwas für die eigentlichen Wiedergutmachungen übrigbleiben soll.

Überhaupt sind die sogenannten Wiedergutmachungen ein Schmerzenskind der Alliierten. Der »Temps« hat kürzlich ausgerechnet, daß von den $11^1/_2$ Milliarden Goldmark, die Deutschland bisher in Devisen, Gold und Sachleistungen geliefert hat, nur ein ganz kleiner Bruchteil den Reparationen zugute kommt, während der Löwenanteil ausgegeben wurde, um die Besatzungskosten, die Kosten der verschiedenen Kontrollkommissionen und der Reparationskommission zu bestreiten. Und dabei war die Rechnung des »Temps« noch sehr optimistisch. Denn die bisherigen Sachleistungen Deutschlands, deren Abschätzung noch nicht einmal abgeschlossen ist, übersteigen den angeführten Betrag zweifellos ganz erheblich. Diese Verschleppung der Abschätzung der Sachleistungen ist ein Skandal, gegen den Deutschland Einspruch erheben müßte. Wir erinnern zum Beispiel an die Abschätzung der gelieferten deutschen Handelsschiffe. Es ist ein großer Unterschied, ob die Abschätzung sofort bei der Lieferung oder später erfolgt.

Die versammelten Minister berieten zunächst über die Einwendungen, die der französische Finanzminister de Lasteyrie gegen die Abmachungen von Cannes erhob. Herr de Lasteyrie stellte die sonderbare diplomatische Theorie auf, daß die Abmachungen von Cannes revidiert werden müßten, weil die

gegenwärtige französische Regierung damit nicht einverstanden sei. Er kleidete zwar den Einspruch des Kabinetts Poincaré gegen die Abmachungen des Kabinetts Briand in eine etwas weniger brutale Form; aber in der Sache kam es auf dasselbe hinaus. Wollte man dieser Logik folgen, dann müßte jeder Regierungswechsel in einem Lande die Revision aller vorher geschlossenen Verträge und Abkommen nach sich ziehen. Zu welchem diplomatischen Chaos eine derartige Theorie führen würde, kann man sich angesichts der permanenten Krise, in der sich die ganze Welt befindet, leicht vorstellen. Der französische Finanzminister fiel also mit seinem Vorstoß ab.

Hier muß eingeschaltet werden, daß man in Deutschland am ehesten geneigt gewesen ist, die Beschlüsse von Cannes in Frage zu stellen. Gerade die Unsicherheit, in der man sich in der deutschen Öffentlichkeit darüber befand, hauptsächlich infolge der unsachlichen Stimmungspolitik, die von dem größten Teil der Presse betrieben wird, gerade dieses haltlose Schwanken hat wesentlich zur Verschlechterung des Markkurses beigetragen und damit die Preistreibereien begünstigt, die wieder auf den Markkurs drücken.

Immerhin hat de Lasteyrie einige geringfügige Konzessionen durchgesetzt, worunter die wesentlichste ist, daß die auf dem Landweg erfolgten Kohlenlieferungen nicht, wie in Cannes vorgesehen war, nach dem Weltmarktpreis, sondern wie seither nach dem deutschen Inlandpreis berechnet werden sollen. Obwohl wir ja heute bereits Weltmarktpreise haben, hat die Änderung insofern eine Bedeutung, weil dadurch dem von Deutschland, das heißt dem von deutschen großkapitalistischen Kreisen ausgehenden Drücken des Markkurses Vorschub geleistet wird. Da die Preissteigerungen im Inland infolge der dadurch notwendig größeren Markzirkulation ein Sinken des deutschen Wechselkurses zur Folge haben, wird diese Entwertung der Mark zum Vorwand für neue Preissteigerungen genommen. Es ist eine endlose Schraube, bei der nicht allein die Spanne zwischen dem Reallohn und den Kosten der Lebenshaltung immer größer wird, sondern bei der die von Deutschland aufzubringenden Leistungen immer größer sind, als von den Alliierten gefordert wird. Und dies dank der Preispolitik unserer Rohstoff- und Halbfabrikatekartelle, unterstützt von der unsachlichen Stimmungspolitik unserer Presse.

Es blieb also bei den Beschlüssen von Cannes. Die Milliarde vom August wurde so aufgeteilt, daß 500 Millionen davon England bekommen sollte, 140 Millionen Frankreich, und zwar als Abschlagszahlung für die Besatzungskosten; der Rest von 360 Millionen wurde Belgien zugesprochen. Man war übereingekommen, daß die Besatzungskosten ein Vorzugsrecht vor allen anderen Ansprüchen haben. Dies ist an sich schon eine drastische Illustrierung der »Reparations«politik der Alliierten. Erst kommen die Herren Militärs, dann kommt die »Reparations«kommission und die anderen ebenso zahlreichen wie kostspieligen Kontrollkommissionen, zuletzt erst kommen die eigentlichen Wiedergutmachungen. Daß die nationalistischen Demagogen Frankreichs und Belgiens unter diesen Umständen auf dem »bösen Willen« Deutschlands, das nichts für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete tue, herumreiten können, ist nur zu erklärlich.

Aber gerade die Bestimmung, daß die Besatzungskosten die absolute Priorität haben sollen, wurde den Alliierten verhängnisvoll. Mühsam war die

Verteilung der Augustmilliarde gewesen. Nicht minder mühsam war die definitive Festsetzung der deutschen Zahlungen für 1922. Dabei war man übereingekommen, daß die Saargruben, die von Frankreich seit mehr als drei Jahren ausgebeutet werden, erst 1923 angerechnet werden sollen! So weit war man, als Herr Boyden, der als stummer Zuhörer der Vereinigten Staaten den Verhandlungen beiwohnte, plötzlich den Mund auftat und businesslike mitteilte, daß seine Regierung für Besatzungskosten bis zum 1. Mai 1921 die Summe von 960 Millionen Dollar (etwa 4 Milliarden Goldmark) ausgegeben habe und deren Bezahlung geltend mache. Davon verlangen die Vereinigten Staaten für 1922 die runde Summe von 240 Millionen Dollar, also mehr, als die Alliierten Deutschland an Barzahlungen aufzuladen sich getraut hatten! Man braucht nicht viel Phantasie, um sich die konsternierten Gesichter der alliierten Finanzminister vorzustellen. Und wie man die Sache auch drehen mag, gegen die Berechtigung der amerikanischen Forderung ist nichts einzuwenden.

Diese Bombe wirkte um so mehr, als am Tage vorher die Regierung der Vereinigten Staaten offiziell mitgeteilt hatte, daß sie nicht an den Verhandlungen von Genua teilnehmen könne, weil die wesentlichsten Fragen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas von der Konferenz ausgeschlossen seien, die Konferenz dadurch ein politisches Gepräge bekomme und Amerika sich nicht in die innerpolitischen Wirren Europas hineinziehen lassen will. Auch wegen der bedingungslosen Teilnahme der russischen Regierung machte Hughes Vorbehalte. Welche Deutung man dieser Weigerung auch geben mag, sicher ist, daß die Spekulation auf die amerikanischen Goldschätze damit vernichtet war — es sei denn, die Alliierten kommen den amerikanischen Ansprüchen nach. Und das werden sie wohl schließlich tun müssen.

Es kann unter diesen Umständen überflüssig erscheinen, von dem Zweiteilungsplan der deutschen Schuld zu sprechen, den nachher der englische Finanzminister Horne vortrug. Danach soll die Schuld Deutschlands (132 Milliarden plus 6 Milliarden belgischer Schulden bei den Alliierten) geteilt werden einerseits in die Summe, die die Alliierten Amerika schulden (48 Milliarden), und die Summe, die England zu beanspruchen hätte (22 Prozent der Reparationssumme gleich 30 Milliarden), eine Summe, auf die England zu verzichten bereit ist. Diese 78 Milliarden sollen erst eingefordert werden, wenn Amerika auf der Zahlung der alliierten Schulden besteht. Die restlichen 60 Milliarden allein sollen von Deutschland verlangt werden zuzüglich der Besatzungskosten und der Zinsen, abzüglich der bereits geleisteten Zahlungen. Wenn Amerika die Besatzungskosten verlangt, dann wird es natürlich erst recht die Zahlung der alliierten Schulden fordern.

Wir glauben aber annehmen zu dürfen, daß es bei den Vorschlägen Englands und den amerikanischen Bomben sich um einen kombinierten Angriff handelt. Und deshalb ist dieser von den anderen Alliierten beifällig aufgenommene Vorschlag Englands durchaus ernst zu nehmen. Man kann übrigens annehmen, daß England und Amerika bei weitem nicht den letzten Trumpf ausgespielt haben. Denn noch haben beide die Forderung der Zahlung der Schulden der anderen Alliierten in Reserve, das sind, wie angeführt, von seiten Amerikas 48 Milliarden, von seiten Englands 36 Mil-

liarden Goldmark. Man kann also auf die Fortsetzung dieser Offensive gespannt sein.

Aber die Entwicklung kann man heute schon übersehen. Im Mai des Vorjahres forderten die Alliierten noch $4^1/_2$ Milliarden Jahreszahlungen — meist in bar — auf eine Gesamtschuld von 138 Milliarden. Zehn Monate später wären sie schon mit 2 Milliarden zufrieden auf eine Gesamtschuld von 60 Milliarden. Wir stehen aber erst am Anfang der Entwicklung. Wer jetzt noch behaupten will, daß die Erfüllungspolitik erfolglos war, der ist ein blinder Tor oder ein bornierter Parteifanatiker.

Der Ruhrsiedlungsverband und seine Arbeit

Von **Alfred Thimm** (Bochum)

In Anlehnung an die manchesterliche Auffassung von der Nachtwächterrolle des Staates war in der hinter uns liegenden, mit dem Kriege abgeschlossenen Periode die herrschende Auffassung im Städtebau und städtischen Siedlungswesen die, daß die öffentliche Gewalt der »freien Entwicklung« möglichst wenig hemmend in den Arm fallen sollte. Diese Entwicklung war aber in den deutschen Städten seit Jahrzehnten nichts als das schrankenlose Austoben der Boden- und Bauspekulation, und ihr jetzt auch vom Blindesten erkanntes Ergebnis ist die vollkommene Zerstörung jedes schönen einheitlichen Städtebildes, die Wahl der unzweckmäßigsten Straßen- und Hausformen. Weder Schönheit noch Wirtschaftlichkeit kommen dabei zu ihrem Recht. Es ist und bleibt nun einmal in dieser Welt so, daß wenn im gemeinsamen Zusammenwirken von Menschenhand etwas Schönes und Zweckmäßiges entstehen soll, in *einem* Menschen Hirn der Gedanke dazu gereift sein muß, in *einer* Hand Leitung und Verantwortung liegen müssen.

Ganz plötzlich ist die Erkenntnis von dem falschen Wege natürlich nicht gekommen. Einer der Wendepunkte in dieser Entwicklung war die Städteausstellung 1909 in Berlin, die sich an einen Wettbewerb um den besten einheitlichen Bebauungsplan für Groß-Berlin anschloß. Sie brachte so erdrückendes, so niederschmetterndes Material über den Tiefstand unseres Siedlungswesens vom gesundheitlichen, schönheitlichen und wirtschaftlichen Standpunkt aus, über die ganze Sinnlosigkeit des ungeordneten, unübersichtlichen Zusammendrängens Hunderttausender in oft menschenunwürdigen Behausungen, daß gar mancher, der nicht durch enge berufliche Berührung mit den dort offenbarten Tatsachen schon abgestumpft war, die Ausstellung nicht ohne Erschütterung verlassen haben dürfte.

Zwischen Erkenntnis und Umkehr liegt aber ein schwieriges Stück Weg, voller gesetzlicher Drahtverhaue, die die Nutznießer des alten Zustandes mit Aufbietung aller Kräfte zu verteidigen bereit sind. Der unglückliche Ausgang des Krieges hätte infolge der staatlichen Umwälzung das Gerümpel hinderlicher Gesetze leicht über den Haufen werfen können, wenn es sich nur um Erkenntnisse gehandelt hätte, die schon Gemeingut der Masse waren, oder um Dinge, die in einfache Formen und Leitsätze zu pressen wären, und nicht viel mehr um große wirtschaftliche Werte, deren Behandlung, besonders jetzt, allergrößte Vorsicht notwendig macht. So einfach war die Sache also nicht. Der Städtebauer, der die modernen Erfordernisse, das heißt also in erster

Linie die Notwendigkeit der Schaffung lockerer Siedlungen für den industriellen Arbeiter erkannt hat, hat zunächst mit der Tatsache der vorhandenen, überall anders gelagerten Verhältnisse zu rechnen. Aus diesen heraus muß er in seinen Zukunftsplänen den Verkehrs-, Handels- und Industriebedürfnissen Rechnung tragen, muß für ausreichende »Lungen der Großstadt«, das heißt Wald-, Grün-, Sport- und Wasserflächen sorgen, muß erworbene Rechte mit neuen berechtigten Ansprüchen ausgleichen, muß also Architekt, Wasserbauer, Kanalisationstechniker, Volkswirt, Jurist und noch vieles andere sein. Da diese Wissenschaften in eines Menschen Kopf nicht Platz haben und sich nebeneinander auch nicht immer vertragen, im Einzelfall nicht einig werden würden, so muß er eben Künstler sein, das heißt die göttliche Eingebung des gestaltenden Künstlers muß die zu nehmenden tausend Rücksichten überschauen und das Notwendige kühn herausgreifen, vor dem sich nachher, wie vor dem vollendeten Kunstwerk, die Menschheit schweigend beugt, die Kritik verstummt.

So schwierig hier an und für sich, auch weil solche führenden Köpfe gering an Zahl sind, die Umgestaltung unserer städtischen Siedlungen ist, so ist sie noch an eine allererste und allerwichtigste Voraussetzung gebunden, an ihr Wachsen. Und zwar muß dieses Wachsen gesund und von Dauer sein, also auf innerer Notwendigkeit beruhen. Es müssen aber auch aus dem Ertrag der Volkswirtschaft die Mittel fließen, um n e u bauen und siedeln und allmählich auch an die innere Umgestaltung der Städte herantreten zu können. Das ist das Tragische des deutschen Schicksals: in den Zeiten des Überflusses entstand die Erkenntnis, in den Zeiten der Not fehlen die Mittel, um der nunmehr mit elementarer Wucht sich aufdrängenden Zwangslage gerecht zu werden. Man hätte der Wohnungsnot sich freuen können, weil sie den willkommenen Anlaß zur neuartigen Ausweitung unserer Siedlungen abgibt; dann aber mußten die Mittel dazu, die der bankrotte Staat nicht mehr hergeben konnte, aus der Wirtschaft kommen. Die Wege dazu sind gewiesen durch den ungeheuren Unterschied in den Mieten alter und neuer Häuser. Nur einen Teil dieses Unterschieds brauchten die glücklichen Bewohner der vorhandenen Wohnungen in irgendeiner Form aufzubringen, um eine bedeutende Siedlungstätigkeit zu ermöglichen. Kurzsichtigkeit und Eigensucht haben das lebende Geschlecht noch nicht erkennen lassen, daß hier eine der wichtigsten Fragen der Volkszukunft zu lösen ist, und daß das, was heute unterlassen wird, sich vielleicht niemals mehr nachholen läßt.

So ist also überall die Siedlungstätigkeit beengt und gehemmt und uns die Möglichkeit genommen, das als richtig Erkannte auszuführen. Nur an einigen Stellen sind die Fesseln etwas gelockert durch das Gesetz, das die Kohlen mit einer Sondersteuer zur Beschaffung von Baukapital für neue Bergmannswohnungen belastet. Dadurch kann in den Bezirken des Kohlenbergbaus in gewissem Umfang gebaut werden. An erster Stelle steht hierbei in seiner Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft das rheinisch-westfälische Steinkohlengebiet, das noch immer das R u h r gebiet heißt, weil von den Ufern dieses Flusses aus der Bergbau seinen Ausgang nahm, während er heute schon über die viel weiter nördlich fließende Lippe und westlich über den Rhein hinaus seinen Weg genommen hat.

Hier sollten — so war die bei Schaffung des Gesetzes (Verordnung des Reichsarbeitsministers vom 21. Januar 1920) im Jahre 1919 schwarz auf

weiß festgelegte Absicht — aus dem aufkommenden Gelde fünf Jahre lang je 30 000 Wohnungen gebaut werden, um 150 000 neue Bergleute ansässig zu machen, die die der deutschen Wirtschaft bitter nötig fehlende Kohle fördern sollten. Nun stellt der Ruhrkohlenbezirk schon eine Menschenanhäufung vor, die in Deutschland nur von Groß-Berlin übertroffen wird. In Schnellzugsentfernungen von nur 10 bis 20 Minuten liegen hier die Bahnhöfe von 9 Großstädten mit mehr als 100 000 Einwohnern beisammen, die allein fast 2 Millionen Menschen beherbergen. Das dazwischenliegende Gebiet ist von zahlreichen Mittelstädten und aufstrebenden Gemeinden durchsetzt. Hier hat die bisher übliche Siedlungsweise, das nur auf die eigenen Interessen abgestellte, vom höheren Standpunkt aus planlos erscheinende Bauen der Industrie und der Spekulanten Wälder vernichtet, Verkehrswege verbaut, Bauern verdrängt, oft ohne eine andere Nutzung des Bodens einzuleiten; die Häßlichkeit der Straßenbilder schreit zum Himmel, kurz, es herrscht das Chaos.

Hier 150 000 Wohnungen bauen, das heißt 700 000 Menschen neu ansiedeln, ohne daß gleichzeitig eine ordnende Hand die Siedlung lenkte, hätte geheißen, das Chaos zu verewigen und Zustände entstehen lassen, die später mit unerhörten Opfern doch wieder hätten beseitigt werden müssen. Da eine solche ordnende Hand aber den Gemeinden einen Teil ihrer Befugnisse nehmen mußte, so schuf man eine Stelle, in der die Kommunalbehörden mit gleichen Rechten beieinandersaßen, einen Gemeindeverband, den sogenannten Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk. Alle Stadt- und Landkreise — 28 an der Zahl —, in denen es Kohlenbergbau gibt, sind in ihm zusammengeschlossen. Bei einem Flächeninhalt von rund 3820 Quadratkilometer enthält er etwa $3^1/_2$ Millionen Menschen in sehr verschiedener Verteilung, indem im inneren Gebiet, dem des alten Bergbaus, 3000 bis 4000 Menschen auf den Quadratkilometer kommen, in den Randgebieten nur ein paar hundert, im linksrheinischen Kreise Geldern sogar nur 100, während 120 der Reichsdurchschnitt ist.

In diesen eigenartigen Gebieten sind nur diejenigen Funktionen aus dem Siedlungswesen, die von der Einzelgemeinde nicht im Sinne des großen Ganzen ausgeübt werden können, auf den Verband übergeleitet worden, der sie durch seinen Vorstand, den Verbandsausschuß und dessen Vorsitzenden, den Verbandsdirektor, ausüben läßt. Das Gesetz (vom 8. Mai 1920, Verbandsordnung für den Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk) bestimmt in § 1 seine Aufgaben, die es zusammenfassend »Förderung der Siedlungstätigkeit im Verbandsgebiet« nennt, etwa so:

1. Beteiligung an der Feststellung der Fluchtlinien und Bebauungspläne.
2. Förderung des Kleinbahnwesens, insbesondere des zwischengemeindlichen Verkehrs.
3. Sicherung und Schaffung größerer von der Bebauung freizuhaltenden Flächen.
4. Durchführung wirtschaftlicher Maßnahmen zur Erfüllung des Siedlungszwecks im Rahmen des Verbandsgesetzes.
5. Erteilung der Ansiedlungsgenehmigung.
6. Die Mitwirkung am Erlaß von Bau- und Wohnungsordnungen.

Die Fassung der Ziffer 1 und 6 weist darauf hin, daß die Gemeinden nicht ausgeschaltet werden sollen, und so wurde die Arbeit auch damit eingeleitet,

daß der Verband sich von den Land- und Stadtkreisen Vorschläge für die Frei- (Grün-) Flächen und die notwendigen Durchgangsstraßen erbat. Daraus ist einmal das Verzeichnis der Verbandsgrünflächen entstanden, die die gemeinsamen Lungen der Städte, die Erholungsstätten der arbeitenden Menschen bilden sollen. Die Aufnahme in dieses Verzeichnis schützt die Flächen nur gegen Bebauung; damit allein war dem Bedürfnis nicht entsprochen, und so liegt jetzt dem Landtag ein Gesetz vor, das sie auch vor dem Abholzen bewahren soll, für das zu den Zeiten der Valutaschwankungen die Spekulation in Holz einen gewaltigen Anreiz bietet.

Das zweite Ergebnis der erbetenen Vorschläge war die Feststellung der für den Durchgangsverkehr im ganzen Verbandsgebiet zu sichernden Hauptverkehrsstraßen. Zunächst wurden die eingegangenen Vorschläge in einem Gesamtplan eingetragen und ergaben hier charakteristische Sternbilder (Verkehrsspinnen), da jede Stadt von ihrem Standpunkt aus sich eine Hauptverkehrsstraße nur so vorstellen kann, daß sie durch ihr Zentrum geht. Da aber von dem übergeordneten Standpunkt des Verbandsgebiets aus eine Hauptverkehrsstraße für Automobil- und sonstigen Last- und Personenverkehr möglichst an der Enge der Stadtmitten und Altstädte vorbeigeführt werden muß, so daß also überhaupt der von den Bedürfnissen der Zentralsiedlung entnommene, im Gesetz enthaltene Begriff der Ausfallstraße hier gar nicht in Frage kommen kann, so mußten zunächst die Möglichkeiten und dann die Notwendigkeiten der Straßenführungen studiert werden. Es mußte gegenüber dem Plan mit Sternbildern ein Plan mit einem gleichmäßigen Netz von Verbandsstraßen geschaffen werden. Da die meisten Verkehrslinien von Ost nach West gehen, und zwar weil das Gelände das bedingt (Höhenzug parallel den Ufern der Ruhr), daher auch der Hellweg aus der Römerzeit schon von Soest nach dem Rhein hin führte, so war für gute Ostwestlinien einigermaßen die Grundlage gegeben, während sie für die seit der nördlichen Erweiterung des Kohlengebiets schmerzlich vermißten Nordsüdverbindungen fehlte. So kam man unter möglichster Verwendung der von den Gemeinden vorgeschlagenen Hauptverkehrsstraßen zu fünf Ostwest- und zwölf Nordsüdlinien und, um wichtige Verkehrsmittelpunkte innerhalb des Gebiets zu verbinden, zu weiteren zehn sogenannten Diagonallinien. Diese sind in ihren Hauptrichtungen festgelegt, ihre Fluchtlinienführung im einzelnen wird mit den zuständigen Gemeinden, mitunter auf Ortsterminen vereinbart; alles, was an diesen Straßen neu entsteht, muß auf ihren zukünftigen Charakter Rücksicht nehmen. Manches schon bestehende Gebäude wird, wenn es zum Ausbau kommt, noch fallen müssen. Außer diesen Straßen werden noch 23 besondere Verkehrsbänder in der erforderlichen Breite in gleicher Weise frei gehalten; sie sollen im Bedarfsfall der Aufnahme von Vollbahnen, Schnellbahnen, Klein- und Straßenbahnen mit eigenem Bahnkörper sowie Stichkanälen usw. dienen können und machen es auf diese Weise möglich, daß diese Verkehrsanlagen bei der Verwirklichung nicht mit den ungeheuren Kosten des Grunderwerbs und des Abbruchs zahlreicher Häuser belastet werden.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese Arbeiten nur dann fruchtbar in Angriff genommen werden können, wenn sämtliche Interessenten sich ernstlich daran beteiligen. Die wichtigsten sind neben den Gemeinden Industrie und Reichseisenbahn. Beide waren unter der Herrschaft der früheren Zustände

gezwungen, in bezug auf die Erweiterung ihrer Werks- und Verkehrsanlagen eine im höchsten Maße unsoziale und gemeinschaftsfeindliche Bodenpolitik zu treiben. Beide mußten ihre Pläne geheim halten und durch Mittelsleute den erforderlichen Boden möglichst früh aufkaufen, selbst auf die Gefahr hin, daß irgendein Umstand sie zu grundsätzlicher Änderung der Pläne zwang und sie nachher gar keine Verwendung mehr für das gekaufte Gelände hatten. Sie mußten es, weil beim ersten Bekanntwerden ihres Interesses sich sofort Spekulanten dazwischendrängten, das Land erwarben, um durch Manöver der verschiedensten Art den Wert höher erscheinen zu lassen und dann in Ruhe der Enteignung entgegenzusehen, die ihnen den Ersatz des »vollen Wertes«, jener Advokatenerfindung, die alle möglichen Zukunftsluftschlösser umfaßte, brachte.

Die Industrie hat noch eine verhängnisvolle Angewohnheit gehabt. Sie feilschte nicht, sie zahlte so viel, daß mancher der Grundbesitzer vor Staunen über den gebotenen Preis verkaufte, damit nur schnell und reibungslos sich dies Geschäft abwickelte. Natürlich wurden die Grundnachbarn aufmerksam und richteten ihre Forderungen danach ein. Sie verloren die Lust zur Arbeit und warteten nur der Gelegenheit, den großen Gewinn einzuheimsen. Sie wurden Spekulanten, und so ist jetzt der ganze Grundbesitz, den großgrundbesitzenden Adel eingeschlossen, der irgendwo an das Industriegebiet anstößt, eine große Spekulantengesellschaft geworden. Keine Tatsache als diese zeigt den Widersinn des Privateigentums an Grund und Boden so kraß und läßt die Forderung nach dem Obereigentum der Gemeinschaft, des Staates als eine dringliche Angelegenheit erscheinen.

Die Eisenbahn verheimlichte ihre Pläne auch den Städten, obwohl diese beiden bei Ausgestaltung der Verkehrsanlagen völlig aufeinander angewiesen sind; die Eisenbahn hat nie nach den kommunalen Absichten der Stadterweiterung gefragt, sondern so gehandelt und gebaut, als ob sie ganz allein da wäre.

Hier scheint sich nun ein bedeutungsvoller Wandel zu vollziehen. Zögernd kommen beide, aber sie kommen dem Siedlungsverband entgegen und kommen mit ihren Plänen heraus, da der Siedlungsverband mit der Festlegung der Fluchtlinien in der Lage ist, ihnen das Grunderwerbsgeschäft zu erleichtern. Andererseits gewinnen die Pläne, die vom Siedlungsverband mit den Gemeinden ausgearbeitet werden, durch die Mitarbeit der Beteiligten, für die Zukunft des Gebiets, für alle Fragen der Siedlung ganz außerordentlich an Bedeutung. Wasserversorgung, Abwasserbeseitigung, Verkehrsmittel, Straßen, Bebauungspläne, Bauordnungen, alles kann viel großzügiger, viel sicherer und ruhiger vorbereitet werden. Denn es stellen sich nun weiter auch die Behörden in den Dienst der großen Sache. Ganz leicht ist die Anbahnung der Beziehungen nicht immer gewesen, aber jetzt gehört es bereits zu den Selbstverständlichkeiten, daß die Kulturämter dem Siedlungsverband ihre Zusammenlegungspläne bekanntgeben und daß das Oberbergamt über unterirdische Anlagen, die einmal dazu Veranlassung geben könnten, das Bild über Tage zu verändern, dem Siedlungsverband *rechtzeitig* berichten. Ebenso wie mit diesen Behörden ist der Kontakt mit den Provinzialverwaltungen, der Kanalbaudirektion und der Emschergenossenschaft hergestellt. So kommt hier allmählich wirklich Ordnung und Plan in das wichtigste menschliche Geschäft, die Siedlung.

Natürlich können nicht im nächsten Jahre bereits Früchte dieser Arbeit reifen. Es wird die Grundlage für Jahrzehnte gelegt. Etwas mehr Gegenwartsarbeit hat sich bei der Aufgabe der Förderung des Kleinbahnwesens ergeben.

Vierunddreißig voneinander unabhängige und nicht aufeinander Rücksicht nehmende Straßen- beziehungsweise Kleinbahnbetriebe wirken auf zwei verschiedenen Spurweiten im Verbandsbezirk neben- und durcheinander. Unter vorsichtiger Einflußnahme des Verbandsdirektors ist es gelungen, diese zu einem »Verein der Straßenbahnen und Kleinbahnen E. V.« zusammenzuschließen, aus dem heraus der »Kleinbahnausschuß« gebildet ist, in dem sieben Bahnbetriebsleiter sich mit dem Fachdezernenten des Siedlungsverbandes zur laufenden Beratung aller schwebenden Fragen zusammenfinden. Die Arbeit hat sich, schon mit Erfolg in mehreren Fällen, darauf gerichtet, Betriebsgemeinschaft zwischen zwei Bahnen herbeizuführen, deren eine die natürlichste Fortsetzung der anderen bildet. Das geschieht dadurch, daß man die Wagen der einen Gesellschaft auf die der anderen durchfahren läßt und über die Betriebseinnahmen irgendeine zweckmäßige Einigung trifft. Das erspart lästiges Umsteigen und Warten, beschneidet allerdings den an solchen Ecken zahlreich aufgemachten Bier- und Schnapswirtschaften den Verdienst. Sonst wären die hartnäckigen Widerstände, die solchen Fortschritten entgegengestellt werden, gar nicht zu verstehen. Es werden ferner Bahnen, die des Spurunterschieds wegen nicht gemeinschaftlichen Betrieb haben können, so aneinander herangeführt, daß das Umsteigen bequem wird. Was auf diesem Gebiet bisher an Unverstand möglich war, wird bald als schlechter Witz erscheinen. Es gab Verkehrspunkte, an denen bis zu sechs Straßenbahnen aus verschiedenen Richtungen zusammenkamen und doch bis zu 500 Meter vorher endeten, so daß von keiner Bahn aus in die andere ein unmittelbares Umsteigen möglich war.

Für die Anlage neuer Straßenbahnen sind durch den Siedlungsverband ganz neue Gesichtspunkte aufgetreten. Sie wird jetzt nicht mehr allein von dem Standpunkt des einzelnen Straßenbahnbetriebs aus betrachtet, der sein Netz ausbauen will, nicht mehr allein von dem der einzelnen Gemeinde, die ihre Sonderinteressen fördern will, sondern die Bahnabteilung des Siedlungsverbandes ist in ständigem Studium der Verkehrsverhältnisse und unterbreitet den Gemeinden und Bahnen diejenigen Neubauvorschläge, die sich von höherem Gesichtspunkt aus als notwendig ergeben, und führt dann, ehe die früher unvermeidlichen kleinlichen Katzbalgereien der Grundinteressenten anfangen, die wirklich Interessierten an den Verhandlungstisch. So sind schon eine Reihe fruchtbarer Projekte in Angriff genommen, wenn auch der Ausführung sich vorerst die bekannten Hindernisse entgegenstellen. Dabei hat sich bei den Gemeinden doch schon das Gefühl herausgebildet, im Siedlungsverband einen wirklich sachlichen und sachverständigen Berater gefunden zu haben, so daß ihm in strittigen Fällen schon wichtige Entscheidungen überlassen wurden. Ebenso haben die Bahnbetriebe in ihm eine Stütze gefunden, wenn nach altbeliebter Art Gemeinde und Provinz die Genehmigung zur Abänderung von Bahnanlagen, Weicheneinbau usw. an unangemessene, mitunter erpresserisch ausschauende Bedingungen in bezug auf Straßenunterhaltsverpflichtungen knüpfen wollten. Auch haben ihm einzelne Gemeinden schon die technische Ausarbeitung ihrer Verkehrsprojekte gegen

Bezahlung übergeben. Es entwickelt sich die Möglichkeit großer Ersparnisse durch Zentralisation.

Besonderer Wert wird vom Siedlungsverband im Interesse der jetzt meist in finanzieller Bedrängnis befindlichen Straßenbahnen auf die Ausnutzung ihrer Betriebsanlagen für den Güterverkehr gelegt. Die Staatsbahn hatte bisher ihre Monopolstellung und ihr Aufsichtsrecht über die Kleinbahnen dazu benutzt, den Güterverkehr zu verbieten, um nicht irgendeine Verdienstgelegenheit sich entgehen zu lassen. Nur in einzelnen Fällen und unter dem Vorbehalt jederzeitiger Rücknahme erteilt sie die Erlaubnis, während sie bei den kurzen Entfernungen und häufig ungünstigen Bahnverbindungen ihre an anderen Stellen dringend gebrauchten Güterwagen unwirtschaftlich festlegt. Die Straßenbahnen könnten, wenn ihnen grundsätzlich Freiheit der Güterbeförderung eingeräumt würde, ihre Anlagen weit besser ausnutzen und die Staatsbahn könnte mit ihren frei werdenden Güterwagen im Fernverkehr viel rentabler arbeiten. Vielleicht gelingt es dem Siedlungsverband doch noch, den Reichsverkehrsminister von der Unzweckmäßigkeit des bisherigen Standpunktes zu überzeugen und dadurch die wirtschaftliche Zukunft der Kleinbahnen sicherzustellen.

Neben der Gegenwartsarbeit des Siedlungsverbandes in verkehrstechnischer Beziehung wird auch Zukunftsarbeit geleistet. Da steht in erster Linie die Städteschnellbahn Köln-Dortmund, die neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung auch noch den großen politischen Wert hätte, besetztes und unbesetztes Deutschland mit einer neuen Klammer zu verbinden. Daher haben sich die beteiligten Städte entschlossen, ohne Rücksicht darauf, wann die Ausführung möglich wird, die Projekte jetzt auszuarbeiten. Zum Teil tun es die Städte in ihren technischen Bureaus, soweit ihr Gebiet in Frage kommt, zum Teil wird die Arbeiten der Siedlungsverband ausführen, soweit es sich um die Zwischenstücke handelt.

Wie sich in späterer Zeit einmal Ziffer 4 der im Gesetz (§ 1) bezeichneten Aufgaben des Verbandes auswachsen wird, ist noch nicht abzusehen. Vorläufig ist die Geneigtheit des Verbandsausschusses, sich an wirtschaftlichen Unternehmungen zu beteiligen oder sie ins Leben zu rufen, recht gering, da die Mittel dazu entweder unmittelbar durch Umlage von den Gemeinden oder mittelbar mit ihrer Bürgschaft aufgebracht werden müßten. Doch besteht jedenfalls auch hier die Möglichkeit, daß einmal ein allgemein gefühltes Bedürfnis nach irgendeiner im Siedlungsinteresse gelegenen einheitlichen Unternehmung auf der massiven Unterlage der in Verbände zusammengeschlossenen Gemeinden aufgebaut wird.

Durch die in Ziffer 6 bezeichneten Aufgaben wird dem Verband ein maßgebender Einfluß auf die Gestaltung der Bauordnungen gegeben und damit eine einheitliche moderne Entwicklung angebahnt.

Immerhin ist der Einfluß des Siedlungsverbandes in einer Beziehung beschränkt: in die Kreise und Gemeinden kommt er, soweit es sich um Straßen, Plätze usw. handelt, die nicht für andere Gemeinden Interesse haben, nicht hinein. Ohne verständnisvolles Eingehen der Gemeinde- und Kreisbehörden auf seine Pläne würde der Erfolg der ganzen Arbeit gering sein. Vollends die Ausgestaltung der Siedlung, die Beeinflussung und Erziehung der bauenden Bevölkerung, Ausbau der Stadtbilder, bleibt ganz und gar in den Händen der Gemeinden. Nur in den nördlichen, vorläufig dünn

besiedelten Bezirken wird der Einfluß stärker sein insofern, als hier in Gemeinschaft mit Industrie und Bahn eine frühzeitige Aufteilung des Landes in Industrie-, Siedlungs-, Grün- und Verkehrsgebiete geplant ist, die von vornherein die sinngemäßeste Lösung aller Siedlungsaufgaben gewährleistet.

Die Zukunft des Siedlungsverbandes wird jedenfalls davon abhängen, daß seine Leitung wie bisher ihre Aufgabe darin erblickt, mit den besten technischen Kräften der Gesamtheit zu dienen. Nur das ist der Weg, auf dem sie sich das Vertrauen erwirbt, ohne das ein fruchtbares Zusammenarbeiten so verschieden eingestellter Kräfte von Wirtschaft, Staat und Gemeinde nicht erzielt werden kann. Gelingt es ihr aber, den Zustand wirklich harmonischer Verbindung herzustellen, so kann es auch nicht ausbleiben, daß den vereinten Kräften die Lösung der großen technischen und organisatorischen Aufgaben möglich wird, die sich hier auftürmen, und daß die Welt einmal Gelegenheit bekommt, wieder etwas von deutschem Gemeinschaftsgeist zu lernen.

Das Wanderungsproblem und die Internationale Arbeitsorganisation

Von H. Fehlinger

Das Wanderungsproblem hat große internationale Bedeutung; es steht in engem Zusammenhang mit dem Problem der Arbeitslosigkeit und berührt überdies verschiedene Teile des Arbeiterschutzes und der Sozialversicherung. Die Arbeiterwanderungen können ferner die Löhne und die Lebenshaltung in den beteiligten Ländern beeinflussen. Infolge der Störungen des Wirtschaftslebens während des Weltkriegs und nachher wie nicht minder infolge der vielfachen Beschränkungen der Freizügigkeit, welche die Arbeitsuche im Ausland erschweren, ist das Wanderungsproblem noch komplizierter geworden, als es vordem war.

Schon während des Weltkriegs haben die internationalen Gewerkschaftskonferenzen zu Leeds (1916) und Bern (1917 und 1918) Forderungen in bezug auf die Aus- und Einwanderung erhoben, die einen Teil der Garantien bilden sollten, deren Erfüllung bei Friedensschluß die organisierte Arbeiterschaft erwartete. Der auf diese Wanderungen bezügliche Abschnitt der Beschlüsse der Berner Gewerkschaftskonferenz vom 8. Februar 1918 lautet:

Der Erlaß von Auswanderungsverboten ist unzulässig. Der Erlaß genereller Einwanderungsverbote ist unzulässig. Von dieser Bestimmung werden nicht berührt: 1. Das Recht jedes Staates, in Zeiten wirtschaftlicher Depression zeitweilige Beschränkungen der Einwanderung zum Schutze sowohl der einheimischen als der einwandernden fremden Arbeiter anzuordnen. 2. Das Recht jedes Staates, zum Schutze seiner Volksgesundheit die Einwanderung zu kontrollieren und diese eventuell zeitweilig zu untersagen. 3. Das Recht jedes Staates, zum Schutze seiner Volkskultur und zur wirksamen Durchführung des Arbeiterschutzes in den Betriebszweigen, in denen vorwiegend einwandernde Arbeiter beschäftigt werden, gewisse Mindestforderungen an die Kenntnisse des Einwanderers im Lesen und Schreiben in seiner Muttersprache zu stellen. Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich, in ihre Gesetzgebung schleunigst Bestimmungen aufzunehmen, die die Anwerbung von Kontraktarbeitern für das Ausland und die Tätigkeit gewerblicher Stellenvermittler zum gleichen Zweck sowie die Zulassung von Kontraktarbeitern verbieten. Die ver-

tragschließenden Staaten verpflichten sich, die Arbeitsmarktstatistik auf der Grundlage der öffentlich organisierten Arbeitsvermittlung aufzubauen und durch eine internationale Zentrale in möglichst kurzen Zwischenräumen auszutauschen, um die Arbeiter vor Zureise nach Ländern mit geringer Arbeitsgelegenheit zu schützen. Diese Berichte sind insbesondere den gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen zugänglich zu machen. Kein Arbeiter darf wegen gewerkschaftlicher oder beruflicher Handlungen ausgewiesen werden. Gegen alle Ausweisungsbefehle ist Berufung an ein ordentliches Gericht zulässig.

Bestimmungen dieser Art wurden zwar nicht in die Friedensverträge aufgenommen, wohl aber bildet der Schutz der ausländischen Arbeiter einen der Programmpunkte der durch diese Verträge ins Leben gerufenen Internationalen Arbeitsorganisation.

Die zu Washington abgehaltene erste Konferenz der Internationalen Arbeitsorganisation hat sich bereits mit dem Wanderungsproblem beschäftigt und drei darauf bezügliche Entschließungen angenommen, wovon zwei die Form von Vorschlägen für die Staatsgesetzgebung haben. Sie betreffen die kollektive Anwerbung sowie die rechtliche Gleichstellung ausländischer Arbeiter. Die dritte Entschließung bezweckt die Einsetzung einer internationalen Wanderungskommission.

Der Vorschlag über die kollektive Anwerbung von Arbeitern im Ausland geht dahin, daß eine solche Anwerbung nur unter gegenseitiger Zustimmung der beteiligten Länder statthaft sein soll und daß vor Erteilung der Zustimmung Beratungen mit den Unternehmern und Arbeitern der in Frage kommenden Wirtschaftszweige zu pflegen sind. Bei diesem ersten Schritt zur internationalen Regelung der Aus- und Einwanderung wurde von dem Grundsatz ausgegangen, daß auf die Allgemeininteressen der Länder Bedacht genommen werden muß, zwischen welchen ein Bevölkerungsaustausch stattfindet. Bis jetzt wurden diesem Vorschlag entsprechende Gesetze erlassen in Belgien, Dänemark, Griechenland, Italien, Polen und Spanien, während der Erlaß solcher Gesetze in einer Reihe anderer Staaten im Zuge ist, und zwar in Deutschland, Chile, Frankreich, Luxemburg, Rumänien und der Tschechoslowakei. Überdies haben sich die Regierungen weiterer Staaten zugunsten der Annahme des in Rede stehenden Vorschlags ausgesprochen.

Der zweite Vorschlag der Washingtoner Arbeiterschutzkonferenz, der das Wanderungsproblem berührt, will die Mitgliedstaaten der Internationalen Arbeitsorganisation veranlassen, daß sie auf Gegenseitigkeit und unter näheren Bedingungen, die sie selbst zu vereinbaren haben, die Vorteile ihrer Arbeiterschutzgesetzgebung und das Recht der Organisation den innerhalb ihrer Grenzen beschäftigten ausländischen Arbeitern und deren Familienangehörigen in demselben Maße zugestehen wie den eigenen Staatsangehörigen. In Belgien, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Polen und der Tschechoslowakei wurden Gesetze erlassen, die diesen Vorschlag verwirklichen, während solche in Deutschland und Rumänien vorbereitet werden. In manchen Staaten, wie Österreich, Spanien, Schweden, Indien usw., bestand bereits vor dem Zustandekommen des Washingtoner Vorschlags Rechtsgleichheit der In- und Ausländer hinsichtlich des Arbeiterschutzes und des Koalitionsrechts. In Dänemark wurde die Regierung durch Parlamentsbeschluß ermächtigt, diesbezügliche Verträge mit dem Ausland

abzuschließen, in anderen Staaten haben sich die Regierungen zugunsten der rechtlichen Gleichstellung der ausländischen Arbeiter erklärt, ohne daß es jedoch einstweilen zu praktischen gesetzgeberischen Maßregeln gekommen wäre.

Die Einsetzung einer Internationalen Wanderungskommission wurde auf der Washingtoner Arbeiterschutzkonferenz nach gründlicher Aussprache mit 57 gegen 9 Stimmen beschlossen. Der Beschluß lautet: »Der Verwaltungsrat der Internationalen Arbeitsorganisation hat eine internationale Kommission zu berufen, die unter Achtung der Hoheitsrechte der Staaten über die Maßnahmen zu beraten und zu berichten hat, die ergriffen werden können, um die Wanderungen der ihre Heimatstaaten verlassenden Arbeiter zu regeln und die Interessen der im Ausland wohnenden Lohnarbeiter zu schützen. Diese Kommission hat auf der Tagung der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz im Jahre 1920 ihren Bericht zu erstatten. Die Vertretung der europäischen Staaten in der Kommission ist auf die Hälfte der Gesamtzahl ihrer Mitglieder zu beschränken.«

Die Kommission wurde auch beauftragt, sich mit Fragen zu befassen, die auf die vorher erwähnten Vorschläge für die Staatsgesetzgebungen Bezug haben. Die Verfassung der Kommission und die Vertretung der Mitgliedstaaten in derselben wurde auf der dritten Tagung des Verwaltungsausschusses der Internationalen Arbeitsorganisation beschlossen, welche im März 1920 in London tagte. Die erste Sitzung der Kommission fand aber erst vom 2. bis 11. August 1921 in Genf statt. An ihr sollten sechs Vertreter von Regierungen sowie je ebensoviel Vertreter der Unternehmer und der Arbeiterschaft teilnehmen, doch waren ein Unternehmer- und zwei Arbeitervertreter, die von Argentinien, Australien und den Vereinigten Staaten hätten kommen sollen, nicht ernannt worden, und ein Arbeitervertreter (Polen) war nicht erschienen. Bedauerlich war namentlich das Ausbleiben eines Delegierten der Vereinigten Staaten von Amerika als des bisher weitaus wichtigsten Aufnahmelandes der europäischen Auswanderung, zumal man dort über reiche Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügt. Das starke Interesse, das in Amerika für Wanderungsfragen besteht, wurde durch die Tatsache bewiesen, daß eine Anzahl Vertreter amerikanischer Organisationen der Tagung der Wanderungskommission als Gäste anwohnten. Es war ihnen gestattet worden, auch an den nichtöffentlichen Sitzungen teilzunehmen.

Aufgabe der Kommission war es, Aufklärung über verschiedene Seiten des Wanderungsproblems zu schaffen und der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz einen Bericht über die Ergebnisse der Beratungen zu erstatten. Um eine feste Grundlage für die Verhandlungen zu schaffen, hatte das Internationale Arbeitsamt vor der Tagung der Kommission eine schriftliche Rundfrage über Wanderungsangelegenheiten bei den Regierungen der Mitgliedstaaten veranstaltet, von denen 32 Antworten einsandten, die viele wertvolle Aufschlüsse und auch manche nützliche Anregung enthielten. Auf Grund des auf diese Weise erlangten sowie anderen Materials wurden im Internationalen Arbeitsamt zwei Schriften verfaßt, welche die Wanderungsgesetzgebung in etwa 50 Staaten und die Methoden der Wanderungsstatistik in den verschiedenen Ländern behandeln.

Nicht weniger als 29 Beschlüsse wurden von der Internationalen Wanderungskommission gefaßt, und zwar die meisten mit Stimmeneinhelligkeit.

Sie sollen ein Programm sein für künftiges internationales Vorgehen, sie sollen den Weg weisen für praktische Betätigung auf dem Gebiet der Gesetzgebung und Verwaltung.

Einer der Beschlüsse erklärt es als wünschenswert, daß die Regierungen der Staaten eine Aufsicht über die Transportunternehmungen und deren Agenten organisieren, welche Auswanderer zu Lande und zu Wasser befördern, ebenso sollen alle Auswanderungsbureaus, Verkaufsstellen von Auswandererfahrkarten und Anwerbestellen von Arbeitern für das Ausland der staatlichen Überwachung unterstehen. Die Verbreitung falscher Angaben über Auswanderungswesen soll zu einem strafbaren Vergehen gemacht werden.

Für die kollektive Anwerbung von Arbeitern für das Ausland sollen folgende Grundsätze Allgemeingeltung haben: Die Anwerbetätigkeit ist von den zuständigen Behörden der beteiligten Staaten zu überwachen. Die Anwerbung soll ausschließlich den von den Behörden dazu ermächtigten Stellen oder Personen gestattet sein. Wenn die Arbeiteranwerbung auf Grund eines Übereinkommens zwischen Regierungen stattfindet, sind die interessierten Organisationen der Unternehmer und Arbeiter anzuhören. Es ist darauf zu achten, daß durch die Anwerbungen der Arbeitsmarkt der beteiligten Länder keine Störungen erleidet, daß nicht Löhne vereinbart werden, die geringer sind als die im Einwanderungsland üblichen, und daß nicht Streikbrecher vermittelt werden. Verträge, die im Anwerbeland unterzeichnet wurden, sollen im Einwanderungsland erzwingbar sein, ausgenommen, soweit es sich um Bestimmungen handelt, die gegen die öffentliche Ordnung verstoßen. Wenn es sich herausstellt, daß Arbeiter als Streikbrecher für das Ausland angeworben wurden, so ist das Unternehmen, welches die Werbung durchführte, ebenso wie das Unternehmen, zu dessen Gunsten die Werbung erfolgte, für alle Schäden verantwortlich, die den angeworbenen Arbeitern entstehen.

Eine Entschließung erklärt es wünschenswert, daß das Internationale Arbeitsamt seine Aufmerksamkeit richte auf die Frage der Verschleppung von Frauen und Kindern zu unsittlichen Zwecken.

Um die Härten zu vermeiden, die sich aus der Zurückweisung von Einwanderern bei ihrer Ankunft im Bestimmungsland ergeben, schlug die Kommission vor, in Zukunft die Untersuchung über die Zulassungsberechtigung im Einschiffungshafen und, wenn nötig, an den wichtigsten Grenzstationen vorzunehmen. Die Bedingungen solcher Untersuchungen sollen durch besondere Vereinbarungen zwischen den beteiligten Staaten festgelegt werden.

Ein Beschluß fordert das Internationale Arbeitsamt auf, Vorschläge über den Gesundheitsschutz der Auswanderer auszuarbeiten und der Arbeiterschutzkonferenz von 1922 vorzulegen. Weitere Beschlüsse beziehen sich auf die Versicherung der Auswanderer während der Reise, die Arbeitsvermittlung für Auswanderer, die Anwendung der Gesetze betreffend Einwanderungsbeschränkungen, die Einsetzung einer ständigen Wanderungskommission, die Ausgestaltung der Wanderungsstatistik usw.

Vertreter einiger großer englischer Schiffahrtsgesellschaften, die den Verhandlungen beiwohnten, erhoben Bedenken gegen umfangreiche gesetzliche Regelungen des Wanderungswesens, unter anderem deshalb, weil die vielfach einander widerstreitenden Vorschriften der einzelnen Staaten arge Hemmnisse der Freizügigkeit bilden. Auch die Einhaltung der gesundheit-

lichen Anordnungen der Wanderungsbehörden würde schwer zu überwachen sein, während bei Wanderungsfreiheit der Wettbewerb der Transportgesellschaften dafür bürge, daß die Reisenden unter menschenwürdigen Verhältnissen befördert werden. Im ganzen vermochten die Argumente der Schiffsgesellschaften die Kommissionsentscheidungen nicht wesentlich zu beeinflussen.

Ein Teil der Fragen, über welche die Kommission Beschlüsse faßte, und namentlich solche, welche zur Lösung bereits reif erscheinen, werden Gegenstände der Tagesordnung der Vierten Internationalen Arbeiterschutzkonferenz bilden, die im Herbst 1922 in Genf stattfinden wird. Das ganze von der Wanderungskommission aufgestellte Programm für die Regelung der Ein- und Auswanderung ist zu umfangreich, um auf einer einzigen Arbeiterschutzkonferenz erledigt zu werden. Überdies sind manche der Vorschläge, die es umfaßt, so neuartig, daß es schwer fallen würde, die für die Beschlußfassung nötigen Mehrheiten zu finden.

Die Verhandlungen der nächsten Arbeiterschutzkonferenz über das internationale Wanderungsproblem werden zweifellos wichtige Entscheidungen bringen, die für das Wohl der wandernden Arbeiter ausschlaggebend werden können. Von Nutzen wird es sein, wenn vorher in allen Ländern die Möglichkeiten der Regelung der Aus- und Einwanderung gründlich erörtert werden, ganz besonders in den gewerkschaftlichen und sozialistischen Organisationen, als den freien Vertretungen der Arbeiterschaft.

Ein Blick hinter die Feldherrn-Attrappen des Weltkriegs

Von Dr. Hermann Schützinger

Der große Krieg unseres Zeitalters hat bei allen am Völkerringen beteiligten Nationen eine Unzahl von militärischen Berühmtheiten erstehen lassen, die mit der wachsenden Not und mit dem Ansteigen des Blutstroms zu förmlichen Götzen der Volksmassen erhoben wurden. Man suggerierte sich den Glauben an die Unbesiegbarkeit der eigenen Kriegshelden, um die Stimme der Vernunft, die immer herrischer nach dem Ende des Krieges schrie, zu übertönen. Sie waren die einzigen Kenner der wahren Lage, sie allein überblickten den Stand der zur Kriegführung bereitgestellten Kräfte — und so sah man zu ihnen auf wie zu den Heroen einer anderen Welt.

Es ist das Verdienst einzelner deutscher, bezeichnenderweise allerdings anonym erschienener Werke, wie zum Beispiel »Der Feldherr Ludendorff« und »Die Tragödie Deutschlands«, ferner einiger ausländischer Schriften Jean de Pierrefeus und des Captain Peter Wright (»Wie es wirklich war im Kriegsrat der Alliierten«, München, Verlag für Kulturpolitik), diesen Schleier gelüftet und die Kriegstitanen des Weltkriegs im Nachthemd, mit allen kleinlichen Eifersüchteleien und Intrigen ihrer Umgebung dargestellt zu haben.

Die nachträgliche scharfe Kritik dieser Kriegsheroen ist das Recht und die Pflicht eines Kulturvolkes, das aus Gründen der Kriegführung mit verbundenen Augen durch einen schicksalsschweren Zeitabschnitt geführt wurde. Jenen Männern mußte der Krieg in einem ganz anderen Licht erscheinen als der breiten Öffentlichkeit. In den Ententeländern war zum Beispiel bis zum Kriegsende die Lüge genährt worden, daß diese gegen eine gewaltige

Übermacht zu kämpfen hätten, obwohl seit Beginn des Jahres 1915 das Gegenteil der Fall war.

Die Mehrzahl des deutschen Volkes hält heute noch Ludendorff für unbesiegt und für unbesiegbar.

Nun erfahren wir aus dem oben erwähnten Buche des Captain Peter Wright, daß auf der anderen Seite dieselbe Feldherrnbigotterie getrieben wurde. Er sagt (S. 73): »Wer sich eine Weile in den Räumen des Obersten Kriegsrats aufgehalten hat, konnte diese Helden kennenlernen ohne ihren göttergleichen Glanz, ohne den funkelnden Schwarm unterwürfiger Stabsoffiziere, Adjutantendienste leistender Millionärsöhne, Köche und Ordonnanzen. Dort konnte man sie in ihrer ganzen tragischen Mittelmäßigkeit und Nacktheit sehen; nackt, weil ihre beschränkten Geister sich in scharfen Debatten mit überlegenen Köpfen rückhaltlos enthüllten; tragisch, weil die unfähigen, in den Himmel gehobenen und dekorierten Intriganten mutwillig die ganze hoffnungsvolle Generation unserer Jugend von der deutschen Sichel niedermähen ließen.«

Captain Wright läßt als einzige große Männer im Kriegsrat der Alliierten Lloyd George und Foch gelten. Vor allem hat Lloyd Georges Wille sich nach seiner Ansicht in zähem Ringen mit dem Intrigantentum der Generalität immer wieder durchgesetzt. Wer denkt da nicht an Bismarck in Nikolsburg? Der kleine Waliser Laienprediger und Advokat habe, meint er, mehr Kraft in sich besessen wie die militärischen Halbgötter der Deutschen und ihrer Gegner, die nie aufgehört hätten, großsprecherisch ihren »Willen zum Sieg« auszuposaunen. Es sei diesem fast unmöglich gemacht worden, durch die Parteinahme des Publikums diese Napoleons zeitgerecht zu verabschieden. Solche Abgötterei habe Lloyd George selbst als »militärischen Moloch« bezeichnet.

Die durch die täglichen Heeresberichte dem Volk eingehämmerten Generale hielten sich allmählich selbst für unfehlbare Kriegspaladine, ob sie nun General Robertson oder Albrecht von Württemberg hießen. Robertson mag ein guter Troupier und Organisator gewesen sein; zum Feldherrn aber fehlte ihm alles! Seine Auffassung von der Kriegsbeendigung war die: Möglichst viel Truppen heranzuschaffen und auf die Deutschen losschlagen zu lassen, bis alle Deutschen umgebracht wären, und dann nach Deutschland zu marschieren. Als Lloyd George seine Entlassung endlich durchgesetzt hatte, hielt er dies für eine nationale Katastrophe; er blieb unter Ignorierung seines Nachfolgers einfach an seinem Schreibtisch sitzen und verrichtete seine Arbeiten, als wäre nichts geschehen. Nicht mit Unrecht sagt Wright (S. 76): »Die Militärs sind nicht für das Volk da, sondern das Volk lebt oder vielmehr stirbt nur für die Militärs. ... Was diese mit einer an Absolutismus grenzenden Macht ausgerüsteten Ämter am brennendsten interessiert, ist die Frage, ob der ‚liebe, gute Willi' oder der ‚arme alte Harry' an ihre Spitze treten wird. ... Nicht selten ist der Haß zwischen den Ämtern weit stärker als der Haß gegen den Feind.« Eine bittere Parallele zwischen der Ordens- und Stellenjägerei im deutschen Heer, wo der an »Halsweh« (Sehnsucht nach dem Pour le Mérite) leidende Kommandierende die Familienväter seiner Landwehrdivisionen zuschanden ritt, um möglichst rasch wieder ein aktives Korps an der Hauptkampffront zu erhalten. Eine bittere Parallele zum deutschen Generalstab, der Kaiser und Kanzler wie Marionetten behandelte und

schließlich zum Teufel jagte. Eine bittere Parallele zu Bismarcks wütendem Kampfe mit den Generalen des Hauptquartiers, die ihm den politischen Erfolg des Krieges 1866 entwinden wollten und ihm die Freude am Frankfurter Frieden bitter verdarben!

Nur ein Unterschied besteht: Lloyd George wußte als Premier eines demokratischen Staatswesens die politisierenden Generale zu Boden zu zwingen. Er erkannte das Genie des französischen Strategen Foch. Und die Meute engstirniger Kläffer drückte er zu Boden. Lloyd George fuhr eben fort, den Krieg als ein Mittel der Politik zu betrachten.

Im übrigen ist Wright nicht der einzige Kronzeuge militärischer Kleinlichkeit und Engstirnigkeit im Kriege geblieben. Jean de Pierrefeu, ein der Presseabteilung des Großen Hauptquartiers beigegebener Schriftsteller, warnt den Historiker davor, den offiziellen Berichten des Grand Etat Major allzuviel Glauben zu schenken, und wendet sich mit scharfen Worten gegen das »raffiniert ausgebaute System der Geschichtsklitterung«, das er dort täglich vor Augen hatte. (G. H. A., Secteur I., von Jean de Pierrefeu, Paris 1920.) Wer denkt da nicht an die Methoden, mit denen unsere »Gefechtsberichte« fabriziert wurden? Vom Bataillon bis zur Heeresgruppe hinauf ein geschicktes System der Vertuschung und der Lobhudelei. Ich habe es selbst miterlebt, wie mein Bataillonskommandeur einen Vorstoß des Bataillons, der rein aus Zerfahrenheit und Nervosität, ohne Veranlassung durch den Gegner, gemacht wurde, im Tagebuch zu einem kunstgerechten »Gegenstoß« umtaufte.

Das Allerkläglichste aber, was Peter Wright aus den Kulissen des Obersten Kriegsrats hervorzieht, waren die Eifersüchteleien um die Führung des Oberbefehls auf seiten der Alliierten im Kriegsjahr 1918. Der Feldzugsplan 1918 (Abwehr im Westen unter einheitlichem Oberbefehl von der Nordsee zur Adria; Zerschlagung der Türkei; Übergang zum Angriff im Westen nach Eintreffen der Amerikaner) war das Werk Fochs, Wilsons und Lloyd Georges. Die Einheitlichkeit des Oberbefehls war eine unbedingte Notwendigkeit geworden, da man wohl im Angriff nach einem vorgefaßten Plan mit selbständigen Armeen fechten kann, nicht aber in der Verteidigung. Hier wird die strategische Operation nicht ausgeführt von den Truppen der ersten Linie, sondern von den Reserven des Führers. Diese Bewegung der Hauptreserve kann aber nur nach einem Willen durchgeführt werden, wenn sie kampfentscheidend wirken soll. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen sollte nun zufolge der Beschlüsse des Obersten Rats Foch sein. Da regte sich die Eifersucht in den Köpfen der Führer der beiden nationalen Armeen. Am 11. Februar erscheint nicht ohne Zusammenhang mit dem englischen Hauptquartier ein Artikel des Obersten Repington in der »Morning Post« mit dem zweifachen Zweck, Lloyd Georges Kriegspolitik zu diskreditieren und die englische Armee dem neuen Oberbefehl zu entziehen. Ein kläglicher »Dolchstoß« eifersüchtiger hoher englischer Militärs in den Rücken der eigenen Front; denn der Artikel verriet dem deutschen Generalstab, wenn nicht alles, so doch vieles, was im gegnerischen Hauptquartier beschlossen worden war.

Ende Februar 1918 war aus den deutschen Truppenkonzentrationen bei Amiens der Verlauf der kommenden deutschen Offensive bereits deutlich zu erkennen. Foch entwarf darauf einen Abwehrplan. Da fallen ihm aus

Neid und Eifersucht die Führer der beiden nationalen Armeen neuerdings in den Rücken. Am 22. Februar trafen Sir Douglas Haig und Pétain im Grand Quartier Général zusammen und kamen überein, die Verwendung ihrer Reserven unter Nichtachtung der Fochschen Führerstellung selbständig zu regeln, keine großen Stoßreserven auszuscheiden, sondern lediglich nach Vereinbarung den Bruchpunkt der Front je nach Bedarf der Operationen nördlich beziehungsweise südlich zu verlängern und sich keine Waffenhilfe auf dem Schlachtfeld zu leihen. Foch weiß von nichts und wartet. Erst am 3. März traf als Antwort auf den Erlaß des Obersten Kriegsrats vom 6. Februar die Weigerung Haigs ein und mußte akzeptiert werden, da man jeden Augenblick den feindlichen Angriff erwartete. So wurde Foch im Augenblick der höchsten Gefahr das Opfer einer schlauen Generalsintrige. Er protestierte vergebens vor dem Obersten Kriegsrat gegen die Maßregel der getrennten Reserven und erlitt im Rat eine schwere Niederlage.

Wir Deutsche können uns also, wenn wir mit Recht die Ungeistigkeit und den Starrsinn unserer militärischen Führung an den Pranger stellen, trösten mit dem Geist der Intrige, des Neides und der Eifersucht, der im gegnerischen Lager geherrscht hat. Aber da drüben waren Führer des Volkes, die die Hydra des subalternen Militärgeistes in der Stunde der Not niederschlugen und im Interesse des Volksganzen den Geist militärischen Starrsinns zu Boden zwangen. Wir aber, wir waren ausgeliefert der großen Militärmaschine, deren Bewegungen geleitet wurden vom Geist eines hohlen Gottesgnadentums und einer brutalen militärischen Autokratie.

Landwirtschaft und Bevölkerungskapazität

Von Wilhelm Schötfler (Köln)

In einem früheren an dieser Stelle veröffentlichten Artikel über das Thema »Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität«[1] versuchte ich auf die Mißverhältnisse aufmerksam zu machen, die sich nach dem Weltkrieg in den Zusammenhängen zwischen Wirtschaft und Bevölkerung ergaben. Ich suchte zu zeigen, wie sehr die günstigen deutschen Bevölkerungsverhältnisse vor dem Weltkrieg durch unser Exportindustriesystem bedingt waren, wie jedoch dieses System unserer Volkswirtschaft durch den Weltkrieg mit all seinen Folgen, insbesondere dem Versailler Friedensvertrag, zerstört wurde. Aus dieser Betrachtung folgerte ich, daß die Gefahr einer Übervölkerung heute für uns sehr akut geworden sei, weil eben die notwendigen wirtschaftlichen Vorbedingungen für die Größe unserer Bevölkerung nicht mehr gegeben seien.

Der wirtschaftlichen Tätigkeit sind durch die in unserer Volkswirtschaft zur Konsumtion vorhandenen Vorräte an materiellen Gütern bestimmte Grenzen gesetzt, die ihren Umfang bestimmen. Es kommt dabei keineswegs auf die absolute Größe der Bevölkerungszahl an, sondern immer nur auf ihr Verhältnis zu den zur Verfügung stehenden Unterhaltsmitteln, also auf ihre relative Größe. Durch unsere Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge können wir je nach den Verhältnissen hier fördernd und dort hemmend eingreifen, denn jede Zeit ist gezwungen, das Bevölkerungsproblem neu zu lösen. Die jetzige Lage unseres Vaterlandes scheint mir in dieser Hinsicht besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, damit der Gefahr einer Übervölkerung mit all ihren unglücklichen Nachwirkungen rechtzeitig vorgebeugt wird.

[1] Neue Zeit, 39. Jahrgang, 2. Band, Nr. 17.

Die heutige Betrachtung soll ein weiteres Problem herausgreifen: die Gestaltung unserer Landwirtschaft nach dem Weltkrieg im Verhältnis zu unserem Nahrungsspielraum, unserer Bevölkerungskapazität.

Während des Krieges wurde der Beweis voll geliefert, daß die heimische Produktion den Verbrauch von über 12½ Millionen Tonnen importierter menschlicher und tierischer Nahrungsmittel vor dem Kriege in keiner Weise ersetzen konnte. Die Wirkungen der Blockade sind bekannt. Deutschland war in der Lage einer großen belagerten Festung, die nur von den aufgestapelten Vorräten und dem wenigen, was innerhalb des eingeschlossenen Geländes hervorgebracht wurde, zehren mußte. Die geringen Vorräte wurden in öffentliche Zwangsbewirtschaftung genommen; alle Volkskreise mußten ihre Lebensführung ganz erheblich einschränken. Dies führte zu einer verhängnisvollen Unterernährung, deren Folge eine entsetzliche Sterblichkeit war.[2] »Die Erkenntnis der völligen Undurchführbarkeit einer sich selbst genügenden Volkswirtschaft ist so bis in die ärmlichste Hütte gedrungen«, schreibt Brentano[3] mit Recht.

Heute haben sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht noch bedeutend verschlimmert, denn die deutsche Volkswirtschaft erleidet eine unmittelbare Verkleinerung ihres Nahrungsspielraums durch den Verlust überaus wichtiger Gebiete, die vornehmlich der Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen dienten. In Betracht kommen zunächst die Landabtretungen im Westen und Osten, die an Bodenfruchtbarkeit wie an mineralischen Schätzen und sowohl nach Leistungsmöglichkeit wie nach Verkehrslage zur Minderung der Menschenzahl unseres Vaterlandes in einem überproportionalen Verhältnis stehen. Abgesehen von der Einbuße an Rohstoffen, liegt die Hauptbedeutung dieser Verluste in der Tatsache, daß uns sehr wichtige agrarische Überschußgebiete (Posen und Westpreußen) für die Gewinnung von Nahrungsmitteln verlorengehen, deren Überschüsse früher zur Ernährung der stärker industrialisierten Landesteile des Westens dienten.[4] Die Gebietsverluste bedeuten einen Ausfall von etwa 25 Prozent des deutschen Getreide-, Kartoffel- und Zuckerrübenanbaus, von mindestens 14 Prozent der ohnehin stark gesunkenen Rindviehbestände und ungefähr 18 Prozent des Pferdebestandes, während die Verminderung der Bevölkerung einschließlich des Verlustes in Oberschlesien etwa 10½ Prozent beträgt. Dazu ist die Produktivität des Bodens ganz allgemein um 40 Prozent und die des Viehes um 55 Prozent gegenüber der Kopfzahl vor dem Kriege gesunken. »Dieser Rückgang kann nur sehr langsam wieder gutgemacht werden. Der Mangel an Düngemitteln ist durch die Abtretungen verschärft worden. Der Verlust der Erzgruben in Luxemburg, Lothringen und im Saargebiet vermindert die im Inland zur Verfügung stehende Masse von Thomasphosphatmehl um mindestens 600 000 Tonnen; würde die Friedenserzeugung erreicht, so müßte man sogar mit der doppelten Masse rechnen. 1919 erhielt die Landwirtschaft nur ein Fünftel ihres Friedensbedarfes an Phosphorsäure und ein Drittel der im Frieden verwendeten Mengen an Stickstoff.«[5] Die Fabrikation von Phosphatdünger beträgt kaum ein Viertel der Friedensleistung, weil die Einfuhr an phosphorsaurem Kalk, von dem vor dem Kriege jährlich 380 000 Tonnen aus dem Ausland eingeführt wurden, sehr beschränkt ist und mit Rücksicht auf die Geldentwertung

[2] Die Opfer der Unterernährung werden auf 800 000 geschätzt. Dazu kommt die gesundheitliche Schwächung der ganzen Bevölkerung.

[3] Ist das System Brentano zusammengebrochen? Berlin 1918, S. 48.

[4] Von 541 000 Quadratkilometer des früheren Reiches wurden abgetreten Elsaß-Lothringen mit 14 522 Quadratkilometer, Posen mit 25 873 und Westpreußen mit 16 305 Quadratkilometer. Von den 34 728 Quadratkilometer gefährdeten Gebiets wurden durch Abstimmung gerettet in Ostpreußen 12 261, in Westpreußen 2433 und in Oberschlesien etwa 7000 Quadratkilometer.

[5] Denkschrift über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands für die Wiedergutmachung vom 10. Mai 1920.

auch viel zu teuer käme. Vor dem Kriege sind bei der Vergasung von Kohle in den Kokereien und Gasanstalten über 50 000 Tonnen schwefelsauren Ammoniaks hergestellt worden. Diese Menge ist entsprechend dem Rückgang des Steinkohlenverbrauchs ebenfalls etwa auf die Hälfte gesunken. Ferner ist ein dem Verlust der Erzlager und der verminderten Erzeinfuhr entsprechender Rückgang der Herstellung von Thomasmehl zu verzeichnen. Dazu kommt, daß nach dem Versailler Vertrag (8. Teil, Anhang V) an Frankreich jährlich drei Jahre lang 35 000 Tonnen Benzol, 50 000 Tonnen Kohlenteer und 30 000 Tonnen Ammonsulphat zu liefern sind. — Die sich hieraus ergebende starke Beengung in der Verwendung von künstlichen Düngemitteln, auf die eine moderne Landwirtschaft unbedingt angewiesen ist, wird auf absehbare Zeit unsere landwirtschaftliche Produktion im ungünstigsten Maße beeinflussen, und eine stärkere Intensivierung des Betriebs wird völlig ausgeschlossen.

Weiter erschwert die Abgabe aller Arten hochwertigen Nutzviehs nicht nur die Nachzucht unseres heruntergekommenen Viehstandes, vielmehr werden auch die der Landwirtschaft an und für sich in unzureichendem Maße zur Verfügung stehenden tierischen Arbeitskräfte noch mehr vermindert.

Nach dem Sachverständigengutachten über Deutschlands wirtschaftliche Leistungsfähigkeit vom 10. Mai 1920 lieferte die heimische Landwirtschaft der städtischen Bevölkerung an rationierten Lebensmitteln je Kopf und Tag noch nicht 1200 Kalorien, im ganzen — einschließlich der Schleichhandelsware und der Produkte des freien Marktes — höchstens 1600 bis 1650 Kalorien. Es liegt somit ein Fehlbetrag von mindestens 1100 Kalorien auf den Kopf, also jährlich von 20 Billionen Kalorien für die Gesamtheit der Versorgungsberechtigten vor. Zu seiner vollständigen Deckung wäre eine Einfuhr von 9 Millionen Tonnen an Nahrungs- und Futtermitteln erforderlich. Jedoch ist die Möglichkeit der Einfuhr infolge des Valutaelends äußerst gering und wird sehr bald noch viel geringer werden, wenn wir nicht in höherem Maße Ausfuhr treiben können. Nach dem obenerwähnten Sachverständigengutachten betragen die 1921 einzuführenden Nahrungs- und Futtermittel etwa 5½ bis 6 Millionen Tonnen zu dem ungeheuren Wert von ungefähr 3½ Milliarden Goldmark. Trotz dieser ungeheuren Last für unsere Finanzwirtschaft verbleibt immer noch ein beträchtliches Nahrungsdefizit, das die Unterernährung weiter Kreise der Bevölkerung fortbestehen läßt. Die heimische Landwirtschaft kann zur Ernährung unserer Bevölkerung, deren Agrarbasis heute etwa zur Hälfte im Ausland liegt, in dem früheren Maße erst wieder beitragen, wenn sie sich durch langsamen Wiederaufbau, insbesondere durch umfangreiche Einfuhr von Dünge- und Futtermitteln, erholt hat. Auf lange Jahre hinaus wird dies kaum angängig sein, so daß auch weiterhin der Lebensbedarf etwa der Hälfte der Bevölkerung durch Industrie und Handel aufgebracht werden müßte. Ob dies möglich, scheint mir aus den in meinem obenerwähnten Artikel angeführten Gründen sehr unwahrscheinlich, zumal zu diesem Problem auch noch die Fragen künftiger Rohstoffversorgung und volkswirtschaftlicher Kapitalienbildung treten, die jedoch später behandelt werden sollen.

Am Schlusse möchte ich nur eines betonen, nämlich daß unsere Landwirtschaft, wie manche Wirtschaftspolitiker glauben, nicht in der Lage ist, das heutige Bevölkerungsproblem zu lösen. Besonders möchte ich Max v. Gruber[*] entgegentreten, der glaubt, durch allerlei Berechnungen von nötigen Energiemengen die für unsere Bevölkerung erforderlichen Kalorien durch die Landwirtschaft bereitstellen zu können, ein System, das uns von der Kriegszeit her wegen seiner »Verrechnungen« noch in unangenehmster Erinnerung ist, denn der Mensch ist schließlich keine Maschine.

[*] »Die Ernährungslage des deutschen Volkes« in den »Süddeutschen Monatsheften«, 3, XVIII.

Prostitution, Sittlichkeit und Geschlechtskrankheiten

Von Henni Lehmann

Daß wir die Prostitution, den gewerbsmäßigen Selbstverkauf der Frau zu geschlechtlichen Zwecken, nicht beseitigen können, wie immer noch vereinzelt naive Gemüter, besonders unter den Frauen, meinen, unterliegt keinem Zweifel. Wir können sie nur eindämmen und ihre schlimmsten Folgeerscheinungen für den einzelnen und die Gesamtheit verhindern oder doch verringern. Man kann die Frage der Prostitution von zwei Seiten betrachten, von der der Sittlichkeit und von der der Gesundheit aus. Wer vom strengen Sittlichkeitsstandpunkt ausgeht, so wie ihn die Tradition geprägt hat, sieht in der Prostituierten nicht selten nur die Schuldige, die Verführerin, die Lasterhafte, nicht das Opfer. Ein Festhalten an der Strafbarkeit scheint diesem Standpunkt geboten. Heute ist die Strafe vorgesehen für solche Prostituierte oder, wie das geltende Strafgesetz sich in geschmackvoller Weise ausdrückt, für »Weibspersonen«, welche, ohne der Polizeiaufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treiben oder, wenn sie einer solchen Aufsicht unterstellt sind, den erlassenen Polizeivorschriften zuwiderhandeln. Diese Stellung unter Polizeiaufsicht pflegt man als Reglementierung der Prostitution zu bezeichnen. Gegen sie wird seit langem ein leidenschaftlicher Kampf gekämpft von der internationalen Föderation zur Bekämpfung der staatlich reglementierten Prostitution. Man pflegt deren Standpunkt als den »abolitionistischen« zu bezeichnen. Die deutschen Gegner der Reglementierung führen an, daß sie die Prostituierte der Ausbeutung aussetzt durch Zuhälter und Wirte, und daß ihr, wenn sie einmal unter Polizeiaufsicht steht, die Rückkehr in ein geordnetes Leben nahezu unmöglich ist. Ferner daß die regelmäßige ärztliche Untersuchung, welche vor allem die in Bordellen Wohnenden erfaßt, so gut wie zwecklos ist, weil zwischen zwei Untersuchungen soundso oft eine Neuansteckung erfolgt, daß im Gegenteil diese Untersuchung Männer in eine trügerische Sicherheit wiegt und zum Bordellbesuch veranlaßt. Das erteilte Zeugnis bedeutet für die Prostituierte gewissermaßen einen Gewerbeschein zur Betreibung eines nicht gestatteten Gewerbes. Zudem weisen sie darauf hin, daß einerseits das gewohnheitsmäßige Vermieten an Prostituierte als Kuppelei unter Strafe steht (nach dem neuen Strafgesetzentwurf nur, wenn damit ein Ausbeuten verbunden ist), andererseits die Polizei selbst aber die Bordelle kennt und inspiziert oder auch den Prostituierten bestimmte Straßen als Wohnung zuweist. Letzteres System bezeichnet man als Kasernierung.

Nach meinen Beobachtungen in verschiedenen Mittelstädten bedeutet diese Kasernierung eine ganz üble Gefahr für die heranwachsenden Jünglinge. In den oberen Schulklassen der höheren Schulen wird es direkt zu einem Sport der Neugier, einmal allein oder in Gesellschaft durch solche Kasernierungsstraßen zu gehen. Das Weitere schließt sich an.

Der ganzen Frage — Bordell, Kasernierung — treten wir Frauen aber, wenn wir frauenhaft empfinden, doch noch mit einer anderen, vielleicht mehr gefühlsmäßigen Einstellung entgegen, der der Geschlechtsgenossin zur Geschlechtsgenossin. Auch die Prostituierte ist uns die schwer herabgewürdigte Frau, und insbesondere das System des Bordells stößt uns zurück, nach welchem die Insassin von einem Dritten, dem Bordellhalter, zum Zweck geschlechtlichen Verkehrs verkauft oder vermietet wird. Ist es nicht ungeheuerlich, wenn ein Arzt in der Münchener »Medizinischen Wochenschrift« ein Schema über den Betrieb von Mainzer Bordellen, die nach Vorschrift der französischen Besatzungsbehörde eingerichtet werden mußten, aufstellt — ein Schema, nach dem dort vier Häuser mit etwa siebzehn Mädchen bestehen? Diese Mädchen müssen von Montag bis Freitag täglich vierzig bis fünfzig Farbige, Sonnabend und Sonntag siebzig bis achtzig empfangen! Auf weitere Einzelheiten will ich mich nicht einlassen. Die Tatsache genügt, um über die ganze Einrichtung des Bordells den Stab zu brechen.

Anhänger des Bordellwesens führen außer dem bestrittenen hygienischen Nutzen vor allem an, daß man Prostituierte nicht überall in normalen Familien wohnen lassen dürfe. Die Wohnfrage ist in der Tat eine Schwierigkeit. Es ist sicher verfehlt, wenn man etwa in einzelnen Städten Bordelle auflöst und sich gar nicht darum kümmert, in welcher Weise die Mädchen unterkommen. Eine Wohnregelung, die verhindert, daß sie in Familien mit heranwachsenden Kindern wohnen, wäre anzustreben. Sie wäre wohl auch zu erreichen und ihre Durchführung mit Hilfe der Polizeipflegerinnen zu kontrollieren. Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß heute schon die geheime Prostitution, die sehr viel zahlreicher ist als die öffentlich reglementierte, ihre Mitglieder in allen Arten von Wohnungen hat. Und sie ist gesundheitlich noch dazu meist gefährlicher.

Es ist sehr interessant, daß, während die Franzosen augenblicklich so festhalten am Bordellsystem, der französische Gesetzentwurf betreffend die Prostitution und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vom 7. Dezember 1906 (veröffentlicht von Dr. Max Quarck: »Gegen Prostitution und Geschlechtskrankheiten«) absieht von jeder Art der polizeilichen Reglementierung der Prostitution. Er schreibt ausdrücklich vor, daß niemand auf Grund der Tatsache, daß er Prostitution treibt, anders als durch Gesetz Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit unterworfen werden darf. Dieser gleiche Entwurf bringt eine Reihe sehr ausführlicher Bestimmungen über Minderjährige, die Prostitution treiben, Bestimmungen, die sich mit unseren Fürsorgeerziehungsmaßregeln berühren. Sie zeichnen sich aber dadurch aus, daß sie ganz besonderen Wert auf Unterricht und Ausbildung in den Anstalten legen. Sie unterscheiden auch nicht zwischen weiblichen und männlichen minderjährigen Prostituierten. Die deutschen Bestimmungen über Prostitution erfassen dagegen ganz einseitig die Frauen. Nach dem französischen Entwurf soll nur strafbar sein, wer an bestimmten öffentlichen Orten in einer Vereinigung von mehr als zwei Personen zum Geschlechtsverkehr auffordert durch unanständige Mittel oder Worte, oder wer Minderjährige beiderlei Geschlechts dazu verleitet. Der Schutz der Minderjährigen tritt auch hier prägnant hervor. Die Bestimmung »in einer Vereinigung von mehr als zwei Personen« würde einem widerlichen Straßenkreiben Einhalt tun können, das sich heute in bestimmten Stadtgegenden, in denen die männliche Prostitution heimisch ist, sehr unerfreulich bemerkbar gemacht haben soll.

Der deutsche Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten faßt demgegenüber nur die hygienische Seite ins Auge. Die Bestimmungen sind aber so formuliert, daß tatsächlich wieder im wesentlichen nur die weiblichen Prostituierten erfaßt werden, wie ich schon sagte; besonders der § 3, in dem es heißt: »Personen, die dringend verdächtig sind, geschlechtskrank zu sein und die Geschlechtskrankheiten weiterzuverbreiten.« Diese sollen angehalten werden und einer ärztlichen Überwachung unterstellt werden können. Es ist ja unbedingt zuzugeben, daß eine Prostituierte, die soundso oft täglich den Geschlechtsverkehr vollzieht, Krankheiten leichter verbreitet als der Mann, der seltener verkehrt. Aber man mache sich klar, daß gerade beim Manne die Gefahr der Übertragung in die Familie weit stärker ist. Und diese Übertragung ist bevölkerungspolitisch verhängnisvoller für die Nachkommenschaft, während die gewerbsmäßige Prostituierte kaum je Kinder zeugt, auch meist später gegen die Krankheit immun wird. Deshalb bleibt schließlich doch nur die unbedingte Meldungspflicht der Geschlechtskrankheiten übrig, wie sie die Verordnung des Regierungsrats von Zürich vom 2. Oktober 1920 vorsieht. Darin werden Geschlechtskrankheiten als anzeigepflichtige epidemische Krankheiten erklärt. Die Anzeigen gehen an das eidgenössische Gesundheitsamt in Bern unter Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses.

Die Meinung über Behandlungszwang und Anzeigepflicht sind geteilt. Auf dem internationalen Föderationskongreß, der vom 3. bis 7. November 1921 in Rom tagte, trat man von englischer, italienischer und holländischer Seite für das System der Freiheit ein und verlangte kostenfreie Behandlung und allgemeine Aufklärung. Ein

extremer Individualismus ist hier ausschlaggebend. Es hängt wohl mit unserer heutigen stärkeren sozialistischen Einstellung zusammen, daß wir das Interesse des Individuums hinter dem der Gesellschaft mehr zurückstellen. Das wirkt auch bei Kreisen mit, die sich dessen gar nicht bewußt werden und offiziell sozialistische Gedankengänge ablehnen. Skandinavien nähert sich der deutschen Auffassung. Die Meinungen der deutschen Ärzte über die Unbedingtheit der Anzeigepflicht sind geteilt. Professor v. Düring tritt entschieden dafür ein. Es will in der Tat als ein gefährlich Ding erscheinen, dem Arzt die Entscheidung über die Anzeige zuzuschieben. Der Erpressung wird Tür und Tor geöffnet und der Arzt in die Rolle des Denunzianten gedrängt.

Wenn ich im Beginn sagte, für uns käme wesentlich bei Beurteilung der Frage der natürliche Frauenstandpunkt in Betracht, so ist damit gleichzeitig gesagt, daß es für uns wesentlich ist, die in die Prostitution geratenen Unglücklichen wieder aus dem Sumpf herauszuziehen, insbesondere die Minderjährigen. Pfarrer Wüterich meint in dem in der Neuen Zeit von mir besprochenen Blaumschen Lehrbuch der Jugendpflege, das Festhalten an der Strafe schrecke doch ab, und die Reglementierung erleichtere die Erfassung zu Bewahrungszwecken. Die erste Angabe halte ich fast allgemein für unzutreffend, die zweite Annahme für trügerisch. Die Bewahrung ist weit besser zu erzielen durch Behütung als durch Strafe, die Rettung durch Ausgestaltung der Fürsorge, nicht durch Polizeimaßnahmen. Dazu ist aber auch eine ganz andere Ausgestaltung des Fürsorgewesens und der Fürsorgeerziehung nötig. Mögen noch so viele Minderwertige — Imbezille — unter den Prostituierten sein, sie haben auch Seelen. Diese zu finden, das ist das Geheimnis hier wie anderswo. Aber diese Seelen werden mit dem Körper vernichtet und zertreten.

Literarische Rundschau

Otto Schembor, **Die genossenschaftliche Gemeinwirtschaft.** (Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, 15. Heft.) Dresden 1921, Verlag von Zahn & Jaensch. 210 Seiten. Preis 25 Mark.

Das Buch ist das 15. Heft der Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, es behandelt die Entstehung, die Arten, die Aufgaben, die Arbeitsweise, den gegenwärtigen Stand und die zukünftigen Ausbaumöglichkeiten der Genossenschaften. Der Verfasser geht von der richtigen Beobachtung aus, daß das weitverzweigte Genossenschaftswesen für die gemeinwirtschaftliche Neuformung unseres Wirtschaftslebens, wie sie gegenwärtig erstrebt wird, wichtige Vorarbeit geleistet hat, und daß es berufen ist, auf diesem Gebiet bahnbrechend und wegweisend zu wirken. Einleitend untersucht er die geschichtlichen Formen genossenschaftlicher Wirtschaftsführung sowie die verschiedenen neuzeitlichen Richtungen und Strömungen im Genossenschaftswesen. Sodann schildert er den Werdegang des genossenschaftlichen Gedankens und seine praktische Auswirkung, wobei er die Erzeugergenossenschaften (landwirtschaftliche, gewerbliche, Produktiv- und Arbeitsgenossenschaften), die Verbrauchergenossenschaften (Konsum-, Bau- und Wohnungsgenossenschaften) sowie verschiedene andere Genossenschaften (Händlereinkaufsgenossenschaften, Bezugs- und Produktivgenossenschaften der Gastwirte, Fischereigenossenschaften usw.) behandelt. Von besonderem Interesse sind die Bemerkungen des Verfassers über die Stellung des Staates zur Genossenschaftsbewegung und über die Aussichten und Ausbaumöglichkeiten der Genossenschaftsbewegung. Er weist dem Staate die Pflicht zu, den genossenschaftlichen Bestrebungen in jeder Weise Förderung angedeihen zu lassen, weil die Genossenschaften die Pioniere der neuen Wirtschaft sind.

Im Schlußkapitel seines Buches hebt Schembor mit Recht hervor, es sei eine Utopie, wenn man glauben wollte, daß aus der Asche des Weltkriegs über Nacht

ein funkelnagelneues wirtschaftlich-gesellschaftliches Gebilde hervorgezaubert werden könne, es sei aber auch ein Irrtum, zu glauben, es lasse sich das bisherige Wirtschaftsleben einfach wieder einführen. Unser soziales und wirtschaftliches Leben schreit geradezu nach Erneuerung, aber diese Erneuerung läßt sich nur bewerkstelligen, wenn wir den Boden, auf dem wir stehen, Schritt für Schritt erneuern, was aber nur geschehen kann, wenn wir die in der kapitalistischen Wirtschaftsweise erprobten Kräfte und Methoden verbinden mit dem Streben nach Zweckmäßigkeit, Sparsamkeit und Gemeinnützigkeit. Hierzu sind die Genossenschaften die geeigneten Faktoren, sofern sie es verstehen, in einer reichgegliederten Organisation tüchtigen Einzelpersönlichkeiten Ellenbogenfreiheit zu gewähren und zugleich möglichst breite Massen zur Mitarbeit heranzuziehen. Wenn dann noch eine gründliche genossenschaftliche Erziehung hinzukommt, damit wir Menschen bekommen, die Gemeinsinn besitzen, so wird die Umgestaltung unserer Wirtschaft in der Richtung zum demokratischen Sozialismus leichter vonstatten gehen, als wenn wir alle Arbeit dem Staat überlassen. Dieser Gedanke kommt im Schemborschen Buche zum Ausdruck, weshalb es wärmste Empfehlung verdient.

Franz Laufkötter

Edgar Galin, **Platon und die griechische Utopie.** München und Leipzig 1921. Verlag von Duncker & Humblot. 285 Seiten.

Die alten Griechen, ein phantasiebegabtes Volk, haben zahlreiche Utopien geschaffen, in denen sich die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Zustände und die Sehnsüchte und Träume der Menschen jener Tage widerspiegeln, die auch heute noch lebhaftes Interesse bieten nicht nur wegen ihrer künstlerischen Form, sondern auch wegen ihres sachlichen Inhalts. Der Verfasser des vorliegenden Werkes, ein genauer Kenner Alt-Griechenlands, will nicht das Verhältnis zwischen Utopie und Wissenschaft erörtern — das soll die Aufgabe einer späteren Arbeit sein —, er will vielmehr im weitesten gesellschaftlichen und kulturellen Umfang das Wesen der Utopie nach Ursprung und Art, nach Ziel und Lehre und Staatsbild behandeln. Zu dem Zweck läßt er die einzelnen Utopien vor dem geistigen Auge der Leser vorüberziehen, das heißt jene Werke, die sich in dichterischer oder literarischer Form mit der Frage der Ordnung eines Staates beschäftigen, um dadurch die Entwicklung des menschlichen Geistes von der Antike zur Moderne, von der Utopie zur Wissenschaft zu verfolgen. Zur eingehenden Behandlung gelangen: Platons Politeia und Nomoi (Staat und Gesetze), Aristoteles' Politik, Zenons Politeia, Xenophons Kyropädie, Theopompos' Meropis, Hekataios' Aigyptiaka, Euhemeros' Heilige Inschrift, Jambulos' Sonneninsel und Ciceros De re publica. Um die Häufigkeit und Stetigkeit der Staatsschriften zu erweisen, zählt Galin im Nachtrag eine Reihe von Schriftstellern auf, die Kommentare zu den platonischen Werken verfaßt haben: Theophrast, Xenokrates, Demetrius von Thaleron, Straton, Chrysipp, Diogenes von Sinope, Kleanthes, Dikaiarch und andere. Der Verfasser wird diesen Stoff in einem folgenden Werke über die christliche Utopie behandeln.

Die ungemein fleißige, von eingehendem Studium zeugende Arbeit, die eine schätzbare Bereicherung der Sozialgeschichte bildet, verdient wärmste Empfehlung.

Franz Laufkötter

Druckfehlerberichtigung. In den Artikel von A. Ellinger: »Die Sozialisierungsbewegung im deutschen Baugewerbe«, Heft 24, S. 561, 9. Zeile hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Der dort erwähnte Auftragsbestand beträgt nicht 5 Millionen, sondern 500 Millionen Mark.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

In neuer Auflage sind soeben erschienen:

Vorläufer des neueren Sozialismus

Komplett in vier Bänden

* * *

Erster Band: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter. Von **Karl Kautsky.** Erster Abschnitt: Die Grundlagen des Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation. Zweiter Abschnitt: Kommunistische Sekten im Mittelalter.

6. Auflage ◆ Internationale Bibliothek Band 47.

Preis gebunden 45 Mark.

Zweiter Band: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. Von **Karl Kautsky.** Erster Abschnitt: Die deutsche Reformation und Thomas Münzer. Zweiter Abschnitt: Die Wiedertäufer.

6. Auflage ◆ Internationale Bibliothek Band 48.

Preis gebunden 45 Mark.

Neu eingefügt:

Dritter Band: Die beiden ersten großen Utopisten: Thomas More von **Karl Kautsky, Thomas Campanella** von **Paul Lafargue.**

Der Jesuitenstaat in Paraguay. Von **Paul Lafargue.** Mit je einem Porträt von More und Campanella.

Internationale Bibliothek Band 48a ◆ **Preis gebunden 30 Mark.**

Vierter Band: Der Sozialismus in Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Von **H. Lindemann.**

Der utopische Sozialismus und die kommunistischen Versuche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Von **Morris Hillquit.**

Internationale Bibliothek Band 48b ◆ **Preis gebunden 35 Mark.**

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Das Erkenntnisproblem

Ein historisch-kritischer Versuch

von

Viktor Thomas

Großoktav 194 Seiten

Preis gebunden 30 Mark

✦✦✦

Das oben angezeigte Buch hätte bereits im Jahre 1913, fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Josef Dietzgens erscheinen sollen. Durch den Krieg und seine Folgen hat es eine achtjährige Verspätung erlitten. Die vorliegende Arbeit macht den Versuch, in die Gedankenwelt Josef Dietzgens historisch einzuführen. „Je weiter die moderne Arbeiterbewegung fortschreitet", schreibt der Verfasser, „desto offenkundiger wird es auch, daß der Sozialismus nicht nur eine politische Machtfrage, sondern eine Frage der Gesamtkultur ist. Aus der Praxis heraus sind die umfassenden Bildungsbestrebungen der letzten Jahre entstanden. Und die Praxis ist es auch, die zur steigenden Ausnützung der Dietzgenschen Gedankenarbeit führen muß."

„Kaum ein anderer hat soviel getan, um des Aberglaubens Joch von des Proletariers Stirn zu nehmen, wie Josef Dietzgen. Nicht mehr in dumpfer Resignation sollen sie zu Boden schauen, sondern frei ausblicken in das Reich der Zukunft. Dann wird es um so eher gelingen, auch der Armut Ketten abzuwerfen." Diese Worte, mit denen G. Eckstein einen Artikel zum fünfundzwanzigsten Todestag Josef Dietzgens schließt, kennzeichnen in treffendster Weise die Richtung, in der die unmittelbar praktische Bedeutung von Josef Dietzgens Philosophie liegt. Mit ihrer universellen Denkmethode faßt sie die revolutionäre, umwälzende Natur der sozialistischen Lehren zu einer höheren Einheit zusammen. Den Geist, der die Gegenwart erkennt und die Zukunft schafft, lernen wir durch sie in seinem Naturzusammenhang kennen.

BOUND
AUG 9
UNIV. OF MICH.
LIBRARY





